

















2001  
15



Digitized by the Internet Archive  
in 2011 with funding from  
Research Library, The Getty Research Institute

<http://www.archive.org/details/algemeinegeschic01schr>









# Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America.

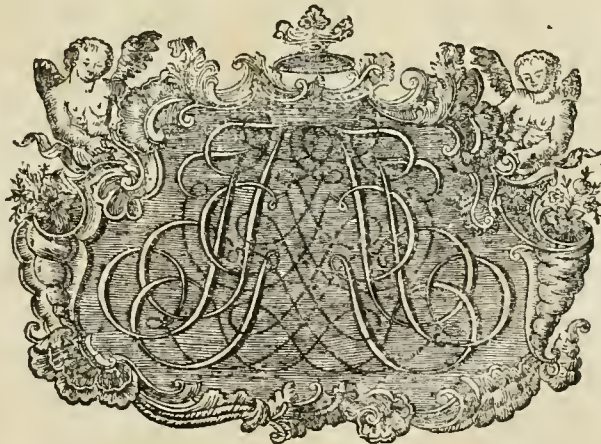
---

## Erster Theil.

---

Mit einer Vorrede  
Siegmund Jacob Baumgartens

der h. Schrift Doctors und öffentl. Lehrers, auch des theologischen Seminarii Directors auf der königl.  
preußl. Friedrichsuniversität in Halle.



*Buchhammer*

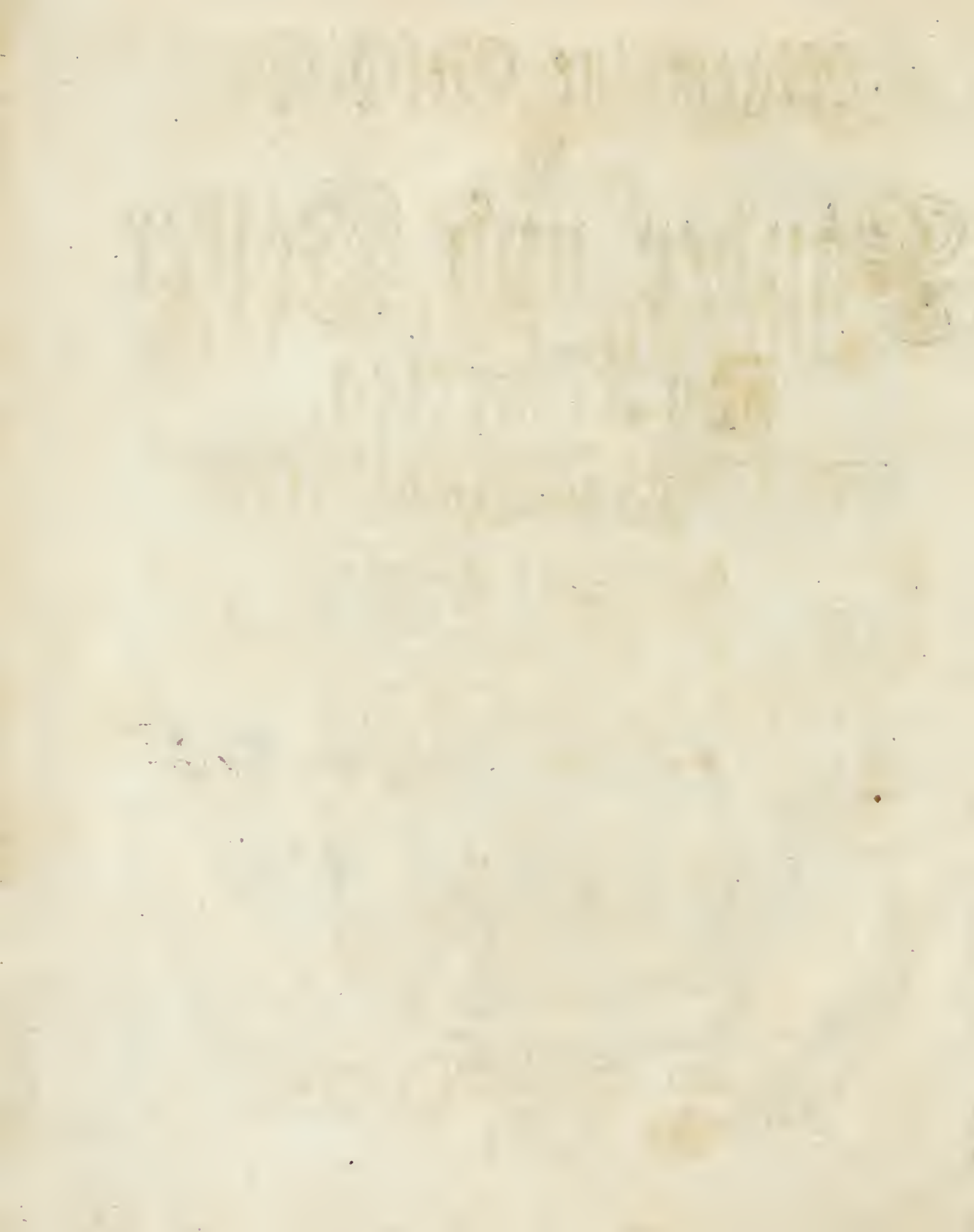
---

Mit vielen Kupfern.

---

Halle, bey Johann Justinus Gebauer.

1752.





Dem

Hochwürdigem, Hochwohlgebornen Herrn,

H e r r n

Johann Friderich  
von Münchhausen

des Hohen Stifts zu Halberstadt  
Domherrn,

Erb- Lehn- und Gerichtsherrn  
auf Leizkow, Mökern, Hobeß, Pabstdorf und Lochau &c.

meinem Gnädigen Herrn.

សម្រាប់ ឯកសារ ប្រើប្រាស់ តាម ប្រព័ន្ធ

២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២

ការងារ ប្រចាំ ឆ្នាំ ២០២២





Hochwürdiger,  
Hochwohlgeborner Herr,  
Gnädiger Herr!



So groß das einstimmige Verlangen aller derer  
gewesen, die das Glück und die Gnade ge-  
habt, den weiland Hochwürdigen und  
Hochwohlgebornen Herrn, Herrn  
Hilmer von Münchhausen, des hohen Stiffts zu  
Magde-

Magdeburg Domherrn, auch Erb- Lehn- und Gerichts-herren auf Möckern, Pochau, Leizkow und Hobeß, Dero vielgeliebten Herrn Bruder zu kennen und einen Zutritt zu demselben zu haben, seine Tage verlängert zu sehen; so rührend ist dagegen nunmehr die Betrübniß, da die Providenz hierunter ein anders bestimmt, und diesen mit wahrhaften adelichen Tugenden begabten Herrn, obwol in einem ziemlichen Alter, dennoch aber vor alle aufrichtige Freunde und getreueste Diener viel zu früh, aus der Welt abgefordert.

Ich kan mich mit volkommnem Rechte unter die Zahl derer rechnen, die an einem längern Lebensziele dieses Wohlseiligen wahren Antheil genommen und solches innigst gewünschet haben würden. Denn die besondere Gnade, die Derselbe jederzeit zu mir getragen, war von solcher Beschaffenheit, daß ich solche nie gnugsam werde erheben können.

Ob nun zwar alle und jede mir erwiesene Gnadenbezeugungen insgesamt von besonderm Werthe sind: so ist doch die vorzüglichste diejenige mit, daß ich durch Dessen Vermittelung die Bekantschaft von Ew. Hochwürden Gnaden erlanget. Gewis, eine Bekantschaft, die ich um so höher schätze, je mehr ich in Derd hochadelichen Person alle Dessen nie genug zu rühmende Eigenschaften hinwiederum zu verehren Ursache finde.

Es würde Ew. Hochwürden Gnaden, deren edle Gemüthsneigung auch eine ungemeine Mäßigung liebt, theils nicht angenehm seyn, wenn ich, ohnerachtet ich mich dazu völlig

lig



lig berechtigt erachten könnte, von Deroselben eine wahre Liebe zur Religion, eine Kenntniß gründlicher Gelehrsamkeit, eine allgemeine Menschenliebe; überhaupt alles, was mit Recht rühmlich genennet werden kan, alhier anführen wolte; theils würde auch meine Feder zu unvermögend seyn, solches seinem Werthe nach gehörig auszudrucken. Daher wil ich mich blos auf die Kenntniß aller, und insbesondere derer beziehen, welche Dieselben Dero Umgangs würdigen.

Diesen ist auch die besondere Zerküßlichkeit bekant, womit Ew. Hochwürden Gnaden alles dasjenige, was zu Erweisung einer vollkommen Ehrerbietung abzielet, so gering es auch seyn möge, nie verschmähen, sondern einer aufrichtigen Absicht allemal den Mangel des Werthes ersetzen lassen.

In diesem Vertrauen wage ich auch, Ew. Hochwürden Gnaden eine Arbeit zuzueignen, wovon Dero wohlseeliger Herr Bruder auf gewisse Masse ein Veranlasser genennet werden kan, und deren Original wegen der darin befindlichen Merkwürdigkeiten von einem grossen Regenten Frankreichs eines gnädigen Anblicks gewürdiget worden.

Dabey bitte ganz gehorsamst, dieses mein Unternehmen theils als ein obwol schwaches, dennoch aufrichtiges Zeichen meiner unendlichen Verbindlichkeit gegen Dero wohlseeligen Herrn Bruder, theils auch als ein eifriges Verlangen, mich auch Dero Gnade theilhaftig gemachet zu sehen, zu betrachten.



Solte ich diesen meinen gewünschten Zweck erreichen, so werde ich mich dadurch besonders beglückt erachten, auch mein vornemlichstes Bestreben dahin gerichtet seyn lassen, mich mit vollkommenster Ehrfurcht lebenslang zu nennen

Hochwürdiger, Hochwohlgeborner  
Herr,

Em. Gnaden

ganz gehorsamster Diener

J. F. C.



Geneigter Leser,



**D**ie Geschichte der Länder und Völker von America, oder der nicht ohne Grund so genannten neuen Welt, enthalten eine solche Menge von reizenden Merkwürdigkeiten und mannichfaltigen Abwechselungen, deren Kenntniß immer erheblicher wird, je mehr die europäischen Reiche, ausser den aus dieser Fundgrube geholten kostbaren Metallen, Edelsteinen und Schätzen, den Werth ihres übrigen Eigentums in diesem grossen Welttheil einzusehen und ihre fast aus ganz Europa daselbst errichtete Pflanzvölker zu vermehren und zu nutzen anfangen, daß eine allgemeine Beschreibung derselben keiner besondern Anpreisung benötigt zu seyn scheint. Ich werde mich daher in dieser Vorrede zur gegenwärtigen Schrift, deren erster Band alhier geliefert wird, auf die bloße Anzeige der gesamten Einrichtung und des eigentlichen Inhalts derselben einschränken: womit Lesern zur eignen Beurtheilung ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit sowol, als wirklichen Beförderung ihres vortheilhaften Gebrauchs, am meisten gedienet ist; sonderlich wenn dabei die Quellen der ertheilten Nachrichten hinlänglich gemeldet werden, die theils von dem geschickten und fleißigen Verfasser gebraucht worden, theils zur ausführlichen Kenntniß umständlicherer Abhandlungen einzelner Stücke dieser Geschichte verglichen werden können.



## D. Baumgartens Vorrede.

Es bestehet demnach dieses Werk aus zwey Hauptabtheilungen. In der ersten wird von der Lebensart und Verfassung, oder von den Sitten und Gebräuchen der so genannten Wilden in America gehandelt, und eine Vergleichung derselben mit den Alterthümern der ungesitteten Zeiten der übrigen Welttheile angestellt: in der zweiten aber werden die eigentlichen Geschichte der americanischen Länder, seit ihrer Entdeckung von den europäischen Völkern, nach den verschiedenen Eroberungen und errichteten Herrschaften auch Pflanzstädten dieser letztern in denselben, nach einer in der Zeitfolge gegründeten Ordnung vorgetragen.

Die in der ersten Abtheilung gelieferte Beschreibung der americanischen Wilden ist eine Uebersetzung der lesenswürdigen Schrift, welche Jos. Franc. Lafitau (1) im Jahr 1723 herausgegeben, unter der Aufschrift: *Mœurs des Sauvages Americains comparées aux mœurs des premiers tems*, par le P. Lafitau de la Compagnie de Jesus. Ouvrage enrichi de figures en taille douce. A Paris chez Saugrain l'ainé, et Charles Estienne Hochereau. Nach welcher anfänglichen Ausgabe in 2 Bänden in 4, im folgenden Jahre eine in 4 Bänden in groß 12 zu Rouen gedruckt worden. Der Beifal, welchen diese Arbeit gefunden, ist nicht nur aus den rühmlichen Urtheilen zu ersehen, die davon gefällt worden (2), sondern erhellet noch mehr aus dem starken Gebrauch derselben bey dem grossen und kostbaren Werke der Ceremonies et Coutumes religieuses de tous les peuples du Monde, représentées par des figures dessinées de la main de Bernard Picard, avec une explication historique et quelques dissertations curieuses, dessen beträchtlichste Vermerkung in der neuen Ausgabe aus dieser Schrift bestehet, die derselben fast ganz einverleibt worden (3). Und der Augen

(1) Eben dieser geübten Feder haben wir die wohlgeratene Histoire des Decouvertes et Conquêtes des Portugais dans le nouveau Monde, avec des figures en taille-douce, zu danken, welche 1733 in zwey Quartbänden herausgekommen, und einen Auszug der grossen Werke Joh. de Barros, Joh. Pet. Maffei, Em. de Saria et Sousa, Hier. Osorii, Dam. de Goes, Franc. d'Andrade und Alph. d'Albuquerque liefert.

(2) Nic. Lenglet du Fresnoy meldet von derselben im catalogue des principaux historiens p. 1680 eine Ausgabe des Jahres 1726 und urtheilet davon also: livre curieux et plein de belles recherches: Franc. Fav. de Charlevoix aber in der Liste des Auteurs

vor der histoire ou description generale de la nouvelle France p. 58; on y trouve un grand detail des mœurs, des coutumes et de la religion des Sauvages de l'Amérique, surtout de ceux du Canada, que l'Auteur avoit vûs de plus près, ayant été Missionnaire parmi les Iroquois. Aussi n'avons nous rien de si exact sur ce sujet. Le parallele des anciens Peuples avec les Ameriquains a paru fort ingenieux, et suppose une grande connoissance de l'antiquité.

(3) Wobon im 8ten Bande der Nachrichten von einer halslischen Biblioth. S. 31 2e. und sonderlich S. 45. 48 ausführlicher gehandelt wird.

Augenschein kan jederman überzeugen, daß dieser Beifal nicht ungegründet gewesen: indem man nicht leicht eine so genaue Kenntniß und umständliche Nachricht von einem Volke irgendwo antreffen wird, das von der gesitteten Welt so entfernt und abgesondert gewesen, als darin auf eine so lehrreiche und fruchtbare Art vorgetragen wird: daß nicht nur Kenner und Liebhaber der Altertümer manche unerwartete Gelegenheit und Reizung zum Nachdenken und zur Erweiterung der Gelerksamkeit finden; sondern auch jederman durch häufige Mannigfaltigkeit unbekant gewesener Dinge in einer angenehmen Aufmerksamkeit und vergnügenden Beschäftigung unterhalten wird.

Bei dem grossen, weiten und ausgedehnten Druck, der anjeto in Frankreich üblich ist, haben beide Bände der französischen Ausgabe füglich in einen gebracht, ja demselben noch der Anfang des zweiten Theils beigefügt werden können, ohne daß weder von den zahlreichen Kupfern, noch der eigentlichen Schrift das geringste weggelassen worden. Die einige Aenderung, welche der Uebersetzer vorgenommen, die 14 Hauptstücke in kleinere Abschnitte oder Paragraphen einzutheilen, und denselben jedesmaligen Inhalt den Hauptstücken vorzusetzen, wird Lesern, zu deren Bequemlichkeit solches geschehen, nicht missallen; so wenig als die Beifügung einiger doch wenigen und kurzen Anmerkungen desselben, die gegen das Ende des Buchs durch ein besonderes Zeichen, eines kleinen Kreuzes †, von den eigenen mit einem kleinen Stern \* bezeichneten Anmerkungen des Verfassers unterschieden worden. Ohnerachtet bey der Abwesenheit des Uebersetzers dieser Unterschied nicht gleich von Anfange des Abdrucks beobachtet worden: so werden sich doch die beiderley Anmerkungen durch den Inhalt selbst sehr leicht unterscheiden lassen. Eben diese Entfernung des Aufenthalts hat den Uebersetzer gehindert die Durchsichtigung der Probebogen beim Abdruck seiner Arbeit zu übernehmen, daher mehrere Druckfehler eingeschlichen, als sonst würde geschehen seyn: die doch am Ende dieses Bandes angezeigt worden, und leicht gehörigen Orts geändert werden können.

Ohnerachtet nun dem anfänglichen Entwurf zu Folge im gegenwärtigen ersten Bande dieses Werks nichts weiter geliefert werden sollen, als des Lafitau Arbeit; welches auch füglich hätte geschehen können, wenn der zweite Band eine bloße Uebersetzung und mit einigen Zusätzen geschehene Erweiterung der von Bruzen la Martiniere verfertigten Geschichte von America, im 2ten Th. seiner 1735 herausgegebenen Introduction a l'histoire de l'Asie, de l'Afrique et de l'Amerique, pour servir de suite à l'Introduction à l'histoire du Baron de Puffendorf (4) enthalten sollen: so hat darin dennoch eine Aenderung getroffen werden

b 3

(4) Die 30. Jahr vorher in England herausgekommene Fortsetzung und Vermehrung der puffendorfschen Historie, enthält zwar im zweiten Bande an introduction



## D. Baumgartens Vorrede.

werden müssen, nachdem sich der Verfasser und Verleger zum Vortheil der Leser entschlossen, eine ganz neu ausgearbeitete Geschichte zu liefern: von welcher als hier bereits der Anfang mitgetheilet wird, damit die verhältnismäßige Grösse beider Bände besser beobachtet werden könne.

Diese zweite Abtheilung bestehet nach der Einleitung aus sechs Büchern. Vor der Einleitung ist noch das nützliche chronologische Verzeichniß der Entdeckungen der neuen Welt von den Europäern, und ihren daselbst sowol gemachten Eroberungen als errichteten Herrschaften und Pflanzvölkern anzutreffen, welches im ersten Theil der vom Charlevoix 1745 herausgegebenen *Histoire et description generale de la nouvelle France* befindlich ist, und Lesern einen allgemeinen Entwurf der besondern Nachrichten, die im folgenden zu erwarten sind, vorlegen, auch die in der übrigen Schrift beobachtete Ordnung begreiflich machen kan.

Die Einleitung selbst enthält zwei Hauptstücke. Im ersten wird von America überhaupt gehandelt: im zweiten aber von der Entdeckung und Beschaffenheit der canarischen und azorischen Inseln, welche vor der Entdeckung von America selbst den Europäern bekant und von denselben bevölkert worden.

Das erste Buch liefert die ersten Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in fünf Hauptstücken: von welchen das erste die vom Christoph Colombo gemachte Entdeckungen; das zweite, die nächsten Entdeckungen und Anbauungen; das dritte, die Eroberung des goldenen Castiliens von Darien bis Panama; das vierte die Beschreibung der Antillen; und das fünfte die Beschreibung von Terra Firma ertheilet.

Vom zweiten Buche, welches die übrigen Entdeckungen und Eroberungen der Spanier enthält, ist alhier nur der erste Abschnitt des ersten Hauptstücks befindlich, darin die wichtige und vom Solis so schön beschriebene Entdeckung und Eroberung von Mexico erzählt wird: worauf im zweiten Bande die Beschaffenheit und vormalige sowol als jezige Einrichtung dieses ansehnlichen Reichs, ingleichen auf ähnliche Art die Geschichte von Peru und Chili folgen werden.

Das dritte Buch wird von den Eroberungen der Portugiesen in America, und den merkwürdigen Geschichten Brasiliens, handeln.

Im vierten Buche werden die Entdeckungen und Herrschaften der Franzosen und Holländer in America abgehandelt werden.

Das

to the history of the Kingdoms and States of Asia, Africa and America both ancient and modern, ebenfals eine solche Geschichte von America; sie ist aber sehr kurz, bestet

het nur aus 110 Seiten in 8, und ist mit der vom Martiniere gelieferten Arbeit gar nicht zu vergleichen.

Das fünfte Buch wird die vor andern erheblichen Eroberungen, Pflanzstädte und Herrschaften der Engländer in diesem Welttheile beschreiben.

Im sechsten Buche aber sol von den Entdeckungen und Pflanzstädten der Schweden und Dänen in America gehandelt werden.

Hoffentlich werden Leser aus dem blossen Anblick dieses Entwurfs die vorzügliche Schätzbarkeit dieser gesamten Arbeit hinlänglich beurtheilen können: in dessen wird solches noch gegründeter geschehen, auch manchen Liebhabern der Geschichte ein anderweitiger Gefallen erzeugt werden, wenn alhier ein Verzeichniß der vornehmsten und brauchbarsten Bücher von den americanischen Geschichten ertheilet wird; woraus nicht nur zu ersehen seyn wird, aus was für grossen und zum Theil seltenen oder kostbaren Werken dergleichen zerstreute Nachrichten gesamlet werden müssen, und wie vieler Zusätze die besten dieser Schriften, welche vor hundert und mehrern Jahren herausgekommen, benötigt seyn; sondern auch jederman, der ausführlichere Beschreibungen einzelner Stücke dieser Geschichte zu lesen verlangen möchte, sich in Absicht der Wahl derselben Rathes erhalten kan.

Es wird dieses Verzeichniß am füglichsten nach der in des Hrn. Hofrath Christ. Gottl. Buders striivischen biblioth. historica sel. c. II §. 4-8. erwählten Ordnung eingerichtet, folglich in fünf Hauptarten von Geschichtsbüchern eingetheilet werden können: daß die erste Gattung allgemeine Beschreibungen von America enthalte; die zweite von den Geschichtsbüchern der Entdeckung dieses Welttheils und besonderer Gegenden desselben handele; die dritte die Beschreibungen einzelner Länder und besonderer Geschichte derselben liefere; in der vierten die Bücher von den Kirchengeschichten; in der fünften aber die Schriften von dem Ursprunge der americanischen Völker, und der Naturgeschichte ihrer Länder, gemeldet werden.

Zur ersten Gattung gehören dreierley Schriften: einmal die eigentlichen allgemeinen Geschichte und Beschreibungen von America, welche sich am füglichsten nach der Zeitfolge ihrer Ausfertigung melden lassen. Es sind dahin zu rechnen 1) Jos. de Acosta historia natural y moral de las Indias, en que se tratan las cosas notables del Cielo y Elementos, Metales, Plantas y Animales dellas; y los Ritos y Ceremonias, Leyes, y Gobierno, y Guerras de los Indios (5); 2) Ant. de Herrera historia general de los hechos de los Castela-

(5) Die erste Ausgabe ist 1590 zu Sevilla herauskommen, vermehrt aber 1591 wieder aufgelegt, auch zu Madrid 1608 und 1610 nachgedruckt worden. Die italienische Uebersetzung vom Paul Gallucci ist 1595 und die französische vom Rob. Regnaud 1598

und 1606 herausgekommen. Die deutsche hat folgende Aufschrift: „America, oder wie mans zu teutsch nennet, die neue Welt, West India, vom Herrn Josepho de Acosta in sieben Büchern, eines Theils in lateinischer, und eines Theils in hispa-



## D. Baumgartens Vorrede.

nos en las Islas y Tierra firma del Mar Oceano (6): 3) **Juan de Torquemada** la monarehia indiana en 21 libros (7): 4) **Casp. Ens Indiae occidentalis historia** (8): 5) **Joh. de Laet** nouus orbis, seu descriptionis Indiae occidentalis lib XVIII, nouis tabulis geographicis et variis animantium, plantarum, fructuumque iconibus illustrata (9): 6) **Joh. Lud. Gottfrieds** neue Welt und

ameri-

spanischer Sprache beschrieben. Gedruckt zu Urfel durch **Cornelium Sutorium** 1605; woben noch der Inhalt aller sieben Bücher weiltäufig gemeldet wird. Was von der anfänglich lateinischen Schrift dieses Verfassers daselbst stehet, ist nur auf die libros 2 de natura noui orbis zu deuten, die zu Salamanca 1589 und 1595, ingleichen zu Cöln 1596 herausgekommen, welche der Verfasser aber selbst ins spanische übersezt, und der vermehrten Ausgabe des obgedachten Werkes einverleibet 1591. Von der teutschen Uebersetzung ist zu Frankfurt 1617 eine andere Ausgabe herausgekommen: die lateinische vom **Jac. Hugo** von Linschotten ist sowol besonders gedruckt, als auch dem gten Theil der *Indiae occidentalis* derer de Bry einverleibet worden. Auch ist eine holländische zu verschiedenen malen wieder aufgelegte Uebersetzung davon vorhanden.

(6) Dieses Werk bestehet aus 8 Decaden, die vom Jahr 1492 bis 1554 gehen, in 4 Bänden in Folio, von welchen die beiden ersten 1601 zu Madrid aus der königlichen Druckerey, die beiden letzten aber 1615 bey **Joh. de la Coste** ans Licht getreten. In diesem Jahrhundert sind zwey Ausgaben davon herausgekommen, die eine zu Antwerpen bey **Verduffen** 1728 in 4 Bänden, die andere zu Madrid 1703 in 5 Bänden, welche von **And. Gonzalez Barcia** bis auf die jegige Zeit fortgesetzt worden. Die drey ersten Decaden sind auch französische herausgekommen, die zwey ersten 1622, und die dritte 1671. In der *struvischen bibl. hist.* p. 224 wird von diesem Werke gemeldet; quod opus latine sub titulo: nouus

*orbis seu descriptio Indiae occidentalis metaphrasae Casp. Barleo* prodiit, *Amstelodami* 1622; cui adiuncta et inserta opuscula *Iac. le Maire descriptio navigationis australis institutae* 1625; *Ioa. de More narratio navigationis* 1618; *Catalogus vocabulorum, quibus incolae insularum Salomonis vtuntur*; *Petri Ordonez de Cevallos descriptio Indiae occidentalis* etc. Welches unrichtig ist; indem **Barlai** Uebersetzung nur die *description de las Indias occidentales* enthält, welche vom gedachten Werk unterschieden ist, und als eine Einleitung in dasselbe gedruckt worden; im Jahr 1640 ist davon auch eine französische Uebersetzung herausgekommen.

(7) Die erste Ausgabe davon ist zu **Sevilla** 1615 in 3 Bänden in Folio gedruckt; die andere aber zu **Madrid** 1730, in eben so viel Bänden, vom **And. Gonzalez de Barcia** veranstaltet worden.

(8) Die völlige Aufschrift dieser sehr miltelmäßigen Arbeit lautet also: *Indiae occident. hist. in qua prima regionum istarum detectio, situs, incolarum mores, aliaque eo pertinentia, breuiter explicantur: ex variis autoribus collecta, opera et studio Gasparis Ens L. Coloniae apud Gul. Lutzenkirchen, Anno 1612: in 8 von 370 Seiten in 5 Büchern.*

(9) Dieses Werk ist in Folio zu **Leiden** bey den **Elzeviern** 1633 herausgekommen, welche auch im Jahr 1640 eine französische Uebersetzung desselben veranstaltet haben. **Charlevoix** urtheilet davon sehr vorthellhaft: cet ouvrage est rempli d'excellentes recherches tant par rapport aux etablissemens des Européens dans l'Amerique, que pour l'histoire naturelle, le caractère, et les mœurs

americanische Historien (10): 7) Arn. Montani de nieuwe en onbekende

mœurs des Ameriquains. L'Auteur a puisé dans les bonnes sources. Il étoit d'ailleurs habile homme, et fait paroître par tout un grand discernement, et une très bonne critique, excepté en quelques endroits, où il n'a consulté que des Auteurs Protestans, et s'est trop livré aux préjugés de sa religion. Die holländische Uebersetzung dieser Schrift ist 1644 herausgekommen. Die Streitschriften, welche der Verfasser mit Grotio über den Ursprung der americanischen Völker gewechselt, gehören unter die letzte Gattung von Büchern, deren im folgenden Meldung geschehen sol.

(10) Dieses vormals sehr beliebte Werk in Folio hat eine doppelte Aufschrift; die eine in Kupfer gestochene lautet also: „Historia Antipodum, oder neue Welt, das ist Natur und Eigenschaft des halben Theils der Erden, so West Indien genennet wird, der Elementen, Geschöpfen, Nationen und Inwohner, und wie dis alles durch mancherley Schiffarten entdeckt worden, mit Fleis zusammen getragen durch Joh. Ludw. Gottfried: mit Landtaseln und Kupferstücken gezieret von Matthäo Merian und von dessen Erben verlegt. Frankfurt.“ Die andere gedruckte Aufschrift ist noch ausführlicher. „Neue Welt und americanische Historien: inhaltende wahrhaftige und vollkommene Beschreibungen aller westindianischen Landschaften, Inseln, Königreichen und Provinzen, Seeküsten, fließenden und stehenden Wassern, Port und Anlandungen, Gebirgen, Thälern, Städten, Flecken und Wohnplätzen, insamt der Natur und Eigenschaft des Erdreichs, der Luft, der Mineralen und Metallen, der brennenden Vulcanen oder Schwefelbrunnen, der siedenden und anderer heilsamen Quellen, wie auch der Thier, Vögel, Fische und Würm in denselben, samt andern

1 Theil.

„wunderbaren Creaturen und Miraculn der Natur, in diesem halben Theil des Erdreichs: desgleichen gründlicher Bericht von der Inwohner Beschaffenheit, Sitten, Qualitäten, Policen und Götzendienst, Leben und Wesen, barbarischer Unwissenheit und unerhörter Grausamkeit des meisten Theils dieser wilden Leute, samt Unterscheid der Nationen, Sprachen und Gebräuchen: Item historische und ausführliche Relation 38 fürnemster Schiffarten unterschiedlicher Völker in West Indien, von der ersten Entdeckung durch Christoph. Columbus in 150 Jahren vollbracht: alles aus verschiedenen westindianischen Historien, schreiben, und mancherley Sprachen mit sonderm Fleis zusammengetragen, extrahirt, in eine richtige Ordnung der Materien und Zeit und in diese käufliche Form gebracht, durch Joh. Ludw. Gottfried: mit zugehörigen Landtaseln, Contrafacturen und geschichtmäßigen Kupferstücken zum Lust und Nachrichtung reichlich gezieret und verlegt durch Matth. Merian, Buchhändler und Kupferstecher zu Frankfurt am Mayn: Frankfurt bey denen merianischen Erben 1655.“ Welche ungeheurige Aufschrift ganz mitgetheilet wird, damit einige merkwürdige Umstände dieses Buchs begreiflicher werden. Es ist dasselbe ein blosser Auszug, ja an vielen Orten buchstäblicher Nachdruck der Sammlung, welche die Brüder de Bry und zuletzt der eine Joh. Theodoric. de Bry allein, unter der Aufschrift *India occidentalis* herausgegeben: welche nach desselben Tode seinem einen Schwiegersohn Matth. Merian zu Theil worden, so wie das ähnliche Werk *India orientalis* dem andern Wilh. Sijern. Ersterer hat, um die Kupfer solches Werks noch einmal brauchen und verkaufen zu können, schon im Jahr 1631 bey seinem Leben diesen

c

Auszug



## D. Baumgartens Vorrede.

de Weereld, of beschryving van *America* en 't Zuidland (11): 8) John Ogilby De cription of *America* (12); und 9) Olph. Dappers ausführliche und eigentliche Beschreibung von *America* (13): welchen 10) noch Gonzal. Hernandez de Oviedo historia general y natural de las *Indias* beizufügen ist, ja den meisten derselben vorgezogen werden müste, wenn es ganz und vollständig ans Licht getreten wäre (14).

Sier:

Auszug desselben geliefert, die Aufschrift aber so einrichten lassen, daß solches nicht leicht merklich werden, sondern Käufer gedachter teutsch sowol als lateinisch herausgekommenen Sammlung lust bekommen möchten, sich dasselbe auch anzuschaffen, und also einerley Werk zweimal zu kaufen. Ohnerachtet der Verfasser, der zu mehrern ähnlichen Arbeiten dieses Verlegers gebraucht worden, im allgemeinen Gelehrten Lexico Th. 2 S. 1093 als ein teutscher Historicus aus der Schweiz aufgeführt worden: so ist doch unter dem vorgegebenen Namen Joh. Ludw. Gottfried, der im gedachten Lexico Th. 1 S. 19 als ein teutscher Historicus von Strasburg gemeldete Joh. Phil. Abelin versteckt, der einige seiner Schriften unter einem falschen Namen heraus zu geben nötig gefunden, den er hernach auch in andern Schriften beibehalten, weil er bekannter geworden als sein wahrer Name.

(11) Die völlige Aufschrift dieses lesenswürdigen und aus einer sehr geübten Feder geflossenen Werks in Folio lautet also: De nieuwe - - - Zuid-Land, vervaetende d' Oorsprong der *Americaenen* en Zuidlanders, gedenkwaerdige togten derwaerds, Gelegenheid der vaste Kusten, Eilanden, Steden, Sterkten, Dorpen, Tempels, Bergen, Fonteynen, Stroomen, Huisen, de natur van Beesten, Boomen, Planten en vreeinde Gewassen, Godsdienst en Zeden, wonderliike Voorvallen, vereeuwde en nieuwe Oorlogen: verciert met Afbeeldsels na't leven in *America* gemaekt, en beschreeven door *Arnoldus Montanus*. i' *Amsterdam*, by *Jac. Meurs* 1671. Ohner-

achtet der holländische Krieg in Brasilien darin mit einer vorzüglichen Ausfürlichkeit beschrieben worden: so ist doch die ganze Schrift wohlgeraten, und Lenglets Wunsch nicht ungegründet, der im catal. des princ. historiens p. 1666 also lautet: fort bonne, et demanderoit un traducteur intelligent; on a beaucoup de traités sur les diverses parties de l'*Amerique*, mais très-peu de description generales de tout le continent. S. 40 aber schreibt derselbe noch nachdrücklicher, ouvrage curieux et fort exact, et qui meriteroit bien de paroître en *François*.

(12) Diese Schrift, welche zu London 1671 in Folio herausgekommen, ist verschiedenen andern Arbeiten dieses geschickten Schotländers an Güte nicht gleich, und nur der schönen Kupferstiche und Landkarten wegen schätzbar, hat auch eigentlich einen Theil des englischen Atlantis ausmachen sollen, den gedachter Verfasser zu liefern willens gewesen, doch nicht zu Stande gebracht.

(13) Mit dieser Arbeit, welche 1673 in Folio zu Amsterdam ans Licht getreten, hat es beinahe eben dieselbe, wenigstens ähnliche, Verwandnis als mit Gottfrieds neuen Welt (10): indem der Verleger *Jac. Meurs* die bey *Montani* Schrift gebrauchte Kupfer noch einmal zu nutzen gesucht, und sich dazu der geübten dapperschen Feder bedienet. Lenglet hat davon vortheilhaft geurtheilet S. 1666: curieuse et interessante. Elle meriteroit d' être traduite.

(14) Es ist davon nur der erste Theil in Folio zu Sevilla 1535 gedruckt worden, der

Siernächst sind zu dieser Gattung von Schriften einige allgemeine Beschreibungen von America zu rechnen, die in andern Werken angetroffen werden, und Theile derselben ausmachen: unter welchen sonderlich folgende drey angeführt zu werden verdienen; 1) Sam. Purchas relations of the discoveries, Regions and Religions of the new World (15); 2) Pet. d'Avity description generale de l'Amerique (16); und 3) Senr. Wilsons description of America (17); der grössern allgemeinen Erdbeschreibungen und geographischen Werke nicht zu gedenken, wenn dieselbe zugleich historisch eingerichtet sind.

c 2

Endlich

der aus 27 Büchern bestehet, auf welchen zwey andere Theile folgen sollen, das ganze Werk in 50 Büchern zu liefern, die aber nie zum Vorschein gekommen. In der Ausgabe zu Salamanca 1546 ist die verdadera relacion de la conquista del Peru por Franc. Xerez zu einiger Ergänzung beigelegt worden. Die französische Uebersetzung vom Joh. Poleur ist zu Paris 1556 herausgekommen: eine italiänische aber im dritten Theil der von Joh. Bapt. Ramusio besorgten Sammlung der navigationi e viaggi anzutreffen, auch besonders herausgekommen.

(15) Diese Beschreibung macht das 8 und 9te Buch der so genannten Pilgrimage dieses Verfassers aus, welche zum erstenmal zu London 1613 in Folio herausgekommen, 1614 aber und 1626 wieder aufgelegt worden: worauf seine Pilgrims oder gesamlte Reisebeschreibungen 1625 in 4 Bänden in Folio gefolget, durch deren Verlag der Verfasser verarmet.

(16) Die völlige Aufschrift dieser Beschreibung heist Descr. gen. de l'Amerique, troisieme partie du Monde, avec tous les empires, royaumes, estats et republicues: ou sont deduits et traictez par ordre leus noms, assiette, confins, mœurs, richesses, forces, gouvernement et religion, et la Genealogie des Empereurs, Roys et Princes Souverains, lesquels y ont dominé jusques à nostre temps, par Pierre D'Avity, Seigneur de Montmartin, Gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy. A Pa-

ris chez Claude Sonnin, et Denys Bechet. 1643, in Folio Sie macht den dritten Theil des grossen in 5 Theilen herausgekommenen Werks aus, welches die Aufschrift fñret: Le Monde, ou la Description generale de ses quatre parties - - seconde edition, reveuë, corrigée et augmentée au Tome de la France par F. Ranchin etc. und anfänglich unter der Aufschrift bekant gewesen, Les Estats, Empires, Royaumes et Principautez du Monde - - par le Sieur D. T. V. Y. Welche erste Ausgabe nur einen Band ausmacht, und nach der anfänglichen Auflage zu Paris 1625, ohne die ansehnlichen Verbesserungen der neuen Ausgabe, die sowol 1635 als 1643 herausgekommen, zu Geneve 1665 nachgedruckt worden. Im Jahr 1660 hat Joh. Bapt. de Rocolles eine neue Vermehrung des Werks vorgenommen, wodurch es zu 6 Bänden angewachsen; Lenglet urtheilet davon aber S. 34, à force de l'augmenter, on en a fait un mauvais ouvrage. Cependant les augmentations les plus raisonnables sont celles du Sr. Ranchin, - - celles du Sr. de Rocolles - - sont fades et languissantes en toutes manieres.

(17) Diese Arbeit, welche die neueste Verfassung gedachter Länder am genauesten bestimt, und aus 21 Hauptstücken bestehet, fñret folgende besondere Aufschrift: A Description of America, containing Conjectures of its first peopling; the Conquest of the several countries by the Europeans; the Persons, Genius, Habits, Buildings, Man-



## D. Baumgartens Vorrede.

Endlich gehören noch hieher die Samlungen der westindianischen Reisebeschreibungen, dergleichen außer den allgemeinen Samlungen, welche Joh. Bapt. Ramusio (18), Rich. Hakluyt (19), Sam. Purchas (20), Läv. Zulfius (21), Melchis. Thevenot (22), und Joh. Harris (23), nebst

Manners, Laws, Customs, Religion, Policy, Arts, Manufactures etc. of the Natives; with an Account of the present Divisions and Subdivisions of this new World, and the Vegetables, Animals and Minerals, that are to be found in each Province. Das ganze Werk aber ist zu London 1739 unter der allgemeinen Aufschrift herausgekommen; A compleat universal History of the several Dominions throughout the known World, containing an Account of their Situation, Extent, Boundaries, Climate, Air, Soil, Provinces, Cities, Towns, Curiosities, Trade, Riches, Navigation, Ports, Seas, Rivers, Mountains, Vegetables, Animals, Minerals, Laws, Governments, Monarchs, Dignities, Wars and Revolutions; also of the Persons, Complexions, Habits, Diet, Customs, Religion, Languages, Learning, Arts, and Sciences of the Inhabitants, including all that is remarkable in their geography, natural, ecclesiastical and civil history and Policy: adorn'd with Maps, copy'd from the best Originals. In Folio.

(18) Diese Sammlung der Navigazioni e viaggi besteht aus 3 Bänden in Folio, von welchen der erste 1550, der dritte 1553, und der zweite erst, nach des Verfassers im Jahr 1557 erfolgtem Absterben, 1559 zu Venedig herausgekommen. Nachher ist dieselbe mehrmals wieder aufgelegt worden, so daß 1588 die vierte Ausgabe, ingleichen 1606 und 1613 noch zwei andere ans Licht getreten, welche beide letzten mit einigen Zusätzen vermehrt worden.

(19) Hakluyts Sammlung ist in den Jahren 1598, 1599 und 1600 in drei Bänden in Folio zu London vollständig herausge-

kommen, nachdem derselbe 10 Jahre vorher nur einen einzigen Band derselben geliefert.

(20) Diese Sammlung besteht nur aus 4 Bänden in Folio: wenn einige derselben 5 rechnen, so wird die eben (15) gemeldete Pilgrimage mit den Pilgrims vermengt.

(21) Die holländische Sammlung besteht aus 26 so genannten Schiffarten in eben so viel besondern Theilen in 4, die nach Läv. Zulfii Tode bey seinen Erben, mehrentheils durch Gotthard Arthus Besorgung, herausgekommen. Einige Theile, die keine eigentliche Schiffarten enthalten, als der 18te, haben eine andere Aufschrift, 3. E. „Achter“, henter Theil der neuen Welt, das ist, gründliche vollkommene Entdeckung aller westindianischen Herrschaften, Inseln und Königreichen, die aus dem Herrera genommen worden. Verschiedene Theile enthalten mehrere Schiffarten und Reisen, obgleich die Aufschrift allezeit die Theile zu bezeichnen in der einfachen Zahl ausgedruckt worden. Weil diese 26 Theile zu sehr verschiedenen Zeiten auch an verschiedenen Orten, zu Frankfurt, Oppenheim, Hanau u. a. m. herausgekommen, sind sie selten vollständig beisammen anzutreffen.

(22) Thevenots Sammlung besteht aus 4 Bänden in Folio, die zu Paris von 1663 bis 1672 herausgekommen, und ebenfalls selten ganz angetroffen werden, sonderlich der besondern Zusätze wegen, die der Verfasser noch nach dem 4ten Theil, selbst in 4, herausgegeben.

(23) Diese Sammlung macht nur zwei Bände in Folio aus, die zu London 1705 herausgekommen: an der Ausarbeitung und Einrichtung desselben hat Harris keinen Theil

nebst einigen neuern Verfassern geliefert haben (24), besonders in der vom Joh. Ditr. und Joh. Jsr. de Bry besorgten Arbeit unter der Aufschrift *historia Americae; huc noui orbis et Indiae occidentalis*, XIII sectionibus seu partibus comprehensa angetroffen wird (25), die nicht nur gleich Anfangs teutsch sowol als lateinisch herausgekommen, sondern auch in diesem Jahr hunderte ins französische und holländische übersetzt worden (26). Die einzeln-Reisebeschreibungen werden füglich zur dritten Hauptart von Schriften gerechnet, selbst die sogenannten Reisen um die ganze Welt nicht ausgenommen; weil darin nur besondere Länder, oder die Seeküsten einiger Gegenden dieses Welttheils beschrieben werden.

Die andere Hauptart von Geschichtbüchern, welche die Entdeckung dieses Welttheils und der Länder desselben beschreiben, enthält theils allgemeinere Be-

schreibung, der nur die Aufschrift und Einleitung dazu verfertigt.

(24) Es gehöret dahin, ausser der grossen vom Churchill veranstalteten Sammlung in England, die aus sechs Bänden in Folio besteht, die von einer Gesellschaft in England angefangene, aber bereits unterbrochene, und vom Hrn. Prevot umgearbeitete sowol als nachher fortgesetzte Sammlung, deren teutsche Uebersetzung unter der Aufschrift, allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande, hinlänglich bekannt ist. Von deren Fortsetzung zu wünschen ist, daß Hr. Prevot nicht sowol einen Verfasser als Uebersetzer abgeben möchte, welches selbst bey einiger nötig befundenen Verkürzung von Nachrichten geschehen kan; seine Wahl auch auf Beschreibungen richten, die noch nicht so häufig gedruckt und in so bekannten Sammlungen bereits anzutreffen seyn, als der Holländer ostindische Reisen. Die histoire universelle des voyages faits par mer et par terre dans l'ancien et nouveau monde, welche 1707 zu Paris herausgekommen, und vom Bellegarde herrühret, ist ein kurzer Auszug der ersten Entdeckung der beiden sogenannten Indien.

(25) In Hr. Buders Struvischen biblioth. hist. p. 224 heist es: *Theodorus de Bry edidit descriptionem americanarum provinciarum et incolarum, tribus voluminibus,*

c 3 schreib

*Frankofurti 1590. 1592 f. multis acais figuris exornatis.* Womit es folgende Verwandnis hat: die Zahl der Bände kan zwar willkürlich eingerichtet werden, indessen bestehet diese ganze Sammlung aus 14 Theilen, die nach und nach vom Jahr 1590 bis 1630 herausgekommen, von welchen Ditr. de Bry nur bis 1626, da er gestorben, 12 herausgegeben, worauf Merian die zwey letzten beigefügt. Lengler meldet S. 1664 eine 1634 auf 13 Theile gerichtete Aufschrift, weil die beiden letzten Theile als eine zusammenhängende Fortsetzung herausgekommen: und nennet diese Sammlung die grossen Reisen, die nach Ostindien aber die Kleinen, die zusammen 27 Theile ausmachen: womit Hr. Friedr. Gorth. Freytags *analecta litter. de libr. rarior. p. 161-165* zu vergleichen sind, der von beiden Sammlungen, und dem jedesmaligen Inhalt ihrer Theile ausführliche Nachricht giebet.

(26) Im Jahr 1707-1710 hat Pet. van der Aa beide Sammlungen unter der Aufschrift, *Gottfrieds Reisen na Ost-en West-Indien in 30 Bänden in 8* herausgegeben, auch französisch unter der Aufschrift, *Recueil des voyages aux Indes orientales et occidentales et autres lieux du monde in 8 Bänden in Folio, und 30 in 8* drucken lassen.



## D. Baumgartens Vorrede.

schreibungen, die entweder von einem und eben demselben Verfasser herrühren, oder aus Samlungen verschiedener kleinern Schriften bestehen; theils besondere Erzählungen einzelner Unternehmungen und gemachter Entdeckungen.

Zur ersten Gattung sind zu rechnen *Petri Martyris* von *Anghiera* oder ab *Angleria Mediolanensis* 1) *de rebus oceanicis et nouo orbe decades octo* (27); und 2) *de insulis nuper inuentis et de moribus incolarum earundem* (28); ingleichen 3) *Girol. Benzoni istoria del mondo nuouo*, libri tre (29); und 4) *Ant. Galvano de los caminos par donde solia venir la especeria de la India*, con los descubrimientos hechos hasta el anno

1550

(27) In dieses allerersten Geschichtschreibers von *America* seltenen Sammlung von Briefen, welche im 7 B. der Nachrichten von einer hallischen Bibliothek S. 550-553 beschrieben worden, finden sich viel lezenswürdige Briefe, welche die erste Entdeckung der neuen Welt betreffen: als der 130, 133, 142, 144, 146, 152, 156, 158, 164, 168, 202, 532, 545, 549, 551, 560, 562 u. Von den acht Decaden dieses Verfassers ist die erste zu *Sevillen* vom Ael. Ant. Nebrissenst in einer Sammlung mehrerer Schriften desselben 1500 in Folio herausgegeben worden: hernach hat er selbst 1516 die drey ersten Decaden zu *Complut* herausgegeben, welche zu *Paris* 1532 wieder aufgelegt, zu *Basel* aber 1533 und zu *Cöln* 1574 nachgedruckt worden; in welcher letzten Ausgabe in 8, ni ht nur die Schrift desselben *de insulis etc.* sondern auch eben desselben libri 3 *legationis babylonicae*, das ist nach *Egypten*, nebst *Damiani a Goes* opusculis historicis beigegefüget worden. Die erste vollständige Ausgabe aller acht Decaden ist zu *Complut* 1530 herausgekommen, worauf dieselbe zu *Paris* 1536 in Folio, und 1587 in 4 nachgedruckt worden, welche letzte Ausgabe *Rich. Hakluyt* mit einer Karte und beträchtlichen Anmerkungen versehen. Ein Auszug derselben unter der Aufschrift, *Sommario della generale istoria delle Indie occidentali*, cavato da libri di *Pietro Martire* ist sowol zu *Vene-*

*dig* 1534 in 4 besonders herausgekommen, als auch im 3 Theile der Sammlung des *Ramusio* anzutreffen.

(28) Diese Schrift ist zu *Basel* mehrmals sowol besonders, als in der Sammlung mit *Grynai* Vorrede, deren bald Meldung geschehen sol, gedruckt worden, auch der *cölnischen* Ausgabe der drey Decaden (27) beigegefüget. Zu *Paris* ist 1532 eine französische Uebersetzung derselben herausgekommen.

(29) Die erste Ausgabe dieser Schrift ist zu *Venedig* 1565 in 8 herausgekommen, 1572 aber wieder aufgelegt worden, con la giunta di alcune cose notabili delle isole di *Canaria*. Die lateinische Uebersetzung *nouae noui orbis historiae*, id est, rerum ab *Hispanis* in *India occidentali* hactenus gestarum et acerbo illorum in eas gentes dominatu, libri tres, *Urbanis Caluctonis* opera industriaque ex *Italicis Hieronymi Benzoni*, *Mediolanensis*, qui eas terras XIII annorum peregrinatione obiit, commentariis descripti, latini facti, ac perpetuis notis, argumentis et locupleti memorabilium rerum accessione, illustrati. His ab eodem adiuncta est, de *Gallorum* in *Floridam* expeditione et insigni *Hispanorum* in eos facitiae exemplo, brevis historia, ist zu *Geneue* 1581, und 1600, in 8 herausgekommen, und im 2ten B. der Nachr. von einer hall. Biblioth. S. 182-185 beschrieben worden. *Nic. Höniger* hat dieselbe ins deutsche

## D. Baumgartens Vorrede.

1550 (30); wie auch 5) Franz Lopez de Gomara historia general de las Indias occidentales (31).

Unter den zur zweiten Gattung gehörigen Sammlungen ist die vornehmste, welche unter der Aufschrift Nouus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum mit Sim. Grynai Vorrede dreimal herausgekommen; daher sie gemeiniglich Grynai Reisen, richtiger aber die hervagische Sammlung (32) genant wird. Die darin enthaltene Schriften, welche von America handeln, sind in den beiden ersten Ausgaben 1) Christoph Columbi nauigatio ex iussu Hispaniae regis ad multas insulas hactenus incognitas, Archangelo Madrignano interprete; 2) Petri Alonsi nauigatio, eodem interprete; 3) Pinzoni nauigatio eod. interpr. 4) Alberici Vesputii nauigationum epitome; 5) Americi Vesputii nauigationes III: und 6) Pet. Martyris de insulis nuper repertis; wozu in der

teutsche übersezt, und 1579 auch 1582 unter der Aufschrift, Beschreibung der neuen Welt, herausgegeben. Beide Uebersetzungen stehen im 4ten Theil der Sammlung des Bry (25). Im algem. Gelehrte. Lexico Th. I S. 479 ist dieses einige Buch durch Unrichtigkeit der hendreischen Pand. in 4 bis 5 Bücher verwandelt worden.

(30) Diese Schrift ist anfänglich zu Lissabon herausgekommen: vom Rich. Hakluyt aber ins englische übersezt und 1601 zu London in 4 unter der Aufschrift, Account of the discoveries of the World from their first original to the Year 1555, herausgegeben worden.

(31) Zu Rom ist 1556, la istoria generale delle Indie occidentali, con tutti li discoprimenti e cose notabili, che in esse sono successe da che si acquistarono sino ad ora, di Franc. Lopez di Gomara, tradotte dallo Spagnuolo, per Agostino de Cravalitz: zu Paris aber 1584 Martin Sumee französische Uebersetzung hist. gener. des Indes occid. et terres neuues etc. herausgekommen. Daß diese Schrift vom indischen Rath in Spanien verboten worden, ist kein hinlänglicher Beweis ihrer Verwerflichkeit. Die spanische Schrift ist in Folio zu Medina 1553 herausgekommen, auch vom Lucio Mauro aufs neue ins

italiänische übersezt worden, dessen Arbeit zu Venedig 1566 ans Licht getreten.

(32) Weil diese Sammlung bey Joh. Hervagio gedruckt worden, der Grynaium ersucht, sie mit einer Vorrede zu begleiten, welche an Ge. Collemicium gerichtet ist, und von den in der Sammlung selbst enthaltenen Schriften nicht die geringste Nachricht ertheilet, die ihm selbst unbekant gewesen; indem Joh. Hüttichius dieselbe eigentlich besorget. Die erste Ausgabe ist 1532, die andere 1537, und die dritte 1555 herausgekommen, alle in Folio. Die völlige Aufschrift der zweiten Ausgabe heist: Nouus orbis - - incognitarum, vna cum tabula cosinographica et aliquot aliis consimilis argumenti libellis, quorum omnium catalogus sequenti patebit pagina: his accessit copiosus rerum memorabilium index. Adiecta est huic postremae editioni nauigatio Caroli Caesaris auspicio in comitiis Augustanis instituta. Durch welchen Zusatz Maximiliani Transyluani epistola ad reuerendiss. Cardinalem Saltzburgensem de Moluccis insulis etc. zu verstehen ist. Und eben diese Aufschrift ist in der dritten Ausgabe ganz ungeändert geblieben, obaleich nach dem in derselben gemeldeten Anhang, noch vier neue Schriften beigegefügt worden.



## D. Baumgartens Vorrede.

der Dritten Ausgabe noch gekommen 7) *Ferd. Cortesii* de insulis nouiter inuentis narratio ad Carolum V Imperat. 8) Epistolae duae de Euangelii profectu apud *Indos*; 9) R. P. Episcopi magnae ciuitatis *Temixtitan* in *Huketan* epistola und 10) F. D. *Nicolai Herborn* epitome de *Indis* ad fidem *Christi* conuertendis (33). Aus dieser grossen Sammlung ist 1616 zu *Rotterdam* eine kleinere in 8 herausgegeben worden, welche blos die jetzt benannten Schriften, die *Americam* betreffen, mit Weglassung der übrigen, in sich fasset, nebst der noch beigezogenen Schrift *Casp. Varrerii* de ophyra regione et ad eam nauigatione (34), unter der Aufschrift; nouus orbis, id est nauigationes primae in *Americam*.

Zur Dritten Gattung der besondern Schriften von einzeln Unternemungen gehören, theils 1) *Christoph Columbi* epistola de insulis nuper in mari indico repertis ex hispanico latine versa per *Aliandrum de Cosco* (35); und 2) *Ferdin. Colombo* historia del Amirante *Don Christoval Colomb*, welche *Alph. de Ulloa* italiänisch herausgegeben (36); theils 3) *Americi Vesputii* epistola ad *Laurentium Medicem* de sua in *Americam* nauigatione (37), und 4) *Angelo Maria Bandini* vita e lettere di *Amerigo Vesputti* (38); theils 5) *And. Thevet*s Singularitez de la *France antardique*, autrement nommée *Ame-*

(33) In der struvischen bibl. hist. p. 225 werden als Schriften dieser Sammlung, welche von *America* handeln, noch angeführt *Aloys. Cadamusti* nauigatio ad terras ignotas, *Petri Aliaris* nauig. und *Josephi Indi* nauigationes; welche doch insgesamt die Entdeckungen und den Kaufhandel nach *Ostindien* betreffen. Daß in allen Ausgaben dieser Sammlung *Alberici Vesputii* epitome von *Americi Vesputii* 4 Schiffarten, als zwey verschiedener Verfasser Arbeiten unterschieden werden, ist ein Feler der Unachtsamkeit: indem die erstere Schrift von eben dieses letztern richtig benannten dritten Schiffart handelt, deren Verfasser unrichtig *Albericus* genant worden.

(34) Dieses *Casp. Varrerii* oder de *Barceiros*, oder, wie sich sein Bruder *Johannes* geschrieben, de *Barros*, Schrift, welche sowol *Vesputii* Reisen als andere Nachrichten von *America* enthält, ist nicht nur ausser dieser Ausgabe in den criticis sacris anzutreffen, sondern auch zu *Antwerpen* 1600 und zu *Hardewic* 1638 gedruckt worden.

Die anfängliche Ausgabe aber ist nach des Verfassers Tode, der 1560 gestorben, zu *Coinbra* 1561 herausgekommen.

(35) Von dieser Uebersetzung des Berichts *Columbi*, der auch in obgedachter Sammlung (32) befindlich ist, meldet *Lengler* S. 1508 eine bereits 1494 in 4 herausgekommene Ausgabe.

(36) Die völlige Aufschrift davon heist, istorie di *Fernando Colombo*, nelle quali si ha particolare e vera relazione della vita e de' fatti dell' Ammiraglio *Cristoforo Colombo* suo padre, e dello scuoprimiento ch'egli fece delle *Indie* occidentali, dette inundo nuovo, tradotte dal *Spagnuolo* in *Italiano* da *Alfonso Ulloa*. Die erste Ausgabe ist zu *Venedig* 1571 herausgekommen.

(37) Dieser Bericht ist von *Jocundo*, oder *Joh. Giocondi*, ins lateinische übersezt und 1501 herausgegeben worden.

(38) Diese Lebensbeschreibung, welche zu *Florenz* 1745 in 4 herausgekommen, ist auch ins teutsche übersezt worden. Die von *Vesputio* aufgesetzten Nachrichten oder Brie-

*Amerique*, et de plusieurs terres et Isles decouvertes de nostre temps (39); 6) **Walth. Raleighs** discovery of the large, rich and beautiful Empire of *Guiana* (40); und 7) **Lud. Sennepins** description de la *Louysiane* nouvellement decouverte (41); ingleichen 8) ebendesselben Voyage en un Pays plus grand que l'*Europe* (42).

Die zur dritten Hauptart gehörige Geschichtsbücher besonderer Länder und Völker werden sich am füglichsten nach der in diesem Werke beliebten Ordnung in sechs Gattungen eintheilen lassen: so daß die zur Erleuterung der Einleitung dienliche Schriften mit zur ersten Gattung gerechnet werden; welche demnach zweierley Schriften unter sich begreift.

Zur ersten besondern Gattung von Beschreibungen der alhier zur vorläufigen Einleitung gerechneten **canarischen Inseln** gehören, theils 1) l'*histoire de la premiere decouverte et conquête des Canaries*, faite en 1402 par *Jean de Bethencourt* (43); theils 2) **Juan Nunnez de Pena** conquista y antiguedades de la Isla de la gran *Canaria* (44); 3) **Franc. Alcaforado** relation historique

se von seinen Schiffarten, welche auch in der hervorigen Sammlung stehen, sind unter der Aufschrift *le nouveau monde et navigations d'Americe de Vespuce, Florentin*, translaté de l'*Italien en François* par *Mathurin de Redoucr* ganz im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts herausgekommen.

(39) Diese Mischung wahrer und fabelhafter Erzählungen von **Brasilien**, den **canarischen Inseln** und andern Ländern, ist der Bilder wegen bey dem Geschmack der damaligen Zeiten sehr begierig aufgenommen worden. Ausser der parisischen Ausgabe in 4 vom Jahr 1558, ist zu Antwerpen ein sehr schöner Abdruck bey **Christoph Plantin** in eben demselben Jahre in 8 herausgekommen.

(40) **Raleighs** Schrift ist anfänglich 1596 zu London in 4 herausgekommen, bald darauf aber vom **Jod. Hond** ins **Holländische** übersetzt worden. Die Lateinische aus dem **Holländischen** gemachte Uebersetzung ist 1599 zu **Nürnberg** herausgekommen.

(41) Diese Schrift ist 1683 zu **Paris** herausgekommen, da der Verfasser noch in 1 Theil.

französischen Diensten gestanden; ist aber eben so unzuverlässig als seine folgende Nachrichten, die mehr lerm gemacht haben, als es der Mühe werth gewesen.

(42) Diese zum Nachtheil von **Frankreich** verfertigte Schrift stehet auch in dem *Recueil des voyages au Nord*: und ist dem Hauptinhalt nach einerley mit der 1697 und 1698 zu **Utrecht** zweimal herausgekommenen *nouvelle description d'un tres grand Pays, situé dans l'Amerique entre le nouveau Mexique et la Mer glaciale*. Die erstere Schrift des Verfassers ist ins **Italiänische** sowol als **Teutsche** übersetzt worden, in welcher Sprache auch die letztere Schrift einige mal herausgekommen.

(44) Diese Geschichte ist von **Joh. le Verrier** und **Pet. Boucher** beschrieben, vom **Galien de Bethencourt** aber 1630 zu **Paris** herausgegeben worden.

(44) Die völlige Aufschrift heist, *Conquista - - Canaria, y su descripcion, con muchas advertencias de sus privilegios e conquistadores*. Sie ist zu **Madrid** 1676 herausgekommen.



## D. Baumgartens Vorrede.

Aorique de la decouverte de l'Isle de *Madera* (45): 4) *Giul. Landi* descriptione dell' isola della *Madera* (46); 5) *Eman. Constantini* insulae *Materiae* historia (47); theils 6) *Thom. Nicols* description of the *canarian* islands (48) und 7) *Edens* account of a Journey from the port of *Orataua* in the I land of *Teneriff* to the Top of the *Pic* in *August* 1715 with observations thereon (49).

Zweitens sind von Beschreibungen der antillischen Inseln vorhanden theils 1) die *histoire naturelle et morale des Isles Antilles de l'Amerique*, avec figures, par *L. D. P.* (50); und 2) *Cas. de Rocheforts* *histoire naturelle et morale des Isles Antilles* (51): theils 3) *Franc. Xav. de Charlevoix* *histoire de l'Isle Espagnole ou de S. Domingue* (52): und 4) *Joh. Bapt. du Tertre* *histoire generale des Isles de S. Christophle et Guadeloupe, de la Martinique et autres de l'Amerique* (53): ausser den übrigen noch eigentlicher zur vierten und fünften Hauptgattung dieser Art gehörigen Beschreibungen besonderer Theile der französischen und englischen Herrschaften auf diesen Inseln, und der darüber geführten Streitigkeiten und Kriege.

Die andere Hauptgattung faßt viererley Schriften in sich: einmal die Geschichtsbücher von *Mexico*; als theils 1) *Ant. de Solis* *historia de la conquista*,

(45) Diese Schrift ist anfänglich portugiesisch vom *Don Franc. Manoel* herausgegeben worden: die französische Uebersetzung aber 1671 zu Paris in 12 ans Licht getreten.

(46) Des Grafen *Jul. Landi* Beschreibung ist lateinisch verfertigt, vom *Alem. Fini* aber ins italiänische übersetzt und 1574 herausgegeben worden.

(47) Dieser *Constantin* ist von *Suncal* auf *Madera* bürgerlich gewesen, daher er *Suncalensis* genant wird. Seine Geschichte ist zu Rom 1599 ans Licht getreten.

(48) Dieses *Nicols*, genant *Modnal*, Beschreibung steht in dem 2 Th. des 2 Bandes der huckluytischen Sammlung von Reisen, und ist im 2ten Bande der allgemeinen Historie der Reisen mit befindlich.

(49) Dieser Bericht steht in den *philosophical transactions* n. 345 p. 317 etc. und in *Baddams* *abridgment or memoirs of the royal Society*, vol. 6 p. 172 - 177: ist auch sowol als die *Relation of the Pico Teneriffe* in *Thom. Sprats* *history of the*

*royal Society* p. 200 - 213, nebst einem Auszuge aus *Edin. Scorys* beim *Purchas* befindlichem Bericht, obgedachtem 2 Bande der *algem. Hist. der Reisen* einverleibt worden. Die meisten africanischen sowol als ostindischen Schiffarten berühren diese Inseln in ihren Beschreibungen: welches sonderlich in den 1695 zu Paris herausgekommenen *Voyages du Sieur le Maire*, *Chirurgien*, aux *Isles Canaries*, *Cap-Verd*, *Senegal* etc. geschehen.

(50) Welche 1658 zu Rotterdam in 4 und 1665 zu Rouen herausgekommen.

(51) Sie ist anfänglich zu Paris 1666 in 12 gedruckt, auch 1667 zu Lion wieder aufgelegt worden.

(52) Nach der ersten Ausgabe in 4 zu Paris 1731 in 2 Bänden, ist eine kleinere in 8 herausgekommen.

(53) Diese Schrift ist zu Paris 1654 in 4 ans Licht getreten, und der Anfang der größern Beschreibung der französischen Antillen oder Ant-Isles von diesem geschickten Predigermönch gewesen.

quista, poblacion, y progressos de la *America septentrional*, conocida por el nombre de nueva *Espanna* (54); 2) *Bernal Diaz del Castillo* historia verdadera de la conquista de la nueva *Espanna* (55); und 3) *Fern. de Cepeda* relacion del sitio de la ciudad de *Mexico* (56); theils 4) *Thom. Gage* new relation of the *Westindies* (57).

Siernächst gehören zu dieser Gattung die Geschichtsbücher von *Peru*, theils 1) *Augustin de Zarate* historia del descubrimiento y conquista del *Peru* (58); wie auch 2) *Inca Garcilasso de la Vega* commentarios reales und historia general del *Peru* (59); theils 3) *Franc. de Xerez* conquista del *Peru* (60); 4) *Petro Ciega de Leon* chronica del *Peru* (61); 5) *Diego*

d 2

Ser-

(54) Die erste Ausgabe ist zu *Madrid* 1684 gedruckt worden, die beste aber zu *Brüssel* bey *Franc. Foppens* in Folio 1704 herausgekommen, mit vielen prächtigen Kupfern und dem Leben des Verfassers, welches *Don Juan de Goyeneche* beschrieben. Ausser der französischen Uebersetzung vom *Citri de la Guette*, der italienischen von einem *academico della Crusca*, und der englischen vom *Thom. Townsend*, ist kürzlich auch eine teutsche herausgekommen.

(55) Des Verfassers, der an dieser Eroberung selbst Antheil gehabt, Arbeit ist vom *Alonzo Remon* erst 1630 zu *Madrid* aus der königlichen Druckerey herausgegeben worden.

(56) Diese Geschichte gehet von 1553 bis 1636 durch Besorgung *Juan de Alvarez*, der sie zu *Mexico* 1637 herausgegeben.

(57) Dieser irländische *Dominicaner* hat nach geschehenem Abtrit zur protestantischen Kirche 1655 in Folio zu *London*, die Geschichte seines Aufenthalts zu *Mexico* beschrieben: welche 1676 ins Französische übersezt zu *Paris* herausgekommen, unter der Aufschrift, nouvelle relation concernant les voyages de *Thomas Gage* dans la nouvelle *Espagne*, avec la description de la ville et du pais de *Mexique*, et des autres terres et provinces possédées par les *Espagnols* dans l'*Amerique*, et un traité de la langue *Poon-*

*chi* ou *Pocomane*, traduit de l' *Anglois* par le *Sieur de Beaulieu Hué's Oneil*, worunter *Adr. Baillet* von einigen verstanden wird. Im Jahr 1693 ist eine teutsche Uebersetzung davon herausgekommen. *Thvenot* hat dieselbe, doch etwas verkürzt, seiner Sammlung einverleibet.

(58) Diese Schrift ist anfänglich zu *Antwerpen* 1555 und hernach vermehrt zu *Sevilla* 1577 herausgekommen: die italienische Uebersetzung der erstern Ausgabe vom *Alf. Ulloa* ist zu *Venedig* 1563, die französische aber der andern, zu *Amsterdam* 1700 gedruckt worden.

(59) Die völligen langen Aufschriften beider Bücher, die eigentlich zusammen gehören und nur ein Werk ausmachen, ohnerachtet das erste zu *Lissabon* 1609, das andere aber zu *Corduba* 1616 gedruckt worden, ist, nebst einer Beschreibung derselben, und ihrer französischen Uebersetzung vom *Joh. Baudouin*, im 7ten Bande der *Nachrichten* von einer hallischen Biblioth. S. 35. 42 anzutreffen. Von der spanischen sehr selten gewesen Schrift ist zu *Madrid* vom *Don Barcia* 1730 eine neue Ausgabe veranstaltet worden.

(60) Der Verfasser ist *Franc. Pizarri* Secrétaire gewesen; sein kurzer Bericht ist mit des *Oviedo* oben (14) gemeldeten Schrift ins Italienische übersezt worden.

(61) Von dieser Chronik, die aus vier Theilen



Fernandez historia del Peru (62); und 6) Lāv. Apollonii de peruua regione, tertia noni orbis parte, et rebus in eadem gestis (63); theils 7) der Hrn. Bouguer und de la Condamine Reisen nach Peru und Südamerika (64), und des Abt Courfe de la Blanchardiere nouveau voyage fait au Perou (65).

Ferner sind hieher zu rechnen theils 1) Gasp. de Villagra historia de la nueva Mexico (66): theils 2) de la Vega Florida, ò historia del Ate'antado Hernando de Soto (67); und 3) histoire de la conquête de la Floride par les Espagnols sous Ferdinand de Soto (68); theils 4) Alonzo de Ovalle relacion historica del Regno de Chile (69); theils 5) Christoph de Rennes vom Graf Blas Franc. de Pagan herausgegebene relation historique et géographique de la grande riviere des Amazones dans l'Amerique (70); 6) Christoph d'Acunna vom Marin le Roi de Gomberville herausgegebene relation de la riviere des Amazones (71); und 7) Man. de Rodriguez el Mazannon y Amazonas, historia de los descubrimientos, entrados, y reduccion de

Theilen bestehen sollen, ist nur der erste Theil 1553 in Folio zu Sevilla gedruckt worden.

(62) Sie bestehet aus 2 Theilen, die zu Sevilla 1571 in Folio herausgekommen.

(63) Diese Schrift ist zu Antwerpen 1567 in 8 gedruckt worden, und hat ihren Verfasser veranlasset, nachher selbst nach Peru zu reisen, wohin er doch nicht gekommen, indem er unter Weges gestorben.

(64) Beide sind aus der histoire de l'academie royale des Sciences de l'année 1744, und des erstern Schrift, la figure de la terre determinée, im zweiten und dritten Theil der zu Göttingen veranstalteten Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen in 8 anzutreffen.

(65) Diese Reisebeschreibung ist vor kurzem zu Paris 1751 in gros 12 herausgekommen.

(66) Diese Geschichte ist im Jahr 1610 zu Alcalá in 8 gedruckt worden.

(67) Die völlige Aufschrift dieser zu Lisabon 1565 herausgekommenen Geschichte heist, la Florida del Yuca, ò historia - - Soto, governador y Capitan general del Reyno de la Florida, y de otros heroicos cavalleros espanoles y Indios, escrita por el Yuca Garcilasso de la Vega: von deren Ueber-

setzung, die Pet. Richet versertiget, in den Nachrichten von einer hall. Biblioth. B. 7 S. 41 u. gehandelt wird.

(68) Diese von Citri de la Guiette zu Paris herausgegebene Geschichte, ist aus der portugiesischen Schrift übersehet worden, Relaçam do descobrimento de provincia de Florida, die zu Lrora 1577 herausgekommen.

(69) Dieses Jesuiten aus Chili Schrift ist zu Rom 1646 herausgekommen, und von ihm selbst auch Lateinisch herausgegeben worden. Man hat davon auch eine italiänische Ausgabe.

(70) Es sind dieser im Jahr 1655 zu Paris gedruckten Nachricht, noch verschiedene andere Berichte ähnlichen Inhalts beigelegt worden.

(71) Dieser Bericht, dessen spanische Urkunde nicht herausgekommen, ist ebenfals mit mehrern Erzählungen begleitet worden, unter welchen de Villarmonts dissertation sur la riviere des Amazones befindlich ist. Die Ausgabe zu Paris ist 1682 ans Licht getreten. Bey der zu Amsterdam 1715 herausgekommenen Voyage au tour du Monde par Woodes Rogers ist im 2ten Theile diese Nachricht wieder abgedruckt worden.

de naciones, en las montañas y mayores ríos de la América (72).

Endlich gehören noch hieher, theils 1) Franc. Caro de Torres historia de las ordenes militares de *Santiago*, *Calatrava* y *Alcantara* (73); 2) Fernand. Pizarro y Orellano varones illustres del nuevo mundo, descubridores, conquistadores, pacificadores de las *Indias* occidentales, sus vidas, virtud, hazanas y claros blasones; ilustrados con singulares observaciones iuridicas, morales y politicas (74); und 3) Bern. de Vargas Machuca milicia y descripcion de las *Indias* (75): theils 1) die Relacion del viaje, que hizieron los Capitanes Bartol. Garcia de Nodal, y Gonçalo de Nodal, hermanos, al descubrimiento del Estrecho nuevo de S. Vicente, y reconocimiento del de *Magellanes*, por orden de su Magestad (76); 2) Viages de Franc. Coreal (77); und 3) Ped. Ordonez de Savallos historia y viage del Mondo, en los cinco partes, de la *Europa*, *Africa*, *Asia*, *America* y *Magellanica* (78); nebst der 4) voyage de *Marseille* à *Lima* et dans les autres lieux des Indes occidentales (79).

Alhier muß für dñmal das Verzeichniß der Geschichtsbücher von *America* abbrechen, um gegenwärtige Vorrede nicht ungebührlich zu vergrößern: da zumal einige der folgenden Arten von Schriften, welche die französischen und englischen Herrschaften in diesem Welttheile betreffen, viel zahlreicher sind, als irgend eine der bisher abgehandelten; daher die andere Hälfte desselben füglich bis zur Vorrede des zweiten Bandes verspart werden kan.

d 3.

Von

(72) Dieses Jesuiten Schrift ist zu Madrid 1684 herausgekommen, und betrifft zugleich die Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal dieser Gegenden wegen: in welcher Angelegenheit auch die Autos de las conferencias de los comissarios de las coronas di *Castilla* y *Portugal*, sobre la diferencia de la fundacion de una colonia nombrada del Sacramento en el Rio de la *Plata* frente de la Isla de San *Gabriel* en 1681 zu Rom herausgekommen, auch italiänisch gedruckt worden.

(73) Im 7ten B. der Nachrichten von einer hollischen Biblioth. S. 42 = 45 ist die völlige Aufschrift dieser zu Madrid 1629 in Folio herausgekommenen Schrift, nebst einer Anzeige ihres Inhalts anzutreffen: wovon beinahe der dritte Theil die america-

nischen Geschichte, sonderlich von Peru und Chili, betrifft.

(74) Diese Geschichte ist zu Madrid 1639 in Folio herausgekommen, und zu Ehren des Eroberers von Peru, aus dessen Hause der Verfasser gewesen, geschrieben worden.

(75) Diese Schrift, welche zu Madrid 1599 in 4 herausgekommen, handelt nur von Westindien.

(76) Ist 1621 zu Madrid in 4 gedruckt worden.

(77) Coreals Reisen durch Westindien von 1666 = 1697 sind, mit Raleighs Beschreibung von *Guiana* und *Narbouroughs* Reise in die Südsee, zu Amsterdam 1722 französisch herausgekommen.

(78) Ist 1691 zu Madrid in 4 herausgekommen.

(79) Ist zu Paris 1720 gedruckt worden.



## D. Baumgartens Vorrede.

Von den häufigen Kupfern des gegenwärtigen Bandes, welche zur Zierde sowol als grössern Verständlichkeit der Schrift selbst nicht wenig beitragen, finde nicht nötig ausführlich zu handeln: weil gleich nach dieser Vorrede eine sehr brauchbare Erklärung derselben folget, die gelehrten Lesern um so viel angenehmer seyn wird, weil sie, in Absicht der gelieferten Denkmale des Altertums, die jetzmaligen Quellen, woraus die Zeichnungen entlenet sind, auch weitere Erleuterungen derselben genommen werden können, hinlänglich anzeigt.

Da sich der eigentliche Verfasser dieser Arbeit nicht namhaft gemacht wissen wollen: so trage billig Bedenken von ihm mehreres zu melden, als daß derselbe es an keinem Fleiß wird ermangeln lassen, die bey verständigen Lesern durch diesen wohlgerathenen Anfang seiner gelieferten Arbeit erweckte billige Erwartung zu erfüllen, sich zu dem Ende auch hinlängliche Zeit nehmen wird, welche der mühsame Gebrauch nötiger und dienlicher Hilfsmittel erfordert. Daher es niemand, dem dergleichen Arbeit einigermaßen bekant ist, mißfallen wird, daß die Lieferung des zweiten Theils nicht gleich in der nächsten Messe erfolge, die doch auch nicht zu lange aufgeschoben werden sol: da der Verfasser bereits vieles vorgearbeitet hat, auch aus Neigung und Lust zu dergleichen Beschäftigung alle von seinem öffentlichen Amte erübrigte Stunden dieser Arbeit widmet.

Der Verleger wird an seinem Theil auch nichts verabsäumen, was dieses Werk nützlich und angenehm machen kan: wie aus der ansehnlichen Vermehrung der Grösse desselben bereits zu ersehen ist, die ohne geschehene Erhöhung des anfänglich gesetzten Vorschusses, denen zu Statten komt, welche sich dazu entschlossen haben.

Gottes unermessliche Güte, die sich über den ganzen Erdboden und alle Theile desselben ausbreitet, und durch die Manchfaltigkeit und Abwechselungen seiner vernünftigen sowol als unvernünftigen und leblosen Geschöpfe auf demselben verherlichet, lasse den Gebrauch dieses Werks zu einiger Beförderung einer heilsamen Erkenntnis seiner hoherhabenen Gewalt, unerschöpften Menschenliebe und unausforschlichen Weisheit bey desselben Lesern, wie auch zur dankbessigsten Achtung ihrer unschätzbaren Vorzüge vor einer unzähligen Menge von Mitzgeschöpfen ihrer Art, gesegnet; alle aber, die dasselbe befördern oder nützlich gebrauchen, merklicher Wirkungen seiner gnädigen Obhut und Regierung gewürdiget werden. Unter welchem zuversichtlichen Wunsch der geneigten Leser Gewogenheit, Liebe und Fürbitte mich und meine Bemühungen ergebenst empfehle. Halle auf der königl. preussischen Friedrichsuniversität den 6 Oct. 1751.

Siegm. Jac. Baumgarten.

Allgemeine Beschreibung  
der  
**Americanischen Lande**  
und Völker.

---

Erste Abtheilung.



STRENGTHENED BY THE

OF

THE GREAT BRITISH EMPIRE

AND THE

ROYAL NAVY



# Erklärung der in der ersten Abtheilung enthaltenen Kupferstiche.

## Titelkupfer.

**D**as Titelkupfer stellt eine schreibende Person vor, die gegenwärtig mit der Vergleichung verschiedener Denkmale des Alterthums, als Pyramiden, Obeliskten, pantheischen Figuren, Münzen, alten Schriftstellern u. s. w. mit verschiedenen Erzählungen, Landkarten, Reisen und andern americanischen Merkwürdigkeiten, die alle um dieselbe herum liegen, beschäftigt ist. Zween Schutzgeister bringen diese Denkmale herzugetragen, halten eins gegen das andere, und erleichtern diese anzustellende Vergleichen durch Bekanntmachung ihrer mit einander habenden Uebereinstimmung. Die Zeit aber, auf welche die Kenntniß aller Dinge hauptsächlich ankömmt, macht diese Zusammenhaltung dadurch noch weit rührender, wenn sie die rechten Quellen anzeigt, und die wahrhafte Verbindung dieser Denkmale mit dem ersten Ursprunge der Menschen, mit dem Grunde unserer Religion, und mit dem ganzen Lehrgebäude der unsrer Väter nach dem Sündenfalle geschehenen Offenbarung gleichsam mit den Fingern zeigt; und solches alles in einer Art eines geheimnißvollen Gesichtes darstellt.

## Landkarte von America, zu S. 13

### I. Kupfer S. 45

- 1) Fabel vom Ursprunge der Menschen nach der Iroquoisen Meinung.
- 2) Denkmal, welches den Zarpocrates vorstellt, der eine Schildkröte zwischen den Beinen hält. Genommen aus *de la Chauffe Museo Romano* sect. 2 tab. 27.
- 3) Des Pausanias Venus, nach dem Begriff des Kupferstechers. Es ist warscheinlich, daß diejenige, wovon Pausanias redet, eben wie die Diana von Ephesus symbolisch gewesen.
- 4) Hieroglyphische Hand, worauf die Schildkröte das Symbolum der Erde ist; wie es Kircherus in *Oedipo aegyptiaco* tom. 2 p. 451 part. 2 erklärt.
- 5) Der Gott Vitschnu, der in eine Schildkröte verwandelt worden; so wie er in den Tempeln des grossen Indiens angetroffen wird.
- 6) Der von einer Schildkröte erzeugte Drache, welcher auch mit einer Schildkrötenschale bedeckt ist; aus des Kircheri *China illustrata* p. 137 fig. F genommen. Man hat zu dem Ende diesem Bilde eine Sphäre beigelegt, damit die chineische Fabel desto deutlicher verstanden werden möge.

Die beiden folgenden Kupfer stellen die vornehmlichsten barbarischen Nationen von America vor. Die Figuren sind aus den ältesten Schriftstellern genommen.

### II. Kupfer S. 50

- 1) Huronnen und Iroquoisen, Mann und Frau.
- 2) Algonquin und Algonquinin.
- 3) Esquimaux, Mann und Frau.
- 4) Grönländer und Einwohner aus Novazembla.

### III. Kupfer S. 51

- 1) Cariben von den antillischen Inseln, Mann und Frau.



## Erklärung der Kupferstiche.

- 2) Aephalus aus dem mittägigen America.
- 3) Brasilianer.
- 4) Floridaner.
- 5) Virginier.

### IV. Kupfer S. 66

Ursprung der Abgötterey.

- 1) Anfang der Abgötterey durch über einander gesetzte cubik, pyramidal und conische Steine; durch hölzerne oder steinerne Denksteulen, und durch mit Kränzen und anderm Schmuck gezierte Bäume vorgestellt.
- Fortgang der Abgötterey in symbolischen und pantheischen Bildern.
- 2) Diana von Ephesus. *La Chausse Museum Romanum* sect. 2 tab. 11.
- 3) Isis mammola, von denen Merkzeichen der vier Elemente umgeben. *La Chausse* sect. 1 tab. 34.
- 4) Göttin von Syrien. *Montfaucon* tom. 1 part. 1 p. 18 fig. 2.
- 5) Pantheische Figur der Fortuna, oder der jüngern Isis mit ihren Warzeichen, die ein Horn des Ueberflusses hält, aus welchem in zweien Brustbildern Osiris und die alte Isis, Vorbilder unserer ersten Eltern, hervorragen. *La Chausse Museum Romanum* sect. 2 tab. 24.
- 6) Die dreiförmichte Diana, ein Symbolum der heil. Dreieinigkeit. *La Chausse* sect. 2 tab. 14.
- 7) Indianischer und japanischer Göze; ein ander Symbolum der heil. Dreieinigkeit. *Kircheri China illustr.* p. 138 et *Oedipus aegyptiacus* tom. 1 p. 410.

### V. Kupfer S. 68

Symbolische Figuren des Altertums, die denen Indianischen gleichen.

- 1) Die auf der Loros oder Sonnenblume sitzende Isis. *La Chausse Museum romanum* sect. 1 tab. 23.
- 2) Pussa, oder der Chineser symbolische Isis, die auf einer der Sonnenblume gleicher Pflanze steht. *Kircheri China illustrata* p. 141.
- 3) Symbolische Figur der Sonne, so von einem zu Rom in via Appia gefundenen Altertume genommen, und durch *Tristan* in *Commentaires historiques* tom. 3 p. 121 erläutert worden.
- 4) Andere Abbildungen der Pussa oder chingischen Isis. *Kircheri China illustrata* p. 140. Eben derselbe in *Oedipo* tom. 1 p. 416 sagt: daß es eine Figur des japanischen Gözen Amida sey, der mit dem Sarpocrates eine Gleichheit habe.

### VI. Kupfer S. 80

Verehrung der Vesta und des heiligen Feuers.

- 1) Tempel, Altar, Feuer der Vesta, und in Amtsverrichtungen befindliche Vestalinnen. *Thomas Hyde Religio veterum Persarum* c. 7 tab. 4 fig. 1.
- 2) Tempel der Gauren oder Gebern, Abkömmlinge der alten Perser. *Thom. Hyde* c. 1. c. 29 tab. 8.
- 3) Tempel der Tzatscher in Louisiana.
- 4) Münze der Faustina, worauf die Vesta durch das heilige Feuer, so auf ihrem Altar brennet, abgebildet ist. *Iustus Lipsius* tom. 3 de Vesta et Vestalibus p. 602 col. 2.

### VII. Kupfer S. 87

- 1) Opfer der Erstgeburt bey den Floridanern.
- 2) Opfer von einer Hirschhaut zu Florida.
- 3) Caraisen Opfer von Cassava-Brod und Guicou-Trank, vor einen aufgerichteten Pfahl gebracht, der ein Symbolum der Gottheit ist.

Auf dem 8ten und 9ten Kupfer sind die musicalischen Instrumente des ersten Altertums vorgestellt, welche mit den americanischen in Vergleichung gestellt werden.

### VIII. Kupfer S. 101

- 1) Sistrum Anubis in eine Sphäre verwandelt, durch *Kircherum* vorgestellt, im *Obeliscus pamphil.* p. 194.
- 2) Wahres Sistrum Anubis bey dem *Boissard* und *Montfaucon*, so wie es in dem 9ten Kupfer fig. 1 zu sehen.
- 3) Gemeines und gewöhnliches Sistrum. *Oiselin* in *Thesaur. num.* tab. 117.
- 4) Maraca oder Sistrum der Brasilianer.
- 5) Chickikoué oder Sistrum der Wilden des mitternächtigen America.

## Erklärung der Kupferstiche.

- 6) Schildkröte oder Sistrum der Troquoisen, Huronnen und mitternächtigen Americaner, verglichen mit des Apollo Feier.
- 7) Rhombus eines Lama, aus dem Kircher, China illustr. fig. 4 p. 67.
- 8) Viereckichter Rhombus oder Sistrum, von der auf dem 9ten Kupfer befindlichen 2ten Figur genommen.
- 9) Sistrum der Alten, so man auf eben dem Kupfer fig. 12 im kleinen, in den Händen der Isis antrifft.
- 10) Kinderklapper, so mit dem Sistro der Alten und der Americaner eine Gleichheit hat.
- 11) Rhombus der Clatra, so man auf eben dem Kupferstiche fig. 13 in der Hand der Göttin antrifft.
- 12) Denkmale aus des Cuperus Harpocrate p. 35 genommen; alwo Osiris, Harpocrates und Isis in der linken Hand ein Sistrum halten, welches dem, so fig. 9 abgebildet, gleich kömt.
- 13) Ein völliges Denkmal der Göttin Clatra, so wie es Spon in miscell. erudit. antiquit. sect. 3 p. 37 abgebildet.
- 14) Eben diese Göttin Clatra von dem Montfaucon tom. 1, 53 Kupfer p. 106 vorgestellt.

Wenn es nicht am Raume gemangelt, so würde noch eine Münze des Commodus aus du Choul Religion des anciens Romains p. 307 beigebracht seyn; auf welcher man einen Egypter siehet, der einen Rhombum, so wie Anubis fig. 1 des 9ten Kupfers in der Hand hält, der sehr vollkommen ist.

### IX. Kupfer S. 103

- 1) Anubis, der einen Rhombum hält. Boissard tom. 4, 78 Kupfer. Montfaucon antiquité ex pliq. tom. 2, 128 Kupfer, 1. fig.
  - 2) Religionsgebrauch, ein Kind in der Wiege betreffend. Man siehet dabey einen Priester der Isis und zween Manspersonen, davon der eine einen Rhombum hält, worauf Sonne und Mond befindlich. Hiervon ist eine grössere Vorstellung auf dem 8ten Kupfer num. 8 mitgetheilet. Dieses Denkmal ist aus Joh. Alstorff. de Lectis veterum p. 85 genommen.
  - 3) 4) Altertümer, auf welchen ganze Schildkröten unter dem Einbilde des Mercurius abgebildet sind. Montfaucon tom. 1 part. 1 p. 130, 72 Kupfer, fig. 3. 4. 6.
  - 5) Münze, auf welcher, hinter dem Haupte einer Muse, eine ganze Schildkröte anzutreffen. Montfaucon tom. 1 part. 1, 59 Kupfer, p. 114 fig. 10.
  - 6) Der Gallier Mercurius, der eine Schildkröte zwischen den Beinen hält. Montfaucon tom. 2 139 Kupfer, p. 418.
  - 7) Ein huronnischer Warsager, der mit der Gallier Mercur zu vergleichen, von dem Titellupfer des Sagard Recollet grand Voyage des Hurons genommen.
- Das 10 und 11 Kupfer stellet verschiedene Gestalten symbolischer Schlangen vor.

### X. Kupfer S. 109

- 1) Diese Figur ist ein altes Denkmal, so sich zu Rom in dem Pallaste Matthäi findet, und vom Kircherus mitgetheilet worden im Obelisco pamphil. p. 226 fig. 4. Man erblickt auf selbiger den heliopolitanischen Osiris, der aufgerichtet stehet, und in der rechten Hand einen Stocck hält, auf dessen Spitze das Bild eines Menschen zu sehen; in der linken aber einen Strauß von drey Blumen hat. Zu seinen Füßen sind zween Vögel. Isis seine Gemahlin hat eine Krone auf dem Haupte, und steigt mit halben Leibe aus der Erde, nebst zweien ihrer Kinder; davon das eine als Argus abgebildet ist, und den Leib voller Augen hat. Diese drey Figuren sind mit zwo Schlangen umgeben. Man kan dieses Symbolum nur durch Mutmassungen erklären. Mich deucht es aber warscheinlich zu seyn, daß sie auf den Ursprung der Menschen zielen.
- 2) Der Gott Taurus, Apis oder Serapis, dessen Hörner eine Kugel vorstellen, auf welcher Osiris und Isis in halb menschlicher und halber Schlangengestalt abgebildet sind. Kircheri Obelisc. pamph. pag. 261 mensa Isajaca Oedipi aegyptiaci tom. 3 p. 78. Apis hat hier nicht das hermetische Kreuz am Halse hängen; doch, wie ich angemerkt, so sagen verschiedene Schriftsteller, daß Serapis dieses Kreuz entweder am Halse hängend, oder auf der Brust eingegraben trage.
- 3) Besondere Münze Iuliani apostatae. Diese findet sich in dem Thesauro des Oiselinus Tab. 47 7 Münze, und stellet Isis und Osiris unser der Gestalt halber Menschen und halber Schlan-



## Erklärung der Kupfersche.

gen vor, die ein Gefäße halten, woraus eine Schlange kömt, unter welcher ihr Sohn Horus abgebildet ist.

- 4) Ein Denkmal, so aus den Untersuchungen des *Spon* diff. 31 pag. 539 genommen ist. Es stellt uns den Aesculapius und Hygea, so wie es die Aufschrift ΑΣΚΛΗΠΙΩΙ ΣΩΤΗΡΙ ΚΑΙ ΤΓΓΕΙΑ besagt, vor Augen. Aesculapius ist daselbst unter der Gestalt einer Schlange mit einem Menschenkopfe abgebildet. Hygea hält in der linken Hand eine Fackel, und in der rechten ein Gefäß, worin sie dem Aesculapius zu essen oder zu trinken darreicht. Diese beiden Gottheiten haben nach Art der ägyptischen Götter das Scheffelmaaß auf den Köpfen. Und es ist sehr wahrscheinlich, so wie *Spon* davor hält, daß es Isis und Serapis, das ist, die junge Isis und ihr Sohn Horus bey denenselben gewesen. Hygea war die Göttin der Gesundheit und eben diejenige als Dea Salus der Römer.
- 5) Isis und Osiris sind hier mit Kränzen von Lotusblumen, doch in der gänzlichen Gestalt einer Schlange zu sehen. Die Isis ausgenommen, als welche einen weiblichen Busen hat. Daher sie den Namen Isis mammosa erhalten. Die Münze siehet in *Spanhemii* diff. 6 pag. 306.
- 6) 7) 8) und 10) sind cretische Münzen, die auf die Vergia des Jupiter Sabazius zielen. Auf der ersten unter den vieren sind zwey unterwärts zusammen gewundene Schlangen, auf welchen man den aufrecht stehenden Jupiter siehet, der einen Donnerkeil in der einen und einen Adler in der andern Hand hält, mit der Ueberschrift ΚΤΔΑΣ ΚΡΗΤΑΚΧΑΣ. Auf der vierten n. 10 welche der Revers der ersten ist, siehet man den Korb der Vergia, welcher Cysta genennet wird, nebst der eingewebeten Schlange. *Begerus* de numis serpentiferis Cretensium pag. 5. Die zweite n. 7 ist die sonderbarste. Denn sie stellt zu gleicher Zeit den Korb der Vergia, die Schlange und das Kind Erycthon, (so, wie es Antigonus Carystius anführt, daß es in dem Kerbe der Pallas von des Cerops Töchtern gefunden sey,) vor. Diese Münze ist zu Magnesia, einer asiatischen Stadt und Colonie der Creter, geschlagen, und befindlich in *Spanhemii* diff. 9 p. 655. Bey dem *Tristan* in comment. hist. tom. 2 pag. 196 findet man noch eine weit prächtigere, die unter dem Kaiser Caracalla gleichfalls zu Magnesia geprägt worden. Auf selbiger siehet man den Korb der Vergia nebst einer Schlange, oder, wie *Tristan* sagt, einen mit einem Granatapfel bedeckten Altar; und über denselben ist eine Art von Fische auf welchem Erycthon sitzt; wenn es nicht der Jupiter Sabazius ist. Drey bewaffnete Corybanten tanzen die Pyrrichia oder den Schwerdtanz, und nehmen den übrigen Platz von der Münze ein. Um selbiger liest man; ΕΠ. Μ. ΑΛΛΟΤ ΕΠΙ ΚΡΑΤΟΥΡΟ und auf dem Rande ΜΑΓΝΗΤΩΝ.
- 8) Münze des Augustus, so nach der Meinung Albertus Rubenius in Creta geschlagen. Die Victoria hält in der einen Hand einen Palmzweig, und in der andern eine Krone, und zeigt sich stehend auf dem Korbe der Vergia, zwischen zwey zusammen geschlungenen Schlangen, die sich bis auf sie erheben. *Beger* de numis serpentiferis Cretensium pag. 7.
- 9) Revers einer Münze von dem Lucius Verus in des *Spon* Recherches diff. 31 p. 525. Diese stellt den Aesculapius unter der Gestalt einer mit einem Menschenkopfe versehenen Schlange vor. Man siehet sonst noch andere dem Osiris und Aesculapius gleichende Figuren. In dem *Spanheim*, diff. 4 p. 216 trifft man noch zwey zu Tricomeden geschlagene Münzen an.
- 11) Münze des Antoninus pius. Medaglioni di Carpegna p. 56. Diese stellt die Ceres und Cybele auf ihren durch Schlangen gezogenen Wagen vor, und hat die Ueberschrift ΘΕΑ ΔΗ ΜΗΤΡ.

## XI. Kupfer S. III

- 1) Hercules, der ein Ungeheuer, so aus einem halben Menschen und halben Schlange bestehet, umbringt. *Montfaucon* tom. 1 fig. 2. 127 Kupfer pag. 210. Beim *Patinus* de nummis imp p. 206 findet man eine Münze Hadrians, so dieser gleich kömt; darauf siehet eine Minerva, die einen Triton oder ein halb menschlich und halb schlangiges Ungeheuer tödtet.
- 2) Dieses Denkmal ist aus des *Spon* miscell. erudit. antiq. sect. 9 p. 306 tom. 1 genommen, und findet sich in des *Montfaucon* antiq. expliq. tom. 1 Kupf. 132 fig. 5 p. 215. *Spon* mutmaßet, daß man die Circe mit ihrer Zauberschale nebst dem Baume der hesperidischen Gärten, und den Hercules, der den Cerberus gefesselt, darauf sehe. Wenn man diese Figuren zusammen vergleichen wil, so könte man vielleicht davor halten, daß sie mit dem Sündenfalle unsrer ersten Eltern und mit der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts, Aenlichkeit haben möchte.

Noch

## Erklärung der Kupferstiche.

Noch wahrscheinlicher aber konnte es seyn, daß diese Frauensperson, die eine Büchse, nicht aber eine Schale in der Hand hält, die Pandora als die erste unter allen Frauenspersonen sey. Der durch einen Drachen bewachte Baum, ist eine Figur des Baums der in dem Garten Eden befindlich gewesenenen verbotenen Frucht. Der Drache ist das Bild desjenigen, der die Eva verführt. Ich habe bereits angezeigt, was der den Cerberus bezwingende Hercules sey, und daß er die Figur deß, die Sünde und Hölle überwindenden Erretters vorstelle.

- 3) Ein besonders merkwürdiger Achat aus dem königlichen Kunstzimmer; so aus der *Histoire de l'Academie royale des Inscriptions et belles lettres* tom. 1 pag. 273 genommen. Auf selbigen erkennet man den Jupiter mit seinem Mantel, der in einer Hand einen Donnerkeil hält, und seinen erhabnen linken Fuß auf einen Felsen lehnet; längst denselben sieht man den Widder Amathea. Auf der andern Seite scheint die, mit einem Helm, doch ohne Schild bewaffnete und mit einem langen Rocks bekleidete Minerva; entweder auf die, zu ihren Füßen liegende Schlange, oder auf den Weinstock, der sich um den, zwischen beiden Gottheiten befindlichen Baum in die Höhe geschlungen, zu weisen, auf welchem Baume man Trauben, und zween kleine Vögel deutlich sieht. Letztere sind aber so klein, daß man ihre Gattung nicht eigentlich unterscheiden kan; doch aber aller Vermuthung nach, der dem Jupiter geweihte Adler und der unter der Eule bekante Vogel der Minerva seyn. Unten in einer Art von Abschnitte, sind zwey Pferde, zween Löwen und ein Stier, wovon man doch nichts als den Kopf sieht, anzutreffen. Dasjenige aber, wodurch dieser Achat besonders vorzüglich gemacht wird, ist die hebräische Umschrift, die am Rande dieses Steines wechselseitig eingegraben worden. Selbige bestehet in den Worten 1 Mos. 3: Das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen wäre und lieblich anzusehen.

Ordinet, ein gelehrtes Mitglied der Academie, welcher diesen Achat der Academie des inscriptions et des belles lettres 1705 mitgetheilt hatte, sagt: daß er ohngefär vor 20 Jahren dem Könige verehret sey, da er zuvor in einer der ältesten Kirchen Frankreichs undenkliche Jahre her aufbehalten worden; woselbst man ihn, vor eine Beschreibung des irdischen Paradieses und der Geschichte des Sündenfalles Adams gehalten. Die Academie, die nicht dienslich fand, den Jupiter vor den Adam und die Minerva vor die Eva anzunehmen, kam nun zwar in Ansehung des Altertums und Zuverlässigkeit dieses Denkmals überein: doch fand sie vor gut, die Legende vor untergeschoben zu halten, welche bey genauerer Erwägung ihr von einer ganz neuen hebräischen Art und rabbinischen Buchstaben zu seyn schiene, auch noch über dieses sehr unrichtig und übel gestochen war. Nachdem sie nun verschiedene Meinungen über die Bedeutung dieses Denkmals eingezoogen, so kam ihr am wahrscheinlichsten vor, daß es eine bloße Vorstellung des Gottesdienstes des Jupiters und der Minerva zu Athen sey.

Doch vielleicht könnte man, ohne die denen gelehrten Mitgliedern dieser Academie schuldige Hochachtung zu verletzen, eine ziemlich natürliche Erklärung und eine sehr merkliche Gleichheit, der oben herum befindlichen Worte mit dem Enche auf dem Achate selbst antreffen: und in diesem Falle würde man Mühe haben, eine Verfälschung dieses Denkmals zu erzwingen; wenn man behaupten wolte, daß diese Umschrift lange Zeit nach dem Schnitte selbst erst fertiget worden sey.

Wir wollen inzwischen annehmen, daß der Schnitt ziemlich neu sey; so bleibt doch allemal einiaer Zweifel übrig. Denn ist wol wahrscheinlich, daß diejenigen, die fähig gewesen, die hebräische Umschrift beizufügen, zugleich von einer so groben Unwissenheit gewesen seyn solten, den Jupiter und die Minerva zu einer solchen Zeit zu verkennen, darinnen man doch noch so viele Denkmale des Heidenthums übrig gehabt? Ist es denn eine Kleinigkeit, daß sie sich hätten bewegen lassen können, diese Figuren vor Adam und Eva zu halten? Und solten sie wol geurtheilet haben, daß ein Ulmbaum, auf den sich ein Weinstock stüzt, der verbotene Baum gewesen sey? Nein sonder Zweifel nicht, sondern es ist weit vernünftiger zu glauben, daß, da ihnen die Fabel nicht unbekant gewesen, so haben sie dadurch zu erweisen gesucht, daß auch selbst die Fabeln des Heidenthums auf die Wahrheiten unsrer Religion zielen, und daß diese insbesondere eine wesentliche Gleichheit mit dem Ursprunge der Menschen, mit der Sünde unsrer ersten Eltern, und mit der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes habe.

Ich würde es auch wenigstens in diesem Verstande erklären, denn der Abschnitt, welchen man eben nicht gar zu genau betrachtet haben mag, veranlaßet mich fast zu dieser Erklärung.



## Erklärung der Kupferstiche.

Selbiger stellt das guldene Alter oder den Stand der Unschuld vor, in welchem die ungeschicktesten Thiere, mit einander in völliger Ruhe und Eintracht lebten. Es kan auch der Stand der moralischen Eintracht dadurch abgebildet werden, worin die Gnade unsers Erlösers die Menschen versehen solte, welche die Widersetzlichkeit ihrer Leidenschaften weit unentbarer als die unverträglichsten Thiere machte.

Wenn dem nun so seyn solte, so wollen wir uns nunmehr zu dem Körper selbst wenden. Es sey nun, daß man den Jupiter vor das höchste Wesen und die Minerva vor die ersonnenste Weisheit halte; oder daß man erstern als den Jupiter der cretischen Regia ansehe, wie der Widder Amalthea anzuzeigen scheint, und eben das vorstelle, was der Bacchus Sabazius oder Apollo Koros war; ingleichen daß man in der Minerva, die Rhea oder Dicyonna, das ist, die fruchtbare Jungfrau, welche der höllischen Schlange den Kopf zertreten solte, antrifft: so wird man auf diesem Schaustücke die Sünde unsrer ersten Eltern unter dem Baume abgebildet finden, wohin die Schlange ihnen ihre Hände auszustrecken angeraten. Ingleichen wird man die Gutmuthung dieses Verbrechens in dem Vorhaben der Fleischwerdung, und in der Person dererjenigen, die das meiste dazu beitragen solten, als des Seligmachers und seiner Mutter, die alhier durch den Jupiter und Minerva abgebildet werden, bemerken. Dieses nun scheint um so mehr gegründet zu seyn, da sich in dem Arnobius eine Minerva findet, woraus er eine Mutter des Jupiters macht.

Ich habe in dem Werke selbst, aus den alten Namen der Minerva, die Uebereinstimmung gewiesen, die sie mit der einen und andern Atē, oder besser zu sagen, mit der einen und andern Eoa hat. Hier wil ich nur noch hinzu fügen, daß man in des Thevet Cosmograph. univ. lib. 18 eine Minerva mit dem Namen AΘE siehet, und daß Hesychius den Namen Uda der Juno urania giebt, welche eben so viel als Venus urania, die Göttin von Syrien und Minerva bedeutet. Auf einer andern Münze trifft man bey dem Haupte der Minerva das Wort Eoa an, auf deren Revers aber eine Cybele steht. Begerus, der diese Münze unter den peloponesischen Thes. brandenb. tom. 1 p. 443 aufführt; nachdem er gesagt: daß die Münze zu Eoa, einer Stadt Arcadiens, geprägt worden, und ihren Namen vielleicht von der Bacchanten Erasma bekommen, fügt er folgende Worte hinzu: Cum prima mortalium matre id coincidit, quid autem haec ad Arcades? Id inquit Dulodorus quod Bacchus, si Clementi Alexandrino fides; Euam enim, per quam non errori modo, sed ipsi morti via patefacta est, in Orgiis invocata, eius verbis apud Eusebium de præparatione Evangelica patet.

- 4) Eine geheimnißvolle Figur der Gottheit. *Montfaucon* tom. 1 part. 2 p. 378.
- 5) Pallas mit dem Aegide. *Gronovius* Zusätze bey Abhandlung der feinsten Steine des *Leonardo Agostini* 1. Kupfer.

## XII. Kupfer S. 113

Betrifft die junge Isis oder die fruchtbare Jungfrau.

- 1) Ist aus *Kircheri* Oedipo aegypt. tom. 3 p. 500 genommen, und stellt die junge Isis vor, die in einer Tafel das Bild des Koros Apollo ihres Sohnes, mit denen Einbildern hält, die mit dem Heilande übereinkommen, wie bey dem 1sten Kupfer mit mehreren gewiesen werden wird.
- 2) Ist eine besondere Figur, und aus den Medaillons des *Carpegne* p. 70 genommen. Diese stellt eben diese Isis vor, die den Gott Apis oder Serapis sauget. Man kan auch sagen, daß es Cora oder Proserpina sey, die den Gott Taurus, das ist, den Bacchus, unter der Gestalt eines Stiers sauget.
- 3) 6) und 7) Bilder der jungen Isis, die ihren Sohn stillt. Die erstere ist in des *Spon* Recherches diss. 28 p. 465, und die zweite in *Begeri* Thes. brandenb. tom. 2 p. 301 anzutreffen; die dritte ist eine Münze des Hadrians, und in des *Cuperus* Harpocrate p. 51 befindlich.
- 4) 5) Sind zwey Denkmale des Alterthums, die prächtigsten ihrer Art, und zu meinem Lehrgebäude die geschicktesten. Das erstere ist aus dem *Montfaucon*, der sie unter die Zahl der Abzacken gesetzt, tom. 2 Kupf. 158 p. 366. Dieser gelehrte Mann begnügt sich bloß damit, daß er sie für eine Isis ausgiebt. Nun ist es zwar an dem, daß eine Isis darauf vorgestellt wird; es ist aber eine Isis der Sternkunde der alten Perser, Egyptianer und Indianer. Die Isis des Geheims Erigone oder Jungfrau des Thierkreises. Der vor ihrer Stirne befindliche Stern befestiget diese Meinung. In der linken Hand hat sie drey Kornären. Drey andere sind in ei-

## Erklärung der Kupferstiche.

nem bey ihren Füßen stehenden Gefässe befindlich. Mit der rechten Hand hält sie ihren Sohn Horns an der Brust. Unten liest man das Wort *Jaw*, welches bey den Alten eben so viel, als bey den Hebräern *Iehova* hieß. Weil diese Figuren zu sehr entblößet waren, so hat mich der Wohlstand veranlasset, sowol diese als verschiedene andere zu bekleiden.

- 5) Stellet eine alte Lampe vor, welche der Göttin *Diana* zu *Ephesus*, die mit der jungen *Isis* einerley, geweiht ist. Die dieser Lampe beigefügte Tafel giebt demjenigen, was die Göttin der *Afrier* anberritt, eine deutliche Erklärung; und ist ein überzeugender Beweis von dem Unterschiede der beiden *Isis* und von der Fruchtbarkeit der andern, ob sie gleich noch eine Jungfrau ist. Man siehet auf einem Altan *Osiris* und die alte *Isis*, welche ich für *Adam* und *Eva* halte. *Osiris* ist durch das Scheffelmaaß auf dem Haupte, und die *Isis* durch die *Lotosblume* unterschieden. Die junge *Isis* ist durch den auf ihrem Kopfe befindlichen zunehmenden Mond merkwürdig, welcher anzeigt, daß sie eben diejenige sey, welche unter der symbolischen Figur der *Diana* zu *Ephesus*, so man auf der Lampe selbst antrifft, verstanden wird. Ihr zur Seiten steht ihr Sohn *Horus*. Durch diese vier Personen ist das wesentlichste der Religion abgebildet. Die beiden erstern haben das Verderben des menschlichen Geschlechts veranlasset; da hingegen die beiden letztern der Vorwurf der Wünsche aller Zeiten seyn, denn durch sie sollte das Heil wieder hergestellt werden. Diese Lampe ist aus dem *Montfaucon* tom. 5 part. 2 p. 220 genommen.

Wenn ich anfänglich aufmerkamer gewesen wäre, so hätte ich noch drey ganz besondere Münzen beifügen können. Davon die erste in dem *Patin* p. 259 steht, und die *Cybele*, die *Diana* von *Ephesus*, und den *Apis* unter der Gestalt eines Stiers vorstellt. Man kan nach demjenigen, was ich davon angeführet, leicht abnehmen, was diese Münze in sich fasset. *Patin* irret sich, wenn er die *Cybele* für einen Schutzgeist hält, der einen Stier zum Opfer bringet: denn die *Cybele* ist wegen ihres mit Thürmen gekrönten Hauptes sehr kenntbar.

Die zweite ist eine Münze des *Trajan*s, und befindet sich beim *Tristan* in *Comment. histor.* tom. 1 p. 409. Auf selbiger siehet man eine nackende *Dictynna*, die sich an einen Felsen lehnet, und ein Kind in den Armen hält; zu welcher etliche bewaffnete *Corybanten* hinzu treten, mit dem Worte *Dictynna*, das oben auf der Münze deutlich gelesen werden kan. *Dictynna* ist der *Creter Diana*. Und die Fabel redet von der *Dictynna* niemalen anders, als von einer Jungfrau. Inzwischen zeigt uns diese Münze, daß es eben dieselbe als *Rhea* oder die Mutter der Götter bey den *Cretern* sey, wovon man auch eine Münze vom *Decius* bey dem *Seguin* in *Selectis numismatibus imperatorum* p. 188 antrifft. Man mus also schließen, daß die *Rhea* der *Creter* nicht die alte, sondern die junge *Cybele* sey, die obgleich eine Jungfrau, dennoch fruchtbar war. Folglich mus man ferner schließen, daß der *Jupiter* der *cretischen Vergia*, da er ein Sohn einer Jungfrau gewesen, nichts anders als ein Vorbild des Heilandes seyn kan.

Die dritte Münze ist von der *Julia Soämias* des *Heliogabalus* Mutter, und befindet sich im *Tristan* tom. 2 p. 263. Die *aranische* oder himlische *Venus*, welche nach der Meinung der Alten eine beständige Jungfrau seyn sol, ist darauf nebst ihrem Sohne vorgestellt, dem sie eine Kugel, worauf eine Sonne befindlich, darbietet.

### XIII. Kupfer S. 119

Dieses ist in zwiefache Abbildung getheilet:

Die erste stellet uns den Begriff der Alten und der Einwohner, sowol des einen als andern *Indiens*, in Ansehung der Sonnenfinsternis, und der bey dieser Gelegenheit gewöhnlichen Religionsgebräuche vor. Man.

Die andere ist aus der Offenbarung *Johannis* genommen. Die Gemeinschaft dieser beiden Vorstellungen ist darneben in der Abhandlung selbst anzutreffen.

### XIV. Kupfer S. 142

Hält aleichfals zweierley in sich:

- 1) Steller es die Einweihung eines Anführers unter den *Taraiben*, und
- 2) die Proben vor, die ein Oberbefehlshaber abzulegen hat. Beides ist in der Abhandlung erläutert.

### XV. Kupfer



XV. Kupfer

S. 161

Beschluß Einleitung eines caraisischen Warsagers.

Die beiden folgenden Kupfer beziehen sich auf das Symbolum des Kreuzes bey den Älten vor Christi Geburt.

XVI. Kupfer

S. 204

- 1) Die ganze erste Reihe stellet verschiedene Abbildungen des Kreuzes, so auf den Obeliskten gefunden wird, vor, ausgenommen das zweite, welches ein chinesischer Character ist, und die Zahl sieben bedeutet. *Kircheri Obeliscus pamph. p. 306 und 233.*
- 2) Vier Bilder egyptischer Gottheiten, die ein Kreuz in der Hand tragen, und aus der isiatischen Tafel, so man in *Kircheri Oedipo tom. 3 p. 78* findet, genommen.
- 3) Egyptisches Denkmal aus dem *Paul Lucas tom. 2 lib. 4 p. 132*. Dieses Denkmal ist sonderbar. *Horus Apollo* sitzt daselbst, und hält ein Winkelmaaß und einen Warsagerstab. *Isis* steht hinter ihm, und hält das hermetische Kreuz in der rechten Hand. Vorwärts steht ein Egypter, der zu beten scheint. Oben ist ein Symbolum der Gottheit durch eine geflügelte Kugel vorgestellt, und mit einer übelgebildeten zweiförstigen Schlange umgeben. Nahe dabey steht man zwey sehr wohl ausgedruckte Kreuze.
- 4) Hieroglyphische Hand aus dem Cabinet der heiligen Genovefa. Diese ist ebenfalls in *Frid. Adolph Lampen de Cymbalis veterum p. 157* zu befinden. Es vermeinet dieser Schriftsteller, daß es Cymbeln seyn, deren Handarf aus einem deutlich ausgedruckten Kreuze besteht.
- 5) Egyptischer Priester, der ein Kreuz hält. *La Chaussée Museum Romanum.*
- 6) Hermetisches oder isiatisches Kreuz des *Kircheri*, so von ihm in diesem Verstande angenommen wird. *Tom. 2 Oedipi, part. 2 p. 24.*

XVII. Kupfer

S. 204

- 1) *Horus Apollo* mit seinen hieroglyphischen Warzeichen, die aus einem langen Kreuze bestehen, worauf oben ein Sperberkopf als ein Symbolum der Gottheit; mit dem Winkelmaaße, als ein Symbolum der königlichen Würde und Gerechtigkeit; benebst einem Warsagerstabe, als ein Symbolum des Priesteramts, befindlich ist. Diese Figur ist aus der isiatischen Tafel genommen.
- 2) 4) Zweyn Altäre, ebenfalls aus der isiatischen Tafel, worauf zwey geheiligte mit einem Kreuze versehene Gefäße stehen. Der Saft rinnet aus dem ersten in zwey nilotische Gefäße. Ein Egypter hat ein Knie auf der Erde, hält ein nilotisches Maaß in der Hand, und scheint bereit zu seyn, von diesem Getränke entweder etwas zu nehmen, oder ein Dankopfer zu bringen. Der zweite ist dem Ansehen nach zwischen zweyn Blumensträußen zur Verehrung aufgestellt.
- 2) Tafel eben dieses Altars, so in demselben Verfasser noch größer vorgestellt, zu befinden ist. Man sieht auf selbigem die gebrachten Opfer, nemlich in der Mitte einen Korb, in welchem Früchte, oder in pyramidenform aufgesetzte Brodte liegen, zwey sich gegen einander beugende Garben, zwey Phoenen, die etwas vom Getränke in sich halten, und auf welchen Kreuze befindlich. Unten ist ein kleines Maaß, welches die in den Gefäßen enthaltenen Gaste zu trinken dienet.
- 5) Egyptischer Priester, der einen Altar hält. Aus den Steinsammlungen des *Leonardo Agostini* nach des *Grönovius* Ausgabe 39 Kupfer genommen.
- 6) Vestalin mit einem Halsbände, worinnen die Edelgesteine dergestalt versetzt, daß sie ein Kreuz bilden. Dieses Altectum steht beim *Iustus Lipsius tom. 3 de Vesta et Vestalibus p. 621*. Bey selbigem ist aber nur bloß einiges Merkmal vom Halsbände übrig. Und die Vestalin ist ohne Kopf. Der Kupferstecher aber hat dienlich erachtet, einen Kopf nach seiner Erfindung hinzu zu fügen.

Bild des Jupiter Ammons unter der Gestalt eines Widder, führt eine Schlange auf dem Haupte, und ein hermetisches Kreuz in Gestalt eines T um den Hals. *Spon. in milt. erud. ant. lect. 9 p. 306.*

- 7) Canopus auf einem Greif sitzend, der seine Klaue auf ein Schild hält, worauf ein Kreuz befindlich ist. Genome di *Leonardo Agostino tab. 203.*

8) Pro:

## Erklärung der Kupferstücke.

- 8) **Prodomäus Dionysus** unter der Gestalt eines **Bacchus**, dessen **Thyriss** die Form eines **Creuzes** hat. *Foy Vaillant de Numism. Prolemaeor. p. 146.* Bey eben diesem Verfasser findet sich auf der 162 Seite eine Münze von eben diesem Monarchen, die der ersten sehr gleich kömt, aber weit kleiner ist.
- 9) **Bacchantin**, so von einer Urne genommen, die in des *Spon misc. erud. ant. sect. 2 tom. 1 p. 29* steht. Diese hält in der rechten Hand eine Münze, worauf ein **isiatisches Creuz** geprägt ist.
10. 11. 12. 13) sind **Bilder**, auf welchen man die **syrische Göttin Astarte** mit einem **langen Creuz** in der Hand erblicket. *Fig. 10* ist eine Münze des **Heliodogabalus** mit der Umschrift: *Colonia Aurelia Pia Metropolis Sidoniorum.* Die Göttin ist auf selbiger in einem von vier **Seulen** unterstützten **Tempel** anzutreffen; sie hält ein **langes Creuz** in der Hand, zu ihren Füßen ist ein **Mensch** in kleiner Gestalt, und auf der linken Seite eine **Seule**, worauf die **Victoria** steht, in deren linker Hand man einen **Palmzweig**, und in der rechten eine **Krone** siehet, die sie über der Göttin Haupt hält. Auf dem Abschnitte ist ein **Altar** und **Muschel** von undeutlicher Gestalt. Die letztere sol eine **Purpurschnecke** seyn, wodurch **Tyro** wegen des damit getriebenen Handels so berühmt gewesen. *Vaillant in numismat. imperator. tom. 2 p. 126.* Die Münze *Num. 11* ist von der **Julia Mammaea** mit der Ueberschrift, *Nerviae Traianae Alexandrianae.* Sie ist in **Arabien** geschlagen, wie selches aus dem Abschnitte erhellet. **Astarte** steht auf selbiger in einem der vorigen Münze gleichen **Tempel**; hält in der einen Hand ein **großes Creuz**, und in der andern ein **Cornu copiae**; zu ihren Füßen sind **zwo Creaturen**, die in **zwo Seemuscheln** blasen, welche denen gleich sind, die man in den Händen des **Tritons** findet. *Vaillant tom. 2 p. 187.* Die Münze *Num. 13* ist von **Salonina** mit der Umschrift: *Colonia Iulia Augusta felix,* und zu **Berytus** geprägt, wie der Absatz ausweist. **Astarte** steht auf derselben auf dem Vordertheile eines **Schifs**; mit der einen Hand hebt sie ihren **Rock** auf, und in der andern hält sie ein **langes Creuz**; eine auf einer **Seule** ruhende **Victoria** hält einen **Kranz** über ihrem Haupte. Diese Münze ist von dem **Kupferstecher** übel getroffen, im *Vaillant tom. 2 p. 333* aber desto deutlicher zu befinden. Die Münze *Num. 12* ist um so besonderer, weil sie sehr lange vor **Christi Geburt** geprägt, wie die griechische **Aera**, so man darauf antrifft, bezeuget. Auf selbiger steht **Astarte** auf einer **Galere**. Aus ihrer rechten Hand fällt ein **Thau**, als ein **Wahrzeichen** der **Wohlthaten**, so sie denen Menschen erweist; in der linken, die sie auf den Rücken hält, trägt sie ein mit **Rindspfen** befestigtes **kenntbares Creuz**. Diese Münze ist von **Alexander dem Zweiten**, **Könige in Syrien**, und befindlich in *Begerithes. brandenb. tom. 2 p. 24.* *Vaillant* in seiner **Historie** der **syrischen Könige** hat **zwo gleiche Münzen** vom **Demetrius II** beigebracht. Auf der ersten steht **Astarte** mit einem **Scheffelmaas** auf dem Haupte aufgerichtet, streckt die rechte Hand von sich, und lehnet sich mit der linken auf ein **langes Creuz**. Auf der rechten Seite liest man folgende **Buchstaben** **BA.** und **ΔΗ.** welches **Anfangssylben** von den Worten **ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΔΗΜΗΤΡΙΟΥ** sind. p. 272. Auf der andern steht p. 278 die Göttin mit **entblößtem Haupte** auf einer **Galere**, hält in der rechten Hand, die sie hinter sich gerichtet, ein **Creuz**. Hinter ihr sind einige **syrische** und **phöniciſche Buchstaben** befindlich.
- 14) Münze des **Augustus**, welche die **Müge** des obersten **Priesters** der Göttin der **Sidonier**, und ein **Simpulum** oder enges **Opfergeschir** vorstellet. Diese ist zu **Accis** geschlagen. Die vier darauf befindlichen **Buchstaben**, sind die **Anfangsbuchstaben** der Worte, **Colonia Iulia Gemella Accitana.** *Vaillant tom. 2 p. 2.* Auch giebt es noch andere Münzen mit verschiedenen **Ueberschriften**.

Ich kan nicht unterlassen annoch anzuführen, daß ich im *Tristan tom. 2 p. 338* eine Münze des **Heliodogabalus** finde, auf welcher man die schöne **Isis**, oder, wie er sagt, die **syrische Göttin** siehet, so in der einen Hand ein **Sistrum**, und in der andern ein **isiatisches Creuz** hält, welches *Kircherus* **Anfata** nennet. Der Verfasser macht hiebey die Anmerkung, daß dieses **Creuz** und der **Circle**, der **astronomische Character** des **Planeten Venus** sey, so der dritte **Plas** ist, den man der **fruchtbaren Jungfrau** am **Himmel** angewiesen. Woraus abzunehmen, daß **Venus Urania**, und die **syrische Göttin** einerley **Gottheiten** seyn. Endlich gerät dieser **Schriftsteller** auf die **Gedanken** des *Marsilius Ficinus*, und glaubt, daß sie auf das **Geheimnis unsrer Erlösung** zielen.



## Erklärung der Kupferstiche.

### XVIII. Kupfer S. 240

Iroquoisische Tänze, Te-Iennonniakoua und Athonront genant.

### XIX. Kupfer S. 263

Heiratsgebräuche. a) Two Weiber tragen das Heiratsholz in des Mannes Cabane. b) Eine Frau, die in dem Dorfe spazieren gehet, und ihr Kind auf dem Rücken in einer Art von Wiege trägt.

### XX. Kupfer S. 288

Dieses leitet uns auf die erste Kleidungsart der Menschen und auf ihren Ursprung, welcher zu den Fabeln von den Satyren und zu dem symbolischen Begriffe, den man sich von den Hörnern der Thiere gemacht, Anlaß giebt. Unter den drey obersten Bildern stellet das mittlere eine Isis vor, die ein Kopfzeug von einer Stierhaut trägt, woran annoch die Hörner und Ohren befindlich sind. *Cuperus* in *Harpocrate* p. 129. Ihr zur Seiten stehet 1) Jupiter Ammon und 3) ein Lysimachus mit Hörnern auf den Köpfen, die dergestalt befestiget sind, als ob sie herangewachsen wären. *La Chaussée* *Museum rom.* Die Figuren der andern Reihe 5) stellen zween Satyren vor, so wie sie die alten Denkmale abbilden. Sie stehen zwischen der Figur 4) eines alten Teutschen, *Comment. Caesaris* nach der neuen engländischen Ausgabe p. 138. und 6) eines Americaners, so wie er in den Krieg ziehet. Die Figuren der dritten Reihe, zeigen uns eine Fortsetzung der Begriffe von den ersten Zeiten in der Helmszierde der Herzoge von Bretagne 7). *Vulson de la Colombiere* *Theatre d'Honneur* tom. 1 p. 49. und 9) von einem alten Geschlechte in Flandern. *Recherche des Antiquités et Noblesse de Flandres, de l'Epinoi* liv. 1 p. 312. Das in der Mitte 8) befindliche Schaustück stellet einen französischen Prinz vor, der im Tourney mit einem Herzoge von Burgund streitet. Jeder von ihnen hat seinen Helm mit der Helmszierde auf dem Haupte. *Vulson de la Colombiere* loc. cit.

### XXI. Kupfer S. 292

Stellet die Kleidung und Zierrat der Wilden in ihrer Zergliederung vor.

- 1) 2) Iroquoisen und Huronnen Mann und Weib, nach der neuesten Art gekleidet.
- 3) 4) Eben dieselben nach der alten Art.
- 5) Halsband der Alten, woran eine römische Bulla hängt. *La Chaussée* *Museum romanum* sect. 5 tab. 6.
- 6) Halsband der Wilden, woran ein groß Stück Porcelain hängt, so der Bulla romana gleichet.
- 7) Halsband der Alten, so mit denen, welche die Wilden tragen, Gleichheit hat, und von einerley Materie gemacht zu seyn scheint. *Montfaucon* *Antiquité expliquée* tom. 3 Kupf. 157 pag. 268.
- 8) Porcelainen Armband, als kleine Cylinder gearbeitet.
- 9) Caracolis der Caraißen oder mittägigen Wilden.
- 10) Tobackstbeutel der mitternächtigen Wilden.
- 11) und 12) Die beiden Theile der Brodequins oder Halbstiefeln, welche die caraisischen Weiber auf den antilischen Inseln unter- und oberwärts des dicken Beins befestigen, und ein Kennzeichen der Aufrichtigkeit und Freiheit anzeigen sollen.

### XXII. Kupfer S. 299

Dieses Kupfer stellet die caustischen oder eingestrichen und hieroglyphischen Gemälde vor.

- 1) Ein alter Pict. *Theodore de Bry* *India occid.* part 1 icon. 1.
- 2) Ein bemalter Wilde, der mit dem in der ersten Figur vorgestellten Picten zu vergleichen. *Crenelius* *Hist. Canad.* p. 70. Zwischen beiden stehet
- 3) Ein Wilder aus dem mitternächtigen America, der sein Ebenbild in einen Baum schneidet, und auf seine Art dasjenige eingräßt, welches er durch diese Art des Denkmals aufbehalten wissen wil.
- 4) Unten auf diesem Kupfer sind dergleichen Gemälde abgezeichnet, davon ein jedes als ein besonderer Buchstabe anzusehen ist.

## Erklärung der Kupferstiche.

Das erste zeigt an, daß der Wilde, welcher Zwofeder genennet wird a) b), von der Nation der Kranich c), und von dem Geschlechte des Stiers d) von fünfzehn Kriegesmännern begleitet h), einen Gefangnen gemacht f), und drey Köpfe abgehauen g); und zwar auf der sechsten Reise, die er in den Krieg gethan k), und in der vierten, worin er der Partey Anführer gewesen i).

Auf dem zweiten Bilde wird gewiesen, daß der so genante Zweipfeil a) b), von der Nation der Fische genant c), und dem Wolfs Geschlechte d), auf eine Gesandtschaft gegangen, und den Friedenscalumet zu der Nation des Bären überbracht e), und von dreißig Personen begleitet gewesen h).

Sowol auf der einen als andern Figur ist der Wilde nicht allein in seiner hieroglyphischen, sondern in seiner ganzen Gestalt vorgestellt, und zwar auf der ersten mit seinen Waffen e), und auf der andern, wie er den Calumet und die Schildkröte trägt f).

### XXIII. Kupfer S. 316

Hier sind zwei Haushaltungen der Wilden, nemlich eine aus dem mittägigen, und eine aus dem mitternächtigen America anzudeuten. Die Wohnung der erstern ist eine Hütte, wovon man nur die Hälfte siehet. Der Caraibe liegt in seiner Hangematte, unter welcher ein klein Feuer angemacht ist. Von denen fünf caraischen Frauenpersonen schabet die eine Manioc; die andere zerquetschet ihn; die dritte schlägt den aus Manioc gemachten Teig durch ein Sieb; die vierte macht Brod aus Cassava, und die fünfte trägt Holz unter den Kessel.

Die gegen über befindliche Wohnung stellet eine ohne iroquoisische Cabane vor, worin man eine Frau, die Sagamite macht, und ein Kind antrifft, so einen Fisch und eine Mehre von indianischem Korn brätet. Außerhalb der Cabane sind drey Frauenpersonen, deren die eine indianisch Getreide in einem hölzernen Mörser stampft, die andere zwischen zweien Steinen Korn zermalmet, und die dritte an einem Sacke arbeitet, worin Teig aufbehalten werden sol. Unten sind einige Mehren von indianischem Korn. Die Pflanze von Manioc und die Wurzel Patate. Auf der andern Seite siehet man eine Presse, die dazu dienet, den Manioc fast abzusondern, welchen man auch durch eine Schlangenhaut durchsickern läßt, wovon man eine Form an einer an der Hütte hangenden Figur antrifft.

### XXIV. Kupfer S. 331

Dieses faßt zweierley in sich:

- 1) Eine allgemeine Rathsversammlung der Floridaner, und Versuch, der zu Unternehmung eines Feldzuges tüchtigen Streiter. Ihr Oberhaupt sitzt auf dem Throne, mitten unter den Aeltesten, Adelsichen und Warfagern (Jongleurs), die durch ihre kurzen Mäntel unterschieden zu werden scheinen. Ein stehender Mann hält eine Rede, und überbringt hernachmals einem jeden die Cassinenschale, die er ausleeren soll. Auf der einen Seite bereiten die Weiber die Cassine; auf der andern aber siehet man eine von denen in Weißkleidern eingehüllte Manxperson, welche ich den Priestern der Cybele oder uranischen Venus gleich geachtet, und von den Europäern für Hermaphroditen angesehen worden. Ich bin anfänglich der Meinung gewesen, daß die Europäer durch einigen Ansehen bewogen worden, ihnen diesen Namen zu geben, weil sie selbige aus einer irrigen Meinung für wirkliche Hermaphroditen gehalten: nunmehr aber glaube ich, daß in diesem Irrthum, selbst aus dem Namen, welchen diese Völker dem Vergleichlichen Art von Priestern geben, einiger Grund anzutreffen; indem sie dadurch ihren vermischten Stand sehr genau bestimmen, nemlich den männlichen in Ansehung ihrer Wirklichkeit, in Absicht ihrer Kleidung und Profession aber den weiblichen Stand, woraus zwar ein androgynischer, aber auch gänzlich mystischer Zusammensatz entsteht. Herodotus unterstützt diese meine Meinung. Denn im 4ten Buche num. 67 nennet er Androgynā gewisse Manxpersonen unter den Scythen, die man Enares oder Enares hieß, als Weiber gekleidet waren, und indem sie sich dem Dienst der Venus Urania gewidmet, von derselben eine besondere Weissagungskraft empfangen hatten. Diese Leute kommen mit dieser Art der Americaner genau überein.



## Erklärung der Kupferstiche.

- 2) Die zweite Vorstellung dieses Kupfers zeigt die Art Chica, Guicou oder Tacuin zuzubereiten, ingleichen wie solches getrunken wird, welches die Franzosen einen Wein machen (*faire un vin*) genennet. Hierbey sind die Warfager ebenfalls durch ihre kurze Mäntel kenntbar.

### XXV. Kupfer

S. 340

Tasset ebenfalls zweierley in sich:

- 1) Einen Religionstanz in Virginien. Ich habe davon aus der Ursache nicht gehandelt, weil sowohl in Schmidts als in allen von Virginien handelnden Erzählungen, davon ausführlich Erwähnung geschieht.
- 2) Eine Vorstellung eines Theils des brasilianischen Tances, so Lery beschrieben, und von mir in der Abhandlung selbst angeführt wird.

### XXVI. Kupfer

S. 348

Art, den Ahornzucker zuzubereiten.

Die Weiber beschäftigen sich, Gefasse zu suchen, die bereits voll von dem Wasser sind, so aus den Bäumen rinnet, und giesen es in grosse Kessel, worauf eine Frau Achtung giebt. Da unterdessen eine andre sitzt, und mit den Händen das dick gewordene Wasser knetet, das nunmehr in die Form der Zuckerhüte gebracht werden kan. Jenseit der Cabane und den Bäumen sind Felder, so wie sie bey dem Ausgange des Winters zu seyn pflegen. Darauf siehet man Weiber, die selbige wieder in Ordnung bringen, und das indianische Getreide auf die Art saen, wie ich es beschrieben habe.

### XXVII. Kupfer

S. 367

- 1) Dieses in zween Theile getheilte Kupfer stellet oben einen alten Marcoman vor, der ganz mit Weidenkörben gepanzert ist, ingleichen einen vom Haupt bis zu Fuß mit Holz und Baumrinden gleichfalls bewaffneten Wilden. Der Marcoman ist aus dem *Julio Caesare* der neuesten engländischen Ausgabe p. 30 und der Wilde aus *Champlain Voyage* nach der Pariser Ausgabe num. 1632 p. 291 genommen. Zwischen beiden ist die Buchette, oder das Zeichen der Anwerbung bey den Wilden, zu befinden, welches mit denen Symbolis des Altertums, so *Tesseræ* genennet worden, verglichen wird. Ich habe einige Abbildungen davon beigelegt. Die erste ist ein Symbolum der Christen aus dem *Cabinet S. Genevieve* p. 1 fig. 6. Die andern sind aus *la Chauffe Museo romano lect. 5 tab. 8* genommen. Die unterhalb derselben befindliche Münze stellet eine Frau vor, die in der Hand eins von denen Werkzeugen, und in der andern ein *Cornu copiae* mit der Ueberschrift, *Liberalitatis Aug.* hält, und ist aus dem *Balbin*. Diese Werkzeuge finden sich auf verschiedenen andern kaiserlichen Münzen.
- 2) Ist eine Parthey Kriegermänner, so wie sie aus ihren Dörfern ziehen. Ihr Anführer gehet voran, und singt den Todtengefang.

Beide folgendes Kupfer betreffen die Schiffart der americanischen Völker.

### XXVIII. Kupfer

S. 373

Der erste Inbegriff ist ein Canot der Esquimaux, so wie es in der Abhandlung beschrieben worden. Oben drüber sind einige Denkmale des alten Egyptens abgezeichnet, unter welchen man einige kleine Fahrzeuge von Papier siehet, die denen baumrindnen gleich sind, deren sich die Wilden bedienen. *Montfaucon Antiquité expliquée tom 2 Kupf. 142 p. 150.*

Der andere Inbalt ist eine Flöße von trocknen Kürbissen, die ausgehölet und wohl verstopfet sind. Unterwärts siehet man einen Einwohner aus Peru, der eine Balze führt.

### XXIX. Kupfer

S. 378

Wasserfälle. Man siehet alhier, wie sich Flüsse von verschiedenen Höhen des Erdbreichs herabsürzen. In der Entfernung zeigt sich ein Wasserfall, der durch seine außerordentliche Höhe unwegsam gemacht wird. Die Wilden sind genötiget, das Ufer des Flusses, lange vorher, ehe sie zu diesem Falle gelangen, zu suchen, und tragen ihre Canots und Gerätschaft so lange, bis sie vor diesem Wasserfalle vorüber sind. Ein Fluß, der in seinen Ufern gerade und eben

## Erklärung der Kupferstiche.

eben läuft, fließet stille bey einem Dorfe vorbey, wobey man auf einer Anhöhe zween Wilden bemerkt, die an einer Pyroge, zween Canoten nach Art der Abenaguis, und an einem andern, nach Art der Outagucas, arbeiten. Darunter ist ein schneller Strom, den man aufwärts fahren kan. Zween Wilden fahren herunter, und zween andere hinaufwärts, und halten sich nahe am Ufer, damit sie mit den Indern den Grund erreichen können.

### XXX. Kupfer S. 379

Reise auf dem Schnee und Winterlager. Hier erscheinen die Wilden, wie sie ihre Gerätschaft in Riemen auf den Rücken tragen, und andre, die sie hinter sich auf Schleifen nachführen. Der Kupferstecher hat vergessen, sie in ihre Decken einzuhüllen, so wie es die vorgestellte Jahreszeit erfordert. Andere, die bereits an den bestimmten Ort gekommen, richten Cabanen auf. Einige bemühen sich, die Kessel übers Feuer zu bringen, und Holz zu hauen; andere hingegen machen Feuer nach ihrer Art; durch die Terebration oder Bohrung. Die ganz oberwärts befindliche Raquette ist wohl getroffen, und von grosser Nützlichkeit.

### XXXI. Kupfer S. 394

Belagerung eines Festungswerks, oder umpfalten Dorfes. Der Kupferstich erklärt sich selbst, daher es keiner weitläufigen Erläuterung bedarf.

### XXXII. Kupfer S. 398

Führung der Gefangenen, und ihr Einzug in das Dorf.

- 1) Der erste Inhalt stellet die Art vor, wie die Gefangenen verwahret, und des Nachts über beobachtet werden. An der Seite siehet man einen Kriegerman, der eine, einem Feinde abgelösete Haarscheidel (Chevelure) auf solche Art, wie im 6ten Hauptstücke gezeigt worden, zubereitet.
- 2) Der zweite Inhalt stellet Gefangene vor, die den übeln Willkommen, womit man ihnen bey Ankunft in dem Dorfe ihrer Ueberwinder, oder deren Bundesgenossen begegnet, ausgesetzt sind. Der Einzug fängt sich durch diejenigen der Ueberwinder an, die die abgelöseten Haarscheiden tragen; diesen folgen drey Gefangene, welche in der einen Hand die Schildkröte, und in der andern einen mit Schwanensfedern ausgepukten Stock halten. Die Einwohner des Dorfs haben sich in zwe Reihen gestellet, mit Stöcken bewafnet, und stehen in Bereitschaft, ihre Gäste zu bewillkommen.

### XXXIII. Kupfer. S. 405.

Todesstrafen.

- 1) Todesstrafe der Gefangenen in dem mitternächtigen America.
- 2) Todesstrafe der Gefangenen im mittägigen America. Letzteres begreift dreierley Handlungen in sich. Auf der einen Seite bemalet eine Frau den Sklaven, gegen über aber eine andere den Bourou oder die Keule, womit er todtgeschlagen werden sol. In der Mitte aber ist die Art abgebildet, wie er hingerichtet wird.

### XXXIV. Kupfer S. 422

Diese Vorstellung betrifft die Gesandtschaften und Handlung der Wilden des mitternächtigen America.

- 1) In der obersten siehet man einen Wilden, der durch seine Porcelainschnur redet. Diese, so er in der Hand hält, ist unterwärts arößer vorgestellt.
- 2) Die andere ist eine Vorstellung des Calumetanzes. Mitten auf einer Decke ist der Manitou oder Schutzgott, der in einer Schlangengestalt bestehet, zu dessen Ehren dieser Tanz gehalten wird, benebt denen Waffen, mit welchen gekämpft werden sol. Die Zuschauer und Muscanten machen rund herum einen Kreis, worin man die beiden Streiter sehen siehet.



## Erklärung der Kupferstiche.

### XXXV. Kupfer S. 433

Stein Astragalus oder Würfelspiel.

Das erstere wird von Weibern, und das andere von Manspersonen, so wie ich es beschrieben habe, gespielt.

### XXXVI. Kupfer S. 439

Sphäristisch: Kugel- oder Balspiel und andere Uebungen.

Das erste ist ein Kolbenspiel, und das andere dasjenige, welches ich in der Abhandlung erklärt habe. In der Entfernung siehet man einige Wilden, die sich in Bogenschießen nach dem Ziel üben.

### XXXVII. Kupfer S. 456

Ein durch die Warsagerkunst geheilter Kranker und angesetzter Todter.

- 1) Der Kranke in den Händen der Warsager, wird mit langsamen Schritten über eine lange Reihe glühender Kolen geführt, da unterdessen der Haufe beschäftigt ist, einen Tanz zu thun. Oben erscheint die Warsagercabane, wovon ich angeführt, daß sie dem delphischen Dreifusse ähnlich sehe.
- 2) Ein zum Begräbniß zubereiteter und auf einem erhabenen Gerüste befindlicher Todter. Die Anwesenden beweinen seinen Tod, und sind aufmerksam auf seine Lobrede, welche ein Aeltester, der stehend vorgestellt wird, verrichtet.

### XXXVIII. Kupfer S. 467

Tod der Vertrauten des Oberhauptes, oder der vornehmsten Frau unter der Nation der Natchez in Louisiana.

Der ganz ohne Tempel zeigt am Ende die Körper der Oberhäupter, die daselbst verwarlich auf behalten werden. Derjenige, dem die letzte Ehre erwiesen wird, ist auf einen bey dem Eingange des Tempels befindlichen Stein gelegt. Zwey vorwärts abgebildete Chöre machen einen Religionstanz, unter welchen diejenigen, die dem Verstorbenen Gesellschaft leisten sollen, erdrosselt werden, damit sie selbigem in der andern Welt hinwiederum dienlich seyn können.

### XXXIX. Kupfer S. 470

Begräbnisceremonien bey den Iroquoisen.

Der Todte wird auf der Frage, werauf er gebracht worden, aufgerichtet, und nahe bey dem für ihn zubereiteten Grabe niedergesetzt. Neben ihm sind alle kleine Gerätschaften, die mit in das Grab gelegt werden sollen. Der Ceremonienmeister hält in beiden Händen die Stäbe, womit sich die Jechter, sowol Männer als Weiber, üben, die das Begängnis durch ein Geschrey beehren sollen. Nach dessen Endigung dem Sieger ein Preis zugestellet wird.

### XL. Kupfer S. 472

Uebliche Ceremonien in Ansehung derer, die verfroren oder ersoffen seyn.

### XLI. Kupfer S. 484

Allgemeines Todtenfest bey den Iroquoisen und Huronnen.

Die Beschreibung davon ist so ausführlich, daß es hier keiner weitern Erklärung bedarf.



# Verzeichniß.

## Abhandlungen in der ersten Abtheilung dieses Werks.

|                                                                             |         |
|-----------------------------------------------------------------------------|---------|
| Absicht und Entwurf dieses Werks                                            | Seite 1 |
| 1 Hauptstück, von dem Ursprung der americanischen Völker                    | 13      |
| 2     "     "     von der Abbildung und Eigenschaften der Wilden überhaupt  | 50      |
| 3     "     "     von der Religion                                          | 52      |
| 4     "     "     von der Regierungsart                                     | 210     |
| 5     "     "     von Heiraten und Kinderzucht                              | 246     |
| 6     "     "     von den Beschäftigungen der Manspersonen in ihren Dörfern | 280     |
| 7     "     "     von den Beschäftigungen der Weibespersonen                | 308     |
| 8     "     "     vom Kriege                                                | 352     |
| 9     "     "     von Gesandtschaften, Handlung und Gewerbe                 | 420     |
| 10    "     "     von der Jagd und Fischen                                  | 432     |
| 11    "     "     vom Zeitvertreib und Spielen                              | 433     |
| 12    "     "     von Krankheiten und Arzneymitteln                         | 443     |
| 13    "     "     vom Tode, Begräbnis und Trauer                            | 456     |
| 14    "     "     von der Sprache                                           | 490     |

## Abhandlungen in der zweiten Abtheilung.

|                                                                                                                            |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Chronologisches Verzeichniß der Entdeckungen der neuen Welt, und der von den Europäern daselbst gechehenen Niederlassungen | 507 |
| Der Einleitung erstes Hauptstück, von America überhaupt                                                                    | 543 |
| "     "     zweites Hauptstück, was vor den ersten Entdeckungen der neuen Welt vorher gegangen                             | 551 |
| "     "     "     erster Abschnit. Entdeckung der canarischen und azorischen Inseln                                        | 551 |
| "     "     "     zweiter Abschnit. Beschreibung der canarischen Inseln                                                    | 555 |
| "     "     "     dritter Abschnit. Beschreibung der azorischen Inseln                                                     | 578 |



## Verzeichnis.

|                      |                                                                                                          |            |
|----------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| <b>Erstes Buch.</b>  | <b>Erste Entdeckungen und Eroberungen der Spanier</b>                                                    | <b>579</b> |
| • 1 Hauptstück.      | Christoph Colombo Entdeckungen der antillischen Inseln und des festen Landes von America                 | 579        |
| • 2 Hauptstück.      | Verfolg der Entdeckungen und Niederlassungen der Spanier auf den Inseln und dem festen Lande von America | 602        |
| • 3 Hauptstück.      | Fortsetzung der Entdeckung und Eroberung des guldnen Castiliens von Darien bis nach Panama               | 613        |
| • 4 Hauptstück.      | Beschreibung der Antillen                                                                                | 621        |
| • „ 1 Abschnit.      | Von den Antillen überhaupt                                                                               | 621        |
| • „ 2 Abschnit.      | Von der Insel Cuba                                                                                       | 622        |
| • „ 3 Abschnit.      | Von der Insel Puerto Rico                                                                                | 625        |
| • „ 4 Abschnit.      | Von den lucayischen Inseln                                                                               | 628        |
| • 5 Hauptstück.      | Beschreibung von Terra firma                                                                             | 629        |
| <b>Zweites Buch.</b> | <b>Fernere Entdeckungen und Eroberungen der Spanier</b>                                                  | <b>639</b> |
| • 1 Hauptstück.      | Von Mexico                                                                                               | 639        |
| • „ 1 Abschnit.      | Von der Entdeckung und Eroberung von Mexico                                                              | 639        |





## Absicht und Entwurf dieses Werks.



Seit mehr als zwey Jahrhunderten, da America entdecket worden, und die mehresten europaischen Seemächte daselbst zahlreiche Colonien angeleget, haben uns viele Reisebeschreiber die Gemüthsbeschaffenheit und Sitten der Americaner abzuschildern gesucht; und eine gute Anzahl Gelehrte haben sich sorgfältig bemühet, von dem Ursprunge dieser Völker in dem dunkeln Altertum Spuren aufzusuchen.

Aber was vor eine grosse Sorgfalt wir den Reisenden, welche ihre Aufsätze bekant werden lassen, auch immer zutrauen möchten: so ist es doch fast unmöglich, daß sie alles zusammen getragen, und keinem andern eine Nachlese übrig gelassen haben solten. Denn man hat in der Folge der Zeit solche Nachrichten erhalten, die sie nicht hatten noch haben konten; dergestalt, daß man, ohne sie zu beleidigen, gar füglich Hand an diese Sache zu legen unternommen, und sich Hoffnung machen kan, etwas ausführlicheres und anerkennungswürdigers, das noch überdieses die Anmut einer Neuigkeit in sich hat, vorzubringen.

Was die Gelehrten anbetrifft, welche von dieser Sache gehandelt haben, so sind die mehresten ihrer Abhandlungen nur auf unvollkommene und unzuverlässige Nachrichten gegründet; daher sie auch meistens nicht anders als mangelhaft seyn können. Ihre Vermuthungen sind dergestalt wankend und ungewis, daß sie, anstat Erleuterung zu geben, nur mehr Zweifel erregen; und die Uebereinstimmung, die sie in den barbarischen und



den ihnen bekanten gelehrten Sprachen anzutreffen vermeinen, gründen sich auf solche verstümmelte Worte, woraus man nichts als falsche Folgerungen ableiten kan.

Während den fünf Jahren, die ich als Missionarius unter den Wilden in Canada zugebracht, habe ich gesucht die Gemüthsart nebst den Gebräuchen dieser Völker gründlich kennen zu lernen. Hiebei sind mir insbesondere die erlauchten Einsichten und Erfahrungen eines alten Jesuiten, Namens Julian Garnier <sup>(1)</sup>, zu statten gekommen; der, weil er sich von seinem Probejahr an den Missionen gewidmet, weit über sechzig Jahr daselbst gelebet, und in den Uebungen eines gottseligen Eifers und eines sehr strengen Lebens sich endlich verzehret. Dieser verstand die algonquinische Sprache, welche in dem mittlernächtigen America sich am meisten ausgebreitet hat, sehr wohl: insbesondere aber hatte er von der huronschen Sprache, und den fünferley Mundarten der Iroquoisen, unter welchen er beinahe seine meiste Lebenszeit zugebracht, eine vollkommene Kenntnis. Aus dem Umgange mit diesem Missionarius, mit welchem ich in einer genauen Freundschaft lebete, habe ich beynahe alles, was ich hier von den wilden Americanern sagen werde, erlernet.

Nicht weniger habe ich auch die Nachrichten gelesen, welche von unterschiedenen Schriftstellern zu verschiedenen Zeiten, und insonderheit von denenjenigen Missionarien bekant gemacht worden, die durch ihre apostolische Arbeiten diese Missionen eingeweiht; und deren einige selbst so glücklich gewesen, ihr Blut, unter grausamsten Martern, bey diesen Barbaren, deren wahres Heil sie doch lediglich sucheten, zu vergießen.

Ich begnügte mich nicht blos damit, die Gemüthsbeschaffenheiten der Wilden kennen zu lernen, und mich von ihren Gewonheiten und Gebräuchen zu unterrichten; sondern ich habe mir auch insbesondere angelegen seyn lassen, hierinnen Fustapfen des entfernten Alterthums anzutreffen; daher bin ich diejenigen ältesten Schriftsteller, die von den Sitten, Gesezen und Gebräuchen, der ihnen einigermaßen bekanten Völker gehandelt haben, sorgfältig durchgegangen: zwischen beiderley Sitten habe ich eine Vergleichung angestellt. Und ich versichere, daß, wie die alten Schriftsteller mir, einige glückliche Mutmaßungen in Ansehung der Wilden zu wagen, einiges Licht gegeben, so sind mir auch die Gewonheiten der Wilden dazu beförderlich gewesen, vieles, was die Alten in ihren Schriften anführen, desto leichter zu verstehen, und manche Stelle deutlicher zu erörtern. Vielleicht bin ich durch Bekanntmachung dieser gegenwärtigen Abhandlungen so glücklich, daß ich denenjenigen, die in den alten Schriftstellern weit belehener sind, einige Entdeckungen an die Hand gebe, die sie weiter und gründlicher werden erforschen können. Ja vielleicht entdecke ich die Ader eines Bergwerks, die unter ihren Händen reiche Ausbeute geben kan. Ich wünsche, daß sie noch weiter sehen mögen, als ich zu thun im Stande gewesen, und manchen Sachen, die ich gleichsam nur im Vorbeigehen berühre, eine genauere Gestalt und den gehörigen Umfang zu geben, sich bemühen wollen. Es werden zwar einige meiner Mutmaßungen an und vor sich selbst von keiner sordentlichen Erheblichkeit zu seyn scheinen; wenn man aber selbige mit einander vereinbaret, so werden sie ein Ganzes ausmachen, dessen Theile, vermittelst der Verbindungen, die sie unter einander haben, sich gemeinschaftlich unterstützen werden.

Die Kenntnis der Sitten und Gewonheiten verschiedener Völker fasset gewis etwas so nützlich und reizendes in sich, daß auch Homer dadurch bewegt worden,  
hie.

(1) Julian Garnier, ein Jesuit und Missionarius, Benedictinerordens, der sich durch seinen Umgang mit den Indianern in Canada, ist ein Bruder des Pater seine herausgegebenen Werke bekant gemacht.

hievon zu einem ganzen Gedichte den Grund zu legen. Sein Zweck dabey ist, die Weisheit des Ulysses, seines Helden, bekant zu machen: der, als er sich nach der Belagerung von Troja ohne Unterlas, durch des Neptuns Zorn, von seinem Vaterlande Ithaca entfernt sehen mußte, seine irrende Schiffsart sich dergestalt zu Nuzze machte, daß er sich nach den Sitten der Nationen, bey welchen ihn die rasenden Winde anzulanden nöthigten, aufs genaueste erkundigte, und hiernächst von jedweder dasjenige, was bey derselben gut und lobenswürdig war, auswälte.

Es müssen weder die Reisenden, welche der Welt Nachrichten mittheilen, noch diejenigen, die solche zu lesen pflegen, eine eitele Neugier und trockene Kenntnis der Sachen zum Augenmerk haben; sondern man mus anderer Sitten blos zu dem Ende lernen, damit man seine eigenen darnach verbessere. Man trifft überall etwas an, woraus man Nutzen schöpfen kan.

Derjenige Religionseifer, der einen Missionarius antreibt, sich übers Meer zu wagen, mus ihm ebenfalls zum Bewegungsgrunde dienen, und seine Feder führen, wenn er bey müßigen Stunden seine gemachten Entdeckungen, benebst seiner erlangten Kenntnis, aufzeichnet. Dieses mus der Endzweck eines Arbeiters des Evangelii seyn, und derselbe ist es auch, worauf ich alle meine Arbeit und meinen Fleis möglichst zu richten bemühet gewesen bin.

Ich habe mit vielem Verdrus in den mehresten Nachrichten bemerkt, daß diejenigen, welche die Sitten der barbarischen Völker beschrieben, uns solche als Menschen abgebildet, bey welchen nicht die geringste Spur einer Religion, keine Kenntnis von Gott, und kein Vorwurf einiger Verehrung anzutreffen. Sie haben uns solche als Leute vorgestellt, die weder Geseze, weder eine äußerliche bürgerliche Verfassung, noch die geringste Art einer Regierungsform hätten; mit einem Wort, als solche Geschöpfe, bey denen fast weiter nichts als die menschliche Gestalt anzutreffen wäre. Dieser Fehler ist auch selbst bey den Missionarien und vielen von solchen Männern gemein, die einestheils mit alzugrosser Uebereilung von Sachen geschrieben, so ihnen noch nicht hinlänglich bekant gewesen, und anderntheils die übeln Folgerungen nicht vorhergesehen, welche aus einem der Religion so nachtheiligen Vorgeben gemacht werden können. Denn obgleich diese Schriftsteller sich in ihren herausgegebenen Werken selbst widersprechen, und zu gleicher Zeit, da sie sagen, daß diese Barbaren weder Gottheiten noch gottesdienstliche Verehrungen haben, doch auch Dinge anführen, die eine Gottheit und ordentlichen Gottesdienst voraus setzen; wie solches Bayle selbst angemerkt hat: so entstehet inzwischen hieraus doch dieses, daß mancher Leser von ihrem ersten Vortrage sogleich eingenommen wird, und sich angewöhnet, von den Wilden sich einen solchen Begriff zu machen, wodurch selbige von dem unvernünftigen Viehe nicht füglich zu unterscheiden sind.

Was wird aber überdieses den Gottesleugnern dadurch nicht vor ein starkes Argument dargeboten? - Denn einer der stärksten Beweise von der Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer Religion, welche wir ihnen entgegen setzen können, besteht in der algemeinen Uebereinstimmung aller Völker, in Ansehung der Erkenntnis eines höchsten Wesens und desselben Verehrung; und zwar auf solche Maasse, wodurch abzunehmen ist, daß man dessen Oberherrschaft erkenne, und dazu seine Zuflucht zu nehmen für notwendig halte. Dieser Beweisgrund würde aber hinwegfallen, wenn es an dem seyn sollte, daß sich eine Menge verschiedener Nationen fände, die dergestalt viehisch geworden, daß sie auch nicht den allergeringsten Begriff von einiger Gottheit und eingefürten Obliegenheiten einer



schuldigen Verehrung derselben unter sich hätten; denn alsofort scheint der Gottesleugner Recht zu haben, wenn er dergestalt schließt: Wenn beinahe eine ganze Welt von Völkern anzutreffen, die keine Religion haben; so ist diejenige Religion, die sich bey andern Nationen findet, nichts anders als ein Werk des menschlichen Wises, und ein Kunstgrif der Gesetzgeber, welche solche erfunden haben, um die Völker durch die Furcht, als eine Mutter des Aberglaubens, in Ordnung zu erhalten.

Damit nun aber der Religion aller Vorthell, der aus einem so wichtigen Beizeuge, als die allgemeine Uebereinstimmung aller Völker wirklich ist, entstehet, angeheben möge, und damit auch davon allen Gottesleugnern alle Gelegenheit benommen werde, sie auf dieser Seite anzutasten; so wird nöthig seyn, die falschen Begriffe, welche dergleichen Verfasser von den Wilden beigebracht, umzuwerfen: indem dieser Eindruck zu einem nachtheiligen Vorurtheile hinlänglichen Grund legen kan.

Mir ist zwar nicht unbekant, daß man in neuern Zeiten den von der allgemeinen Uebereinstimmung aller Völker in Erkenntnis einer Gottheit hergenommenen Beweis entkräften und vorgeben wollen, als ob diese allgemeine Uebereinstimmung ebenfalls eines Irrthums fähig seyn könne; jedennoch aber, so sind die Sophismata und Subtilitäten einiger einzelnen Personen, die entweder gar keine, oder doch wenigstens eine verdächtige Religion haben, von der Beschaffenheit nicht, daß sie eine solche Wahrheit erschüttern solten, die selbst von den Heyden erkant, auch zu allen Zeiten ohne Widerspruch angenommen worden, und die man als einen Grundsatz anzunehmen hat.

Es komt also darauf an, daß man diese Uebereinstimmung der Meinung aller Völker dathue, indem man zeigt, daß wirklich keine Nation, sie sey auch noch so wild, ohne Religion und ohne gewisse Sitten angetroffen werde. Ich schmeichle mir auch, diese Sache so deutlich zu machen, daß hoffentlich kein Zweifel dabey übrig bleiben sol. Es wäre denn, daß man durchaus mit sehenden Augen blind seyn wolte.

Diesenigen Völker, welche man Barbaren nennet, haben also nicht nur eine Religion, sondern eben diese Religion hat auch mit der in den ersten Zeiten, und mit dem, was man in dem Altertum die Orgia des Bacchus und der Mutter der Götter, die Geheimnisse der Isis und Osiris nante, eine solche Gleichförmigkeit, daß man daraus gar bald abnehmen wird, daß sie beiderseits eierley Grundsätze und einerley Anlage haben.

In Absicht der Religion ist in dem heidnischen Altertum nicht leicht etwas älter, als diese gottesdienstliche Geheimnisse und Orgia; hieraus bestand die ganze Religion der Phrygier, Egypter und ersten Creter. Diese betrachteten sich selbst als die ersten Völker des Erdbodens, und folglich als die ersten Stifter dieses Gögendienstes, der hernachmals von ihnen zu allen Völkern überbracht, und auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet worden.

Weil aber zwischen den Urhebern dieser Religion, und denenjenigen, die davon geschrieben, eine dunkle und finstere Klust vieler Jahrhunderte besetzt ist; indem die Schriftsteller nicht eher, als zu den Zeiten des Verderbnis, und da sie bereits durch unzählige Fabeln verdunkelt worden, aufgetreten; so ist es ihnen unmöglich gewesen, bis zu den Zeiten ihres Ursprunges hinauf zu steigen: daher ist es gekommen, daß aus Isis und Osiris, aus Bacchus und Ceres, und aus einer Menge anderer, besondere Gesetzgeber gemachet worden, deren Zeit und Ziel nach Gutfinden bestimmt worden. Diese nach der gemeinen Meinung angenommene Epochen aber sind nicht nur der Erschaffung der Welt, sondern auch sogar der Sündflut weit nachzusetzen.

Da

Da nun die Gestalt dieser Religion erst von den Zeiten ihrer Verschlimmerung zu uns gekommen; so hat sie nicht anders, als eine ungestalte Religion, vorstellig gemacht werden können. Sie ist daher in der That in alle Finsternisse der Abgötterey und Abscheulichkeit der Zauberey, als die fruchtbarsten Quellen der grösssten Laster, der erbärmlichsten Ausschweifungen des Gemüths und der grösssten Unordnung des menschlichen Herzens, eingehüllet.

Diese Verschlimmerung mag inzwischen so gros seyn, als sie immer wil; so ist sie doch nicht dergestalt allgemein, daß man nicht in den Hauptstücken dieser verderbten Religion Grundsätze antreffen sollte, welche einer Verschlimmerung widersprechend entgegen laufen; Grundsätze einer richtigen Sittenlehre, die da eine strenge Tugend, so eine Feindin der Unordnung ist, erheischen, und die da eine ihrem Ursprung nach heilige Religion, welche, ehe sie verderbet worden, wirklich heilig gewesen, voraus setzen. Denn es ist nicht natürlich zu glauben, daß die Reinigkeit der Sittenlehre von der Verderbnis und Lastern gezeuget seyn sollte, anstat daß es nur gar zu natürlich ist, daß Laster und Verderbnis die reinsten Dinge verfälschen und beflecken können.

Ueberdieses findet sich in dieser Religion des ersten Heidentums eine so grosse Aenlichkeit mit verschiedenen Glaubenspunkten, die uns die Religion lehret, und welche eine Offenbarung voraussetzen; man trifft eine solche Gleichförmigkeit des Gottesdienstes mit demjenigen, so in der wahren Religion ausgeübet wird, darinnen an, daß es scheint, als ob beinahe alles wesentliche aus einerley Vorrat hergeholet worden.

Niemand kan diese Aenlichkeit und Uebereinstimmung leugnen. Man trifft, zum Exempel, Spuren des Geheimnisses der heiligen Dreyeinigkeit <sup>(2)</sup> in den Geheimnissen der Isis, in den Werken des Plato und in den indianischen, japanischen und mericanischen Religionen an. Man entdeckt viele andere gleiche Stellen in der heidnischen Mythologie, wie ich gehörigen Ortes zeigen werde.

So viel den Götzendienst anbelanger, so sind selbst die Kirchenväter dadurch stugig gemacht worden; indem sie nicht nur eine Gleichheit mit dem Wesentlichen des mosaischen Gesetzes, sondern auch sogar mit allen Sacramenten der christlichen Religion darinnen angetroffen; davon mußten sie nun keine andere Ursach anzugeben, als daß sie sagten: der Satan habe sich allemal beflissen, Gottes Afte zu seyn, und sich eben die Verehrung erweisen lassen, welche dem wahren Gott seine Anbeter leisten. Diejenigen, die in neuern

A 3

Zei.

(2) S. Iustin, Clemens von Alexandrien, Eusebius von Cäsarien, Augustinus, nebst vielen andern Vätern der Kirche, haben in des Plato Werken eine ziemlich deutliche Kenntnis des Geheimnisses der heiligen Dreyeinigkeit anzutreffen vermerket. Dieser Weltweise hatte diese Kenntnis theils aus dem Buche des Mercurius Trismegistus, theils aus der Unterredung mit den egyptischen Priestern, und aus der Wissenschaft der Geheimnisse, worinnen er sich unterrichten lassen, erhalten. Diejenigen, welche eine weit vollkommenere Kenntnis von der hieroglyphischen Wissenschaft der Ithagen zu haben vorgehen, vermeynen eben dieses Geheimnis darinnen unter verschiedenen Einbildern anzutreffen. Auch hat Cluverus solche in den Gottheiten der alten

Deutschen angemerket. Die Gelehrten, welche von der ostindianischen Religion geschrieben, sagen gleichfalls, daß es unter den dreien vornehmsten Gottheiten dieses Landes, nemlich Bruma, Wischnu und Kutturien abgebildet werde. In Japan findet sich ein Götze mit drey Köpfen, welcher ebenfalls dieses Geheimnis anzuzeigen scheint. Koska versichert, daß man zu Peru noch weit merklichere Spuren davon antrefte. Insbesondere gedenket er eines Götzen, der Tangatanga genennet wird, welches, wie er saget, so viel heisset, als Einer in dreyen, und drey in einem. Eine Bedeutung, welche in der That eine kurze und deutliche Darstellung dieses Geheimnisses zu seyn scheint.



Zeiten von der Ausbreitung der christlichen Religion in Ost- und Westindien gehandelt, haben eben diese Gleichförmigkeit gewiesen, und sind der Kirchenväter Erklärung gefolget. Insbesondere hat sich Acosta sehr weitläufig bey dieser Sache aufgehalten.

Diese Gleichförmigkeit, nebst der wenigen Kenntnis, die man von den erstern Jahrhunderten hat, als von welchen kein Denkmal des heidnischen Altertums übrig geblieben, so nicht jünger als die Bücher Moses seyn sollte, hat zu sagen veranlaßt, daß die von besondern Gesetzgebern gegründete Religionen des Heidentums beinahe alle aus den mosaischen Gesetzen genommen wären; und einer der größten Männer unserer Zeiten hat diese Sache dergestalt hoch getrieben, daß er unternommen, die heidnische Mythologie, in Ansehung ihres historischen Theils, dergestalt zu erleutern, als ob alle Götter und Göttinnen auf **Mosen** und seine Frau, **Zipora**, sich bezögen.

Ich weis zwar wohl, was vor Ehrfurcht man dem Character und der gründlichen Gelehrsamkeit des Urhebers dieser Meinung schuldig ist. Aber wie gut, bey Behauptung dessen, daß alle Götter des Altertums nur Bilder **Moses** wären, der gleichwol selbst einer der demüthigsten Knechte desjenigen Gottes, welchen wir verehren, zu seyn beflissen war: wie gut, sage ich, seine gehabte Absicht, und wie gros sein hierdurch über den Unglauben vermeintlich erhaltener Vortheil auch immer sey; so dünket mich doch, daß diese Meinung viel Gelegenheit gebe, die Religion anzugreifen, auch den Gottesleugnern und denenjenigen, welche zu behaupten suchen, daß die Religion blos eine menschliche Erfindung und politisches Werk sey, sehr zu statten komme.

Denn wenn es an dem seyn sollte, daß alle Religionen **Mosen** ausgeschrieben; wenn er selbst das Urbild aller ihrer Gottheiten und die Grundlage aller mythologischen Fabeln wäre: so müste auch wahr seyn, daß das ganze Heidentum vor den Zeiten **Mosis** ohne Religion und Gottheiten gewesen. Es müste wahr seyn, daß während einer Zeit von mehr denn dreitausend Jahren die Welt, wenn man die wenigen Patriarchen, wovon das erwählte Volk entsprossen, ausnimmt, in eben der völligen viehischen Dummheit gelebet habe, welche die heidnischen Schriftsteller den Menschen vor den Zeiten **Isis** und **Osiris**, **Jupiters** und der **Juno**, des **Cadmus** und **Cecrops**, als welche sie gesitteter zu machen angefangen, beimessen. Es müste wahr seyn, wenn man sagte, daß die Gesetzgeber nach des **Moses** Zeiten sich sein Beispiel zu Nuzen gemacht, und sich der Schwachheit und Unwissenheit der Menschen bedienet haben, um sie durch eine knechtische Furcht gegen eingebilddete Götter im Zaum zu halten: welche Götter, wenn sie sich sämtlich auf **Mosen** bezögen, vor einem Menschen keinen Vorzug gehabt haben würden. Und wer wolte alsdenn wol gut dafür seyn können, daß **Moses** nicht selbst die Hebräer hintergangen, wenn es andern heidnischen Gesetzgebern so leicht geworden, das ganze Heidentum zu berücken?

Wenn diese Meinung nach der Strenge genommen werden sollte, so <sup>(3)</sup> „daß „die **Phönicier**, **Egypter**, **Perser**, **Indianer**, **Thracier**, die **Teutschen**, die „**Gallier**, **Iberier**, und selbst die **Americaner**, hauptsächlich aber die **Griechen** „und **Römer**, ihre Gottheiten wirklich nach dem **Moses** gemacht, und ihre Religions- „gebäude nach dem Model seiner Religion aufgerichtet haben solten,; so würde nichts leichter seyn, als solche durch die heilige Schrift, und insbesondere durch die Bücher **Moses** selbst, zu zernichten. Man lese selbige nur, so wird man darinnen bey allen Völkern, von denen er handelt, insbesondere bey den **Egyptern** und **Cananitern**, mit

mit welchen er hauptsächlich zu thun gehabt, eine eingefürte Religion antreffen, ja man wird daselbst bey eben denselben Völkern eine bereits verdorbene und verfälschte Religion bemerken. Was richteten die Israeliten in der Wüsten, während Zeit da Moses sich mit Gott unterredete und das Gesetz aus seinen Händen empfing, vor einen Götzen auf? Was war das guldene Kalb anders, als ein Symbolum der Isis, und eine von den ungeheuren Gottheiten, womit die Egypter bereits Abgötterey trieben, dadurch auch Gott bewogen worden, sein Volk aus diesem vermaledeiten Lande, wo es gleicher Verderbnis ausgesetzt war, herauszuführen. Es war nicht nur zu Moses Zeiten, da es eine Religion gab, und da diese Religion bey den Nationen schon verdorben gewesen, sondern auch zu den Zeiten Abrahams waren die Chaldaer sonder Zweifel, als ihm Gott Befehl ertheilte von ihnen auszuziehen, mit der Abgötterey angestechet. Vielleicht war auch die Welt zu der Zeit, als sich Gott entschlos, sie durch die Sündflut zu überschwemmen, bereits eben so beschaffen.

Mein Fleis, den ich auf die heidnische Mythologie gewendet, hat mir zu einem andern Lehrgebäude den Weg eröffnet, nach welchem ich weit über die Zeiten Moses hinauf steigen, und dasjenige füglich auf unsere ersten Eltern, Adam und Eva, deuten kan, was nurgedachter Verfasser auf Moses und Siporen gedeutet hat. Dieses Lehrgebäude, welches neu scheinen wird, ob es gleich nicht neu seyn sollte, dünket mich hinlänglich genug unterstützt zu seyn; und ob ich gleich meine Mutmassungen nicht so weit, als ich wol könnte, getrieben habe, so schmeichle ich mir doch, daß man sie genugsam gegründet befinden wird: und andere weit fähigere Personen werden vielleicht besser im Stande seyn, noch andere hinzuzufügen, wodurch die meinigen noch mehr bestärket werden können.

Ich sehe gar nicht ab, daß aus diesem Lehrgebäude einiges Unheil entstehen, noch daß man einige der Religion nachtheilige Folgerungen daraus herleiten könne. Denn, sobald von der Religion die Rede ist, so lasse ich mir äusserst angelegen seyn, mich an meine Meinungen so wenig zu binden, daß ich sogar zum Widerruf bereit bin. Daher nehme ich auch im voraus alle diejenigen Mutmassungen zurück, welche etwa gemisbrauchet, oder übel ausgelegt werden könnten.

Allein, es ist so ferne, daß ich irgend etwas unziemliches in diesem Lehrgebäude voraus sähe; daß mich vielmehr dünket, darin für die Religion einen Vortheil anzutreffen, der da den Gottesleugnern allen Vorwand benimmt, solche für ein blosses Merkmal auszugeben.

Denn wenn unsre ersten Eltern der vornehmste Vorwurf der heidnischen Mythologie, in Ansehung ihres historischen Theiles, sind: so sind sie auch die ersten Gesetzgeber und ersten Fortpflanzer der Religion. Solchergestalt ist das Heidentum nebst der heiligen Schrift mit dazu behülflich, uns zu überführen, daß die Religion aus einer und eben derselben Quelle herkomme.

In diesem Lehrgebäude siehet man eine an sich selbst und in ihrem Ursprung reine und heilige Religion; eine Religion, die von Gott, der sie unsern ersten Eltern gegeben hat, ausgegangen ist. Es kan in Wahrheit nicht mehr als eine einzige Religion gewesen seyn; und da sie für die Menschen war, so mus sie auch mit diesen ihren Anfang genommen haben, und so lange als Menschen sind, bestehen. Dieses lehret und heisset sowol Vernunft als Glaube.

In diesem Lehrgebäude bemerkt man gleich von des Menschen Schöpfung an eine Religion und einen öffentlichen und regelmäßig eingerichteten Gottesdienst, welcher  
in



in vielen Ueberlieferungen, Grundsätzen der Tugend, geselligen Beobachtungen und Gebräuchen bestehet, so wie es selbst der Begriff einer Religion und die Umstände der Menschen allerdings mit sich bringen. Kan man sich wol vorstellen, daß die zur Gesellschaft geschaffene Menschen viele Jahrhunderte ohne einen öffentlichen Gottesdienst, und ohne einige andere Verbindlichkeiten als diejenigen, zugebracht haben sollten, welche einem jeden seine besondere Andacht auferleget? Dieses ist nicht warscheinlich, indem die Religion gewis das stärkste Band ist, so zu ihrer Vereinigung das meiste beitragen kan.

Aus diesem Lehrgebäude wird auch leicht zu begreifen seyn, welchergestalt diese Religion, nachdem sie unsern ersten Eltern gegeben worden, habe müssen von Geschlecht zu Geschlecht, gleichsam als eine Art einer allgemeinen Erbschaft, zu allen übergehen, und also durchgängig ausgebreitet werden. Da man sich andrergestalt nicht ohne viele Mühe wird überreden können, daß eine viele Jahrhunderte nach der Sündflut erst aufgekommene Religion, deren Erfindung man einem besondern Volke, als etwa die *Ägypter* waren, zueignen müssen, sich über alle Völker hätte ausbreiten können, und zwar ohne Ausnahme eines einigen, nachdem sich diese Völker, so wie sie es noch heut zu Tage sind, schon von einander getrennet, dem Eigennuz sowol als der Neigung nach getheilet, und überhaupt geneigter gewesen, sich übel zu thun, als sich dasjenige, was sie möchten Gutes an sich gehabt haben, mitzutheilen.

Nicht weniger ist aus diesem Lehrgebäude sehr leicht begreiflich, wie diese ihrem Ursprunge nach reine und einfältige Religion durch die Folge der Zeit hat können verderbet und geändert werden; inmassen Unwissenheit und Leidenschaften solche Quellen sind, welche die besten Dinge vergiften, und woraus Unordnung und Verwirrung unfehlbar entstehen können. Ein wirkliches Crempel davon treffen wir gegenwärtig bey den Religionen der *Indianer* an. Daß diese alle hieroglyphisch sind, ist offenbar; inzwischen wie viel grobe Fabeln hat nicht die Unwissenheit erdichtet, diese Sinnbilder, deren Bedeutung ihnen nunmehr unbekant geworden, zu erleutern? Sie halten zwar eine gute Anzahl von Obersätzen in sich, welche zu einer sehr strengen Sittenlehre leiten; was trift man aber auch nicht zugleich dabey vor eine Vermischung dieser Obersätze mit der schändlichsten durch die Beyspiele der Gottheiten bestätigten Verdorbenheit der Sitten an?

Aus diesem Lehrgebäude wird sehr leicht erklärt werden können, wie, ungeachtet der Zerrüttung in der Religion, ungeachtet der bey verschiedenen Völkern der Welt darinnen geschehenen Aenderungen, sich dennoch durchgängig in Fabeln, die sich auf die Wahrheit beziehen, in gewissen Puncten der Sittenlehre, und in verschiedenen geselligen Gebräuchen, welche da Grundwahrheiten zum voraus setzen, die denen von der wahren Religion ganz ähnlich sind, und aus welchen man wider diejenigen, die sie verstümmelt haben, starke Beweisgründe nehmen kan, eine gewisse Uebereinkunft befindet.

Endlich finde ich darinnen noch einen wichtigen Vortheil: daß nemlich auf die Art, wie ich die heidnische *Mythologie* und symbolische *Theologie* erkläre, ich alle symbolische und hieroglyphische Bilder auf die Gottheit und Grundwahrheiten unserer Religion, nicht aber auf eine Erklärung der physicalischen Welt, so wie es die heidnischen Weltweisen in den leßtern Zeiten des Heidentums wol gemacher haben, als deren Erklärungen der Ungöttlichkeit zu statten kommen, und einen spitzfindigen Gottesleugner in Ansehen bringen können, leite.

Die Atheisten können zwar meinen Muthmassungen derselben Neuigkeit vorrücken, und sagen, daß ich in meinen Erklärungen der heidnischen *Mythologie* ein Lehrgebäude

gebäude aus einem an sich selbst dunkeln Stoffe aufrichte. Doch dieser Vorwurf einer angeblichen Neuigkeit läßt sich gar bald umstossen, indem ich sie in denen von mir angeführten Schriftstellern und andern wahrscheinlichen Mutmassungen gegründet finde. Ob ich nun wol diese meine Meinungen nicht für Demonstrationes ausbebe; so sind sie doch nichts destoweniger von der Beschaffenheit, daß sie einen ganz starken Beweis ausmachen, und eine gewisse Ueberzeugung mit sich führen, wenn man sie alle in einen gewissen Gesichtspunct zusammen bringt. Aber was haben auch die Gegner selbst für einen Grund, auf welchen sie ihre Meinung bauen? Es giebt keinen Gesetzgeber aus bekannten Zeiten, den sie als den ersten Urheber einer Religion anführen können, dabey man nicht klärlich zeigen könne, daß es schon vor ihm eine eingeführte Religion gegeben habe. So gab es eine bey den Römern, schon vor des Numa Zeiten. Moses, dessen Schriften älter sind, als alle andere, die wir haben möchten, zeigt eine vom Anfang der Welt her im Gebrauch gewesene Religion. Mithin sind sie genötiget, ihre Zuflucht zu den Gesetzgebern der Nationen zu nehmen, die in solchen dunkeln Jahrhunderten gelebet, vor welchen man keine gewisse Epochen festsetzen kan, und die man als fabelhafte Zeiten ansieheth, von denen sie folglich keine wirkliche Geschichte anführen, noch etwas zuverlässiges sagen können. Zu solchen Gesetzgebern, welche die Völker als ihre ersten Stifter ansehen, und die die alten Schriftsteller aus dieser Ursache Autochthones, das ist, solche nennen, die aus dem Schlamme der Erden Fleisch worden, und die uns das heidnische Altertum auf eine symbolische Art unter der Gestalt eines halben Menschen und einer halben Schlange vorstellig machet. Ist dieses nun zu Unterstützung ihrer Meinung hinreichend? Keinesweges; wol aber unterstützt dieses die meinige: denn diese beiden Eigenschaften können offenbar nur unsern ersten Eltern, so wie ich es erkläre, beigelegt werden.

Nicht nur in dem Artikel der Religion zeige ich, daß die als Barbaren betrachtete americanische Völker wirklich eine haben; sondern man wird auch verschiedene sonderbare und merkwürdige Züge in den andern Artikeln von ihrer Regierungsform, von ihren Heiraten, von ihren Kriegen, von ihrer Arzneikunst, von ihrem Tode, Trauer und Begräbniß, antreffen; daß es scheinen wird, als ob ehemals und in den ersten Zeiten die Religion in alles einen Einfluß gehabt.

Das Feld der Sitten ist ein weitläufiges Feld. Es nimt alles in seinen Umfang. Es begreift viele einander ganz widerwertige Sachen, welche mit einander wenig im Zusammenhange zu stehen scheinen; deshalb ist es gar schwer gewesen, sie unter einem Gesichtspunct darzustellen: die beständigen Vergleichen, welche ich zwischen den Sitten der Americaner und den Sitten der Alten anstelle, hat diese Schwierigkeit noch mehr vergrößert. Dem ungeachtet aber habe ich mir angelegen seyn lassen, durch meine gemachte Eintheilung eine gewisse Ordnung zu beobachten, und die vornehmsten Sachen unter gewisse Titel zu bringen, so wie das Verzeichniß meiner Abhandlungen selbige vorstellig machet. Weil aber die mehresten Titel an sich selbst viel Materie in sich fassen, so habe ich mich einer gewissen Art bedienet, und die Sachen dergestalt in einen Zusammenhang gebracht, daß sie sich in derjenigen Ordnung, die sie natürlicher Weise haben müssen, darstellen; ich habe sie in eine Verbindung gebracht, so wie eine aus der andern herzufließen scheint.

Damit die Ordnung der Erzählung desto weniger unterbrochen werden möchte; so habe ich für undienlich gehalten, meine Abhandlungen in Abschnitte und Paragraphen zu theilen. Damit aber inzwischen dem Leser, der gewonet ist, sich, wann ihm die Län-



ge verdrüsslich fället, an einem bestimmten Orte aufzuhalten, eine Erleichterung zu wachsen möge; so habe ich am Rande einige Titel beigefügt, welche dienen können, seine Durchlesungen, wenn er ermüdet ist, zu enden. In der Beschreibung der americanischen Sitten ist die Vergleichung mit den Alten beständig durchgeföhret worden, indem sich nicht ein einziger Zug gedachter Sitten findet, wovon nicht sein Beispiel in dem Altertum aufgewiesen werden könne. Einige die Sitten der Alten betreffende Artikel geben zufälliger Weise Gelegenheit zu einer Art von Abhandlung, wenn das, was in selbigen dunkel oder artiges vorkommt, eine Auswickelung erfordert. Vielleicht wird manchem eine und andere Abhandlung zu lang geraten zu seyn vorkommen. Ob ich mich nun zwar wol, so viel an mir gewesen, aller möglichen Kürze beflissen; so habe ich doch geglaubet, daß ich entweder nicht unternehmen sollen, eine Sache abzuhandeln, oder da es geschehen, solche auch aufs möglichste deutlich zu machen. Ich halte auch davor, daß man, wenn die Entdeckungen reizend und neu, die Mutmassungen und Beweise aber gründlich seyn, wegen der Länge mancher Stellen schadlos gehalten werden wird.

Mit dem Artikel vom Ursprunge dieser Völker mache ich den Anfang. Ich untersuche hiebey: ob America den Alten bekant gewesen? Wie und wodurch wol diese neue Welt bevölkert werden können? Zu welcher Zeit solches ungefehr geschehen sey, und was vor Nationen sich daselbst möchten hin verpflanzt haben? Man kan bey diesen letztern Umständen insbesondere freilich nichts anders als ziemlich unbestimmte Mutmassungen anführen, deren Ursachen ich beibringe. Meine Absicht ist aber auch nicht, alle die barbarischen Völker aus einander zu setzen, und ein jedes von ihnen mit einer in dem Altertum bekanten Nation zu vergleichen. Denn, was man auch vor warscheinliche Mutmassungen von einigen insbesondere anführen könnte, wie ich solches auch mit dem Beispiel der Troquouisen und Huronnen wirklich unternommen: so scheint mir doch diese Kenntnis eben nicht sonderlich nothwendig zu seyn. Es ist genug, wenn man bey der gesamten Zergliederung der americanischen Sitten eine so grosse Gleichförmigkeit mit den Sitten der ersten Völker zeigt, daß man daraus den Schlus machen kan, sie seyn alle von einem Stamme entsprossen.

Nach entworfenener Gemütsbeschaffenheit der Wilden, welche von ihnen eine allgemeine Abbildung gibt, so mache ich mit dem Artikel von der Religion den Anfang, ihre Sitten stückweise aus einander zu legen. Hieben untersuche ich nach der Ordnung den Vorwurf ihres Gottesdienstes; worin derselbe bestehe? was der Endweck davon sey? und schliesse mit einer Beurtheilung, welche man über die von den ersten Erfindern America darin angetroffene Spuren des Judentums und Christentums anzustellen hat. In alles das ist die Mythologie dergestalt mit untermischt, daß sie ein vollständiges Lehrgebäude ausmachet; und ich glaube, daß man in selbigem das, was ich in der symbolischen Theologie der Heiden, von der Secte der Sabäer, von der Vielgötterey, von dem Dienst der Vestä, von besondern Umständen der Opfer, von den Dienern der Götter, von gottesdienstlichen Geheimnissen, Anweisungen zu den geheimen Gottesdiensten, Theurgie, von der Weissagung, und endlich von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Zustande nach dem Tode anführe. mit Vergnügen lesen werde.

Auf die Religion lasse ich die Staatsverfassung folgen. Unter allen Regierungsarten scheint mir diejenige am merkwürdigsten zu seyn, welche bey den Huronnen und Troquouisen angetroffen wird; indem diese mit der Staatsverfassung der alten Creter und Lacedämonier, die ihre aus dem ersten Altertume empfangene Geseze und Gebräuche

che am längsten beibehalten, sehr übereinkommt. Obgleich diese olygarchische Regierungsform allemal was absonderliches hat; so ist doch diese Art, die Sachen abzurufen, beinahe in allen Staaten der barbarischen Völker allgemein. Die Natur ihrer Landesgeschäfte ist sowol, als ihre öffentliche Versammlungen, Lustbarkeiten und Tänze, fast eben dieselbe.

Hierauf nehme ich die Wilden noch absonderlich vor, und handle von ihren Heiraten, Gesezen und unter ihnen gebräuchlichen Ceremonien, von ihren Beschneidungen, Kinderzucht und Zugend. Auch hieraus kan die Religion Vortheil ziehen; denn ich glaube dadurch, dem Vorgeben verschiedener Schriftsteller zuwider, hinlänglich darzutun, daß es zu allen Zeiten Geseze gegeben, welche von den Menschen in Ehren gehalten; Gebräuche, welche beobachtet worden, und Grade der Verwandtschaft, welche verboten gewesen. Das von mir beigebrachte Beispiel Abrahams, scheint mir überzeugend zu seyn, den Irrtum umzustossen, worin uns die heidnischen Schriftsteller gesetzt haben, wenn sie sagen, daß es bey den Egyptern ein Gesez gewesen, daß die Brüder ihre Schwestern heiraten müssen. Ich erkläre die Ursach dieses Irrthums in Ansehung einiger anderer besondern Völker, und beschliesse mit der Vergleichung der bey den Wilden üblichen Kinderzucht mit demjenigen, was man in dem Altertum von der harten Erziehungsart der Creter, Lacedämonier und Perser antrifft.

Von da wende ich mich zu ihren Beschäftigungen, und handle unter diesem Titel vielerley Materien ab. Anfänglich gehe ich die häuslichen und wirtschaftlichen Verrichtungen der Männer durch; dabey handle ich von ihren Dörfern, Flecken, von ihren Hütten, Kleidungen und Zierraten. Hierauf wende ich mich zu den Verrichtungen der Weiber, welche in diesen Ländern zur Arbeit gleichsam geboren seyn, und die Mühseligkeit, den Ackerbau und andere wirtschaftliche Nahrungsforgen auf sich haben. Hier wird man auch unterschiedene Züge des Altertums antreffen, welche in Ansehung der Art sich zu kleiden, sich zu pugen, die Haut sowol mit unauslöschlichen als andern flüchtigen Farben zu bemalen, ingleichen der ersten Nahrung der Alten, und der Art, solche zuzubereiten, nicht gleichgültig seyn werden. Dem habe ich einige Untersuchungen vom Tebae und Zucker, in so fern die Alten davon Kenntnis gehabt, beigelegt, und die Spuren angezeigt, welche wir in den Geschichtschreibern davon antreffen.

Die Verrichtungen der Wilden ausser dem Hause sind, der Krieg, ihre Gesandtschaften, ihr Gewerbe, ihre Jagd und Fischerey.

Der Krieg ist für alle Wilden so etwas ausserordentlich anziehendes, daß sie deshalb blos geboren zu seyn und zu leben scheinen. Unter allen ihren Leidenschaften ist dieses diejenige, womit sie den meisten Staat machen. Der Artikel davon ist etwas lang, weil ich darin zugleich ihre Reisen und alle Gerätschaften ihres Feldzuges mit abhandle. Ich fange diese Materie mit den Bewegungsgründen an, wodurch ihnen der Krieg gleichsam unentberlich gemacht wird. Ich erkläre die Art und Weise, wie der Krieg besungen und angekündigt wird, benebst den Zubereitungen zu Lande oder Wasser. Hierauf rede ich von ihren Waffen, von der Ordnung, die sie auf ihren Feldzügen beobachten, von der Vorsichtigkeit, so sie in feindlichen Ländern anwenden, von ihren Lagern, von ihren kriegerischen Uebungen, von der Art, der sie sich entweder im Felde oder bey Belagerungen, bey Angriffen oder bey Vertheidigungen bedienen. Das übrige handelt von der Zurückkunft der Krieger nach erhaltenem Siege; von ihrem Betragen gegen ihre Gefangenen unter Wegens; von den grausamen Willkommen, welchen man ihnen in allen Dörfern und Flecken, wo sie eintreffen, giebt: von der Beschreibung der abscheulichsten Marter, welche die zum Tode Verdammten ausstehen, und von den Vortheilen der Aufnahme derjenigen, welchen man das Leben zu schenken für gut befindet. In diesem ganzen Artikel wird man aller Orten viele Züge des Altertums bemerken, welche sich auf die Mannigfaltigkeit der Materien schicken, und desto weiter hergeholet zu seyn scheinen werden, weil sie den Gebräuchen der entferntesten Zeiten, wovon man nichts als nur wenige Spuren bey den ältesten Schriftstellern antrifft, merklicher nahe kommen. Unter diese Zahl rechne ich dasjenige, was ich von dem Symbolo der Anwerbung, der ersten Schiffart der Alten, von der Kenntnis der Gestirne, von der Zeitrechnung, von der Wissenschaft der Fußstapfen, von der Gewonheit sich nach Osten zu richten, von Feuermachen, nebst verschiedenen andern Dingen, die der Leser gehörigen Ortes antreffen wird, anführe.

Von ihren Gesandtschaften, Handlung, Jagd und Fischerey, führe ich weiter nichts an, als was mit dem Altertum Gemeinschaft hat. Denn das übrige ist bekant genug, und fast in allen Reisebeschreibungen anzutreffen. Ich habe mich mit Vergnügen bey einer weitläufigen Beschreibung des so genannten Calumet des Friedens, und zwar wegen der Vergleichung mit des Mercuri Schlange, aufgehalten, und daherhalb verschiedene Brocken der alten, und meines Erachtens wenig bekanten Schriftsteller, zusammengetragen, welche eine grosse Ähnlichkeit anzeigen werden.



Auf die nötigen Verrichtungen folget der Zeitvertreib. Dieser ist mancherley, und bestehet theils in blossen Ergötzlichkeiten, theils ist er auch mit Leibesübungen vermischet. In der ersten Ordnung ist die Rede vom Spiele, welches den Gelehrten zu vielen Abhandlungen Gelegenheit gegeben. Bey der zweiten Ordnung aber treffe ich einige Spiele und Uebungen der Sphäristik und Gymnastik der Alten an.

Endlich verbindet mich die natürliche Ordnung, von ihren Krankheiten, Arzneikunst, Tode, Begräbnis und Trauer zu handeln.

Die Arzneikunst für ihre Krankheiten theile ich in zween Theile, nemlich in die natürliche und unnatürliche, wenigstens wie sie zu seyn geglaubet wird, ein. Eben diese Arzneikunst war in den ersten Zeiten gebräuchlich, und wurde vermittlest der Zauberkunst geübet. Von allen beiden handele ich, und beide fassen etwas anmerkungswürdiges in sich, insbesondere enthält die letztere einen Umstand des Altertums, welcher gewis Aufmerksamkeit verdienet.

Der Artikel vom Tode, Begräbnis und Trauer, gehöret mit zur Religion, und dünket mich ein überzeugender Beweis von dem Eindrücke zu seyn, welchen alle Nationen von der Unsterblichkeit der Seele haben: und hierin finde ich die Americaner den Sitten der ersten Zeiten noch weit gleichförmiger, als in allen übrigen. Alles ist dabey merkwürdig: ihre Art, die Todten zu bekleiden; sie zu waschen, zu salben; sie zu leben und zu beweinen. Ihre unterschiedene Gebräuche, in Ansehung der Begräbnisse, Tänzen, Feierlichkeiten, Begräbnisspielen; die Begriffe von dem, was im Grabe nach dem Tode übrig bleibet; die Pflichten, so sie ihren Verstorbenen zu leisten in Gewohnheit haben, benehmet den der Trauer halber gegebenen Gesegen. Diesen Artikel beschliesse ich endlich durch ein allgemeines Todtenfest, so die Huronnen und Iroquoisen ehngefär alle zwölf Jahr zu feiern pflegen, und dabey ihre Dörfer fortrücken. Welches Fest etwas besonders und zugleich etwas verwundernswürdiges an sich hat.

Mit der Abhandlung von der Sprache beschliesse ich das ganze Werk, und vergleiche die americanischen mit den gelehrten und den in Europa annoch lebenden bekanten Sprachen. Ich führe einige Wörter der huronschen und iroquoisischen Sprache, die sich in der griechischen finden, und einige andere Wörter der barbarischen Sprache, die ich aus alten Schriftstellern zusammengeleset, an; daraus leite ich einige Mutmassungen ab, wemitt ich meine Meinung wegen des Ursprungs dieser Völker zu unterstützen suche.

Mein Aufenthalt unter den Iroquoisen hat mich veranlasset, ihre Sitten insonderheit zwar zu beschreiben, weil ich selbige am besten kenne, und von dem, was ich anführe, Gewisheit habe. Man kan inzwischen füglich sagen, daß die Sitten der Wilden überhaupt einander ziemlich gleich seyn. Wenn ich auch von andern Nationen etwas besonders anzuführen weis, so lasse ich solches ebenfalls nicht aus der acht.

Der Umgang mit den Europäern hat verursacht, daß die Wilden viel von ihren alten Gewohnheiten verloren, und ihre Sitten geändert haben. Hier betrachte ich diese Gebräuche und Gewohnheiten so, wie sie vor ihrer Aenderung gewesen, und wie sie solche von ihren Vorfaren geerbet. Ich könnte vielleicht von diesen Veränderungen in einem andern Werke reden, worn ich mir vorgenommen, von der Einführung des Christentums unter ihnen, und von der Bemühung, welche sich die Arbeiter des Evangelii gegeben, diese wilden Sitten zu ändern, und sie den christlichen Gesegen gleichförmig zu machen, zu handeln.

So viel nun die Sitten und Gewohnheiten der Alten anbetrifft, so habe ich meine Kenntnis solchen Schriftstellern zu danken, deren Ansehen durchgangig gültig, und deren Werke überall in großem Werth stehen. Ich führe sie an den Orten an, wo ichs nötig zu seyn erachte. Mannigmal füge ich ganze Stellen entweder in dem Text selbst, oder unten auf dem Blate, aus selbigen hinzu. Einige Betrachtungen, die mir sonderlich gefhienen, habe ich unter den Text gesetzt, weil sonst meine Erzählung sehr weitläufig und unförmlich geworden seyn würde, wenn ich sie in den Text selbst hatte einschalten wollen. Dasjenige, was die Beschreibung und Anmerkungen selbst nicht hinlänglich erläutern, wird durch die beigelegten Abrisse und Kupfer völlig deutlich gemacht werden. Vielleicht ist meine Schreibart nicht zierlich genug. Ich bin es auch nicht in Abrede, denn ich habe mich nicht auf ausgesuchte Worte geleset, und halte daver, daß dieses einem Missionarius eben nicht zur Last geleset werden könne; zumalen da ich mir angelegen seyn lassen, die Sache selbst, so viel möglich, deutlich vorzutragen. Ich glaube also, daß der Leser mein Werk, wenn

darinnen sonst kein Fehler als dieser angetroffen werden selte, einer geneigten

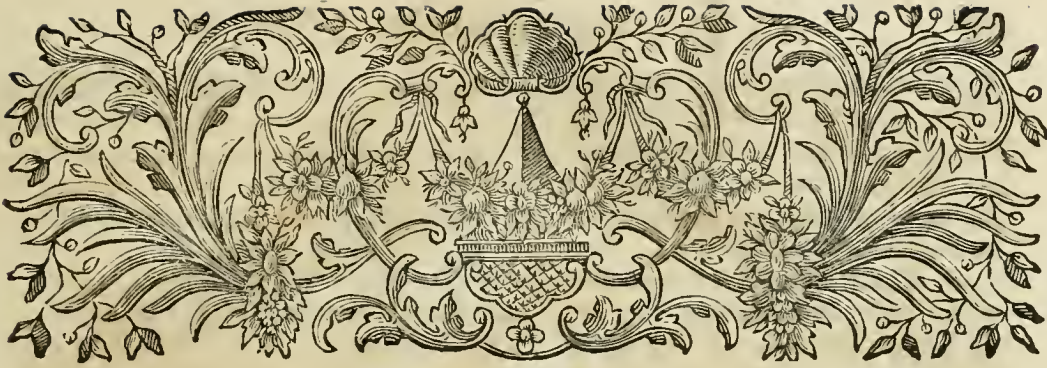
Aufnahme würdigen werde.

[illegible]

- Die Eskimaux, die Kilistinons, die Taster, de Boule, die Assinibuals, u. die Sioux nehmen den ganzen mittler nächtigen Theil von Canada ein. Die Iroquoisen, die Hurons, die Algonquins, u. Outaouas sind die Völker so um den Fluß St. Laurentz wohnen. Die Illinois, die Natchez, u. liegen am Fluß Mississippi. Die Virginier, die Floridier, die Loups, die Mahingians, sind Nachbarn der Engelländer. Die Abenavoor wohnen zwischen Acadien und Neuengland. Die Carrazen waren vormals Herren von allen antillischen Inseln. Die Tapuyen, Gabben, Brasilianer und die Völker von Paraguay nehmen alle Küsten vom Mittlern Theil von America am Nordmeere ein. Das Innere vom mittl'gen America ist voll von verschiedenen Nationen. Man zehlet 20 unterschiedene Sprachen vom Amazonen Fluß.







# Erstes Hauptstück

## von dem Ursprunge der americanischen Völker.

### Inhalt.

Entdeckung von America §. 1. Ob America den Alten bekant gewesen §. 2. Wie und aus welchen Orten America bevölkert werden können §. 3. Zeitbestimmung, in welcher America bevölkert worden seyn könne §. 4. Völker, welche nach America gekommen §. 5. Ursachen der Wanderungen §. 6. Mutmassungen aus den Redensarten der barbarischen Sprachen §. 7. Mutmassungen aus den Gewohnheiten hergenommen §. 8. Einige eigenthümliche Beschaffenheiten, die zur Unterscheidung der americanischen Völker Anleitung geben können §. 9.

Amazonen §. 10. Männer als Weiber gekleidet §. 11. Mutmassungen vom Ursprunge der Caraiten auf den antilischen Inseln §. 12. Von den Eskimaur w. §. 13. Niesen §. 14. Pyrameen §. 15. Verschiedene ungeheure Menschen §. 16. Mutmassungen vom Ursprunge der Iroquoisen und Huronnen §. 17. Ursprung der Lycier §. 18. Meinung des Verfassers von dem Ursprunge der Americaner §. 19. Meinung der Wilden von ihrem Ursprunge §. 20.

### §. I.



Dieses weitläufige feste Land ist, nach der gemeinen Meinung, in zwey grosse Halbinseln eingetheilet, welchen man den Namen des mitternäch- tigen und mittägigen America beigeleget. Es erstrecket sich auf beiden Seiten sehr weit gegen die zween Polen, und stellet gleichsam eine andere Welt vor, die man füglich neu nennen kan, weil die beiden weiten Meere, nemlich das Nord- und Südmeer, die solches wo nicht ganz, doch wenigstens größtentheils, umgeben, durch ihre gewaltige Breite die Kenntnis davon den Einwohnern der alten Welt, denen die Grenzen ihrer eignen noch nicht völlig bekant sind, bis auf die neuern Zeiten verborgen gehalten.

Es fügte sich erst am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, daß diese unermesslichen Reiche durch einen solchen Zufal entdeckt wurden, der zwar von umgefehr zu entstehen schien, doch aber ohne Zweifel der göttlichen Vorsehung beizumessen, und als der-



jenige durch die Gnade des Erlösers bezeichnete glückselige Augenblick zu betrachten ist, da dieser unzählbaren Menge Nationen das Licht des Glaubens aufgehen sollte. Denn bisanhero hatte sie der Satan sämlich in seiner Knechtschaft erhalten. Sie waren in einer Finsternis von Irthümern und Scharten des Todes vergraben, auch in alle die Abscheulichkeiten versunken, welche eine viehische Wildheit und ausschweifende Abgötterey zu wirken pflegen.

**Christopho Columbus**, von Geburt ein Genueser, war derjenige, dem unter der blühenden Regierung des katholischen Königes **Ferdinand**, und seiner Gemalin der Königin **Isabella**, der erste Ruhm dieser Entdeckung zugeeignet wird; indem er die Inseln in dem mexicanischen Meerbusen den Europäern zuerst bekannt machte. Vier Jahr hernach entdeckte **Americus Vesputius**, ein Florentiner, das weste Land, und that vier Reisen nach einander dahin, wovon annoch seine Tagebücher aufzuweisen sind. Auf der einen Seite war er zwar nicht so glücklich als **Columbus**; denn diesem wurde seine Bemühung reichlich vergolten. Auf der andern Seite aber hatte er desto mehr Ehre davon, indem dieser vierte Welttheil nach seinem Namen genennet wurde. Eine Ehre, weshalb ihn die berühmtesten Eroberer beneidet haben würden, welche ihre Namen nicht auf die Länder bringen können, wovon sie sich doch Meister gemacht.

Durch die Entdeckung von **America** wurden auch selbst die Gelehrten dergestalt rege gemacht, daß die ersten Fragen, die man bey dieser Gelegenheit aufwarf, darinnen bestanden: Ob die Einwohner daselbst von dem Geschlechte **Adams** abstammten? Da nun dieses als eine unserm Glauben gemäße Meinung angenommen wurde, so fragte man ferner: Zu welcher Zeit? wie? und auf was Art dieser große Welttheil bevölkert worden? ob die Alten einige Wissenschaft davon gehabt? und endlich, wer diejenigen Völker gewesen, welche sich aus der alten Welt in die neue begeben? Diese letztern Fragen waren so problematisch, und gaben den Gelehrten Gelegenheit, ein ganz Haufen Gelehrsamkeit auszukramen; dem ungeachtet aber sind noch viele unentschieden geblieben, und werden auch allem Ansehen nach nicht leichtlich erörtert werden können.

## S. 2.

Ob **America**  
den Alten be-  
kannt gewesen.

Damit aber doch wenigstens das wahrscheinlichste davon angeführt werde; so zweifle ich nicht, daß den Alten dieser Welttheil nicht bekannt gewesen seyn sollte.

Ich gründe mich nicht darauf, was **Plato** <sup>(1)</sup> von seiner atlantischen Insel meldet. Denn obgleich die Beschreibung, welche er von ihrer Grösse machet, sich ziemlichermassen auf **America** deuten läßt, so ist doch diese Beschreibung mit so vielen fabelhaften Umständen vermengt, daß er selbst davon als von einer von den **Ägyptern** erfundenen Fabel redet, die **Solon** von selbigem erlernt gehabt.

Dasjenige, was **Aelian** <sup>(2)</sup> von des **Silenus** Rede an den König der **Phrygier**, **Midas**, gedenket, hat ebenfals das völlige Ansehen einer poetischen Erdichtung, welches auch der Verfasser selbst nicht in Abrede ist.

Die so berühmte Prophezelung des **Seneca Tragicus** <sup>(3)</sup> ist ebenfals nichts anders, als eine poetische Entzückung, die sich auf die zu seiner Zeit geschehenen neuen Entdeckungen, und auf die Vermutung, noch andere dergleichen fernerhin zu machen, gründete. Denn hierin findet sich nicht das geringste Geheimnis; ein jeder anderer würde ebenfals Prophezeiungen aus gleichem Tone, eben so wie er, haben machen können, ohne mit

(1) PLATO in Timaeo

(2) AELIAN lib. 3.

(3) SENECA in Medea.

mit des Pythons Geist erfüllet zu seyn, und grosse Wissenschaft vom Zukünftigen gehabt zu haben.

Der einzige bey dieser Gelegenheit anzuführende Schriftsteller, der auf eine zuverlässigere und bestimmtere Art davon gehandelt, ist Diodor aus Sicilien <sup>(4)</sup>, welcher den Phönicieern desselben Entdeckung zuschreibt. Denn diese haben sich zeitig auf die Handlung und Schiffart gelehrt; dadurch wurden sie gar bald berühmt, und verrichteten auf den Küsten des mittelländischen Meeres sowol in Africa als Griechenland und Spanien viele Colonien an. Als sie sich nun durch ihren Verkehr ziemlichermassen bereichert, so versuchten sie, die Meerenge bey Gibraltar zu passiren. Anfanglich zwar entfernten sie sich von des Hercules Säulen nicht sehr weit, und setzten sich zu Cadix fest, woselbst sie diesem Gotte einen prächtigen Tempel baueten. Allmählig aber wagten sie es, die Küsten des Oceans zu beschiffen. Als sie nun an den africanischen Ufern hinfegelten, so geschah es, daß sie von einem viele Tage durch daurenden Ungewitter nach einer von den abendländischen Küsten weit entfernten Insel, von großem Umfange, getrieben wurden. Bey ihrer Zurückkunft gaben sie davon die erste Nachricht, und machten nach Art der Reisenden eine wohlausegeschmückte und prächtige Erzählung von dieser Entdeckung: dadurch wurden die Tyrrhenier, als sie sich die Oberherrschaft des Meeres angemasset, bewogen, sich ebenfalls in diesem Lande fest zu setzen, wozu sie denn auch alle Kosten herschossen. Die Carthaginenser aber widersetzten sich diesem Vorhaben mit möglichem Nachdruck; denn sie besorgten, daß ihre Landesleute durch die erzählten Wunderdinge gereizt werden möchten, diesem schlimmen Beispiele zu folgen. Ueberdieses schmeichelten sie sich auch damit, daß, wenn ihnen etwa ein Unglück begegnen und ihr Reich zu Grunde gerichtet werden sollte; so könnten sie doch wenigstens zu einem ihren Ueberwindern unbekannten Lande ihre Zuflucht nehmen. Denn sie hofften, im Fal sie eine solche Widerwertigkeit treffen sollte, daß sie sich süglicly mit ihren Angehörigen und Reichthümern daselbst hinwenden könnten.

Ich kan nicht wissen, ob schon jemand die Stelle des Pausanias <sup>(5)</sup> in Erwägung gezogen, welche doch in der That, wo nicht mehr, doch eben sowol als das, was ich aus dem Diodorus Siculus angeführet, bemerkt zu werden verdienet. Dieser Schriftsteller meldet, daß, als er sich aller Orten nach den Satyren, ihrer Natur und Beschaffenheit erkundiget; so habe er viele Personen, jedoch allemal vergeblich, darum befraget. Endlich aber habe ihm ein gewisser, Namens Euphemus, ein Carrier von Geburr, erzählt, daß er, als er nach Italien reisen wollen, durch ein heftiges Ungewitter an das äußerste des Oceans sey verschlagen worden, woselbst, seiner Aussage nach, Inseln anzutreffen wären, welche die Seeleute Satyrides nenneten, und von wilden Menschen bewonet würden, deren Haut überaus idyllisch aussähe, und Schwänze hätten, die den Pferdeschweifen nicht unähnlich wären. Die Furcht der Vorsknechte aber, denen die Einwohner dieser Insel schon bekant gewesen, hätte die Näherung des Schiffes zwar verhindern wollen, der forrwärende Sturm aber habe sie ans Ufer getrieben. Darauf wären sie von den Einwonern so fort umringet und nicht eher in Freiheit gesetzt worden, bis sie denenselben eine Weibespersion überlassen hätten.

Diese Erzählung des Euphemus scheint mir ziemlich warscheinlich zu seyn, und die Beschreibung dieser Insulaner trift vollkommen mit den Caraiten überein. Denn diese

(4) DIOD. SICVLVS Lib. 5. Bibl.

(5) PAUSANIAS in Atticis.



diese bewonet die antillischen Inseln, aus welchen sie hernachmals durch die Europäer größtentheils vertrieben worden. Die Haut dieser Völker ist von Natur ganz röthlich; dieses ist aber nicht sowol der Wirkung der dasigen Himmelsgegend, als vielmehr der Einbildungskraft der Mütter beizumessen. Diese finden eine Schönheit in dieser Farbe, und pflanzen sie daher auf ihre Kinder fort: doch wird auch die Kunst hiebei zu Hülfe genommen, denn diese Barbarn lassen sich täglich mit einem gewissen Roca, der ihnen an stat roter Schminke ist, bemalen, dieser nun verursacht, daß sie am ganzen Leibe mit der Zeit blutroth aussehen.

So viel die Einbildung der Matrosen anbelanget, daß sie Satyren anzutreffen vermeineten; so kam solche nur von der Furcht her, nach welcher sie gemachte Schwänze vor natürliche ansahen. Denn beinahe alle barbarische Nationen in America halten solches für eine Zierde, und bedienen sich dergleichen Puges, zumalen wenn sie zu Felde ziehen wollen.

## §. 3.

Wie und aus  
welchen Orten  
America be-  
völkert wer-  
den können.

Nach America kan man aus verschiedenen Gegenden kommen; daher kan es auch von allen Seiten her bevölkert worden seyn. Dieses ist außer Streit: von den Südländern ist es nur sehr wenig abgefondert. Gegen Mitternacht ist Grönland, welches vielleicht mit dieser neuen Welt zusammenhänget, nicht sonderlich von Lapland entfernt. Die asiatischen Länder, mit welchen es beim Lande Jesso grenzet, stoßen entweder gleichfalls mit America zusammen, oder haben davon nur einen gar kleinen Abstand; wenn anders die angegebenen Meerengen daselbst bis ins tartarische Meer sich erstrecken sollen. Der Ocean, welcher es gänzlich oder wenigstens beinahe umgiebet, ist sowol in dem Nord- als Südmeere mit Inseln besäet; daselbst könnte man entweder durch Schiffsbruch, oder durch ein blosses Ohngefär, gar leicht von einer Insel zur andern gekommen seyn.

Der berühmte Grotius (\*) hat geglaubt, daß man durch die beiden äußersten Ecken hineingekommen wäre, und daß dieses in zwey Halbinseln bereits angeführtermassen eingetheilte grosse Land an der einen Seite durch die aus dem nördlichen Europa querüber Grönland und Novazembla hinüber gegangene, und hernachmals in dem ganzen mitternächtigen America bis an die Erdenge Panama zerstreute Völker, auf der andern Seite aber durch die Abyssiner und Aethioper besetzt worden; welche, als sie gegen das Vorgebirge der guten Hofnung getrieben, und gezwungen worden, Africa zu verlassen, die nicht weit von dem Feuerlande und der magellanischen Meerenge erstreckte Südländer erreicht, von da aus sie das mittägige America leicht betreten können. Diese Meinung wird aber schwerlich zu behaupten seyn, und Johann von Laet (7) hat sie auch auf eine gründliche Art widerlegt.

Diejenigen, die auf die Menge der verschiedenen daselbst befindlichen Völker acht haben, werden sich leicht überzeugen, daß America nicht durchgängig durch zufällige Schiffsbrüche, zu den Zeiten, da die Schiffart noch so sehr unvollkommen war, bevölkert werden können. Man sehe es schon als eine erstaunende Verwegenheit an, wenn man nur an den Küsten längst dem Ocean, dessen Gewässer beständig sehr hoch sind, hinzuschiffen sich erkühnete. Dieses wird begreiflich werden, wenn man erweget, daß die Americaner noch heut zu Tage nichts als elende, aus Häuten der Seewölfe, oder aus Baumrinden verfertigte Pyrogen und Canoes haben. Diese lehtern sind nichts anders,

als

(6) HUGO GROTIUS disp. de orig. gent. americ.

(7) IOAN DE LAET in Not. ad diss. Hug. Grotii.

als in Gestalt eines Rahns ausgehölte Bäume, mit welchen sie sich nicht weit in die hohe See wagen dürfen, und die um so weniger tauglich sind, die Gewalt der Ungewitter auf einem so weiten Meere auszuhalten, als woselbst öfters die größten Schiffe der Wuth des Windes und der Wellen unterliegen müssen.

Die durchgängig beliebteste und warscheinlichste Meinung ist, daß alle diese Völker durch die asiatischen Länder nach America übergegangen sind. Es finden sich hieby Bewegungsründe von sehr grosser Warscheinlichkeit, die uns überreden, daß America mit dem festen Lande der morgenländischen Tartarey zusammenstosse; ob man gleich noch bis jeko eine Meerenge, die es davon absondert, dazwischen zu seyn glaubet. Ich finde nicht rathsam, eine Sache schlechtthin durch Mutmassungen zu ergründen, die an sich selbst nicht anders, als durch eine eigene Entdeckung, deutlich dargethan werden kan. Es sey nun aber, daß die Länder entweder an einander stossen, oder durch einige kleine Arme des Meeres unterschieden werden; so ist es doch leicht gewesen, von einem zum andern zu kommen: und ich hoffe, daß die Vergleichung der americanischen Sitten mit den Sitten der asiatischen, und der Völker, die unter den Namen der Thracier und Scythen begriffen werden, in der Folge dieses Werks eine Art einer Gewisheit mit sich führen werde, daß America durch die äussersten Morgenländer der Tartarey bevölkert worden.

§. 4.

Wir finden vor den Olympiaden keine gewisse Zeitrechnung in dem Altertume. Alle Zeiten sind bis dahin Zeiten der Dunkelheit; und in eben diese Dunkelheit ist dieser Zeitbegin eingehüllet, in welchem America bevölkert werden können, wenn man auch einetley Alter voraus sezet. Lescarbot (\*) hat kein Bedenken getragen, auf eine lebhafteste Art, die sogar mehr als eine Mutmassung zu seyn scheint, vorzugeben, „daß dem Noa diese Abendländer gar nicht unbekant gewesen, wovon er, wenn er nicht wol „gar selbst darinnen geboren worden, doch wenigstens eine Kenntnis durch den gemeinen „Ruf erhalten; daß, da er noch dreihundert und funfzig Jahre nach der Sündflut gelebet, „er selbst die Sorgfalt übernommen habe, diese Lande entweder zuerst oder aufs neue zu „bevölkern; daß, da er ein geschickter Werkmeister und erfarnier Steuerman, über dem „auch dazu bestimt gewesen, der Verwüstung der Erden abzuhelfen, er ja wol seine „Kinder daselbst habe hinsüren können. Es würde ihm auch an sich selbst nicht schwerer „geworden seyn, durch die Meerenge bey Gibraltar nach Neuftrantreich, oder von „dem grünen Vorgebirge nach Brasilien zu gehen, als es seinen Kindern gewesen, „sich in Japan feste zu sezen. Oder es müste ihm auch schwer gefallen seyn, von den „americanischen Gebirgen nach Italien zu kommen, woselbst er Janiculum an der Tyber gegründet, wenn anders die Nachrichten der heidnischen Schriftsteller ihre Richtigkeit haben.

Zeitbestimmung, in welchen America bevölkert worden seyn könne.

Es ist an dem, daß während den zweitausend oder mehr Jahren, welche von Erschaffung der Welt an bis zur Sündflut verstrichen, die Abkömmlinge der ersten Menschen, die in den ersten Zeiten ihr Leben auf etliche Jahrhunderte gebracht, und von Gott eine besondere Gabe der Fruchtbarkeit erhalten, sich sehr vermehret und auf dem Erdboden ungemain weit ausgebreitet haben müssen. Ob nun gleich die heilige Schrift keine eigentliche Kenntnis der Länder giebt, die sie bewohnet haben, auch die weltlichen Geschichtschreiber hievon noch weniger etwas gedenken; so ist doch wenigstens warscheinlich, daß sie eben

I. Theil.

C

die



die Länder bewohnt haben müssen, wo sich des Noa Nachkommenschaft nach der Sündflut niedergelassen, nemlich, daß außer einem grossen Theile Egypten, Lybien, derjenige Theil von Europa, der am meisten gegen Mittag lieget, von ihnen in Besitz genommen worden.

Der Ungewisheit ungeachtet, in welche uns die Geschichtschreiber setzen, wenn sie die vor der allgemeinen Sündflut vorhergegangene Zeiten mit der darauf folgenden verwechseln; so würde man doch vielleicht, wann man nur einigen Fleis anwenden wolte, die Wahrheit in etwas ans Licht stellen können. Wann es an dem ist, wie ich weiter unten mit mehrerm anführen werde, daß die Ceres der Griechen, die Isis der Egypter, und die Mutter der Götter bey den Phrygiern, niemand anders als Eva, die Mutter aller Menschen gewesen; so müssen sich beinahe alle Fabeln der heidnische Mythologie auf die Zeiten vor der Sündflut beziehen. Die Ueberschwemmungen des Deucalions und Ogyges werden keine besondere Sündfluten mehr, sondern die wahre allgemeine Sündflut seyn, wovon fast jede Nation einigen Begriff beibehalten; obgleich dieser Begriff zu den Zeiten der heidnischen Geschichtschreiber, die zuerst nach dem Moses davon gehandelt, sehr verworren ausgesehen hat.

Es ist ausgemacht, daß die Historie der Deucalionischen Ueberschwemmung auf die Massen, wie sie vom Lucian<sup>(9)</sup> erzählt wird, der Hauptsache nach mit demjenigen, was die heilige Schrift uns von der allgemeinen Sündflut lehret, gänzlich übereinkommt; dergestalt, daß der Griechen schriftlicher Deucalion von dem Erzvater Noa nicht unterschieden zu seyn scheint. Er spricht ungefehr folgendermassen davon: „Die Griechen versichern in ihren Fabeln, daß die ersten Menschen, weil sie grausam und unbändig, ohne Treue, ohne Gastfreundschaft und Menschlichkeit gewesen, alle in einer Sündflut umgekommen. Die Erde habe eine Menge Gewässer aus ihrem Schoos hervorgetrieben, welches die Flüsse aufgeschwellet, und verursacht, daß das Meer durch Beihülfe des Regens seine Ufer überschritten, und alles überschwemmet habe. Es sey niemand als der einige Deucalion übrig geblieben, welcher sich mit den Seinigen und einem Paar von jeder Gattung, sowol wilder als zahmer Thiere, die ihm willig gefolget und sich unter einander keinen Schaden gethan, in einer Arche errettet. Er sey so lange auf dem Gewässer herum gefahren, bis es sich verlaufen. Darauf habe er das menschliche Geschlecht wiederum hergestellt.“

Man darf eben nicht meinen, als ob die Griechen bey diesem Artikel die heilige Schrift ausgeschrieben; denn die Geschichte von der Sündflut ist eine solche Begebenheit, welche die ganze Welt, nicht aber eine Nation insbesondere, als die jüdische war, angehet. Noa war ein Vater der Hebräer, der Griechen und aller andern Völker. Die Geschichte dieses Patriarchen mußte unstreitig auf jedes dieser Völker durch diejenigen, welche desselben Stifter waren, gekommen seyn; allein diese Geschichte mußte auch bey denen, die am längsten ungesittet geblieben, am meisten verstrimmt worden seyn.

So viel Ogyges Sündflut anbetrifft, so bemerkt Coelius Rhodiginus<sup>(10)</sup>: daß man in den alten Zeiten den Ogyges als den eigentlich sogenannten Aeltesten betrachtet, und sprichwortsweise gesagt: Alt als Ogyges; das allerentfernteste Altertum dadurch anzuzeigen.

Es scheint auch, daß man zweierley Zeiten unterscheiden könne, darin Phrygien, Egypten, Attica und das übrige Griechenland bevölkert worden. Die eine davon ist

die

9) LUCIAN. de Dea Syrix.

10) COELIVS RHODIGIN. lib. 9. c. 23.

die Zeit der Ceres und der Götter; die andere aber ist die, so der Sündflut nachzusetzen. Man unterscheidet in den egyptischen Dynastien die Zeiten der Götterkönige, der Halbgötterkönige und der Menschenkönige. Auf gleiche Art werden in Creta und Phrygien die Zeiten der Rhea oder der Mutter der Götter, des Saturns, des Jupiters u. s. w. unterschieden. Weiter über diese erste Zeiten hinaus trifft man nichts an, und diese Zeiten selbst sind einander dergestalt gleich, daß die Götter der Griechen eben auch die Götter der Egypter und anderer Nationen sind, anstat daß in den nachherigen Jahrhunderten die Könige, z. E. Minos und andere, die man schlechtweg vor Menschen hielt, blos gewissen Ländern zugeeignet worden, und mit andern Völkern nichts gemein haben. Man könnte, dem Ansehen nach, einen Beweisum daher nehmen, daß diese erste Zeiten die Zeiten des Ursprungs der Welt sind; die, da sie alle Nationen angehen, bey einer jeden solche Eindrücke gemacht, daß eine jedwede eine Ueberlieferung von diesen ersten Zeiten beibehalten, welche sich zwar nach gerade unstreitig verändert, dem ungeachtet aber in Ansehung der Hauptsachen einen wesentlichen Zusammenhang mit allen übrigen beibehalten hatte. Dasjenige, was ich sage, ist um so begreiflicher, da, wenn es an dem wäre, daß die Zeiten Isis und der ersten Gottheiten jünger als die Sündflut gewesen, man auch sagen müßte, daß den Nationen von allem dem, was vor derselben vorhergegangen, kein Eindruck übrig geblieben. Welches aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat.

Es hätte ohne Zweifel möglich seyn können, daß die Menschen vor der Sündflut sich dermaßen vermehret, daß sie gleich damals nach America gekommen, und sich auf allen wohnbaren Theilen des Erdbodens ausgebreitet hätten. Vielleicht sind es eben diese Zeiten, von denen sich das Andenken der atlantischen Insel, wovon Plato redet, bey den Egyptern aufbehalten. Denn, wenn diese Insel nicht gänzlich fabelhaft seyn solte, so gehörte freilich nichts geringeres, als eine Sündflut dazu, sie zu versenken; wie denn die Egypter glauben, daß solches geschehen sey; oder sie durch eine so ungeheure Strecke des Meeres, welches den besten Theil derselben verschlungen hätte, zu entfernen. Da aber Lescarbot so wenig als andere, die seiner Meinung sind, eine zulängliche Spur in dem Altertume davon antreffen können; so waget er zu viel, wenn er den Noa entweder zufällig, oder wie es immer seyn möchte, in America läßt geboren werden; und seine Mutmassung, da sie von der Beschaffenheit ist, daß sie auf keinem tüchtigen Grunde beruhet, verdienet also auch keine weitere Aufmerksamkeit.

Auch selbst aus dem Mangel aller Bedürfnisse, aus der Unwissenheit in Künsten, welche die Kindheit der Welt darzustellen scheinen; ich sage, auch selbst hieraus, kan man nicht einmal, ohne durch leere Mutmassungen, folgern, daß America, wenige Zeit nach der Sündflut sey bevölkert worden. Vor der Sündflut bauete Cain das Feld, und zwang es, Früchte hervor zu bringen; Abel war ein Hirte, und bedienete sich seiner Heerde sowol zu seiner Kleidung, als auch zu seinem Unterhalt. Tubalcain hatte sich durch seine Arbeit in Eisen und Erz, wie die Schrift saget, berühmt gemacht. Die von Noa geschehene Verfertigung der Arche; der ungeheure Thurmabau zu Babel, woran alle Völker Theil nahmen, und deren Absicht Gott vernichtigte, setzen zu den ersten Zeiten verschiedene Entdeckungen und eine Kenntnis der Künste, welche die ersten Väter der Völker ihrer Nachkommenschaft mittheilen können, voraus. Inzwischen finden sich unter der Menge der americanischen Völker solche, die von dieser Kenntnis so weit entfernt sind, daß ihnen auch nicht einmal der Gebrauch des Feuers bekant gewesen. Allein diese Er-



mangelung und Unwissenheit sind höchstens nichts mehr als ein Beweis ihrer Faulheit und Nachlässigkeit; ein Beweis, der zu unsern Zeiten durch das Beispiel nicht allein dieser Americaner, sondern auch verschiedener anderer Völker in Europa und Asien, klar am Tage lieget, die da noch in der grösssten Finsternis beharren, ob sie gleich gesittete Nationen zu Nachbarn haben, durch deren Umgang sie hätten gebessert werden können, wenn ihnen nicht die Bemühung verdrieslich und die Faulheit alzuangenehm gewesen wäre.

Gleichwol zweifle ich doch nicht, daß America nicht kurz nach der Sündflut sey bevölkert worden. Ich gründe diese Meinung auf die Vergleichung, welche ich zwischen den Sitten seiner Einwohner und den Sitten der Alten anstellen wil, und die nicht so, als wol in Asien und Europa geschehen, einer Veränderung unterworfen gewesen.

Der Weg, welchen so verschiedene Nationen nach America genommen, ist wahrscheinlicher Weise zu verschiedenen Zeiten wiederholet worden. Die neuern haben die alten weiter fortgetrieben, und sie genöthiget, ihnen Platz zu machen. Mich dünket als sähe man davon gleichsam eine Art eines Beweises darin, daß die wildesten und ungesittetsten Völker gezwungen worden, sich an die Ufer des Nordmeeres zu machen; da im Gegentheil die gesittetsten, als die Einwohner in Peru und Mexico, an den Ufern des Südmeeres geblieben sind, und sich von dem Orte ihres Ursprungs am wenigsten entfernt haben. Dieses kan noch zum Beweise dienen, daß diese Nationen den Weg durch die Lande der Tartarey genommen haben.

## §. 5.

Völker, welche nach America gekommen.

Die alten Geschichtschreiber gedenken einer grossen Menge Völker, welche die drey Theile der bekanten Welt inne gehabt. Weil man nun von diesen keine weitere Spur antrifft, so wolte man sich berechtiget halten, zu glauben, daß sie gänzlich erloschen seyn müssen. Bey der Entdeckung Ost- und Westindiens aber hat man den mehresten Theil derjenigen Nationen wieder angetroffen, die man gänzlich ausgegangen zu seyn geglaubet. Die meiste Schwierigkeiten möchten wol darin bestehen, wie man sie wieder auseinander setze, um sie zu ihrem ersten Ursprunge zurück zu führen. Ich halte aber nicht davor, daß man dieses an einer jedweden Nation insbesondere unternehmen könne, wo man nicht eben solche innere Einsprachen hat, als jener Schriftsteller, der eine Folge der Könige in Spanien bekant gemacht, und von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Adam hinauf gestiegen ist.

Denn die Mutmassungen, die man bey dieser Auseinandersetzung anbringen kan, sind so schlecht und so unzulänglich, daß man sich fast auf nichts verlassen darf. Und wie wolte man wol so entfernte und bis anhero so unbekante Völker richtig unterscheiden können, da keine europäische Nation zu ihrem ersten Ursprunge hinauf steigen kan, wenn sie nicht allerhand Fabeln und Erzählungen, woran doch die Eitelkeit mehr, als die Wahrheit, Antheil hat, zu Markte bringen wil.

Läßt man die americanischen Völker, von den Thraciern, Scythen, Indianern, Ethiopiern oder Lybiern ausgehen, so ist doch dieses alles fast nichts gesagt, indem diese Namen allezeit eine sehr weite Bedeutung gehabt, und jedesmal an solche Länder verknüpft gewesen, deren Grenzen weder hinlänglich bekant, noch bestimmt waren. Zudem sind diese Länder nach und nach durch eine Menge Nationen, die nicht mehr dafelbst vorhanden, bewohnt worden; diese waren unter sich selbst gar sehr, und noch weit mehr von denjenigen unterschieden, welche gegenwärtig in grosser Anzahl dafelbst wohnen. Man würde also etwas bestimmtes sagen müssen. Darin bestehet aber eben die hauptsächlichste Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit.

## §. 6.

§. 6.

Die Verwirrung der Sprachen war nicht die vornehmste Ursache der Trennung Ursachen der Menschen, sondern die Menge der Menschen selbst; wie uns solches die Schrift zu er- Wanderun- kennen giebt. <sup>(11)</sup> Denn die Verschiedenheit, so Gott in ihre Sprache brachte, diente gen. nur dazu, daß sie sich blos zu denenjenigen gesellten, so sie verstehen, und von welchen sie hinwiederum verstanden werden konnten.

Der Mangel und die Unwissenheit vieler Dinge, welche hernachmals durch die Künste erfunden, oder vollkommen gemacht worden, haben viel dazu beigetragen, daß sie auch wider ihren Vorsatz genötiget worden, sich den Absichten göttlicher Vorsehung gemäß zu erweisen; als welche sie in allen Theilen der Welt ausgebreitet wissen wolte. Man erwege nur die verschiedenen Nothwendigkeiten, welchen sie unterworfen waren; so wird man dabey verschiedene Bewegungsgründe anmerken, wodurch sie veranlaßet worden, sich an unterschiedenen Orten niederzulassen. Man wird sich nicht mehr über diese plötzlichen und häufigen Wanderungen, wovon die Geschichte vol seyn, verwundern dürfen, sondern leicht begreifen können, wie es zugegangen, daß viele Nationen sich von einem äußersten Theile der Welt zu dem andern gewendet, ohne daß sie zuvor, so wenig in den Ländern ihres ersten Aufenthalts, als in denenjenigen, wo sie hernachmals durchgestreift, ein einziges Denkmal ihrer ehemaligen Anwesenheit zurück gelassen.

Diejenigen, die blos von der Jagd, von der Fischey, von Früchten der Bäume und von Wurzeln lebten, konnten nicht lange ohne Trennung bey einander bleiben. Denn sie mußten ein weites, ausgebreitetes und ihrer Anzahl gemäßes Land suchen, anderergestalt die Bäume zu ihrem Unterhalte nicht hinlänglich gewesen seyn würden. Da auch die wilden Thiere sich sonder Zweifel aus einem bewonten und zu sehr durchsuchten Lande entfernt haben werden, so sind ihnen groffe Wälder und geräumliche Plätze nötig gewesen, ihren Lebensunterhalt zu finden. Der irrende Zustand dieser Nationen schickte sich auch nicht zu der Sorgfalt, eine Heerde Vieh zu unterhalten: denn die langen Reisen, die sie thun, die dürrn Länder, wodurch sie wandern, und die dicken Wälder, die sie suchen mußten, die nichts als bittere Kräuter hervorbrachten: die Hungersnoth, die sie öftermalen betraf, würde solche gar bald dünne und ihre dabey angewandte Bemühung fruchtlos gemacht haben.

Diejenigen, die etwas angefassener waren, und sich auf den Feldbau legten, als die Egypter, Phrygier und Griechen, lebten zwar mit mehrer Bequemlichkeit: doch auch diese Wissenschaft war noch nicht sogleich zu ihrer Vollkommenheit gediehen. Das Erdreich war noch ohne Düngung, und wurde daher bald ausgehungert; mithin nötigte es seine Bewohner ein anderes zu suchen, und von neuem aufzubauen.

Daher nun haben die Colonien ihren Ursprung genommen, wobey anfänglich wenig Schwierigkeit anzutreffen war, mit der Zeit aber hatte es damit schon mehr zu sagen, und konnten sie nicht leicht ohne Blutvergiessen errichtet werden: theils weil diejenigen, welche man nötigte, sich anderer Orten hinzuwenden, ihr Land nicht anders als durch gebrauchte Gewalt verließen; theils weil sich groffe Schwierigkeiten auch alsdann noch ereignen konnten, wenn sie sich in einem bereits eingenommenen Lande fest setzen wolten. Denn wenn Völker gezwungen wurden, öftermalen betrübte Trennungen in ihren eigenen Familien zu veranlassen; so sahen sie mit noch weit mehrerm Verdrus ihre beschwerliche Nachbarn kommen, um ihnen ihren nötigen Unterhalt abzuschneiden, und ihr eignes Erbtheil sich

(11) 1 Buch Mos. 2, 4.



anzumassen. Dadurch nun wurde der Grund zu den blutigsten Kriegen zwischen den Völkern gelegt. Des Lebens Nothdurft gab dazu die erste Gelegenheit. Der Hochmut der Fürsten, welche es vor rühmlich hielten, wenn sie mit der Zeit alles ihrer Vortmähigkeit unterwürfen, machte ihre Kriege noch grausamer, und ließen nicht eher nach, als bis diejenigen Völker, die entweder ihnen nicht widerstehen konnten, oder sich unter das Joch nicht beugen wolten, gänzlich zerstreuet waren.

In solchen Kriegen behaupteten diejenigen, welche sich dabey in bessere Verfassung zu setzen im Stande waren, und bey Ausschuchung ihrer Feinde Vorrat von Lebensmitteln beschaffen, insgemein über diese den Vortheil, die, so zu sagen, nur von der Schärfe ihres Degens lebten: dahingegen aber hatten letztere wiederum den Trost, daß wenn sie ja ihren Feinden weichen mußten, sie nicht viel verlieren konnten. Einige Hölen, oder einige elende Strohhütten, irdenes oder von Baumrinden zubereitetes Geräte, war leicht wieder angeschaffet. Ihr ganzes Wohl bestand in Erhaltung ihrer eignen Person. Auch selbst in der Flucht trafen sie ihren Vortheil an, wann sie nur darinnen nicht aufgehalten wurden und keinen Widerstand fanden. Diejenigen anbelangend, welche sich ordentlicher eingerichtet hatten, so trugen ihre Ueberwinder Sorge, selbige andrer Orten hinzusenden, gleichwie Nebucadnezar und Salmanasser den Juden<sup>(12)</sup> wiederfahren ließen. Und eben dieses hatten auch nachhero andere persische, medische, assyrische und egyptische Könige in Gewonheit; wovon man bey Herodotus und andern Geschichtschreibern, die von damaligen Zeiten geredet haben, viele Beispiele antreffen kan. Waren nun diese aus ihrem Lande weggeführte Völker unter ihren Ueberwindern zerstreuet, so nahmen sie derselben Sitten und Gewonheiten an; oder lebten sie allensals von ihnen ganz abgesondert, und machten sie noch einen besondern Staat aus, so erwarteten sie auch wol eine günstige Gelegenheit, das Joch abzuschütteln.

Die ersten Verpflanzungen der Völker sind unstreitig von Noa und seinen Kindern geschehen. Moses legt uns ein genaues Geschlechtsregister von den Kindern dieses Patriarchen<sup>(13)</sup>, nebst einer Beschreibung der Länder, worin sie sich ausgebreitet, und der aus ihrem Geblüte entsprossenen Völker, vor Augen; die Wanderungen selbst aber haben sich größtentheils erst nach den Zeiten Moses zugetragen. Und da selbige unter den grossen Dynastien, bis auf den Verfall des persischen Reichs, vorgingen; so geschah es, daß bey diesen häufigen Wanderungen die Völker sich gemenget, und die Abkömmlinge der drey Familien von des Noa Kindern gutentheils unter einander gerathen sind.

#### §. 7.

Murmassungen aus den Redensarten der barbarischen Sprachen.

Wir könnten vielleicht von unterschiedenen Völkern eine bessere Kenntnis haben, wenn die Geschichtschreiber, so ihrer Erwennung gethan, uns mehrere Wörter von ihren Sprachen aufbehalten hätten. Ob man nun wol einige unterscheiden möchte, wie ich es unten gehörigen Orts zeigen werde: so kan man doch beinahe nichts von Wichtigkeit darauf bauen, indem sie theils sehr wenig, theils auch das wenige sehr zerstückelt vorgebracht. Ein gleiches verstehe ich von den Geschlechts- und Nationalnamen. Denn, wären auch gleich selbst diese Namen dem größten Theile nach, als der Name Illinois, welcher Menschen, und der Name der Cariben, der kriegerische Menschen bedeuten sol, nicht allgemein und unbestimt, und auch selbst diejenigen Benennungen der Veränderung nicht unterworfen gewesen, wodurch ein näherer Unterscheid angezei-

get

(12) 2 Buch der Chron 17 und 36.

(13) 1 Buch Mos 10.

get ward, als die Benennung *Gentageronnon* und *Onontageronnon*, Einwohner der Felder und Einwohner der Gebirge; Benennungen, die, sobald die Völker, welche sie führen, ihre Wohnungen geändert, nicht mehr statt, und von einem Volke aufs andere haben übergehen können: so haben doch die Schriftsteller sie dadurch, daß sie selbige in ihre Muttersprache übersezt, noch weit unkenntlicher gemacht. *Plato* <sup>(14)</sup> erzählt: daß *Solon*, als er die Namen barbarischer Völker in seine Verse bringen wollen, in große Verlegenheit geraten sey; als er aber gesehen, daß die *Ägypter*, welche zuerst davon geredet, selbige, da sie zuvor ihre wahre Bedeutung begriffen, in ihre Muttersprache übersezt hätten; so habe ihn solches aufgemuntert, ihrem Beispiel zu folgen, und sie in griechische Kleidung einzuhüllen. *Plato* folgte hierinnen dem *Solon*, und hernachmals sind alle andere ihrem Beispiele ebenfalls nachgegangen.

Dieses ist aber nicht das einzige Unrecht, welches insonderheit die Griechen der Historie zugefüget haben; sondern sie sind auch gar so weit gegangen, daß, ungeachtet sie alles von den Barbaren, Ägyptern, Chaldäern und Phöniciern, sowol was Religion als Zeitrechnung anbelangt, selbst nach dem Geständnis des *Herodotus* <sup>(15)</sup> ihres ältesten Geschichtschreibers, erlernen: sie doch alles sich selbst, aus einer lächerlichen Eitelkeit, wie *Eusebius von Cäsarien* <sup>(16)</sup> ihnen vorwirft, haben zueignen wollen. Daher haben sie sowol über die Kenntniss der Zeiten, die sie gänzlich in Verwirrung gesetzt, als auch über die Theologie der Alten, welche sie in thörichte Fabeln verwandelt, woraus nichts anders als eine völlige Verachtung sowol gegen sie als gegen ihre Götter erwachsen können, eine dicke Finsternis ausgebreitet. Die meisten Dinge schrieben sie nach der Meinung des gemeinen Haufens hin, und gründeten sich, so zu reden, auf ein Hörensagen. Dadurch betrogen sie sich selbst, und betrogen auch andere, wie *Megasthenes* <sup>(17)</sup> in seinen Ueberbleibseln sagt, die uns noch von dem Buche, Beurtheilung der Zeit, und von den persischen Jahrbüchern, unter seinem Namen übrig sind. *Pausanias* <sup>(18)</sup> gesteht, daß sie unter einander wenig zusammenhängendes haben, und insbesondere in denen Sachen, die zum ersten Ursprunge gehören, niemals übereinstimmig sind. Viele Schriftsteller sind dadurch abgeschreckt worden, und haben die ersten Zeiten in ihrer Verwirrung gelassen, auch ihre Geschichte nicht eher als zu gewissen angemerkten Zeitbestimmungen angefangen; damit sie sich nicht genötiget sehen möchten, die Welt mit Fabeln zu unterhalten.

§. 8.

Die Gewonheiten und Sitten der Völker könnten uns zwar durch die Vergleichung mit diesen Sitten und Gewonheiten zu einer weit genauern Kenntniss führen; es sind aber unter solchen allgemeine und auf die ersten Begriffe gegründete Gewonheiten anzutreffen, welche die Väter der Völker auf ihre Kinder fortgepflanzt, und die auch bey den meisten, fast ohne einige Verstümmung, oder wenigstens ohne einige merkliche Veränderung, ihrer Entfernung und wenigen Umgangs mit einander ungeachtet, aufbehalten worden. Vergleichen sind die Begriffe, welche mit den meisten Gebräuchen des gemeinen Lebens Gemeinschaft haben. Von diesen aber läßt sich kein gewisser Schluß machen. Nichts werde ich in meinen zu machenden Vergleichen kein Bedenken tragen, Gewonheiten von vielerley Völkern anzuführen, ohne einen andern Schluß als die einige Uebereinstimmung dieser Gewonheiten mit den Gebräuchen des ersten Alterthums, daraus abzuleiten.

§. 9.

(14) PLATO in Critia. (15) HERODOT. lib. 2 not. 49 seqq. (16) EUSEB. præpar. Evang. lib. 10 c. 4 seq. (17) MEGASTHEN. in fragm. (18) PAUSAN. in arcad.



## §. 9.

Einige eigentümliche Beschaffenheiten, welche zu Untersuchung der americanischen Völker Anleitung geben können.

Man kan also blos auf einige unterscheidende und die genaue Beschaffenheit angehende Umstände der neuentdeckten Völker mit den alten, wovon uns die Geschichte einige Abbildungen aufbehalten, etliche Mutmassungen wagen, wenn man diese unterscheidende Kenzeichen mit einander zusammenhält.

Ich nenne unterscheidende und eigentümliche Kenzeichen, gewisse besondere und weniger gemeinschaftliche Gebräuche; dergleichen zum Exempel diejenige Gewonheit ist, welche die Männer bey gewissen Völkern gehabt, sich zu Bette zu legen, sobald ihre Weiber niedergekommen waren; sich durch ihre Weiber selbst bedienen, und sich eben die Dienste erweisen zu lassen, welche den Entbundenen an andern Orten erwiesen zu werden pflegen. Ob nun zwar diese Gewonheit eine Religionsgewonheit ist, so ist sie doch auch etwas ganz besonderes. Denn man findet selbige bey den Iberiern, oder den ersten Einwohnern in Spanien. Man findet sie auch bey den alten Einwohnern der Insel Corsica, nicht weniger war sie bey den Tibarenern in Asien eingefüret. Und noch heut zu Tage ist sie in einigen französischen an Spanien grenzenden Provinzen üblich, woselbst man es eine *Couvade* machen, heisset. Bey den Japanern und in America bey den Caraibern und galibischen Völkern ist selbige ebenfalls annoch befindlich<sup>(19)</sup>. Solte man nun wol von einer Gewonheit, die so sonderbar scheint, nicht mutmassen können, daß sie von diesen ersten Völkern auf die letztern gekommen sey, um so mehr, da Strabo<sup>(20)</sup> und die mehresten Schriftsteller uns den Weg zeigen, den die Iberier, die aus Asien nach Spanien gekommen, so vor Alters Iberien genennet worden, genommen haben, als sie aus Spanien wieder nach Asien gezogen, woselbst eben der Name Iberien dem Lande, welches sie inne gehabt, noch übrig geblieben ist. Hätten sich diese von dortaus nicht auch nach America wenden können?

## §. 10.

Die Sitten der Amazonen sind viel zu besonders, und bestimmen die Beschaffenheit eines Volks viel zu genau, als daß man hierin fehl treten sollte. Die ersten Nachrichten, die uns die Geschichtskunde davon giebt, betreffen theils diejenigen Weiber aus Lybien, welche sich nach der Meinung der Pallas richteten, und Profession vom Kriege machten, den diese fürchterliche Jungfer an dem Ufer des Nilstroms oder an der tritonschen See, woselbst sie war geboren worden, in die Form einer Kunst gebracht hatte: theils diejenigen Manaden oder Bacchanten, welche nebst den Satyren und Corybanten dem Könige Dionysius aus Lybien in seinen Feldzügen folgten. Diodorus Siculus<sup>(21)</sup> beschreibet sie uns als Gebieterinnen der entferntesten Gegenden in Africa. Es scheint auch in der That, als ob diejenigen, die sich an der Tanais feste gesetzt, ihren Ursprung von daher gehabt hätten, weil Herodotus<sup>(22)</sup> sie den Sarmatiern als Fremdlinge vorgekommen zu seyn, versichert, mit welchen sie sich verheiratheten und deren Sprache sie lernen mußten, weil diese die ihrige nicht fassen konnten. Die Grenzen ihres Reichs breiteten sie weit aus, als welche, nach des Diodorus Siculus Meinung, von dem äußersten Lybiens sich nach Asien bis an den Fluß Taique erstreckten. Zypsilie und die Weiber von Lemnos<sup>(23)</sup>, welche in einer hellen Nacht ihren Männern die Gurgeln ab-

(19) STRABO lib. 3. DIOD. SIC. lib. 5. APOLL. RHOD. lib. 2. ROCHEFORT  
histoire morale des Antilles c. 23. PAVL. VENET. lib. 2 c. 42. (20) STRABO  
lib. 1. (21) DIOD. SIC. lib. 3. (22) HERODOT. lib. 4 n. 114.  
(23) APOLL. RHODIG. lib. 1 v. 835.

abschnitten, waren ohne Zweifel von ihrer Art, oder wenigstens wolten sie ihnen nachahmen.

Der Amazonen <sup>(24)</sup> Unternehmungen gegen Pelopones waren eben nicht gar glücklich, sondern daselbst fieng sich ihr Verfall an. Sie wurden durch den griechischen Hercules und den Theseus überwunden. Penthesilea hatte bey der trojanischen Belagerung keinen guten Fortgang; denn daselbst wurde sie, wenn anders den Dichtern zu trauen ist, von dem Achilles getödtet. Weiterhin wird noch der Thalestris, welche den Alexander besucht, wie auch derer gedacht, welche bey dem caspischen Meere überwunden worden, als sie nebst verschiedenen barbarischen Völkern wider die Kriegsvölker des Pompejus, der den Mithridates verfolgte, stritten <sup>(25)</sup>. Plutarchus <sup>(26)</sup> erzählt, daß, als dieser Feldherr einige Leiber dieser kriegerischen Frauenspersonen unter den Todten aussuchen lassen, keine angetroffen werden können, ob man gleich verschiedenes von ihnen gesunden Waffen und Kleidungen gefunden. Seit der Zeit ist ihrer nicht weiter gedacht worden. Wir würden auch vielleicht diese ganze Geschichte, wie Strabo <sup>(27)</sup> gethan, für fabelhaft halten, wenn man nicht zu unsern Zeiten versichert worden, daß am Ufer des Flusses Maragnon, oder des Amazonenstroms, kriegerische Frauenspersonen angetroffen würden, welche sich die Beschwerlichkeiten des Martis vor rümlisch halten, von den Manspersonen abgesondert leben, sich beständig in Bogenschüssen üben, nur die Töchter bey sich behalten, und die Knaben entweder umbringen oder sie ihren Vätern zu einer gewissen Zeit, in welcher sie ihre Gesellschaft suchen, zurück geben. Der Pater Lamberti <sup>(28)</sup>, Missionarius zu Colchis, giebt vor, daß unter den barbarischen Nationen, die das Gebirge Caucasus bewonen, amoch Amazonen angetroffen werden. Der gelehrte Zuetius <sup>(29)</sup> glaubt, daß die Amazonen aus Africa nach America gekommen. Seine Meinung aber ist in diesem Stück eben so schwach gegründet, als diejenige, welche er von dem Ursprunge der Peruvianer angenommen, als welche er von den Negern des Königreichs Guinea und Angola abstammeth zu seyn, vorgiebet.

§. II.

Wenn sich Weibspersonen von männlicher Herzhaftigkeit gefunden haben, die sich aus dem Kriegshandwerke, welches sonst nur blos dem männlichen Geschlechte eigen zu seyn scheint, eine Ehre gemacht; so giebt es im Gegentheil auch Manspersonen, die nichttrüchsig genug sind, sich als Weiber aufzuführen. Bey den Illinoisen und Siour in Louisiana, Florida und Yucatan, finden sich junge Leute, welche Weibeskleider anlegen, solche Zeit lebens tragen, und es für eine besondere Ehre halten, wenn sie sich bis auf alle weibliche Verrichtungen herablassen; selbige verheiraten sich niemalen, wohnen allen Uebungen, woran die Religion Theil zu haben scheint, bey; und durch diese außerordentliche Lebensart erlangen sie das vorzügliche Ansehen eines über den gemeinen Mann erhabenen Standes. Solten diese Völker nicht eben die asiatischen Verehrer der Cybele, oder diejenigen Morgenländer seyn, von denen Julius Firmicus <sup>(30)</sup> redet, und deren einige sich theils der phrygischen Göttin, theils der Venus Urania weiheten?

Prie-

(24) APOLLONOR. lib. I. PLUTARCH. in Thef. DIODOR. SIC. (25) COINT.

SMYR. lib. 2. QUINT. CVRT. l. 6 c. 10. IVSTIN. l. 12. (26) PLUTARCH.

in Pompej. (27) STRAB. lib. 2. (28) Relatione della Colchide c. 28 p. 200. 201.

(29) H VET. demonstr. evang. Prop. 4 c. 7 in fine. (30) IVL. FIRMIC. lib. de

errore prof. relig.



Priester, die weibliche Kleidung anlegten und ein weibisches Gesicht zu haben beflissen waren, die sich schminkten und ihr wahres Geschlecht unter einer entlehnten Kleidung desjenigen Geschlechts verbargen, welches sie vorzustellen sich viele Mühe gaben?

Die Europäer, die zuerst nach America gekommen, konnten sich über den Anblick dieser in Weibeskleider eingehüllten Männer nicht genugsam verwundern. Weil ihnen nun die Ursache dieser Art der Verwandlung unbekant war, so hielten sie solche vor Leute, bey denen sich beide Geschlechter vermischet hätten. Unsere alten Erzählungen heißen sie auch wirklich nicht anders als Hermaphroditen oder Zwitter. Ob sie nun gleich, vermöge des Religionseifers, der sie zu Erwählung dieses Standes angetrieben, auch als außerordentliche Menschen angesehen werden wolten; so waren sie doch nichts desto weniger selbst unter den Wilden in eben die Verachtung geraten, in welcher ehemals die Priester der Venus Urania und der Cybele gestanden. Und weil sie entweder in der That sich diese Geringschätzung durch eine Anhänglichkeit an schändliche Leidenschaften zugezogen, oder weil der Europäer Unwissenheit, in Ansehung der Ursachen ihres Standes, den übeln Verdacht gegen sie bestärket; so bemächtigte sich dieser Argwon ihres Herzens so sehr, daß sie sich alles erfindliche Nachtheilige von ihnen vorstellten. Und diese Einbildung entzündete auch den Eifer des spanischen Schifshauptmans Vasco Nugnes de Valba, der das Südmeer zuerst entdeckt, dergestalt, daß er eine große Anzahl von ihnen durch diejenigen Hunde, deren sich einige von seiner Nation zu Hinrichtung eines großen Theils der Indianer bedienten, zerreißen lies <sup>(31)</sup>.

§. 12.

Mutmaßungen vom Ursprunge der Carai ben auf den antilischen Inseln.

Herodotus <sup>(32)</sup> erzählt eine sehr besondere Begebenheit, woraus man wegen des Ursprunges der Carai ben auf den antilischen Inseln einiges Licht erhalten könnte. Er sagt: daß unter den zwölf Völkern, welche aus Euböa nach Jonien, woraus sie des ersten Einwoner vertrieben, hinüber gegangen, diejenigen, so aus dem Prytaneo zu Athen abgereiset waren, einen Einfal in Carien gethan, und als sie sich davon Meister gemacht, alle Manspersonen ohne Unterscheid des Alters umgebracht und blos die Frauenspersonen beim Leben gelassen hätten, damit sie solche zu Weibern nehmen möchten, weil sie ihre Weiber in ihren Landen, wohin sie wieder heimzureisen nicht mehr willens waren, zurück gelassen hatten: als vorgedachte Weiber nun sich genötiget gesehen, entweder zu sterben oder sich den Gesetzen der Ueberwinder zu unterwerfen; so haben sie lieber das letztere erwälen wollen. Weil sie aber voller Verzweiflung gewesen, so hätten sie unter sich einen Eid geleistet, niemalen mit ihren Männern zu essen, selbige auch nie bey ihren Namen zu nennen. Ferner sollen sie auch ein Gesetz aufgerichtet haben, nach welchem diese Gewonheit auf ihre Kinder, so aus dieser Ehe entstehen würden, fortgepflanzt werden sollte. Dieses nun sey um deshalb geschehen, damit sie sich beständig erinnern möchten, daß ihre Besieger ihre Väter, Männer und Söhne umgebracht. Die Weiber der Carai ben essen gleichfals niemalen mit ihren Männern, nennen sie nicht bey ihren Namen, sondern dienen ihnen, als wenn sie ihre Selavinnen wären: und was noch am sonderlichsten dabey ist, so reden sie eine von ihrer Männer Mundart ganz unterschiedene Sprache, wie, aller Warscheinlichkeit nach, die carischen Weiber ebenfalls thaten, indem sie den aus Euböa kommenden Völkern, die in ihren Landen die Verwüstung angerichtet, Fremdlinge gewesen. Man könnte noch hinzuthun, daß man zwischen den alten Namen der Carier und der jetzigen Carai ben eine Gleichheit antreffe. Selbst die Wilden erzä-

len,

(31) LOPES de GOMARA hist. general. des Indes lib. 3.

(32) HEROD. lib. I p. 146.

len, daß, als sie ihre Feinde überwunden und gänzlich vertilget, sie nichts als deren Weiber und Töchter beim Leben gelassen hätten. Dieses soll nun ihrem Vorgeben nach die Ursach der unterschiedenen Sprachen seyn, die sich zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte annoch findet. Weil es hier aber auf eine vielleicht alzu entfernte Begebenheit ankommen möchte, davon sie keine gewisse Zeit angeben können; so scheint es, daß sie vorgeben, die Weiber seyen wirkliche Eingeborne desjenigen Landes, welches sie anjeseu bewonen, und worin sie selbst als Fremdlinge angekommen. Dieses nun hat verursacht, daß du Tertre<sup>(33)</sup> und Rochefort<sup>(34)</sup>, welche geglaubt, daß diese Geschichte weit neuer wäre, als sie vielleicht wirklich ist, wegen des Ursprungs dieser Völker mit einander gestritten. Der erste hat behaupten wollen, daß die Galibier oder Cariben von dem festen Lande gekommen; dahingegen letzterer selbige von den Apalachiten, einem floridanschen Volke, abzuleiten suchet.

§. 13.

Die Nation der Eskimaux, welche von dem 52 Grad Norderbreite bis an den 60 Von den Eskimaux. zwischen dem hudsonschen Meerbusen und der Meerenge bey Belle Isle wohnen, alwo das feste Land Labrador von der Insel Terra nova abgesondert wird, haben solche besondere Gewonheiten, die mit den Gewonheiten der andern Wilden in America so wenig überein zu kommen scheinen; ja deren Gestalt selbst von den übrigen Einwohnern dieses grossen Welttheiles so sehr unterschieden ist, daß man sich nicht zu irren scheint, wenn man ihnen einen ebenfals ganz unterschiedenen Ursprung beileget. Sie sind gros von Personen, wohl gebildet, weit weisser als die übrigen Wilden; sie behalten ihre Bärte, tragen krause Haare, welche sie unter den Ohren abstuken, und mehrentheils schwarz sind. Einige aber haben auch weisliche, und wieder andere rötliche Haare, eben so wie die mitternächtrigen Völker in Europa.

Der ihnen beigelegte Name Eskimaux scheint von eskimantisc, einem Worte aus der abenauischen Sprache, entstanden zu seyn, und Menschen zu bedeuten, die roh essen; denn da die Einwohner von der Jagd und Fischey leben; so essen sie das gefällerte Wild und gefangene Fische ganz roh und blutig. Man hat zwar vorgeben wollen, als ob ihnen der Gebrauch des Feuers unbekant sey; die Europäer aber, die sie näher kennen lernen, haben das Gegentheil versichert. Ja es scheint vielmehr, als ob sie vor selbiges eine gottesdienstliche Ehrfurcht hätten, die sich durch die Unruhe, so sie in Ansehung eines Botsknechts bewiesen, offenbarete; der, als er einen Feuerbrand ergriffen und seine Pfeife damit anstecken wollen, solchen alsofort wieder weglegen müssen, wenn er sie anders wieder zufrieden stellen wolte. Sie bedienen sich auch des Feuers in ihren Küchen. Denn ob ihnen gleich nicht schwer fällt, das Fleisch roh zu essen, so lassen sie doch, im Fal sie irdene oder steinerne Töpfe und Kessel bey der Hand haben, selbiges wenigstens darin halb gahr werden; oder sie lassen es auch wol an der Sonnen trocknen, um daraus Mehl und hernachmals eine Art von Bren zu machen.

Es wird ihnen von den Wilden noch ein anderer Name, der so viel als Flüchtlinge bedeutet, beigelegt; nicht zwar aus der Ursache, als ob sie nicht Herzhaftigkeit genug besäßen, sondern weil sie bey ihrer lebhaften und unruhigen Gemütsbeschaffenheit in einem beständigen Mistrauen leben und gegen jederman auf der Hut stehen, auch so viel sie können, allen Umgang mit andern Nationen zu vermeiden suchen. Solier und Conz

D 2

stantin,

(33) du TERTRE hist. naturelle des Antilles trait. 7 ch. I. §. 2.  
CHEFORT hist. morale des Antilles lib. 2 c. 7.

(34) le Ministre RO-



stantin, welche die ersten Entdeckungen von Mississippi gemacht, sind diejenigen Franzosen, so ihnen am nächsten angekommen. Sie haben sich auch einmal von selbst in das Fort des Herrn von Courtemanche eingefunden. Dieser Umgang mit ihnen ist aber sehr selten und mit so vieler Vorsicht und Argwohn von beiden Theilen geschehen, daß man keine rechte Gelegenheit bekommen können, sie völlig kennen zu lernen.

Man darf nicht zweifeln, daß sie nicht ehemals mit den Biscajern, so die ersten europäischen Völker sind, welche diese Küsten besucht, und dahin auf den Fischfang gegangen und Handlung getrieben haben. Und man hat einigermaßen Ursach zu glauben, daß sie durch einige Treulosigkeit, so ihnen die Biscajer erwiesen, werden schüchtern und furchtsam gemacht worden seyn. Denn seit der Zeit spielen sie den Europäern, die so unglücklich sind in ihre Hände zu fallen und von ihnen überrumpelt zu werden, sehr übel mit. Man sagt so gar, daß sie in aller Stille ihnen das Ankerseil an ihren Schiffen entzwey schnitten, damit sie an der Küsten verunglücken müßten. Manchmal sollen sie auch verwegen genug seyn, sie anzufallen und fortzuschleppen.

Es sind einige, die behaupten wollen, daß diese Nation aus dem Schifbruche einiger biscajischen Schiffe entstanden, und daß sie folglich von eben dem europäischen Volke abstammten, über welches sie sich hernachmals zu beschweren Ursache gehabt. Doch dasjenige, was man in ihren Gebräuchen bemerkt, überredet mich, daß sie einen weit ältern Ursprung gehabt. Ich wolte vielmehr davor halten, daß sie vor Alters aus den britannischen und orcadischen Inseln ausgegangen. Und wenn nicht einige Ueberreste der Abgötterey und des Aberglaubens, ohne die geringste unter ihnen befindliche Spur des Christentums, bey ihnen angetroffen würden; so könnte man vielleicht behaupten, daß sie von denjenigen Cambriern abstammten, welche das Land Wallis am Ende des zwölften Jahrhunderts verlassen haben, und unter Anführung eines ihrer Fürsten, Namens Madoc, eines Sohnes des Orren Guynedd, dessen in der Historie der Cambrier, so David Pouvel<sup>(35)</sup> geschrieben, gedacht wird, in Westen neue Länder zu entdecken ausgegangen; wo anders die Reisen dieses Madoc nicht gar erdichtet sind. Von den Wohnungen der Esquimaux, von ihrer Kleidung, von ihren Schiffen und Pyrogen, werde ich an gehörigem Orte Meldung thun.

## §. 14.

Kiesen.

Den Kiesen und Pygmeen redet ihre eigne Leibesgestalt das Wort so kräftig, als die allerfentlichste Gewohnheiten den andern Völkern immer reden mögen. Die Schrift gedenket oftmalen dieser Menschen von ungeheurer Größe, welche Enakskinder waren, und im Lande Canaan woneten. Die heidnischen Geschichte und Fabellehre haben ihren Streit mit den Göttern ebenfalls berühmt gemacht. Acosta, Inca Garcilasso de la Vega, nebst verschiedenen andern, versichern, daß sie sich in Peru niedergelassen; daselbst hätten sie Gott zum Zorn gereizet. Dieser habe seine Hand über sie ausgestreckt und ihnen die Schwere seiner Rache auf eine außerordentliche Weise nachdrücklich empfinden lassen. In den Südländern sollen noch ganze Kiesenvölker angetroffen werden, die allem Vermuten nach von eben diesem Stamme entsprossen sind.

## §. 15.

Pygmeen.

Die Pygmeen, davon uns die Dichter den Streit mit dem Hercules, der sie vertilget, besungen, sind vielleicht nicht so fabelhaft, als man denken möchte. Zwar wil ich gerne glauben, daß die poetische Freiheit ihrer natürlichen Gestalt etwas abgenommen habe;

(35) DAVID POWELL historia Cambriae ad annum 1170.

be; allein, der Samojeden, welche sehr klein sind, anjese nicht einmal zu gedenken, so sezet ja Paul Jovius <sup>(36)</sup> gegen Norden in dem moscovitischen Lapland und in der morgenländischen Tartarey eine Nation Pygmeen. Der Erzählung verschiedener Indianer zu Folge sollen in dem nördlichen America ebenfalls dergleichen Nationen angetroffen werden. Vor einigen Jahren brachten die Wilden an die Meereenge von Hudson einen Menschen von überaus kleiner Statur. Dieser Mensch schien über das französische Fort und europäischen Schiffe gar nicht bestürzt zu seyn, sondern er gab vielmehr zu erkennen, daß er in dem Lande, woraus er gekommen als er gefangen worden, eben dergleichen gesehen. Ein Mädgen von der Nation der Eskimaux, die im Jahre 1717 überfallen, und an den von dem Herrn von Courtemanche an der Küste von Labrador errichteten Posten gebracht wurde, blieb daselbst bis 1720. Als sie nun binnen dieser Zeit die französische Sprache so weit gelernt, daß sie sich darinnen ausdrücken können, so versicherte sie, daß ganze Nationen kleiner Menschen, die nicht über drey Fuß hoch, und deren Weiber noch viel kleiner wären, angetroffen würden: die kleinen waren der grossen Knechte, und schätzten sich glücklich, wenn ihnen ein Glas süßes Wasser gegeben würde, weil sie insgemein nichts anders als Salzwasser, gleich den Esquimaux, zu trinken pflegten.

§. 16.

Man würde sich in Ansehung des Ursprungs gewisser noch weit genauer beschriebene Nationen, deren Plinius <sup>(37)</sup>, Solinus <sup>(38)</sup>, Pomponius Mela <sup>(39)</sup>, nachher Ctesias <sup>(40)</sup>, und verschiedene andere Geschichtschreiber, die von Ostindien handeln, gedenken, noch weniger irren, wenn sie noch gegenwärtig in America angetroffen würden. Diese Schriftsteller haben uns Völker von so außerordentlichen Menschen vorgestellt, daß sie uns weder überreden, noch den Namen fabelhafter Geschichtschreiber vermeiden können, als die entweder vorsätzlich dergleichen lustige Gedichte in die Welt hinein geschrieben, oder sich einer thörichten leichtgläubigkeit schuldig gemacht, worüber sich Strabo <sup>(41)</sup>, der auf der andern Seite zu weit gegangen, aufzuhalten berechtigt zu seyn erachtet. Wenn sie aber auch die Wahrheit gesagt hätten, so redeten sie doch von entfernten und damals noch dergestalt unbekannten Landen, und brachten solche ungeheure Dinge von selbigen vor, daß ihnen hierin gar nicht mehr geglaubt worden, so sehr gebrach dem, was sie sagten, alle Warscheinlichkeit.

Denn, wer konnte sich wol bereden lassen, daß Cynocephali, oder Leute mit Hundeköpfen; daß Acephali, oder Menschen ohne Köpfe; daß Enoroceten, oder Leute, deren Ohren bis an die Fersen herabhängen; daß Armaspi, oder Einäugige; daß Monosceli oder Sciopodes, das ist, Leute, die nur einen Fuß haben, in der Welt wären? Wer konnte sich einbilden, daß es Nationen gebe, wo die Weiber nur einmal gebären, und wo die Kinder mit so grauen Haaren geboren werden, als sie kaum im hochbejahrtesten Alter haben können; daß es Menschen gebe, deren einige keine Nase, andere keinen Mund noch eine Oefnung im Hintern haben, die nicht essen, sondern sich auf eine von den andern ganz unterschiedene Art ernähren. Wannhero einige Schriftsteller, als Herodotus <sup>(42)</sup> und Mela <sup>(43)</sup>, die meisten dieser Ungeheuer, vorausgesetzt daß es deren gegeben, mehr

D 3

un-

(36) PAUL. JOVIVS lib. de legatione Moscov. (37) PLINIVS lib. 7 c. 2. (38) SOLIN. c. 44. (39) POMPON MELA lib. 1. (40) CTESIUS fragm. ex indicis. (41) STRABO l. 2. (42) HERODOTVS lib. 4 n. 191. (43) POMP. MELA loc. cit.



unter die Thiere als Menschen gezälet haben. Die meisten andern, so davon geschrieben, sind nicht Bürge für die Wahrheit dieser Geschichte, sondern gründen sich nur auf andre Erzählungen, welche ihnen aber selbst nicht sonderlich zuverlässig scheinen. Niemand als **Plinius** <sup>(44)</sup> scheint geneigter zu seyn, uns anzumuten, allen diesen Wunderdingen Glauben beizumessen, indem er sagt: daß es verschiedene Dinge gäbe, die man für unmöglich halte, bevor die Möglichkeit derselben durch die Erfahrung dargethan worden. Und man würde in Ansehung der **Ethiopier** eben so ungläubig seyn, wenn man nie dergleichen gesehen, als man in Ansehung alles dessen, wovon er Erwähnung gethan, seyn möchte.

Die Geschichtschreiber <sup>(45)</sup> der ersten Nachrichten von **Westindien** haben uns eben dergleichen unglaubliche Dinge erzälet. Wir treffen bey ihnen Menschenkinder mit ungeheuren Ohren an, die ein Vergnügen darinnen finden, selbige durch daran hangende Gewichte noch mehr zu verlängern. **Laet** <sup>(46)</sup> redet von einem Volke, deren Männer Bruststücke haben, die ihnen bis an die Gürtel reichen, dergestalt, daß sie gezwungen sind, selbige, wenn sie laufen wollen, zu binden und um ihren Leib herum zu befestigen. **Walter Raleigh** <sup>(47)</sup> sezet ein zahlreiches Volk der **Acephaler** nach **Guyanen**. **Jacob Carthier**, der wahrscheinlicher Weise niemals weder den **Ctesias** noch **Plinius** gelesen, sagt auf die Erzählung eines Wilden, daß es gegen Norden Völker gebe, die nichts essen; Völker, die nur ein Bein hätten, nebst verschiedenen andern, bey denen man ähnliche Wunderdinge bemerkte, die zu weitläufig zu erzälen seyn würden. Eben diejenige wilde Weibsperson, deren ich allererst bey Gelegenheit der **Pygmeen** gedacht, versicherte gleichfalls, daß außer diesen kleinen Menschen noch andere, und zwar von ungeheurer Grösse und Dicke, angetroffen würden, die ihren Unflat durch den Mund, und ihren Harn unterhalb der Schulter von sich gäben. Es gebe einige, die nur eine Hüfte, einen Schenkel und einen sehr breiten Fuß, an einem Arme zwei Hände, einen platten Kopf und Leib, kleine Augen, Nase und Mund hätten, welche über dieses die besten Täufer von der Welt wären. Die **Esquimaux** bedieneten sich deren, die sie zu **Slaven** gemacht, dazu, daß sie die Waaren von zerstreuten europäischen Schiffen aus dem Grunde des Meeres hervorbringen müßten. Endlich gebe es andere, die außerordentlich schwarze Gesichter, dicke Nasen und Lippen hätten, auch schneeweiße Haare mit auf die Welt brächten, gleich dem Fell derjenigen Thiere, die in den mit beständigem Schnee bedeckten Ländern jung werden.

Ich komme nunmehr wieder auf dasjenige, wovon ich eben Erwähnung gethan. Wenn nun auch diese Erzählungen wahr seyn solten, so scheinen sie doch so fabelhaft und so wenig wahrscheinlich zu seyn, daß sie nicht verdienen geglaubt zu werden; und daß man nicht ebender darauf bauen dürfe, bevor man nicht durch eine sorgfältige Entdeckung dieser Völker, von ihrem unstreitigen Daseyn dergestalt überzeugt worden, daß man fast nicht mehr daran zweifeln könnte, ohne einer grossen Anzahl Personen, deren Zeugnis unverwerflich zu seyn scheint, unrecht zu thun.

So viel mich anlanget, so habe ich dasjenige allemal als Fabeln betrachtet, was sowohl die alten Geschichtschreiber, als auch diejenigen, so von **America** Nachrichten ausgehen lassen, von diesen außerordentlichen Völkern erzälet haben. Ich habe mich auch niemals überreden können, daß insonderheit die Alten uns im Ernst sie als wirkliche Völker aufdringen wollen; oder wenn dieses ja ihre Absicht gewesen, so mus man entweder viele un-

ter

(44) **PLIN.** lib. 7 cap. 1.  
lib. 15 c. 3.

(45) **IOAN. de LAET** *Indiae occid.* l. II c. 7.

(46) **LAET**  
(47) **WALTER RALEIGH** in *descript. Guyanae Indiae occid.* Part. 8.

ter ihnen einer grossen leichtgläubigkeit beschuldigen, oder davor halten, daß sie sich durch die Namen dieser Nationen zu diesem Irrtum verleiten lassen: denn dieses sind lauter Schimpfnamen, die selbigen von ihren Nachbarn und Feinden waren beigelegt worden, als welche durch diese hieroglyphische Ausdrücke ihre gegen sie gefasste Verachtung auf eben die Art zu erkennen geben wollen, wie noch heutiges Tages die Chineser thun, welche sich für die klügste Nation auf der ganzen Welt halten, und daher von sich selbst sagen, daß sie nur allein mit zwey Augen versehen, dahingegen ihre Nachbarn gänzlich blind wären: nur die Europäer, nachdem sie ihre Geschicklichkeit ihnen bekant gemacht, haben sich in den Credit gesetzt, daß sie ein Auge hätten; so daß sie uns nach eben dem Muster betrachteten, nach welchem das Altertum uns die Cyclopen vorstellig machet.

Ich war anfänglich, was insonderheit die Acephalos anbelanget, eben der Meinung, ungeachtet dessen, was man davon in einer Rede liest, welche unter den Reden des Augustinus sich befindet, und die diesem Kirchenvater gar wol könnte zugeeignet werden <sup>(48)</sup>. Jedoch eine oder zwei Begebenheiten haben mich bewogen, dieser Meinung wo nicht gar beizutreten, doch mein Urtheil wenigstens darüber zurück zu halten.

Die erstere Begebenheit ist aus den neulichen Briefen genommen, welche uns aus China sind gesendet worden. Es wird darin erzälet, daß der grosse Monarche, welcher seit langer Zeit dieses weite Reich mit grossem Ruhm beherrscht, in einer vertraulichen Unterredung mit Mezzabarba, Patriarchen von Alexandrien und Legaten des Stuhls zu Rom, verschiedene Fragen, die Verwaltung der Justiz in Europa betreffend, an denselben gethan habe. Als nun der Legat ihm auf eine solche Art ein Gnüge gethan, womit er sehr wohl zufrieden gewesen; so habe der Kaiser gesagt: „Ich bin vor meine Person „nach den Landesgesetzen genötiget, die Todesurtheil zu unterschreiben. Doch seit mehr als „sechzig Jahren, da ich auf dem Thron sitze, habe ich allemal das Todesurtheil einer mei- „ner Unterthanen mit grossem Widerwillen unterzeichnet, und mich, so viel mir nur mög- „lich gewesen, dessen, jedoch ohne Verlegung der Reichsgesetze, gerne überhoben gesehen. „Ich will, fuhr er fort, ein Exempel davon erzälen.

„Vor

(48) AVGVST. *Sermone 37 ad fratres in Ere-*  
*mo tom. 6 edit. Paris p. 345*: Ecce ego iam  
Episcopus Hipponensis eram, et cum quibusdam  
seruis Christi ad Aethiopiam perrexi, ut eis san-  
ctum Christi Evangelium praedicarem, et vidi-  
mus ibi multos homines ac mulieres capita non  
habentes, sed oculos grossos fixos in pectore, cae-  
tera membra aequalia nobis habentes: inter quos  
sacerdotes eorum vidimus vxoratos; tantae tamen  
abstinentiae erant, quod licet vxores sacerdotes  
omnes haberent, numquam tamen nisi semel in an-  
no eas tangere volebant, qua die ab omni sacri-  
ficio abstinebant. Vidimus et in inferioribus  
partibus Aethiopiae homines vnum oculum tantum  
in fronte habentes, quorum sacerdotes a con-  
uersationibus hominum fugiebant, ab omni libi-  
dine carnis se abstinebant, et in septimana, in  
qua Diis suis thura offerre debebant, ab omni  
carnis abstinebant se: nihil sumebant nisi

metretam aquae per diem; et sic contenti ma-  
nentes digne sacrificium Diis suis offere-  
bant.

Hanc notam Editores addidere ad marg.  
Hic obseruat Lupus, Augustinum profectum nun-  
quam fuisse in Mauritaniam paganam, sed tan-  
tum in christianam; non praedicationis gratia,  
sed ad componenda quaedam negotia a Zozimo  
legatum; hunc vero Apostolatam manifestissimam  
imposturam esse, ut indicat Epist. Nunc. 199 n.  
46, eo certius, quod a sene conscripta sit. Ecce,  
inquit LVPVS, AVGVST. lib. 16 de civ. Dei  
cap. 8 in senectute a se scripto, talia hominum  
monstra dicit a se visa non in Aethiopia, sed in  
opere musico Carthag. neque dicit, ea esse; sed  
ferunt esse, sed Gentium narrat historia, solita  
utique mendacii scater.



„Vor einigen Jahren breiteten etliche meiner Unterthanen ein Gerüchte aus, als ob sie Menschen ohne Köpfe gesehen, deren Augen auf der Brust und der Mund über dem Magen befindlich gewesen. Diese unerhörte Neuigkeit verursachte in den Gemüthern eine grosse Bewegung, daß die Mandarinen für ratsam hielten, diesem Gerüchte Einhalt zu thun, aus Beisorge, es möchte etwan eine Unordnung im Reiche dadurch veranlaßet werden. Sie ließen daher die Urheber dieser Neugierkeit einziehen, ihnen den Proceß machen, und zum Tode verdammen. Als mir nun das Urtheil vorgeleget wurde, glaubte ich eine Gelegenheit zu haben, wo ich die Vollstreckung desselben rückgängig machen könnte. Ich that es auch wirklich, und solches war mir in der Folge sehr lieb: denn als ich einige Zeit hernach etliche meiner aus der mitternächtigen Tartarey nach Peking gekommenen Unterthanen dieserhalb befragte, so bestätigten selbige dasjenige, was die ersten erzälet hatten, und versicherten mir, daß sie einige von diesen Ungeheuern gesehen und getödtet hätten.“

Die andere Begebenheit hat sich in Canada zugetragen, woselbst vor einigen Jahren ein gleichmässiges Gerüchte unter den Wilden ausgebreitet wurde, bey denen ein gewisses neues Wunderding eine nicht geringere Bestürzung als bey den Chinesern verursacht hat. Denn als ein Troquoise, sagten sie, zur Herbstzeit im 1721 Jahre auf der Jagd war, so erblickte er ein dergleichen Ungeheur. Und weil er entweder von ferne es für ein wildes Thier hielt, indem er, was es war, nicht eigentlich unterscheiden konnte, oder weil ihm der Anblick einer so außerordentlichen Gestalt eine Furcht einjagte; so schos er los, und tödtete es. Als er hierauf näher hinzutreten und es besser betrachtet, so traf er einen Menschen von eben der Gestalt an, als ich die Acephalos beschrieben habe. Was aber seine Bestürzung noch vermehrte, war dis, daß er dieses Geschöpfe gebunden und an einem Baum fest gemacht antraf. Der Troquoise unterlies nicht, bald nach seiner Zurückkunft von der Jagd dis Abenteuer den andern Wilden zu erzälen. Sie redeten viel von der Geschichte eines Menschen ohne Kopf, und die meisten hielten es, der Seltenheit wegen, vor ein Gedichte.

Inzwischen scheint doch diese Sache nicht gänzlich verwerflich zu seyn. Es ist sehr warscheinlich, daß dieser Unglückselige von einigen Wilden einer andern Nation gefangen genommen, und von diesen, da sie sich in feindlichen Landen befunden und vielleicht entdeckt zu seyn geglaubt haben, an einen Baum gebunden worden, damit sie desto eher auf ihre Flucht und Sicherheit bedacht seyn können. Dem sey aber wie ihm wolle, so haben beide Begebenheiten mit einander eine ziemliche Gleichheit, und wann man voraussetzet, daß sie wahr sind, so können sie von den Wanderungen der barbarischen Völker einige Abbildung machen. Denn diese Acephali bewonetten ehemals Africa um die Gegend des Nilstroms oder des rothen Meers. Heutiges Tages müssen den Erzälungen zu Folge wenigstens zwey Nationen davon angetroffen werden, nemlich die eine, welches die Nation der Chevelus ist, die Walter Raleigh an den amazogen Fluß und in das Mittel von Guyana setzet, und die andere, welche im nordöstlichen China und Japan wohnen, wo Asien mit America zusammen grenzet. Es ist auch nicht ohne alle Warscheinlichkeit, daß derjenige, den man, wie ich allererst erzälet, von dem Troquoisen umgebracht zu seyn vorgegeben, von da hergekommen. Dadurch kan auch sogar bestätigt werden, daß Asien und America zusammen stossen, und daß die Entdeckung davon vielleicht sogar unmöglich nicht sey. Was ist aber nicht vor eine unermessliche Strecke Landes zwischen den Wohnungen der alten und neuen Acephaler?

Man darf eben nicht glauben, daß diese Völker ganz und gar keine Köpfe haben, sondern es sind dieselben nur ungemein niedergedrückt, dergestalt, daß sie beinahe mit den Schultern schnurgleich, und von den Haaren gänzlich bedeckt sind. Dieses kan durch die Kunst zuwege gebracht werden; indem man die Köpfe in der zartesten Kindheit zwinget, so wie noch heutiges Tages viele americanische Völker an ihren Kindern thun, denen sie, sobald sie zur Welt kommen, Stirne, Schläfe und Nasen ganz plat machen; und, wie man in China den Töchtern die Füße in der Kindheit dergestalt einschnüret, daß sie bey zunehmendem Alter fast keine zu haben scheinen. Es kan aber auch dieses ganz natürlich, vermöge der Einbildungskraft der Mütter geschehen, welche in niedergedrückten Köpfen eine Schönheit werden gefunden haben. Man weis ja aus vielfältigen unangenehmen Beispielen, wie sehr die Einbildung der Mütter auf ihre Leibesfrucht wirke. Vielleicht könnte man, vorangezeigter massen, die schwarze und rothe Farbe der Neger und Cariben eben dieser Einbildung beimessen. Ich werde weiter unten von der Pierde handeln, welche die barbarischen Nationen in Bemahlung ihrer Leiber mit verschiedenen Farben, suchen. Die Cariben haben noch jeso diese Neigung zur rothen Farbe. Dahingegen die Neger an der stärksten Schwärze, an dicken Lippen, platten Nasen und wolligten Haaren, eben so sehr einen Geschmack finden. Dieser allgemeine Geschmack in einer ganzen Völkerschaft, und der beständige Anblick so ähnlicher Gegenstände, hat bey den schwangern Weibern eben den Eindruck machen müssen, welchen die gesprenkelten Stöcke (49) bey der Heerde Jacobs gemacht haben; und eben dieses mus die Ursach seyn, warum die Neger nunmehr von Natur schwarz, die Cariben aber röthlich werden. Und eben dasselbe mus nicht weniger Ursache gewesen seyn, welche die Köpfe der Acephaler mit den beiden Schultern flach gebildet hat. Und in Wahrheit, diejenigen Völker, die ihren Kindern die Köpfe fletschen, und diejenigen, welche ihren Töchtern die Füße einzwängen, brauchen um so weniger Mühe, solches zur Vollkommenheit zu bringen, weil ohnedis die Kinder schon von Natur mit Köpfen oder Füßen zur Welt kommen, die flacher und kleiner sind, als sie die Kinder der Europäer bey ihrer Geburt haben mögen.

Man wird in dem Verfolg meiner Abhandlung noch verschiedene andere besondere Bildungen bemerken, welche ein jeder leicht auf andere Völker, die ihm besser als mir bekannt sind, wird deuten können. Vor diesesmal wil ich von dieser Materie abbrechen, und einige besondere Mutmassungen von dem Ursprunge der Troquoisen und Huronnen anführen.

§. 17.

Zornius hat geglaubt, daß die Troquoisen und Suriquoisen von den Türken, und die Huronnen von einem Volke aus dem Lande des Moguls, welches beinahe eine gleiche Benennung fñret, abstammen. Weil sich aber seine Mutmassungen auf nichts anders als auf die Zusammenhaltung dieser Wörter grñnden, die er den barbarischen Sprachen eigen zu seyn glaubt: so ist nichts mehr nöthig, um sowohl die Nichtigkeit seines Beweises darzuthun, als auch eine Probe von der Schwäche der nur auf ungewissen Etymologien gegrñndeten Beweisfñhmer zu geben, als daß man sagt, daß dieses lauter seltsame Benennungen sind, welche ihnen von den Franzosen erst beigelegt worden.

1. Theil.

E

Einige

Mutmassungen von dem Ursprunge der Troquoisen und Huronnen.



Einige eigentümliche Gewohnheiten der Völker Lyciens hatten mich, als ich sie mit den Gewohnheiten der Troquoisen und Huronnen verglich, anfänglich überredet, daß ich von der Wahrheit nicht abweichen würde, wenn ich eine von der andern ableitete. Ich glaubte auch bey dem Herodotus, Nicolaus von Damascus und Heraclides aus Pontus, so viel angetroffen zu haben, womit ich meine Mutmassungen bestätigen könnte. Wir wollen diese Schriftsteller selbst vernehmen. Herodotus <sup>(50)</sup> redet folgendergestalt: „Die Lycier bedienen sich zum Theil der Creter und zum Theil der Carier Gesetze. Darin aber haben sie etwas besonders, und welches nirgend anderswo bemerkt wird, daß sie die Namen ihrer Mütter annehmen; und wenn sich zween einander begegnen, und sich fragen, wer sie seyn, und zu welchen Familien sie gehören, so sucht ein jeder seinen Adel in dem Hause seiner Mutter, und führet von daher sein Geschlechtsregister. Wenn eine vornehme adeliche Frau einen von schlechtem Herkommen heiratet, so sind die aus dieser Ehe erzeugten Kinder für adelich zu achten; wenn aber im Gegentheil eine vornehme Mansperson eine Ausländerin heiratet, oder eine Concubine hält, so werden die damit erzielten Kinder nicht für adelich gehalten.“

„Die Lycier, sagt Heraclides aus Pontus <sup>(51)</sup>, leben von Raubereien, sie haben keine geschriebene Gesetze, sondern blos unter sich eingeführte Gewohnheiten. Die Weiber spielen daselbst, seit der Zeit ihres ersten Ursprungs, den Meister.“

Nicolaus von Damasco <sup>(52)</sup> bestätigt eben dasjenige in seinem Buche von den Sitten der Nationen, sehr ausdrücklich. „Die Lycier, sagt er, erzeugen dem weiblichen Geschlechte mehr Ehre als dem männlichen. Von den Müttern bekommen die Kinder ihren Namen, und die Töchter sind Erben der Güter, nicht aber die Söhne.“ Nunmehr wollen wir die Deutung machen.

Die erste Spur der Aenlichkeit ist in dem Namen der Lycier selbst anzutreffen. Dieser Name ist ihnen, nach der Geschichtschreiber Meinung, von dem Lycus, einem Sohne des Pandions, beigelegt worden: der, nachdem er sich zu den Termilern gewendet, durch seine gemachte sowol die Religion als Sitten betreffende Anordnungen so verehrungswürdig wurde, daß sie ihren bisherigen Namen ablegten, und sich nach dem seinigen nannten. ATKOI bedeutet in griechischer Sprache einen Wolf: nun sind die Huronnen und Troquoisen in drey Familien getheilet, davon die eine von dem Wolfe den Namen führet. Diese Eintheilung in drey Familien ist bey ihnen geheiligt und sehr alt, gründet sich auch auf die Fabel von ihrem Ursprunge, die ich zu seiner Zeit anführen werde; und die Wolfsfamilie rühmet sich, den Namen von den allerersten Menschen zu führen, welches mir der Lycier Lycus zu seyn geschienen.

Die zweite Spur der Aenlichkeit besteht in den Vorzügen, welche Heraclides aus Pontus und andere dem weiblichen Geschlechte der Lycier vor dem männlichen beilegen. Sonder Zweifel wird dieses denen, so die Reisebeschreibungen gelesen, befreundlich vorkommen, denn sie werden daraus ersehen haben, daß unter den Wilden blos die Manspersonen eigentlich freie Leute, die Weiber hingegen nur ihre Sclavinnen sind. Inzwischen ist doch nichts gewisser, als dieser herrschaftliche Vorzug der Weiber. Denn auf den Weibern beruhet eigentlich die Nation, das adeliche Herkommen, der Stammbaum, die Geschlechtsordnung und Erhaltung der Familien. Bey ihnen stehet alle wesentliche Gerichtsbarkeit: das Land, die Felder und ihre ganze Ernte gehöret ihnen zu: sie sind die

(50) HEROD. Lib. I n. 173.

(51) HERACLID. PONTIC. ATKION.

(52) NICOL. DAMASC. ATKIOI.

die Seele der Berathschlagungen, die Schiedsrichter des Krieges und Friedens. Sie verwahren den öffentlichen Schatz. Ihnen werden die Gefangene überantwortet. Sie schliessen die Heiraten. Die Kinder sind nur unter ihrer Gewalt; und nur auf ihrem Geblüte ist das Recht der Erbsfolge gegründet. Die Männer im Gegentheil sind gleichsam wie abgesundene Leute, deren Bezirk nicht grösser als ihre eigene Person ist. Ihre eignen Kinder sind ihnen Fremdlinge. Mit ihnen stirbt alles aus. Eine Frau alleine ist die Stamhalterin der Hütte: wären aber nur lauter Manspersonen in solcher Hütte, so erlischt ihr Geschlecht, wie stark sie an der Zahl auch immer seyn, und wie viel Kinder sie auch immer haben möchten. Und ob man wol ehrenhalber ein Oberhaupt unter ihnen aussucht, und die Angelegenheiten durch die Aeltesten besorget werden; so arbeiten sie doch nicht ihrentwegen: sondern es scheint vielmehr, als ob sie nur da wären, damit sie der Weiber Stelle vertreten, und denenselben in solchen Sachen behülflich seyn, wo der Wohlstand ihre Gegenwart oder persönliche Verrichtung nicht gestatten wil.

Um mehrerer Deutlichkeit willen, und damit die verschiedenen Spuren der Aenlichkeit, welche von den angeführten Schriftstellern bemerkt worden, desto besser in die Augen leuchten; so ist nötig zu wissen, daß die Heiraten dergestalt geschlossen werden, daß der Mann so wenig als die Frau aus ihrer Familie und Hütte scheiden, um eine besondere Wohnung einzunehmen, und eine neue Haushaltung zu machen. Jeder bleibt in seinem Hause, und die aus dieser Ehe erzeugten Kinder, dieweil sie den Weibern, die sie zur Welt gebracht haben, zugehören, werden als Kinder der mütterlichen, keinesweges aber der väterlichen Hütte und Familie geachtet. Die Güter des Mannes kommen nicht zu der Frauen Hütte, als bey welcher er selbst als ein Fremdling angesehen wird. Und in der Hütte der Weiber werden die Töchter, mit Hintansetzung des männlichen Geschlechts, für Erben gehalten; inmassen die Söhne nichts als ihren notdürftigen Unterhalt bekommen. Auf solche Weise wird dasjenige bestätigt, was **Nicolaus von Damascus** in Ansehung der Erbschaft, und **Herodotus** in Betracht des Adels anführet; weil die Kinder, vermöge der Abhänglichkeit von ihren Müttern, von eben dem Range sind, welchen ihre Mütter haben.

Was das richterliche Ansehen betrifft, wovon **Heraclidus** versichert, daß es die Weiber bey den **Lyciern** seit ihrem Ursprunge beständig gehabt haben; so würde es augenscheinlich unrichtig seyn, wenn man dieses also verstehen wolte, als ob solches sich auf die Art in ihren Händen befände, wie wir uns etwan von einem monarchischen oder aristocratischen Staat die Vorstellung machen, in welchem die Weiber, in Ermangelung männlicher Erben, auf den Thron steigen, und die Verwaltung des Reichs über sich nehmen, so, daß sie selbst herrschen, und alles in ihrem Namen vollstrecken lassen. Dieses würde, sage ich, offenbar falsch und der Geschichte ganz entgegen seyn, welche uns die Namen verschiedener Häupter der **Lycier**, als **Sarpado**, **Lycus**, **Glaucus**, **Fantus**, **Pandare**, **Jobates**, **Amisodarnus** und andere mehr aufbehalten, ohne daß irgend ein weiblicher Name unter selbigen anzutreffen wäre. Dieses erfordert demnach eine Erklärung, die sich aus demjenigen, was ich oben angeführet, leicht ergiebet, und auch daher deutlich wird, weil ich schon gesagt habe, daß das wahre richterliche Ansehen sich wirklich in ihren Händen befinde: nur daß sie Oberhäupter in ihren Familien erwählen, welche dieses richterliche Ansehen vorstellen, und denen dasselbe nebst den Aeltesten gleichsam zu treuen Händen verwarlich übergeben wird; wie hernach, wann ich von ihrer Regierungsform handle, gezeigt werden sol. Die Weiber wählen diese Häupter aus ihren Brüdern



mütterlicher Selte, oder wol gar aus ihren Kindern; und dieses sind die Brüder oder Enkel derjenigen, welche in den Hütten der Mütter die Erbfolge haben.

Eben so wenig mus man sich bey des Herodotus Zeugnis vorstellen, als ob bey den Lyciern die Söhne den Namen ihrer Mütter geführt, und daß die sämtlichen Kinder einer Mutter einerley Namen gehabt hätten. Denn dieses würde ebenfalls der Geschichte offenbar zuwider seyn. Die Namen der Lycier, welche wir in dem Homer und andern Schriftstellern antreffen, sind lauter Mansnamen; wir finden darin Brüder von verschiedener Benennung, als Pandar und Butes. Man mus also dem Herodotus in Ansehung der bey den Lyciern üblichen Gewonheit, die Namen ihrer Mütter anzunehmen, aus derjenigen Gewonheit erklären, welche unter den Huronnen und Troquoisen annoch beobachtet wird.

Bei jeder Familie behält man eine gewisse Anzahl von den Namen der Vorfaren aus dieser Familie, theils von Männern, theils von Weibern bey. Diese Namen sind ihnen ganz besonders eigen, und werden vor bekant angenommen, daß sie an dieser oder jener Familie haften. Nun ist in jeder Familie der Gebrauch, diejenigen, die daraus entsprossen sind und selbige berühmt gemacht, auf gewisse Maasse wiederum zu erwecken und lebendig zu machen. Man sucht daher zu gleicher Zeit die Namen derjenigen, die man wieder aufleben läßt, hervor, und legt sie denen von ihren Enkeln bey, die sie vorstellig zu machen aufersehen sind. Diese nun bekommen dadurch mehr oder weniger Ansehen, nach dem diejenigen, die diese Namen geführt hatten, durch ihre Eigenschaften, Tugenden und Thaten selbst, mehr oder weniger berühmt waren.

Die Juden hatten auf gleiche Art in jeder Familie gewisse bestimmte Namen, welche man allemal beizubehalten Sorge trug; und diese wurden nur aus der väterlichen Familie angenommen, wie solches aus der heiligen Schrift durch dasjenige, was bey der Benennung Johannis des Täufers vorgegangen, erwiesen werden kan <sup>(53)</sup>. Allein diese Namen werden unter den Huronnen und Troquoisen heut zu Tage eben so, wie ehemals unter den Lyciern, nur von der Familie der Weiber entlehet; und diese sind es auch, welche davor sorgen müssen, auf diese Art die Todten zu erwecken und die Vorfaren wieder lebendig zu machen. Dieses geschieht mit öffentlichen Feierlichkeiten, nachdem sie beschloffen haben, den Baum wieder aufzurichten, welcher Redensart sie sich bey dieser Gelegenheit zu bedienen pflegen. Man kan in diesem Verstande mit Wahrheit sagen, daß sie den Namen ihrer Mütter bekommen, weil sie von diesen ihre Genealogie rechnen lassen.

Diese Namen ändern sie mit den Jahren. Ein Kind hat entweder gar keinen Namen, oder es erwecket den Namen eines verstorbenen Kindes; ein Jüngling, den Namen eines Helden, und ein Greis, den Namen eines Aeltesten. So bald jemand stirbt, so bleibt sein gefürter Name mit ihm begraben, und wird erst nach Verlauf vieler Jahre wiederum erneuert.

Inzwischen lassen sich die Wilden gemeiniglich nicht gern bey dem ihnen beigelegten Namen nennen, und die Frage, die man deshalb an sie thun möchte, ist eine Art der Beleidigung, wodurch sie erröthen würden. Wenn sie mit einander sprechen, geben sie sich alle die Namen der Blutsverwandschaft, des Bruders, der Schwester, des Neims, des Enkels u. s. w. Dabey beobachten sie die Grade der Unterwürfigkeit und alle Verhältnisse des Alters sehr genau. Es wäre denn, daß eine wirkliche Blutsfreundschaft oder

oder Annemung an Kindes statt vorwalle; denn alsdann wird ein Kind mannigmal als ein Großvater derjenigen angesehen, die der Ordnung der Natur nach vielmehr seine Großväter seyn könnten. Gleiche Höflichkeit erweisen sie auch den Fremden, welchen sie, wenn sie mit ihnen reden, Namen ihrer Blutsfreunde beilegen; gleich als ob ein wahres Band einer nähern oder enferntern Blutsfreundschaft zwischen ihnen anzutreffen wäre, je nach dem sie einem viel oder wenig Ehre zu erweisen gedenken. Eine Gewonheit, die **Nicolaus von Damascus** <sup>(54)</sup> ebenfalls von den alten scythischen Völkern erzälet.

Ich habe, sage ich, bey Gegeneinanderhaltung dieser besondern in den von mir angeführten und andern Schriftstellern erzählten Sitten der Lycier, mit den Sitten unserer Wilden, geglaubt, daß ich darauf in Ansehung ihres Ursprungs zuverlässige Mutmassungen bauen könnte. Allein diese Kennzeichen, so besonders wie sie auch zu seyn scheinen, sind es gleichwol nicht: und da sie mehrern andern Völkern gemein sind, wie ich sogleich zeigen werde; so fällt der ganze Grund aller dieser Mutmassungen weg, und lästet uns in unserer vorigen Ungewisheit.

Denn erstlich kommen die Namen der Lycier, Lycopolitaner, der Lycanier u. s. w. mit einander in eben der Bedeutung überein. Nichts desto weniger waren es verschiedene Völker. Selbst die Amazonen hatten eine Zunft, die lycastische genannt, welche sich gänzlich auf die Wolfsfamilie der Troquoisen und Huronnen beziehet.

Zum andern, wenn **Herodotus** von den Lyciern sagt, daß sie die einzigen unter den Menschen wären, welche ihre Namen aus den Familien ihrer Mütter herzunehmen und von ihnen ihre Geschlechtsregister zu rechnen pflegten; so ist es bey ihm ein Irrthum. **Appollonius Rhodius** <sup>(55)</sup>, wenn er von den Argonauten redet, sagt, daß man ihnen den Namen der Nynier aus der Ursache gegeben, weil die vornehmsten unter ihnen sich eine Ehre daraus machten, Nachkömmlinge der Töchter der Nynias zu seyn; wozu sein Commentator noch hinzusetzt: daß es aus einer Gewonheit geschehen, welche mit der Gewonheit der Carier viel ähnliches habe, als die ihre Namen aus dem Geschlechte ihrer Mütter anzunehmen pflegten. Gleichwol waren diese berühmten Argonauten mehrentheils aus Thessalien und dem Pelopones gebürtig.

Drittens hatte sich die Gynäcocratie, oder das Weiberreich, sehr weitläufig ausgebreitet. Denn dasselbe war nicht allein bey den Scythen, Sarmatern, und insbesondere bey den Amazonen, sondern auch überdem in beiden Asien eingeführt; alwo die kriegerischen Weiber, die sich darüber die Oberherrschaft angemasset hatten, allen Frauenspersonen ihres Gebietes einen Geschmack eingeflößet, ihre Männer sich gleichfalls unterwürfig zu machen; obschon nicht alle insgesamt von so kriegerischem Naturel, auch von den Manspersonen nicht so sehr als diejenigen abgesondert waren, welche sich eine Ehre daraus machten, wenn sie sehr weit von selbigen entfernt lebten, und mit ihnen nur zu gewisser Zeit Umgang hatten.

Diese Regierungsform war nicht weniger in Egypten anzutreffen, woselbst sie von der Isis war eingeführt worden; denn diese Königin hatte sich bey ihnen so ehrwürdig gemacht, daß ihr zu Gefallen, wie **Diodorus Siculus** <sup>(56)</sup> meldet, die Königinnin beydes mehr Ehrenbezeugungen und mehr Ansehen als die Könige genossen. Und so viel die Privatpersonen anbetraf, so wurde in den Heirathsverträgen den Weibern die völ-

E 3

lige

(54) NIC. DAMASC. apud Strobacum verbo: ταλακτοΐαυσι.

(55) APPOLL. RHOD. lib. I. v. 229.

(56) DIOD. SIC. lib. I.



rige Oberherrschaft über ihre Männer eingeräumt, und diese mußten eidlich angeloben, daß sie ihren Weibern in allem gehorsam seyn wolten.

Sie war auch bey den meisten andern barbarischen Völkern in Africa, insbesondere bey den Garamanten zu finden; woselbst die Kinder ihren Müttern dergestalt ergeben waren, und ihren Vätern so wenig Ehrerbietung erwiesen, daß sie letztere nicht einmal zu kennen schienen. Welches die Geschichtschreiber <sup>(57)</sup>, denen die Gynäcocratie unbekant war, oder die sie keiner Achtung würdigten, veranlaßet hat zu sagen: daß es bey den Garamanten kein Gesetz einer rechtmäßigen Ehe gäbe, und da die Weiber gemeinschaftlich wären, so wüßten die Kinder diejenigen unter den Manspersonen, denen sie das Leben zu danken hätten, nicht zu unterscheiden.

Bey allen spanischen Völkern, und insbesondere bey den Cantabrnern, war sie, nach des Strabo <sup>(58)</sup> Zeugnis, ebenfalls befindlich. Diesem Geschichtschreiber ist dieses Weibereich überaus befremdlich und entgegen, und er siehet es als eine mit dem Wohl einer Gesellschaft nicht füglich zu bestehende und der gesunden Vernunft entgegen laufende Sache an, daß ein Mann seiner Frau das Heiratsgut zubringen; daß die Töchter zum Nachtheil der Söhne erben, und Sorge tragen müssen, ihre Brüder auszustatten. Die heutigen Biscayer, welche von den alten Cantabern abstammen, haben noch etwas von diesen Gewonheiten ihrer Vorfaren in Ansehung der Heiraten und Erbschaften beibehalten.

Endlich war auch die Gynäcocratie bey den Medern und Sabäern, ja beinahe bey allen Barbaren im Schwange, welches Claudianus <sup>(59)</sup> in folgenden Versen sehr wohl ausgedruckt hat:

Medis levibusque Sabaeis

Imperat hic sexus, Reginarumque sub armis

Barbariae pars magna iacet.

Die Spartaner, welche ihre Regierungsform auf den Fus der barbarischen eingerichtet, und sie mitten in Griechenland lange Zeit beibehalten hatten, standen ebenfalls unter der Gynäcocratie, wovon uns in einer vom Plutarch <sup>(60)</sup> erzählten Geschichte ein Beweistum aufbehalten worden. Denn als eine fremde Dame, die zu Lacedämon bey dem Leonidas sich aufhielt, sich unterstanden hatte, zu seiner Gemalin Gorgo gleichsam aus einem verächtlichen Vorwurfe gegen die Lacedämonier zu sagen, daß nur allein das Frauenzimmer in Sparta eine unumschränkte Herrschaft über ihre Männer hätte; so antwortete diese ganz herzhast: „Sie wären es auch nur alleine, die diese despotische Gewalt verdieneten, weil sie alleine Männer zur Welt brächten.,,

Gleichwol erhellet auch aus den Schriftstellern <sup>(61)</sup>, daß in den zwey Linien der Heracliden zu Sparta, die Kinder ihren Vätern folgten und an ihrer Stelle auf dem Thron stiegen. Mithin ist die Gynäcocratie, welche Plutarchus den Lacedämoniern zuignet, von der asiatischen und andern angeführten Völkern ihrer, in diesem Stücke unterschieden; wo nicht wenigstens das Recht der Erbfolge der Kinder nach den Vätern für die Könige was besonders, und bey dem gemeinen Volke was verschiedenes gewesen; gleichwie es in Peru ist, wo allein die Kinder der Incas, deren Väter auf dem Thron verstorben, in der Regierung folgten. In dem übrigen ganzen Lande aber erbten die Enkel von ihrer Mütter Brüdern. Dieses Gesetz war so allgemein in diesem Kö-

nig,

(57) SOLIN. cap. 43. de Aethiopia.

Eutrop lib. I.

(58) STRABO lib. 3.

(60) PLUTARCH in Laconic. Apoph.

LAET. Hist. occid. Indiae. lib. 2 cap. 14.

(59) CLAUD. in

(61) IOAN. DE

nigreiche, daß *Nicosta* und die andern spanischen Geschichtschreiber in diesem Stük selbst in Ansehung der *Incas*, sich geirret haben.

Die Thronfolge der mütterlichen Seitenlinie, als der Enkel auf ihre Oheims, mit Hintansetzung der Kinder von herabstammender väterlichen Linie, war eine Wirkung dieser *Ginacocratie* oder Weiberregiments. Man traf dieses insbesondere bey den Völkern an, welche unter dem Namen der *Ethiopier* begriffen wurden, von denen *Nicolaus von Damascus* <sup>(62)</sup> schreibt, daß sie ihren Schwestern alle Ehre erwiesen, und daß die Könige derselben die Kinder ihrer Schwestern, mit Vorbeigehung ihrer eigenen, zu ihren Nachfolgern erwäleten, und im Fal deren keine vorhanden, man alsdann denjenigen von der Nation aussuchte, der mit den größten Eigenschaften begabt, der am ansehnlichsten und streibarsten war. Dieses Gesetz der Erbfolge ist noch heutiges Tages in *Africa* fast bey allen *Negers*, in ganz *Malabarien* und einigen andern Ländern *Ostindiens* üblich: in *America* aber hat sich solches noch viel weiter ausgebreitet.

S. 18.

Wenn man auf diese Spuren einiger Aehnlichkeit zwischen den *Lyciern* und *Troquoisen* einige Mutmassungen hätte bauen dürfen; so würde es leicht gewesen seyn, bis zu *Lycier* ihrem Ursprung hinauf zu steigen.

*Europa*, *Kleinasien* und derjenige Theil von *Grosasien*, der sich gegen das caspische Meer, den *Polus Arcticus* und die *hyperboräischen* Lande erstreckt, ja selbst ein Theil von *Africa*, fielen durch das Loos den Kindern *Japhets* nach der Sündflut zu. <sup>(63)</sup> Die heilige Schrift giebt uns solches deutlich genug zu erkennen, und die weltliche Geschichte kommt damit ziemlich überein. Diejenigen Kinder dieses Ervaters, die sich gegen Mittag wandten, als sie auf beiden Seiten des *Helleponts*, die einen durch *Thracien* und *Pelopones*, die andern aber längst dem zusammenhängenden Gebirge, so sich bis an den Fus des Berges *Taurus* erstreckt, hinzogen, verbreiteten sich fast insgesamt in die griechischen Inseln, welche die heilige Schrift die Inseln der Heiden nennet: und weil ihnen die Unnemlichkeit der Himmelsgegend, die Fruchtbarkeit dieser Eilande und selbst ihr natürlicher Lage, die sie mittelst des Meers gegen feindliche Einfälle sicher stellten, besonders gefiel; so ließen sie sich daselbst vor allen andern nieder. Als sich aber die Zahl der Einwohner ungemein vermehrte, und die Inseln sie nicht mehr fassen noch ihnen Unterhalt verschaffen konnten, so sahen sie sich genötiget, sich zu betrübten Trennungen zu entschließen, und ihre Leute abzuschicken, ihr Glück anderswo zu suchen. Einige wagten es, neue Entdeckungen zu machen, und begaben sich nach *Italien*, *Gallien* und *Spanien*: andere folgten den Fußstapfen ihrer Voreltern, und gingen wieder nach dem *Pelopones* und in beide *Asien*. Da nun diese Trennungen nachgerade und zu verschiedenen Zeiten geschahen, so waren diejenigen Völker, die doch einen Ursprung hatten, nach Verfließung vieler Jahre einander ganz unbekant geworden, so daß sie sich in so viele kleine Völkerschaften theilten, als Colonien angeleget worden, und sich so viel Namen gaben, als Dörfer oder Horden waren. Denn die meisten führten, gleich den *Tartarn*, ein herumschwärmendes Leben.

*Lycien*, welches am äußersten Ende *Kleasiens* nach dem Meere zu liegt, diente verschiedenen Colonien, welche von vielen Gegenden des *Pelopones* und des *Archipelagus* gekommen waren, zum Aufenthalt. Einer, Namens *Abadamantus* <sup>(64)</sup>, führte, nach dem Zeugnis des *Eusebius von Cäsarien*, eine Colonie aus der bey den Poeten

(62) NICOLAUS DAMASC. apud Strobacum verbo ΑΙΘΙΟΠΕΣ. (63) 1 B. Mos. c. 10.

(64) EVSEB. in Chronic.



ten wegen ihrer hundert Städte bekanten Insel **Creta**, dahin; welche, da sie zuerst bevölkert worden, auch die erste war, die ihre eignen Kinder austrieb. Als **Sarpedon**, der **Europa** Sohn, laut der Erzählung des **Herodotus** <sup>(65)</sup>, von seinem Bruder **Minos** verjaget wurde, so trat er in **Lycien** aus Land, und lies sich daselbst bey den **Caern** und **Cauniern** nieder, wovon die ersten aus der Insel **Creta** entsprossen waren, und die andern sich gleichen Ursprungs rühmten. Der aus **Bäotien** vertriebene **Athamas** führte eine Colonie dahin, und erbaute eine Stadt daselbst, die nach seinem Namen **Athamantia** genennet wurde. **Plato** <sup>(66)</sup> hat kein Bedenken, die **Lycier** für dessen Nachkommen auszugeben. **Xantus**, ein Sohn **Triops**, legte daselbst zu der Stadt **Xante** den Grund, und lies sich alda mit den **Delasciern** nieder, die er von **Argos** oder von der Insel **Creta** geführt hatte. Die **Amazonen**, die **Solymier**, die **Homonader**, nebst einer grossen Menge anderer Colonien, landeten daselbst auf allen Seiten an, und setzten sich an verschiedenen Orten feste. Es kan auch seyn, daß die **Amazonen** aus dem **lycastischen** Stamme ebenfalls aus der Insel **Creta** gekommen seyn, und ihren Namen vom **Lycastes**, einem Sohne des ersten **Minos** angenommen haben.

Die Völker in **Lycien** wurden, wie **Herodotus** <sup>(67)</sup> sagt, anfänglich **Mylier** genennet. Als **Sarpedon** daselbst ankam, hießen sie **Solymier**; **Sarpedon** aber änderte diesen Namen, und nannte sie **Termilier**. Den Namen der **Lycier** aber nahmen sie nicht eher an, als bis **Lycus**, des **Pandions** Sohn, der aus **Athen** vom **Aegeus** vertrieben worden, zu dem **Sarpedon** seine Zuflucht nahm. **Homer** <sup>(68)</sup> scheint dem **Herodot** zu widersprechen, wenn er sagt, daß **Bellerophon**, der von dem Könige der **Lycier** abgeschicket war, die **Solymier** bekrieger habe. Dieses hat den **Strabo** <sup>(69)</sup>, welcher der Meinung des **Homer** beyfällt, veranlasset zu behaupten, daß die **Solymier** zwar wol das Volk gewesen, welches die **Mylier** genant worden: nicht aber dasjenige, dem **Sarpedon** den Namen der **Termilier** beigelegt. Der gelehrte **Bochart** <sup>(70)</sup> vermeinet, daß die **Solymier** eine Colonie der **Phönicier** gewesen (\*). Er gründet sich hierin auf

(65) HERODOT. lib. 1. n. 173. (66) PLATO in Minoe. (67) HERODOT. loc. cit.

(68) HOMERVS Iliad. 6. v. 184. (69) STRABO lib. 14. (70) BOCHART. Geograph. sacr. lib. 1. c. 17.

(\*) Man darf fast nicht zweifeln, daß die **Solymier** **Lycien** nicht bewonet haben sollten. Ich kan mir kaum vorstellen, daß sie sollten eine phönicische Colonie gewesen seyn. Und wenn man die Chronologie der Zeiten genau austrechnen könnte; so würde es vielleicht wahrscheinlicher seyn, daß die **Solymier**, welche im Anfange eben so herumirrend als andere waren, aus **Kleinasiens** nach **Palästina**, als aus **Palästina** nach **Asia** gegangen seyn. Man trifft in **Palästina**, des **Strabo** Zeugnis zu folge, ein Vorgebirge, welches **Siera** heist, und so genante solymische Berge an. Es ist wahrscheinlich genug, daß aus diesen beiden Namen das Wort **Hierosolyma** von den **Solymern**, als Einwohnern dieses Vorgebirges, welche in die cananäische Lande gegangen, entstanden. **Bochart** hat zwar Ursache, mit Bestätigung der Meinung des **Josephus** zu behaupten, daß die **Solymier** keine **Hebräer** gewesen. Die Ursache aber, so er deshalb aufsetzt, ist nicht hin-

dig genug, wenn er es aus der Art, womit sich diese die Haare rund zu verschneiden pflegten, als welches wider die jüdischen Gesetze lief, zu beweisen vermeinet; denn die **Juden** hatten verschiedene ihren Gesetzen entgegen laufende Dinge, und insbesondere dieses beibehalten, wie hernachmals mit mehrern gezeigt werden wird. Es würde weit natürlicher gewesen seyn, wenn er gesagt hätte, daß wenn es auch gleich wahr seyn sollte, daß die **Solymier** aus **Palästina** nach **Pisidien** gekommen wären, man doch deshalb nicht schließen müste, daß es **Hebräer**, sondern vielmehr, daß es **Jebusiter**, Bewohner der Stadt **Salem** gewesen, die zu des **Abrahams** Zeiten schon da war, und den **Melchisedeg** zum Könige hatte. Diese **Jebusiter** behaupteten sich in besagter Stadt, den **Hebräern** zum Trotz, bis aufs Königreich **David**s, welcher sie untern **Jus** brachte. Diese nun, und die

einige Etymologien, und auf des Bellerophons wider die Solymier und Amazonen geführten Kriege.

Allein diese Beweistümer werden ziemlich leicht zu seyn scheinen, wenn man erwaget, daß, indem alle diese lycische Völker ein aus Griechenland unter verschiedenen Anführern gekommener zusammengelaufener Haufe gewesen, sie sich einander beständig in den Haaren gelegen, und sich ohne Unterlas das Erdreich streitig gemacht haben müssen. Wir finden auch wirklich, daß Bellerophon nicht allein die Solymier und Amazonen, sondern so gar die Lycier selbst durch Beihülfe der Lycier bekriegeret habe, welches aber bloß von einem solchen innerlichen Kriege zu verstehen ist, wovon Lycien sowol der Schauplatz als Ursache war. Jedes dieser kleinen Völker sahe sich in seinen Grenzen vor gebietende Herren an, und verwaltete die Regierung nach seiner eignen Art; welches auch Homer zu erweisen scheint, der die Lycier, die Troja zu Hülfe gekommen, unterscheidet, und sie unter verschiedene Häupter, die von unterschiedenen Gegenden gekommen, vertheilet: und nur mit der Zeit geschah es, daß sie auf Erfordern ihrer Angelegenheiten zusammen traten und eine Völkerschaft ausmachten; jedoch behielt ein jedes seine besondere Gewalt in seinem Bezirk, und theilte solche den andern nicht eher mit, als bis es die allgemeine Wohlfart des Landes erforderte. Wenn Justinus <sup>(71)</sup> von diesen unterschiedenen asiatischen Völkern redet, so giebt er durch die Worte, intra suam cuique patriam regna finiebantur, gnugsam zu erkennen, daß ihre Staaten sehr eingeschränkt gewesen. Man kan dieses fast von allen ersten Völkern behaupten. Die heilige Schrift zälet an die ein und dreißig Könige von dem Lande Canaan. Die Nomi (Landvoigteien) der Egyptier waren warscheinlicher Weise anfänglich eben so viel unterschiedene Herrschaften; und es ist glaublich, daß, da die Dynastien dieser mancherley Völker in eine einzige irrig zusammen gebracht worden, eben dadurch der Grund zu einer langen Reihe von Königen wird gelegt worden seyn, welche, indem sie fünf oder sechstausend Jahr ausfüllen, eine Zeitrechnung veranlassen haben, die weit über die Erschaffung der Welt hinaus gehet, und weder mit der heiligen Schrift, noch mit den Jahrbüchern anderer Völker, zutrifft; die Chineser ausgenommen, als welche sich ebenfalls einer fabelhaften Zeitrechnung bedienen.

Während des trojanischen Krieges namen die Lycier insgesamt des Königes Priamus Partey wider die Griechen. Homer gedentt ihrer Tapferkeit mit vielen lobsprüchen; aber ihre Lande litten ungemein viel von den Verwüstungen, welche die Griechen die Zeit über, da dieser Krieg daurete, in Kleinasien anrichteten.

Sie waren bey unterschiedenen Zeiten dem Croesus, Könige in Lydien, der Perser, dem Mausolus, Könige in Carien, und hernachmals den Griechen zinsbar <sup>(72)</sup>. Die

(71) JUSTIN. init. lib. I.

(72) HERODOT. lib. I n. 23 lib. 3 n. 90.

die Solymier in Pisidien oder Lycien scheinen in Wahrheit einerley Volk zu seyn: allein ich wolte lieber glauben, daß sie aus Kleinasien nach Palästina gegangen, als daß sie sich aus Palästina nach Kleinasien gewendet. Damit aber Bocharten geantwortet werden möge, so kan es möglich seyn, daß die Phöniciier in einigen Gegenden von Kleinasien Colonien angelegt: dieses kan aber auch

nach dem Ausgange der Solymier geschehen seyn. Denn es ist gewis, daß es eine lange Zeit hindurch nichts als eine Ekke und Flut der Völker gewesen, deren eines das andere gejaget hat. Diejenigen, die durch ihre Nachbarn zu sehr beunruhiget wurden, verließen gütwillig ihre Wohnungen, und begaben sich tiefer ins Land.



Die kleine Anzal der Lycier von Zante (73) suchte wider den Harpagus, einen Feldherrn des Cyrus, mit außerordentlicher Tapferkeit. Denn als sie auf freiem Felde überwunden waren, zogen sie sich in ihre Stadt zurück; und nachdem sie ihre Weiber und Kinder in ihre Festung kommen lassen, verbrannten sie selbige mit allem, was sie hatten. Hierauf verschworen sie sich unter einander auf eine entseßliche Art, und hingen den Streich aufs neue an, worin sie auch sämlich niedergemacht wurden.

Als die von Marmara (74) des Alexanders Völker auf ihrem Durchzuge sehr beschwerlich gefallen wären, so schloß sie dieser Fürst in ihre Festung ein, welches ein großer einzelner und aller Orten steiler Felsen war, und foderte sie auf, sich zu ergeben. Der Rath der Aeltesten wolte ihren gemeinschaftlichen Untergang durch ihre Unterwerfung abwenden; die junge Mannschaft hingegen, so lieber sterben und sich mit der Freiheit ihres Vaterlandes begraben lassen wolte, faßte den Entschlus, einen Ausfug zu thun, und nachdem sie zuvor die Alten, die Weiber und Kinder getödtet, quer durch das feindliche Lager hindurch entweder ins Gebirge zu flüchten, oder auch selbst insgesamt edelmüthig mit dem Degen in der Faust umzukommen. Als dieser Vorschlag war genehm gehalten worden, so wurde Befehl gegeben, daß sich ein jeder nach Hause zu den Seinigen verfügen selte; daselbst solten sie ein Gastmal von alle dem Besten, was sie hätten, anstellen, und die Vollstreckung dieses Entschlusses mit vieler Festmüthigkeit beginnen. Einige, die einen Abscheu hatten, ihre Hände mit dem Blute ihrer Angehörigen zu befädeln, begnügten sich damit, daß sie die Stadt und ihre Häuser in Brand steckten: die andern aber vollführten die verabredete Niedermachung der ihrigen, und füllten die Stadt mit Blut und Mord an. Da nun dieses unmenschliche Geschäfte geendigt war, fielen sie insgesamt in das feindliche Lager, und retteten sich auch in der Maassen, wie sie mit einander einig geworden waren.

Als während des Triumviratkrieges (75) des Octavius Cäsar, des Marcus Antonius und Lepidus, Brutus in Lycien einfiel, und die Stadt Zante belagerte, welche die Lycier auf die Trümmern der erstern wieder aufgebauet hatten; so gaben die Einwohner, nachdem sie während der Belagerung rechte Wunder des Heldenmuthes gethan, ein neues Beispiel einer Verzweiflung, die derjenigen gleich war, so ihre Vorfahren zu den Zeiten des Cyrus und Alexanders bewiesen hatten. Denn so bald die Römer die Stadt mit Sturm erstiegen hatten, so zerstreuten sie sich, anstatt das Gefecht weiter fortzusetzen, in demselben Augenblicke, und es begab sich ein jeder nach seiner Wohnung. Die Römer, die sich anfänglich über ihren Zurückzug verwunderten, geriethen in eine noch weit größere Verstörung, als sie auf einmal alle Häuser im Feuer stehen sahen. Es kan nun seyn, daß die Ueberwundenen entweder plötzlich den Entschlus gefaßt, sich unter den Aschenhaufen der Stadt zu begraben, oder daß sie solchen Streich schon vorher verabredet gehabt. Die Römer eilten zwar hinzu, die Feuersbrunst zu löschen; allein die rasenden Einwohner trieben sie mit Pfeilen und Geschos zurück; sie erwürgten ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Sclaven im Angesicht der Kriegsknechte, und sprangen hierauf mitten in die stärksten Flammen. Andere ranten sich, gleich den wilden Thieren, in die Spitze der feindlichen Degen. Selbst die Kinder boten ihre Hälfe dem Mordgewehr ihrer Väter dar, oder stürzten sich oben von den Häusern herab ins Feuer. Als das Feuer nachgelassen, so fand man eine Frau, die sich aufgehangen, und in der einen Hand ihr vorher von ihr selbst erdros

tes

(73) HERODOT. lib. I n. 176.  
in M. Bruto.

(74) DIOD. SICVC. lib. 17.

(75) PLVTARCH.

tes Kind, in der andern aber eine Fackel hielt, womit sie ihr Haus angezündet hatte. Brutus wurde dadurch fast zum weinen bewegt; er that zwar alles, was ihm möglich war, einige dieser Elenden zu retten, und versprach den Soldaten eine grosse Verehrung, wenn sie einen Kanticer lebendig bringen würden. Er konnte aber aller Bemühung ungeachtet, nicht mehr als fünfzig retten, die noch dazu sehr übel zufrieden waren, daß man ihnen wider ihren Willen das Leben erhalten wolte. Cäsar wurde durch die Verzeiſſung so vieler herzhaften Leute, die sich seinem Vortheile opfereten, nicht weniger gereizet, daher erlaubte er auch den Lyciern einige Zeit hernach, diese Stadt wieder aufzubauen.

Nun gleich die Lycier sich immer bis auf die Zeit des verfallenen Reichs erhalten, und diese Völker nicht so gänzlich als die Solymier, Mylier, Amazonen, Homonaden und andere benachbarte, ausgegangen sind; so ist doch außer Zweifel, daß in diesen blutigen Kriegen, die bey ihnen beinahe eine gänzliche Verwüstung anrichteten, die mehresten gezwungen worden, der Gewalt zu weichen, und wenn sie nicht das äußerste Elend des Krieges abwarten wolten, ihr Glück anderswo zu suchen. Sie haben sich also, gleich den andern, in die entferntesten Gegenden des scythischen Landes gewendet, woraus sie nachmals nach America kommen können.

Weil aber die auf die Gleichheit der Troquoisen und Lycier gegründete Mutmaßung so bündig nicht ist, daß man nicht davon, wie ich bereits angeführt, auch auf andere die Deutung machen könnte, und weil es schwer, ich wil nicht sagen unmöglich ist, in einer so grossen Entfernung der Zeit und der Derter, etwas genaues und gewisses, oder auch nur etwas mit ziemlich starker Warscheinlichkeit, in Absicht auf ein besonderes Volk, anzutreffen; so halte ich davor, daß man diese Sache etwas allgemeiner betrachten müsse, damit man nicht Gefahr laufe, sich selbst zu hintergehen.

§. 19.

Meine Meinung ist also diese: daß der größte Theil der americanischen Einwohner ursprünglich von den Barbaren abstamme, welche sowol das feste Griechenland, als dessen Inseln inne hatten. Und als sie daraus verschiedene Jahrhunderte hindurch viele Colonien nach allen Gegenden ausgesendet, endlich sämtlich oder größten Theils von da sich hinweg zu begeben, und in verschiedene Lande zu zerstreuen, genötiget wurden, nachdem sie zuletzt von den Cadmonäern oder Agenoriden, welche man für die Unterthanen des in der Schrift gedachten Königes Og zu Basan hält, waren vertrieben worden; welches ungefähr um die Zeit geschehen, da die Cananiter, welche vor den Hebräern flüchteten und ihnen Plaz zu machen gezwungen wurden, selbst auch, wie ein reißender Strom, andre Länder, wo sie weniger fürchterliche Feinde antrafen, zu überschwemmen anfiengen.

Es erhellet aus den Schriftstellern, daß die Barbaren noch vor denjenigen Völkern, die uns unter dem Namen der Griechen bekant sind, Griechenland inne gehabt haben <sup>(76)</sup>. Und obwol die Geschichtschreiber, insbesondere aber die Poeten, mit der Zeit diesen leßtern die Namen dieser erstern barbarischen Völker beigelegt; so waren doch die Griechen nichts destoweniger sehr unterschieden, und eigentlich keine andere, als die Agenoriden, welche aus dem Lande Canaan die Buchstaben, und vielleicht die griechische Sprache mitgebracht hatten, die sie anstat der barbarischen eingeführt, von welcher, wie ich weiter unten mit mehrern zeigen werde, fast nicht die geringste Spur

§ 2

(76) Hiervon verdienet die Nachricht im 5 Th. der allgemeinen Weltgeschichte nachgelesen zu werden.

Meinung des  
verfassers von  
dem ursprung-  
ge der Ameri-  
caner.



mehr übrig blieb. Ich halte, daß sich dieses noch weit vor der Erbauung der Stadt: Tyro und Sidon, oder wenigstens vor der erlangten Pracht dieser Seestädte zutragen habe, die durch ihre Handlung so blühend wurden, und weiterhin noch verschiedene Colonien sowol in Griechenland als in Africa und Spanien angeleget haben.

Ob gleich diese Barbarn in der Geschichtsfunde, durch eine Menge besonderer einem jeden kleinen Canton beigelegter Namen, mit einander verwechselt worden; so sind sie doch unter den ziemlich allgemeinen und von einigen besondern Völkern auf die ganze Nation übergegangenen Geschlechtnamen der Pelasgier und Zellenier zusammen gefasset worden.

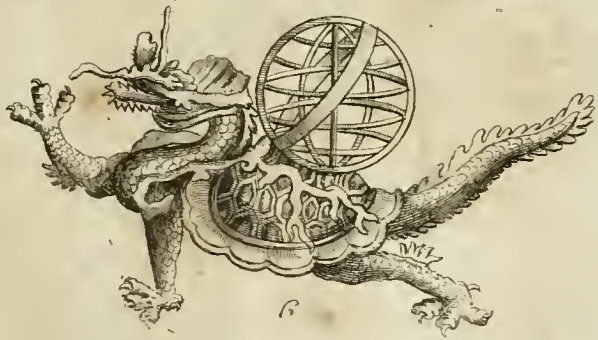
Die Zellenier und Pelasgier haben sich oftermalen unter einander gemischt, wie solches aus der Historie selbst erhellet. Die Pelasgier aber waren an sich selbst von den Zelleniern darin unterschieden, daß diese, welche sich ein wenig auf den Feldbau legten, nicht so unstät und etwas mehr sesshaft als die ersten waren, als die weder säeten noch ernteten, sondern blos von Baumsrüchten, der Jagd, der Fischey, und von demjenigen lebten, was ihnen das Glück ohngefär bescherete; die da blos in Zelten woneten, um geringer Ursach willen aufbrachen, und sowol aus Staatsabsichten, als auch aus Noth ein wanderndes Leben fñreten.

Diejenigen, denen die barbarischen Völker des mitternächtigen America hinlänglich bekant sind, werden bey selbigen die wahre Beschaffenheit der Zellenier und Pelasgier antreffen; die einen, welche den Namen der Huronnen fñren, bauen das Feld, richten Hñtten auf, und dauern ziemlich lange an einem Orte. Da im Gegentheil der meiste Theil der Algonquinen und der nördlichen Wilden eine herumschweifende Lebensart lieben, und nur von demjenigen, so ihnen das Glück bescheret, zu leben pflegen. Fast eben diesen Unterscheid wird man auch in dem mittägigen America unter den Völkern antreffen.

Alles dasjenige, was ich im Verfolg von den Sitten und Gewonheiten unsrer Wilden werde zu sagen haben, hat mit demjenigen, so bey diesen barbarischen Völkern angetroffen worden, eine solche Aehnlichkeit, daß man meiner Meinung nach selbige darinnen völlig wieder erkennen kan.

Ehe ich weiter gehe, mus ich zuvor ein Vorurtheil heben. Es könnte mancher in Verwunderung geraten, wenn er siehet, daß ich in dem Verfolg dieses Werks nicht allein die Sitten der jüngern Griechen, die ihre Republik nach dem Muster der alten Creter eingerichtet, sondern auch die Sitten der alten Römer, der Iberier und der Gallier durchwñle, um darinnen Gleichheiten aufzufinden, die nicht allemal zum Zweck dienlich zu seyn scheinen möchten. Allein nach dem Zeugnis der Geschichtschreiber war ja nichts ähnlicher, als die Sitten der Iberier, der Gallier, und der Völker in Thracien und Scythen; indem sich diese Barbaren von allen dasigen Gegenden ausgebreitet hatten. Inzwischen dünket mich doch, daß die Iroquoisen und Huronnen auf eine ganz besondere Art in diesen Völkern des asiatischen Thraciens zu erkennen seyn, welche aus den äußersten Enden Kleinasiens und selbst Lyciens in Pontus eindrangten, und sich in Arrien und Arrianien niederließen. Ich werde auch zu seiner Zeit die Gründe anführen, die meine Mutmassungen dieses Umstandes halber bestätigen können.

Indes unterwerfe ich nochmals alle diese Mutmassungen eines jeden gelehrter Prüfung. Denn ich verlange meiner Seits weiter nichts zu thun, als nur, so viel immer möglich seyn wird, alle Aehnlichkeiten der americanischen Sitten mit den Gebräuchen der ersten







ersten Zeiten zu vergleichen. Zuvor aber wird dasjenige noch anzuführen seyn, was selbst die Wilden von ihrem Ursprunge glauben.

§. 20.

Man kan überhaupt von den Wilden, ihres Ursprungs halber, nichts erforschen. Meinung der Wilden von ihrem ur-  
sprunge. Denn da sie keine Buchstaben haben, so können sie auch keine Zeit- und Jahrbücher, die zuverlässig sind, aufweisen. Inzwischen haben sie eine Art einer geheiligten Ueberlieferung, welche sie mit vieler Sorgfalt aufzubehalten suchen. Diese Ueberlieferung aber ist unzulänglich, ein jedes besonderes Volk so zu bezeichnen, daß man sie sämlich auf einen bekanten Ursprung zurück führen könnte, oder es müste der allererste Ursprung des ganzen menschlichen Geschlechtes seyn, der, da er eine der allermerkwürdigsten Begebenheiten ist, die tiefsten Spuren hinterlassen hat, welche man bey allen ungesitteten Völkern fast ohne Ausnahme antreffen kan. Da übrigens diese Ueberlieferung von Mund zu Mund fortgetragen wird, so bekommt sie allemal einige Aenderungen, und artet in so abgeschmackte Fabeln aus, welche man mit genauer Noth mit einander zu vergleichen vermögend ist.

Die Iroquoisen erzählen ihren und der Erden Ursprung also. Im Anfange, sagen sie, waren sechs Menschen (die Peruvianer und Brasilianer kommen mit dieser Zahl überein). Woher waren diese Menschen entstanden? Dieses wissen sie nicht. Es war zu der Zeit noch keine Erde, daher irreten seibige in den Lüften herum; gleichergestalt waren sie auch ohne Weiber, und sie sahen wohl, daß ihr Geschlecht mit ihnen ausstürbe. Endlich aber erfuhren sie, ich weis aber nicht auf was Art, daß sich eine Frauensperson im Himmel aufhalte. Als sie sich nun mit einander berauschlaget, so wurde beschlossen, daß einer unter ihnen, **Sogouaho** oder der **Wolf** genant, sich hinauf begeben sollte. Das Unternemen schiene unmöglich zu seyn; allein die Vögel des Himmels vereinigten sich zusammen und führten ihn hinauf, indem sie ihm mit ihren Leibern einen Sitz machten und sich einander unterstützten. Als er daselbst angekommen war, so erwartete er an dem Fusse eines Baums die Zeit, in welcher diese Frauensperson ihrer Gewonheit nach ausgehen und aus einem nahe bey dem Orte seines Aufenthaltes gelegenen Brunnem Wasser schöpfen würde. Die Frauensperson ermangelte auch nicht, sich gewöhnlicher massen einzufinden. Der auf sie wartende Fremdling lies sich mit ihr in ein Gespräch ein, und machte ihr ein Geschenk von Bärenschmalze, wodon er ihr zu essen gab. Eine vorwitzige Frau, die sich gerne in ein Gespräch einlässet, und Geschenke annimt, machet den Sieg eben nicht lange zweifelhaft. Diese nun, ohngeachtet sie im Himmel war, begieng eine Schwachheit und lies sich verführen. Der Herr des Himmels wurde dessen gewar, und jagte sie voller Zorn weg und stürzte sie herab. Aber indem sie fiel, nahm sie die Schildkröte auf ihren Rücken, auf welchem die Fische und die Fische aus Thon, den sie aus der Tiefe des Meeres holten, eine kleine Insel baueten, welche sich almählig vergrößerte und diejenige Gestalt bekam, worin wir noch jeso unsere Erde erblicken. Diese Frau hatte zwey Kinder, die sich mit einander schlugen. Sie führten ungleiche Waffen, deren Stärke ihnen unbekant war. Diejenigen, deren sich der eine bediente, waren beleidigend, des andern seine aber konten keinen Schaden thun, daher wurde er gar bald gerödtet.

Von dieser Frau sind alle die andern Menschen durch eine lange Folge der Geschlechter entsprossen, und dieses sagen sie, ist um so mehr eine besondere Begebenheit, weil sie zur Unterscheidung der drey iroquoisschen und huronschen Geschlechter, nemlich des Wolfes, des Bären und der Schildkröte, den Grund gelegt. Diese sind vermittelst



ihrer Namen gleichsam als eine unauslöschliche Ueberlieferung anzusehen, welche ihnen ihre Geschichte der ersten Zeiten allemal vor Augen stellet.

Ob nun wol das lächerliche dieser Fabel Mitleiden verursacht, so ist sie doch bey weitem so abgeschmackt nicht, als diejenigen Fabeln sind, welche die sonst so klugen Griechen von der Reise des Prometheus nach dem Himmel, als er da hinauf stieg, das Feuer zu entwenden, oder von der Wiederherstellung der Welt durch den Deucalion und Pyrrha, erdichtet haben; welche dem Rath des Orakels zu Folge, Steine über ihre Köpfe rückwärts warfen, die sich denn in Männer und Weiber verwandelten. Inmassen der Unterschied des Geschlechts blos und allein auf die Person ankam, die den Stein geworfen hatte.

Allein so lächerlich auch diese Fabel ist, so glaube ich doch, daß man, der dicken Finsternis, womit sie umgeben ist, ungeachtet, die Wahrheit hindurch schimmern siehet. Gewis, wenn man ein wenig auf den Grund gehet, so zeigt sich die Frau im irdischen Paradiese, der Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, die Versuchung, bey welcher sie das Unglück hatte unterzuliegen, welches einige für eine Sünde des Fleisches gehalten haben, indem sie vielleicht auf die Verfälschung heidnischer Bilder gefuisset. Man entdeckt darinnen den Zorn Gottes, der die ersten Eltern aus dem Aufenhalte des Vergnügens, worin er sie gesetzt hatte, vertrieb. Dieser konnte in Vergleichung mit dem übrigen Theile der Erden, die ihnen nun aus ihrem Schoos nichts als Dornen und Disteln tragen sollte, gar wol als der Himmel betrachtet werden. Endlich kan man auch den Todtschlag Cains, den er an seinem Bruder Abel begieng, darinnen finden.

Diese Fabel hat in der Mythologie der Alten ebenfalls ihren Grund, woselbst viele Dinge, davon uns die Religion unterrichtet, vielmehr versteckt als gänzlich unbekant geworden sind. Nichts ist der iroquoisischen Fabel, welche uns die aus dem Himmel vertriebene Frauensperson vorstellet, in der That ähnlicher, als diejenigen, die uns Homer<sup>(77)</sup> von dem Falle der Atë erzälet. Atë war eine Göttin und Tochter des Jupiter. Ihr Namen giebt schon deutlich zu erkennen, daß ihre Gemüthsbeschaffenheit sehr lasterhaft gewesen. Sie war nur bedacht übels zu stiften. Zu etwas anderm war sie gänzlich untüchtig, und bey Göttern und Menschen verhaßt. Endlich brachte sie den Jupiter selbst dergestalt auf, daß er sie bey den Haren ergrif, und vom Himmel herabstürzte, auch schwur, daß sie selbigen niemals wieder betreten sollte.

Aus dieser Erzählung des Homers ist leicht abzunehmen, daß dieser Dichter die bösen Lüste, die uns zum Bösen antreiben, oder wol gar die Sünde selbst unter einem verblühten Bilde vorstellen wollen. Denn nachdem er von dieser bösen Frauensperson, welche den Erdboden mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durchstreicht und den Menschen alles ersinnliche Herzeleid anthut, eine Abschilderung gemacht; so füget er hinzu, daß ihre Schweestern, ebenfalls Töchter des Jupiter, denen er den Namen *Λιται*, das ist, die Gebete beileget<sup>(78)</sup>, ihr allezeit nachfolgen, und das von ihr gestiftete Unheil wieder gut zu machen suchen. Sie kommen aber sehr langsam nach, dieweil sie hinkend und sehr ungestalt sind. Die Gebete sind in der That, selbst nach dem Begriff der Heiden, nach begangener Sünde eines der kräftigsten Mittel gewesen, den Zorn der Götter zu besänftigen. Daß Homer selbige aber so ungestalt beschrieben, ist wol die Ursache diese, weil wenig Gebeter ange-  
troffen werden, die nicht mangelhaft seyn solten.

Ju.

(77) HOMER. Iliad. 19.

(78) HOMER. Iliad. 9.

**Justinus Martyr** <sup>(79)</sup> in seiner Aufmunterung an die Griechen, begnügt sich nicht mit dieser figürlichen Erklärung, sondern sucht zu behaupten, daß **Homer** durch die **Uré** die Sünde der aufrührischen Engel, und die gerechte Züchtigung, womit sie Gott bestrafet, indem sie augenblicklich auf ewig aus dem Paradiese vertrieben worden, beschrieben habe. Da nun dasselbe für sie eine Ursache einer unauslöschlichen Eifersucht gegen die Menschen ist, als welchen das Paradies durch die Gnade der Erlösung nicht ewig verschlossen wird; so machet es, daß sie dem menschlichen Geschlecht unaufhörliche Falschtricke des Bösen zum Verderben legen.

Weil aber **Homer** eine Frauensperson daraus machet, warum sollte man diese Fabel nicht auf den Fal der **Eva** und auf die Verbannung unserer ersten Eltern aus dem irdischen Paradiese, deuten können? **Uré**, oder **Urté** war sowol als **Evohé** ein Freudenbeschrey der **Bacchanalen**. Wenn sich nun der **Bacchanten Evohé** nach der Versicherung des **Clementis Alexandrini** auf **Eva** deuten läßt, dessen ich zu seiner Zeit mit mehrerm gedenken werde; so wird **Uré** ebenfals der Name seyn, wodurch **Eva** bey den Festen der Barbaren, von welchen **Homer** diese Fabel hergenommen, angezeigt wurde.

Die schwimmende Insel, welche sich eben gegenwärtig befunden, um die aus dem Himmel gestürzte Frauensperson aufzunehmen, hat mit der Fabel von der **Laroné** ebenfals ziemliche Gemeinschaft. Diese, als sie durch die Schlange **Python** verfolgt wurde, und sich nirgends reiten konnte, flohe von den **hyperboräischen** Landen in Gestalt einer Wölfin bis nach dem **Archipelagus**, sprang ins Meer, und wurde von der Insel **Delos** aufgenommen, welche der Zeit zwischen zweien Gewässern schwam und an dem Eidschwure, den die Erde gethan, ihr keine sichere Freistätte zu gestatten, keinen Antheil hatte. Diese erschien also plötzlich, rettete sie von dem Untergange, und wurde mit der Geburt des **Apollo** und der **Diana** beehret.

Wenn die **Troquoisen** ursprünglich von diesen barbarischen Völkern, wovon ich geredet, abstammen, so werden die Griechen den Stof dieser Fabel von ihnen entlenket haben. Denn sie konnte unter den **Lyciern** deshalb in Ansehen stehen, weil dieselben dem **Apollo**, der daher den Beinamen **Lycius** bekommen, einen besondern Gottesdienst gewidmet hatten.

Vielleicht entdeckt man bey noch weiterer Nachforschung, daß diese Fabel sich auf ein anders Symbolum der heidnischen Theologie gründete. Man siehet auf alten Denkmalen eine Schildkröte bey den Füßen des **Hypocrates**. **Pausanias** <sup>(80)</sup> sagt: daß er zu **Elis** eine schöne Bildseule der irdischen oder himlischen **Venus**, deren Füße an den Rücken einer Schildkröte ruheten, wie auch noch eine andere Seule der irdischen **Venus** gesehen, die mit ihren Füßen auf einem Bocke gestanden. Er gestehet aber ganz aufrichtig, daß ihm die Bedeutung dieser Geheimnisse unbekant wäre. **Plutarch** <sup>(81)</sup> hat zwar eine Erklärung davon geben wollen, und saget, daß die Schildkröte, die ihr Haus beständig mit sich fñret, bedeute, daß die Weiber sich in ihren Häusern aufhalten sollen, indem ihnen die Sorge der Wirtschaft anvertrauet sey. Man siehet aber leicht, daß dieses ein moralischer Verstand ist; den **Plutarch** selbst aus seinem Gehirn gesponnen, welcher mit den Zeiten der ersten Erfindung dieser symbolischen Theologie nicht übereinkommt. Denn in damaligen Zeiten beschäftigten sich die Weiber nicht mit spinnen innerhalb ihren vier Pfalen; sondern fast alle Weiber der Barbaren bearbeiteten die Erde, sam-

(79) JUSTIN. Cohort. ad Graecos p. 28.

(80) PAUSANIAS Eliac. 2 p. 173.

(81) PLUTARCH. de coniug. praecept.



samleten Holz zur Feurung, und hatten ausserhalb Hauses eben so viel Verrichtungen, als ihre Männer.

Vielleicht würde es natürlicher seyn, wenn man davor hielte, daß die Alten dadurch anzeigen wollen, daß der unter dem Bilde der uranischen Venus vorgestellte Gott Urheber der, durch die Schildkröte abgebildeten, Uebereinstimmung der Welt sey. Die Schildkröte war ein Sinbild dieser Harmonie; und des Apollo Leier war von einerley Bedeutung, wie ich weiter unten mit mehrern zeigen werde. Vielleicht wolten sie auch damit so viel sagen, daß der Ursprung des auf der Erden geschaffenen Menschen dennoch götlich sey, und vom Himmel abstamme. Welches um so wahrscheinlicher ist, da die Schildkröte, welche, wie sie vermöge ihrer Fruchtbarkeit ein Symbolum der Fortpflanzung, also auch zugleich der Erde und ihres Elements seyn konnte; auf gleiche Art wie, der Auslegung des Kirchers <sup>(82)</sup> zu Folge, der Frosch ein Symbolum des Wassers, die Ender der Luft, und die Schlange des Feuers war.

Die Brachmanen haben in der ostindischen Religion eine Ueberlieferung von ihrem Gotte Witschnu, der in eine Schildkröte verwandelt worden, und wovon sich in ihren Pagoden viele Bildseulen finden. Sie sagen: daß die Welt durch den Umsturz eines Berges, dessen so schwere Last sie nicht ertragen können, almählig in den Abgrund gesunken, alwo sie ohnfehlbar würde untergangen seyn, wenn Witschnu, der der wohlthunende Gott ist, sich nicht in eine Schildkröte verwandelt und selbige mit seinem Rücken unterstützt hätte. Auch die Chineser machen aus einem fliegenden Drachen eine Gottheit, welchen sie den Geist oder den Schutzengel der Luft und Berge nennen, und den man in ihren Tempeln mit der Decke einer Schildkrötenschale gemalt anruft. Den Ursprung dieses Drachens \*) schreiben sie einer Schildkröte zu, und sagen, daß er die Welt unterstütze, als welche gänzlich auf ihm ruhe.

Der Stof dieser Fabel ist durchgängig einer und eben derselbe, und beweiset, daß die Schildkröte ein Sinbild derjenigen alten Religion gewesen, welche die Völker, so bald sie selbige nicht mehr verstanden, in anderer Kleidung vorstellig gemacht haben. Aus dieser Ursache ist es ohne Zweifel geschehen, daß die Troglodyten eine heilige Ehrfurcht vor die Schildkröten hegeten, welche sie sich nicht zu essen getraueten, auch um deshalb ihre Nachbarn, die Kelenophager, verabscheueten, weil sie sich davon nähreten <sup>(83)</sup>.

Die Wilden haben auch insgesamt einige Kenntnis von der Sündflut, die, da sie, wie selbst die Vernunft, dem Unterrichte des Glaubens gemäß, uns solches schließen läßt, allgemein gewesen, eine viel zu besondere und zu merkwürdige Begebenheit ist, daß man nicht bey allen Nationen Spuren davon antreffen solte; die unterschiedene Art aber, womit sie die Aufbehaltung der Wiederhersteller des menschlichen Geschlechts erzählen, ist eben so sehr, als die von den Ueberschwemmungen des Deucalions und Ugyges, mit Fabeln vermischt.

Man

(82) ATH. KIRCHERVS in Oedipo Tom. 2 Class. 9 p. 451.

(83) PLIN. lib. 2 cap. 10.

\*) ATHAN. KIRCHERVS *Chin. illustrata* p. 177 col. 2. Draco volans, quem spiritum aëris et montium dicunt Sinæ) testudinis scuto rectus, conspiciendum se exhibet, quam fabulam a Brachmanibus mutuati aiunt, mundum

Draconi seu serpenti ex testudine nato, uti in sequentibus fule aperietur, insistere, quæ omnia tot tantisque fabulis differentibus inuoluunt, ut vix ipse sese inde extricare queant.

Man trifft gleichergestalt bey einigen Völkern die Spuren einer sehr alten Schöpfung an, nach welcher sie sich überreden, daß die Welt auf eben die Art, wie sie ehemals durch die Sündflut überschwemmet worden, am Ende der Zeiten durch das Feuer verzehret und in ein gänzlichendes Nichts verwandelt werden solle. Von dieser Meinung der Alten hat uns Ovidius <sup>(84)</sup> ein schönes Zeugnis in folgenden Zeilen hinterlassen.

Esse quoque in fatis reminiscitur (*Jupiter*) affore tempus,  
Quo mare, quo tellus, correptaue Regia coeli.  
Ardeat, et mundi moles operosa laboret.

Den Wilden überhaupt ist ebenfalls nicht unbekant, daß sie in den Ländern, welche sie gegenwärtig bewonen, Fremdlinge sind. Sie sagen, sie wären von der Westseite, nemlich aus Asien gekommen. Die agnischen Iroquoisen versichern, daß sie unter Anführung einer Frau, Namens Gaihonariosk lange Zeit herum geirret. Diese Frau hätte sie im ganzen nördlichen America herum geführt, und hernachmals an den Ort, wo gegenwärtig die Stadt Quebec liegt, gebracht. Als sie aber die Gegend sehr uneben, auch vielleicht wegen der Kälte zu unbequem gefunden; so habe sie sich zu Agnie, dessen Himmelsgegend ihr sehr gemässigt und das Erdreich zum Anbau tüchtig geschienen, niedergelassen. Hierauf habe sie die Ländereien zur Beartung ausgetheilet, und also den Grund zu einer Colonie gelegt, die sich seit der Zeit beständig erhalten. Dieses ist dasjenige, was die Agnier von ihrem besondern Ursprunge erzählen. Denn sie wollen von dem Ursprunge der andern vier iroquoisischen Völker etwas unterschieden seyn; auch sie selbst geben vor, daß sie nicht unter den Namen der Agnonnionni oder Hüttenbauer, den die andern führen, begriffen sind. Die Ursache ist mir unbekant; inzwischen werden sie von den Franzosen von den andern Nationen der Wilden nicht unterschieden, und man verstehet insgemein unter den Namen Iroquoisen oder Agnonnionni fünferley Völker, die von einerley Sprache fünferley Mundarten haben. Diese halten sich in dem Theile von Neufrankreich auf, der an der Morgenseite der Seen liegt, wo der Fluß St. Laurentius durchfließet, und durch Neuport und andere engelländische und französische Lande umgrenzet wird. Sie werden in die obern und untern Iroquoisen eingetheilet. Die obersten sind die Tsonnontovans, die Goyogouens und die Onnontages. Die untersten bestehen aus den Agniern und Onnejuts. Diese fünf Völker halten ihrer vielerley aus Eifersucht entstehenden Zwistigkeiten ungeachtet, dennoch sehr genau zusammen. Damit sie auch ihre Einträchtigkeit desto deutlicher ausdrücken mögen, so sagen sie, daß sie nur eine Hütte oder Cabane ausmachen, welche wir der Iroquoisen Cabane nennen.

Was den Ursprung und die Epoche der Wanderungen anbelanget, so geben uns die Wilden eben kein sonderliches Licht. In Erwartung näherer Entdeckungen, so wil ich die Beschreibung ihrer Sitten nach ihrer algemeinen eignen Beschaffenheit unternehmen, hernachmals aber mich zu der Zergliederung wenden, und mit der Abhandlung der Religion den Anfang machen.

## Zweites

(84) OVID. metamorph. lib. 1.



## Zweites Hauptstück,

### Abbildung und Eigenschaft der Wilden überhaupt.

2. Kupfer.

**E**hedem stellte man sich die Wilden als nackende ganz mit Haaren bewachsene Leute vor, die gleich den wilden Thieren in den Wäldern ohne Gesellschaft leben, und weiter nichts menschliches als ein unvollkommenes Ebenbild der Menschen an sich hätten. Als Hammon von seinem Zuge nach Carthago zurück kam, machte man sich dergleichen Begriff von dieser Nation. Denn als dieser General Befehl bekommen, durch Beschiffung der africanischen Küsten neue Länder zu entdecken, so brachte er bey seiner Zurückkunft ganz raube Häute mit, die allem Ansehen nach von Affen weiblichen Geschlechts, und zwar von solchen genommen waren, die ihrer Gestalt und Grösse nach dem Menschen am ähnlichsten sehen: wie man dergleichen auf der Insel Bornco, auf dem grünen Vorgebirge und in dem grossen Indien antrifft. Diese Felle gab er bey den Carthaginienfern für die Häute zweier wilden Weibspersonen aus, und liess sie in dem Tempel der Venus als eine ungemeine Seltenheit verwarlich aufbehalten <sup>(1)</sup>.

Es scheint nicht, daß man zu den Zeiten Carls des VI, Königes in Frankreich, diesen Irrthum abgelegt. Wie solches aus der berühmten Masquerade abzunehmen <sup>(2)</sup>, wobey einige junge Herren des Hofes ihr Leben verloren, und der König selbst in Gefahr war, durch einen wunderbaren Zufal umzukommen: wovon er nachmals allezeit einige Berrückung des Verstandes beibehalten.

Man machte sich nach der Zeit lächerliche Vorstellungen, die mit der Wahrheit keinesweges übereintrafen. Denn die Wilden haben, die Haupthaare und Augenbrauen ausgenommen, ob gleich selbige von manchen gleichfals ausgerissen werden, kein einzig Haar auf dem Leibe. Und wenn sich ja eines zeigte, so rissen sie es bey Zeiten bis auf die Wurzel aus. Als sie zum erstenmale Europäer sahen, so gerieten sie in unglaubliche Verwunderung. Denn die langen Bärte, woraus sich diese damals eine Zierde machten, kamen ihnen ungemein hässlich vor. Inzwischen wird gesagt, daß ausser den Esquimaux, von denen ich bereits geredet, noch zwey oder drey Nationen des mittägigen America angetroffen werden, die ihre Bärte wachsen lassen. Doch diese Völker sind noch zur Zeit nicht sonderlich bekant worden.

Sie werden eben so weis als wir geboren. Ihre Blösse, die Oele, womit sie sich bestreichen, die Sonne, nebst der starken Luft, färben aber mit der Zeit ihre Leiber. Uebrigens sind sie gros, und grösser als die Europäer insgemein zu seyn pflegen, wohl gewachsen, von gutem Temperament, staatlich, stark und geschickt. Mit einem Worte, sie geben in Ansehung ihrer Leibesgestalt keinem Menschen etwas nach, wenn ihnen nicht noch wol gar ein Vorzug vor andern Menschen darinnen eingeräumt werden mus.

Ihre Gemüthsbeschaffenheit und Gaben des Geistes aber sind etwas schwerer zu fassen; ja es scheint gar, daß etwas widersprechendes darinnen angetroffen werde. Der erste Anblick ist ihnen keinesweges günstig; daher diejenigen, die sie daraus beurtheilet, uns

(1) PLINIVS lib. 2 c. 67. POMPON. MELA lib. 3 c. 9.  
DES VRSINS hist. de Charles VI Année 1392 p. 93.

(2) JEAN IVVENAL













uns eine sehr nachtheilige Abschilderung von ihnen gemacht. In der That, wenn man diese von allen Dingen entblöste Menschen betrachtet, die ohne Buchstaben, ohne Wissenschaft, dem Ansehen nach ohne Geseze, mehrentheils ohne Tempel und ohne ordentlichen Gottesdienst leben, und überdieses noch an den notwendigsten Dingen des Lebens Mangel leiden; so sollte man sie dem Ansehen nach für solche Leute halten, deren Welt erst neu geschaffen und erst kürzlich aus einem Erdenklosse gebildet, oder aus den hohlen Eichen der Dodone, nach der ausschweifenden Einbildung der Heiden, hervorgekrochen. Man würde glauben, daß man sich nicht betriege, wenn man sie als grobe, dumme, unwissende und wilde Menschen abmalete, die keinen Begriff von der Religion und Menschlichkeit haben, sondern allen Lastern ergeben sind. Woraus natürlicher Weise eine gänzliche Freiheit erwächst, die weder durch die Vorstellung einer Gottheit und menschlichen Geseze, noch durch Grundsätze der Vernunft und Erziehung eingeschränket wird.

3. Kupfer.

Dem ohngeachtet ist diese Abschilderung keinesweges zuverlässig. Sie besitzen einen guten Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft, sind fähig leicht etwas zu begreifen, und von verwundernswürdigem Gedächtnis. Insbesondere aber haben sie wenigstens Spuren einer alten und erblichen Religion, benebst einer Regierungsform. In ihren Angelegenheiten denken sie richtig, und noch besser als unsere Völker zu thun pflegen. Sie erreichen ihren Endzweck durch untriegliche Mittel. In ihren Handlungen sind sie kaltfinnig und erweisen dabey eine solche Gleichgültigkeit, daß unsere Geduld dadurch ermüdet würde.

So viel den Punct der Ehre und Hoheit der Seelen anbelangt, so kommen sie niemals in Eifer, scheinen allezeit Herren ihrer Affecten und niemals zornig zu seyn. Sie haben ein erhabenes und stolzes Herz; eine Herzhaftigkeit, die alle Proben hält; einen unerschrockenen Muth; in den grausamsten Martern eine Beständigkeit, die in der That heldenmütig ist; eine Gleichheit des Gemüths, welche widrige Zufälle und üble Ausgänge nicht zu ändern vermögend sind. Unter sich selbst beobachten sie eine Art von Höflichkeit, wovon sie alle Wohlanständigkeit beibehalten. Ferner haben sie vor ihre Aeltesten eine Ehrerbietung, und gegen ihres gleichen eine solche Achtbarkeit, die verwunderungswürdig ist, und die man kaum mit der uneingeschränkten Freiheit, worauf sie so eifersüchtig sind, zusammen reimen kan. Sie sind zwar nicht schmeichelnd, und überhäufen niemand mit grossen Freundschaftsversicherungen; dem ohngeachtet aber sind sie gütig, gesprächig, und üben gegen Fremde und Elende eine solche mildthätige Gastfreiheit aus, daß sie dadurch beinahe alle europäische Nationen beschämen.

Diese schönen Eigenschaften aber sind auch mit vielen Fehlern vermischt. Denn sie sind leichtsinnig und flüchtig, Müßiggänger, im äussersten Grad undankbar, argwöhnisch, verrätherisch, rachgierig, und um so mehr gefährlicher, je mehr sie ihr Absehen verbergen und ihre Empfindlichkeit lange Zeit bey sich behalten können. Gegen ihre Feinde sind sie grausam, in ihren Ergeschlichkeiten viehisch, sowol aus Unwissenheit als Bosheit lasterhaft. Der Mangel aber, den sie beinahe an allen Dingen leiden, giebt ihnen über uns den Vorzug, daß ihnen alle Ausschweifungen der Laster, welche Ueberflus und Ueppigkeit einführen, unbekant sind.

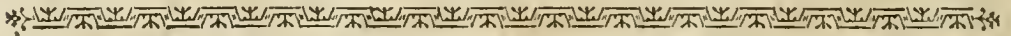
Es ist zwar an dem, daß es fremde scheinen mus, daß, da sie Verstand, Verschlagenheit besitzen, und geschickte Finger haben, womit sie verschiedene Kleinigkeiten, die ihnen eigen sind, arbeiten, sie so viele Jahrhundert verstreichen lassen, ohne eine dergleichen Kunst zu erfinden, welche die Europäer in einer solchen Vollkommenheit ausüben. An-



stat ihnen aber solches zur Last zu legen, so hat man vielleicht Ursache, ihre Mäßigung zu rümen, die sich mit wenigem begnügen, und sie noch bis jezo zum Lachen bewezet, wenn die Europäer Häuser bauen und solche Werke unternehmen, welche ganze Jahrhunderte dauern sollen; da sie doch selbst so wenige Zeit zu leben haben, daß sie oftermalen das Ende ihres eigenen Werkes kaum sehen können.

Wir würden ohne Zweifel weit glücklicher seyn, wenn wir, gleich ihnen, diese Gleichgültigkeit befäßen, nach welcher sie viele Dinge verachten, auch nicht einmal wissen, die wir doch ganz und gar nicht entberren können. Vielleicht ist auch ihr Mangel die Wirkung dieser natürlichen Faulheit, wodurch sie so achtlos werden, daß sie sich lieber eben der Vortheile entschlagen wollen, die sie doch an uns beneiden, als die gehörige Mühe, solche zu erlangen, anwenden. Dem sey nun wie ihm wolle, seit der Zeit, daß sie mit den Europäern Gemeinschaft haben, hat der Nutzen, den sie davon ziehen können, ihre Faulenzerey nicht gehemmet; sondern sie haben lieber bey ihren alten Gebräuchen bleiben wollen. Sie haben auch in der That weniger dadurch gewonnen, daß sie sich mit solchen Künsten beschäftiget, wodurch sie mehrere Bequemlichkeit des Lebens erlanget, als sie in Nachahmung unserer Laster verloren haben.

Dieses nun ist der allgemeine Character aller barbarischen Nationen in America, die uns am bekantesten seyn, die Peruvianer und Mexicaner ausgenommen, welche in Betracht der andern als gesittet angesehen werden können. Die Gemeinschaft, die sie mit einander haben, verhindert nicht, daß nicht eine jede Nation unter ihnen etwas besonders eignes habe. Es sey nun in ihrem Character, gewissen Gesetzen, oder unterschiedenen Sitten, wodurch eine vor der andern kentbar ist. Wie man in der Folge umständlicher zu ersehen Gelegenheit haben wird.



## Drittes Hauptstück, Von der Religion.

### Inhalt.

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Eingang §. 1. Vorwurf der Religion §. 2. Die Sonne ein Symbolum der Gottheit §. 3. Gottesdienst §. 4. Pyrolatrie oder Feindienst §. 5. Heiliges Feuer in America §. 6. Opfer §. 7. Bacchanalien der Alten §. 8. Gesänge und Tänze, so bey Opfern gehalten §. 9. Musicalische Instrumente §. 10. Bacchus Priester §. 11. Religionsgeheimnisse §. 12. Was dabey zu beachten §. 13. Warzeichen der Religionsgeheimnisse §. 14. Religionsübungen §. 15. Initiationes in die Religionsgeheimnisse §. 16. Deutung auf die Americaner §. 17. Initiationes der Caraiiben §. 18. der erwachsenen Mädegen §. 19. eines Kriegesmannes §. 20. eines Hauptmannes §. 21. eines Oberbefehlshabers §. 22.</p> | <p>der Incas von Peru §. 23. der merianischen Ritter §. 24. der mericanischen Könige §. 25. eines Warfagers im mittägigen America §. 26. eines Warfagers bey den Moxen und Einwohnern von Paraguay §. 27. der barbarischen Völker im mitternächtigen America §. 28. Eheurgie oder Gemeinschaft mit den Göttern §. 29. Schlußinitiation eines caraiibischen Warfagers §. 30. Merkmale des Altertums darin §. 31. Ursachen und Ursprung der Magie §. 32. Verschiedene Arten der Warfagerkunst §. 33. Begrif von der Seele §. 34. Warfagung aus Träumen §. 35. Traumfest §. 36. Warfagung durch den Enthusiasmum und was davon zu halten §. 37. Zustand der Seele</p> |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Seele nach dem Tode §. 38. Der Poeten Hölle §. 39. Aufenthalt der Seelen in der Milchstrasse §. 40. Glückseligkeit der Seelen §. 41. Metempsychosis §. 42. Merkmale des Juden-

und Christentums, so in America gefunden worden §. 43. Verehrung des Kreuzes in America §. 44. Beschlus §. 45.

§. 1.

**E**ine Religion ist den Menschen notwendig. Selbst diejenigen, die nur aus politischen Absichten, die Ordnung und das Band der Societät beizubehalten, ein sicheres Mittel verlangen, kommen darin überein, daß eine Religion hierzu am geschicktesten sey. Diese Nothwendigkeit einer Religion ist nun zu gleicher Zeit ein Beweis der Wahrheit von solcher Religion, weil sie sich auf die einstimmige Meinung aller Nationen gründet, die zu allen Zeiten einen Vorwurf ihrer Verehrung und Gottesdienstes gehabt haben. Es ist nicht wol möglich, daß diese in Ansehung der Sitten so sehr unterschiedene, und in Absicht der Art zu denken so weit von einander entfernte Völker, welche beim Gebrauche der notwendigsten Dinge dieses Lebens so mancherley Begriffe angenommen haben, in diesem Hauptumstande so einstimmig hätten seyn können, wenn nicht Gott selbst, als der Urheber und Gegenstand der Religion, die Neigung hierzu in die Herzen aller Menschen gepflanzt, und zwar zu eben der Zeit, da er sich äußerlich durch die Schönheit seiner Werke so vortreflich abgesehildert. Dieses ist dasjenige, was Lactantius <sup>(1)</sup> das Zeugnis der Völker und Nationen nennt.

Eingang.

Die Moden, die Gewohnheiten und die Lebensarten haben sich theils in Absicht der Landeseinrichtung, theils in Absicht des Privatlebens ändern können und auch ändern müssen. Und dieses rüret vom Menschen und seiner veränderlichen und unbeständigen Gemütsbeschaffenheit her. Eben diese Unbeständigkeit hat sich ja auch selbst auf die Religion ausbreiten und dabey merklich machen können. Die Unwissenheit, eine der ersten Strafen der Sünde, hat ja solcher Religion eben dadurch ein ander Ansehen geben können, indem sie Begriffe verdunkelt, welche unsern ersten Eltern klar und deutlich überliefert worden sind. Abstracte Wahrheiten, die den Begriff grober und alzuflüchtlicher Menschen zu sehr übersteigen, sind leichtlich in finliche Bilder zu verwandeln gewesen, vermöge welcher die dem Schöpfer zu leistende Verehrung der Creatur erwiesen worden. Die Kleinmützigkeit hat sich eben so viel Götzen bilden können, als sie Vorwürfe des Schreckens und Ursachen der Furcht gehabt. Die Verderbung der Sitten hat allem demjenigen, was der Unart geschmeichelt, einen Altar aufrichten müssen. Dieses alles ist noch menschlich.

Allein es ist so ferne, daß Unwissenheit, Aberglauben und Verdorbenheit der Sitten der Wahrheit nachtheilig seyn solten, daß sie vielmehr für sie ein recht starkes Vorurtheil verursachen, indem der Verwirrung ungeachtet, welche diese drey wider die Religion vereinbarte Dinge, deren Umsturz sie zu befördern suchen, angerichtet haben, dennoch der wesentlichste Artikel, welcher der Begriff von einer Religion und von einem höchsten Wesen ist, beständig und unveränderlich geblieben.

U 3

Als

(1) LACTANT. lib. 1 de falsa Religione c. 2: nec difficile sane fuit paucorum hominum prave sentientium redarguere mendacia testimonio populorum, atque gentium in hac vna re non dissidentium.



Als der Urheber der Natur den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, so legte er so fort den Begriff von ihm selbst, auf eine unauslöschliche Art, in die wildesten Herzen und in die unangebauesten Gemüther. Dieser Begriff wird durch alles das merklich, was in uns einen Beweis von unsrer Schwachheit giebt. Selbst unsre Abhängigkeit, unser Unvermögen, unsre Ausschweifung, die allemal durch eine natürliche und auf das Licht der Vernunft und des Gewissens sich gründende Aufrichtigkeit bestritten wird, sind uns behülfflich, daß wir uns über uns selbst erheben, und außer uns einen Meister suchen, der unserm Elende nicht unterworfen sey.

Die Atheisten suchen vergeblich sich in ihrem Unglauben dadurch zu stärken, wenn sie sich überreden, daß die barbarischen Völker aus sich selbst keinen Begriff von der Religion haben, und daß der Ursprung des Gottesdienstes dem Kunstgriffe der Gesetzgeber zuzuschreiben, welche sich der Völker Dummheit und abgeschmackte Leichtgläubigkeit dazu bedienet hätten, ihnen Dinge zu überreden, die vermögend sind, ihre Gemüther durch die Furcht in Schranken zu halten; daß aber die Philosophen und andere kluge Männer, als bey welchen sie mit Gewalt eine geheime Gottesleugnung antreffen wollen, sich, solches zu glauben, wohl gehütet haben, ungeachtet sie selbst von der Religion mit den schönsten Ausdrücken geredet hätten.

Dieses heisset von den Weltweisen nur obenhin gedenken und reden, anstatt daß man von ihnen nach den Gründen urtheilen sollte, die sie uns vorlegen. „Es ist ein gewisses untrüglisches Zeugnis von der Wahrheit einer Sache, wenn sie die ganze Welt für wahr hält, sagt Cicero <sup>(2)</sup> und Seneca <sup>(3)</sup>. Und so ist der Begriff von einem göttlichen Wesen beschaffen, welcher in aller Herzen tief eingegraben ist. Denn es ist nicht eine einige Nation anzutreffen, welche, so gesetz- und sittenlos sie auch seyn möchte, nicht Götter glauben sollte.“

Alle Barbaren und alle Wilden geben uns in der That hierbey einen Verweis, und zugleich einen Beweisgrund an die Hand, wogegen nichts eingewendet werden mag. Von derjenigen Metaphysik wissen sie zwar in Wahrheit nichts, welche ihnen der Baron Hontan <sup>(4)</sup> in seinen Gesprächen beilegen wil, in welchen er einen Wilden von der Religion, jedoch auf eine solche Art redend einführet, daß er daraus selbst wider die Religion den Schluß machet. Alle seine Vernunftschlüsse, die er ihm in den Mund leget, rühren aus seiner eignen Erfindung her, und man entdeckt darinnen ohne Mühe einen von denjenigen Freigeistern, die bey unangenehmen Wahrheiten sich die Ohren zustopfen und gerne sehen, daß jederman eben so wenig, als sie, aus der Religion machete.

Ob nun zwar die Wilden diese Tieffinnigkeit und Spitzfindigkeit, die ihnen dieser Schriftsteller beileget, eben nicht haben; so ist doch auch diejenige viehische Dummheit bey ihnen nicht anzutreffen, welche ihnen die, so zuerst ihre Lande betreten, beimessen wollen. Denn als diese weder Tempel noch Altäre, weder Götzen noch gottesdienstliche Gebräuche, ihrer Einbildung nach, unter ihnen antrafen; so urtheilten sie, wiewol sehr unrichtig, daß ihr Verstand nicht weiter als ihre Sinne reichete; und hielten auf eine gar zu übereilende Weise davor, daß, da sie wie das Vieh, ohne die geringste Erkenntnis von einem andern Leben dahin giengen, sie weder einem sichtbaren noch unsichtbaren Dinge göttliche Ehre erzeigten,

(2) CICERO de natur. Deor. lib. 1.

(3) SENECA *Epist.* 117: Veritatis argumentum est aliquid omnibus videri: tanquam Deos esse; quod omnibus de Diis opinio insita est: nec vlla Gens vsquam est adeo extra leges moresque posita, vt non aliquos Deos credat.

(4) Dialog. du Baron de la Hontan et d'un Sauvage.

zeigten, sondern daß sie ihren Bauch zum Gotte machten, und alle ihre Glückseligkeit ans gegenwärtige Leben einschränkten.

Man würde gewis eine andere Sprache geführt haben, wenn man weniger geübt hätte, Erzählungen in die Welt auszustreuen und solche Entdeckungen bekant zu machen, wodurch man Ehre einzulegen vermeinet. Ich habe schon gesagt, der erste Anblick ist zuweilen betrieglich. Man mus sich nicht so gleich in die ausführliche Erzählung der Sitten und Gebräuche eines Landes einlassen, wovon man noch keine aufgezeichneten Nachrichten hat: zumalen wenn man die Sprache desselben nicht verstehet. Eine Wissenschaft, die lange Zeit erfordert, und selbst vielen unbekant ist, die solche recht inne zu haben vermeinen. Wenigen ist der Nachdruck der Redensarten, die sie doch selbst gebrauchen, bekant, wenn sie nicht bis zum Ursprunge der Wörter hinab steigen, und die Wurzel und mancherley Wortfügungen entdecken.

Der Wilde lästet sich wenig in Widerspruch, was die Religion anlanget, ein. Er gestehet gar leicht alles dasjenige zu, was in der Vernunft gegründet ist: dem ungeachtet aber ist er deshalb nicht gesitteter, wenn er dazu keine Neigung hat; und er legt gar deutlich an den Tag, daß er vielmehr aus Unordnung der Sitten, so eine Wirkung der menschlichen Schwachheit und der Grund des freiwilligen Unglaubens ist, als aus einer, auf Ermanglung des Lichtes und Erkenntnisses sich steifenden, Hartnäckigkeit sündige. Dieses wird noch weit merklicher aus den Spuren der Religion, die sich noch in ihren Gebräuchen finden, und aus den Ueberbleibseln ihrer Ueberlieferungen erhellen.

Die gesamte Anlage der alten Religion, welche bey den Wilden in America angetroffen wird, ist eine und eben dieselbe als der Barbaren ihre, die zuerst Griechenland inne gehabt, und sich hernach in Asien ausgebreitet. Es ist eben dieselbe, die die Völker hatten, so dem Bacchus in seinen Feldzügen folgten; und endlich eben dieselbe, welcher hernachmals die ganze heidnische Mythologie und griechische Fabeln zum Grunde diene.

Wenn Strabo (\*) von den Cureten und Corybanten redet, welche man von dem Gefolge des Bacchus und der Mutter der Götter zu seyn geglaubet, so untersucht er, welches der Ursprung dieser Völker seyn möchte. Da er nun das ihm warscheinlichste davon angeführet, so scheint es, als ob er sodann die Meinung faren lasse, daß es nemlich ein besonderes Volk gewesen, damit er sich der Meinung derer Schriftsteller nähern möge, welche die Geschichte von Creta und Phrygien geschrieben, und die aus den Cureten und Corybanten Schußgeister und zu dem Dienste der Götter gewidmete Diener machen. Hiernächst giebt er sich Mühe, zu beweisen, daß alles dasjenige, was man davon erzälet, zur Theologie gehöre, wovon er den wahren Verstand zu erklären suchet.

Diese Abhandlung des Strabo ist zwar sehr ausgesucht und artig, zugleich aber auch durch die Menge und Vielheit der Meinungen derer, die von dieser Sache geschrieben, sehr verwickelt. Inzwischen scheint es doch, als ob man gar recht mit ihm schließen könnte, daß alles das, was man davon samlen können, einen wesentlichen Zusammenhang mit der Religion habe: daß es ein vollkommenes Lehrgebäude und ein kurzer Inbegriff der ganzen Religion sey, die den Menschen durch diejenigen, die die ersten Pflanzungen und ersten Anbauungen in den verschiedenen Theilen der Welt errichtet, mitgetheilet: daß diese ganze

(\*) STRABO lib. 10.



ganze Religion in den Orgien \*) in den Geheimnissen des Jupiters, Apollo, des Bacchus, der Hecate, der Mutter der Götter und der obern Göttinnen enthalten sey: daß dasjenige, was man Ciryren, Saunen, Pans, Satyren, Silenen, Cureten, Corybanten, ideische Dactylen, Cabyren, Telchinen, Salier, Sabazier, Mufen, Bacchanten, Mänaden, Mimalleniden, Nymphen und Najas den nennete, nichts anders als verschiedene Namen der Bedienten gewesen, die bey dem Dienste der Götter gebraucht wurden: Namen, die verschieden waren, entweder wegen Mannigfaltigkeit des Standes dieser Bedienten, oder wegen den verschiedenen Sprachen mancher Völker, welche entweder einerley, oder beinahe eben dieselben Religionsübungen hatten. Dem zu Folge kan man leicht begreifen, wie man nicht allein auf der Insel Creta, auf den archipelagischen Eilanden, in Phrygien, Thracien, Kleinasien, auch zu Colchis, in Bactrien, bis an die caspischen Thore, sondern auch in Indien, welches bey den Alten die entlegenste Grenze der bekannten Welt war, eben dieselben Gebräuche findet.

Auf diese Meinung des Strabo, die mir sehr gegründet zu seyn scheint, glaube ich, das Religionsgebäude der Wilden in America aufzurichten zu können; deren Gleichförmigkeit mit dieser alten Religion ich zugleich zeigen, und so viel mir möglich, das Chaos der Finsternis und Verwirrung auseinander setzen werde, welches eine Kette vieler Jahrhunderte, und diejenige Menge Fabeln, so uns die Griechen ausgeframet, und woraus man sich fast unmöglich heraus finden kan, eingeführt.

God hatte sich unsern ersten Eltern viel zu sehr offenbaret, als daß sie ihn hätten verkennen und ihrer Nachkommenschaft unbekant bleiben lassen sollen. Er hatte sich nicht blos damit begnügt, sich ihren Augen durch die Schönheit seiner Werke abzuschildern, und ihnen durch das Zeugnis ihres Gewissens ins Herz zu reden; sondern er zeigte sich ihnen auch auf alle ihm mögliche sinnliche Art, indem er sie entweder selbst oder durch seine Diener, die Engel, unterrichtete, auch sich mit ihnen in eben den Umgang, wie ein Mensch mit einem andern Menschen, einlies; wie uns solches die heilige Schrift zeigt, und die Unterredungen mit Adam und andern Ervätern des alten Gesetzes zuverlässig beschreiben. Durch diese Art der Mittheilungen wolte er ihr Meister seyn, indem er sich nicht nur in allen die Würde seines Wesens angehenden Vorzügen, in der ihm zu leistenden Ehrenbezeugung, unterrichtete, sondern ihnen auch die wesentlichen Stücke der Glaubensgeheimnisse, die Hoffnung einer glückseligen Ewigkeit kund that, und ihnen einen Erretter verhies, der ihnen die Thüren des Himmels aufschließen, und dem durch die Sünde verursachten Uebel abhelfen würde; ja er zeigte ihnen den Weg, den sie in Ausübung der Tugend

\*) Der Ausdruck Orgia war bey den Heiden geheiligt, und bedeutete diejenigen Dinge, die zur Religion gehörten. Man kan solche aber nicht mehr oder weniger ausdehnen. Lucianus schränkt sie blos auf dasjenige ein, was das verborgenste und unter dem Namen der Geheimnisse begriffen war. Die mehresten erklären es von den Festen und zur Ehre des Bacchus angestellten Opfern, welche eigentlich auf den Bergen durch rasende Weiber, die man Bacchanten nennete, gebracht wurden. Servius sagt: daß man anfänglich alle demjeni-

gen den Namen Orgia beigelegt, was in Griechenland Opfer, in Rom aber Ceremonien genennet wurde. Es ist warscheinlich, daß diese Benennung gleich anfänglich dazu gebraucht worden, den ganzen Körper der Religion der Völker erster Zeiten dadurch anzuzeigen, die unter den gemeinen Namen der Geheimnisse, der Isis, Cybele, des Bacchus u.s.w. begriffen. In diesem Verstande nimt es auch Strabo, und wir sind mit ihm gleicher Meinung.

gend nehmen mußten, damit sie das von ihm ihnen gesteckte Ziel nicht verfehlen möchten. Er erinnerte sie durch die Erwartung der Belohnungen, auf diesem ihrem angewiesenen Pfade fortzugehen, und suchte sie durch die Furcht der Strafe von den Lastern abzuleiten.

Die Menschen hatten also gleich anfangs deutliche Begriffe von Gott, so viel es der Zustand eines Reisenden, worin wir uns befinden, zulies: gleichergestalt hatten sie einen eingerichteten Gottesdienst, wobey ihnen Gott ohne Zweifel selbst die Gesetze, von welchen sie nicht abweichen durften, gegeben. Diese Begriffe von Gott, benebst dem Gottesdienste, waren ziemlich lange rein, und allem Ansehen nach ohne Vermischung; und Gott wurde, der Verderbnis des menschlichen Herzens ungeachtet, vor und nach der Sündflut verehret. Selbst mitten im Heidentume mußte er sich getreue Herzen aufzubehalten. Er hatte nicht unter seinem auserwählten Volke alleine seine Verehrer, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeteten; sondern auch Melchisedech, König zu Salem, Jethro, des Moses Schwiegervater, nebst dem in abgöttischem Lande gebornen Hiob, waren seine getreue, gerechte und Gott fürchtende Knechte. Die Freunde Hiobs, die gleich ihm im Heidentume geboren, doch aber auch weniger from und erleuchtet als er waren, kanten Gott nicht nur, und erwiesen ihm die schuldige Ehre; sondern man kan auch sowol aus ihren als dieses grossen Erzwaters Reden ahnemen, daß sie eine grosse Erkenntnis ihres Schöpfers hatten; daß sie von seiner Weisheit, Vorsehung und andern Eigenschaften richtig dachten; daß sie den Glauben an einen Erlöser und dessen Gnade, die Hoffnung einer Auferstehung der Todten, die Erwartung einer glückseligen Ewigkeit, Begriffe von der Tugend und Reinigkeit des Herzens, Abscheu vor den Lastern gehabt, und eine unausbleibliche Bestrafung derselben geglaubet; daß sie ein Verlangen bewiesen, Gott genug zu thun, und im Fal sie so unglücklich gewesen, ihn zum Zorn zu reizen, den schrecklichsten Züchtigungen, von deren Gerechtigkeit und Willigkeit sie überzeugt waren, durch Gebet, Opfer, Buße und andere Heilmittel zuvor zu kommen nötig erachtet. Selbst bey der Geburt Christi ließen sich mitten in der abgöttischen Finsternis Herzen finden, die vielleicht nicht unglaublich gewesen, sondern einen Erlöser des menschlichen Geschlechtes erwarteten, und nach dem Stern Jacobs, davon die Ueberlieferungen ihnen beständig aufbehalten worden, seufzten: und die sich, so bald ihnen Gott die Gnade erzeiget und ihnen dieses Zeichen eines Erlösers leuchten lassen, mit allem Fleis ihn kennen zu lernen, und ihm in ihren Personen die Erstlinge des Heidentums darzubieten, einfanden.

Wie wir nun aus der Schrift selbst diese Lehre schöpfen, so giebt uns auch eben dieselbe zu erkennen, wie die Religion dieser ersten Zeiten nebst dem Gottesdienste beschaffen war, worin die Gnadenmittel bestunden, welche die göttliche Güte, die das Heil aller Menschen verlangt, so sie nicht zu ihrem Verderben geschaffen, ihnen verordnet hatte, um zu ihrem Zweck zu gelangen.

Diese im Anfange reine Religion erlitt mit der Zeit grosse Veränderungen, von welchen man aber keine gewisse Gedenkzeit bestimmen kan. Unwissenheit und Leidenschaften richteten darinnen eine solche Vermischung an, die theils in Absicht des Vorwurfs der Religion, theils in Absicht des Dienstes dabey, theils in Absicht ihres Endzwecks, alles verwirrte. Die Begriffe von Gott wurden verdunkelt. Man fieng an, seine Werke mit ihm in Gleichheit zu setzen, und die Schönheit des Schöpfers wurde durch eine wunderliche Zerrüttung und eine betrübtte Wirkung der Sünde durch die Schönheit der Geschöpfe beinahe verlöschet, anstat daß sich die Menschen durch die Vollkommenheit des Schöpfers



pfers zu einer vollkommenern Erkenntnis leiten lassen sollen. Auf gleiche Art wurde der Gottesdienst durch den Unglauben und durch die bösen Neigungen des Herzens, welche, so zu sagen, auch so gar die Laster heiligten, verderbet. Anstat derjenigen Glückseligkeit, welche Gott dem Menschen zu seinem letzten Zweck gestecket, wälte sich dieser grobe und fleischlich gesinnete Mensch eine solche, die seinen Begierden und unordentlichen Verlangenen, das durch die Sinne und Einbildungskraft geleitet wurde, gemäß war.

Aber was vor Veränderungen sich mit der Religion auch immer zugetragen, so wurde doch der Begriff von Gott nicht dergestalt ausgelöschet, daß keine Spur davon mehr übrig geblieben wäre. Denn in was vor Irthümer und Abgötteren die Heiden auch gestürzt seyn, so haben sie sich dennoch ihren Götzen nicht dermassen überlassen, daß sie dabey die Kenntnis eines wahren und einigen Gottes, der ein Urheber aller Dinge ist, gänzlich verloren haben sollten. Auf solche Weise redet Augustinus (\*) wider den Faustus. Denn indem er diesen Keger, der zum Behuf seiner Meinung von einem guten und bösen Grunde den Rechtgläubigen zur Last legen wollen, daß sie die Einheit Gottes aus den Lehrsätzen des Heidentums genommen, widerlegen wil, so sagt er: „Faustus, oder diejenigen, die seine Schriften gerne lesen, sollen wissen, daß wir die Meinung von der Monarchie (das ist, von der Einheit Gottes) nicht von den Heiden angenommen, sondern daß die Heiden sich ihren falschen Göttheiten nicht dergestalt überlassen, daß sie den Glauben an einen einigen wahren Gott, als den Urheber der ganzen Natur, von was vor Art sie auch sey, dabey gänzlich aus den Augen gesetzt haben sollten.“ Der Irrtum der Heiden bestand also hauptsächlich darin, daß, da sie eine hinlängliche Kenntnis von Gott hatten, sie ihn dessen ungeachtet nicht als Gott verehrten: daß sie mit dem Begriffe von Gott allerhand, seiner ganz unwürdige, Dinge vermengeten: daß sie ihm die Creatur beinahe gleich achteten, und die ihm allein schuldige Verehrung entweder auf was anders richteten, oder ihm den reinen Gottesdienst, so wie er billig erwarten konnte, nicht mehr leisteten.

Wie gros aber die Zerrüttung des Gottesdienstes nun auch immer seyn mögen, so ist doch die Hauptsache desselben beinahe beständig einerley gewesen. Es giebt fast durchgängig einerley Diener der Altäre, einerley Eigenschaften der Opfer, und eben dieselbe gesetzmäßige Beobachtungen. Ja es scheinet, daß man von diesem Dienst überhaupt dasjenige sagen könne, was Procopius von Gaza (7) von den Reinigungen insbesondere saget, wenn er die im Gesetz Moses enthaltene mit den heidnischen vergleicht. Denn der Unterschied, den er zwischen beiden machet, ist dieser: daß der Juden Reinigungen den Begriff einer weit vollkommenern Reinigung mit sich führen, und sich von den Reinigungen der Griechen und Heiden darin unterschieden, daß die letztern gewont gewesen, bey ihren Reinigungen Zauberen zu gebrauchen, und sich des Salzes, Lorbeern, Gerste, Seewassers, und des Ganges durchs Feuer, als Dinge, welche der Aberglaube veranlasset, dabey bedienten.

Wenn man den Geist fremder Religionen noch mehr erforschen wil, so wird man darinnen emblematische Bilder antreffen, die uns die Hauptpuncte des Glaubens und

Offen-

(6) AUGUSTIN. *lib. 20 contra Faustum c. 19.* Discat Faustus, vel potius illi, qui eius litteris delectantur, monarchiae opinionem nos ex gentibus non habere, sed gentes non vsque adeo ad falsos Deos esse delapsas, ut opinionem amitterent vnus veri Dei, ex quo est omnis qualiscunque natura.

(7) PROCOPIVS GAZAEVS in Deite-

ronomi.

Offenbarung, die sie von einer alten Ueberlieferung erhalten, obgleich etwas verworren, anzeigen. Man wird darinnen Grundsätze einer überaus klugen Moral bemerken; daß man also aus den Grundlagen dieser Religionen, so fehlerhaft und ungestalt sie auch seyn mögen, wie einen Beweis hernemen kan, daß sie sich auf die wahrhaftige eingepropfet; indem sie dieselbe verschlimmert und so geändert haben, daß sie unkentlich gemacht worden.

§. 2.

Weil Gott ein unendliches Wesen ist, so hat man davon keinen eigentlichen und Wortwurf der vollständigen Begriff, der die Hoheit und Vortreflichkeit seines Wesens erreichte, geben religion. können. Der umgrenzte und eingeschränkte menschliche Verstand hat die Unendlichkeit seiner Eigenschaften nur auf eine unbestimmte Weise unter einen einigen Gesichtspunct bringen können. Er ist genötiget worden, eine Art von Theilung vorzunehmen, und ein Wesen, welches einfach und unzertheilt ist, gleichsam Stück vor Stück, wenn ich so reden darf, vermittelst der verschiedenen ihm beigelegten Namen vorzustellen, davon ein jeder nur einen Theil seiner Vollkommenheiten, und noch dazu auf eine unvollkommene Art, bemerkt.

Die Oberherrschaft unserer Einbildungskraft und Sinne erlaubt uns nicht, Gott anders als im Sinbilde, wie Paulus <sup>(8)</sup> redet, anzusehen. Sie hat eine Art der Nothwendigkeit verursacht, uns selbigen unter finlichen Bildern zu zeigen, welche so viel Symbola seyn möchten, die uns zu ihm hinauf führen solten, wie uns ein Gemälde von demjenigen eine Vorstellung machet, wovon es eine Abschilderung ist. Diese symbolische Vorstellungsarten sind nach den unterschiedenen Begriffen, die man sich davon gemacht, unendlich vermehrt worden. Damit aber die Religion ehrwürdiger gemacht würde, so hat man sie durch Einhüllung in allerhand geheimnisvolle Begriffe verdunkelt. Denn weil die Unwissenheit dem gemeinen Volke zum Antheil anheim gefallen, so waren diese geheimnisvolle Begriffe in der Folge der Zeit nur denen verständlich, die sich in geringer Anzahl dem Dienste Gottes gewidmet, und unter deren Händen die Religion gleichsam verwaschen niedergelegt worden: und diese selbst säumeten nicht, diese Begriffe zu verändern, und das, was sie gleich den andern nicht wußten, zu verlästern; so daß die Religion lauter Verwirrung war.

Unter den Alten trieben die Egypter diese hieroglyphische Wissenschaft weit höher als andere Völker: wodurch aber hernachmals bey ihnen eine grosse Religionsverwirrung angerichtet, und selbige so ungestalt wurde, daß sie Gelegenheit gaben, von ihnen zu glauben, daß sie auch so gar die Zwiebeln in ihren Gärten anbeteten. Die Egypter (ich rede von denen, die nach der Sündflut gelebet,) sind inzwischen nicht die ersten Erfinder dieser symbolischen Wissenschaft, daß man sich von ihnen die Vorstellung machen solte, als ob sie solche ohne Ausnahme allen Nationen mitgetheilet. Man hat vielmehr Grund, wenn man den Ursprung davon andern barbarischen Völkern zuschreibt; denn es rühmten sich die ersten Creter <sup>(9)</sup>, daß die mehresten Götter unter ihnen geboren wären, und sich durch die vielen den Menschen erwiesenen Wohlthaten unsterblich gemacht hätten. Sie rühmten sich ferner, die ersten gewesen zu seyn, den zur Ehre der Götter eingeführten Dienst, die Opfer und Gebräuche der Geheimnisse angeordnet zu haben, welcher sich hernachmals von ihnen auf alle andere Völker ausgebreitet.

(8) 1 Cor. 13, 12.

(9) DIODOR. SICVL. lib. 5 bibl.



Unter allen uns bekanten sowol ost- als westindischen Religionen möchte wol keine einige anzutreffen seyn, die nicht hieroglyphisch, und deren Theologie nicht voller Sinbild-der seyn sollte: welches denn zu Unterstützung meiner Mutmaßung dienet, die ich zu seiner Zeit mit mehrern vorstellig machen werde; daß nemlich selbst unsere erste Eltern vor nötig erachtet, die göttlichen Dinge durch eine geheimnißvolle Sprache zu erheben. Zu welcher denn die menschliche Eitelkeit hernachmals vieles von den ihrigen hinzugesetzt; daß also die Religion mit einer Menge abgeschmackter Fabeln unendlich vermischet worden.

Aus den übrig gebliebenen Schriften der heidnischen Weltweisen erheller, daß der Begriff, den sie sich von Gott gemacht, darin bestand, daß er ein über alles erhabenes Wesen, und ein durch Himmel und Erde ausgebreiteter Geist sey, der alles belebe und durch seine Gegenwart alles erhalte, die Ursache aller Fortpflanzung sey, und die Fruchtbarkeit allen Dingen mittheile: daß er eine reine, lebendige und allezeit wirkfame Flamme, daß er eine unendliche Weisheit sey, deren Vorsehung ohne Unterlas über alles mache und sich über alles erstrecke. Mit einem Worte, daß er ein Wesen sey, welchem sie in Ansehung der Hoheit zwar verschiedene Namen beigelegt, welche doch, da sie einige seiner unendlichen Vollkommenheiten vorstellig machten, allezeit das Kennzeichen dieses unumschränkten Eigentums anzeigten, das bloß und allein dem unumschränkten Herrn und obersten Beherrscher aller Dinge zukömmt.

Mit diesem Begriffe der Alten komt derjenige der abgöttischen Völker, die noch bis jezo bekant sind, völlig überein. Die Worte ihrer Sprache zeigen offenbar ein über alles erhabenes Wesen an. Nicht nur die gesitteten Nationen haben dieses Merkmal der Erkenntnis eines höchsten Wesens; als da ist bey den Chinesern der Tien Chu, das ist, der Herr des Himmels; und der Kang Ti, der oberste Kaiser und Herr; bey den Indianern der Kertar, derjenige, der alle Dinge gemacht, und der Serjanhar, der Schöpfer der Welt; bey den Einwohnern in Peru der Pachacamay, oder das höchste Wesen, und der Viracocha, der Gottschöpfer; sondern es sind auch eben dieselben Spuren bey allen denen Nationen anzutreffen, die man für Barbaren hält. Ueberhaupt alle Amerikaner, sie mögen nun ein herumsehendes Leben führen, oder an einem Orte beständig wonhaft sey, haben ebenfals lebhaft und nachdrückliche Ausdrücke, die nichts anders als einen Gott bedeuten können. Sie nennen ihn den grossen Geist, auch oftmalen den Herrn und Urheber des Lebens. Auch so gar unter den Outaouaks, welche doch unter allen Völkern am dümmesten zu seyn scheinen, bemerkt man, daß sie in ihren Ausrufungen und Benennungen ihn oftmalen den Schöpfer aller Dinge nennen.

Ja, einige Nationen scheinen so gar sich zu überreden, daß dieses höchste Wesen einigermassen durch den Rnal des Donners mit ihnen rede. Johann de Laet <sup>(10)</sup> sagt: daß die mittägigen Amerikaner dem Donner in ihrer Sprache einen Namen beilegen, welcher nach der unsrigen so viel als die Stimme oder der Klang der höchsten Gürtreflichkeit bedeute. Diejenigen, die zuerst diese Lande bereten, versichern uns auch in der That, daß wenn sie mit diesen Barbaren von Gott redeten, und ihnen einen Begriff davon beibringen wolten, so hörten sie selbige unter einander sagen: daß dieses Tonpan <sup>(11)</sup> sey \*), welches Worts sie sich bedienen, wenn sie den Donner benennen wollen: eben

(10) IOH. DE LAET Ind. occid. lib. 15 c. 2. fil. c. 16.

(11) JEAN DE LERRY hist. de Bra-

\*) Der Pater Anton Ruiz, in seiner Erzählung von Paraguay und einiger andern Völker in der

eben als die Kinder *Israel*, die, als *Gott* durch die Stimme des Donners und Blüthes mit ihnen redete, voller Schrecken waren, und zu *Mose* sprachen: las *Gott* nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben <sup>(12)</sup>. Man siehet auch dieses arme Volk <sup>(13)</sup>, wenn sie die Näherung eines Gewitters merken, voller Furcht und Schrecken nach ihren Cabanen zu eilen, um ihr Feuer herum kauern, ihre Ellbogen auf die Knie stützen, und mit den Händen ihre Gesichter bedecken. In dieser Stellung weinen sie, und hören nicht auf ihre Furcht zu erkennen zu geben, bis das Gewitter gänzlich vorüber gegangen: weil alsdenn, wie sie sagen, derjenige, der seine Stimme so stark erhebet, sehr wider sie aufgebracht ist, und sie zu verderben drohet. Die mittägigen *Americaner* fürchten sich nicht weniger ungemein vor dem Gewitter. Wenn man sie aber fragt, was es sey? so sagen sie: daß es gewisse Arten von Menschen wären, die solche Flügel hätten, als man der *Pfische* oder den Sommervögeln beileget, und deren Stimme dem Getöse gleich komt, so sich hören lästet. Der mehresthe Theil unter ihnen aber glaubt, daß es eine Art von einem außerordentlichen Vogel sey. Welches denn eine Folge von den ängstlichen Begriffen der Heiden ist, die den Adler dem *Jupiter* geweiht hatten, und ihn als dessen getreuen Bedienten vorstellten, dem die Besorgung der Donnerkeule aufgetragen worden.

Der bey den *Taraiben* unter dem Namen *Chemün*, bey den *Algonquinen* unter dem Namen *Manitou*, und bey den *Suronen* unter dem Namen *Otki* bekante grosse Geist, ist auf eine solche sonderbare Art bezeichnet, die sich durch das Wort *Areskovi* bey den *Suronen*, und *Agriskové* bey den *Troquoisen*, blos auf ein höchstes Wesen deuten lästet. Denn diese verändern eine Art von einem fast unmerklichen *Tota* in *g*, woraus die *Suronen* einen Diphthongum machen, wenn sie dasselbe an den ersten Vocalein fügen. Die Missionarien haben die Wurzel dieses Wortes niemalsen erforschen können. Die *Troquoisen* wissen solche selbst nicht, so wenig als die *Suronen*. Und es ist eine von denen durch einen langen Gebrauch geweihten Redensarten, davon man den Ursprung nicht mehr weis, und folglich die eigentliche wahre Bedeutung nicht bestimmen kan. Weil sie sich aber dessen öftermalen in ihren Anrufungen bedienen, so hat es das Ansehen, als ob es deshalb eingeführet worden, um damit den *Herren* aller Dinge, oder den Schöpfer des Himmels und der Erden anzuzeigen. Als eine gewisse *huronsche* Frau von einem Missionarius von den Vollkommenheiten *Gottes* unterrichtet wurde, schrie sie mit einer Art von Verwunderung: „Ich verstehe es, und ich habe mir allezeit eingeildet, daß unser *Areskovi* eben der *Gott* seyn müsse, den du mir anjesho abmalest.“ Ich zweifle fast nicht, daß dieser *Areskovi* nicht *Aens*, oder *Mars* der thracischen Völker, seyn solte: ich werde auch nachher Ursachen anführen, so diese Mutmassungen bestätigen können.

Der Name *Chemün*, den die *Taraiben* dem höchsten Wesen beilegen, ist vielleicht eben derselbe, welchen die *Chemniter* dem *Pan* beilegten, als den sie, nach dem *Dio-*

H 3

dorus

(12) 2 Mos. 20, 9.

(13) ROCHEFORT hist. moral. des Antilles.

Gegend des Silberflusses oder de la Plata, sagt im 10 J. daß *Toupan* oder *Toupa* (denn beides ist einlehn,) selbst der Name *Gottes* sey, so wie ihn diese Völker erkennen. Zugleich giebt er uns auch die Etymologie oder Bedeutung in ihrer Sprache. Ich wil dieses Verfassers eigene Worte

anführen; Conocieron que avia Dios, y aun en cierto modo su unidad, y se colige del nombre que le dieron, que es Tupa. La primera palabra Tu, es admiracion; la segunda Pa? es interrogacion, y assi corresponde al vocablo hebreo *Manhu*, quid es hoc, en singular.



dorus von Sicilien<sup>(14)</sup>, Chemmis nannten, und ihm zu Ehren nicht nur viele Tempel, sondern auch eine Stadt eben dieses Namens, die auch zugleich die Hauptstadt des Landes war, erbauet hatten. Wir treffen in dem Alterthume einige Beispiele von Völkern an, welchen man eben den Namen, den sie ihren Gottheiten gegeben, beigelegt. Also hat man von dem Worte Ares, welches der thracische Mars ist, andere gemacht, und damit Länder, die Stadt, den Fluss und die arejanischen Völker angezeigt<sup>(15)</sup>. Die Mendefier hatten ebenfalls den Namen ihrer Provinz, Hauptstadt und Nation, von dem Worte Mendes, so bey ihnen auch die Benennung des Pans oder Urhebers aller Dinge war, hergenommen. Iao, oder der Jupiter der Alten, ist, nach der Meinung der Gelehrten, eben derselbe als der Jehova. Es findet sich auch noch jeso in Guyanna<sup>(16)</sup>, einer Provinz des mittägigen America, ein Volk, welches man die Raos oder Iaos nennet. Bey den Floridanern<sup>(17)</sup> werden die Weissager oder Priester Iaoouas genennet, welches ein Name ist, der offenbar von Iao oder Jehova gemacht zu seyn scheint.

## §. 3.

Die sonne ein  
symbolum der  
gotttheit.

In der hieroglyphischen Theologie der Alten wurde die Sonne, auch noch vor den sabäischen Irthümern, als eines der ausdrücklichsten Bilder Gottes angesehen. Ich habe Ursach zu glauben, daß sie in den ersten Zeiten ebenfalls das Symbolum des Erretters, welchen wir noch unter uns die Sonne der Gerechtigkeit nennen, gewesen. Sie war auch das erste Geschöpfe Gottes, welches der Menschen Aufmerksamkeit reizete, und in welcher sie sich vorsetzte, den unumschränkten Herrn zu verehren, welcher, da er an und vor sich selbst nicht in die Sinne fallen konnte, doch einigermaßen durch die Kugel fühlbar wurde, die die Welt zu beselen und überall eine glückselige Fruchtbarkeit dadurch auszubreiten schien, daß sie die Schätze von Wärme und Licht, die aus ihrem Schoosse, gleich als aus ihrer Quelle, ausgehen, vertheilet.

Das auserwählte Volk verehrte in diesem schönen Gestirn Gott, welcher, nach dem Ausdruck der Schrift, daselbst seine Hütte errichtet<sup>(18)</sup>. Der Prophet David stellet uns ihn als einen Bräutigam vor, der aus seiner Kammer gehet und einem Helden gleichet, der seinen Weg läufet. Die heilige Schrift lehret uns auch, daß eben dieses Volk sich gegen Aufgang der Sonne kehrte, wenn sie den Allerhöchsten anbeten wolten: welche Gewohnheit die ersten Christen aus der Synagoge geerbet hatten, die auch noch auf uns fortgepflanzt worden, dergestalt, daß wir noch heut zu Tage in den alten Kirchen die Altäre gegen Morgen zu errichtet sehen können.

Die Sonne war dergestalt das hieroglyphische Einbild der Gottheit bey allen Völkern, daß alle Namen, die man unter ihnen den heidnischen Göttern beilegte, sich insgesamt auf die Sonne bezogen: so daß dieses Gestirn zu gleicher Zeit der Coelus, Saturnus, Jupiter, Mars, Bacchus, Apollo, Ammon, Osiris, Apis, Serapis, Adonis, Mercurius, Hercules, Vesta, Juno, Cybele, Isis, Ceres, die syrische Göttin Diana, die uranische Venus, mit einem Wort, alle Götter und Göttinnen ihrer Fabel war. Macrobins<sup>(19)</sup> in seinen Saturnalien, und verschiedene

neue=

(14) DIOD. SIC. lib. I. p. II.

LAET Ind. occid. lib. 17 c. 14.

ist zwar der 19 Psalm v. 5. 6 angeführt, es scheint aber nicht, als ob diese Stelle sich hieher schiete.

(15) HERODOT. lib. 2 n. 46.

(17) DE LAET lib. 4 c. 16.

(19) MACROB. saturn. I cap. 17 etc.

(16) DE

(18) Hier

neuere Gelehrte nach ihm, haben die Zeugnisse der Alten vortreflich zu sammeln gewußt, um dadurch diese Wahrheit, die ein Paradoxon zu seyn scheint, zu beweisen. Man kan die Beweisstümer in diesen Schriftstellern nachlesen, die ich unberüret lasse, weil ich gerne den Schein einer alzugrossen Gelehrsamkeit und Belesenheit vermeiden wolte.

Indem aber die Schriftsteller alle diese Götter mit der Sonne vermengen, so vermengen sie selbige auch dergestalt mit dem wahren Gott, daß es scheint, als ob sie am Ende alles, was sie davon anführen, auf das höchste Wesen deuten. Dieses hat dem gelehrten Gzertius<sup>(20)</sup> Gelegenheit gegeben zu sagen; „daß die alten sowol griechischen als lateinischen Dichter offenbar vorgegeben, daß nur ein einiger Gott sey, und zwar in „verschiedenen Stellen ihrer Schriften, die durch die Gelehrte sorgfältig gesammelt worden.“ Seneca<sup>(21)</sup> erkläret sich hierüber ungemein deutlich, wenn er saget: „Du kanst, „wenn es dir beliebt, dem Urheber aller Dinge in dieser Welt einen andern Namen geben; man kan ihm so viel Benennungen beilegen, als er unterschiedene Verrichtungen „hat. Die Unsrigen nennen ihn Liber oder Bacchus, Hercules und Mercurius. „Du kanst ihn auf gleiche Weise Natur, Schicksal oder Glück nennen. Denn dieses sind so viele Namen eines und eben desselben Gottes, der seine Macht auf mancherley Weise ausübet.“

Die Sonne ist die Gottheit der americanischen Völker, keines unter allen uns davon bekanten ausgenommen. Nicht nur in Peru wurde die Sonne mit einem besondern Dienst verehret, sondern die Könige betrachteten sie auch als die Urheberin ihres Ursprungs. Grotius<sup>(22)</sup> und Hornius<sup>(23)</sup> haben vorgegeben, daß die Incas des Reichs Peru aus China entsprossen wären, weil die Beherrscher sowol des einen als andern Reiches, sich Söhne der Sonnen nenneten. Ich wundere mich aber nicht wenig, daß solche gelehrte Männer ihre Meinung auf eine solche Mutmassung gründen können. Denn wenn es auch wahr seyn sollte, daß die chinesischen Kaiser sich als Söhne der Sonne betrachteten, welchem doch Johann de Laet<sup>(24)</sup> widerspricht, wie kan denn wol Männern, die eine solche Einsicht in historische Wahrheiten haben, unbekant seyn, daß es in dem Altertume den Häuptern der Völker, insbesondere orientalischer Nation, etwas gewöhnliches war? In der That, ohne von so manchen Königen und Helden zu reden, welche den Namen Jupiter, Bacchus, Hercules, oder auch wol eines Sohnes des Jupiters, des Bacchus, des Hercules u. s. w. geführt; wie viel sind nicht anzutreffen, welche sich mit dem Namen der Sonne oder des Sohnes der Sonne beehrten, wie ehemals die Incas in America gethan, und wie noch heutiges Tages ihre Abkömmlinge und die Natcher in Louisiana thun.

Auf dem berühmten Obelisco, welchen Sixtus V vor der Kirche S. Johann von Lateran aufrichten lassen, und der eben derselbe ist, welchen Hermapion ins griechische übersetzt hat<sup>(25)</sup>, wovon uns auch Ammianus einige Stücke in dieser Sprache aufbehalten, wird die Sonne ein Herr des Himmels und Schöpfer der Welt, der Mars ein Gott der Schlachten genennet; und der König in Egypten, Rameses, wird ebenfalls ein Sohn der Sonne, ein Sohn Gottes, ein himlischer und

(20) HVET. demonstrat. euang. prop. 4 cap. 10.

(21) SENECA lib. 4 de benefic. c. 7.

(22) GROTIUS in diss. de orig. gent. amer.

(23) HORNIVS de origin. gent.

amer. lib. 4 c. 16.

(24) IOAN DE LAET in notis ad diss. Hug. Grotii de origin.

gent. americ.

(25) MARSHAM in cau. chron. p. 482.



unsterblicher König, benamet. Heliodorus <sup>(26)</sup> füret die äthiopische Prinzessin Chariclea folgendergestalt redend auf: Sonne! du Urheberin des Ursprungs meiner Vorfaren. Welches fast eben so lautet als Racine <sup>(27)</sup> der Phädra in den Mund leget: \

Noble et brillant auteur d'une illustre famille,  
Toi dont ma mere osoit se vanter d'être fille,  
Qui peut-être rougis du trouble ou tu me vois,  
Soleil, je te viens voir pour la dernière fois.

Man trift auch bey den Schriftstellern noch einige alte Aufschristen an, in welchen sich Semiramis, die Königin von Babylon, eben diese Eigenschaft beigelegt, welche ausser der Pasiphäe, der Mutter der Phädra, Circe und Medea, eine die Schwester, und die andere die Tochter des Aëtes, Königes in Colchis, füreten. Hadad oder Benhadad, wovon das erste die Sonne, letzteres aber Sohn der Sonnen heisset, waren bey den syrischen Königen gemeine Benennungen. Der Ritter Marsham <sup>(28)</sup> sagt, daß die syrischen Könige ihre Namen von der Sonne, nach dem damaligen Gebrauch der morgenländischen Könige, hergenommen. Er füret den Macrobius <sup>(29)</sup> an, welcher sagt: daß die Assyrier der Sonne den Namen Hadad gegeben, die sie als eine der grösssten Gottheiten verehren, und daß dieser Name seiner eigentlichen Bedeutung nach so viel sagen wolle, als der Einige. Es ist nicht weniger gewis, daß die Könige der Perser und Parther sich mit eben diesen Namen zu beehren suchten. Daher rühret es ohne Zweifel, daß so viele königliche Residenzstädte angetroffen wurden, die den Namen der Sonne füreten; theils weil sie derselben gewidmet waren, theils auch weil sie den Fürsten zum Aufenthalte dienten, welche der Sonne die Ehre ihres himlischen Ursprunges zueigneten.

Der Huronnen Areskovi und der Iroquoisen Agriskové ist gleichfalls die Sonne, welche ihre, so wie aller übrigen Americaner, Gottheit ist. Sie geben ihr zwar noch andere Namen; doch diejenigen unter diesen Namen, welche die Gottheit am besten vorstellen, kommen der Sonne nicht zu, sondern können blos dem höchsten Wesen zugeeignet werden.

Die erste dieser Benennungen ist Tharonhiaouagon, dessen buchstäbliche Erklärung diese ist: Er befestiget den Himmel auf allen Seiten. Dieses Wort ist zusammen gesetzt von Garonhia und von Ouagon. Garonhia bedeutet eben sowol, als die Namen Jupiter und Juno bey den Alten, Gott, oder den Herrn des Himmels, den materialischen Himmel und die Luft. Mannigmal bedienen sich die Iroquoisen und Huronnen blos des Wortes Garonhia, die Gottheit dadurch anzuzeigen, und sagen bey ihren Anrufungen: Saronhiate, du, der du der Himmel bist. Ouagon heisset in der Zusammenfügung, etwas genau umarmen, es befestigen und auf allen Seiten sicher machen.

Die Bedeutung des Wortes Taronhiaouagon hat eine Gleichheit mit demjenigen, was Herodotus <sup>(30)</sup> von der Religion der Perser ansüret, welche dem Umkreis des Himmels den Namen Jupiter beigelegt. Dieses war eben dasjenige, was die Morgenländer unter dem Worte Urania verstanden, so ihre Gottheit war. Svidas er-

kläret

(26) HELIODOR. hist. aeth. lib. 15.

(27) RACINE *Phedre* et *Hypolite* act. 1 sc. 3.

(28) MARSHAM in can. chron. p. 339.

(29) MACROB. saturn. lib. 1 c. 23.

(30) HEROD. lib. 1 n. 131.

kläret uns solches bey dem Wort *ερανος*, da er saget, daß es der äußerste Umfang des Himmels sey, worin alles, was nur götlich, vereinbaret zu befinden. Herodorus hat daraus etwas mehreres, als was schlechthin materielles, gemacht, wenn er versichert, daß sie ihm den Namen Jupiter gegeben, welchen Namen die Gelehrten von dem *Jao* der Alten abgeleitet zu seyn glauben, der eben der unaussprechliche Name Jehova ist.

Der zweite ist der Name *Sarakouannentakron*, dessen buchstäbliche Bedeutung ist: er hat die Sonne angehängt. Dieses Wort ist aus zweien andern zusammen gesetzt, nemlich aus *Gerakoua*, so die Sonne bedeutet, und aus *Gannentakron*, oder *Garanentakron*, welches anbinden heisset. Vielleicht haben die Alten aus diesem barbarischen Worte *Sorakoua* das Wort *Soruis*, der der *Ägypter* *Apollo* gewesen, ingleichen das Wort *Sora* gemacht, deren sie sich bedienen, die Abtheilung in Jahreszeiten, vermittelt seines jährlichen Laufes, und in Stunden, vermittelt seines täglichen, zu bezeichnen. Bey diesen beiden Namen, *Tharonhiaouagon* und *Sorakouannentakron*, ist anzumerken, daß der Buchstabe oder das lautende *S*, so im Anfange befindlich ist, in ihrer Sprache ein charakteristischer Buchstabe sey, die dritte Person männlichen Geschlechts dadurch anzuzeigen, und anstat des Pronominis *Er* gebraucht wird. Der Buchstabe *T*, womit sich das Wort *Tharonhiaouagon* anfängt, ist ein bejahendes *T*, wie ich am Ende, wenn ich von der Sprache handle, zeigen werde. Die *Troquoisen* bedienen sich nun keines *Masculins*, ausser wenn sie *Gott* und das männliche Geschlecht unter den Menschen anzeigen wollen. Alle andere sowol belebte als unbelebte Geschöpfe, gute und böse Geister, Engel, Teufel, Thiere und Weiber, sind *Feminina*.

Die gemeinsten Namen, die sie der Sonne beilegen, sind *Sarakoua* und *Iskare*, welche weiblichen Geschlechts sind; als wenn man sagen wolte: sie ist über unsern Häuptern, von *Gar*, *Gahre* oder *Gahere*, oberwärts seyn. Den Mond nennen sie *Iskare*, durch Einschaltung des Buchstabens *S*, welcher characterisch ist, eine Wiederholung oder Verdoppelung anzudeuten: derselbe wird gebraucht, zu bezeichnen, daß, da das Tagesgestirn aufgehöret uns sein Licht mitzutheilen, so folge das Licht der Nacht, und ersehe dessen Abgang.

Gleichergestalt nennen sie auch die Sonne *Ouentekka*, Trägerin des Tages; und den Mond *Asontekka*, Trägerin der Nacht, von *Ente* Tag, *Asonta* Nacht, und *Gahaoui*, tragen. Oftermalen unterscheiden sie auch den Tag von dem Urheber des Lichtes nicht, sondern zeigen durch das Wort *Endi* oder *Enni*, welches gleichfals den Tag bedeutet, die Sonne an, und nennen den Mond *Endit'ha* oder *Ennit'ha*, als wenn man einen kleinen Tag sagen wolte. Indem die Endsylbe *t'ha* in ihrer Sprache eine Verringerung andeutet.

Ich bin fast überzeuget, daß das Wort *Bendis* von dieser iroquoisischen Wurzel gemacht sey, von welchem die alten Schriftsteller anführen, daß es nach der Sprache der thracischen Völker der Name der *Diana* gewesen, deren *Orgia* nach Griechenland und insbesondere nach *Athen*, unter der Benennung *Bendidia* oder *Mendidia* \*),

ge-

\*) *Lib. GREG. GYRALDI hist. des Dieux* p. 345 glaubt, daß man aus Versehen der Abschreiber in dem *Tacitus lib. 8. decad. 4 mendidium templum*, und beim *Strabo mendidia* finde. Es scheint aber weit wahrscheinlicher, daß man es  
1 Theil.

auf beiderley Art schreiben und sprechen können; indem die Veränderung der beiden labialium initialium gar leicht geschehen war. Die Wilden haben einen Fluss, den die *Algonquinen* *Misconsin* und die *Troquoisen* *Ullisconsin* nennen. Aus diesem  
3



gebracht worden. Endi ist, wie ich gedacht habe, die Wurzel desjenigen Wortes, welchem die Iroquoisen des Wohlklangs wegen ein ou beizufügen fast niemals unterlassen. Dieses ou ist bey ihnen anstat des Buchstabens B M, des Mitlauters U und der übrigen Lippenbuchstaben, welche bey denen Völkern, die sie gebrauchten, zu Beförderung des Wohlklangs dienen; die aber unter den Huronnen und Iroquoisen nicht üblich sind; sondern was durch die Griechen Bendi, Vendi, Mendi ausgesprochen wird, heisset bey den Iroquoisen und Huronnen ouendi. In der Zusammensetzung heisset der Tag Ouennisera, doch dergestalt, daß sich die letztern Buchstaben verlieren, damit sie dem Worte Platz machen, welches mit selbigen zusammengesetzt werden sol: daß also von den ersten nichts übrig bleibt, als Ouendis, Bendis oder Mendis, welches eben der Name der Diane nach der Sprache der Thracier ist.

Auf eben die Art, wie Bendis von dem Worte Endi oder Enni entstehen können, kan man auch mutmassen, daß Mendes, welches der Name des Pans bey den Mendesiern ist <sup>(31)</sup>, gar süglich von ouenne, ouende oder ouente, welches gleich dem Worte Endi eben sowol der Tag, oder besser zu sagen, der Urheber des Tages heisset, hergeleitet werden kan. Mendes oder Pan war bey den Egyptern der grösste und älteste unter allen Göttern, nemlich das höchste Wesen und Ursprung aller Dinge. Mendes <sup>(32)</sup> war gleichfals eine Stadt in Egypten, und die Hauptstadt einer Provinz, nach dem Herodotus <sup>(33)</sup> und Stephanus <sup>(34)</sup>. Eben diese Schriftsteller und Diodorus Siculus <sup>(35)</sup> reden auch von einer Stadt in Thracien, welche sie Mende nennen.

4 Kupfer.

Wenn diese Mutmassung richtig ist, so mus Diana alhier für die Sonne, als die wahre Ursache des Tages, nicht aber für den Mond, der nur ein geborgtes Licht hat, angesehen werden. Wir haben aber schon gezeigt, daß die Schriftsteller durch die Diana auch die Sonne verstehen, andrergestalt würden sie sich aus Mangel eines deutlichen Begriffes von dem barbarischen Worte, geirret haben; gleichwie Herodotus ebenfalls irrig gewesen seyn würde, wenn er sagt, daß die Perser die uranische Venus mit dem Namen Mithras belege, wenn er durch die uranische Venus etwas anders als die Sonne verstehen solte. Denn es ist so klar als der Tag, daß Mithra und die Sonne bey den Persern allerdings einerley gewesen \*)

Die Perser kannten in den Gottheiten keinen Unterscheid des Geschlechtes, weil sie, wie Herodotus <sup>(36)</sup> saget, nicht, wie die Griechen, glaubten, daß die Götter auf eben die Art, wie die Menschen, entstanden; sondern die Perser und andere Barbarn hatten unterschiedene männliche und weibliche Namen, Gott oder verschiedene von seinen Eigenschaften anzuzeigen. Gleichwie wir selbst uns auszudrücken pflegen, wenn wir sagen: der Allerhöchste; der Allmächtige; der Schöpfer; die ewige Weisheit; die Vorsehung; die Güte; die Barmherzigkeit; die Gerechtigkeit u. s. w. Dieses kan gar wol den Griechen

(31) HERODOT. lib. 2 n. 46 et 145.

(32) HERODOT. lib. 7 n. 123.

(33) Id.

lib. 1 n. 131.

(34) STEPHAN. *μεινός* id. *μεινός*.

(35) DIODOR. SIC. lib. 12.

(36) HERODOT. *ibid.*

diesem Beispiel siehet man dasjenige, was ich eben von der Euphonie in Ansehung derjenigen, welche die Lippenbuchstaben haben, und in Ansehung deren, die sie nicht haben, erwehnet habe.

welches der gelehrte Martin ist, *Explication de divers monumens singuliers qui ont rapport a la Religion des plus anciennes peuples* p. 231 etc. nachgelesen zu werden, woselbst er hiervon bey Erläuterung eines alten Denkmals umständliche

\*) Vom Mithras verdienen des R. P. Dom. Nachrichten ertheilet.







den Gelegenheit gegeben haben, sich hierin zu irren, hauptsächlich nachdem sie durch ihre Vergötterungen den Himmel mit Göttern und Göttinnen angefüllt.

In den ersten Zeiten stellte man die Gottheit nicht in menschlicher Gestalt vor; sondern die alten Patriarchen hatten in Gewonheit, ein Denkmal aufzurichten, oder die denkwürdigen Derter zu heiligen, die durch eine besondere Gnadenwohlthat des grossen Gottes, oder durch eine sonderliche Begebenheit, merkwürdig geworden. Diese Denkmale waren entweder Berge, welche ihnen Gott angewiesen, daselbst zu opfern, oder Altäre, oder geweihte Haine, oder mit Del begossene Steine. Auf solche Art war das Gebirge, auf welchem Abraham kraft göttlichen Befehls seinen Sohn Isaac schlachten wolte, und der Berg Sinai, worauf Moses die Gesetztafeln erhielt, bey den Juden in besonderer Hochachtung. Auf solche Art richteten die Israeliten auf Gottes Befehl, zum Andenken des Durchgangs durch den Jordan, zween Altäre, jeden von zwölf Steinen, nach der Zahl der zwölf Stämme Israel, auf. Einen erbaueten sie in der Mitte des Jordans selbst, den andern aber an dem Orte, wo sie die erste Nacht nach ihrem Durchgange stille lagen.

Als Abraham mit dem Könige von Gerar, Abimelech, ein Bündnis gemacht hatte <sup>(37)</sup>, so pflanzte er einen geweihten Hain zum Andenken dieses Bündnisses zu Bersaba; und Jacob, als er die geheimnisvolle Leiter im Traume gesehen, nam den Stein, worauf sein Haupt geruhet, richtete ein Denkmal davon auf, und gos Del darauf <sup>(38)</sup>. Der Pater Augustin Calmet, in seinen Anmerkungen über diese letztere Stelle heiliger Schrift, bemerkt sehr wohl, daß wir bey den heiligen und weltlichen Schriftstellern nichts älteres antreffen, als die Gewonheit, Denkmale zu errichten, um in den Zeiten der Helden das Andenken merkwürdiger Begebenheiten aufzubehalten. Er sagt, daß Strabo oft von denen durch die alten Helden, als dem Hercules, Bacchus, Jason u. s. w. errichteten Denkmalen rede. Er fügt hinzu, daß die Gewonheit, Steine und Böden zu salben, in dem Altertume sehr bekannt gewesen; daß Alexander der Grosse des Achilles Grabmal mit Del begossen, und eine Krone darauf gesetzt habe. Er führt den Arnobius an, der von den Steinen, die man salbe, dergestalt redet: „So bald ich einen eben gemachten und mit Del bestrichenen Stein erblicke, so küsse ich selbigen, gleich als wenn eine göttliche Kraft darinnen verborgen gewesen.“ Minutius Felix redet auch von solchen Steinen, die man mit Del bestrich und mit Kronen zierete. Und Clemens von Alexandrien sagt, daß die Alten alle gesalbte Steine angebetet. Calmet mutmasset auch, daß vielleicht daher die Gewonheit entstanden, die Altäre und Säulen der Kirchen, so eingeweiht werden, zu salben. Er bemerkt, daß, nach dem Theodoret, verschiedene fromme Frauenspersonen die Reliquienkästgen der Märtyrer und die Geländer der heiligen Derter zu salben pflegten, und zwar auf gleiche Weise, wie man in des Homers Odyssea antrifft, daß man die steinernen Sitze gesalbet, worauf sich die Könige in ihren Pallästen niederliessen und Gerechtigkeit handhabten.

Das blinde Altertum, so gewont war, alles dasjenige, was zum Gottesdienst gehörte, entweder aus Unwissenheit oder aus Aberglauben zu verkeren, machte sich aus allem, was vorher in den Schranken eines ordentlichen Gottesdienstes befindlich gewesen, einen Vorwurf der Abgötterey; daß auch Gott selbst nötig fand, alle Höhen zu verbieten, wo er doch zuvor den Patriarchen zu opfern selbst befohlen hatte. Die geheiligten Wälder und gesalbten Steine, die dem Herrn angenehme Denkmale gewesen waren, wurden

gleich-

(37) 1 Mos. 21, 31. 33.

(38) 1 Mos. 28, 18.



gleichmäßig verworfen und dem auserwählten Volke verboten; damit sie nicht, gleich den Heiden, Abgötterey damit treiben sollten, welche aus diesen mit Del bestrichenen Steinen und aus diesen geweihten Hainen Gottheiten machten, die man mit Bändern zierte und mit Opfern überhäufte.

Aber selbst nachdem der Götzendienst stark überhand genommen, und man angefangen hatte Bildseulen und Gözenbilder anstat der conischen, der pyramidalischen oder auch ungestalten Steine, welche man mit Oele salbte und in den Tempeln und Ecken der Strassen anbetete, aufzurichten; so begriffen diese Gözenbilder, welche symbolisch waren, wie es der Indianer ihre noch sind, das männliche und weibliche Geschlecht in sich, anzuzeigen, daß die Götter Urheber der ganzen Fortpflanzung wären, oder daß man sich von selbigen nicht, wie von den Menschen, eine Vorstellung machen müsse. Man unterschiede einen Apollo nicht von einer Diana, die syrische Göttin, ja selbst die cyprische Venus waren pantheistische Figuren, in männlicher Gestalt, mit einem langen Barte und in Weibeskleidern vorgestellt. Die mehresten dieser Bilder hatten keine absonderliche Gestalt, und man bemerkte an ihnen etwas von allen Göttern. So war das einige Gözenbild beschaffen, welches in dem Pantheon, so Agrippa allen Gottheiten des Heidentums zu Ehren erbauen lassen, gesehen werden konnte. Man kan hiervon dasjenige nachlesen, was Luerius <sup>(39)</sup> davon angemerkt.

Thomas Hyde <sup>(40)</sup>, in der Religion der alten Perser, zwinget sich mit aller Gewalt, aus den Zeugnissen der Saurer oder Sacerdotes, welche für ihre Nachkömlinge gehalten werden, zu beweisen, es hätten diese Völker, da sie allemal die Erkenntnis eines wahren Gottes und eines über alles erhabnen Wesens gehabt, niemals jemand anders als ihn, mit einer dem einigen Gott allein zukommenden göttlichen Verehrung, angebetet. Hingegen sey bey ihnen der Dienst des Mithra oder der Sonnen, der Sterne und des Feuers nur ein blos bürgerlicher Dienst gewesen. Niemals hätten sie dem Mithra und dem Feuer den Namen Gott beigelegt; und die ihnen beigelegene Abgötterey habe nirgends als in der Unwissenheit der Griechen und Lateiner, die ihre Verleumder gewesen, Grund gehabt. Sie hätten zwar in der That sich in die Kleinigkeit des Sabaismus zu weit eingelassen; doch sey dieses dem Dienste des wahren Gottes ohne Nachtheil geschehen, als welchen sie niemals aus dem Gesichte verloren. Es scheint auch, als ob diese Meinung des Hyde einigermaßen in dem Altertume gegründet sey. Denn obgleich Herodotus <sup>(41)</sup> und Strabo melden, daß sie der Sonne, dem Mond, den Winden, der Erde u. s. w. Verehrung erwiesen; so scheuet sich doch Strabo nicht, sich anderswo zu widersprechen, indem er versichert \*), daß Mars der einige Gott der Perser, das ist, das höchste Wesen, die Sonne aber nur dessen Symbolum gewesen.

Doch hat Hyde nicht anders als mit der größten Unbedachtsamkeit auf diese Art reden können; und man kan ein solches Vorgeben von keiner unter dem Namen der Heiden begriffnen Nation behaupten, ohne der heiligen Schrift offenbar zu nahe zu treten, als in welcher Gott so deutlich die Abgötterey der Heiden bezeichnet, und sein Volk oftermalen

(39) H V E T. demonstr. euang. cap. 10 prop. 4.  
lig. veter. Persar. cap. 1 et 4.

(40) THOMAS HYDE histor. relig. veter. Persar. lib. 1 l. c.

(41) HERODOT. lib. 1 l. c.

\*) Strabo in seiner Beschreibung, die er von Gott Mars einen Esel zum Opfer gebracht, welchen Sitten der carmanischen Völker, der Perser, fügt er hinzu, der einige unter allen Göttern der Nachbarn, gemacht, sagt: daß sie dem ist, den die Perser anbeten.







ermanet, nicht in die Tustapfen der Völker zu treten, welchen dieses fleischlich gesinnete Volk zu folgen so sehr geneigt war. Wer waren aber diese Nationen anders, als die Perser, Meder, Assyrier, Chaldaer, Egypter, Cananiter und Phönicier, mit denen sie umgeben waren, und deren Nachbarschaft ihnen alle, sowol selbigen gemeine, als auch einer jeden insbesondere eigne Irrtümer mittheilte?

Hatten die Israeliten, die durch ihre Väter unterwiesen, und noch wirklich durch Mosen, ihren Gesetzgeber, geführt wurden, der vor ihren Augen im Namen des allerhöchsten Gottes so viel Wunder gethan hatte, nicht die Kenntnis des wahren Gottes, als sie das guldene Kalb anbeteten? Und als sie nachher vor dem Moloch und der sidonischen Göttin Astarte ihre Knie beugten? Ohne Zweifel kannten sie ihn, und machten sich von seiner Göttlichkeit keinen andern Begriff, als der ihnen war beigebracht worden: gleichwol unterließen sie den Götzendienst nicht, sonder Zweifel aus der Ursache, weil sie die abergläubischen und unvernünftigen abgöttischen Gebräuche, die doch Gott selbst verabscheute, einem reinen und ihnen vorgeschriebenen Gottesdienste vorzogen.

Es ist wol wahr, daß ihre Unwissenheit, ihre Dummheit und die Verdorbenheit ihrer Sitten, in den Begriff, den sie von Gott hatten, Nebenbegriffe mit einmischen konnten, welche dem ersten Abbruch thaten, und zur Verleumdung des grossen Gottes gereichten: indem sie ihm etwas hinzusetzten, das der einfachen Beschaffenheit seines Wesens zuwider war, und ihm dahingegen etwas entzogen, wodurch nicht minder seiner Unendlichkeit zu nahe getreten ward. Was von den Juden, und insbesondere von dem gemeinen Haufen gesagt werden mag, ist mit noch weit mehrern Rechte von andern Nationen zu behaupten, die, da sie zu dem auserwählten Volke nicht gehörten, mit einer so besondern Aufsicht und mit Merkmalen eines so augenscheinlichen Schutzes nicht geleitet worden waren.

Die Menschen verfielen anfänglich auf die Verehrung des himmlischen Heeres und der Geister, die zur Bewegung der himmlischen Körper und zu Ausrichtung der göttlichen Befehle bestimmt waren. Dieser Dienst war, aller Wahrscheinlichkeit nach, in seinem Ursprunge ein wohlgeordneter Dienst, und dergestalt beschaffen, wie wir ihn gegen die reinen und dem Schöpfer unterwürfigen Geister üben. Es ist selbst mehr als wahrscheinlich, daß dieser Religionspunct, der die Erschaffung der Engel, das Heil der einen und den Fall der andern anbetrifft, ein solcher Umstand gewesen, der unsern ersten Vätern unter andern mit offenbaret worden: allmählig aber ist ein Götzdienst daraus erwachsen, der von den Geistern sich auch immer weiter und auf körperliche Dinge erstreckt hat; wie die heilige Schrift den Heiden vorzuwerfen scheint, daß sie Sonne, Mond, Luft, Winde, Feuer u. s. w. angebetet, gleich als wenn ein jedes von diesen Dingen eine Gottheit gewesen. Da war nun der Sabäismus, so wie ihn Lyde versteht, wirklich keine Kleinigkeit, sondern eine wahre Abgötterey, und ein verwirrter Haufe unsinnigen Aberglaubens.

Die Abgötterey, welche Menschen auf Altäre erhob und Götter daraus machte, hatte anfänglich, wie es die Heiden selbst geglaubet, nichts anders zum Grunde, als die Meinung der in dem Himmel schuldigen Vergeltung der Verdienste, und derjenigen Tugend, die sich bis an den letzten Augenblick des Lebens aufrecht erhalten. Man glaubte, man sey schuldig, Menschen von einer außerordentlichen Redlichkeit, die sich durch nachahmungswürdige Thaten berümt gemacht, zu verehren. Mit der Zeit aber wurde diese Ehrerbietung lasterhaft. Die Ehrerbietung der Unterthanen gegen ihre Landesherren; die Liebe der Kinder gegen ihre Eltern, oder der Eltern gegen ihre Kinder; die Bekümmer-



nis eines Freundes, des andern wegen, verursacheten, daß sie solche auch so gar bis auf die Laster, die sie auch in einer geliebten Person verehrten, canonisirten. Weil nun der Begriff und die Hochachtung, welche man gegen ausserordentliche Personen heget, immer grösser wird, je mehr man sich von der Zeit, worinnen sie gelebt, entfernt; so gehet man endlich so weit, daß man aus denenjenigen Götter macht, welche sowol durch die Geschichte als auch eine fortgepflanzte Ueberlieferung berühmte geworden.

Auf eben die Weise, wie man Arten von Gottheiten aus den verschiedenen Einbildern der Gottheit selbst gemacht hatte, verwechselte man auch die Menschen mit denenjenigen Dingen, wovon sie die Namen angenommen. Man betrachtete die Menschen als die Seelen oder Schutzgeister derselben Dinge. Die Menge der Personen, die einerley Namen geführt hatten, verursachte in der Religion und Fabel noch mehr Verwirrung. Daher ist's gekommen, daß man so viele Apollo, Jupiter, Bacchus, Hercules, Minerven und Dianen hat, deren Thaten die Griechen einer Person zugeeignet, damit sie desto besser erhoben werden möchten. Kurz, die Bildseulen, die zu dem Ende aufgerichtet waren, damit man sich dieser ausserordentlichen Menschen desto eher erinnern möchte, wurden selbst ein Vorwurf der Anbetung; und es gab sodenn Götter, die, wie die heilige Schrift redet, Augen hatten und nicht sahen; die Ohren hatten und nicht hörten: Götter, welche weit elender als die Menschen waren, durch deren Hände sie verfertigt worden, und denen die Menschen gleichwol ohne Schwierigkeit Weirauch anzündeten.

Ausser dem Begriffe des höchsten Wesens, den die Wilden haben und mit der Sonne vermengen, nemen sie auch noch mancherley Geister oder Genios von einem niedrigeren Range an, welche die Iroquoisen Hondarcksona, das ist, Geister von allerley Arten nennen. Ihre Anzahl ist nicht festgesetzt, sondern ihre Einbildungskraft läßt sie ihnen in allen natürlichen Dingen, noch weit mehr aber in denen erblicken, deren Triebfedern ihnen unbekant sind und das Ansehen einer ausserordentlichen Neuigkeit haben.

Ob sie selbige nun gleich überhaupt mit dem Namen Geist, Otki oder Manitu bezeichnen, welche Namen ihnen mit dem höchsten Wesen gemein sind; so verwechseln sie selbige doch niemals mit diesem allerhöchsten Wesen, und legen ihnen niemals gewisse besondere Namen bey, die ihn allein bezeichnen, als die Benennungen Chemin, Ares, Kovi sind. Diese Geister sind alle niedriger Ordnung; ja sie erkennen selbst an den meisten eine üble Beschaffenheit, die geneigter ist übel als gutes zu thun: daher unterlassen sie nicht ihre Sklaven zu seyn, und sie mehr als den greissen Geist, der seiner Natur nach gütig ist, zu verehren. Ihre Ehrfurcht aber rüret aus eben der knechtischen Furcht her, welche zu Beibehaltung des Aberglaubens und der Abgötterey das meiste beigetragen, und die die heilige Schrift aus dieser Ursache eine Knechtschaft nennet; daher sind sie wahrhaftige Götzendiener.

Ob man nun gleich in ihren Verehrungen, die sie der Gottheit erweisen, noch Ueberbleibsel des Sabäismi antrifft, wie ich bald mit mehrerm zeigen werde; so habe ich doch niemals gehört, daß sie, die Sonne ausgenommen, den Sternen und andern Planeten eine göttliche Ehre erweisen solten; noch weniger bemerken sie an dem Feuer, welches bey allen Nationen, die sich dessen gebrauchet, etwas heiliges an sich gehabt, eine beseelte Gottheit, die man unterhalten müsse; wie man solches den Lyciern beimessen wollen. Kurz, ob sie auch gleich von dem Tharonhiaunagon als von einem Menschen reden, der unter ihnen gelebt und sich gegenwärtig in dem Lande der Seelen befindet; so ist doch daher auf andre kein Schluss zu machen: und sie haben nicht dergleichen Menge

Menge vergötterter Menschen unter sich, als bey den Griechen und Römern anzutreffen.

Nichts destoweniger trifft man bey ihnen ein Ueberbleibsel der Verehrung des ersten Heidenthums vor erhabne Orter, vor kegelförmige Steine und geheiligte Wälder, als die Eichen des Waldes zu Dodone, oder diejenigen waren, welche die Druiden verehrten, an.

Rochefort <sup>(42)</sup> in seiner beiläufigen Abhandlung von den Apalachiten, einem Volke in Florida, macht eine prächtige Beschreibung von dem Berge Olaimi. Dieses, sagt er, ist ein der Sonne geweihter Berg von ganz runder Gestalt, dessen Anhöhe ausserordentlich steil ist. Man steigt auf einem sich herumschlingenden ziemlich breiten Weg hinauf, auf welchem man an verschiedenen Orten Ruhestätte als Nester, in den Felsen gehauen, antrifft. Gegen den Gipfel nach der Morgenseite zu findet sich eine Höle, welche die Natur recht zu dem Ende gemacht zu haben scheint, daß sie zu einem Tempel dienen solle. Und dahin begiebt sich die ganze Nation der Apalachiten mit den Jauas, die ihre Priester seyn, des Jahres viermal, nemlich in den beiden Saat- und in den beiden Erntezeiten, der Sonnen zu Ehren daselbst Feste zu feiern. Nichts stellt die alte Gewonheit, auf erhabnen Ortern zu opfern, natürlicher vor, als diese Beschreibung. Diese Höle ist völlig nach dem Geschmack des entferntesten Alterthums, und stellt uns die geweihten Grotten des Apollo und Bacchus und anderer Gottheiten auf dem Pindus, Parnassus, Olympus, und überhaupt auf allen durch Religionsübungen geheiligten Bergen, recht lebhaft vor Augen. Nur wäre zu wünschen, daß diese durch den Herrn von Rochefort erzählte Sache etwas mehr Bestätigung erhalten, und daß seine Erzählung nicht mit solchen Umständen vermischet worden, wodurch sie das Ansehen einer Fabel zu gewinnen scheint.

Eine mir zu Handen gekommene geschriebene Erzählung, und wovon le Naire, Priester des Seminarii auswärtiger Missionen, Verfasser ist, hält in sich, daß in dem Tempel der Natchez, eines Volkes in Louisiana, einer von den kegelförmigen Steinen, wovon ich Erwähnung gethan, sorgfältig aufbehalten würde. Dieser sey mehr denn mit hundert auf einander gelegten Rehhäuten eingehüllet. Ein geiziger und unwissender Reisender glaubte darin einen grossen Schatz anzutreffen, daher berauschte er die Wache des Tempels, und machte sich die Zeit ihrer Trunkenheit also zu Ruße, daß er dasjenige, was in einer so grossen Menge von Häuten eingehüllet war, durchsuchte. Als er aber nichts anders als einen pyramidenförmigen Stein fand, ward er sehr unwillig, daß seine Geldbegierde betrogen und seine Hoffnung verschwunden war. Allein seine Erzählung von dieser Begebenheit hat uns einen andern Schatz entdeckt, den er nicht gesucht hatte; indem er uns dadurch eine Gottheit der ersten Zeiten des Heidenthums darstellt, die mit den Häuten der ihr zu Ehren geopfertn Thiere bedeckt worden. Wir haben viele Zeugnisse der Schriftsteller, die uns versichern, daß die Amazonen sowol als verschiedene andere orientalische Völker in ihren Tempeln nur dergleichen Art von kegel- oder pyramidenförmigen, oder andern ungestalten Steinen hatten, die bey ihnen die Gottheit vorstellten. Nach eben diesem Grunde war es auch ohne Zweifel die Gottheit, welche die Egypter in ihren Obeliscis und prächtigen Pyramiden, unter deren beschwerlichen Aufbaunng ganze Nationen geseufzet, vorstellen wollen. Diese Pyramiden troßen noch heut zu Tage, nach so vielen verstrichenen Jahrhunderten, der wüthenden Zeit, welche, ob sie zwar sonst alles

(42) ROCHEFORT hist. morale des Antilles cap. 8.



alles verzeret, doch ihre Verwüstung nicht scheinet möglich machen zu können. Vielleicht haben sie auch zu gleicher Zeit die Gottheit und dasjenige, was ihnen von Begriffen des Geheimnisses der heiligen Dreifaltigkeit übrig geblieben, in den dreien Seiten der Pyramiden abbilden wollen; zum wenigsten scheint es, daß in Indien ein gewisser Bramane die Dinge dergestalt gefasset, und sie nach dem Altertume erkläret <sup>(43)</sup>. „Man mus, sagt er, sich Gott und seine drey verschiedene Namen, welche mit seinen drey Haupt Eigenschaften übereinkommen, beinahe unter dem Wilde derjenigen dreieckigen Pyramiden vorstellen, welche man vor der Thüre einiger Tempel ausgerichtet siehet.“

Die Abenaken, welche an den Küsten von Neufrankreich zwischen Acadien, Neuschotland und Neuengelland wonen, haben einen berühmten Baum gehabt, von welchem sie allerhand Wunderdinge erzählen, und der beständig mit ihren Wünschen beladen war. Dieser Baum war ungemein alt; und obgleich das Erdreich durch das Meer ziemlich ausgewaschen worden, so hatte er sich doch viele Jahre wider die Gewalt der Wellen geschützt. Wodurch sie in der Meinung bestärket worden, daß er entweder etwas göttliches an sich haben, oder daß er ein Wunder der Natur seyn müsse. Endlich aber fiel er doch übern Haufen und erlitt das Schicksal aller hinfälligen Dinge, entweder durch ein Dhngefär, oder weil er, wie die Ueberlieferung lautet, von einem Schiffshauptman ausgerottet worden, der, als er mit den Wilden gewettet, daß er ihn umschmeissen wolle, selbigen durch ein angebundenes Ankertau mittelst seines Schiffes aus der Erde gerissen. Die Abkömmlinge dieser Wilden, so sich bey unserer Zeit alle zum Christentum gewendet, sagen, daß ihre Voreltern über diesen Fal ungemein erschrocken, weil sie selbigen für unmöglich gehalten. Dieses Zufalles ohnerachtet hätten sie doch für diesen umgerissenen Baum allezeit eine heilige Ehrerbietung beibehalten, und so oft sie vor diesem Ort vorüber gegangen, allemal ihre Opfer an die aus der See herausragende Zweige angebunden.

Johann von Laet <sup>(44)</sup> schreibt, daß die Völker in Brasilien ihre Götter dadurch zu versöhnen suchen, wenn sie einen Psal in die Erde schlagen, und unten am Fusse einige Opfer niederlegen. Alle Wilden haben beinahe eben solche Denkmale. Was Bildseulen und Gözenbilder anbetrifft, so waren ausser denen, die in Peru und Mexico angebetet wurden, noch einige andere in den Tempeln der Nationen des spanischen Indiens und in Virginien anzutreffen. Unter diesen Gözenbildern befanden sich symbolische, die von ungeheurer und abscheulicher Gestalt waren, unter denen der Dämon ihrem Vorgeben nach ihnen ostermalen erschienen, und die sie aus Furcht verehreten <sup>(45)</sup>. Andere waren nur gröblich ausgearbeitete männliche oder weibliche Bilder. An einigen Orten waren sie nichts anders als kleine ungestalte Puppen von Kattun oder Holz, welche der abergläubige Pöbel mit Ehrerbietung verwarete: oder es waren auch wol gar nur die Gebeine ihrer Oberhäupter oder ihrer Warsager, nach dem Zeugnis des Antonius Ruys <sup>(46)</sup>. Was noch am meisten zu verwundern war, so beteten einige so gar Priapos, oder durch die Geheimnisse des Bacchus berühmte Phallos an, und trugen diese Bilder am Halse. Nichts destoweniger kan man überhaupt sagen: daß der grössste Haufe der wilden Völker keine Gözenbilder habe, und daß sie nicht auf diese Ausschweifung, wie das blinde Altertum oder die abgöttischen Nationen Ostindiens, verfallen: andere

(43) Lettre du P. BOUCHET à M. Huet ancien Eveque d'Avranches.

(44) IOAN

DE LAET hist. occid. Indiae lib. 15 c. 2.

(45) DV TERTRE traite 7 c. 1 §. 3.

(46) ANTON. RUIS conq. Esprit. del Paraguay etc.

dere abergläubige Dinge aber nemen unter ihnen beständig zu, und haben die Ausschweifung und Dummheit weiter als alle im Heidentum erloffene Völker gerrieben <sup>(47)</sup>.

§. 4

Die Meinung von der Gottheit firet natürlicher Weise einen Verehrungsdienst mit Gottesdienst. sich, nemlich eine Sammlung von Pflichten, nach welcher ein die Oberherrschaft eines Gutes erkennender Mensch demselben ein demütiges Geständnis seiner Unterwürfigkeit thut: und dieses geschiehet durch die Huldigungen, die er der Würde seines Wesens erzeiget; durch seinen Gehorsam, den ihm von selbigem vorgeschriebenen Befehlen gemäß zu leben; durch seine Erkenntlichkeit für die von ihm empfangene Wohlthaten, und durch die Zuflucht, die er zu ihm zu nemen schuldig ist, wenn er Wohlthaten von ihm erwartet, oder verhoffet. Da nun alle Nationen einerley Vorwurf gehabt, wie wir bereits gezeigt; so haben sie sich auch beinahe einerley Verehrung bedienet. Der Gottesdienst der Alten war auf die Orgia des Bacchus und der Mutter der Götter eingeschränkt. Dieser in gewisse Hauptpunete gebrachte Gottesdienst wird es also seyn, den ich auseinander wickeln, und dessen Gleichheit mit dem Dienste der barbarischen Völker in America zeigen werde.

§. 5.

Das erste, was sich in den Orgiis des Bacchus und der Göttermutter darstellt, <sup>Pyrolatrie, oder verehrung des feuers.</sup> ist die Pyrodulie oder Pyrolatrie, das ist, die Verehrung des heiligen Feuers.

Das Feuer, als das lebhafteste Element, welches die oberste von aller Materie befreiete Intelligenz am besten vorstellt, dessen Kraft beständig wirksam ist, und das überdis ein Ausflus der Sonne zu seyn scheint, wurde als ein Sinbild sowol des einen, als des andern angesehen, und war ihnen absonderlich geheiligt.

In der heiligen Schrift ist uns Gott unter diesem Sinbilde in den Worten: der Herr, dein Gott, ist ein verzehrend Feuer, vorgestellt <sup>(48)</sup>. Er hat sich verschiedenemale den Patriarchen mitten in Flammen, als auf dem Throne seiner Majestät, gezeigt. Also erschiene er dem Moses <sup>(49)</sup> mitten im feurigen Busche, und also wurde er auch von den Propheten in ihren Entzückungen wahrgenommen <sup>(50)</sup>. Ja wir finden, daß Gott mannigmal Feuer vom Himmel fallen lassen, so das Opfer verzehrete, wenn er seine Genemhaltung darüber den Menschen, die es ihm mit einem reinen Herzen brachten, anzeigen, und ihnen augenscheinliche Merkmale geben wolte, daß es ihm zum süßen Geruche gereichete.

Dadurch sind die Menschen sonder Zweifel darauf gefallen, dem Feuer eine heilige Ehrfurcht zu bezeigen, welche auch Gott nicht unangenehm seyn konte, so lange nemlich die gehörige Ordnung dabey beobachtet wurde. Denn er befahl ja dem Moses, ein heiliges Feuer zu unterhalten, welches beständig vor seinem Angesichte brennen muste. „Das Feuer, sagte der Herr <sup>(51)</sup>, auf dem Altare sol brennen und nimmer verlöschen. Der Priester sol alle Morgen Holz darauf anzünden. = = = Ewig sol das Feuer auf dem Altare brennen und nimmer verlöschen.“ Man kan aus den heiligen Büchern sehen <sup>(52)</sup>, mit was vor Sorgfalt die Leviten dieses heilige Feuer verborgen gehalten, welches ganzer siebenzig Jahr der jüdischen Gefangenschaft vergraben gewesen, und sich durch ein au-

(47) LOPES DE GOMARA lib. 3 c. 21.

(50) Ezech. 1.

(51) 3 Mos. 6, 12.

(48) 5 Mos. 4, 24.

(52) 2 Maccab. 1, 19. sqq.

(49) 2 Mos. 3.



genscheinliches Wunder wieder entzündete, so bald Esdra und Nehemias die Ruinen des Tempels wieder erbauet und diesen heiligen Verwasam an dem Orte, wo es verborgen gewesen, wieder gesucht, in der Absicht, solches aus seiner Asche hinwiederum zu beleben.

Dieser in dem geschriebenen Geseze verordnete Dienst ward aus dem Geseze der Natur, nach welchem er zu allen Nationen übergegangen, nur erneuert; die Chaldäer, deren Altertum so sehr entfernt ist, waren dieses Verehrungsdienstes halber berümt, als der ihrer vornehmsten Stadt, welche die heilige Schrift *Vr Chaldaeorum*, das ist, Feuer der Chaldäer nennet, den Namen gegeben. Diese Stadt war es, aus welcher Gott den Abraham ausgehen hies, als er ihn zum Vater eines getreuen Volks ausersehen hatte. Vielleicht war dieser Dienst schon damals bey ihnen abgöttisch worden.

Der gelehrte *Zuerius* <sup>(53)</sup> machet eine lange Berechnung von denen Völkern, die ein solch heiliges Feuer unterhalten. Er füret auch aller Orten seinen Gewärsman an; daß es also scheint, als ob kein Theil der bekanten Welt angetroffen worden, wo dieser Dienst nicht durchgängig ausgebreitet worden. In Asien war er, ausser den Juden und Chaldäern, von denen wir Erwönung gethan, ausser den Völkern in Phrygien, Lycien, Kleinasien, auch bey den Persern, Meden, Scythen, Sarmaten; bey allen Nationen in Pontus und Cappadocien; bey allen Indianern, alwo man es für eine Schuldigkeit hielt, sich in die Flammen zu stürzen und darin als ein Brandopfer verzerset zu werden; bey den Völkern der beiden Arabien, wo jeden Tag zu gewissen Stunden dem Feuer ein Opfer gebracht wurde, wozu sich viele Personen zu widmen pflegten. In Africa war es nicht allein bey den Egyptern, die dieses unsterbliche Feuer in jedwedem Tempel unterhielten, wie *Porphyrus* versichert, sondern auch in Aethiopien, Lybien, in dem Tempel des Jupiter Ammons und bey den Atlantiern, woselbst *Hiarbas*, König der Garamanten und Getulier, hundert Altäre errichten, und eben so viel Feuer, welche *Virgilius* Wachfeuer nennet, zu ewigen Wachen der Götter weihen lassen. In Europa war der Dienst der *Vesta* so sehr eingeführet, daß, ohne von Rom und Italien etwas zu gedenken, keine Stadt in Griechenland anzutreffen gewesen, welche nicht einen Tempel, ein *Pyraeum* und ein ewiges Feuer hatte, wie *Casaubonus* <sup>(54)</sup> anmerket.

Die berühmten Tempel des *Hercules* in Spanien und Gallien, des *Vulcanus* tempel auf dem Berge *Aetna*, der erycinischen *Venus* u. s. w. hatten insgesamt ihre *Pyrethes* oder geheiligte Feuer. Man kan gleiche Zeugnisse von den entferntesten nordischen Völkern anführen, welche alle von den Scythen und Sarmaten abstammen. Endlich vermeinet *Suetius*, daß dieser Dienst noch nicht vor gar langer Zeit in Irland und Moskau abgeschafft worden; gegenwärtig aber sey er noch bey den Tartarn, Chinesern, und in America bey den Mexicanern anzutreffen. Vielleicht hätte er auch diesen allen noch andere beifügen können.

Dieses heilige Feuer war bey den Alten unter dem Namen *Vesta* bekant: eine Benennung, welche die Gelehrten aus verschiedenen Wurzeln ableiten, und zwar entweder von einem Worte der Sprache der aramäischen Scythen, welches, nach der Talmudischen Meinung, Feuer bedeutet; oder vom griechischen *ἔσλα*, so eben die Bedeutung hat; oder auch vom hebräischen *אש*, welches ein Ort geheiligtes Feuer anzeigt.

Das

(53) H V E T. dem. euang. prop. 4 c. 5.

(54) C A S A V B O N. in not. ad *Athenaeum*.

Das hat auch Ovidius <sup>(55)</sup> damit gemeinet, wenn er sagt: daß man sich unter dem Namen *Vesta* nichts anders als eine lebendige und reine Flamme vorstellen müsse.

Nec tu aliud *Vestam*, quam vivam intellige flammam.

Dadurch wolten die Alten anzeigen, daß sie sich entweder Gott als ein beständig wirkendes Feuer vorstellten, oder daß dieses Feuer, so ihm geweiht war, ein Bild der Gottheit wäre und der Natur der Götter am nächsten käme, wie *Maximus Tyrius* <sup>(56)</sup> und *Porphyrus* <sup>(57)</sup> solches von der Meinung der Perser ansiren.

Nichts destoweniger ist *Vesta*, nach dem gemeinen aus dem innersten der heidnischen Theologie hergenommenen Begriffe, eine Gottheit, die man zur Mutter aller Götter machet, der man auch die Namen *Jfis*, *Ceres*, *Ops*, *Cybele*, *Rhea*, und verschiedene andere beileget, welche in diesem Verstande alle einerley Bedeutung haben und sich alle auf eine Sache beziehen.

Durch diese Gottheit verstehet man mannigmal die Natur, oder besser zu sagen, den Urheber der Natur, die Seele dieses grossen Weltgebäudes und die höchste Intelligenz, die alles regieret, welche *Apulejus* \*) unter dem Namen dieser Göttin redend einführet. Formalen begreift man auch darunter eine besondere Gottheit, von welcher man auch mancherley Historien, oder besser zu sagen, eine Menge lächerlicher Fabeln erzälet.

Doch unter den Namen *Vesta* und unter den andern Benennungen, welche man dieser Mutter der Götter beileget, lehret uns die heidnische Mythologie zwey Personen unterscheiden \*\*), nemlich die eine, welche man zur Mutter oder zur Frau des *Saturnus*,

R 2

und

(55) OVID. fast. 6.

(56) MAX. TYR. ferm. 38.

(57) PORPH. περὶ εἰμ. lib. 2.

\*) *APVLEIUS lib. XI metamorph. Vestam sic loquentem inducit*: En adsum, tuis, Luci, commota precibus, rerum natura parens, elementorum omnium Domina, saeculorum progenies initialis, summa Numinum, Regina marium, prima Coelitum, Deorum Dearumque facies uniformis; quae Coeli luminosa culmina, maris salubria flamina, inferorum deplorata silentia, nutibus meis dispenso: cuius Numen unicum, multiformi specie, ritu vario, Numine multiugo, totus veneratur orbis. Me primigenii Phryges pessinunticam nominant Deam matrem; hinc Autochthonos Attici Cecropiam Minervam, illinc fluctuantes Cyprii Paphiam Venerem; Cretes sagittiferi Dictynnam Dianam; Siculi trilingues stygiam Proserpinam; Eleusini vetustam Deam Cererem, Iunonem alii, alii Bellonam, alii Hecaten, Rhannusiam alii, et qui nascentis Dei solis inchoantibus radiis illustrantur Aethiopes, Ariique, priscaque doctrina pollentes Aegyptii caeremoniis, me prorsus propriis percolentes, appellant vero nomine Reginam *Isidem*.

\*\*) *CALEPINUS Passeratii edit. Lug. an. 1647 de Vesta seu Vestra sic habet*: Veteres autem duas esse Vestas affirmabant;

vnam *Saturni* matrem; alteram eius filiam, de qua *Ovid. fast. 6*:

Ex ope Iunonem memorant Cereremque creatas  
Semine Saturni tertia *Vesta* fuit.

Confundunt tamen has Poetae, alteram pro altera ponentes. Id tamen observandum est, cum *Vestam* pro terra accipiunt, de matre *Saturni* id esse intelligendum; quando vero virginem nominant, de filia eius esse intelligendum, quam ignem esse voluere. Hanc vnam esse volunt ex Diis Penatibus, quos *Aeneas* in *Italiam* aduexit, *Virg. lib. 2 Aeneid.*

Sic ait et manibus Vittas, Vestamque potentem  
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem.

*L. L. GYRALDI hist. deor. syntagm. 4 T. Vesta.* Porro duas Vestae nomine quidam statuunt, alteram *Saturni* vxorem, alteram filiam: hanc ignis, illam terrae symbolum gerere, ut supra meminimus. *VOSSIVS lib. 1 de orig. et progress. Idololatr. cap. 18* beweiset aus verschiedenen mit dem Altertum angestellten Vergleichen, daß der Alten *Saturnus* unser erster Vater Adam gewesen, dieses aber hat nicht gehindert, daß man dieser Gottheit nicht andre Bildungen zuicigne, welche mit dem Noa und Abraham übereinstimmen.



und die andere, die man zu derselben Tochter machet. Man leget des Saturnus Frau eine außerordentliche Fruchtbarkeit bey, wodurch sie zur Mutter und Grossmutter aller heidnischen Götter geworden. Man füret auch überdieses noch mancherley Dinge von ihr an, wodurch die Schamhaftigkeit nicht wenig beleidiget wird. Die andere im Gegentheil ist sowol ihrem Stande als ihrer Wahl nach eine Jungfer; besiget aber gleichwol eine Art der Fruchtbarkeit.

Obgleich in den lehtern Zeiten des Heidentums, als die Religion nichts weiter als ein ungeheurer verwirrter Haufen abgeschmackter Dinge war, die sie unverständlich und verächtlich machten, diese beide Gottheiten unter einander gemischet, oder aus zweien Personen eine gemacht worden; so mus man sich indes doch hüten, selbige nicht zu verwechseln, weil wir in dem Altertum selbst Grund finden, sie zu unterscheiden. Ja es ist gewissermassen, in Ansehung desjenigen, so weiter angefüret werden wird, notwendig, daß wir zwischen beiden einen Unterscheid beobachten.

Weil man nun beide Personen vermengt hatte, so hatte man auch ihre Einbilder verwechselt. Indessen hat es doch das Ansehen, daß die Erde der erstern Einbild gewesen, welche man aus dieser Ursache in der Gestalt einer Frauensperson, mit Städten und Thürmern gekrönet, abbildete. Und es ist warscheinlich, daß der andern Einbild das heilige Feuer gewesen, welches, in Ansehung ihres jungfräulichen Standes, durch lauter Jungfrauen unterhalten werden muste; und obgleich die Verehrung der einen und der andern in den Orgien der Götter Mutter, wegen der zwischen ihnen befindlichen Aenlichkeit, vermengt worden, so ist dennoch zu bemerken, daß diejenige, der das heilige Feuer geweiht war, niemalsen, oder wenigstens selten, als des Saturnus Frau vorgestellt wird. Sie hatte auch nicht einmal zu Rom ein Bild, wie uns Ovidius ein angesehenes Zeugnis<sup>(58)</sup> in dem anzuführenden Orte davon giebt:

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:

Mox didici curuo nulla subesse tholo;

Ignis inextinctus Templo celatur in illo,

Effigiem nullam Vesta nec ignis habet.

Die Perser hatten selbst zu den Zeiten des Herodotus<sup>(59)</sup> weder Tempel, Altäre, noch Gögenbilder, und hielten es für eine Thorheit, dergleichen zu errichten. Die Ursache, die dieser Schriftsteller dieserhalb anfüret, ist eben dieselbe, die von mir bereits angezeigt worden; nemlich, daß sie anders als die Griechen dachten, und nicht glaubten, daß die Götter von einerley Zeuge mit den Menschen gemacht wären. Indessen war das Feuer bey ihnen, von der ersten Zeit an, heilig. Dieses möchte mich fast glaubend machen, daß weder sie, noch die Barbaren, anfänglich andere Tempel als ihre Häuser, und keine andere Altäre als ihre Feuerherde, gehabt. Nichts destoweniger hatten die Perser nachmals Tempel, worin das ewige Feuer unterhalten wurde.

Die Römer hatten zwar in den ersten Zeiten Tempel, aber keine Gögenbilder. Plutarchus<sup>(60)</sup>, im Leben des Numa Pompilius, sagt, daß dieser König seinen Unterthanen verboten habe, die Götter in menschlicher oder viehischer Gestalt abzubilden. Denn, füret er fort, es war wirklich bey ihnen kein Ebenbild der Götter, weder gemalt, noch geschnizet, anzutreffen; und in den erstern 170 Jahren traf man keine andere als leere Tempel ohne Bilder an. Denn sie glaubten, daß die grossen Dinge durch geringere,

die

(58) OVID. fastor. 6.  
in Numa.

(59) HERODOT. lib. I n. 131.

(60) PLUTARCH.

die allezeit mangelhaft seyn, nicht gehörig vorgestellt werden könnten. Und weil der Begriff von Gott abstract sey, könne man selbigen nicht anders als mit den Gedanken fassen. Mit der Zeit aber ließen die Römer von diesem Puncte ihrer Geseze nicht wenig nach, und obgleich zu des Ovidius Zeiten der Vesta noch keine Bildseulen errichtet waren, so traf man doch dergleichen von allen übrigen Göttern bey ihnen an.

Bey den Griechen waren der Vesta zu Ehren, wenigstens an einigen Orten und gegen das Ende der Zeit, Bilder aufgerichtet. Pausanias <sup>(61)</sup> sagt, daß in dem berühmten Prytaneo zu Athen eine Bildseule des Friedens, der Vesta, und einiger berühmten Männer, befindlich gewesen. Auf den Münzen der römischen Kaiser trifft man ebenfalls Figuren der Vesta an; wenn man nicht lieber glauben wil, daß dieselbe durch das auf dem Altar brennende Feuer und durch die Figur einer vestalischen Jungfrau abgebildet werde.

Die griechischen Prytanea waren mit den römischen Curias oder Rathshäusern, wie Dionysius Halicarnassensis <sup>(62)</sup> anführet, einerley. Diese Gebäude waren entweder Tempel oder Häuser, in welchen der Rath oder die Versammlung derjenigen Personen, die der Regierung des Staats oder der Städte vorgesezt waren, gehalten wurde. Man verwahrte auch daselbst die öffentlichen Schätze; und man hielt daselbst alle groffe Zusammenkünfte, die eine besondere Feierlichkeit, als Opfer und öffentliche Feste, erforderten.

Alle Prytanea waren der Vesta gewidmet, weil, wie der Scholiaste des Pindarus <sup>(63)</sup> sagt, in den Prytaneis die öffentlichen Feuer \*), die das heilige Feuer waren, unterhalten wurden. Man legte denenjenigen, die die Autorität und das Ruder des Regiments in Händen hatten, den Namen *πρυτάνες* bey. Diese Autorität anzuzeigen, lässet Aeschilus <sup>(64)</sup> in seinem Trauerspiele, Supplices genant, das Chor zum Könige von Argos folgendergestalt reden: „Du bist das Volk, du bist die ganze Macht des Volks, du bist das Haupt, der du niemanden über dich erkennest, und nach deinem Wohlgefallen den Altar und das Feuer der Erde der Argier regierest.“ Sonder Zweifel ließen in diesem Verstande die Könige der Perser und römischen Kaiser <sup>(65)</sup>, aus Nachahmung derselben, eine Art eines tragbaren Altars \*\*) mit dem heiligen Feuer, als ein Einbild ihrer Oberherlichkeit, vor sich hertragen.

Man vertraute die Wache und Unterhaltung des heiligen Feuers solchen Personen an, die selbst auch zum Dienst des Altars gewidmet waren, und welche aus dieser Ursache durch die Reinigkeit ihrer Sitten und durch die über andere gemeine Menschen er-

R 3

habe-

- (61) PAUSANIAS in Atticis. (62) DION. HALIC. ant. rom. lib. 2. (63) SCHOLIAST. Pindari Nem. od. X. (64) AESCHILVS in Tragoedia Supplices. (65) XENOPHON lib. 8 Cyropaediae Quint. Curt. lib. 4.

\*) *Vesta erat proprie Focus vrbs publicus.* Vnde CICERO in 2 de legib. „Virgines Vestales in vrbe custodiunt ignem foci publici sempiternum.“ It. 3 de legib. „Cumque Vesta quasi focum vrbs, vt graeco nomine est appellata, complexa sit.“ Et 2 de natura Deorum. „Vestae nomen sumtum est a Graecis, visque eius ad aras et focos pertinet.“ IVLIVS FIRMICVS matern de prof errorib. „Vesta autem quid sit discite. Ne putetis

„antiquum aliquid, aut cum summo terrore inuentum? Ignis est domesticus, qui in focus quotidianis vsibus seruit.“

\*\*) AMMIAN. MARCELL. lib. 23 de Magis. „Feruntque etiam, si iustum est credi, ignem coelitus lapsum, apud se sempiternis, focolis custodiri: cuius portionem exiguam, vt faustam, praeisse quondam asiaticis regibus dicunt.“



habene Tugenden, die Heiligkeit ihres Amtes aufrecht erhalten solten. Zu Rom nennete man sie Vestalinnen, von dem Namen der Göttin *Vesta*. Sie mußten Jungfrauen seyn, oder wenigstens so lange, als sie sich zum Dienst der Götter gewidmet hatten, in der Enthaltsamkeit leben. Sie waren von der Welt abgesondert, damit sie von Gelegenheiten entfernt seyn möchten, durch welche dieser Schatz, den sie in zerbrechlichen Gefäßen trugen, verloren gehen konnte.

Nichts war dem übrigen Haufen der Menschen verehrungswürdiger, als diese ihre Pflicht genau beobachtende Jungfrauen. Aber nichts wurde auch härter bestraft, als der Schimpf, welchen sie ihrer Keuschheit anthaten, wenn sie mit selbiger untreu umgingen. Die Beispiele der äuffersten Strenge gegen dieselben sind sowol als das übrige, so ihre Verrichtungen betrifft, nebst ihren Vorrechten, aus den Geschichten zu bekant, als daß ich mich dabey länger aufhalten sollte. Meine Absicht ist, das Altertum ihrer Stiftung zu erweisen, die ich in weit ältern Zeiten, weit über das Verderbniß des Heidentums hinaus zu setzen mich berechtigt halte; als dem man, meinem Bedünken nach, die Ehre nicht füglich anthun kan, daß es einer so vollkommenen, und denen, die sich Gott nähern, so würdigen Tugend, als die jungfräuliche Keuschheit ist, einen so hohen Werth ertheilet; ob es gleich seiner Verdorbenheit ungeachtet Jungfrauen geheiligt hat.

Es ist keinesweges *Numa*, dem man die Einsetzung der vestalischen Jungfrauen zuschreiben mus. Sie waren schon bey den *Albanern*, vor Erbauung der Stadt *Rom*, eine Stiftung; und *Romulus*, der sie erbauet oder wenigstens wieder erneuert, hatte seine Geburt dem Verbrechen einer dieser unglückseligen Jungfrauen zu danken, die man wider ihren Willen zur Vestalin gemacht, der aber ihr Vorgeben, als ob sie von dem *Mars* schwanger sey, nichts half, und zur Entschuldigung ihres Fehlers nichts beizutragen vermochte.

Diese Stiftung ist also viel älter. Denn man findet von dieser jungfräulichen Lebensart in so entfernten Zeiten, und bey so mancherley Völkern Spuren, daß es scheint, man könne nicht irren, wenn man bis auf diejenigen Zeiten zurück gehet, worin die heilige und reine Religion, die Gott unter dem Bilde der wahren Reinigkeit vorstellere, von denen, die sich insbesondere zu seinem Dienst gewidmet gehabt, einen unbefleckten Leib, Herz und Seele zu erfordern schiene.

Ich verstehe unter den entferntesten Zeiten die Zeiten der Fabel, wo selbst die Jungfrauschaft der jungen *Vesta*, der *Diana*, *Minerva*, der uranischen *Venus* und der Gefärtinnen der *Diana*, der *Musen* und *Sibyllen*, von dem Orden, den man damals daraus machte, einen Beweis geben: ein Orden, der durch den Widerstand und den Fal so vieler *Nymphen* merkwürdig geworden, die sich wider die Nachstellungen der Götter, der *Satyren* und *Helden*, aus welchen die Poeten lauter ruchlose Leute machen, genug zu vertheidigen hatten.

In den etwas weniger entfernten Zeiten war *Medea*, an dem *Phasisflus*, Priesterin der *Hecate*. *Apollonius Rhodius* <sup>(66)</sup> erzälet, daß sie in einem besondern und von ihres Vaters Hause abgesonderten Zimmer gewonet. Sie habe zwölf Jungfrauen, die wie sie gewesen, zu ihrer Bedienung um sich gehabt. Sie sey nirgend anderswohin als in den Tempel gekommen. Ihre Aufwärterinnen wären allezeit hinter ihren Wagen hergegangen, und hätten sie dahin begleitet. Die Einwohner der Stadt wären in den Gassen, wodurch sie gefahren, allemal ausgewichen, und hätten die Augen weggewendet,

die

die Tochter ihres Königes nicht anzusehen. Die Liebe, mit welcher sie gegen den Jason entzündet ward, wurde durch dieselbe, so sie zu ihrer Lebensart hatte, äusserst bestritten; und als ihre seinerthalben angewendete Bemühung, ihm zum Besitze des goldnen Fliesses zu verhelfen, ihr nicht gestatten wolte, länger zu Hause in Sicherheit zu verbleiben, sondern sie nötigte, die Flucht zu ergreifen; so hinterlies sie in ihrem Bette einen Knoten von ihren Haaren, welcher ihrer Mutter zum Zeugnis dienen sollte, daß sie ihre Jungfrauschaft beständig rein und unbesfleckt erhalten.

Iphigenia war Priesterin der Hecate in Tauris, wie Medea zu Colchis <sup>(67)</sup>. Die Fabel von ihrer Opferung zeigt nur verblümter Weise an, daß sie der Diana ihre Jungfrauschaft geweiht habe. Zwischen der Iphigenia und des Jephta Tochter <sup>(68)</sup> findet sich eine grosse Aenlichkeit. Es kan aber einerley Geschichte sich gar wohl an zweien Orten zugetragen haben.

Bei den Morgenländern waren ebenfalls Vestalinnen anzutreffen. Es ergibt sich aus den Geschichten <sup>(69)</sup>, daß, als Artaxerxes Mnemon die Aspasia, eine Beischläferin des jüngern Cyrus, heiraten wolte; so verlangte sie sein Sohn Darius, dem er das Regimentsruder in die Hände gegeben, von ihm; der Vater konte sie ihm vermöge der Gefesse nicht abschlagen: weil ihn aber sein Versprechen gereuete, und er einen anständigen Vorwand suchte, sein gegebenes Wort zurück zu nemen; so machte er sie zur Priesterin der Sonne, oder nach des Plutarchus <sup>(70)</sup> Meinung, zur Priesterin der Diana.

In Griechenland waren die mehresten Priesterinnen des Hercules, der Minerva, der Diana, zu einer Enthalttsamkeit <sup>(71)</sup>, einige, als die Priesterinnen des Hercules bey den Thespiern, auch so gar zu einer ewigen Jungfrauschaft, verpflichtet. Die Priesterin bey den Tegeatern <sup>(72)</sup> war ein Mädchen, und verbunden, so bald sie manbar wurde, ihr Priesteramt niederzulegen. Zu Calaurca <sup>(73)</sup>, in des Neptuns Tempel, woselbst des Demosthenes Grab befindlich war, ingleichen an einigen andern Orten, waren die Jungfrauen so lange Priesterinnen, bis sie sich verheiraten konten. Als Aristocrates <sup>(74)</sup> einer Priesterin der Diana Gymnia Gewalt angethan, so wurde dieser Kirchenschänder durch die Arcadier gesteiniget, und sogleich geordnet, daß die Priesterin verheiratet werden sollte. Man erlaubte aber so wenig dem Manne als der Frau, mit den übrigen Menschen einigen Umgang. Es wurde ihnen nicht einmal gestattet ins Bad zu gehen, noch weit weniger aber andere Privathäuser zu betreten; und Plutarchus <sup>(75)</sup> versichert, daß zu Athen und zu Delphis sowol, als in dem übrigen Griechenlande, wo man das heilige Feuer aufbehielt, keine Jungfrau, sondern Witwen von einem ziemlichen Alter dazu erwälet worden. Dieses konte zwar an einigen Orten geschehen seyn; allein Plutarchus irret sich, wenn er davon eine algemeine Regel machen wil, als der von andern Schriftstellern widersprochen wird. Zu Athen wurde der Pallastempel Parthenon genennet, nicht nur weil Pallas selbst eine Jungfrau war, sondern weil daselbst eine Anzal Jungfrauen zum Dienste des Tempels und der Göttin unterhalten wurden.

(67) OVID metam. 12. EVRIPID. Iphig. in Tauris.

(68) B. d. Richter c. II.

(69) IVSTIN. lib. 10 c. 2.

(70) PLVTARCH. in Artaxer.

(71) PAV-

SANIAS in Bocoticis.

(72) Id. in Corinth.

(73) PAVSANIAS l. c.

(74) PAVSANIAS in Arcadicis.

(75) PLVTARCH. in Numa.



den. Die eigentliche Bedeutung des Worts *Parthenon* <sup>(76)</sup>, ist eine Gesellschaft von Jungfrauen. *Pausanias* <sup>(77)</sup> erwähnt eines Tempels in *Achajen*, dessen Priestertum einer verheirateten Person anvertrauet worden, die aber von Stund an sich zu einer Enthaltsamkeit entschliessen mußte. Sobald sie sich nun im geringsten verdächtig machte, als ob sie diese Vorschrift übertreten, wurde sie auf die Probe gestellt, so daß man ihr Ochsenblut zu trinken gab, welches, nach des Verfassers Ansinnen, ihr keinen Schaden verursachte, wann sie sich unschuldig befand; war sie aber schuldig, so mußte sie davon sterben.

Man widmete nicht allein Frauen und Jungfrauen zum Dienste der *Vesta*, sondern es wurden auch Manspersonen darzu bestimmt, die ebenfalls von der Jungfrauschaft Profession machten; solche waren die *Corybanten*, die *Salier*, diejenigen, welche man *Gallos* und *Archigallos* nennete. Weil aber einige unter ihnen ihre Keuschheit schlecht beobachtet, so wurden sie gezwungen, aus Nothwendigkeit keusch zu seyn. Nichts ist bekannter als die Fabel des *Arts*, der Orden der Priester der *Cybele*, und die *Testa samia*, die zu diesem Gebrauche dienete. Sie waren als Weibspersonen gekleidet, wie ich bereits angezeigt, und ahmeten allen ihren Manieren nach, so wie bey den Morgenländern die Priester der uralischen *Venus*, wovon ich bereits bey einem angeführten Zeugnisse des *Julius Firmicus* geredet habe.

## §. 6.

Heiliges Feuer  
in America.

Das Feuer hat zu aller Zeit bey allen Nationen in *America*, die sich dessen bedienen, etwas heiliges an sich gehabt. Nur die herumschweifenden Völker, und der größte Theil derer, die sich an Orten feste gesetzt, haben kein immerwährendes Feuer, so wenig als einen Tempel gehabt, worinnen es aufbehalten wurde.

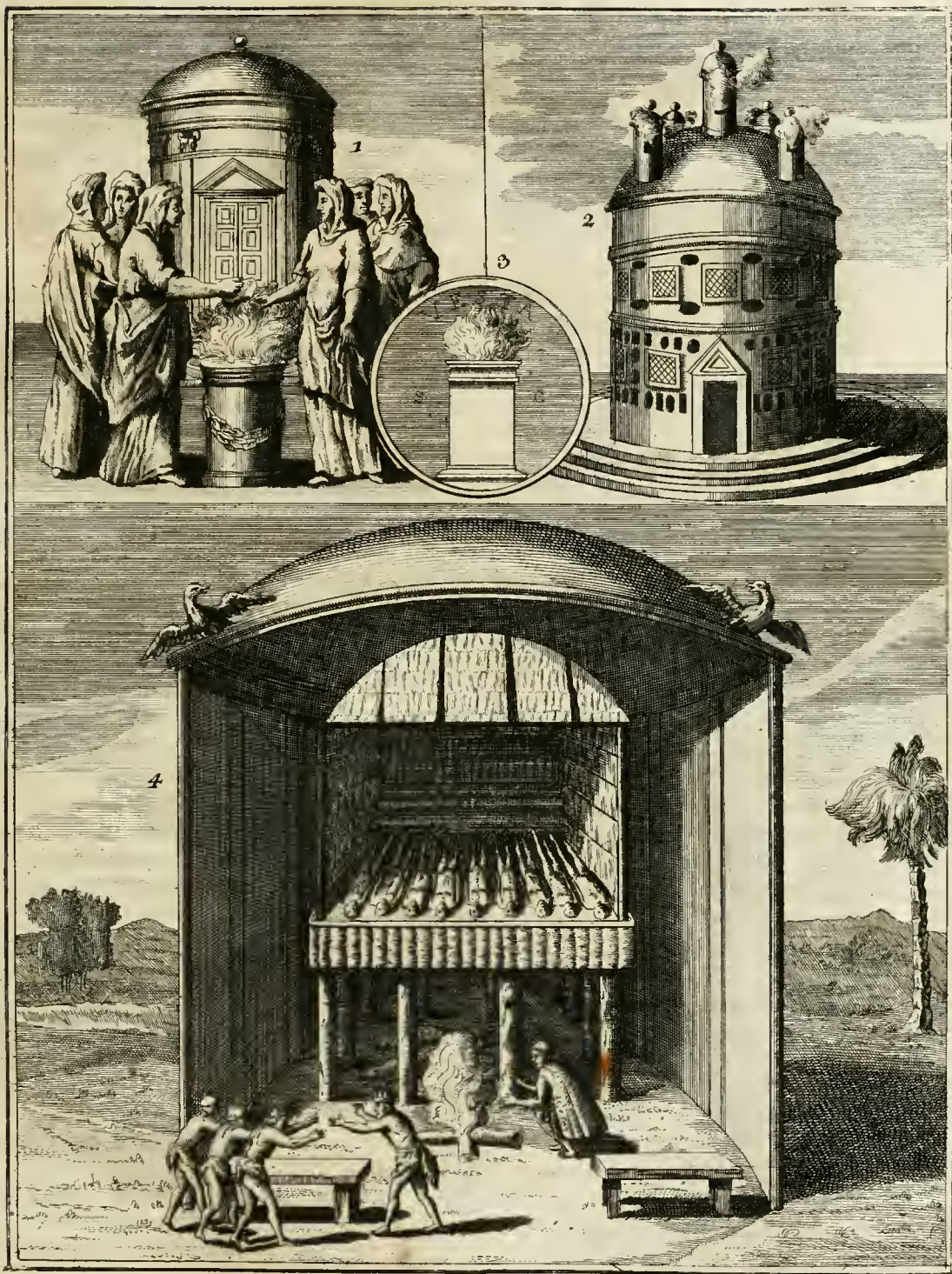
Nur ist unbekant, ob die *Troquoisen* und *Huronnen* jemals Tempel gehabt. Heutiges Tages ist wenigstens keine Spur davon anzutreffen, so wenig als in den alten Ueberlieferungen. Das Feuer ihres Heerds aber, woraus die Alten ihre Hausgötter gemacht, dienet ihnen anstat des Altars, und ihre Berathschlagungscabanen dienen ihnen, wie den alten *Perfern*, anstat der Tempel; und sie sind auch von den griechischen *Pyrraen* und den römischen *Curtis* in keiner Sache unterschieden. Nach ihren metaphysischen Ausdrücken hat das Feuer des *Naths* etwas sehr heiliges an sich. Es ist beständig angezündet, ja es wird selbst als das Symbolum aller ihrer Handlungen betrachtet, die mit der Religion und Landeseinrichtung Gemeinschaft haben.

Die nächsten Völker an *Asien*, und die zuletzt nach *America* gekommen zu seyn scheinen, haben Tempel, worin das heilige Feuer unterhalten wird, die auch blos zu Religionsübungen bestimmt sind. Diese Tempel sind meistens, wie die Tempel der *Vesta*, deren Gestalt das Symbolum der Erde und der Welt war.

In *Louisiana* haben die *Natchez* einen Tempel, worin eine beständige Wache die Aufsicht über die Erhaltung des immerwährenden Feuers hat, welches mit besonderer Sorgfalt beständig brennend unterhalten wird. Drey mit den Spitzen sich berührende Scheitelpfeiler, dienen zu dessen Unterhaltung, ohne daß jemals deren Zahl vermeret oder verringert wird; wodurch allem Ansehen nach ein Geheimnis angezeigt werden sol. So wie  
sie

(76) COELIVS RHODIG. lib. 29 c. 22. Parthenon dicebatur *Minervae* templum, auctore *Pausania* in *Plutarcho*: quamquam est proprie Parthenon, virginum conciliabulum et conventus. Virginis autem vocabulo *Minervam* intelligebant. (77) PAV  
SAN. in Atticis.









sie abbrennen, so werden sie immer wieder zusammen geschoben, so lange bis man andre an ihre Stelle legen mus. In diesem Tempel werden die Leichname ihrer und ihrer Familien Oberhäupter verwarlich aufbehalten. Ihr Befelshaber gehet alle Tage zu gewissen Stunden an den Eingang des Tempels, alwo er sich mit dem halben Leibe bückt, die Arme kreuzweis ausstreckt, und ein verworrenes Murmeln, ohne Sprechung eines einigen vernemlichen Wortes, von sich hören lästet. Dieses nun ist das Kennzeichen der Schuldigkeit, welche er der Sonne, als der Urheberin seines Ursprungs, leistet. Seine Unterthanen beobachten, in Absicht seiner und aller Prinzen von seinem Geblüte, allemal, so ofte diese sprechen, eben diese Ceremonie. Durch dieses äußerliche Zeichen der Ehrerbietung geben sie zu erkennen, daß sie in denenselben die Sonne verehren, vor deren Abkömmlinge sie selbige halten: Die Parther erweisen der Sonne gleiche Ehre, und Julius Cäsar Vulling<sup>(78)</sup> bezeuget, daß sie niemals ein Treffen angefangen, ehe sie nicht dieses Gestirn, durch eine Art von Gesenke, gegrüßet gehabt. Es ist sonderbar, daß obgleich alle Tabanen der Natcher rund seyn, so sind ihre Tempel doch, ganz wider die Beschaffenheit der Tempel der Vesta, länglicht. Man siehet auch oben auf dem Horst, an den beiden äußersten Enden, zwey Adlersfiguren, welcher Vogel bey den Morgenländern der Sonne, so wie bey den Abendländern dem Jupiter, geweiht war.

Die Oumas und einige Völker in Virginien und Florida haben ebenfals Tempel, und beinahe eben dieselben Religionsübungen. Die Virginier haben auch so gar einen Götzen, den sie Oki oder Kiouasa nennen, der ein Wächter der Todten seyn sol. Inzwischen habe ich erfahren, daß die Oumas seit der Franzosen Ankunft, die ihren Tempel entweiht, solchen haben einsallen lassen, und sich wenig bekümmert, ihn wieder aufzurichten.

Niemanden wird unbekant seyn, wie die Tempel in Peru unter der Regierung der Incas oder Könige berümt gewesen; dasjenige aber, was bewundert zu werden verdienet, sind diese von ihnen errichtete Gesellschaften der Vestalinnen, mit fast ähnlichen und noch weit strengern Gesezen, als diejenigen der römischen Vestalinnen waren. Inca Garcilasso de la Vega<sup>(79)</sup> schreibt in der Geschichte, die er uns von den Königen, seinen Voreltern, hinterlassen, daß sie Gesellschaften von Mädchen errichtet, welche eine beständige Jungfrauschaft eidlich angeloben und sich der Sonne als Bräute widmen mußten. In Cusco, der Hauptstadt ihrer Lande, waren mehr denn 200 dergleichen Jungfrauen eingeschlossen, die ein so eingeschränktes Leben führten, daß sie nicht einmal ausgehen durften, und keine Mannsperson war so verwegen, sich ihnen zu nähern. Der Landesherr selbst, ob er gleich Herr über die Geseze war, enthielt sich, bey ihnen Besuch abzustatten, damit seine Unterthanen ein Exempel der dergleichen Personen schuldigen Ehrerbietung an ihm nehmen möchten. In diesen Orden wurden keine andere Jungfrauen aufgenommen, als die von dem Geschlechte der Sonne abstamten, um derselben würdige Verlobte zu überliefern; und diese wurden, noch ehe sie acht Jahr alt geworden, dazu eingeweiht, damit man sie als rein und unbefleckt zuverlässig ihr darstellen konte.

Die Ordnung aller dieser Häuser war sehr schön, und man beobachtete in selbigen eine überaus genaue Regularität, und beschäftigte sich mit nichts weiter als mit dem Dienste

(78) VULLING de licita et vetita magia lib. I c. 4 p. 452 citans Herodian. lib. 4.

(79) GARCILASSO comment. reales lib. 4 cap. I seq.



ste des Altars. Wenn eine von diesen Jungfrauen ihr Gelübde brach, so ordnete das Geseß, daß sie lebendig begraben wurde; und die Strafe desjenigen, der sie versüret hatte, erstreckte sich nicht allein auf ihn und auf seine Verwandtschaft, sondern auch sogar auf die ganze Stadt, worin er geboren worden. Man lies darin nicht einen einzigen Einwohner beim Leben, und kein Stein blieb auf dem andern; doch von dergleichen Begebenheiten hatte man kein Exempel aufzuweisen. So grosse Gewalt hatten die Bewegungsgründe der Religion, und die Befehle der Landesherren, auf die Gemüther der Unterthanen.

Die Tempel in Mexico und das ewige Feuer<sup>(80)</sup>, so man darin aufbehielt, waren nicht weniger als die peruvianischen berümt; diese Tempel hatten grosse Zimmer, die für die Jungfrauen bestimmt waren, welche den Kirchendienst verwalteten. Es wurden alle Jungfrauen ohne Unterscheid, von ihrem zwölften bis funfzehnten Jahre an, hinein genommen. Sie waren schuldig, nicht länger als höchstens ein Jahr darin zuzubringen; und diese Zeit über mußten sie in der äussersten Enthalttsamkeit leben. Allein, es scheint, daß sich doch auch andere gefunden, die sich die übrige Zeit ihres Lebens dazu gewidmet, aus deren Zahl man die Matronen wählte, welche Vorsteherinnen dieser Art Nonnenklöster waren. Sie assen gemeinschaftlich, und schliefen in grossen Sälen. Lopez de Gomara<sup>(81)</sup> scheint geneigt zu glauben, daß sie sich niemals entkleidet, damit sie desto eher bereit seyn möchten, zu dem Dienst des Altars zu eilen, wenn es die Noth erforderte. Sie stunden des Nachts auf und warteten die Stunde ab, so wie die Nonnen die Frühmitten zu halten pflegen. Sie trugen Sorge, den Tempel zu reinigen, und ihn in Ordnung zu halten. Zugleich arbeiteten sie verschiedene Dinge von ungemeiner Zierlichkeit, die zum Schmucke der Altäre dienten. Sie machten täglich die Brode, welche den Götzen vorgelegt wurden, und womit die Priester sich zu nähren ganz allein berechtigt waren. So viel ihre Personen aber anbetraf, so unterhielten sie sich von Almosen, und führten eine sehr strenge und rauhe Lebensart, indem sie schuldig waren, oftmalen mit ihrem eigenen abgezapften Blute Opfer und Gaben zu bringen, auch überhaupt sich mancherley Kasteiungen des Fleisches zu unterwerfen. Ihnen wurde auch keine andere Benennung als Töchter der Buße beigelegt. Ueber dieses wurden die geringsten Fehler mit äusserster Strenge bestraft; ja einige konten nicht anders als durch den Tod ausgelöscht werden.

Petrus Martyr<sup>(82)</sup> erzälet, daß sich einige americanische Inseln finden, die ganz allein von Frauenspersonen bewonet werden. Einige, sagt dieser Verfasser, glauben, daß diese Weiber eben die Regierungsform und Geseße als die Amazonen hätten. Diejenigen aber, die davon richtiger urtheilen, und die Sache mit mehrerer Reife untersucht haben, halten davor, daß es Jungfrauen seyn, die durch einen Religiöuseifer getrieben werden, und aus dieser Ursache den ledigen Stand und die Einsamkeit eben auf die Art erwälen, als zu unsern Zeiten die Nonnen, die Vestalinnen der Alten, und diejenigen gethan, die an vielen Orten sich der guten Göttin geweiht. Die Manspersonen von ihrer Nachbarschaft finden sich zu gewissen Jahreszeiten bey ihnen ein, nicht aber aus der Ursache, Kinder mit ihnen zu zeugen, sondern ihnen in ihrem Mangel mit allerhand Nothwendigkeiten auszuhelpfen, ihre Felder und Gärten zu bearbeiten, und ihnen dadurch die Mittel zu Fortsetzung eines einsamen Lebens zu erleichtern. Es kan gar wol möglich seyn,

(80) ACOSTA hist. mor. de las Indias lib. 5 cap. 15.

hist. gen. de las Indias lib. 2 c. 81.

4 cap. 4.

(81) LOPES DE GOMARA

(82) PETR. MARTYR. nou. orb. Dec.

seyn, daß gleichwie die Essener unter den Juden ein besonderes Volk ausmachten, unter welchem man keine Frauensperson erblickte; ein Volk, das in einer beständigen Enthaltbarkeit lebte; bey denen kein Mensch geboren wurde, und bey welchen gleichwol die Menge der Menschen nicht abnam: es auch in dem Alterthume Völker von Jungfrauen gegeben, die von allen Mannspersonen eifersüchtig lebten, und sich der Keuschheit sowol dem Stande als der Profession nach gewidmet hatten. Ich bin nicht abgeneigt davor zu halten, daß die Amazonen einen solchen Ursprung gehabt. Ihre Lebensart hat im Anfange sehr strenge gewesen seyn können: als aber die gottesdienstlichen Gefinnungen, oder der Eifer, sich nach und nach verloren, so werden sie sich auch weitere Grenzen gesetzt, und aus den benachbarten Völkern, die ihnen einigen Beistand zu leisten ankamen, Männer genommen haben; welche sie doch mit Beibehaltung ihrer Regierungsform nur zur gewöhnlichen Zeit, da selbige bey ihnen sich aufzuhalten gewont waren, gesehen haben werden.

Die Sitten der verschiedenen americanischen Völker, selbst auch der mitternächtigen, sind mir nicht so genau und einzeln bekant, daß ich von ihnen behaupten solte, daß sie insgesamt Vestalinnen unter sich gehabt. Wenn dergleichen ja in Florida oder Louisiana angetroffen werden, so sind diese es doch so wenig als die in Frauenkleidern einhergehende Mannspersonen, welche Profession vom ledigen Stande machen, die bey der Unterhaltung des heiligen Feuers wachsam seyn. Denn dieses sind eine gewisse Art Priester, denen diese Sorgfalt anvertrauet worden, und welche in den Tempeln auf Häuten, die auf der Erde ausgebreitet sind, schlafen, als die Heiden gethan, wenn sie aus einem Religioneiserey in den ihrigen, auf den Häuten der Opferthiere ruheten.

So viel die Iroquoisen anbelangt, die mir besser bekant sind, so haben sie gewis ihre Vestalinnen gehabt, die sie Jeouinnon genennet, und welche ihrem Stande nach Jungfrauen gewesen seyn. Ich kan zwar nicht eigentlich sagen, worinnen ihre Verrichtungen in Ansehung der Religion bestanden haben. Denn alles, was ich von den Iroquoisen erfahren können, bestehet darin, daß sie niemals aus ihren Cabanen gekommen, darinnen sie sich mit allerhand Arbeit blos zum Zeitvertreib beschäftiget; das Volk erwies ihnen Ehrerbietung und lies sie in Ruhe. Ein kleiner Knabe, der von den Ältesten ausgesucht wurde, mußte, gleichwie der Camillus oder Casmilus bey den Heiden \*), ihnen die notwendigen Sachen zubringen: so bald aber seine zunehmenden Jahre seine Dienste verdächtig machen konten, wurde so gleich eine Aenderung mit ihm getroffen.

Sie lebten in Gemeinschaft, so viel ich aus den Nachrichten, welche Carthier <sup>(83)</sup> von einigen Gewohnheiten der Einwohner in Hochegalaga giebt, urtheilen kan. Dieses war eine aus der iroquoischen und huronschen entstandene Nation, die auf der Insel Montreal angebauet hatte. Denn er sagt, daß er öffentliche Cabanen gesehen, die vor junge Mädchen bestimmt gewesen, welche man, so bald sie die Jahre erreicht, etwas zu begreifen, dahinein gebracht. Diese wären ganz damit angefüllet worden, so wie

{ 2

in

(83) IACQ. CARTHIER 2 Relation, dans le Recueil de Ramusius Tom. 3.

\*) Camillus oder Casmilus war der Name, den die alten Römer denen Jünglingen beilegeten, die den Priestern zum Dienst bestimmt waren. Daher ist es gekommen, daß die Hercurier dem

Mercurius diesen Namen gegeben, weil er der Diener der Götter gewesen, und in der Gestalt eines jungen Menschen abgebildet worden.



in Europa die Schulen, in welche man die Kinder zu schicken pfleget, damit sie in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden mögen. Es ist wahr, Carthier ist von der Meinung weit entfernt, daß diese Jungfrauen Vestalinnen wären: er spricht vielmehr auf eine ganz entgegen stehende Art davon. Allein dasjenige, was er anführt, ist den Gebräuchen der americanischen mitternächtigen Völker dergestalt zuwider, daß man leicht aus seiner Erzählung abnehmen kan, daß er aus keiner andern Ursache ein so nachtheilig Urtheil davon gefället, als weil er der Sprache nicht mächtig genug gewesen, sich über dieser so sonderbaren Gewonheit deutlich auszudrücken. Von diesen iroquoisfischen Vestalinnen hat Vincent le Blanc <sup>(84)</sup> ohne Zweifel reden wollen, wenn er sagt, daß es in Canada Wilde gebe, die Menschenfresser wären, bis an den grösssten Fluß in Hochelaga streiften, und sich kleiner aus Baumrinden gefertigter Fahrzeuge bedieneten. Bey Abbrechung dieser Baumrinden gebrauchten sie sich vieler Ceremonien und Gebeter, welchen einige ihren Göttern geweihte Jungfrauen, so wie unsere Nonnen, beirwoneten.

Ich weis zwar nicht, ob denjenigen, die ihrem Stande zuwider handelten, gewisse Bestrafungen bestimt gewesen; doch dünkt mich, daß sie sich bis zu Ankunft der Europäer erhalten, welche ihnen Brantwein zu trinken gegeben, und sie zu tollen Jungfern machten. Zu Onnontagou liefen sie in ihrer Trunkenheit aus ihren einsamen Wohnungen, und begiengen in dem Flecken tausenderley Ausschweifungen. Zu Agnia machten sie es eben so; und als einige ihrer Profession gar zu augenscheinlich entgegen handelten, so ärgerten sich die Aeltesten dergestalt darüber, daß sie in dem Rathe beschloffen, diese unordentlichen Mädchen, welche durch ihre gezeibene Aergernisse die ganze Nation verunehret, zu secularisiren. Auf solche Art hatten die Vestalinnen bey den Iroquoisen ein Ende.

Die Iroquoisen hatten auch unter sich Manspersonen, die sich der Keuschheit gewidmet. Es kan seyn, daß in den alten Zeiten einige ebenfalls in einer Art eines geistlichen Ordens, wie die Essener bey den Juden \*), und vielleicht auch der mehresthe Theil der Propheten, die Plysten bey den Tacuern, die Cristen bey den thracischen Völkern, die Bonzen, die Thalapoms und die Büssenden in Indien, gelebet. Es scheint mir aber dennoch weit wahrscheinlicher zu seyn, daß sie sich auf einige Weite von ihren Dörtern in die Einsamkeit begeben, woselbst sie ganz abgesondert wie Eremiten gelebet, und

(84) VINCENT LE BLANC P. 3 c. 6.

\*) Unter den Juden befanden sich zweierley Arten Propheten. Die einen waren es ihrem Stande und Profession nach, die andern aber vermöge eines außerordentlichen Berufs. Die ersten lebten in einer Gemeinschaft auf den Gebirgen und an einsamen Orten, als die Essener: sie führten ein busfert ges und ordentliches Leben, und ließen die Betrachtungen Gottes ihre einzige Beschäftigungen seyn; wie solches der Abt Fleury in seinem Buche Moeurs des Israelites sehr wohl an gezeigt. Unter den Propheten waren einige verheirathet und hatten Kinder gezeuget; diese aber schienen aus der Zahl derer gewesen zu seyn, die auf eine außerordentliche Weise Eingebungen hatten, als Samuel, David, Esaias u. da

hingegen die, welche dem Stande und ihrer Profession nach Propheten waren, und in einer Gemeinschaft mit einander lebten, den ledigen Stand und die Enthaltsamkeit beobachteten; dergleichen Elias und Elisa gewesen. Es ist zwar an dem, daß sie oftmalen Propheten und Prophetensöhne genennet werden; doch aber durch das Wort Söhne kan man auch Pflegesöhne und Schüler verstehen. Man kan ebenfalls sagen, daß, da dieser Stand vielleicht nicht immerwährend war, diejenigen, die in der Gemeinschaft lebten, sich heraus begeben, sich verheiratheten und dennoch den prophetischen Geist beibehalten konten. Es ist aber nicht wol wahrscheinlich, daß diejenigen, die in einer Gemeinschaft gelebet, sich jemals verheirathet gehabt.

und nur einen einzigen Bedienten gehabt, der ihnen die zum Lebensunterhalt dienende Nothwendigkeiten zubringen müssen. Ich bin durch eine Geschichte oder Fabel bewogen worden, solches davor zu halten, welche mir von einem dergleichen Einsiedler erzählt worden, die ich auch zu seiner Zeit, wenn ich von ihren Aberglauben handele, beibringen werde. Diese machten ebenermassen Profession vom ledigen Stande, enthielten sich aller weltlichen Geschäfte, und lebten in ihrer Einsamkeit.

Wir haben in unseren Missionen zu Sault-Saint Louis einen Huron, der also gelebet hatte. Er war von den Troquoisen gefangen worden, die ihm das Leben geschenktet. Als ihm nachher jemand aufgetragen, einen umzubringen, so nam er diese Verurtheilung auf sich, betrunken sich, oder stellte sich wenigstens so, damit er sein Vorhaben ausführen möchte, und es gieng ihm auch von statten. Diese Unthat zwang ihn, das Land zu verlassen, und sich nach der Magdalenenwiese zu wenden, alwo wir zu unserer angehenden Mission den Grund gelegt. Er lies sich daselbst nieder, und verheiratete sich auf unser Geheiß mit einer Huronin, mit welcher er seit der Zeit in Eintrachtigkeit und als ein guter Christe gelebet. Ich habe ihn selbst gesehen, und mus ihm eben das Zeugnis geben; da aber dieser Mensch immer noch seine Neigung zur Einsamkeit beibehielt, so hat er niemals an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nemen, und den Versammlungen der Ältesten beizuwonen wollen.

Der Pater de la Neuville <sup>(85)</sup> sagt von den Pyasern, daß sie unter den Carai- ben die Warfager wären, und insgemein alleine woneten, weder Frau noch Kinder hätten, sich entweder auf den höchsten Bergen, oder an den Ufern der Flüsse und Moräste aufhielten, alwo ihre Häuser den Begräbnissen nicht ungleich wären und aus tiefen in die Erde gemachten Gruben bestünden, die entweder mit Hirsch- oder Ziegehäuten bedeckt wären; und eben in diesen Hölen ist es, da man sie um Rath fraget. Es kan auch seyn, daß unter diesen Pyasern einige angetroffen werden, welche die ganze Zeit ihres Lebens Profession von der Keuschheit machen. Doch dieses ist nicht von allen zu sagen; denn es sind nur gewisse Zeiten, in welchen sie in der Enthalttsamkeit zu leben verbunden seyn, wie wir hiernächst weiter bemerken werden.

### §. 7.

Auf die Pyrolatrie oder Verehrung des heiligen Feuers, welches ein bleibender und fortwährender Gottesdienst ist, und gleichsam als der Grund desjenigen, so der Vesta oder der Göttermutter erwiesen wird, angesehen werden kan, folgen die Opfer, welche man als einen solchen Gottesdienst ansehen kan, der nur zu Zeiten geschehe. Dergleichen sind die Gebeter, so dahin angestellet werden, die Geschenke von allerley Arten, und die Feste, welche, ob sie gleich entweder aus Gewonheit oder aus Andacht angeordnet worden, dennoch ihre bestimmte Zeit haben, und nicht immer fortwähren.

Das Opfer ist eine gottesdienstliche Handlung, ein der Gottheit aus eben den Bewegungsgründen dargebrachtes Geschenk, welches in der Verbindlichkeit begriffen ist, so die Menschen antreibt, derselben überhaupt die schuldige Verehrung zu erweisen. Insbesondere wurden diese Bewegungsgründe durch die Erkentlichkeit für genossene Wohlthaten vermehret, und die Menschen angetrieben, zu bekennen, daß sie alles von demjenigen, der Herr über alles ist, empfangen. Das Opfer ist so alt als die Religion, und eben so ausgebreitet, als die der Religion unterworfenen Nationen sind; indem fast nicht eine ei-



nige anzutreffen, bey welcher nicht eine Art des Opfers üblich gewesen, und bey welcher dieses nicht zugleich einen Beweis ihrer Religion ausmachen sollte.

Die Opfer waren schlecht, insbesondere im Anfange. Einige Thiere aus der Heerde, die Pflanzen, die Früchte der Erde, einige Kräuter, einige Wurzeln, womit sich die Menschen nährten, und die ihnen zu ihrem eigenen Gebrauch und Unterhalt dienten, waren die Materialien der Opfer. Diese an sich selbst Gott gleichgültige Dinge wurden ihm durch die Aufrichtigkeit und Reinigkeit des Herzens desjenigen, der sie brachte, an-  
genem.

Diese einfältige Art zu opfern währte lange Zeit, auch sogar bis die Religion bereits durch Aberglauben verunstaltet worden. Ovidius<sup>(86)</sup> malet uns die Armseligkeit der ersten römischen Opfer überaus wohl ab. Man hatte, sagt er, noch zur Zeit keinen Weirauch am Euphrat, noch Costus aus dem äußersten Ende Indiens geholet; man kannte noch keinen Safran, der sich in röthliche Fäserlein zertheilet; man begnügte sich, Kräuter auf den Altar zu legen, so wie sie in sabinischen Landen angetroffen wurden; ingleichen Lorbeeren, welche im Verbrennen durch knastern einen häufigen laut von sich gaben:

Thura nec Euphrates, nec miserat India Costum,

Nec fuerunt rubri cognita fila Croci,

Ara dabat fumos herbis contenta Sabinis,

Et non exiguo laurus adusta sono.

Diejenigen Völker, die keine Heerden hatten, halfen diesem Mangel durch Thiere ab, die sie auf der Jagd bekamen. Als die Argonauten dem Apollo ein Opfer bringen wolten<sup>(87)</sup>, vertheilten sie sich, begaben sich auf die Jagd, und brachten bey ihrer Zurückkunft ein Geschenk von einigen Rehen. Als aber die Völker reicher wurden, namen auch die Opfer sowol an sich selbst als auch in Ansehung der Gerätschaft und Zubereitung zu. Man schlachtete alsdenn die Thiere zu hunderten. In was vor Umständen man sich aber auch befand, so wurde doch allemal dasjenige, was am kostbarsten war, zum Opfer gebracht; und der Aberglaube trieb es so weit, daß man auch sogar seine eigene Kinder schlachtete, ja sich selbst opferte.

Nach dieser Weise der Alten bringen die Wilden noch Getreide von ihren Feldern, und die Thiere, so sie auf der Jagd bekommen, zum Geschenk und Opfer. Sie werfen Tobak, und andere Kräuter, deren sie sich in Ermangelung des Tobaks bedienen, der Sonne zu Ehren ins Feuer. Ja sie werfen auch eben dergleichen in die Seen und Flüsse, womit sie den darüber gesetzten Geistern eine Ehre anzuthun vermeinen. Die Cassare und die Quicon, welche die Cariben auf eine Art eines am Ende ihrer Cabanen befindlichen Altars, oder vor gewisse Plätze niederlegen, die sie zu dem Ende in die Erde schlagen, sind Geschenke für den Bacchus und Ceres, ihr Wein und Brod, welches die Materialien ihrer Opfer sind. Unsere Troquoisen legen zuweilen auf die Dächer ihrer Cabanen Zweige, porcelainene Halsbänder und zusammengeflochtene Aeren von ihrem indianischen Getreide, ja auch wol Thiere, in die freie Luft, welches alles sie der Sonne weihen. Die Einwohner des Gebirges und die nördlichen Völker richten eine Stange auf, und binden oben auf deren Spitze einen lebendigen Hund mit Schleifen an, und lassen ihn in solcher Positur ihren Gottheiten zu Ehren verrecken. Die herumschweifenden Nationen befestigen die Häute wilder Thiere an die Bäume, die sie einer Verehrung würdigen; und die Franzosen, die dergleichen Geschenke beim durchstreifen des Waldes an-  
trafen,

(86) OVIDIUS fast. lib. I.

(87) APOLL. RHOD. lib. 2 v. 700.









trafen, sahen sie nicht als Heiligtümer an, sondern namen sie an sich, und bedienten sich derselben nach eignem Gutfinden. Die Floridancer errichteten alle Jahre, so wie die ersten Erzählungen lauten, an der Spitze eines langen Pfales die Haut eines Hirsches auf, welche mit allerhand Früchten ausgestopft, und äußerlich mit Blumenkränzen und Kronen von Laubwerk gezieret wurde. Die gemeinste Art aber zu opfern bestand darin, daß das gebrachte oder zum Opfer bestimmte Geschenk ins Feuer geworfen wurde, nachdem es der Gottheit zuvor durch eine Rede oder Gebet war vorgelegt worden.

7tes Kupfer

Die Mexicaner <sup>(88)</sup> brachten verschiedene menschliche Opfer. Unter den andern barbarischen Völkern war dergleichen Opfer nicht so gewöhnlich und so merkwürdig. Man wolte denn das als ein Opfer ansehen, was ihre Sklaven oder Kriegsgefangene erdulden mußten, welches auch ganz warscheinlich zu seyn scheint. Uebrigens finde ich in den alten Erzählungen von dem mitternächtigen America nur eine einige andere Art der Opfer, welche demjenigen gleicht, so die Cananiter dem Moloch brachten. Denn es ist, nach der Erzählung des Herrn Moyne de Mourgues, gewis, daß in dem Theile von Florida, welcher an Virginien stößet, und wo die Franzosen unter Anführung des Herrn von Laudonniere anlandeten, das Volk dieses Landes, so ihr Oberhaupt als einen Sohn der Sonne betrachtete, demselben in dieser Qualität göttliche Ehre erwies, und ihm von ihrer Erstgeburt ein Opfer brachte. Die Franzosen sind einsmals von diesem betrübten Gepränge selbst Zeugen gewesen. Dieser Vorfall wird folgender Gestalt erzählt. „Es ist eine Gewonheit bey diesen Völkern, dem Könige ihre Erstgeburt aufzuopfern. „Als nun der Tag dazu bestimmt und von dem Prinzen beliebt worden, so begab er sich „auf den Platz, wo diese Solennität vor sich gehen sollte; daselbst war ihm eine Bank an „stat eines Thrones zubereitet. Mitten auf den Platz wurde ein Block gelegt, der zwey Fuß „im Bezirk und eben die Höhe hatte, vor welchem die Mutter des Kindes, welches auf- „geopfert werden sollte, sich auf ihre Fersen niederkauerte, ihr Gesicht mit den Händen „bedeckte, und das Schicksal dieses unglücklichen Schlachtopfers beweinete. Eine von den „vornemsten Anverwandtinnen oder Freundinnen dieser betrübten Mutter nam das Kind „und brachte es vor den König. Als bald fiengen die übrigen Weiber einen Tanz im Circul an: mitten in demselben tanzete die, so das Kind hielt, ebenfalls, und sang einige zum „Lobe des Prinzen eingerichtete Lieder. Während dieses Tanzes stellten sich sechs dazu „ausersehene Indianer an die eine Ecke des Platzes. Mitten inne hatten sie den Opferer, „der eine grosse Keule in der Hand hielt, und vortreflich gepuget war. Nach geendigtem „Tanze und andern bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlichen Ceremonien, nam der „Opferer das Kind, legte es auf den Block, und schlug es mit der Keule todt.“

Es giebt auch Opfer, die man als besondere betrachten kan, die ein jeder nach Beschaffenheit seiner Andacht, oder besser zu sagen, nach seinem Aberglauben, entweder insgeheim bringet, oder doch wenigstens, daß die Anwesenden daran eben keinen sonderlichen Antheil nehmen. So war, zum Exempel, des Aeneas Opfer beschaffen <sup>(89)</sup>, als er, da ihm während der Nacht die Bildnisse seiner Hausgötter erschienen und ihm eine Prophezeiung des Apollo erkläret hatten, schleunig aufstund, das Feuer auf seinem Heerd anzündete, und ihnen zu Ehren einige Körner Wehrauch, oder was es sonst gewesen seyn mag, hinein warf. Eben so waren auch die Libationes oder Speisopfer beschaffen, welche die Alten, ehe sie assen und trunken, verrichteten: indem sie von denen Gerichten,

so

(88) ACOSTA histor. moral. de Indias lib. 5 c. 19.

(89) VIRG. Aeneid. lib. 3.



so ihnen aufgetragen wurden, entweder etwas auf die Erde oder ins Feuer warfen, oder einige Tropfen von dem ihnen angebotenen Getränke ausgossen, wie Dido <sup>(90)</sup> bey dem Gastgebote that, welches sie den Trojanern, ihren neuen Gästen, zu Ehren angestellt. Eben dieses beobachten annoch die Wilden bey allen Gelegenheiten.

Es sind aber auch bey ihnen öffentliche Opfersfeste anzutreffen, welche mit vielem Gepränge gefeiert werden, und woran das ganze Volk Theil nimt. Diese nun verdienen alle Aufmerksamkeit, hauptsächlich wegen der merkwürdigen Umstände, die mit den Bacchanalien, oder Orgien des Bacchus, oder der Göttermutter, eine beobachtungswürdige Gleichheit haben.

## §. 8.

Bacchanalia  
der alten.

Der Begriff, der uns von den Bacchanalien \*) durch eine lange Reihe der vorbenen leßtern Zeiten des Heidentums übrig geblieben, ist von denen Festen, die den ersten Geseßgebern zu Ehren gefeiert wurden, so die wilden Sitten der Menschen verbesserten, ihnen den Feld- und Weinbau lehrten, auch zeigten, wie sie Korn und Wein zu ihrem Unterhalt gebrauchen konten, sehr unterschieden. Damit nun diese Völker das Andenken dieser Wohlthaten beibehalten möchten, so deuteten sie auf diese Geseßgeber unter den Namen Ceres, Bacchus, Isis und Osiris, alles dasjenige, was uns die Fabel sowol in Ansehung ihrer Reisen und angeblich erhaltenen Siege, als auch in Absicht der Uebereinstimmung des Weins und des Ackerbaues lehret; und ordneten diese Feste an, welche gleichsam eine natürliche Vorstellung dieser Geseßgeber waren, indem sie das Land auf kostbaren mit Tigern, Panterthieren und Luchsen bespanneten Wagen durchstrichen, und von Cureten, Corybanten, Pans, Faunen, Satyren, Bacchanten, Mänaden, und endlich mit eben der Art von Völkern, welche man in dem Gefolge des Bacchus zu seyn geglaubt, begleitet wurden, und die, vol von bacchischen Schwärmereien, ihre Orgia feierlich begiengen, mit Thyrsen bewafnet, mit Weinreben umgeben, und mit Epheu bekrönt waren. Diese tanzten pyrrhisch, und verursachten, daß alle thracische und indische Gebirge von ihrem Freudengeschrey und dem Klange ihrer Instrumente erschallerten. Zugleich trunken sie beständig grosse Geschirre von angenehem Liebensaft aus, womit man sie allezeit so reichlich versorgt zu seyn glaubte, daß man sich selbige allezeit als betrunken vorstellte.

Man kan sowol in dem Athenäus, Thucydides und Plutarchus, als in andern griechischen und lateinischen \*\*) Schriftstellern, Beschreibungen von der Pracht dieses Festes antreffen, wobey so viele liederliche und schandbare Dinge vorgegangen, daß man auch so gar zu Rom genötiget wurde, unter harter Strafe selbige zu untersagen; und ein von dem Cicero angeführter griechischer Dichter war der Meinung, daß man diese Göttheiten aus Griechenland verbannen müßte \*\*\*). Dieses Verbots ungeachtet, wurden sie

(90) VIRG. AENEID. lib. 1 sub fin.

\*) Von den Bacchanalien kan Explication de divers monumens singuliers, wovon der gelehrte Martin Verfasser ist, nebst den dabey befindlichen Denkmälen nachgesehen werden.

\*\*) TIT. LIV. lib. 9 dec. 4 erzälet der Länge nach die geheimen Abscheulichkeiten der Orgia des Bacchus, benebst den Untersuchungen, die auf

Befehl des Raths zu Rom angestellt worden, und den dieserhalb ergangenen Verböten.

\*\*\*) CICERO lib. 2 de Legib. Novos vero Deos, et in his colendis nocturnas pervigilationes, sic Aristophanes facetissimus Poeta veteris Comoediae verat, vt apud eum Sabazius, et quidam alii Dii, peregrini indicati, e ciuitate eiiciantur.

sie dennoch nicht allein beibehalten, sondern auch erneuert. Nichts kan wol dem bacchanalischen Pompe des Prolemäus philadelphus gleich kommen, wovon uns Athenäus<sup>(91)</sup> eine prächtige Beschreibung hinterlassen. Ein Antiochus und ein Mithridates machten dieses Fest bey den Asiatern ausnemend herlich. Dergleichen geschah auch von dem Antonius und Caligula zu Rom, welche beide sich eine Ehre daraus machten, mit dem Aufzuge und unter der Gestalt des Bacchus zu erscheinen. Inzwischen bemerkt man, daß diese elenden Priester der Cybele fast durchgängig mit äußerster Verachtung angesehen, und die unverschämten Weibespersionen, welche sich mit Häuten von Panterthieren umhüllten, unter dem Namen der Bacchanten mit zerstreuten Haaren umherliefen, und ein den Regeln der Ehrbarkeit und weiblichen Schamhaftigkeit so entgegen laufendes Bezeigen blicken ließen, als die liederlichsten Personen betrachtet werden.

Weil man aber, wie schon bemerkt worden, die Gesetzgeber mit der Gottheit selbst, oder mit der Sonne, welche derselben Sinbild war, vermengt hatte; so waren es folglich nicht die Gesetzgeber, sie mögen auch gewesen seyn wer sie gewolt, welche der Vorwurf dieser Verehrung seyn sollten. Es hat auch wirklich das Ansehen nicht, daß diese sich als Götter verehren lassen, und bey den Völkern ihrer Zeit vor dergleichen angesehen seyn wolten: indem diese nicht so verblendet seyn konnten, daß sie nicht hätten sehen sollen, daß sie eben solche Menschen, als sie, und eben dergleichen Leidenschaften unterworfen gewesen. Ihre Orgia müssen also aus einer andern eben so natürlichen Folge, in einem andern Verstande als die Bacchanalien der leßtern Zeiten, angenommen werden, als welche nichts anders, als eine äußerste Verderbnis der erstern waren.

Eben dieses ist der Verstand einer ordentlichen Verehrung, den Strabo<sup>(92)</sup> an eben dem Orte, den ich anfänglich angezeigt, sehr wohl entwickelt hat; wenn er nach genauer Erwägung der verschiedenen Meinungen der Schriftsteller, und nach einer algemeinen Anführung desjenigen, was vornemlich in den Orgien anzutreffen war, sich zu der Betrachtung der heidnischen Orgien wendet. Die Worte dieses Verfassers sind merkwürdig. „Es ist, sagt er, bey den Griechen und Barbarn eine gemeine Sache, ihre Opfer durch Feste berümt zu machen. Es giebt einige, wobey sich Raserey mit einmischet, und andere, die ruhig zurück geleyet werden: einige, wobey gesungen, und andere, wobey nicht gesungen wird: einige, worunter ein Geheimnis verborgen liegt, und wo alles in geheim vor sich gehet, da bey andern hingegen alles öffentlich geschieht. Die Natur und Vernunft erfordern es dergestalt; denn da die Feste den Menschen aus seiner gewöhnlichen Verrichtung ziehen, so hat sein Gemüt mehr Freiheit, sich auf göttliche Dinge zu richten. Der Enthusiasmus gleicht einer göttlichen Einsprache und gehöret zur Wahrsagerkunst. Das Geheime der Mysterien verschafft der Gottheit Ehrfurcht, indem sie deren Wesen, das sich unsern Sinnen entziehet, nachamet. Die mit dem Versmaasse verbundene Musik vereinigt uns endlich, durch eine an die Annemlichkeit befestigte Reizung, noch mehr mit Gott. Man urtheilet sehr wohl, wenn man sagt: daß die Menschen der Gottheit niemalsen besser nachamen, als wenn sie Wohlthaten ausüben. Noch besser aber würde man sprechen, wenn man sagte, daß es geschehe, wenn sie dieselbe ihrer Schuldigkeit nach verehren, welches durch eine heilige Freude, durch Feste, so den Göttern zu Ehren angestellt, durch Besessenheit weise zu seyn, und durch Uebungen in der Musik, bewerkstelliget wird. Denn obgleich die Musikverständige ihre Kunst da-

I Theil.

M

„durch

(91) ATHEN. lib. 4 et 5.

(92) STRABO lib. 10.



„durch verächtlich gemacht, daß sie solche zu allerhand eiteln Lustbarkeiten gebrauchen, und sie bey öffentlichen liederlichen Gastgeboten und auf dem Schauplatze beschimpfen; so mus man solches nicht der Kunst selbst zur Last legen, sondern man mus die Natur der andern Künste untersuchen, wovon sie der wahre Grund ist. Aus dieser Ursache hat Plaro und die Pythagoräer, die vor ihm gewesen, der Philosophie keinen andern Namen als die Musik gegeben: diese haben gelernt, daß die Welt in einer beständigen Harmonie stünde, und daß alle Dinge, worinne man Ordnung und Uebereinstimmung antreffe, Werke Gottes wären. Aus eben dieser Ursache haben sie der Musik die Erziehung und Verbesserung der Sitten zugeeignet, indem sie urtheilten, daß nichts der Gottheit so nahe käme, als dasjenige, welches die Seele von ihren Irthümern und Lastern zu reinigen, am meisten beitrage. „

Dieser Erklärung zu Folge, die ich als einen Grundsatz anneme, wil ich anjehö dasjenige, was bey den Solemnitäten der Opfer des Volks, das man des Bachus Gefolge nennete, vorgegangen, erklären. Diese Zergliederung wird uns eine weit genauere Kenntnis von der wahren Gestalt der Orgien geben.

Zuvor aber wird dienlich seyn, anzumerken, daß die heilige Schrift eine genaue Erzählung der mancherley Opfer, so das Volk Israel dem HErrn bringen sollen, benebst den verschiedenen Bewegungsgründen, warum selbige gebracht werden mußten, und unterschiedenen dabey zu beobachtenden Ceremonien, machet. Man siehet darinnen einen Unterscheid der reinen und unreinen Thiere. Nicht allein aber die Thiere waren die Materie des Opfers, sondern auch Getreide, Garben, Teig, verschiedentlich Gekochtes und mancherley Gewürze. Bey manchen Opfern wurde das Schlachtopfer nicht angerührt, sondern alles durchs Feuer verzeret. Bey andern hingegen wurde nur das Blut um den Altar gesprengt, und das die Gedärme umgebende Fet verbrant. Dieses war insgemein der Theil des HErrn an dem Versöhnungsopfer, das übrige wurde verzeret. Ueberdem beobachtete man hierbey noch verschiedene Geseze. Denn es waren gewisse Dinge, welche die Priester nur allein anzurühren berechtiget waren; bey andern hingegen konnten sie sich nur einen Theil davon anmassen. Manche mußten in Gegenwart des HErrn gegessen werden, nach den Worten, die sich oftmalen in der heiligen Schrift finden. Andere hingegen konnten mit nach Hause genommen werden. Es scheint auch, daß entweder bey den Israeliten oder bey den Heiden alles, was von gewöhnlicher Nahrung im Gebrauch war, insbesondere aber das Fleisch der Thiere, Gott, oder wol gar den Götzen, dargeboten wurde; daher ist die Aufmerksamkeit der wahren Gläubigen entstanden, als sie sich in heidnischen Ländern befanden, nichts von der Speise zu genießen, von welcher sie mutmassen konnten, daß sie falschen Gottheiten waren geopfert worden.

Daher mus man den Schlus machen, daß in den Tempeln oder an andern der Religion geweihten Versammlungsorten gewisse Plätze anzutreffen gewesen, davon einige zur Schlachtung der Opferthiere, andere zum Kochen, und wiederum andere zum essen bestimmt waren. Dieses erhellet aus demjenigen, was von der Untreue der Kinder Eli angeführt wird <sup>(93)</sup>. „Die Söhne Eli, sagt die heilige Schrift, waren böse Buben, die fragten nicht nach dem HErrn, noch nach dem Recht der Priester an das Volk. Wenn jemand etwas opfern wolte, so kam des Priesters Knabe, weil das Fleisch kochte, und hatte eine Kreuel mit drey Zafen in seiner Hand. Und sties in den Tiegel, oder Kessel, oder Pfannen, oder Töpfen, und was er mit dem Kreuel hervor zog, das nam der „Priester

„Priester davon. Also thaten sie dem ganzen Israel, die daselbst hinkamen zu Silo. „Desselben gleichen, ehe denn sie das Fetz anzündeten, kam des Priesters Knabe und sprach „zu dem, der das Opfer brachte: Gib mir das Fleisch, dem Priester zu braten; denn er „wil nicht gekocht Fleisch von dir nemen, sondern roh. Wenn denn jemand zu ihnen „sagte: las das Fetz anzünden, wie sichs heute gebüret, und nim davon, was dein Herz „begeret; so sprachen sie zu ihm: du solt mirs jezt geben, wo nicht, so wil ichs mit Gewalt nemen. Darum war die Sünde der Knaben sehr gros vor dem HErrn: denn die „Leute lästerten das Speisopfer des HErrn. „ Nunmehr wollen wir uns zu den Opfern der Heiden wenden.

Apollonius von Rhodus giebt uns eine Beschreibung von den Opfern der Völker, die dem Bacchus folgten, wenn er die Opfer der Argonauten beschreibt. Man sollte zwar nicht zweifeln, daß der Orpheus, der sich in der Begleitung des Bacchus befunden, und durch den Klang seiner Leyer die thracischen Gebirge widererschallend gemacht, eben derjenige Orpheus gewesen, der den Jason bey Eroberung des goldenen Fließes begleitet gehabt. Inzwischen halte ich doch davor, daß dieser jenem in Ansehung der Zeit nachzufegen: die Gestalt der Opfer aber konnte nicht sonderlich geändert worden seyn. „Als dannenhero die Argonauten ihrer Religion ein Gnüge thun wolten; so waren sie, da sie zuvor, auf Verlangen ihrer Warfager, den Apollo angerufen, ohne „Zeitverlust ihre Opfer in das Feuer ihrer Heerde (94). „ Die Helden selbst verrichteten das Opfer, wenn sie es nötig fanden, wie man aus vielen Beispielen erschen kan. Die Warfager dienten blos dazu, die Aufsicht darüber zu haben und die Materialien und Gestalt des Opfers, hauptsächlich bey wichtigen Vorfällen, anzuordnen. Man brachte das Opferthier nicht allemal zu dem Ende herbey, daß es an dem Fusse des Altars geschlachtet werden sollte. Dieses ist von den Thieren gewis, die auf der Jagd getödtet worden. Das Thier wurde auch nicht ganz geopfert, sondern blos die Keulen waren die den Göttern bestimmte Stücke; wie solches Pausanias (95) überhaupt bey den griechischen Opfern angemerket. Es wurde über und über mit Fetz bedeckt, und bey einem kleinen hellen Feuer, das durch gesplittertes Holz unterhalten wurde, verbrant. „Sie „schlachten, sagt anderswo eben derselbe Apollonius (96), die beiden Ochsen, ziehen ihnen das Fetz ab, und hauen sie erstlich in Viertel, hernachmals in kleine Stücke. Die „zum Opfer bestimmten Keulen sondern sie ab, und wenn selbige mit dem Meße, das sehr fet „ist, wohl bedeckt worden, so lassen sie solches auf kleinem gespaltenen Holze rösten. „ In den ersten Zeiten wurde es eben auf diese Weise gehalten.

Das übrige von den Thieren wurde zu dem Gastgebote aufbehalten, welches allemal auf ein feierliches Opfer erfolgte und einen Theil davon ausmachte. Athenäus (97) selbst versichert uns, daß die Alten niemalen, ausser zur Ehre der Götter, ein öffentliches Fest angestellet.

Diese wurden bey den Egyptern, nach Anzeige eben dieses Schriftstellers, mit grosser Mäßigkeit gehalten. Bey andern Völkern war es ebenfals auf diese Weise. Auch so gar die Phäacier, die doch vor ein bereits durch die Ueppigkeit verdorbenes Volk gehalten wurden, fürten sich bey ihren Gastgeboten weit mäßiger auf, als die griechischen Weltweisen. Bey den Persern und bey dem mehresten Theile der Völker Griechen-

M 2

lan-

(94) APOLL. RHOD. lib. 4 v. 495.

(95) PAUSAN. in Atticis it. in Arcadicis.

(96) APOLL. RHOD. lib. I v. 432.

(97) ATHENAEVS lib. 5.



landes wurde es, nach des Plutarchus Zeugnis <sup>(98)</sup>, als eine geheiligte Zeit angesehen, in welcher sie die wichtigsten Staatsangelegenheiten vornamen, eben auf die Weise, als die Helden der Ilias, bey dem Gastmale des Agamemnons.

Was verwundernswürdig dabey scheint, ist dieses, daß bey verschiedenen Völkern, unter welchen die Bacchanalien eingeführt waren, der Wein, oder doch wenigstens dessen Gebrauch, gänzlich unbekant war. Es würde leicht seyn, von vielen Nationen zu erweisen, daß sie nicht gewußt, auf was Art der Wein gebauet werden müsse. Dieses ist von den Persern gewis, welche zu den Zeiten des Croesus nichts als Wasser tranken, wie solches Herodotus <sup>(99)</sup> bezeuget. Eben dieses kan man auch von den pontischen Nationen, von den Cappadociern und Scythen sagen. Denn ob ihnen gleich von den Schriftstellern das Zeugnis gegeben wird, daß sie der Trunkenheit sehr zugertan gewesen; so waren doch keine Weinberge bey ihnen anzutreffen, wie man aus den Worten ihres Königes Anacharsis ersehen kan. Denn als dieser in seine Lande von einer nach Griechenland gethanen Reise zurück gekommen, alwo er das Weimort eines Weisen verdienet; so wies er ihnen Weinreben, und sagte: „Diese würden sich bis zu uns ausgebreitet haben, wenn nicht die Griechen solche alle Jahr zu beschneiden bedacht wären <sup>(100)</sup>.“

Dieses kan von den entferntesten Zeiten mit mehrerm Grunde gesagt werden. Denn wie hätten die Arcadier, welche blos von Eicheln lebten, die troglodytischen, ichthyophagischen und lotophagischen Nationen, die sich entweder in Hölen oder in hohle Bäume, mitten in den dunkelsten Wäldern verkrochen, und nirgends eine bleibende Stätte gehabt, die Sorgfalt, so der Weinbau erfordert, übernehmen können?

Die andern Völker, denen der Wein bekant war, hielten sich bey dessen Gebrauch ungemein mässig. Plutarchus <sup>(1)</sup> erzälet, daß in der egyptischen Stadt Heliopolis sich die Priester nicht unterstehen, Wein in ihre Tempel zu bringen. Die andern egyptischen Priester tranken zwar welchen, jedoch sehr wenig; insbesondere aber enthielten sie sich dessen gänzlich zu den Zeiten ihrer Reinigung. Selbst die Könige tranken nur ein gewisses, ihnen in den Büchern ihrer Religion vorgeschriebenes, Maas. Zu den Zeiten des Psammiticus wurde der Anfang gemacht Wein, zu trinken. Vor seiner Zeit brauchte niemand dergleichen, weder vor sich, noch zum Opfer; weil sie solchen den Göttern nicht angenehm zu seyn glaubten. Denn sie hielten ihn vor des Titans Blut, der in sehr alten Zeiten mit dem Himmel Krieg geführt, und aus dessen mit der Erde vermengtem Blute, da ihn der Jupiter mit seinen Donnerkeilen zerschmettert, sey der Weinstock entstanden. Dieses sind, wenn man den Schriftstellern trauen darf, die Gedanken der vom Osiris unterrichteten Völker, welcher der Egypter Bacchus war, von dem Weine gewesen.

Wir lesen in dem Athenäus, daß der Wein sowol in Griechenland als in Italien vor Alters verabscheuet worden. Inzwischen schlich sich der Gebrauch davon allmählig, doch nur auf solche Art ein, daß man sich dessen an gewissen Orten blos zu den Trankopfern bediente; an andern Orten aber war er den Weibern und jungen Leuten bis in das dreißigste Jahr gänzlich untersaget. Diejenigen, so die Erlaubnis hatten Wein zu trinken, mäßigten ihn sehr, und gossen beinahe zwey Drittheil Wasser darunter. Man trifft von der Mäßigkeit der Alten sehr schöne Stellen und Regeln der Weltweisen an, welche

(98) PLUTARCH. Symposiaca lib. 7 qu. 9.

(99) HERODOT. lib. 1 n. 71.

(100) ATHEN. lib. 10.

(1) PLUTARCH. de Iside et Osiride.

welche aber heutiges Tages, sonderlich den mitternächtigen Völkern in Europa, zu strenge scheinen würden.

Eben dieser Verfasser beschuldigt den Aeschylus, daß er die Sitten der Griechen in diesem Falle verderbet habe; dieser elende Possenreißer schlepte eine Menge Trunkenbolde hinter sich, und machte zuerst aus dem Bacchus einen Säufer. Dadurch nun wurde die Religion lächerlich, weil man einen Gott auf den Schauplatz stellte, der weit weniger Kräfte hatte, als der Wein, womit er sich berauschet. Die Dichter, so nach dem Aeschylus auftraten, folgten seinen Fußtapfen, und heiligten so zu sagen die Völlerey, durch die Autorität und Beispiel dieser Gottheit; welche bey den Barbarn dergestalt beschrieben war, daß auch die Scythen und diejenigen Völker, denen der Gebrauch des Weins unbekant, den Bacchus der Griechen als den Urheber des menschlichen Wankwüßes betrachteten, und mit äußerster Verachtung und Verfluchung von ihm redeten.

§. 9.

Auf das Opfer und Fest folgte der Gesang und die kriegerischen Tänze. Es wird anfänglich zwar wunderlich scheinen, daß Dinge, die uns so eitel als der Tanz scheinen, und die der Religion so sehr entgegen laufen, als der Krieg ist, fast unzertrenlich mit der Opferfeier verknüpft gewesen. Es war inzwischen eine in ihrem Grundsatz und Ursprünge sehr ausgebreitete Religion, weil wir auf der einen Seite in der heiligen Schrift den Tanz an der Person Davids <sup>(2)</sup>, der vor der Bundeslade her tanzte, als auch in andern Beispielen geheiligt antreffen; auf der andern Seite aber ist uns bekant, daß einer der größesten Namen Gottes derjenige gewesen, der in den heiligen Büchern der Herr der Heerschaaren lautet.

Es sey nun, daß die Menschen sowol in ihrem Gesange als kriegerischen Tänze die in der Welt herrschende Ordnung und Harmonie <sup>(3)</sup>, als welche ein Werk Gottes ist, oder den Lauf der Sterne und Planeten, worin er seine Allmacht bewiesen, vorstellen wollen; oder, daß sie in Gott die höchste Gewalt, die er sowol über die eine als andere Kriegesmacht, nemlich des Himmels und der Erden gehabt, zu verehren beflissen gewesen; oder, daß sie auch seinen beschützenden Arm zu ihrer Vertheidigung, wider die Ungerechtigkeit ihrer Nachbarn, beständig nötig gehabt; so ist doch gewis, daß ihre erste Religionsbegriffe kriegerische Begriffe, und eine der vornehmsten Gott beigelegten Eigenschaften, der Gott der Schlachten gewesen. Daher ist der Sabaismus von dem hebräischen Wort Sabaorh, welches ein Kriegesheer bedeutet, entstanden.

Die weltlichen Nationen hatten eben diese kriegerische Begriffe von der Gottheit, und bey ihnen war der Krieg eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Apollo, des Bacchus, des Mars u. s. w. Und ehe ihnen noch Bildsäulen aufgerichtet wurden, war ihr Einbild ein kriegerisches Instrument; ein Säbel oder Streitkolbe bey den Scythen; eine Lanze bey den Römern u. s. w. mit einem Wort, man stellte sie unter Bogen und Pfeilen vor. Dieses wurde auch so weit getrieben, daß alle Götzenbilder bis auf die Venus bewafnet waren. Und zu Lacedämon war ein Gesetz anzutreffen, welches ausdrücklich verbot, daß sie anderer Gestalt nicht vorgestellt werden sollten.

Doch der thracische Ares, Jupiter und Bacchus Sabazius, eben desselben Volks, waren noch insbesondere Kriegesgötter, wenn man auf die Abstammung des Worts Sabazius einige Aufmerksamkeit richtet. „Gleichwie wir, sagt Vossius <sup>(4)</sup>,

M 3

„dem

(2) 2 Sam 6, 14.

(3) LVCIAN. de saltat.

(4) VOSSIVS de origin.

et progressu Idololatriae lib. 2 c. 14.



„dem Gott, so wir anbeten, den Namen des Herrn Sabaoth, oder, den Gott der „Heerscharen, beilegen, weil er sowol über die eine als andere Millij des Himmels und „der Erden, nemlich aller Creaturen, eine unumschränkte Gewalt hat; so haben sich auch „die unvernünftigen Nationen angemasset, eben diesen Namen der Creatur, als der Sou- „ne und dem Himmel, beizulegen, die sie an Gottes Stelle gesetzt.“ Vossius hält als- so davor, daß der Name Sabadius, Sabazius oder Sabadus, von Sabaoth her- komme; welches auch ziemlich gegründet zu seyn scheint. Der Bacchus Sabazius, bey dem Diodorus Siculus (\*), ist mit demjenigen, der des Cadmus Enkel heisset, nicht einerley, sondern ein weit älterer als der letztere, welchem aber beinahe eben die Dinge beigegeben werden, die von denenjenigen, die gleichen Namen geführt, und mit eben der Person verwechselt worden, gesagt sind. Gleichwie man aber durch den Cad- mus \*), meiner Einsicht nach, unsern ersten Vater Adam zu verstehen hat, so wird auch durch den Cecrops der Bacchus Sabazius sein Enkel genennet, und dieser sol ein Vorbild unseres Heilandes seyn, wie ich zu seiner Zeit weitläufiger ausführen werde. Man siehet auch in der Etymologie des Wortes Sabazius, daß es ursprünglich der wahre Gott gewesen.

Die Gefänge der Alten, die unter dem Namen Pãanes bekant sind, waren zu Ehren des Apollo und der Sonne verfertigte Lieder, als welche dieserwegen vor eine Gottheit der Musik und des Tanzes eben sowol als des Krieges gehalten wurde. „Die „Griechen, sagt Strabo (6), haben zum Theil die Musen dem Bacchus, dem „Apollo und der Hecate zugesellet. Apollo wurde von ihnen als der Anführer der „Musen angesehen, daher nenneten sie ihn Musagetes; und die ganz zum Lobe der „Götter abzielende Dichtkunst wird ihm zugeeignet.“ Gleicher Gestalt wurde auch dem Bacchus und Hercules das Beiwort Musagetes beigelegt, und sie hatten unter den Musen auf eben die Art den Vorsitz, als die Musen benebst der Ceres, den Orgien, Bacchanalien, Chören, Unterweisungen in dem geheimen Gottesdienste und Geheim- nissen selbst, vorgesetzt waren. Aus eben dieser Ursache sind alle thracische Berge, als der Pindus, Parnassus, Olympus, der Berg Pierius und Lyberthus, dem Bacchus und den Musen insbesondere geweiht, weil man angenommen, daß die Musen und berühmten Warsager, Orpheus, Mopsus, Thamyras und Eumol- pus, sie durch ihre Gefänge widerhallend gemacht. Auf dem Parnassus selbst waren, nach dem Zeugnisse des Macrobius (7), dem Bacchus geweihte Hölen, woselbst man alle zwey Jahr die Bacchanalien feierlich begieng.

Es ist noch zu bemerken, daß der Name Musagetes, der dem Bacchus, Apol- lo und Hercules beigelegt worden, und welcher von μετα und αγω, duco, fero, per-

(5) DIODOR. SIC. lib. 3.

(6) STRABO loco cit. lib. 10.

(7) MACROB.

Satur. lib. 1 cap. de Libero etc.

\*) Die hebräische Wurzel des Wortes Cad- mus erklärt meine Gedanken hierinnen und be- stätiget solche zugleich. Denn dieses Wort bedeutet so viel als Antiquus, Primævus ætate, welches in der Warheit auf niemanden besser als auf den Adam, als den Vater der Menschen, gedeutet werden kan. Es haben verschiedene zwar, nach dem Gebrauche der Alten, vermöge dessen die Na-

men wieder hergestellt und die Todten auf gewisse Masse wieder erwecket worden, als noch unter den Wilden üblich ist, eben dergleichen Namen führen können. Der erstere Cadmus wird also von dem Sohne des Agenors sehr unterschieden seyn, der nach Griechenland gieng, seine Schwester Euro- pa daselbst suchte, und zu der Stadt Thebes in Bœotien den Grund legte.

perfero, zusammen gesetzt, ein solches Wort ist, so die Griechen von den Thraciern und barbarischen Völkern angenommen, so wie sie mit verschiedenen andern gethan, die mit der Religion, insbesondere aber mit der Musik und musicalischen Instrumenten, Gemeinschaft haben, als welche in Thracien und Asien, nach des Strabo <sup>(8)</sup> Meinung, ihren Ursprung genommen. Eben dieser Schriftsteller hat auch sehr wohl angemerkt, daß der mehresthe Theil der musicalischen Instrumente, als Tablum, Samba, Barbitos, Magades u. s. w. sämtlich barbarische Wörter gewesen. Ich finde kein Bedenken zu glauben, daß das Wort *αῶν*, welches man in der iroquoisischen und huronschen Sprache antrifft, sowol als das Wort Gageron, mit eben der Form und Bedeutung, von eben der Wurzel entstanden. Auf eben die Art als die Griechen sagen, Musageres, Archageres, Ebdomagetes u. s. f. sprechen unsere Iroquoisen gleichfalls, Nondoutageté, Kostent'ageré u. s. w.

Noch ist zu bemerken, daß die dem Bacchus, Apollo und den Musen geweihten thracische Berge mehr wegen des Brunnens Sipprocrene, woraus die Musen tranken, als wegen des Weins berühmt waren. Der bacchische Gast war es also nicht, der die Begeisterung veranlassete, sondern vielmehr dieses durch die Dichter so gerührte Wasser, welches durch einen Hufschlag des Pegasus zum Herausquellen gebracht wurde.

Ich weis nicht, warum die Musen dem Apollo und Bacchus gewidmet sind, die doch Götter des Krieges gewesen. Vossius, der eben dieses bekennet, ist daher bemühet, aus den Musen Kriegesgöttinnen zu machen. Mich dünkt aber im Gegentheil, daß, da die Musen und Bacchanten einerley Personen und zweierley Namen gewesen, er ihnen diese Ehre leichtlich erweisen können; diese lymphatische Frauenpersonen waren weit besser als viele Manspersonen bey den Geschäften des Mars. Sie wurden, nach dem Zeugnis des Plutarchus <sup>(9)</sup>, angerufen, und ihnen in Griechenland vor dem Anfang einer Schlacht Opfer gebracht.

Die Gymni und Tänze waren dem Kriege zugeordnet; man machte daraus eine Religionsverrichtung, das Volk durch den Eindruck, den die Religion in den Gemüthern hatte, noch mehr aufzumuntern. Daher hat Lucianus <sup>(10)</sup> nicht unrecht gethan, wenn er den Tanz eine Ausübung der götlichen und geheimnisvollen Religion, die zu Ehren der Götter angestellt worden, nennet. Auf gleiche Weise hätte er auch die Musik, und zwar um so mehr beschreiben können, weil sie vor Alters eben so viel bedeutete. Die Alten hatten sowol eines als das andere aus der Ursache eingeführet, weil sie vermeinten, daß die Musik und der Tanz zu Stärkung des Muths und der Herzhaftigkeit, wie auch zu Aushärtung des Leibes, zu harter Arbeit und kriegerischen Uebungen unendlich viel beitrage.

Diese Meinung der Alten, daß nemlich die Musik und der Tanz die Herzhaftigkeit stärke, und den Leib zu den Kriegsbeschwerlichkeiten geschickt mache, war dergestalt allgemein geworden, daß man es vor eine große Tugend hielt, wenn man darinnen was besonders gethan; und im Gegentheil wurde es als ein Laster angesehen, wenn man diese Kunst zu erlernen nachlässig gewesen. Socrates <sup>(11)</sup> macht keine Schwierigkeit zu sagen, daß diejenigen, welche die Götter durch den Tanz und Musik am geschicklichsten verehren, auch die besten und tüchtigsten Streiter im Kriege wären. Es war auch zum alge-

(8) STRABO *ibid.*  
de saltat.

(9) PLUTARCH. in lacon. apophth.  
(11) SOCRATES apud Athen. lib. I.

(11) LUCIAN.



allgemeinen Sprichwort geworden, daß man von einem Menschen, der im Kriege seine Schuldigkeit nicht beobachtet, oder verzagt gewesen, zu sagen pflegte: Er habe die Tugend verloren. Ein solcher mußte mit seiner Person bezahlen.

Die Dichter haben auch selbst ihren Göttern eine vollkommene Geschicklichkeit hierinnen beigelegt. Arctinus<sup>(12)</sup>, oder vielmehr Linnelus, führt den Vater der Götter und der Menschen auf dem Berge Olympus tanzend auf. Pindarus<sup>(13)</sup> legt dem Apollo das Beiwort eines schönen Tänzers bey. Lycophron<sup>(14)</sup> in seinem Gedichte, so Cassandra betitelt wird, giebt dem Gott Mars eben dieses Ehrenwort, weil, fügt sein Scholiaster hinzu, die Kriegesgesänge zu Aufmunterung der Streiter sehr beförderlich waren. Man hat nicht nötig, zu seinen Bewärsmännern zurück zu gehen, wenn man eben dieses von dem Bacchus beweisen wil, der allezeit mitten unter seinen mit Thyrsen bewafneten Satyren und Bacchanten tanzend aufgeführt wird.

Aus eben dem Grunde, mit welchem Athenäus sagt, daß bey den Alten kein Fest, ausser zur Ehre der Götter angestellet worden, hat auch Lucianus nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn er ansührt, daß kein Fest und Feierlichkeit angestellet gewesen, so nicht durch einige Tänze begangen worden<sup>(15)</sup>. Nicht nur die lateinischen, griechischen und asiatischen Völker hatten dieses im Gebrauch, sondern auch die Egypter tanzten um ihre Götzen herum<sup>(16)</sup>; und die Indianer waren nicht sobald aufgestanden, als sie sich gegen Morgen wandten, und die aufgehende Sonne grüßeten, stampften und ihre Füße bewegten, dergestalt, als wenn sie die Bewegung dieser Gottheit nachahmen wolten. Gleichfalls geschähe dieses auch ordentlicher Weise alle Abend. Der satyrische Tanz war den Joniern und pontischen Nationen so angenehm, daß sie mannigmal, so oft ihnen die Lust ankam, alle Arbeit liegen ließen, und sich einen ganzen Tag hinsetzten, und den Satyren, Hirten und Corybanten zuschaueten. Die Häupter selbst, benebst den Vornehmsten der Nation, waren die ersten, die sich in diesen Tanz mischten, und diese Uebung höher als alle ihre alten adelichen Ehrentitel hielten. Mit einem Wort, es war ein allgemeiner Gebrauch im ganzen Heidentum. Und die heilige Schrift meldet von den Israeliten, als sie das goldene Kalb anbeten wollen, „so habe sich das Volk hingesezt zu essen und zu trinken, hernach sey es aufgestanden zu spielen,“, nemlich zu tanzen und zu singen<sup>(17)</sup>.

Unterweilen war der Tanz von dem Gesange getrennet. Während Zeit, daß man um das Feuer herum saß, so stimmte ein Sänger des Hauses die Theogonie unter dem Klange einiger Instrumente an, und besang die Lobsprüche der Götter, machte von dem Chaos den Anfang, und verknüpfte die Fabeln der Mythologie, und die Thaten der großen Helden, soviel möglich mit einander.

Der Gesang war auch mit Tänzen und Bewegungen untermischt. Ungeachtet eine unendliche Anzahl der Tänze gewesen, die von dem Athenäus und andern Verfassern angeführt werden; so ist doch der gemeinste und kenntbarste vor die Orgia der pyrrhische, welcher diese Benennung von einem gewissen Namens Pyrrhichius bekommen, der einer der ältesten Cureter und dem Angeben nach der Erfinder davon, oder ein vortreflicher Meister

(12) ARCTIN. apud. Athen. ibid.

(13) PINDARVS apud Athen. lib. 1.

(14) LYCOPHRON Cassandra.

(15) LVCIAN. de saltat.

(16) LV-

CIAN. ibid.

(17) 2 Mos. 32, 6.

Meister darin gewesen <sup>(18)</sup>; vielleicht könnte man selbigen auch von der Pyrrha, der Frau des Deucalions ableiten. Von diesem Tanze waren zweierley Arten.

Der erste war eigentlich nur ein Tanz der Füße, und bestund in einer ernsthaften und edlen Stellung sich, zu nähern, wenn man in den Streit gehen oder eine kriegerische Handlung vorstellen wolte. Diese Art wurde zuerst erfunden, und war insbesondere den Mannspersonen eigen. Diesen tanzten die Cureter und Corybanten sowol als diejenigen, welche Homerus <sup>(19)</sup> Cybistetes und Betarmones \*) nennet. Diese tanzten einzeln, hoben sich einander in die Höhe, und mischten sich zuweilen zu zweien und dreien unter einander.

Der andere war derjenige, welcher *Xythyopia* oder der Händetanz genennet wurde. Dieser war auch eine Art der Pyrrhica, welche Athenäus *Pyrrhematica* heisset, weil alle Chöre dabei singen und tanzten, auch sowol den Mann- als Weibspersonen gemein war. Die Bewegungen in selbigen waren weit heftiger, und bestunden in einer gewaltsamen Rührung der Hände und Füße, die allemal mit der Cadanz übereinkam. Lucianus <sup>(20)</sup> nennet die Melodcy zu gewissen Tänzen *Pyrrhemes*.

§. 10.

(18) STRABO lib. 10.  
CIAN. de saltat.

(19) HOMER. Odyss. 4 v. 18 id. Odyss. 8 v. 250.

(20) LV.

\*) Die Gelehrten haben sich bemühet, die Bedeutung des Wortes Cybistetes oder Cybistetes zu ergründen, wenn sie dessen Etymologie suchen, damit sie bestimmen mögen, welchen Tanz diejenigen getanzt, den Homerus diesen Nationen eigentlich beigelegt. Sie leiten solches ab von *κύβιστον* in caput mittere, saltare, oder caput rotare. Deshalb sagen sie, daß in caput saltare, auf dem Kopfe tanzen hiesse, welches mit Wengung der Füße und Arme auf eine mir unbegreifliche Art geschahe, die nicht mit der pyrrhischen, wovon Homerus gedenket, übereinkommt. Andere sagen, caput rotare zeige einen lymphatischen oder rasenden Tanz an, in welchen sich die Priester der Cybele mit einmischten und ihnen die Köpfe als Kreiseln umherdreheten, oder sie beständig in einem Zirkel herum tanzen ließen, wie noch heut zu Tage unter den Türken die Dervois thun, die einen heiligen Tanz haben, in welchem sie während einer geraumen Zeit sich beständig herum drehen. Dieses hat dem lateinischen Uebersetzer des Orpheus sonder Zweifel Gelegenheit gegeben, das griechische Wort *κυβιστας* in dem Gesange der Cureten durch das Wort Vertiginatores zu erklären. Anstatt caput rotantes liest man auch ostermalen crinem rotantes, wenn von den Corybanten geredet wird, welches mit der Art ihre Haare zu tragen übereinkommt. Diese ließen sie vor dem Kopfe absheren, und schnitten sie hernachmals in der Runde, so wie

einige Mönchskronen zu seyn pflegen, ab. So bald man vor Zeiten in Frankreich einen Ritter gemacht, so schnitte man ihm die Haare fast auf eben die Weise ab, und dieses wurden gerundete Haare genennet. Doch alle diese Etymologien sind sehr unzuverlässig, und ich glaube, daß man bey mehreren Nachforschungen nur vergebliche Mühe anwenden würde. Die Pyrrhica war ein die Religion angehörender Tanz, doch von mancherley Art, worein aber keine Raserey gemischt wurde. Dieser wird uns noch heut zu Tage durch die Morisque vorgestellt, als welche eine Folge desselben ist. Die lymphatischen und rasenden Tänze gehörten aber nur vor die Warsager. So viel ist zwar gewis, daß sowol der eine als andere den Cureten und Corybanten persönlich eigen war: man mus aber zugleich merken, daß diese Worte eine mehr oder weniger ausgedehnte Bedeutung haben. Denn mannigmal bedeuten sie alle die unterschiedenen Stände der Personen, welche in des Bacchus und der Göttermutter Nachfolge waren. Mannigmal aber bedeuteten sie auch nichts weiter als die Priester des Bacchus und der Göttermutter. Weil sie nun verschiedene Stände und verschiedene Uebungen in ihren Vergien hatten, so mus man nicht glauben, daß sie beständig gerauset. Denn dieser Stand kommt nur mit denen überein, von welchen man glaubte, daß sie mit dem Geiste der Weissagung besessen gewesen.



Musikalische  
instrumente.

Unter der Menge musikalischer Instrumente, die man zu Belebung des Tanzes und der Music erfunden, ist es schwer zu entscheiden, welche am ersten gebräuchlich gewesen. Sie haben sich mit der Zeit und mit dem Geschmack der Menschen geändert. Ueber dieses haben sie mancherley Namen gehabt, und eben diese Namen können auch allmählig verschiedenen Instrumenten beigelegt worden seyn, die anstat der erstern gebraucht worden.

Inzwischen scheint es, daß diejenigen, welche insbesondere bey den Orgien des Bacchus und der Göttermutter gebraucht worden, in zweierley Arten eingetheilt gewesen, von welchen uns die ältesten Schriftsteller eine Kenntniss geben.

Die eine Art hatte die Gestalt einer Trummel, und wurde Tympanum genennet; die andere hatte ein kugelförmiges Ansehen, und hieß ihrer Gestalt wegen Rhombus, und machte ein gewisses Geräusch, wodurch es den Namen Trotalum oder Crepitaculum erhielt. Dieses nun ist eben dasjenige, so uns Apollonius Rhodius<sup>(21)</sup> in folgender Stelle erklärt: „die Phrygier namen daher Gelegenheit, die Göttin Rhea zu besänftigen, den Gebrauch mit dem Rhombo und Tympano auf immerwährend einzuführen.“ Man hatte in dem Altertum noch ein ander berühmtes Instrument, welches man Χελυς von Χελώνη, eine Schildkröte, zu nennen pflegte. Mercurius war Erfinder von selbigem, und schenkte es dem Apollo, von welchem er den Schlangenstab zur Vergeltung erhielt. Aratus<sup>(22)</sup> sagt, Mercurius habe den Namen Schildkröte abgeschafft und es eine Leier zu nennen befohlen. Dieses Instrument war dem Gottesdienst, und insbesondere der Warfagung, dergestalt geweiht, daß Nonnius<sup>(23)</sup> vorgegeben, es habe die himmlische Leier von sich selbst, ohne durch eine Hand berührt zu werden, den über die Titans erhaltenen Sieg Jupiters vorher verkündigt.

Ihr Tanz war endlich sowol als ihre Musik mit Ausrufungen, Je, Hies, Evá, Sabá, Atre, Evó, Evohe, nebst allen andern begleitet, die unter dem allgemeinen Namen Evasma der Bacchanten bekannt sind, und wovon man in allen Schriftstellern Nachricht findet.

Nicht deucht, ich habe unsere Wilden durch dasjenige, was ich von den Opfern und Solennitäten der Alten angeführt, bereits dergestalt abgesehildert, daß ich nicht nötig haben würde, etwas mehreres hinzuzufügen, wenn ich blos mit solchen Personen zu thun hätte, denen solche nur ein wenig bekannt wären.

Die merklichste Leidenschaft aller Wilden ist der Krieg. Der groffe Geist, der Himmel und die Sonne, welche insgesamt ihre gemeine Gottheiten seyn, sind auch bey ihnen die Gottheiten des Streites; diese rufen sie bey allen ihren kriegerischen Unternehmungen an, und empfehlen ihnen den Ausgang ihres Vorhabens.

Der Huronen Areskovi, der Troquoisen Agriskove, ist dergestalt der Gott der Kriege, daß sie sich in ihren Ausrufungen fast keines andern Namens bedienen, wenn sie ihre Beile erheben; und hauptsächlich bey dieser Gelegenheit rufen sie ihn unter diesen Namen an. Ich habe bereits angeführt, daß ich glaube, daß dieses der Thracier Mars sey, der bey den Griechen unter dem Namen Άρης bekannt gewesen. Es ist auch nur eine kleine Aenderung in dem Wort Areskovi zu machen, wenn man es in Ares verwandeln wil; die Schlusssylbe Ovi wird bey den Huronen fast nicht ausgesprochen, daß

(21) APOL. RHOD. lib. I v. 1138.  
NIVS Dionysiac. I v. 256.

(22) ARATVS Φαεινομ. v. 268.

(23) NON-

daß also nichts als *Aresk* übrig bleibet, dessen letzter Buchstabe von ihnen gleichsam gepiffen oder gezischt wird. Die Griechen würden bey diesem ihnen fremden Worte das *k*, so ihnen zu hart geschienen, ohnfehlbar weggelassen haben. Diese Aenderung würde weniger, als diejenige des Wortes *Ares* in *Mars*, schwer gewesen seyn, welche durch Hinzufügung eines *M* im Anfange wegen der Euphonie, und durch eine Zusammenziehung, welche das *e* zwischen den Buchstaben *r* und *s* auswirft, geschieht.

Diese Mutmaßung wird um so warscheinlicher scheinen, da das griechische Wort *Ἀρης*, welches soviel als im Kriege Hülfe leisten, Krieg führen, heisset, von eben der Wurzel als das Wort *Ἀρης* abstammet, und sich in der iroquoisfischen Sprache mit eben der Bedeutung findet; indem das Wort *Aregouan* soviel heisset als Krieg führen, und folgendergestalt conjugiret wird: *Garego*, *Sarego*, *Garego*, ich bekriege, du bekriegest, er bekriegeret u. s. w. Der Beweis ist um soviel merklicher, da in der iroquoisfischen Sprache zwar nicht mehr als 7 oder höchstens 8 Wörter sind, die sich auch in der griechischen Sprache finden, die aber dergestalt in letzterer bezeichnet sind, daß man fast demonstrieren könnte, daß sie selbige aus den barbarischen Sprachen, mit welchen sie doch keine Analogie hat, wie ich zu seiner Zeit mit mehrern gedenken werde, als eigen angenommen.

Von diesen Namen *Areskou* oder *Ares*, welchen die thracischen Völker ihrem Gott der Kriegsheere gaben, haben die Alten den Namen *Ἀρεῖα*, welcher nach der Anmerkung des *Stephani* <sup>(24)</sup> der thracische Kriegesgott gewesen, gemacht. Inzwischen ist warscheinlich, daß es blos nur eine Benennung des asiatischen *Thraciens*, oder nur von den geringen Völkern *Kleinasiens* gewesen, die sich dieses Namens *Ares* bedieneten. *Strabo* <sup>(25)</sup> gedenket zweier Landschaften in *Asien*, die man nicht mit einander verwechseln mus, wie *Casavbonus* <sup>(26)</sup> in seinen Noten über diesen Schriftsteller wohl anmerket. Die eine heisset *Ἀρεῖα*, die auf dem taurischen Gebirge lag; und die andere *Ἀρεῖα*, deren Einwohner sich wider *Alexandern* empöreten. Letztere war eine sehr weitläufige, aber auch sehr wüste Provinz, zwischen den caspischen Thoren, *Persien*, *Carmanien* und *Gedrosien*. Dieses nun war sonder Zweifel eben das thracische Volk, das seine erste Benennung beibehalten, und welches von dem äußersten Theile *Lyciens*, wo sich das Gebirge *Taurus* anhebet, sich auf beiden Seiten in diese Kette von Bergen eingeschlichen, und sich nachher in vielerley Zweige vertheilet, davon die beiden vornehmsten diese zwei Landschaften formiret, die benachbart waren und aneinander grenzten. Dasjenige, was noch mehr zu Gründung meiner Mutmaßung sowol hierin als des Wortes *Ares* gereicht, ist dieses, daß die Namen eines Volks von *Ἀρεῖαν*, der Flüsse von *Ἀριον* und von der Hauptstadt dieser Provinz, iroquoisfische Namen sind, bey welchen keine Aenderung, als in den letzten Sylben dieser Namen, zu machen, in welchen man einige Buchstaben versehen mus: welche Versekung aber das Wort selbst fast nicht ändert, wie ich in der Abhandlung von der Sprache mit mehrern ausführen werde; wohin ich sowol diese Etymologien, als auch meine Mutmaßungen wegen des Königs aus *Pontus*, *Ariochs*, verweise, der einer von den vier Königen gewesen, die *Abraham* überwunden, als sie zuvor selbst die fünf Könige der lasterhaften Städte bezwungen, die Gott durch Feuer vom Himmel verderben lassen.

Mit eben diesem Gott der Kriegsheere und mit eben der Gesinnung der thracischen

M 2

Völ.

(24) *STEPHAN.* de urbib. *Θρακ.*  
Com. et Castig. in lib. 14.

(25) *STRABO* lib. 15.

(26) *CASAVBON.*

*STRAB.* p. 206.



Völker, haben unsere Troquoisen, und überhaupt alle Wilden, auch eben diejenigen Merkzeichen bey ihren Opfern, Festen, Tänzen, Musik, Ausrufungen und musikalischen Instrumenten annoch beibehalten.

Ihre Gestalt der Opfer ist durchgängig in nichts von derjenigen unterschieden, welche uns Apollonius Rhodius beschrieb. Oberschenkeln von Rehen, von Bären und andern wilden Thieren, werfen sie ins Feuer, bedecken und besprennen selbige mit Fet, und bitten die Sonne, dieses Geschenk anzunehmen, ihre Wege und Stege zu erleuchten, sie zu führen, und ihnen über ihre Feinde den Sieg zu verleihen, das Korn auf dem Feldewachsen zu lassen, und ihre Jagd oder Fischey zu segnen. Diese Verehrungen begleiten sie mit solchen Reden, Figuren und Metaphoren, welche insgesamt noch völlig den Geschmack des Altertums mit sich führen, womit ihr öffentlicher Rednerstylus noch gänzlich angefüllt ist.

Die Feste, Gesänge und Tänze, sind ebenfalls bey den Feierlichkeiten der Wilden anzutreffen. Weil ich aber in der Abhandlung ihrer Regierungsform weitläufiger davon handeln werde, als woselbst ich von ihren Versammlungen ausführlich reden wil; so werde ich die Gleichförmigkeit der Feste, Tänze und Gesänge, bis dahin ausgesetzt seyn lassen, und mich nur anjeho damit begnügen, eine Gleichheit mit ihren musikalischen Instrumenten zu zeigen.

Diese sind nun eben dieselben, welche uns Apollonius Rhodius abschildert. Sie haben eine Art von Trummeln, welche mit dem Tympano der Priester der phrygischen Göttin übereinkömmt, und die man oftermalen auf alten Denkmälern in den Händen der Cybele antrifft. Gleichergestalt haben sie eine kugelförmige Machine, die von einem Rhombus nicht unterschieden ist \*).

Die Trummel, sagt le Jeune, ist von der Grösse einer biscasischen Trummel. „Sie bestehet aus einem drey bis vier Finger breiten Zirkel, und aus zwey auf beiden Seiten straf angezogenen Häuten; es werden kleine Knochen oder Kieselsteine hinein geworfen, damit sie einen desto grössern Lärm machen. Der Durchmesser der grösssten Trummel ist ohngefär zwey Span. Sie werden nicht, wie unsere europäischen Trummeln, gehandhabet, sondern man drehet und beweget sie, damit die darin befindlichen Steine  
„ein

\*) Rhombus und Rhomboides in der Geometrie, sind ablange viereckige Figuren. Die erstere hat vier gleiche Seiten und bestehet aus gleichlaufenden Strichen, aus zweyen entgegen stehenden scharfen und zweyen andern stumpfen Winkeln. Die andere Figur ist auch viereckig: ihre gegen einander stehende Winkel sind gleich, und ihre entgegen gesetzte Seiten gleichfalls gerade und gleichlaufend; jedoch sind zwey grosse und zwey kleinere dabey anzutreffen. Aus dieser Ursache haben vieleicht einige Gelehrte dafür gehalten, daß der Rhombus, dessen sich die Alten bey ihren Religionsgebräuchen bedienen, ebenfalls eine viereckige Figur von gleichen Seiten gewesen, und zwar nach der Beschreibung, die Calepinus davon machet: *Rhombus graeca vox est, significans figuram tetrapleuron, id est, quadrilateram, cuius latera omnia sunt aequa-*

*lia, anguli vero obliqui. Vtebantur eo maleficae mulieres ad deducendam lunam.* Es ist wahr, daß es viereckige oder ablange viereckige Figuren gewesen: ich habe auch eine davon zeichnen lassen; doch die gewöhnlichste Gestalt des Rhombus war sphärisch. Man nennere auch den Salzfish und Coupie, Rhombus, erstern wegen seiner runden Gestalt, und weil letzterer sich beständig herum drehet. Der lateinische Ausleger des Orpheus hat das Wort *goußeraü* in dem Gesange der Cureten durch *Vertiginatores* erklärt: vielleicht zielt er sowol auf die Figur des Rhombus als auch auf den Geist der Naserey, vermöge welcher die Corybanten beständig im Zirkel herum liefen. Ich halte inzwißchen davor, daß das Wort *goußeraü* besser durch *Rhombum versantes, agitanes*, erklärt werden könne.







„ein Getöse von sich geben müssen; und bald werden sie mit der Fläche, bald mit dem Rande auf die Erde gestossen“<sup>(27)</sup>. „

Mannigmal ist ihre Trummel wie eine Pauke gestalt, und bestehet aus einer über einen Koch- oder andern grossen Kessel straf angezogene Haut. Oftermalen begnügen sie sich auch auf eine getrocknete Biberhaut zu schlagen, welche demjenigen, der darauf trummelt, hernachmals zur Verehrung gereicht wird.

Die Brasilianer<sup>(28)</sup> machen ihre Rhombos aus einer gewissen Frucht, die sie Maraca nennen, und so gros als ein Straussen ist. Sie durchboren die Rinde dieser Frucht, so bald sie trocken ist; und wenn sie selbige ausgeholet, so füllen sie solche mit kleinen Steinen oder auch mit Körnern von ihrem indischen Getreide an. Die Oefnung wird alsdenn verstopfet, indem sie einen Stock anderthalb Fus lang mitten durchstecken, der ihnen auch zugleich solche zu halten und zu bewegen dienet. Endlich zieren sie selbige mit verschiedenen Federn von allerley Farben aus.

Thevet<sup>(29)</sup>, Hieronymus Staad<sup>(30)</sup> und Lery<sup>(31)</sup>, welche uns von den Sitten der Brasilianer die ersten Nachrichten gegeben, scheinen davor zu halten, daß die Brasilianer diese Maraca oder Tamaraca als eine Art der Gottheit betrachten, sie mit besonderer Ehrerbietung verehren, und sich ihrer bey allen Gelegenheiten, woran die Religion Antheil hat, bedienen. Ein jeder hebt die seinige wohl auf, welcher er beständig Verehrungen bringet. Und überhaupt ist ihr Gebrauch der Warfagerkunst dergestalt gewidmet, daß diese Wilden zu glauben scheinen, als ob diese Maraca der Sitz und Wohnung des Geistes sey, der sie einnimmt, daraus auf eine klare deutliche Art mit ihnen redet, und ihnen sein Verlangen zu erkennen giebt. Die Alten hatten vor das Sistrum, oder die Klapper der Isis, auf gleiche Weise eine religionsmässige Ehrerbietung, desgleichen auch vor des Apollo Leier und vor den Rhombus der phrygischen Göttin; weil diese die Sinbilder waren, wodurch diese Gottheiten wahrhaftig abgebildet wurden. Das Sistrum, der Rhombus und die Leier, waren auch der Weissagung insbesondere geweiht, wie ich bey der Leier umständlich bemerket habe. Damit ich nun eine noch weit grössere Gleichförmigkeit dieser Maraca mit der Leier zeigen möge, so mus ich anführen, daß man fast keine einige antrifft, auf welcher nicht die Gestalt eines zunehmenden Mondes befindlich ist, der das allerdenkwürdigste Sinbild dieser Göttin war.

Der Klang dieses Instruments, wie Lery sagt, kömt demjenigen sehr gleich, welcher durch eine mit Erbsen angefüllte Schweinsblase verursacht wird. Vielleicht hätte er eine völligere und natürlichere Gleichheit in einer Klapper finden können, womit man noch gegenwärtig in Europa den Kindern einen Zeitvertreib zu machen suchet. Ich habe ein Sistrum stechen lassen, das ich auf einem alten Denkmal gefunden, welches ziemlich damit übereinkömmt, ausser daß es von einer viereckigen Gestalt ist. Noch ein weit änlicher Sistrum habe ich in den Händen der Göttin Clatra, die ein Bild der Isis ist, wie solches die Schlange, die sie um ihren rechten Arm geschlungen, und der Maasstab des Niels, so sie in der linken Hand hält, bezeuget, gesehen. Dieses Sistrum hat mir wegen dieser Gleichförmigkeit sonderlich merkwürdig geschienen. Diese Figur ist bey dem Spon<sup>(32)</sup>

N 3

anzu-

(27) Relation de Canada pour l'an. 1634 ch. 4 p. 66.

sl. ch. 16.

(29) THEVET Cosmogr. vniu. tom. 2 p. 929.

RON. STAAD. hist. Bresil. cap. 23.

(28) IEAN DE LERY hist. du Bre-

(30) HIE-

(31) IEAN DE LERY ch. 15.

(32) SPON in miscell. erudit. antiquit. sect. 3 p. 87.



anzutreffen, und von einem alten etrurischen Denkmal genommen. Sie ist auf eine Kupferplatte gegraben, und er sagt, daß sie zu Rom apud *Phalerios* seyn solle.

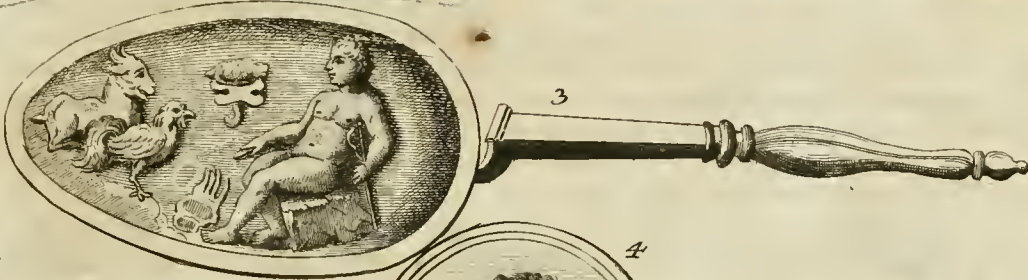
**Montfaucon** <sup>(33)</sup> hat uns eine Figur von der Göttin *Clarra* mitgetheilet, welche von derjenigen, die uns *Spon* bekant gemacht, etwas unterschieden ist; insbesondere aber hat er das *Sistrum* daran geändert. Von dieser Aenderung giebt er keine Ursach an, es müßte denn seyn, daß er solche nach einer bessern Zeichnung stechen lassen. Er hält auch davor, daß die Göttin *Clarra* eine *Diana*, nicht aber eine *Isis* sey, so wie *Spon* glauben wollen.

Wenn man Schiedsrichter dieser beiden Verfasser seyn wil, so mus man das Urbild vor Augen haben. So viel Mühe ich mir aber in dessen Ausforschung zu Rom gegeben, so hat man doch dieses Denkmal weder entdecken, noch einige Nachricht davon geben können. Dem ohnerachtet bin ich der Meinung, daß dessen wahre Gestalt eben diejenige sey, die uns von dem *Spon* mitgetheilet worden; und daß dieses *Sistrum* der Alten ihr *Rhombus* gewesen. Was mich in meiner Meinung befestiget, ist dieses, daß *Spon* hinzufüget, daß noch heutiges Tages in flandrischer Sprache das Spielwerk eines Kindes, wovon ich bereits Erwenung gethan, und eine Art des *Rhombus* ist, *Clarter* genennet wird, so ein von der Göttin *Clarra* hergenommenes Wort ist. **Montfaucon** hat noch eine andere Figur hinzugefüget, jedoch ohne selbige zu kennen. Dieser *Rhombus* ist die erste Figur der 28sten Kupfertafel des 2ten Bandes; dieses ist, sagt **Montfaucon**, eine runde Machine wie ein Globus, und mit einem Stock durchboret, den der Gott *Anubis* in der rechten Hand hält, nebst einem Schlangenstabe, so er in der linken trägt. Diejenigen, die den Abris dieser Figur von der Göttin *Clarra* genommen, werden sich, in Ansehung des *Sistris*, das uns **Montfaucon** mittheilet, gar leicht haben irren können, eben so, wie es in Ansehung desjenigen des *Anubis* möglich gewesen. Denn auf derselben Kupfertafel, unter der sechsten Figur, trifft man auch einen *Anubis* in eben der Stellung als bey der ersten an; dessen *Sistrum* aber anstat einer umschlungenen Kugel, so wie der *Rhombus* war, nichts als ein gemeines *Sistrum*, nemlich eine Art von Cirkel mit Querstangen, dergleichen man verschiedene antrifft, vorstellt. Denn es ist hinlänglich, wenn man eines mit dem andern verwechseln wil, daß man nur blos die Haupt- und äussern Linien abzeichne, ohne diejenigen, die etwa die Bauchrunde anzeigen möchten, zu bemerken.

Im übrigen aber weis ich nicht, warum **Montfaucon** dem *Spon* streitig macht, daß seine Göttin *Clarra* eine *Isis* gewesen. So viel ist wenigstens gewis, daß alle Einbilder dieser Figur mit der *Isis* übereinkommen; als nemlich die Schlange, die Icosblume, der Granatapfel, der Vordertheil des Schifs, und der Stock, den sie in der linken Hand trägt, welchen *Spon* eben nicht unrecht für einen Maasstab des Wassers im *Nilstrom* hält. Das einige Sinbild, welches die *Diana* bezeichnen könnte, wäre der zunehmende Mond, der auf der *Clarra* Haupt befindlich ist; ingleichen daß dieses Bild der Sonne zur Seite gesetzt worden. **Diodorus Siculus** <sup>(34)</sup> aber zeigt, daß man auch auf der *Isis* Haupte einen zunehmenden Mond oder vielmehr Hörner zu sehen pflegte; indem diese Göttin bey den *Ägyptern* den Mond vorstellere, welcher sich bey seinen mancherley Veränderungen öftermalen in dieser Gestalt sehen lässet, und weil ihm der *Nil* in

(33) MONTFAUCON *antiquité expliquée* tom. I planche 53 p. 166.  
SICVL. bibl. lib. I.

(34) DIOD.







**Ägypten** geweiht war. Es ist daher unleugbar, daß die durch **Spon** bekant gemachte Figur einentheils den **Osiris** oder die Sonne, und andernteils die **Isis** oder den Mond vorstellet. Zwar ist an dem, daß **Osiris** und **Isis** der **Ägypter** bey den **Griechen** **Apollo** und **Diana** gewesen; das **Sistrum** aber und die übrigen Simbilder kommen mehr mit ägyptischen als griechischen Gottheiten überein, als welche insgemein nicht mit so vielen räselhaften Figuren ausgeschmücket seyn.

**Kircher** <sup>(35)</sup> wußte nicht, was er aus der bezirkelten Kugel machen sollte, die der **Anubis** in Händen hat; daher glaubt er, es sey eine Sphäre. Derothalben ändert er auch diese Figur dergestalt, daß der Querstock in der ganzen Länge der Kugel sichtbar ist, da derselbe im Gegentheil beim **Montfaucon** <sup>(36)</sup> und **Boissard** <sup>(37)</sup> in der Kugel verborgen liegt. Doch dieser sonst gelehrte Man lies sich in Absicht dieser Dinge öftermalen den falschen Schein verblenden.

Die **Troquoisen** und übrigen **Wilden** im mitternächtigen **America**, machen ihren **Rhombum** auf eine zwiefache Art. Die unsrigen nennen sowol einen als den andern **Astaouen**, und diejenigen der **algonquinschen** Mundart, **Chichikoué**. Die erstere Art bestehet entweder aus einem runden oder birnförmigen Kürbis; die andere aber aus einer getrockneten und ausgenommenen Schildkröte, wodurch aber der Kopf, Schwanz, Füße und Haut dieses Thieres, womit dessen beide Schalen vereinbaret werden, nicht beschädiget worden, daß sie also noch in ihrer völligen Gestalt erscheinet. Diesen leeren Kürbis oder Schildkröte füllen sie inwendig mit einigen Stücken von ihrem Porcellain, stecken sie auf einen Stock, so wie die **Brasilianer** bey ihrer **Maraca** thun, und bedienen sich derselben zu eben dem Endzwecke.

Es hat das Ansehen, als ob diese Schildkröte der **Wilden** eben das ist, was die **Testudo** der **Dichter**, oder des **Apollo** **Leier** gewesen. **Mercurius** war ein Erfinder der Leier, so wie die Fabel lautet, wovon man verschiedene Ueberlieferungen hat. Diejenige aber, der am mehresten gefolget wird, ist diese: daß, als die Gewässer des **Niels** wieder in ihre Schranken zurück getreten; so habe **Mercurius** am Ufer eine vertrocknete Schildkröte gefunden, deren Nerven, da sie zwischen der Haut und Schale ausgestreckt geblieben, so bald sie **Mercurius** ergriffen und sie geschüttelt, einen Klang von sich gegeben; <sup>gtes Kupfer.</sup> daher habe er Gelegenheit genommen, ein musikalisch Instrument zu verfertigen, so nachher die Leier genennet worden. Es ist leicht zu begreifen, daß das in dem Leibe der Schildkröte vertrocknete Eingeweide eben ein solches Getlapre als die Kernen in einer trocknen Frucht, oder die Porcellainstücken und Körner von türkischem Weizen in der Schildkröte unsrer **Wilden**, verursacht haben wird: dieses aber ist unbegreiflich, wie die Nerven in dem Körper dieses Thieres in der Umhüllung der Haut und Schale dergestalt ausgebreitet bleiben können, daß **Mercurius** daher auf den Einfal geraten, eine Geige oder ein ander gleichförmiges Instrument daraus zu verfertigen. Die himlische Leier \*) war auf der astro-

(35) KIRCHER Obelisc. pamph.  
SARD tom. 4 antiqu. rom.

(36) MONTFAUCON l.c.

(37) BOIS-

\*) Die himlische Leier war unter der Gestalt einer ganzen Meeresschildkröte vorgestellt, die ihren Kopfnach dem Sonnenzirkel richtete, welches Gelegenheit zu dem Namen **Aquila Marina** oder **Vultur cadens** gegeben. **Joseph Scaliger** über das 5te Buch des **Manilius** pag. 519 hat von der Gestalt der Leier der Alten eine weitläufige Anmerkung. Er gestehet, daß sie von derjenigen, die man auf einigen Denkmalen in den Händen des **Arions** und des **Hercules Musagetes** findet, sehr unterschiedlich:



astronomischen Himmelskugel unter der Gestalt einer ganzen Schildkröte vorgestellt. Man trifft auch noch auf einigen alten Denkmälern und Münzen, an der Seite des Kopfs der Musen und bey den Füßen des Mercurius die Gestalt einer ganzen Schildkröte an, womit die Leier angezeigt wird. Ich füge hier eine Figur eines Huronen, von Profession ein Warsager oder Gaukler, bey, die der Reise Sagards nach den Huronen vorge-  
 setzt ist, so einem Mercurius nicht ungleich siehet. Dieses könnte dem, was ich bereits angeführt, und denen zur Bestätigung dienen, welchen bekannt ist, daß Mercurius, Amuzbis, oder der Alten ihr Hermes, niemand anders als ein Warsager gewesen; und daß das Wort Hermes in celtischer Sprache soviel als ein Warsager heißet (38).

Wenn nun aber diese Schildkröte der Wilden eben das, was die Leier des Apollo ist, (denn die Leier, das Sistrum und der Rhombus der Alten, waren so wenig in Ansehung des Klanges als ihrer Wirkung unterschieden,) so wird mir erlaubt seyn zu sagen, daß wenn dieses des Apollo Leier gewesen, so haben die Dichter sehr viel Zeit verdorben, wenn sie uns von seiner Musik soviel Rühmens gemacht; immaffen selbige der Geschicklichkeit eines elenden Landstreichers noch weit nachzusetzen ist. Nicht weniger haben sie eben so groß Unrecht, ihn mit seinen Musen anzurufen, wenn ihre aus Hie, Evohe u. s. w. bestehende Gefänge und Geschrey, eben das Hé, Hé, Evoué unserer Wilden gewesen, welches sie aus vollem Halse herausstossen. Denn die Wahrheit zu bekennen, mir ist auf der Welt niemals eine abscheulichere Musik zu Ohren gekommen.

Die Caraien bedienen sich auch noch der Meerschnecken, wenn sie ein Signal geben und ihre Landesleute versamen wollen; so wie man sie in den Händen der Tritonen abbildet, und wie sie Anycus bey dem Theocritus (39) gebrauchet, als er die Vebrycier zu der Zeit zusammen berufen wolte, da die Argonauten bey ihnen ans Land stiegen. Ferner bedienen sie sich auch der Bockshörner, so wie man sie auf Schaustücken in den Händen der Satyren bemerket; ingleichen Schellen, wie solche an der Kleidung und Füßen des Momus anzutreffen. Einige gebrauchten eine Art von Geigen und Flöten, und unter den letztern sind etliche, die nur ein Loch haben; da sie aber von ungleicher Größe sind, so sagt man, daß wenn viele Wilden zusammen spielen, sie eine ziemlich angenehme musikalische Harmonie machen können. Die ehrwürdigsten Instrumente aber, die mit der Religion eine genaue wesentliche Uebereinstimmung haben, sind diejenigen, wovon ich so gleich handeln werde.

§. II.

(38) PEZRON antiq. des Celtes.

(39) THEOCRIT. Idyll. 22 v. 67.

schieden seyn. Hernachmals giebt er eine Erklärung von der Leier selbst und ihren Theilen, so wie sie im Homer, oder besser zu sagen, in dem Verfasser der zu Ehren des Mercurius verfertigten Gefänge, anzutreffen; welcher Mercurius aus einer hohlen und mit Pergament überzogenen Bergschildkröte ein musicalisch Instrument verfertigt, so von einer Geige wenig unterschieden gewesen: anstat, sagt er, daß Hygin, wenn er von der himmlischen Leier redet, eine ganze Seeschildkröte mit ihren Schalen, Kopfe und Füßen, sonstn Flügel und Flossfedern genant, beschreibet. Dasjenige, was man von diesem Urtheile kan, ist dieses, daß nach dem Sprichworte, facile est inventis addere, etwas zu der Leier hinzugesetzt, sowel als daran etwas geän-

dert werden können. Die Leier ist nach ihrer ersten Einrichtung dasjenige Instrument, welches Hygin abschilbert, und dessen sich annoch unsere Wilden bedienen. Man fügte dem Leibe der Schildkröte noch sieben Seiten bey, und machte eine Geige daraus. Diese nun ist es, die der Verfasser der zum Lobe des Mercurius verfertigten Gefänge beschreibet. Endlich lies man auch den Leib der Schildkröte als unnütze gänzlich hinweg, und behielt nichts als die in einer Art von Nämen aufgespanneten Seiten bey. Und dieses ist die Leier der letzten Zeiten des Alterthums, die man auf den Denkmälern in den Händen des Apollo, Iriens und Hercules Musagetes erblicket.

§. 11.

Wenn wir nunmehr die Priester des Bacchus benebst den unterschiedenen Ständen der Völker seines Gefolges in Erwägung ziehen, so werden wir ebenfalls sehr genaue und richtig scheinende Gleichheiten antreffen. Ich halte also davor, daß die Mäusen, welche sich die Dichter als keusche Jungfrauen vorgestellt, eben diejenigen sind, die der Diana Gefährtinnen, die römischen und americanischen Vestalinnen gewesen. Die Bacchantinnen und Mänaden waren gemeine Weibspersonen, die in den Orgien ihre Rolle mit spielten. Unter den Corybanten haben wir schon bey denen, die von Entsagung ihres Geschlechts Profession machen, ihres gleichen angetroffen. Orpheus, Eumolpe, Thamyras, nebst andern Warsagern, kommen mit den Gaucklern unserer Wilden sehr wohl überein, wovon wir nächstens eine völlige Abhandlung dem Leser vor Augen legen wollen. Die graugewordenen Silener, die man die Erzieher des Bacchus nennet, stellen unsere Greise, und insbesondere diejenigen vor, denen die Unterweisung der Jugend in den Anfangsgründen der Orgien aufgetragen gewesen. Die Satyren und Cureten, denen die Bemühung überlassen, den pyrrhischen Tanz zu thun, und die durch ein jüngerer und weniger überlegbares Alter unterschieden wurden, stellten die Personen unserer Kriegesmäänner vor.

In America finden sich auch noch Völker, die ihre Haare vor dem Kopfe abscheren und hinten rundherum von einem Ohre zum andern abstufen, eben als die Cureten und Corybanten thaten. Sonsten kömt das übrige der Ausrüstung des Bacchus ebenfalls mit ihnen überein. Dessen Ebenbild ist in dieser neuen Welt ganz natürlich anzutreffen; so aber in der Folge unserer Abhandlung erst recht deutlich dargestellt werden wird. Nachdem ich also dasjenige, was den öffentlichen Gottesdienst anbetrifft, abgehandelt, so wollen wir uns nunmehr zu den Geheimnissen wenden, welche aber ohne allen Zweifel dasjenige in sich halten, was am schweresten zu erörtern seyn wird.

§. 12.

Die Religionsgeheimnisse waren dasjenige, was in der Religion der Alten als das allerverehrungswürdigste betrachtet wurde. Gleichergestalt waren sie auch dasjenige, was am allerverborgnensten gehalten ward, so wie es der Name selbst anzeigt. Man entdeckte selbige sonst niemanden, als dem, der sich in ihre Schule begab, und durch alle Proben gegangen war. Wenn die Lehrlinge darin unterwiesen wurden, so forderte man ein unverleßliches Geheimnis von ihnen, und seßelte sie durch solche fürchterliche Eide, daß auch die allerruchlofsten nicht verwegen genug waren, diese abgelegten Eidschwüre zu brechen. Wenn sich aber ja ein solcher Verwegener betreten lies, so hatte er von Stund an die Gerechtigkeit der Götter, insbesondere aber den Zorn der Menschen zu befürchten; er wurde augenblicklich ein Vorwurf der öffentlichen Verabscheuung; es unterstunde sich niemand mit ihm umzugehen, vielweniger eine Reise in seiner Gesellschaft zu thun, oder mit ihm unter einem Dache zu wohnen, aus Besorgnis, sich derjenigen Rache ebenfalls mit theilhaftig zu machen, welche die Götter über dergleichen Meineidige auslassen würden.

Die berühmtesten dieser Religionsgeheimnisse unter den Alten waren in den Orgien der Isis und des Osiris in Egypten; des Bacchus und der Göttermutter in Thracien; des Atys und der Cybele in Cypern und Phönicien; der Ceres zu Eleusis; der Diana bey den Scythen; des Gottes Mithras bey den Persern; der Cabi- ren in Samothracien; der Telchinen zu Rhodis; des Jupiters zu Creta; und der Minerva zu Athen u. s. w. begriffen. Wie nun bereits angezeigttermassen durchge-



hends bey den mancherley Nationen ursprünglich eben die Gottheit und einerley Religionsgründe befindlich waren, so wurden auch beinahe eben die verborgene Religionsgeheimnisse und Einweihungen unter ihnen angetroffen; daß ich also von allen überhaupt dasjenige mit Recht sagen kan, was *Diodorus Siculus* <sup>(40)</sup> von den Religionsgeheimnissen der *Isis* und *Osiris*, ingleichen des *Bacchus* und der *Ceres* anführet. „Die Einweihungen oder Religionsgeheimnisse des *Osiris*, sagt er, sind mit den Geheimnissen des *Bacchus* einerley, und diejenigen der *Isis* gleichen denenjenigen der *Ceres* vollkommen, daß also kein anderer Unterschied als blos im Namen anzutreffen ist. Ich wil hier nicht wiederholen, was *Strabo* anführet, der sie insgesamt mit einander vermischet.

Die *Initiation* oder Einweihung in die Religionsgeheimnisse war eine Schule, worin Religion und Tugend gelehret wurde. Diese nun war von den Alten aus der Ursache angerichtet, damit die Menschen nach den Regeln der Vernunft und Klugheit zu leben angewiesen werden möchten. Dieses ist der wahre Begriff, welchen uns *Cicero* \*) davon giebt, wenn er sagt: daß durch die Religionsgeheimnisse die wilden Sitten der Menschen auf solche Art vermindert und anständiger gemacht worden, so wie es die Wohlfart der Societät erfordert habe. Unter eben diesem Begriff einer Schule stellten selbst die Väter der Kirche die Geheimnisse der christlichen Religion vor, wenn sie mit ihren Catechumenis, die in der Anweisung den Anfang machten, zu thun hatten, und denen diese Geheimnisse noch nicht entdeckt werden konnten, weil selbige den Heiden gar leicht zur Spöttey Gelegenheit gegeben haben würde, wenn sie Kindern, denen es noch an reifer Ueberlegung ermangelte, alzu zeitig wären beigebracht worden. Daher redeten sie mit verdeckten Worten, und gaben dadurch denen, die bereits darin hinlänglich unterrichtet waren, vornemlich zu erkennen, was sie gegen die andern annoch verborgen halten mußten, und begnügten sich mit dem Zusatze: Die Eingeweihten verstehen uns. Diese waren auch in der That die einigen, denen nichts verborgen gehalten wurde.

Wenn sich jemand in dem verborgenen Gottesdienst unterrichten lassen wolte, so mußte er vergessen bisher gelebet zu haben; gleichsam als ob das ganze menschliche Leben, so nicht durch Religion und Weisheit geleitet wird, oder wenn es den sinnlichen Begierden und Vorurtheilen der Kindheit zu sehr ergeben gewesen, so zu sagen kein rechtes Leben wäre, auch nicht einmal den Namen eines Leben verdiene. Dieses bedeutet auch eigentlich die Benennung *Initiatio*, nemlich der Grund, Anfang und Eingang des Lebens, wie sich *Cicero* am angeführten Ort ausdrucket. Man müsse hier aufs neue anfangen, und alles vergangene, so nicht durch das Leben des Geistes getrieben worden, gänzlich vergessen.

Die *Initiation*, oder Einweihung in die Geheimnisse der Religion, war also eine Schule, die alles wesentliche und den Geist der Religion in sich begreifen mußte; wovon diejenigen, die nicht eingeweiht waren, nichts als die Rinde und das äußerliche zu sehen bekamen. Dieses wil so viel sagen, daß sie eine Erklärung ihrer ganzen symbolischen Theologie, benebst der heidnischen Mythologie, eine Darstellung aller Grundlehren der Moral, die das menschliche Leben und den Zweck ordnet, der ihnen als der Bewegungsgrund

(40) DIODOR. SIC. lib. I.

\*) CICERO de Legib. 2. Mysteriis ex agresti immanique vita exculsi ad humanitatem, et mitigati sumus. Initia, vt appellantur, ita re-

vera principia vitae cognouimus. Neque solum cum laetitia viuendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi.

grund und Grenze dieser beschwerlichen Erlernung und der beständigen Ausübung dieser moralischen Pflichten vorgestellt wurde, in sich fassete.

§. 13.

Nunmehr folgen nach diesem Entwurf drey oder viererley Dinge bey den **Einweihungen** in die Religionsgeheimnisse des **Bacchus** und der **Göttermutter** zu beleuchten. Das erste fasset die **Symbola** in sich, welche uns sonderlich nötig sind zu verstehen, weil der Geist des ganzen Geheimnisses darin beruhet. Das andere bestehet in den Proben der **Einweihungen**, welche uns zu einer weiltläufigen Erkenntnis dieser **Moral** führen; und endlich bestehet das dritte in dem Geheimnis der **Theurgie**, welche sowol einen doppelten Vorwurf als auch einen gedoppelten Endzweck hatte, wovon der eine die Mittheilung der Geister dieses Lebens in die Geheimnisse der Weissagungen in sich fassete, der andere aber seine Absicht auf den Zustand der Seele nach dem Tode richtete.

§. 14.

Die symbolische Theologie wurde gleichsam in zwey Theile, als den physikalischen und historischen, eingetheilet. Der erste betrachtete die Gottheit nach ihrem Wesen, Eigenschaften und Wirkungen, dadurch sie ihre Allmacht den Menschen offenbaret. Der andere Theil fassete, gleichsam als in einem historischen oder fabelhaften Körper, gewisse Zufälle und gewisse wichtige Begebenheiten in sich, woran die Religion Antheil hatte, und die entweder die Offenbarung der Götter, oder die Geschichte der Menschen, welche sich durch ihre Frömmigkeit hervorgethan, und derothalben in die Zahl der Götter aufgenommen zu werden verdienet hatten, betrafen.

Wie sich nun unter den Alten selbst Gelehrte, als **Macrobius**, gefunden, welche die Theologie, in Ansehung dieses physikalischen Theils, in Erregung gezogen, und daher alle **Symbola** und alle Gottheiten des Heidentums der Sonne, oder dem höchsten Wesen, davon die Sonne nur eine hieroglyphische Vorstellung ist, zugeeignet; so hat es auch in neuern Zeiten Gelehrte gegeben, so die historische Theologie und alle Gottheiten der Fabel auf den **Moses** gedeutet.

Der gelehrte **Zuer** <sup>(41)</sup> suchet zu erweisen, daß **Moses** die Figur in der Person aller Götter, und **Jepphara**, seine Frau, in der Person aller Göttinnen gewesen. **Vossius** <sup>(42)</sup> behauptet auch auf seiner Seite, daß **Moses** der Araber oder Indianer **Bacchus** gewesen, den er **Osiris** oder **Liber** nennet. Er unterscheidet diesen von zween andern, von welchen er glaubt, daß der erste **Mitstraim**, und der andere einer der berühmten egyptischen Feldherren gewesen. Damit er nun sein Ansinnen beweisen möge, so stellet er zwischen der Geschichte des **Moses** und der heidnischen Erzählung von dem Gott **Bacchus** eine Vergleichung an.

Einem sowol als dem andern angezogenen Gelehrten ermangelt es nicht an übereinkommenden Ursachen, die, ob sie zwar, die Wahrheit zugestehen, eben nicht allemal die bündigsten seyn, dennoch in ihrem Ganzen viel warscheinliches, ja wol gar dem Ansehen nach etwas überzeugendes in sich fassen. **Bochart** <sup>(43)</sup>, dessen Einsicht und Gelehrsamkeit nicht weniger verehrungswürdig ist, fügt den Ursachen des **Vossius** noch neue Aenlichkeiten und neue Beweistümer der Gleichheit bey, welche dessen Meinung zu bestärken scheinen. Dem ohnerachtet ist er doch nicht völlig mit ihm einstimmig. Wenn man auch er-

D 2

weget,

(41) HVET. Demonstr. evang. prop. 4 c. 10.  
Idololatr. lib. 1 c. 30.

(42) VOSSIVS de orig. et progr.

(43) BOCHART. Geogr. sacr. lib. 1 cap. 18.



weget, daß die Israeliten, deren Anführer Moses war, überhaupt Feinde des ganzen Heidentums gewesen, und daß sie nach ihres Gesetzgebers Ableben lange Zeit eine Geißel ihrer Feinde abgegeben, denen sie sich nicht anders als durch Schrecken und weder Alter noch Geschlecht verschonende Feindseligkeiten bekannt gemacht; so ist um so weniger wahrscheinlich, daß diejenigen, so ihren Schwertern entkommen, aus dem Moses eine Gottheit gemacht und solche zu eigen angenommen haben sollten: zumal da es in damaligen Zeiten die Gewonheit aller mit einander im Kriege lebenden Völker war, wider die Schutzgötter ihrer Feinde Flüche und Vermaledeuungen auszustoßen, keinesweges aber aus solchen Vorwürfe ihrer Verehrung zu machen.

Wenn mir es aber erlaubt wäre, nach angeführten Meinungen solcher grossen Männer, meine wenigen Gedanken gleichfalls zu eröffnen, so würde ich in der That dafür halten, daß man viele kentliche Umstände in der Geschichte Moses antrifft, welche die Dichter sowol als Geschichtschreiber in der Folge der Zeit als eigen annehmen, und in die Fabeln ihrer verschiedenen Bacchusse mit einschließen lassen können, deren Thaten sie ihrer Gewonheit nach mit einem einigen vermengen. Ob sich nun zwar wol in dieser fabelhaften Geschichte gewisse Umstände finden, welche mit dem Moses übereintreffen; so ist er doch nicht der einige Vorwurf, in welchen alles zusammen läuft, sondern man würde mit nicht alzu grosser Mühe verschiedene Dinge finden, die sich noch besser auf den Noa, Abraham, Joseph, und auf viele andere besondere Gesetzgeber schicken, die weit eher als er gelebt haben. Wenn wir nun annehmen, daß beides die Dichter und Geschichtschreiber aus seiner Historie etwas genommen, und damit ihre Fabeln ausschmücken wollen; so können sie ihn selbst gar leicht mit einem weit ältern vermengt haben, der eine noch algemeinere Empfindung der Sinne bey ihnen veranlasset, und ihnen weit mehr als dieser an- gegangen.

Der erste und hauptsächlichste Vorwurf der historischen Theologie sind wol unstreitig unsere ersten Eltern, Adam und Eva, denen das allererste Gesetzgeberamt nicht streitig gemacht werden kan. Diese haben ein gegründetes Recht gehabt, Gesetze zu geben, und eine genaue Beobachtung derselben zu fordern. Es sind diejenigen, sage ich, welche weit ehender als Moses und Saphora in den Orgien bezeichnet worden. Ich weis nun zwar nicht, ob diese Meinung als etwas besonders angesehen werden wird; zum wenigsten scheint mir selbige sowol in dem Altertum, als selbst in den Gründen der Sinbilder und Einweihungen der Orgien, ganz wohl befestiget zu seyn.

Clemens von Alexandrien <sup>(44)</sup> versichert uns ausdrücklich, daß das Erasma der Bacchanten die Eva, als die Mutter aller Menschen, angienge. Dieses war nun diejenige Eva, die durch die höllische Schlange verführt wurde, und das Verderben ihrer ganzen Nachkommenschaft dadurch verursachte. Seine Worte lauten folgendergestalt: „sie feiern, sagt er, die Dionysia des Manoles in den Orgien des Bacchus; sie geraten in eine Art der Entzückung und Raserey der Religion, indem sie das Fleisch ganz roh essen; ihre Häupter sind mit Schlangen bekrönt, und wenn sie das abgeschnittene Fleisch unter sich theilen, so lassen sie bey ihren Ausrufungen das Wort Eva, nemlich derjenigen Eva erschallen, durch welche die Sünde in die Welt kommen ist. Selbst das Symbolum der bacchischen Religionsgeheimnisse ist die eingeweihte Schlange; und wenn man den Nachdruck des hebräischen Wortes genau untersuchen wil, so bedeutet das mit starkem Athem ausgestossene Wort *Zeve* eine Schlange weiblichen Geschlechtes.“ Er





Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, written in a cursive script.

Handwritten text in the middle section of the page, continuing the cursive script.

Handwritten text in the lower middle section of the page, continuing the cursive script.

Handwritten text at the bottom of the page, continuing the cursive script.

Er füret den Grund seiner Meinung nicht an; denn es scheinet, als ob er solchen schon bekant genug, und aus den Quellen der Religionsgeheimnisse selbst hergenommen zu seyn erachtet. Es kommen auch die Orgien der Göttermutter mit dieser Eva vollkommen überein, welche die heilige Schrift <sup>(45)</sup> eine Mutter der Lebendigen nennet, und die man auch nach dem Verstande der heiligen Schrift die Mutter der Götter heißen kan, wenn sie sagt: daß wir alle von Gott und Kinder des Höchsten sind. Die Orgien der Göttin Vesta oder Cybele, deren Symbolum die Erde war, sind dieser Eva, als der Frau des Uebertreters, zu dem sowol vor sich als vor seine Nachkommen gesagt wurde: du bist Erde und solst wieder zur Erde werden <sup>(46)</sup>, ebenfalls völlig gemäs. Nicht weniger kommen die Orgien der Ceres, der Isis und des Osiris, welche den Menschen den Ackerbau gelehret haben sollen, mit derjenigen Eva vollkommen überein, die eine Mutter des Cains gewesen, der in der heiligen Schrift ein Ackerman genennet wird <sup>(47)</sup>, und die zugleich eine Frau des sündigenden Adams war, dem zur Bestrafung seines Verbrechens angekündigt wurde: daß das Erdreich Dorn und Disteln tragen, er aber das Kraut auf dem Felde, und im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen solte <sup>(48)</sup>. Endlich treffen die Orgien der Göttermutter, der Königin der Verstorbenen, der Recate, der Ceres, der Proserpina, Göttinnen der Hölle, mit eben dieser Eva genau zusammen, die durch ihre Sünde den Tod in die Welt gebracht, welcher sein Reich hernachmals über ihre sämtliche Nachkommenschaft ausgebreitet, die insgesamt dem unvermeidlichen Gesetze des Todes unterwürfig gemacht worden.

Die in die Religionsgeheimnisse des Bacchus und der Göttermutter eingewei- <sup>10tes Kupfer</sup> hete Schlange hat weder mit der ehernen noch mit den feurigen Schlangen, womit Gott sein Volk in der Wüsten heimsuchte <sup>(49)</sup>, eine besondere und genaue Uebereinstimmung, wie Zuer und Vossius wol vorgeben wollen; sondern man mus zu einem weit entferntern Ursprunge hinauffsteigen, wenn man die Bedeutung dieses Einbildes ergründen wil.

Die Schlange ist zu allen Zeiten des Heidentums ein Symbolum der Religion gewesen. Man wird selten ein Götzenbild antreffen, bey welchem nicht eine Schlange befindlich seyn solte. Man bemerkt selbige an dem ehernen Schilde der Pallas, an dem Scepter des Jupiters und Aesculapius, und an andern mehr. Auf den meisten Münzen, worauf man sie ganz allein antrifft, ist sie eine hieroglyphische Figur der Gottheit. Insbesondere war sie der Isis und dem Osiris, und allen Göttern und Göttinnen, die mit den Orgien Gemeinschaft hatten, eigen; und aus dieser Ursache wird man allemal vor dem Wagen der Ceres zwei Schlangen vorgespannet antreffen. Bey den Einweihungen stellte die Schlange eine Hauptperson vor; man warf eine verguldete Figur einer Schlange in des Eingeweihten Busen, und zog sie unten wieder heraus \*). Die Bacchanten bekrönten ihre Häupter damit, und schlungen solche als Gürtel um den Leib. Man begnügte sich auch nicht mit blossen Schlangenhäuten oder Figuren, sondern es gab solche Schlangen, denen der Gift benommen und die zahm gemacht waren. Es fanden sich dergleichen in verschiedenen Tempeln der Vesta, in den Tempeln der guten Göttin zu Rom, welche

D 3

Dea

(45) 1 Mos. 3, 20.  
3, 17-19.

(46) 1 Mos. 3, 19.  
(49) 4 Mos. 21.

(47) 1 Mos. 4, 2.

(48) 1 Mos.

\*) IVL. FIRMICVS lib. de prof. Relig. errore c. 2. *Sebasum colentes Iovem, anguem, cum initiantur, per sinum ducunt: adhuc pri-*

*mi erroris vitia grassantur, et quidquid hominem perdidit, colitur, et funesti auguis callida crudelitas adoratur.*



Dea Salus genennet wurde, ja beinahe in allen Tempeln der Orakel: in selbigen wurden sie unterhalten, und man konnte sie ohne Besorgnis anrühren, indem sie dem Menschen kein Leid zufügten, wenigstens wie viele Schriftsteller versichern wollen (50).

Man darf sich nicht wundern, daß die unvernünftigen Völker, welche die Götter allein schuldige Anbetung auf den Satan verleger, ein Symbolum der Gottheit aus demjenigen gemacht haben, was doch ein Symbolum des Satans gewesen. Denn wenn die Orgien sich auf die Eva und unsern ersten Vater Adam beziehen, woran man denn auch fast nicht mehr zweifeln wird, wenn ich das übrige annoch werde beigebracht haben: so war die in die Religionsgeheimnisse eingeweihte Schlange nichts anders, als eine Figur der verführerischen Schlange; der auf alles aufmerksame Satan aber wußte sich der Unwissenheit und des Verderbnis der Menschen dergestalt zu bedienen, daß er sie antrieb, aus solcher einen Vorwurf der Verehrung zu machen, da sie doch von rechts wegen nichts anders als ein Vorwurf der Verabscheuung hätte seyn sollen. Indessen habe ich einige in der hieroglyphischen Wissenschaft der Alten ungemein erfahrene Männer angetroffen, die behaupten wollen, daß in der symbolischen Theologie der ersten Zeiten zweierley Arten Schlangen unterschieden, und als zwey Sinbilder zweier einander entgegen stehender Urwesen angesehen werden müssen: die eine Art sey also ein Symbolum Gottes, die andere aber des Satans. Ihr Beweis bestehet darin, daß man bey allen wohlthuenden Gottheiten, die mit den Orgien Gemeinschaft haben, Schlangen antreffe, und daß in der heiligen Schrift selbst die eiserne Schlange ein Vorbild des Heilandes gewesen. Es könnte dieses auch noch durch einige Münzen erwiesen werden, auf welcher zwei Schlangen befindlich, davon eine die andere zu verschlingen scheint. Dieses nun ist wirklich ein solcher Umstand, der in der That von den Gelehrten erörtert zu werden verdienet, indem dadurch verschiedene Puncte der Mythologie in ein helleres Licht gesetzt werden könnten.

Der Ungehorsam unserer ersten Eltern war eine sehr wichtige Begebenheit, die auf der einen Seite in den Wirkungen der Sünde sehr betrübte Folgerungen nach sich zog; auf der andern Seite aber ihnen, in Ansehung der Verheißung, wieder grosse Hoffnung gab, die darin bestand, daß das Andenken ihres Sündensfalls, das zu einem solchen grossen Uebel Anlas gegeben, nicht verewiget werden, sondern Gelegenheit zu einem noch grössern Heil geben sollte. Wenn die Verwarer des Glaubens und der Offenbarung nach dem Befehl Gottes für das Zukünftige dasjenige anordneten, was die Menschen thun sollen, sich ihm gefällig zu machen; so schlossen sie unter verschiedene Sinbilder und in den Gebrauch verschiedener heiliger Uebungen dasjenige ein, was den Menschen ihren erlittenen Verlust, die Abscheulichkeit ihrer begangenen Sünde, die Erwartung und Verdienste eines Heilandes, die Ordnung des übernatürlichen Lebens und der Gnade, nebst der erfreulichen Hoffnung einer künftigen Herrlichkeit ohne Unterlas vor Augen stellen sollte.

Dieses nun ist dasjenige, was ich im Anfang gesagt habe, daß man nemlich fremde Religionen samlen könnte, welche, so lasterhaft und verstellte sie auch sind, uns dennoch genugsame Beweisstücke darbieten, daß sie sich alle insgesamt auf die warhaftige gründen, worin sie hernachmalen eine so abscheuliche Veränderung verursacht haben.

In der That ist dieses dasjenige, was man aus den emblematischen Fabeln der Mythologie folgern kan, von denen die meisten mit den Orgien Gemeinschaft haben, die insgesamt

1



2



3



4



5







samt auf diese ersten und wichtigen Wahrheiten zielen. Wenn Minerva der Pandora \*) die unglückselige Büchse zusteller, oder wenn sie den Töchtern des Cecrops den Hebekorb anvertrauet, in welchem Erichthon lieget, und ihnen solchen zu öffnen verboten; stellt uns dieses nicht dasjenige Gebot vor Augen, welches ein Geist des Vorwises und Hochmuts übertreten? Wenn die Schlange Pythion die Latona ohne Unterlas in der Absicht verfolgt, ihre Frucht zu verschlingen; ist dieses nicht ein Bild der listigen Nachstellung, welche Eva von der höllischen Schlange erfahren mußte? Wenn Saturnus seine Kinder, den Jupiter und andere ausgenommen, die durch der Corybanten bey den Orgien gemachten Lärm errettet wurden, gefressen; zeigt dieses nicht das Unrecht, so der erste Mensch seiner Nachkommenschaft gethan, nebst den auf gewisse Maasse verkönten Gott an, der durch die Reue unserer ersten Eltern, und durch den zu seiner Besänftigung angerichteten Gottesdienst, seinen Zorn gemindert? Alle Arten den Tod verursachender Krankheiten, die aus der Büchse der Pandora \*\*) herausgeflogen; das Kind in halb menschlicher und halb Schlangengestalt, das sich in dem Korbe der Tochter des Cecrops befand, als sie selbigen eröffneten, und dessen Einbild noch bey der Einweihung in die Religionsgeheimnisse des Bacchus beibehalten worden; der nebst der Hermione wegen Entheiligung der Minerva Tempel in eine Schlange verwandelte Cadmus; die Geseßgeber oder ersten Urheber des Ursprungs einiger Völker, als Cecrops, Erichthon, und diejenige Frau, wovon die Scythen abzustammen vorgeben, und von einem Menschen und einer Schlange entstanden zu seyn angenommen wird; die aus Zähnen des Drachen entstandene Menschen, welche sich, sobald sie zum Vorschein gekommen, gleich wieder unter einander aufgerieben, zeigen uns diese nicht insgesamt die traurigen und betrübten Wirkungen der Erbsünde und der unordentlichen Begierden an? die aus dem Himmel gestossene Urë; der Baum der Gärten der Hesperiden, so durch einen allezeit wachenden Drachen gehütet wurden: sind dieses nicht Deutungen auf unsere ersten aus dem Paradiße verwiesenen Eltern, die der süßen Früchte des Baums des Lebens entberren mußten, woran sie nach begangener Sünde nicht weiter gelangen konnten? Endlich, der zweyen Drachen erwürgende Hercules, der die siebenköpfige Hydra, ein merkwürdiges Symbolum des sieben-

\*) PAUSANIAS in Atticis gedenkt einer Bildseule der Minerva, die zu Athen in dem zu ihrem Dienst gewidmeten Jungfrauenempel befindlich gewesen. In der Beschreibung dieser Bildseule bedient er sich folgender Worte: „Unten an der Lanze, die sie in der Hand hält, ist ein Drache zu sehen, welchen man vor den Erichthon halten könnte. Auf dem Fußgestel siehet man alles, was die Geburt der Pandora angehet, in erhabener Arbeit, von welcher Hesiodus und andere Dichter singen, daß sie die erste von allen Frauenspersonen gewesen seyn solle: „Wenn man nun die Worte dieses Verfassers erweget, so wird man darinnen finden, daß sie meine Meinung, die ich von den Fabeln der Minerva, der Pandora, des Cecrops und Erichthons habe, bestätigen; daß nemlich solche insgesamt auf den ersten Ursprung der Menschen, auf den Fall unserer ersten Eltern, und auf die Geheimnisse unserer Religion zielen.

\*\*) ANTIGON. CARYST. im 2 Hauptstücke seiner Sammlungen wunderbarer Geschichte sagt nicht, als die andern alten Schriftsteller, daß die Tochter des Cecrops, durch Öffnung der ihnen von der Minerva zugestellten Büchse, den Erichthon als einen halben Menschen und halbe Schlange gefunden hätten; sondern er wäre nur mit zwey Schlangen umwunden gewesen. Dieses kan auch auf einigen Münzen angemerkt werden, wo man über dem Korbe der Orgien, der Cysta genennet wird, ein Kind und eine oder zwey Schlangen siehet. Dieses gründet einen neuen Beweis, daß die Schlange der Orgien auf der Pandora, als der ersten Frauensperson, nach der Heiden Meinung, Feler, oder besser zu sagen, auf unsrer ersten Eltern Sündenfall, und auf den elenden Zustand zielt, worin die Erbsünde ihre Nachkommenschaft gestürzt.



benköpfigen Drachens, dessen in der Offenbarung Johannis gedacht wird, bezwang; eben dieser in die Hölle hinabsteigende und den Cerberus fesselnde Hercules; ingleichen der die Latona rächende und die Schlange Python \*) mit seinen Pfeilen tödtende Apollo; und endlich die durch Hülfe des Persens über die Medusa siegende Minerva: sind diese nicht Deutungen, die auf die über Tod und Hölle erhaltenen Siege unsers Erlösers zielen?

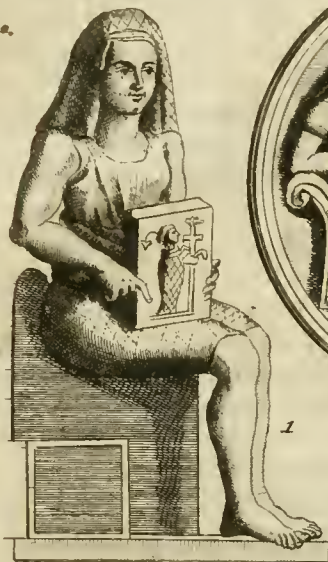
Es würden noch andere Sinbilder mit leichter Mühe ausfindig gemacht werden können, die sich gar süglich ebenfalls auf unsern Heiland deuten ließen; die unerschafne Weisheit, dessen ewige Zeugung in der Minerva Geburt abgebildet, die aus des Jupiters Gehirn entsprossen, war ebenfalls in den sibyllinischen Weissagungen in der Person der gebärenden Jungfrau verkündigt, welcher zu Ehren die Druiden Altäre aufgerichtet hatten. Ja wer weiß, ob nicht die junge Vesta, die junge Isis, Minerva, Dictynna, Britomartis, *Dea Salus* oder die gute Göttin, Diana, Proserpina, Venus *urania*, die einerley Gottheiten unter verschiedenen Namen sind, und deren Jungfrauschaft so sehr gerümet wurde; wer weiß auch, sage ich, ob diese nebst der unter den himlischen Bildern im Thierkreise befindlichen Jungfrau, nicht insgesamt Schatten und räzelhafte Bilder dieser unbefleckten Jungfrau waren, welche den Heiland aller Menschen ohne Verletzung ihrer jungfräulichen Keuschheit zur Welt gebären sollte; und ob die zu allen Zeiten so merkwürdige Profession der Keuschheit nicht zu dem Ende eingeführt worden, diese Jungfrauschaft, die wider alle Regeln der Natur fruchtbar seyn sollte, dadurch auf einige Weise zu verehren \*\*)?

Die

\*) Die Schlange Python ist, selbst nach dem Lehrgebäude der Heiden, ein unleugbares Symbolum des Satans, wenn man erwaget, daß des Pythons Geist der Grund der heidnischen Weissagungen gewesen; weil nun solche eine Wirkung der Zauberey waren, so konten sie wol nichts anders als Werke des Satans seyn. Es ist zwar wahr, daß Apollo nach der Heiden Meinung der Gott der Weissagungen gewesen: da nun alle heidnische Weissagungen auf die Zauberey hinaus liefen; so war des Pythons und des Apollo Geist in der That einerley Geist, und von einerley Grunde. Inzwischen erhellet doch aus der Fabel des Apollo, der die Schlange Python mit seinen Pfeilen erlegt, und dadurch über diesen Feind den Sieg erhalten, offenbar, daß es nach dem Ursprunge zwey einander entgegen gesetzte Grundwesen gewesen seyn müssen, davon uns Apollo den Heiland, der die Sonne der Gerechtigkeit und Urheber des ganzen reinen Lichtes ist, so die Propheten erleuchtet, und der selbst der Vorwurf aller ihrer Weissagungen gewesen, vorstellig macht.

\*\*) Vor kurzem kam mir der Missionarien Handschrift zu Handen, die lange Zeit in China gelebt, worin sie in der Sprache und Kentnis der alten Charactere dieses Reichs sonderlich geschickt

geworden. Diese Handschrift besteht aus kleinen Abhandlungen, welche über die Auszüge der fünf classischen Bücher verfertigt waren, und alle genaue Umstände der alten Religionsbrieffe, welche die Chineser eben so hoch als wir die Bücher des Moses verehren, in sich faßeten, worin sie ein solch ehrwürdiges Altertum erkennen, daß sie selbige so alt als ihre Monarchie zu seyn halten. In diesen Auszügen wird von einer jungfräulichen Mutter und von ihrem Sohne, auf eine so merckliche Weise in so vielen Puncten, woron uns unsere Religion unterrichtet, gehandelt, daß man selbige fast unmöglich verkennen sollte. Wenn ich zum voraus setze, daß diese Auszüge getrennt und zuverlässig seyn; so könnte mein Lehrgebäude von der Mythologie nicht besser unterstützt werden. Ich verhoffe, daß in der folgenden Zeit die Missionarien ihre Entdeckungen und erlangte Kentnis mehr bekant machen, und selbige in ihrer gehörigen Ausdehnung und Gewisheit vorstellen werden: alsdenn können die Nachrichten, die sie von der Religion der ersten Zeiten mittheilen, um so vielmehr von Nachdruck seyn, weil sie selbige aus wirklichen und von den entferntesten Zeiten aufbehaltenen Denkmalen genommen, und aus einer weit sicherern Quelle, als die Uebersetzungen der Gewohnheiten sind, so die Barbarey der Americaner sehr zerstückelt hat, ableiten.







Die Jungfrau, Mutter unsers Heilandes, hat eine solche wesentliche Beziehung auf den Erlöser selbst, daß es das Ansehen gewinnt, daß sowol die eine als der andere in der Offenbarung begriffen gewesen, welche unsern ersten Vätern von dem Geheimnisse der Erlösung geschähe; dergestalt daß dieses Geheimnis nicht nur nach seiner Selbstständigkeit, sondern auch mit einigen seiner vornehmlichsten Umständen geoffenbaret worden.

In dem Artikel von der Pyrolatrie habe ich bereits angemerkt, daß man zweierley Göttinnen *Vesta* unterscheide, nemlich die eine als die Mutter, und die andere als die Tochter: und daß diese unter dem Namen der Götttermutter verwechselte beide Personen ebenfals beinahe in allen andern Namen, die man dieser Götttermutter beigelegt, vermengt worden; dergestalt, daß man in der Mythologie *zwo Vesta, zwo Isis, zwo Ceres, zwo Rhea, zwo Ops und zwo Cybele* u. s. w. antrifft. Ich habe bereits gesagt, daß man <sup>12tes Kupfer.</sup> von derjenigen, die als die Tochter angenommen wird, glaubt, daß sie von einer solchen unbefleckten Jungfrauschaft Profession gemacht, daß selbige als ihre vortreflichste Eigenschaft angesehen zu werden verdienet. Dieser eignet man *zwey Stellen am Himmel*, als nemlich die eine im Thierkreise, im Zeichen der Jungfrau, und die andere in dem Monde zu, woraus man eine Gottheit gemacht, deren Keuschheit man einer besondern Verehrung würdig geachtet. Doch diese Jungfrauschaft war mit einer Art von Fruchtbarkeit verknüpset, wie der Name *Erigone* \*), den man ihr beileget, besaget. Diese Jungfrau des Thierkreises ward nicht allein mit einer in Händen habenden Kornäre vorgestellt, welche ein Symbolum der *Ceres* und *Isis* war, sondern man bildete sie auch vor Alters mit einem Kinde ab, das sie an der Brust liegen hatte, wie man solches aus einigen beigelegten Denkmalen ersehen kan. *Vesta*, eine Tochter des *Saturnus*, war ihres jungfräulichen Standes ohnerachtet dennoch eine Säugamme des *Jupiters*. *Venus urania*, die ebenfals eine Jungfrau war, ward vor die Mutter der Liebe gehalten; und diejenige *Isis*, auf deren Haupte man einen zunehmenden Mond antrifft, wird öftermalen dergestalt abgemalet, als ob sie den *Horus Apollo* entweder in der Gestalt eines in den Armen tragenden Kindes, eines Stiers, oder des Gottes *Apis*, säuget.

*Bacchus* ist eben derselbe als *Horus*; doch wird *Bacchus* in der Mythologie ebenfals der Sohn einer Jungfrau genennet. Sobald *Bacchus* geboren worden, trug ihn *Mercurius* zu den *Nymphen*, solchen zu säugen. Durch das Wort *Nymphen* verstund man im Altertum die Personen des weiblichen Geschlechts, die niemals geboren hatten. *Coelius Rhodiginus* \*\*) fragt, nach Anleitung einiger Schriftsteller, die des *Ale-*

\*) *GOROPIVS BECANVS lib. 4 cui Titulus, Chronica.* Dicitur autem haec Virgo nomine prorsus admirabili, et tali, ut in se duo maxime contraria concludere videatur. Quid enim ad audiendum alienius, quam eam Virginem vocari, quae ab insigni et excellentissimo partu nominatur? Quisquis enim graecae linguae non est imperitus, dum *Erigonem* audit, satis intelligit ab excellentia *Sobolis*, siue partus, nomen derivari: nam γένος γνήσιον υἱόν, id est, legitimum filium significat, non adoptivum, non putativum, non illegitimum, sed proprie cuique, et naturaliter suum.

1. Theil.

\*\*) *COELIVS RHODIGIN. Lect. antiq. lib. 7 cap. 15.* At *Dionysius* meus, quem *Latinitui*, in secundo *Alexandri* gestorum, *Ioue* ac *Cora* satum reddidere, qualisnam tibi videtur? Aut quam putas esse *Coram* istam? Ego . . . demum resupinat a *Librorum Sylva*, haec prorsus sum visus. *Coram* quidem varie capi in Auctoribus; primumque, *Molossorum gentem* eo nomine puellas decenter forma conspicuas nuncupare, proptereaque eorundem Rex *Ades*, siue *Aidoneus*, uti est apud *Plutarchum*, filiam appellavit *Coram*, quam rapere adortus sit *Pyrrhois*. Sed et pro Virgine capi *Coram* adnotant



Alexanders Leben beschrieben, woselbst gesagt wird, daß Bacchus von dem Jupiter und der Cora geboren sey, wer Cora gewesen? und erklärt es zugleich. Die Schriftsteller, sagt er, haben dieses Wort in mancherley Verstande genommen. Denn erstlich nennete die Nation der Molosser die Mägdchen, welche durch eine schamhafte und bescheidene Schönheit vorzüglich waren, also; derowegen habe auch der König dieses Volks, Ades oder Aidonäus \*), wie ihn Plutarchus nennet, seiner Tochter, welche Pirithous zu entführen bemühet war, den Namen Cora beigelegt. Doch Eustachius, setzt er hinzu, hat angemerket, daß Cora beständig vor eine Jungfrau angenommen wird, und zwar nach dem Griechischen ἀπό τῆ κορῆς, welches zieren und reinigen heisset; indem sowol das eine als das andere mit diesem reinen und unbefleckten Alter übereinkömmt. Rhodiginus bringt von dem Wort Cora noch einige andere Erklärungen bey, wovon die eigentlichsste darin bestehet, daß man bey den Griechen den Augapfel also nennet, indem man selbigen, in Ansehung daß er nicht das geringste Stäublein vertragen kan, füglich eine Jungfrau heissen mag. Dieser Schriftsteller füret ferner an, daß niemanden unter denen, die nur ein wenig dem Studiren ergeben, unbekant seyn könne, daß man der Proserpina den Namen Cora beigelegt, und daß Bacchus ein Sohn der Proserpina und des Jupiters gewesen. Von dem Namen dieser Göttin Cora, Jungfrau und doch zugleich Mutter des Bacchus, haben sonder Zweifel die Corybanten ihre Benennung erhalten; welches auch Strabo (\*\*) fast gemuthmasset, wenn er den Namen von κόρας ableitet, der den jungen Mägdchen beigelegt wurde, weil die Corybanten dergleichen Kleidung trugen.

Proserpina ist eben die Gottheit als Diana, Minerva, die junge Vesta und Isis, deren Keuschheit in so großem Ansehen stand. Clemens Alexandrinus schreibt, daß Jupiter, als er sich in eine Schlange verstellte, ihr Gewalt gethan, woraus Bacchus, sonst Dionysius genant, entstanden; und dieses sey die Ursach, daß die zusammengeschlungene Schlange das Symbolum des Geheimnisses bey den Orgien des Sabazius sey. Aus eben dieser Ursach zeigen die Dichter, wenn sie in ihren Versen den Drachen besingen, der ein Vater des Taurus oder Bacchus gewesen, den Jupiter an, als von welchem und seiner Tochter Proserpina, Bacchus unter der Gestalt eines Stieres geboren: woraus ebenfals zu schliessen, daß Bacchus, Zorus und Apis einerley Gottheit gewesen. Solte

(51) STRABO lib. 10.

tavit Eustachius ἀπό τῆ κορῆς, quod ornare indicat, sed et repurgare quorum utrumque aetati congruit incorruptae, ac purae - - Disparari tamen ab Cora et Partheno Nympham, invenias: quippe Parthenon intelligunt insciam prorsus virilis concubitus; Nympham, quae paulo ante viro iuncta, nondum tamen peperecit, Gynem vero dicunt quae Partum iam suscepit. Verum et Coras Poetae Naues dicunt Protoploos, id est, primum in aquam coniectas, tamquam plane Virgines sint. Coram item Graeci pupillam in oculo vocant - - Proserpinam ita ab Graecis nuncupari, nemo in literis tam feriat qui nesciat - - Scribit Clemens, Iovem commutatum in anguem intru-

isse Proserpinae filiae vitium, unde sit natus Dionysius, quo argumento etiam Sabaziorum mystica Draconem praeferunt in orbem complicatum. Hinc et Poetae, Draconem Tauri patrem dum celebrant, symbolice aperteque Iovem innuunt, ex quo et filia natus sit hic, Tauri specie. Quare ab Lycophrone Taurum vocari scimus.

\*) Dieser angebliche molossische König Ades, oder Aidonäus, ist nach der Fabel, der Pluto oder der Gott der Hölle: und der Name Aidonäus scheint von Adonai hergenommen zu seyn, der einer von den Namen des wahren Gottes in der hebräischen Sprache ist.

Solte man nun nicht Ursache haben, dafür zu halten, daß in allen allegorischen Symbolen der symbolischen Theologie der ersten Zeiten, sowol die eine als die andere Eva abgebildet worden, davon die eine, als die Mutter aller Menschen, ihrer Nachkommenschaft eben so nachtheilig, als die letztere durch ihre Jungfrauschaft dem menschlichen Geschlechte heilsam gewesen, als welche auf gewisse Maasse verdienete, der Welt einen Heiland zu bringen? Man mus auch noch anmerken, daß in den heiligen Büchern der Mond ein Symbolum dieser Jungfrau ist; so wie derselbe im weltlichen Altertume ein Symbolum derjenigen, wovon ich geredet, war.

Bacchus, Apollo, Horus und Apis, die von der Isis gesäuget werden, waren in dem weltlichen Altertume die Sonne. Könnte man selbige also nicht vor Vorbilder des Heilandes, der die wahrhafte Sonne der Gerechtigkeit ist, halten? Wenn nun Bacchus, Horus und Apis, Bilder des Heilandes seyn; so ist die gedoppelte Geburt dieser Götter leicht zu erklären: denn warum beweinete man in den Religionsgeheimnissen anfänglich ihren Tod, und feierte darauf ihre Auferstehung? Warum wurde Apis unter der Gestalt eines Stieres vorgestellt, zwischen dessen Hörnern man eine den Mond bedeutende Kugel antraf, worauf Isis und Osiris in halber menschlicher und halber Schlangengestalt abgebildet waren, an dessen Halse ein isiaquisches oder hermetisches Kreuz gehangen wurde? Warum stellte man in der symbolischen Figur des Horus denselben mit einem langen in der Hand haltenden Kreuze, mit einem Sperberkopfe, als ein Symbolum der Gottheit, nebst einem Winkelmaas, als ein Symbolum der Gerechtigkeit, und einem Lituus oder Weissagungsstab, als ein Symbolum des Priesteramtes, vor? Warum erblickte man endlich den Bacchus mit einem kreuzförmigen Thyrsus, wie ich, wenn von diesem bey den Egyptern geheiligten Sinbilde geredet wird, mit mehrern zeigen werde? Diese Bilder sind insgesamt redend, und die Sinbilder scheinen sich von selbst zu erläutern.

Goropius Becanus \*), wenn er von der Fruchtbarkeit der Erigone, oder von der Jungfrau des Thierkreises redet, findet in der Kornäre, die sie in der Hand trägt, ein vorzügliches Symbolum, den Heiland vorzustellen, als der das vom Himmel gekommene Brod des Lebens, das Brod der Starken seyn sollte. Warum sollten wir nicht gleichergestalt sagen können, daß man durch den Bacchus, den man nicht selten vor den Wein selbst, als die Ceres vor das Getreide annimt, auch denjenigen andeute, der der Wein seyn sollte, der die Jungfrauen fruchtbar machet? und daß in Darreichung des Brods und Weins, so ein Symbolum des Dankopfers in dem Geseze der Natur war, das sich ebenfalls als ein solches in den Geheimnissen der Ceres und des Bacchus fand, dieses immerwährende Opfer figürlich vorgestellt worden, davon uns Christus die Wirklichkeit mitgetheilt.

P 2

\*) GOROPIVS BECANVS Lib. 4 cui Titulus, Chronica. Quid inter caetera illo mirabilius, stellam illam, quae nascente Christo in Oriente erat prima magnitudine insignis, et ad femina Virginis collocata, a Chaldaeis nomen accepisse, quo illud significatur, quod latinus diceret, *signum cibi sustentantis, confirmantis et eleuantis* . . . Quis hic non admiraretur praecipuam hanc stellam, cum Christo nascente exorientem, hoc nomen obtinuisse, quo indicaretur, eum, qui nasceretur, cibum esse eleuantem, sustentantem atque confirmantem . . .

bene igitur Asimon, Alacel, Asimech, nominatur stella haec, quam *sancti Graeci, Latini* spicam, vocauerunt, eadem, quam exposui ratione, eo quod spica non solum cibus sit, sed cibus viuus, e quo rursus alius et alius cibus nasci queat, et ita cibus fieri perennis, ac perpetuo hominem sustentans . . . Nec ociose aut frustra Virgo hanc spicam manibus suis tenet, eo quod cibus ille de pura Virgine nasceretur, quo comesto ad Libram iustitiae aeternae procederemus, nihil amplius veriti condemnationem, Christo longe peccatis nostris praeponderante.



theilet, und wobey er selbst die Hostie und der Opferpriester ist? Dieses widerspricht dem, was ich oben von den Bacchanalien der Alten gesagt, keinesweges. Denn obgleich der Wein in diesem Verstande zu dem wesentlichen, bey diesem Opfer zu gehören scheint, so ist inzwischen, nach des S. Justinus <sup>(52)</sup> Zeugnis, nicht zu leugnen, daß in den Geheimnissen des Mithras, worin dieser Vater der Kirche eine Gleichheit mit dem Sacramente des Altars zu finden glaubt, diese Darbietung blos mit einem Brode und einer Schale Wassers verrichtet wurde; und es ist warscheinlich, daß darin die Gewonheit der Völker bestanden, den der Gebrauch des Weins unbekant gewesen.

Dieses alles kan durch eine Stelle, so Zuet \*) aus einem alten arabischen Schriftsteller anführt, bestätigt werden. Wenn Zuet in seinen Anmerkungen über den Origenes von den Sterndeutern redet, welche dem Herrn Christo die Nativität stellen wollen; so führt er folgende merkwürdige Worte an: „Sie sind durch den Albumazar, einen alten arabischen Nativitätsteller, hindergangen worden, welcher, als er die Bilder, die mit der Constellation der Jungfrau aufsteigen, (nach der Indianer, Perser und Egypter Lehre, die gewisse Bilder annehmen, so sich bey jeder Decane oder zehnten Grad der Constellationen erheben,) beschreiben wil, in der ersten Decane der Constellation der Jungfrau, im Thierkreise, das Bildnis einer schönen Jungfrau sezet, so ein Kind an der Brust hält. Sie säuget das Kind, sagt der arabische Verfasser, an dem Ort, der Abrye heißet, und eine gewisse Nation nennet dieses Kind Jesus, welches im Arabischen Eice verdolmetschet wird, und der ewige Stern der Jungfrau steigt mit diesem Bilde in die Höhe. Ob nun zwar Zuet Ursach hat, diese Sterndeuter zu tabeln; so folget doch nichts destoweniger aus den Worten dieses alten arabischen Schriftstellers, daß diese ein Kind säugende Jungfrau in dem astronomischen Lehrgebäude der Indianer, Perser und Egypter, begriffen gewesen; und daß die Christen seiner Zeit, die er durch eine gewisse Nation bezeichnet, geglaubt haben, daß dieses Kind, welches an der Jungfrau Brust liege, Jesus, oder dessen Vorbild, der Heiland der Welt sey. Woraus wir ohne Mühe schließen können, daß er in den Orgien der Alten vorgebildet gewesen.

Obman gleich die von der alten Religion der Wilden noch übrige Spuren nicht weit betreten kan <sup>(53)</sup>; so geben doch einige ihrer Fabeln einen Gott als den Schöpfer, und einen Gott als den Wiederhersteller an. Dasjenige aber, was mit der Göttermutter der Orgien am meisten übereinkommt, ist die aus dem Himmel vertriebene Frau, wovon ich bereits Erwenung gethan, als welcher der Ursprung der Menschen zugeeignet wird. Die Huronen nennen sie Ata entsic, welches ein von Ata, so eine Person bedeutet, und von Entsi, so im Zusammenhange eine außerordentliche Länge oder Entfernung der Zeit und des Ortes, oder den Superlativum vom Guten und Bösen anzeiger, zusammen gesetztes Wort ist. Dieser Name Ata ist von des Homers Ata oder Atre, und von Atre des Erasima der Bacchanten, nicht unterschieden. Diese Frau ist die Grossmutter von ih-

rem

(52) IVSTIN. Apolog. 2 pro Christo.

(53) vid. CREVXIVM Hist. Canad. lib. I.

\*) HVET. in Origenis opera Tom. 2 Not. P. 2 col. 2. Hos sefellit Albumazar vetus Astrologus Arabs, qui imagines recensens, quae cum Virgine ascendunt (iuxta Persarum, Indorum et Aegyptiorum doctrinam, qui cum singulis signorum decanis imagines quasdam ascendere figurabant), in primo Virginis decano, Virgi-

nis imaginem collocat formosae, puerum gestantis et lactentis. Nutrit puerum, inquit, in loco qui dicitur Abrye, et vocat ipsum puerum quaedam gens Iesum, cuius interpretatio est arabice Eice, et ascendit cum ea stella Virginis aeterna.

rem Gott **Tharonhiaouagon**, den sie auch in der Zeit geboren zu seyn, und unter den Menschen gelebt zu haben glauben; doch ist sie von ihrem Enkel sehr unterschieden: inmassen dieser nichts als Gutes zu stiften suchet; sie hingegen ist von einer übeln Gemütsbeschaffenheit; sie ernäret sich blos von Schlangen und Ottern, und hat bey den Todesberauschungen den Vorsitz; auch sauget sie selbst das Blut aus den Menschen, und verursacht, daß solche entweder plötzlich oder an langwierigen Krankheiten sterben müssen. Sie ist ferner eine Königin der abgeschiedenen Selen, die ihr von allem, was mit ihren Leichnamen in die Erde verscharrt wird, den Tribut zu zahlen schuldig seyn, und nötiget sie, daß sie ihr durch allerhand Tänze ein Vergnügen machen müssen. Die Wilden setzen alle ihre Glückseligkeit in diesen Tänzen: weil selbige nun die vornemste Pflicht der Religionsübung bey ihrem Leben gewesen, so halten sie selbige auch nach ihrem Tode vor den Vorwurf ihrer Seligkeit.

Würde man also nicht mit Wahrheit sagen können, daß in dieser Frauensperson von übler Gemütsbeschaffenheit, die sich blos von Schlangen und Ottern nāret, und der alle Menschen nach dem Tode Tribut zahlen müssen, die Sünderin **Eva** anzutreffen sey, welche den verführerischen Reden des bösen Geistes, der durch den Mund der Schlange mit ihr gesprochen, alzuleicht Gehör gegeben, und dadurch den Tod in die Welt gebracht? Ueber dieses ist noch anzumerken, daß sie unter ihren menschlichen Gottheiten blos dieser Frau, und ihres Sohnes oder Enkels, Erwēnung thun, ohne dabey des Vaters zu gedenken; weshalb es das Ansehen gewinnt, daß sie, gleich den Alten, sowol die eine als andere **Vesta**, oder besser zu sagen, die eine und andere **Atē** mit einander vermengt haben.

Ich sage, die eine und andere **Atē**. - Denn gleichwie die Namen der Göttermutter sowol der einen als andern **Eva** zukommen, so kan man eben dieses von dem Namen **Atē** insbesondere sagen. Dieses war nicht allein der Name von der strafbaren **Eva**, die aus dem Himmel getrieben wurde, sondern es war auch der Name derjenigen, die Jungfrau geblieben; und es scheint, daß aus diesem Worte **Atē** die Wörter **Attē**, **Athene**, **Athēna**, **Athrena**, **Atheronia**, als die ersten Namen der **Minerva** \*); ingleichen **Atergatis**, **Adargatis**, **Athargatis**, **Athara**, **Athyr**, **Astur**, **Astarte**, Namen der syrischen Göttin, gemacht worden seyn. **Acte**, **Attis**, **Actea**, **Attica** \*\*), sind von einerley Wurzeln abgeleitete Namen, und beziehen sich insgesamt auf die Zeiten **Cecrops**, eines Gemals der **Pandora**; das ist, auf die Zeiten unserer ersten Eltern, auf die Zeiten **Adams**, dessen Name einen Menschen bedeutet, und daher dem Man und der Frau gemās war, weshalb er sowol Männern als Weibespersonen beigelegt werden können; der aber durch die Worte, mit welchen er in den Zusammensatz gekommen, und durch

P 3

andere

\*) **Phornutus** oder **Cornutus** sagt: daß es wegen der entfernten Zeit sehr schwer sey, die Etymologie des Worts **Minerva**, die er **Athrena** nennet, zu finden. Eben dieses kan man fast von allen Göttern sagen: denn die davon gemachte Etymologien sind denen Zeiten, worinnen diese Namen entstanden, weit nachzusetzen, folglich müssen sie auch beinahe insgesamt verfälschet seyn.

\*\*) **Pausanias** macht den **Actāus** zum ersten Könige von **Athen**, und giebt den **Cecrops** für seinen Nachfolger an, von dem er glaubt, daß er sein

Schwiegersohn gewesen. Er sagt auch, daß von dem Namen **Attis**, einer Tochter des **Eranaus**, der dem **Cecrops** in der Regierung gefolget, das Land der **Athenienser**, das **Attische** genennet worden, anstat daß es vordem **Actāa** nach seinem ersten Könige geheissen. Weil aber eine Menge von Schriftstellern den **Cecrops** zum ersten Könige der **Athenienser** machen; so mus er auch den Namen **Actāus** geführt haben, welcher Name von **Adam** abgeleitet zu seyn scheint, und mit demjenigen, den wir für unsern ersten Vater ansehen, übereinkömmt.



andere gewöhnliche und leicht geschehene Veränderungen unkenntlich gemacht worden, indem man tausend Beispiele aufweisen kan, daß A in E und D in T verwandelt sind. Atachon ist Gott der Schöpfer in der Fabelgeschichte der Algonquinen <sup>(54)</sup>. In der brasilianischen Götterhistorie wird auch eines gewissen berühmten Warsagers Atagadach <sup>(55)</sup>, von welchem viele Dinge erzählt werden, die alles menschliche Vermögen übersteigen, und der ein Enkel einer Jungfrau gewesen seyn sol, die ihn ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft zur Welt gebracht. Dieses ist nun nicht das einzige Exempel, daß in America eine jungfräuliche Göttin verehret wird. Die peruvianischen Völker haben eine in den Luftkreis gesetzt, welche eine Mittheilerin des Regens und anderer himmlischer Einflüsse seyn sol. Ferner findet man in ihren Geschichten einige Ueberbleibsel der Dichtkunst, worin ihrer Erwehung geschiehet <sup>(56)</sup>. Bey den Völkern der spanischen Inseln ist einer der Namen, so der Göttermutter beigelegt wird, Atabeira, der von Atabirius, womit der Jupiter benennet wurde, hergeleitet zu seyn scheint <sup>(57)</sup>.

Die Schlange hat bey den Götzendienern Ostindiens, China und Japan, eben als bey den alten Heiden, etwas geheimnisvolles in sich. Eben diese Verwandnis hat es auch bey allen americanischen Wilden.

Boucher <sup>(58)</sup> in einem seiner an den Bischof Luet geschriebenen Briefe sagt, es würde in den indianischen Geschichten erzählt: „daß eine berühmte Schlange, namentlich Cheien, wahrgenommen, daß der Baum des Lebens durch die Götter der andern Ordnung entdeckt worden; weil derselben nun allem Anschein nach die Aufsicht über diesen Baum anvertrauet gewesen, so sey sie über diese Hintergehung dermaßen erzürnet worden, daß sie augenblicklich eine Menge Gift ausgespieen. Die ganze Erde sey davon angesteckt, und fast kein Mensch hätte den Wirkungen dieses tödtlichen Gifts entgehen können, wenn nicht der Gott Chiven mit der menschlichen Natur Mitleiden gehabt. Es sey also dieser unter der Gestalt eines Menschen erschienen, und habe allen Gift, womit die boshafte Schlange das Erdreich angefüllet, verzehret.“ Meines Erachtens ist in dieser Fabel der Heiland sowol als der Fal des ersten Menschen abgebildet; noch besser aber ist der Heiland in den Opfern bemerkt, welche die Indianer von Lämmern bringen, und woben, nach Anweisung des Boucher in eben diesem Briefe, man eine Art des Gebets hersaget, in welchem mit erhabener Stimme folgende Worte ausgesprochen werden: Wann wird der Erlöser geboren werden? Wann wird der Heiland erscheinen?

Du Tertre, Rochefort, Breton, nebst verschiedenen andern Schriftstellern, versichern, daß die mittägigen Wilden beinahe eben den Begriff, als die Einwohner des grossen Indiens von dem Drachen haben, der ihrer Einbildung nach den Mond während der Finsternis verschlingen wil; welches, benebst dem ungeheuren Lärm, den sowol die einen als andern mit ihren Maraca oder durch Trummeln und Resselschläge machen, ein symbolisches Geheimnis und einen Religionsgebrauch anzuzeigen scheint, so ein Ueberbleibsel von dem Gebrauch der Corybanten ist. „Wenn eine Mondfinsternis entsteht, sagt du Tertre <sup>(59)</sup>, so bilden sich die Cariben ein, daß der Maboya, nemlich der Satan, den Mond verschlingen wolle. Daher tanzen sowol Junge als alte Männer und Weiber die ganze

(54) DV CREVX Histoire Canad. lib. 1.

(55) THEVET Cosmogr. vniu. lib. 21 c. 6.

(56) GARCILASSO Comment. Reales lib. 2 c. 17.

(57) LIL. GR. GY-

RALDI, Hist. Deor. Synt. 2 de Ioue.

(58) Lettres edifiantes et curieuses des

Missions de la Comp. de Jesus, 9 Recueil 1 Lettre.

(59) Hist. Nat. des Antilles

Traite 7 ch. 1 §. 3.









„ganze Nacht, hüpfen mit zusammengeschlagenen Beinen, halten eine Hand auf den Kopf und die andere an die Lenden, doch ohne zu singen; dennoch aber erfüllen sie die Luft mit einem gewissen kläglichem und fürchterlichen Geschrey. Diejenigen, die einmal zu tanzen angefangen, sind verbunden, bis zu Anbruch des Tages damit fortzufahren, ohne sich durch einige Nothwendigkeit davon abhalten zu lassen. Indessen hält ein Mägdchen einen hohlen Kürbis in der Hand, der mit kleinen Steinen angefüllt ist, und wenn sie selbigen rüret, sucht sie ihre unangenehme Stimme mit dem beschwerlichen Geräusche ihrer Klapper zu vereinbaren.“

Garcilasso <sup>(60)</sup> sagt, daß die Peruvianer glauben, der Mond sey zur Zeit der Finsternis ohnmächtig worden, und laufe Gefahr zu sterben. Sie begnügen sich also nicht mit Machung eines starken Geräusches, mit abergläubigen Gebeten und andern Gebräuchen, womit sie ihn aus seiner eingebildeten Ohnmacht wieder zu erwecken suchen, sondern sie reizen auch die Hunde durch Schläge zum Schreien, weil sie, wie sie sagen, versichert sind, daß sie der Mond liebe, und durch ihr Gebelle und Geheule wieder ermuntert werde. Sol- <sup>12tes Kupfer.</sup> ten die Alten von ihrer jagenden Diana wol eine andere Meinung gehabt haben?

In dem mitternächtigen America herrschen beinahe eben dergleichen Meinungen; und ein alter Missionarius hatte, wie man mir versichern wollen, von den Huronen gehöret, daß bey ihnen ehemals eben der Gebrauch und Aberglaube üblich gewesen.

In der Astronomie werden die Knoten, in welchen sich die Sonnen- und Mondenfinsternissen bilden, der Kopf und Schwanz des Drachen genennet. Sollte dieses etwa deshalb geschehen seyn, weil man sich auf die lächerliche Meinung der Indianer gegründet, welche sich einbilden, daß sie ein Drache verschlingen werde, und in dieser Meinung viel Gebeter hersagen, und einen abscheulichen Lärm mit Trummeln und Kesseln machen, damit sie den Drachen entweder beruhigen oder erschrecken möchten? Die Alten glaubten ebenermaßen, daß Son und Mond zur Zeit der Verfinsternung in grosser Gefahr schwebten \*); und während der Zeit, da die Warfagerinnen ihre zauberische Beschwörungen machten, so vermeinten sie, demselben durch ihre kupferne Cymbeln, die sich alsdenn auf allen Seiten hören ließen, zu Hülfe zu kommen. Was mich anlanget, so halte davor, in dem Klange dieser

(60) YNCA GARCILASSO Comment. Reales lib. 2 cap. 23.

\*) COELLIVS Rhod. Lect. Ant. lib. 19 c. 10. Aes porro in sacris et excantationibus magnam habuisse Veteribus auctoritatem ac vim, scribit Theocriti Interpres in Poetae Pharmaceutria, proptereaque in Lunae deliquiis adhiberi solitum καὶ ἐπὶ τοῖς κατοικομενοῖς, id est, et hominum morte; purius enim caeteris habebatur καὶ ἀκατακτάτων τῶν μυσμάτων, id est, pollutionum expiatorium. Inde eo utebantur in Purificationibus vniuersis, vt in libro de Diis scripsit Apollodorus. Quin et Corae seu Proserpinae Sacerdos Athenis Aeneum pulsare instrumentum affuerat, quod ἰχθῶν vocant. Apud Laconas Rege defuncto lebetibus obtinire fuit veteris instituti - - - Aeris porro sonos, ceu rem potentissimam multis rebus Graecorum vetustissimos adhibuisse palam est. Cur vero aeris dissono crepitu deficienti Lunae auxiliarentur An-

tiquiores, quod et Manilius significat, sed et Ovidius:

Te quoque Luna traho, quamvis Temesaea labores,

Aera tuos mintiant.

Alexander etiam rationem affert eiusmodi; aes et ferrum, inquit, quatiunt mortales, quod inde abigi daemones creditum sit, quo tempore sydera haec vim suam ad terras non perducant, quae hominibus prosit, et improbos retrudat daemones. Moris huius item meminit Titus Livius ab Vrbe condita 26. Campanorum imbellis multitudo, cum aeris crepitu, qualis in defectu Lunae silenti nocte fieri solet, edidit clamorem. Et vt Plinium praeteream, etiam Thebaidos sexto Papirius; procul auxiliantia gentes aera crepant etc.



den Orgien und dem Dienste der Isis und Ceres geweihten Cymbeln einen Ueberrest des corybantischen Religionsgeistes anzutreffen. Sollten wol die ersten Urheber der Religionsgebräuche der Meinung gewesen seyn, daß die Sonnen- und Mondenfinsternissen gewisse Denkzeichen wären, welche unter den räzelhaften Bildern eines Drachen, der Sonne und Mond verschlingen wil, den Menschen die Macht des Geistes der Finsternis, die er zu ihrem Verderben anwendet, dessen Fortgang in Hintergehung unserer ersten Eltern, nebst dem Siege, welchen ein von einer jungfräulichen Mutter geborner Heiland über ihn dereinst erhalten werde, zu Gemüte führen wolten?

Das gewisseste hiebey ist dieses, daß uns S. Johannes in seiner Offenbarung <sup>(61)</sup> eben dieses unter einem beinahe ähnlichen Sinbilde, von dieser mit der Sonne bekleideten Jungfrau, die den Mond zu ihren Füßen und eine mit zwölf Sternen umgebene Krone auf dem Haupte hat, vorstellig machet. Diese Frauensperson erwartet die Stunde ihrer Niederkunft; der siebenköpfige und mit eben so viel Kronen bekrönte Drache, dessen Schweif den dritten Theil der Sterne des Himmels mit sich hinwegreißet, wartet auf den Augenblick, in welchem sie von ihrer Leibesbürde entbunden werden sol, in der Absicht, selbige zu verschlingen; doch diese Person bringt einen Sohn zur Welt, der ein Herr aller Völker seyn sol. Dieser wird sogleich zu Gottes Thron erhoben, die Gebälerin aber in die Wüsten an den vor sie von Gott zubereiteten Ort gebracht. Wer ist diese Frauensperson? Wer ist der zur Welt gebrachte Sohn? Wer ist der Drache? Solches alles kan man aus der Folge abnehmen. Denn kurz hernach wird gesagt, daß sich in dem Himmel ein grosser Streit zwischen dem Michael und seinen Engeln auf der einen Seite, und zwischen dem Drachen und seinen Engeln auf der andern erhoben habe. Der Drache, die alte Schlange, das ist der Satan, der die Welt verführet, wird darin überwunden, und mit seinem Gefolge auf ewig aus dem Himmel gestossen.

Man wird um so mehr überzeugt seyn, daß dieser Drache, welcher, der Indianer Meinung nach, den Mond verschlingen wil, in dem Altertum nichts anders als ein Bild der höllischen Schlange gewesen; indem Plutarchus <sup>(62)</sup> und Alexander von Aphrodisium <sup>(63)</sup> bezeugen, daß die Alten ihre eherne Cymbeln aus keiner andern Absicht hören lassen, als weil sie geglaubt, daß selbige von dem Nachdruck wären, die bösen Geister, Teufel und abgeschiedene Selen, wovon der Mond eingenommen sey, zu vertreiben, und deshalb sie während seiner Verfinsternung auch ein grausames Geschrey gemachet. Diese Einbildung und Gebräuche des Altertums wurden nicht sogleich an allen Orten, wo das Christentum angenommen ward, abgeschafft; wie wir aus dem Maximinus von Turin <sup>(64)</sup> erkennen, dem diese lächerliche Meinung der Christen seiner Zeit sehr misfällig war, und ihm bewog, eine Homilie darüber zu verfertigen, worin er sich über das Geschrey und Lärm, so er während einer Mondfinsternis von ihnen machen hören, stark aufhält, „gleichsam, sagt er, als wenn sie dem Schöpfer zu Hülfe eilen wolten; und als ob Gott, der die Sterne geschaffen, nicht im Stande wäre, sein Geschöpfe zu erhalten und zu vertheiligen.“ Ob nun gleich die Kirche die mit Aberglauben und Irthümern vermengete Meinungen der Alten niemals angenommen, so sind dennoch einige Gebräuche des Altertums geheiligt worden. Und vielleicht hat man aus dieser Ursach die Weihung der Glocken, so-

wol

(61) Offenb. 12.

(62) PLUTARCH. de facie in orbe Lunae.  
XANDER Aphrodis. Lib. 1 Probl. 46. it. lib. 2 Probl. 43.

(63) ALEXANDER  
(64) MAXIM. TAV-

RIN. Homil. de Defectu Lunae.

wol zur Vertreibung des Teufels als auch der bösen Geister, Gespenster und aller Lustgeister, so uns schädlich seyn möchten, eingeführet (65).

Ob sich gleich einige Wilden von Schlangen nären, so hat doch der mehresthe Theil derselben einen heftigen Abscheu davor. Dem ohnerachtet wird man fast keinen Wilden antreffen, der sich nicht dergleichen auf den Leib mahlen oder in die Haut äßen lassen. Das merkwürdigste ist noch dieses, daß die Haut und Gebeine der Schlange fast in alle Geheimnisse ihrer Zauberey einen Einfluß hat. Ihre Wahrsager machen sich Kronen und Gürtel, gleich den Bacchanten, davon, und schmücken sich damit eben auf dieselbe Art aus, wie uns das Haupt der Medusa auf dem Schilde der Pallas vorgestellt wird. Die Kunst sie zu besprechen, ist ihnen ebenfals nicht unbekant; daher ist es nichts außerordentliches, wenn man sie mit Glockenschlangen, die doch sonst einen tödlichen Gift bey sich führen, spielen, und sie in ihren Busen tragen siehet, gleichsam als ob keine Gefahr dabey zu besorgen wäre.

Indem ich mich nun gegenwärtig wieder zu allen den Sinbildern der heidnischen Theologie wende, wovon ich bis jezo gehandelt habe; so glaube ich, daß, wenn meine Mutmassungen sonst gegründet seyn solten, man in der That dasjenige, wovon ich gleich anfänglich Erwähnung gethan, daraus sammeln könne: nemlich, daß dasjenige, was hauptsächlich in der symbolischen Theologie der Heiden anzutreffen, mit allem, was unser Glaube wesentliches in sich faßet, einen warhaften Zusammenhang habe; indem die Gründe unsers Glaubens fast insgesamt sich auf die Sünde der ersten Eltern und auf derselben Verwundung stützen.

Ich mus zwar gestehen, daß die Heiden ihre ganze symbolische Theologie dergestalt verwirret haben; daß man natürlicher Weise einen rechten Abscheu hat, eine solche ungeheure Religion als die ihrige, und die sie auf die Zeit fast selbst nicht mehr verstanden, mit einer so reinen Religion als die unsrige ist, zu vergleichen; und daß man dieses nicht ohne Aergernis unternehmen könnte, wenn man sich ihre Gottheiten eben so lasterhaft vorstellt, als sie Hesiodus, Homerus und andere Dichter nach ihnen abgezeichnet haben. Wir müssen daher das Heidentum in zwey Zeiten eintheilen, und von der ersten Zeit alle grobe Fabeln absondern, welche die neuere Zeit erfunden hat: nach welchen leßtern uns der Jupiter als ein Ehebrecher und rasender Freigeist, der Bacchus als ein Trunkenbold, Venus als ein Muster der liederlichsten Weibespersionen, und Mercurius als ein Beschützer der Spitzhuben u. s. w. vorgestellt wird. Wir wollen daher zu den ersten Jahrhunderten hinaufsteigen, in welchen die ersten symbolischen Begriffe noch nicht so sehr verderbet gewesen sind.

Zwar treffen wir noch einige Verwirrung dabey an. Denn unter eben den Namen und unter einerley Sinbildern entdecken wir verschiedene Personen und Vorwürfe. Bacchus und Osiris z. E. sind die Gottheit, die Sonne, unser erster Vater und Vorbilder des Erlösers. Auf gleiche Weise sind Vesta, Isis, Ceres u. s. w. die Gottheit, die Sonne, und der Mond; und verwechseln sich in einer Person, bey der man doch widersprechende Beimeßungen als Mutter und Jungfrau zugleich zu seyn, antrifft. Indessen sind diese Dinge in der mit unsrer Religion zu machenden Vergleichung, denen die sie versteinen, leicht zu entwickeln; da im Gegentheil unsere Religion selbst denenjenigen, so sie nicht

ver-

(65) IV le Pontifical de la Benediction des Cloches.



verstehen, eben eine solche Verlegenheit verursachen würde. Denn es ist gewis, daß man darin von dem Erlöser als einem Gott handelt, weil er in der That Gott ist; ingleichen gedenkt man seiner als eines Gottmenschen wegen der Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur: man betrachtet ihn ferner als einen Menschen, wenn man seine Gedanken blos auf die Menschheit richtet; und dieser Mensch wird in dem Namen Adam, mit unserm ersten Vater und seiner ganzen Nachkommenschaft, vermengt. Ferner wird er vermengt mit dem sündigen Menschen, weil er alle unsere Sünde auf sich genommen: ja man deutet endlich verschiedene Einbilder auf ihn, die mit denen des ersten Altertums übereinkommen, als die Sonne der Gerechtigkeit, das Licht der Welt, das Brod des Himmels zu seyn u. s. w. Die Redensarten, deren man sich zur Verehrung seiner heiligen Mutter bedient, scheinen eine Art der Gottheit anzuzeigen und sie Gott selbst gleich zu schätzen: denn der Titel einer Königin der Engel, nebst einer Anzahl anderer, gehen auf diejenigen zurück, so unter den Heiden der Göttermutter beigelegt wurden. Selbst die catholische Kirche richtet in der Feier ihrer Feste, die biblischen Sprüche auf sie, die doch an und vor sich selbst auf die unerschafne Weisheit gedeutet werden müssen, welche die Heiden ebenfalls in der Geburt der Minerva abzubilden geschienen haben. Die zwischen ihr und der Eva angestellte Vergleichung, davon sie gleicher Gestalt, wegen der Einstimmigkeit der einen mit der andern den Namen bekommen, könnte Gelegenheit geben, sie beide mit einander zu verwechseln, und ihnen in einerley Person einander entgegen zu seyn scheinende Eigenschaften beizulegen, als eine Jungfrau und doch Mutter der Menschen zu seyn. Endlich eignet man ihr unter verschiedenen Einbildern der Religion der ersten Zeiten, noch besonders diejenigen der Gottheiten zu, die sie abzubilden scheinen: man mahlet sie oftmalen, wie ich davon Beispiele angeführet, mit der Sonne bekleidet, auf den Mond erhaben, und der höllischen Schlange den Kopf zerbrechend, ab. Die Schlange, ein Einbild der Isis, ist dergestalt mit ihr verknüpft, daß an ihr und ihrem Sohne, die göttlichen, zur Schlange, in Ansehung der Sünderin Eva, gesprochene Worte bestätigt werden: „Ich wil „Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen, „derselbe sel dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Fersen stechen“ (66).“

Weil nun alle Einbilder der Religion die Sünde der ersten Eltern und derselben Genugthuung zum Vorwurf hatten; so war auch nötig, daß sich die wesentlichsten Religionsübungen auf eben diesen Gegenstand bezogen, welches denn annoch weiter auszuführen nötig seyn wird.

## §. 15.

Religionsübungen.

Die unter den Tybarenen eingefürte Gewonheit, sich bey Niederkunft ihrer Weiber ins Bette zu legen, ist eine Religionsübung, welche mit der Erbsünde einen natürlichen Zusammenhang zu haben und vor die Eltern eine zur Genugthuung angeordnete Buße zu seyn scheint. Diese Gewonheit erkläret sich durch den bey den Galibiern, Caraiiben, Brasilianern und andern miltägigen Wilden eingefürten Gebrauch. Die Härigkeiten dieser freiwilligen Büßung, so in strengem Fasten und verschiedenen abergläubischen Dingen bestehen, nemen, so bald die Weiber ihre Schwangerschaft bekant gemacht, den Anfang: so bald sie aber von ihrer Leibesfrucht entbunden sind, so sind diese Härigkeiten noch weit strenger. Denn alsdenn spannet der Mann seine Hangemate oben am Dache aus, und anstat, daß er sich von seiner Frau alsdenn aufs zärtlichste bedienen lassen selte, wie einige Verfasser, die einander ausgeschrieben, vorgeben wollen; so schließt er sich vielmehr in seine

seine Einsamkeit und Stillschweigen ein, und beobachtet eine sechsmonatliche Fasten mit solcher Härte, daß er nach Ablauf dieser Zeit so abgegeret als ein Gerippe, wieder zum Vorschein komt: hernachmals ist er genöthiget, einen gewissen Vogel für seinen Aufstand zu schießen. Dieses meldet *Biet* <sup>(67)</sup>, und *du Tertre* <sup>(68)</sup> fügt noch hinzu, daß sie nach verfloffenen vierzig Tagen dieser strengen Fasten, ihren Anverwandten von der Rinde des *Cassavabrods*, welche sie während ihrer Fasten abschneiden, indem sie solche Zeit über nichts als die Krume essen dürfen, ein Gastmal zurichten. Ehe sie nun zu essen anfangen, so ritzen alle Eingeladene die Haut des Wirts mit dem Zahne des *Acuti* \*) auf, und lassen aus allen Theilen seines Leibes das Blut herauslaufen; dergestalt, daß sie, wie er sagt, aus einem bisher eingebildeten Kranken nunmehr einen wirklichen machen. Darin besteht aber noch nicht alles, denn nachher nehmen sie sechzig bis achtzig Körner von *Piment* oder indianischem Pfeffer, und zwar von der stärksten Sorte, die sie nur haben können: wenn sie nun solche im Wasser haben brühen lassen, so waschen sie mit diesem Wasser die Wunden und Ritzen dieses Unglückseligen, welcher sich vielleicht tausendmal lieber lebendig verbrennen lies; dem ungeachtet darf er nicht wuchsen, wenn er nicht vor einen Niederträchtigen und Nichtswürdigen gehalten werden wil.

So bald diese Ceremonie geendigt ist, wird er wieder in sein Bette gebracht, worin er noch etliche Tage liegen bleibt; da unterdessen die andern sich gute Tage und auf seine Kosten lustig machen. Seine Fasten währen noch auf sechs Monat, in welcher Zeit er weder Vogel- noch Fischwerk genießet: und zwar aus der Einbildung, daß solches dem Kinde schädlich sey, und daß dieses Kind alle natürliche Mängel der Thiere, wovon der Vater essen würde, an sich nehmen möchte.

Diese lange und strenge Fasten wird aber nur blos bey den Erstgebornen beobachtet: bey den andern Kindern kommen sie weit wolfeiler davon. *Thevet* <sup>(69)</sup> versichert, daß während dieser Zeit die brasilianischen Weiber, so niedergekommen sind, noch eine längere und härtere Fasten als ihre Männer aushalten müßten. Nach *des du Tertre* <sup>(70)</sup> Anführen, ist bey den insulanischen Cariben nicht eine solche Strenge eingeführt. Ich weis zwar nicht, ob in dem mitternächtigen America die Männer denen, so im mittägigen wohnen, hierin nachfolgen; was aber ihre Weiber anbetrifft, so ist gewis, daß sie nach ihrer Niederkunft eine solche Ordnung beobachten, die mit der Art einer Buße völlig übereinkomt.

Das in dem Geseze der Natur, zu Auslöschung der Erbsünde eingeführte Mittel, gieng nicht allein des Kindes Eltern an; sondern selbst das durch seine Geburt strafbare

2

Kind,

(67) *BIET Voyage de la Terre Equinoxiale liv. 3 ch. 13.*

(68) *DV TERTRE Hist.*

*nat. des Antil. Traité 7 ch. 1 §. 4.*

(69) *THEVET Cosmogr. univ. liv. 2 ch. 5.*

(70) *DV TERTRE loc. cit.*

\*) *Acuti* ist nach *des Rochefort* Beschreibung ein Thier von schwarzbrauner Farbe, das barsche helle Haare und einen kleinen kalen Schwanz hat. Ober- und unterwärts des Rinnackens hat es zweien Zähne. Das Fressen hält es zwischen beiden Vorderpfoten als ein Eichhorn, und schreyet dergestalt als ob es ein deutliches Couÿe von sich hören läßt. Es wird durch Hunde gejaget, weil die Haut, ungeachtet sie etwas stinckt, von manchen eben so sehr als Caninchenfell geachtet wird. Wenn es gejaget wird, verkriecht es sich in hohle Bäume, woraus

es wieder durch Rauch getrieben werden muß, wobei es wunderbar schreyet. Wenn es jung gefangen wird, kan es leichtlich zart gemacht werden; und wenn es zornig wird, borstet es die Haare auf den Rücken auf, und schlägt mit den Hinterfüßen auf die Erde gleich den Caninchen. Es ist auch von eben der Größe, nur daß es kurze runde Ohren hat. Die Zähne sind so scharf wie ein Sechermesser. *Rochefort Histoire naturelle des Antilles ch. 12 art. 4.*



Kind, mußte die von seinen Vätern angeerbte Sünde büßen. Ob nun gleich die Art dieser Büßung unbekant ist; so komt man doch darin überein, daß es dergleichen gegeben, und daß dieses Mittel nothwendig zu seyn erachtet worden. Vielleicht war es eine Art der Taufe oder Reinigung. Es war wirklich ein beinahe in dem ganzen Heidentume üblicher Gebrauch, wie er noch dergleichen jezo in America ist, die neugebornen Kinder ins Wasser, auch oftermalen so gar in gefrorne Flüsse zu tauchen; und diese Gewonheit scheint mir jederzeit als eine Religionsübung beobachtet zu seyn. Ausser diesem war noch eine andere Zeit bestimmt, dem Kinde einen Namen zu geben. Dieses war nun eine Zeit der Feyerlichkeit, wozu die ganze Verwandtschaft eingeladen und ein Fest gefeyert wurde, das man ursprünglich vor ein Opfer halten konnte. Bey verschiedenen Völkern, welche die Beschneidung, oder etwas gleichmässiges im Gebrauch gehabt, kostete es den Kindern ihr Blut, die durch diese schmerzhasse Operation nothwendig hindurch mußten. Doch die Zeit dazu war nicht durchgängig gleich angeordnet: bey den Hebräern war es der achte Tag, nach der Geburt, wenn nicht etwa wichtige Ursachen diese Ceremonie aufzuschieben Anlas gaben.

Es ist unleugbar, daß man, wie ehemals, also auch noch jezo bey verschiedenen americanischen Völkern etwas, so diesem ähnlich, antrifft; wie man solches aus den Zeugnissen verschiedener Schriftsteller, die davon gehandelt haben, ersehen kan. Vorjezo aber werde ich mich blos mit dem begnügen, was du Tertre <sup>(71)</sup> nebst dem Nicolaus Perrot davon anführen. »Acht Tage nach Ablauf der sechswöchentlichen strengen Fasten, sagt du Tertre, »ladet der Vater einen seiner besten Freunde ein, damit er seines Sohnes Pathe seyn möge: oder wenn es eine Tochter ist, so bittet er eine Freundin dazu. Wenn sie nun nach ihrer Art geschmauset haben, so schneiden sie dem Kinde vorwärts auf dem Kopfe die Haare ein wenig ab, durchboren ihm die Ohrzipfel und Nasenlöcher nebst der untersten Lippe, wodurch sie etliche Faden Baumwolle durchziehen, damit sich die Löcher nicht zuschließen. »Wenn das Kind aber zu schwach fern sollte, dieses auszuhalten, so schieben sie diese Operation ein Jahr auf, und schneiden selbigem blos, angezeigter Massen den Zipfel Haare ab. »Wenn dieses geschehen, so wird ihm der Name beigelegt, den es Zeitlebens führen sol. »Ob sie nun wol hernach noch verschiedene andere annehmen, so bleibt dieser doch beständig: »und zur Erkennlichkeit salbet des Kindes Vater und Mutter dem Gevatter oder der Gevatterin den Hals mit Palmöle.

»Wenn ein Kind, sagt Perrot <sup>(72)</sup>, es sey nun ein Knabe oder ein Mägdchen, »fünf oder sechs Monat alt geworden; so stellen Vater und Mutter von dem besten Vorrathe ein Gastmal an, wozu sie einen Wahrsager mit fünf oder sechs seiner Schüler einladen. »(Der Jongleur oder Wahrsager ist bey ihnen eben das, was ehemals ein Opferpriester war.) »Darauf redet ihn der Hausvater an und sagt zu ihm: daß er deshalb eingeladen sey, seinem Kinde Nase und Ohren zu durchboren, und daß er dieses Fest der Sonne, oder einer andern Gottheit opfere, deren Namen er alsdenn bekant machet, sie auch zugleich bitter, mit seinem Kinde Mitleiden zu haben und es beym Leben zu erhalten. Hierauf antwortet »der Opferpriester nach der Gewonheit, und ruft den von dem Vater erwählten Geist an. »Hierauf wird ihm und seinen Schülern zu essen gegeben, und wenn einige Gerichte übrig »bleiben, so siehet ihm frey, solche mit nach Hause zu nehmen. So bald die Malzeit »geendiget, legt des Kindes Mutter vor die Gäste allerhand Pelzwerk, Kessel und andere »Kaufmansgüter aus, und überliefert ihr Kind dem Wahrsager, der es von einem seiner  
»Schüler

(71) DV TERTRE l. c.

(72) PERROT memoires manuscrits.

„Schüler halten lässet. Wenn er nun sein zur Ehre des angerufenen Geistes, angestimmtes Lied geendiget hat, so nimt er aus seinem Sacke eine, aus einem Knochen gemachte Pfrieme, nebst einer dicken Nadel. Mit der Pfrieme durchboret er des Kindes beide Ohren, und mit der Nadel durchsticht er die Nase. Die Wunden in den Ohren stopft er mit baumrindnen Wiefen zu, und durch die Nase ziehet er einen dünnen Federtiel, welcher so lange darinnen bleibt, bis die Wunde durch eine gewisse Salbe, womit sie verbunden wird, heil geworden. Wenn sie nun völlig geheilet, so steckt er eine Pflaumfeder von einem Schwan oder Trappen hinein.“

Die Trennung der Weiber und Mägdchen, bey ihrer monatlichen Reinigung, die bey den Heiden eben sowol als bey den Juden üblich war, hat ebenfals die Religion zum Grunde; und scheint als ein Mittel vor die Sünde eingefüret zu seyn. In America sind die Gebräuche hierin sehr strenge. Denn es werden ihnen besondere Cabanen angewiesen, gleich denen, die bey den Juden an dem Aussatze krank lagen. Sie werden auch alsdenn so unrein geachtet, daß sie sich nicht unterstehen, das geringste, so etwan noch gebraucht werden könnte, anzurühren<sup>(73)</sup>. Wenn ihnen solches zum erstenmale begegnet; so sind sie dreißig Tage lang von dem übrigen Volke abgesondert, und jedesmal wird das Feuer aus der Cabane, wo sie heraus gehen, ausgelöschet, auch so gar die Asche wird ausserhalb des Dorfs geschafft, und ein neues Feuer angezündet; gleichsam als ob das erstere durch ihre Gegenwart verunreiniget worden wäre. Bey denen am Ufer des Flusses Plata wohnenden Völkern, nehet man sie in ihre Hangematten, gleich als ob sie todt wären, und lässet nur eine kleine Oefnung an dem Munde, damit sie frey Orhem holen können<sup>(74)</sup>. In diesem Zustande müssen sie so lange aushalten, als ihre Umstände dauern. Hernachmals unterwerfen sie sich denen Prüfungen, die alle diejenigen, die das manbare Alter erreicht, und wovon wir bald handeln werden, ausstehen müssen.

„Bey den Gauren, sagt Tavernier<sup>(75)</sup>, begiebt sich eine jede Frau oder Mägdchen, so bald sie ihre Zeit vermerkt, schleunig aus ihrer Wohnung, und gehet nach einer kleinen auf dem Felde besonders stehenden Hütte, so von Baumästen als ein Korb geflochten ist, und vor welcher vorwärts ein langes leinen Tuch herabhanget, so derselben anstat einer Thüre dienet. So lange als dieses währet, wird ihr alle Tage zu essen und zu trinken gebracht; und wenn die Zeit verlossen, schickt eine jede nach Beschaffenheit der Umstände, dem Priester eine Ziege, ein jung Huhn oder Taube zum Opfer. Nachher gehen sie ins Bad, und laden sodann einige ihrer Verwandten zu einem Gastgebote ein.“

Die Negres von Guinea und an der africanischen Goldküste, haben ein gleichmässiges Geseß der Reinigung und Trennung vor das weibliche Geschlechte. Anstat aber, daß sie einer jeden Frau oder Mägdchen eine besondere Cabane erbauen solten, so haben sie eine algemeine, die einer grossen Halle gleicht, worin alle diejenigen, die mit diesen Umständen befallen werden, sich hinbegeben, und gemeinschaftlich leben können. Gottfried Loyer<sup>(76)</sup> füret folgendes davon an: „Unter den Negres dieser Küste, ist eine seit undenklichen Jahren her, aller Aufmerksamkeit würdige Gewonheit eingefüret, und diese bestehet darin: daß ein jeder Flecken oder Dorf eine besondere von denen andern auf hundert Schritt entfernte Hütte unterhält, die Burnamon genennet wird, in welche sich alle

N. 3

„Weiber

(73) LA POTERIE Histoire de l'Amérique septentrionale, Tom. 3.

(74) AN-

TÔNIO RVIS Conquitt. espiritual del Paraguay § 10.

(75) TAVER-

NIER Voyage de Perse liv. 4 ch. 8.

(76) LOYER Voyage d'Ilili, welche

1714 zu Paris durch Anordnung der Sorbonne gedruckt worden.



„Weiber und Mädchen ohne Unterschied hinbegeben, und sich alles Umgangs mit andern Menschen so lange enthalten müssen, bis die Zeit ihrer Reinigung verfloßen; nachher steht ihnen frey, sich wieder nach ihren Wohnungen zu begeben. Ihr Lebensunterhalt wird ihnen gebracht, gleichsam, als wenn sie an einer ansteckenden Krankheit danieder lägen. Keine würde sich auch um alles in der Welt unterstehen, diese Schwachheit, so bald sie von selbiger befallen wird, zu verhelen; indem sie unselbar des Lebens verlustig seyn würde, wenn man entdecken sollte, daß sie ihrem Manne diese Zeit über das Essen zubereite. Man giebt ihnen auch Fetisch \*) zu essen, woben sie schwören müssen, daß sie, sobald sie den geringsten Anfall davon vermerken, ihren Männern sofort Nachricht geben, und sich in das Burnamon begeben wollen.“

Das erste, wozu die mittägigen Wilden des Morgens, wenn sie aufgestanden sind, schreiten, ist dieses, daß sie sich alle ohne Ausnahme, jedoch Männer und Weiber besonders, in dem Meere, oder welches besser ist, in Flüssen baden, wenn sie anders dergleichen auf der Nähe haben können. Dieses nun scheint ein Geseß der Reinigung zu seyn, das sie unverleglich beobachten.

## §. 16.

Initiation  
oder einwei-  
hung in die  
religionsge-  
heimnisse.

Doch alle Warheiten der Religion waren viel klärer und deutlicher in denen Gebräuchen und Proben der Initiationen oder Einweihungen in die Religionsgeheimnisse, als in den Sinbildern und einigen andern abgeforderten Uebungen, wovon bereits gedacht, ausgedruckt. Denn ob wol verschiedene Abscheuligkeiten und schändliche Dinge, als die Phalles, Ityphalles, und geheime Unzucht, der man der Sage nach in denen nächtlichen Geheimnissen, und bey denen in die Stille der Nacht eingehülleten Festen, nachgegangen seyn sol, damit vermischt waren; so läßt sich doch offenbar entdecken, daß dieses eingeschlichene Mißbräuche gewesen, so der Absicht ihrer Institution gänzlich entgegen waren. Denn der Geist der Institution war ein Geist, der das Fleisch tödtet, ein Geist der Buße und Heiligung.

Man kan von demjenigen, was bey den Einweihungen vorgieng, keine zuverlässige Nachricht geben, weil hierin die Beobachtung eines unverleglichen Geheimnisses verordnet worden. Selbst die weltlichen Verfasser, wenn sie der Ordnung nach veranlaßt werden, in ihren Geschichten davon zu handeln \*\*), so stehen sie aus Ehrfurcht stille, umgrenzen sich mit einem geheiligten Stillschweigen, und lassen ihr Hauptwerk dahin gerichtet seyn, bey Religionsangelegenheiten zu schweigen, wovon doch unsere Neubegierde mehrern Unterricht verlangt, und durch die Verschwiegenheit nur noch mehr gereizt wird. Inzwischen finden sich einige, die sie uns nicht gänzlich unbekant gelassen haben; jedoch ohne sich dabey auf

\*) Fetisch ist eine Art von Talisman oder etwas so mit dem Manitou der Americaner übereinkömmt. Die abgöttischen Negres in Africa haben mit den Americanern, hauptsächlich in Dingen, so die Religion angehen, fast gleiche Gebräuche. Unter den ostindischen Völkern findet man gleichergestalt eine Uebereinstimmung mit den Gebräuchen der Americaner; die größte Neuheit aber ist auf der Insel Formosa in der Nachbarschaft von China und Japan anzutreffen. Ich bin ungemein betroffen gewesen, als ich die Erzählung eines holländischen Priesters, Namens

Georg Candidius gelesen und gesehen habe, was im Recueil des Lettres curieuses et edifiantes de missionnaires d'australasie angeführt worden. Die Erzählung des Candidius ist in des Reichtern ostindischen Reisebeschreibung anzutreffen.

\*\*) APVLEIVS lib. 2 Metamorph. de Mysteriis: Quaeas forsitan satis anxie, studiose lector, quid deinde dictum, quid factum? Dicerem, si dicere liceret, cognosceres, si liceret audire; sed parem noxam contraherent aures et linguae, temerariae curiositatis.

auf eine ausführliche Beschreibung einzulassen, woraus das wahre Geheimnis erforschet werden könnte. Aus dem, was sie anführen, kan man so viel abnehmen, daß die Initiationes sowol eine lange Zeit, als auch eine Menge verschiedener Verrichtungen in sich fassen, die in gewisse Hauptstücke getheilet werden können, welche das von mir beigebrachte Lehrgebäude erweisen.

Die Initiationes oder Einweihungen, hatten gleichsam zween Stände. Der erste war der Stand der Büßung, und der andere der Stand der Heiligung und der Vollkommenheit. Vielleicht entstand auch von diesen beiden der Unterschied zwischen den großen und kleinen Religionsgeheimnissen.

Der Stand der Büßung, so wirklich ein Stand der Buße war, wurde in der Einsamkeit und Stille zugebracht; ein strenges Fasten wurde dabey beobachtet; man enthielt sich des Vergnügens, so im Ehestande erlaubt ist; man bekante seine Fehler; man gieng durch verschiedene Grade der Reinigung, welche den Zustand eines mystischen Todes und der Wiedergeburt vorstellten; ja man unterwarf sich solchen Bemühungen, die in der That eine Neue und Genugthuung wegen der begangenen Sünde anzeigten.

Bey diesen Einweihungen mußte man sich des Getümmels der Welt entschlagen, weil dadurch die Aufmerksamkeit auf göttliche Dinge würde gehemmet worden seyn. Zu diesem Ende waren gewisse einsame Derter bestimmt, wo man von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen seyn konnte. Diese Derter waren warscheinlicher Weise in den geheiligten Hainen, oder in dem Inbegrif des Tempels, wo diejenigen wohnten die zum Dienste des Altars gewidmet waren, befindlich.

Bey den Einweihungen in die Religionsgeheimnisse, war hauptsächlich das Fasten eine Erfordernis; wie solches aus der feyerlichen Antwort erhellet, welche der Eingeweihte zu geben schuldig war: *Jejunavi* \*). Diese Fasten waren ungemein strenge. Ob man nun gleich nicht eigentlich weis, worin sie bestanden haben: so erhellet doch soviel, daß sie an gewissen Orten sehr lange gedauert haben müssen; daß man sich nicht allein von dem Nothwendigsten, sondern auch sünemlich von dem enthalten, so dem zärtlichen Geschmacke schmeichelhaft seyn können. Die Alten waren überzeugt, daß das Fasten die Seele von dem körperlichen trenne, und sie dadurch tüchtig mache, mit den Göttern in Gemeinschaft zu treten.

Mit der Keuschheit hatte es gleiche Bewandnis, und diese mußte auf eine gewisse Zeit genau beobachtet werden. Solches nun wurde in casto esse genennet, und der Initiatus mußte ein solennes Zeugnis beybringen daß er diese Probe ausgehalten. Diejenigen, welchen die Beobachtung der Keuschheit schwer fiel, tödteten den Stachel des Fleisches dadurch, daß sie Tollkraut tranken: andere hingegen legten unter ihre Matten gewisse Pflanzen, wovon sie glaubten, daß sie die Eigenschaft hätten, die Keuschheit zu bewahren. Dieses Geseß war von mehr oder weniger Ausbreitung, nach Beschaffenheit des Ortes und des

\*) ARNOBIUS *lib. 5.* Eleusiniarum vestrorum notas et origines, producit Vrbes et antiquarum Elogia litterarum; ipsa denique Symbola, quae rogati, sacrorum in acceptionibus respondetis. Jeiunavi, atque Ebibi cyceonem, ex cysta simplici, et in calathum missi, accepti rursus, in cystulam transtuli.

IVLIVS FIRMIQVS *lib. de Errore Prof. Relig.* In quodam templo, vt in interiores patet homo moriturus possit admitti, dicit, de Tympano manducati, de Cymbalo bibi, et Religionis secreta perdidici. Quod Graeco sermone dicitur, ἐν τυμπάνῳ βίβονκα, ἐν κυμβάλῳ πίπτονκα, γέγονα μυστικός.



des verschiedenen Zustandes der Eingeweihten. Einige waren nicht länger als nur die Zeit der Einweihung damit beleget; andere hingegen machten Zeitlebens Profession davon. Die Priester der Cybele aber waren sogar genöthiget, dem männlichen Geschlecht gänzlich zu entsagen.

Bei der Büßung gewisser besonderer Verbrechen, die von dem Laufe der Einweihung in die Religionsgeheimnisse nicht abzuhängen schienen, mußten die Strafbareren ihre Zuflucht zu jemanden nehmen, der die Versöhnung bewerkstelligen konnte, und diesem ihr Verbrechen wenigstens dem allgemeinen Inhalte nach entdecken. Apollonius von Rhodis <sup>(77)</sup> giebt uns hiervon in der Medea und Jason ein Beispiel, welche sich zu der Circe gewendet, und ihre Sünde büßen wollen. Als sie nun Circe aufgenommen und zum Niedersehen genöthiget hatte; warfen sie sich plötzlich mit Ungestüm an den Rand ihres Feuers, und hielten sich daselbst in den gewöhnlichen Stellungen der betenden. Medea bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen, und Jason steckte sein Schwerdt in die Erde, womit er den unglückseligen Absyrtus umgebracht. Während dieser Zeit verdrehten beide die Augen außerordentlich im Kopfe, und konnten keine ruhige und gewisse Blicke thun. Aus diesem Kenzeichen schloß Circe, daß sie sich einer Mordthat theilhaftig gemacht, und die Furcht vor dem Jupiter, der die bittenden in seinen Schutz nimmt, sie bewog, selbige nach der gewöhnlichen Art zu büßen. Daher bereitete sie sogleich alles, was zum Opfer nöthig war, und lies ein Spanfärken herbeibringen. Als sie nun solches geschlachtet, rieb sie mit dessen Blute die Hände der beiden Missethäter, welches sie mit dem versöhnenden Trankopfer zur Ehre des Jupiters, als eines Rächers des Brudermordes, begleitete. Ihre Aufwärterinnen, die gewont waren, ihr bei ihrem Ante, in dergleichen Fällen zu dienen, namen und warfen alles, was zur Büßung gedienet hatte, heraus; da sie unter dessen auf dem Altare geweihte Kuchen opferte, und ihr Gebet zur Besänftigung der stolzen Furien that, damit sie den Jupiter sowol mit der einen als mit dem andern ausfühnen und ihnen seine Gewogenheit hinwiederum verschaffen möchte; sie mochten nun ihre Hände mit fremden oder mit dem Blute ihrer Angehörigen besudelt haben.

Als diese Ceremonie geendiget worden, lies sie Circe auf erhabnen Thronen niedersitzen: und als sie sich gegen ihnen über ebenfalls niedergelassen, that sie mancherley Fragen an sie, welche insgesamt den Bewegungsgrund ihrer Schiffart, insbesondere aber die Ursache betraf, wodurch sie veranlaßet worden, bei ihr die Aussöhnung und Büßung ihres Verbrechens zu suchen. Medea erzählte der Circe hierauf das vorgegangene, verschwieg aber die vornehmlichsten Umstände von dem Tode des Absyrtus. Circe, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Götter die wahrhafte Beschaffenheit entdeckt hatten, wußte selbige gar wohl: weil sie aber durch das Mitleiden gegen diese Unglückselige gerührt worden, die fast in Thränen schwimmen; so begnügte sie sich damit, ihr allgemeine Verweise wegen ihrer Flucht und Verbrechens zu geben, und lies hernachmals beide von sich, ohne ihnen weiter etwas zu thun.

In den Geheimnissen Samothraciens mußten die Einzueihenden, in dem Laufe ihrer Büßung, ihre begangenen Sünden, wenigstens die wichtigsten in ihrem Leben, bekennen. Wir können solches aus dem, was Plutarchus <sup>(78)</sup> von dem Lysander erzählt, abnehmen. Denn als diesem der Priester zu vernemen gegeben, daß er ihm dasjenige Verbrechen, wodurch sein Gewissen am meisten beschweret wurde, offenbaren müste; so wolte Lysander, der eben dergleichen Andacht nicht bei sich verspüren mochte, wissen, ob er

oder

(77) APOLLON. RHOD. lib. 4 v. 662.

(78) PLUTARCH. in Lacon. Apophth.

oder die Götter solches von ihm verlangte. Als nun der Priester geantwortet, daß solches die Götter begereten; so erwiderte Lysander, so begib dich also zurück; ich wil es den Göttern bekennen, wenn sie mich darum befragen werden.

Eben dieser Verfasser <sup>(79)</sup> erzälet annoch eine oder zwei Begebenheiten einiger Lacedämonier, welche in die Religionsgeheimnisse eingeweiht seyn wolten, aber nicht gesonnen waren, dem Priester ihre Sünden zu bekennen; daher verweigerten sie ihm zu gehorsamen, und verlachten seinen Antrag, durch eben dergleichen Antwort.

Die Lustration oder Reinigung bestund gleichsam in einer Art der Taufe, welche, da sie die Unreinigkeit des Leibes hinwegnam, zugleich ein Bild der Sorgfalt war, die man bey der besetzten Seele anwenden sollte, damit diese zu einem neuen Leben wiedergeboren werden möchte. Diese Reinigungen nun bestunden entweder in verschiedenen Abwaschungen des ganzen Leibes, oder blos allein der Hände. Einige thaten solches durch Besprengung, andre hingegen durch Untertauchung. Es wurde nicht allein Wasser, sondern auch Salz, nebst dem Blute der Opferthiere und Feuer dazu gebraucht. Es waren blüssende und zubereitende Reinigungen. Die eine setzte ein vorsätzliches oder wider Willen begangnes Verbrechen, als das Sehen oder Anrühren eines Todtenkörpers, zum voraus. Die zubereitende Reinigung aber war blos allein eine Anschickung zu einer größern Vollkommenheit. Denn so rein als auch die Seele selbst, nach der Meinung der Heiden seyn möchte; so mußte selbige doch noch immer reiner werden, wenn sie würdig seyn wolte, sich den Göttern zu nähern.

Dergleichen äußerliche Reinigungen waren nicht nur in dem Gesetze Moses gebräuchlich, sondern es hatten auch andere Völker davon eine ziemliche gesetzmäßige Anzahl, insbesondere vor die Priester. Die Egyptianer aber hatten vor allen übrigen den Vorzug. Denn sie beschoren sich bis auf die Augenbraunen, damit destoweniger Unreinigkeit an ihnen haften konnte, und sie sich desto leichter reinigen möchten. Eben diesen Bewegungsgrund hatte die Beschneidung.

In dem Fortgange der Einweihung aber waren noch weit heiligere, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, sacramentalischere Reinigungen, als die gewöhnlichen, und welche oftmalen wiederholet wurden. Tertullianus \*) gibt von diesen Einweihungen durch eine Art der Wiedergeburt und Taufe; in den Geheimnissen des Mithras, des Apollo, der Isis und der Göttin Eleusina, ein schönes Zeugnis. Derjenige, der dergleichen Art der Reinigung verrichten mußte, wurde Ὡδαῖος, oder der Wassergießer genant.

Die Religionsgeheimnisse des Mithras stellten einen mystischen Tod, eine Art der Wiedergeburt zu einem neuen Leben, oder eine Art der Auferstehung, wie eben dieser Tertullianus sagt, noch weit natürlicher, als alle übrige Geheimnisse vor. Derjenige, der eingeweiht wurde, gab das Ansehen von sich, als ob er den Tod der Krone vorzöge, um damit anzuzeigen, daß er keine andere Krone als Gott selbst verlange, dem er sich gänzlich widmete:

(79) PLUTARCH. loc. cit.

\*) TERTULL. de Baptismo c. 5. Nationes sacris quibusdam per lauacrum initiantur, Isis alicuius, aut Mithrae. Ipsos etiam deos suis lavationibus efferunt, caeterum villas, domos, templa, totasque vrbes aspergine circumlatae

aquae expiant passim. Certe ludis Apollinari-bus et Pelusiis (legendum Eleusiniis) tinguntur: idque se in regenerationem et impunitatem per-iuriorum suorum, agere praesumunt.



widmete: und derjenige, der ihn einweihete, stellte sich, als ob er ihn aufopferte. Dieses war aber nur eine schlechte und mystische Abbildung: und Lampridius<sup>(80)</sup> wirft dem Kaiser Commodus vor, daß er des Mithras Religionsgeheimnisse durch einen wirklichen Mord befleckt habe; indem sich dieser Wütrich mit einem bey dieser Gelegenheit üblichen symbolischen Tode nicht begnügen wollen.

Endlich war noch eine Geißelung dabey gebräuchlich, die man als eine Art der Beugthuung ansehen konnte. Bey den Religionsgeheimnissen der Eleusina war selbige gemis zu befinden. Pausanias<sup>(81)</sup> füret folgendes davon an: „Bey den Pheneatern, sagt er, ist ein Tempel der Ceres, mit dem Zunamen Eleusina, worin die Einweihungen unumgänglich mit eben dergleichen Ceremonien, als zu Eleusis selbst, vorgenommen werden müssen: und sie behaupten, daß bey ihnen, nicht aber zu Eleusis, diese Einweihungen zuerst verordnet wären.“ Bey diesem Tempel der Ceres Eleusinia ist ein ander Denkmal, wo ein Bildnis der Ceres Cidaria aufgestellt wird. „Die Priesterin sehet an gewissen, wählenden Laufs, der zur großen Einweihung bestimmten Tage, dieses Bildnis auf ihren Kopf, gleichsam als ob sie die Göttin selbst lebhaftig vorstelle, und streicht diejenigen des Landes, nach der unter ihnen hergebrachten Gewohnheit, mit Küsten, die sich einweihen lassen wollen.“

Eben dieser Verfasser sagt, daß zu Alea, einer Stadt Arcadiens, ein der ephesischen Diana geweihter Tempel, ein anderer der alaischen Minerva, und noch ein dritter des Bacchus befindlich sey, in welchem letztern sein Gößenbild stehe, worin man alle Jahr gewisse Festtage feyere, bey denen die jungen Mägdchen durch Riutenstreiche fast zerfleischt wurden: beinahe auf eben die Art, wie den jungen Leuten zu Sparta vor dem Altare der ortexischen Diana widerfuh. Dadurch nun werde ich bewogen zu glauben, daß diese Geißelung der Jugend, die das manbare Alter erreicht, ebenfalls eine Ceremonie, einer Art von Einweihung bey den Lacedämoniern gewesen.

Nichts würde unglaublicher als diese grausame Geißelung seyn, wenn sie nicht durch viele Schriftsteller bestätigt würde, deren Zeugnis nicht verworfen werden kan, weil verschiedene als Augenzeugen davon reden.

Die Lacedämonier feyerten alle Jahr der ortexischen Diana zu Ehren ein Fest, so *Διαιτασις* genennet wurde. An selbigem wurden vor dem Altare dieser Göttin eine gewisse Anzahl junger Leute, die eingeweiht werden solten, gestellt: und unterdessen, da die Priesterin das Gößenbild dieser Göttin in Händen hielt, wurde die anwesende Jugend mit solcher Grausamkeit gegeißelt, daß das Blut an allen Orten ihres Leibes hervorrieselte. Ihrer wurde auf keinerlei Art geschenkt: und Pausanias<sup>(82)</sup> versichert, wenn etwa jemand durch ihren vornehmen Stand gerührt worden, und ihrer nur im geringsten verschonet hätte; so sey das Bildnis der Göttin, ohnerachtet es sehr klein gewesen, der Priesterin in den Händen dergestalt schwer geworden, daß sie es nicht länger erhalten können. Die Eltern wurden auch dadurch keinesweges zum Mitleiden bewogen, daß sie ihre Kinder durch so viel tausend Streiche ganz zerfleischt sahen; sondern sie besorgten vielmehr, ein Merkmal einer Schwachheit an ihnen gewar zu werden, als sie vor ihren Augen todt niedersinken zu sehen: daher ermaneten sie selbige ohne Unterlas nach ihrem äussersten Vermögen

(80) AELIUS LAMPRIDIUS *de Commodio Imperatore*. Sacra Mithriaca Homicidio vero polluit, cum illic aliquid ad speciem timoris vel dici, vel fingi soleat. (81) PAUSAN. in Arcad.

(82) PAUSAN. in Laconicis.

mögen eine unüberwindliche Standhaftigkeit zu bezeigen. Die jungen Leute selbst schienen über diese unmenschliche Handhabung nicht empfindlich zu seyn; und Cicero <sup>(83)</sup> sagt, daß die Hestigkeit des Schmerzens keinen von ihnen, nicht einmal Einen Seufzer, vielweniger einen lauten Schrey ausgepreßet. Wenn sie sich nun in einem so jämmerlichen Zustande befanden, daß auf nichts weiter als auf zerfleischte Gliedmassen gehauen und Wunden auf Wunden geschlagen wurden; so entstand unter ihnen ein Wetstreit, wer am meisten ausstehen und die mehreste Standhaftigkeit bezeigen konnte. Sie schätzten sich glücklich, wenn sie unter dieser schmerzlichen Uebung ihren Geist aufgeben konnten, und zwar wegen der Ehre, die sowol ihnen als ihren Angehörigen daraus erwuchs. Denn wenn es sich ereignete, daß einer von ihnen starb, ehe er noch die bestimmte Zahl Streiche bekommen; so wurde er auf gemeine Kosten beerdigt: er wurde mit einer Krone auf dem Haupte zu Grabe getragen, und ihm eine Ehrensäule aufgerichtet, wodurch auf die künftigen Jahrhunderte sein Andenken aufbehalten ward: welche Ehre die Lacedämonier einem langen Leben bey weiten vorzogen.

Bei den Einweihungen der Lupercaler, deren Religionsgeheimnisse denen samothracischen beinahe gleich waren, und deren Gebrauch durch die Arcadier, die dem Evander gefolget, nach Italien gebracht worden; hieb man die Mägdchen mit ledernen Riemen. Dieses beschreibet Ovidius <sup>(84)</sup> folgendergestalt:

Iussae sua terga puellae

Pellibus exectis percutienda dabant.

Wenn die Seele zu einem neuen Leben wiedergeboren war; so mußte sie zu dem Stande der Vollkommenheit gelangen, welcher unter dem Worte *τελετη* angezeigt, und wegen der Vollkommenheit, die sie zu leisten schuldig geachtet waren, oder vielmehr, wozu sie sich anheischig gemacht, auf die Religionsgeheimnisse gedeutet wurde. Diese Vollkommenheit bestund in einer völligen Entsagung aller sinnlichen Dinge, wovon sie sich freiwillig losmachen mußten: in einer Entsagung der Annemlichkeit der Gesellschaft in der Einsamkeit, der Güter dieser Welt durch eine freiwillige Armut, nach welcher man Almosen sammeln und vom Altare leben mußte, und zwar nach dem Gelübde, wozu man sich in diesen solennen Worten, *tympano manducavi*, anheischig zu machen schien: kurz, man mußte die Seele so gleichgültig gewöhnen, daß sie durch nichts auf der Welt bewegt werden konnte. Svidas <sup>(85)</sup> sagt, daß niemand eingeweiht werden können, der nicht nach gerade die Probe verschiedener Martern ausgehalten, und nicht zuverlässige Zeugnisse beigebracht, daß er in der Heiligung die Vollkommenheit, und in allen Dingen eine völlige Unempfindlichkeit erhalten. Gregorius Nazianzenus <sup>(86)</sup> redet von diesen Proben durch Feuer und Eisen u. s. w. die man in den Religionsgeheimnissen des Mithras auszuhalten mußte; und sezet ihnen endlich ein schönes Beispiel von der christlichen Geduld in der Person des Marcus Arethusius, eines ehrwürdigen Greises, entgegen, der sich bey den Haren herumschleppen, sich mit Füßen treten, in Cloake werfen lassen, und allerley sowol schimpfliche als schmerzliche Begegnungen, ohne das geringste Zeichen eines Misvergnügens, erduldet.

R 2

Diese

(83) CICERO *Tuscul. qu. 2.* Spartae pueri ad aram sic verberibus accipiuntur, vt multis e visceribus sanguis exeat; nonnumquam etiam, vt quum ibi essem, audiebam, ad necem. Quorum non modo nemo exclamauit vinqum, sed ne ingemuit quidem.

(84) OVIDIUS *Fastor. 2.*  
adu. Iulian.

(85) SVIDAS *μὲλ. 340.*

(86) NAZIANZ. *Orat. 3.*



Diese verschiedene Proben waren so viel unterschiedene Stufen, worauf man allmählig hinaufsteigen mußte. Nazianzenus zälet deren nur zwölf; andre hingegen rechnen derselben auf achtzig, in welchen durchgängig eine unverbürkte Beständigkeit bewiesen werden mußte; um anzuzeigen, daß man endlich zu dem Stande einer solchen vollkommenen Leichtgläubigkeit gekommen sey, welchen die Beschaffenheit eines Menschen, der gänzlich eingeweiht seyn und zu dem Umgange mit den Göttern gelangen wolte, erforderte.

Sie waren gleichsam als Streiter wider sich selbst und ihre Leidenschaften anzusehen: und vielleicht nennet Tertullianus aus dieser Ursache die Eingeweihten in die Religionsgeheimnisse des Mithras, des Mithras Soldaten; doch aber verblendete Streiter, mit welchen er Mitleiden hat, weil sie unter der Fane des bösen Geistes, in dem Lager der Finsternis, wie er sagt, in castris vere tenebrarum, kämpften: und weil sie, damit sie in den Grundsätzen des Irrthums unterwiesen werden möchten, eben so viel als Märtyrer erduldeten; da sie doch in der That nichts anders als derselben Affen waren.

Der verführerische Engel, als der Urheber der verderbten Religion, hat die Menschen zu allerhand Ausschweifungen dadurch verleitet, daß er selbst die Neigung, die sie natürlicher Weise zur Tugend, ja zu einer heldenmäßigen Tugend, bey sich verspürten, dazu gemisbraucht, daß das Joch, so er seinen Anbetern auflegte, desto schwerer würde, und er sie dadurch ins Verderben stürzen möchte. Das Schicksal dieser unglückseligen Sklaven des Satans, war sonder Zweifel weit beklagenswürdiger, da sie mit so blutsaurer Mühe zu ihrem Verderben eilten. Tertullianus \*) hat daher wohl Ursach gehabt, die Herzhaftigkeit dieser armen verblendeten Menschen, welche die entsezlichsten Proben freiwillig aushielten, und doch auf dem Wege der Finsternis wandelten, der Niederträchtigkeit und falschen Weichlichkeit der Christen entgegen zu setzen. Denn ob diese gleich auf dem Wege des Heils durch eine vernünftige und weise Religion geführt werden, welche nichts von ihnen verlangt, als was ihren Kräften und der gesunden Vernunft gemäß ist; so haben sie doch viel Mühe, wenn sie nur die kleinsten Religionspflichten ausüben sollen. Und wenn es vollends auf Hauptsachen und einigen Zwang ankommt, wollen sie so gar lieber die Ewigkeit in keine Betrachtung ziehen. Gewis, wie dieser Vater der Kirche saget, der Satan wird an jenem grossen Gerichtstage, vor den niederträchtigen Christen einen grossen Vorzug haben, und sie durch die Vergleichung des wenigen, so sie für Christum gelitten, mit dem, was seine Sklaven und Anbeter seinetwegen ausgestanden, ohne die geringste Widerrede beschämen.

In den Einweihungen waren gleichsam drey Ordnungen: und es wurde dem Ansehen nach nicht durchgängig bey allen dergleichen Strenge erfordert; indessen wurde auch die Wissenschaft der Geheimnisse nicht allen in gleichem Grad mitgetheilet. Die Wahrsager, Pythonisten und Götzenpriester, die an einer weit genauern Gemeinschaft mit den Göttern Theil haben mußten, erhielten ihre Kenntniss durch die härtesten Proben; die Zeit ihrer

\*) TERTULLIAN. *de Corona Militis*. Erubescite commilitones eius, iam non ab ipso iudicandi, sed ab aliquo Mithrae milite, qui cum initiatur in spelæo, in castris vere tenebrarum, coronam interposito gladio sibi oblatam, quasi minus martyrii, de hinc capiti suo accommodatam, monetur omnia manu a capite pellere, et in humerum, si forte transferre, dicens Mithram esse coronam suam; atque exinde nunquam coronatur, idque in signum habet et probationem sui, sicubi tentatus fuerit de sacramento; statimque creditur Mithrae miles, si deiecerit coronam, si eam in Deo suo esse, dixerit. Agnoscamus ingenia diaboli, idcirco quaedam de diuinis affectantis, ut nos de suorum fide confundat et iudicet.

ihrer Einweihung mußte weit länger dauern; ja selbst, wenn sie schon eingeweihet waren, wurden sie doch wegen der Würde und Heiligkeit ihres Amtes, zu einer noch härtern Lebensart angewiesen.

Im übrigen ließen sie sich alle einweihen. An manchen Orten widerfuhr dieses auch sogar den Kindern; doch scheint es, daß das allerzureichendste Alter das manbare gewesen. Diejenigen, die es in dieser Zeit versäumt hatten, unterließen wenigstens nicht, es noch vor ihrem Tode zu bewerkstelligen. Diejenigen aber, die nicht eingeweihet waren, wurden als Verächter angesehen, und aus dem Tempel der Ceres ausgeschlossen, welchen sie bey Leib- und Lebensstrafe nicht betreten durften.

Da nun der Krieg eine Religionsverrichtung war, und in welchem man mehr, als in andern Umständen des Lebens, bloß gestellet wurde; so ermangelten die Helden und Kriegsmänner nicht, sich ebenfalls einweihen zu lassen. Jason, Castor und Pollux, Hercules und andere mehr, wurden in die Religionsgeheimnisse der Cabiren eingeweihet, wie solches Diodorus Siculus <sup>(87)</sup> meldet. Dieser Verfasser sagt, daß einer der Hauptbewegungsgründe der Einweihung bey ihnen, dieser gewesen, daß sie geglaubt des Beistandes der Götter theilhaftig zu werden, indem sie den Gefährlichkeiten mehr als andre Menschen ausgesetzt waren; überdem schmeichelten sie sich auch weit heiliger und gerechter dadurch zu werden. Es scheint auch, daß man sich nicht unterstanden, den Harnisch eher anzulegen, ehe man sich nicht vorher einweihen lassen. Man trifft eine Schriftstelle <sup>(88)</sup> an, die dieses zu bestätigen scheint. Denn als Abraham seine Knechte sammelte, und damit denen Königen, die Sodom bezwungen hatten, nacheilerte; so sagt die Vulgata, daß er dreihundert und achtzehn seiner Leute, die tüchtig zum Streit gewesen, ausgesuchet, trecentos decem et octo expeditos vernaculos; andere Uebersetzungen aber gebrauchen solche Ausdrücke, die mit Initiatos <sup>(89)</sup> übereinstimmen.

§. 17.

Wenn ich die Gleichförmigkeit dieser Einweihungen und Religionsgeheimnisse Deutung auf der Alten einzig und allein mit den Religionen der Ostindianer, Japaner und Chineser, die Americaner oder selbst mit den gesitteten americanischen Völkern, als Peruvianern und Mexicannern, zu erweisen hätte; so würde ich ein weites Feld vor mir finden, worauf ich mich gnüglich ausbreiten könnte. Denn nichts ist besser bemerkt, als die Lehre der peruvianischen und mexicanischen Priester, insbesondere aber der Brachmanen, Bonzen und Talopinzen, welche ich für Nachfolger der egyptischen Priester, Schüler der Isis und des Osiris halte, und die es in der That von den indianischen Gymnosophisten, Bewahrer der Orgien des Bacchus, auch sind: nichts ist deutlicher, sage ich, bemerkt, als ihre Lehre von Reinigung der Seele, die dem platonischen Begriffe vollkommen gleichförmig ist: nichts ist besser bezeichnet, als ihre Meinung von der Sünde, von der Art der Büßung durch die Reinigung, durch eine Art des Bekenntnisses, welche sich ebenfalls in Persien bey den Gauren, bey den Bramanern, Japanern, Siamern und Peruvianern findet: ingleichen ist nichts deutlicher als diejenige Vollkommenheit, zu welcher sie durch Erwählung eines strengen, busfertigen Lebens, das in Fasten, Enthaltksamkeit, Keuschheit, Armut und Kreuzigung des Fleisches, und endlich in Ausübung der Tugenden zugebracht wird, zu gelangen suchen. Dieses sind zwar Tugenden, wovon sie in der

Nrr 3

That

(87) DIOD. SIC. lib. 5.  
in cap. 14 Gen.

(88) 1 Mos. 14, 14.

(89) Polyglotta et Biblia max.



That nichts als das äußerliche haben; die aber doch in ihrem äußerlichen Ansehen ein gewisses Argument eines heiligen und reinen Ursprunges an die Hand geben. Man liest die Schriftsteller mit Vergnügen, die davon gehandelt haben, auf was vor Art die Jugend in den Schulen der Bonzen eingeweiht wurde. In Mexico waren verschiedene Gemeinheiten, sowol von Männern als Weibern, worin die Knaben auf der einen, und die jungen Mädchen auf der andern Seite ohne Ausnahme, ein Jahr lang unterwiesen wurden, und auf eine so strenge und harte Art leben mußten; daß wol kein Novitiat irgend eines Ordens in Europa damit verglichen werden mag.

Weil ich aber blos von Barbaren zu handeln habe, von welchen geglaubt wird, daß sie gar keiner Religion zugethan sind, und bey denen auch in der That wenig religionsmäßiges, dem Augenscheine nach, anzutreffen ist; so wird mir es schwer fallen, diese Aenlichkeit in ihren Sitten und Gebräuchen zu zeigen. Dem ungeachtet aber wil ich doch nicht unterlassen, einige ziemlich merckliche Umstände davon anzuführen.

Ehe ich mich aber zu den Iroquoisen und Huronen wende, so wil ich zuvor bey den Völkern stehen bleiben, die entweder von ihren alten Gebräuchen nicht so viel verloren, oder deren Gewohnheiten die Verfasser der Erzählungen mehr gesamlet haben, ehe sie noch gänzlich unbekant geworden. Ich werde hiebey sonst nichts thun, als die Stellen meiner Schriftsteller anführen, wobey ich mich mit Nachung einiger Anmerkungen begnügen werde.

Der Verfasser der Historie von Virginien<sup>(90)</sup> ist derjenige, der uns eine vollkommere Kenntniß von dem mittheilet, was dieserhalb unter den Barbaren des mittlernächigen America vorgehet; und der uns dadurch die beste Gelegenheit giebt, solches mit den Einweihungen der Alten in Vergleichung zu stellen. Dessen Worte lauten folgendergestalt:

„Die Indianer haben Altäre und zum Opfer gewidmete Dörfer; ja man sagt sogar, daß sie oftermalen Kinder opfern. Sie selbst aber leugnen es und geben vor, daß sie solche blos deshalb von der Gesellschaft entfernen, damit sie zum Dienst ihres Gottes angeführt werden möchten. Schmit theilet uns eine Beschreibung von einem dergleichen zu seiner Zeit berühmten Opfer mit, und zwar so, wie es ihm von Personen erzählt worden, die Augenzeugen davon gewesen. Er füret folgendes davon an:

„Sie bemalten funfzehn junge wohlgestaltete Knaben, von zwölf bis vierzehn Jahren, ganz weiß. Wenn sie nun selbige herausgeführt; so brachte das Volk den ganzen Morgen mit tanzen und singen zu, sprungen um sie herum, und machten mit Handschellen eine Musik dazu. Nachmittages stellten sie alle funfzehn unter einen Baum, und es wurde zwischen ihnen eine gedoppelte Reihe von Leuten gemacht, die kleine an einander gefügte Stöcke in der Hand hielten. Hernachmals wurden fünf junge Bursche ausgesucht, die einen nach dem andern von diesen funfzehn Knaben durch die Reihen führten; und sie mit ihren eignen Schaden und unglaublicher Geduld vor den Stockschlägen zu bewahren suchten, die wie ein Plazregen auf sie fielen. Unter dieser grausamen Uebung weinten die Mütter ihre bittersten Thränen; und bereiteten Decken, Häute, Moos und trocknes Holz ihren Kindern zur Beerdigung. Nachdem nun diese Knaben dergestalt durch die Spiesruten geführt worden; wurde der Baum mit der größten Wut umgerissen, Stam und Zweige in Stücken zerhackt, auch wurden ihre Häupter mit Blumenkränzen und ihre Hare mit den Blättern des Baums ausgezieret.

„Meine

„Meine angeführte Augenzeugen konnten nicht sehen was mit diesen Knaben weiter vorgieng. Sie wurden aber einer über den andern in ein Thal geworfen, gleichsam als wenn sie todt wären, und der ganzen Versammlung ein grosses Gastmal gegeben.

„Als nun der Werowance oder Warsager am Ende des Opfers darum befragt wurde, antwortete er: daß die Kinder nicht todt wären, sondern daß der Okée oder der Teufel denen, so ihm zu Theil worden, das Blut aus der linken Brust so lange aussaugte, bis sie wirklich starben; die fünf Knaben bewachten die andern neun Monat lang in einer Wüste. Während dieser Zeit dürsten sie mit keinem Menschen umgehen; und aus ihrer Zahl wurden ihre Priester und Warsager genommen.“ (So weit gehet die Erzählung des Capitain Schmits.)

„Ich weis nicht, säret der Verfasser fort, ob der Capitain Schmit entweder übel benachrichtiget worden, oder ob die Fabel von dem Okée, der das Blut aus der linken Brust sauget, nicht eine medicinische, oder des Priesters, der allezeit die Stelle eines Arztes mit vertritt, Erfindung ist: damit er im Fal, wenn ja eins von diesen Kindern unter der harten Disciplin sterben sollte, seine Ehre retten möge. Ich glaube also vielmehr das letztere, als die treffliche Fabel des Okée. Zum wenigsten scheint mir die Historie des Capitain Schmits nichts anders zu seyn, als ein Beispiel ihres Huscana-wements, welches mit einer Initiation übereinkömmt; nur daß er sich in einigen Umständen geirret, indem ihm die Ceremonie gänzlich unbekant gewesen.

„Dieses Fest wurde gemeinlich nur alle vierzehn oder funfzehn Jahr gefeyert; zum wenigsten wenn sich ihre Knaben nicht öfter im Stande befanden, dabey gebraucht zu werden. Es ist dieses eine solche Disciplin, welche ihre sämliche Jugend aushalten mus, ehe sie in die Zahl der grossen Männer oder Cocharuses der Völkerschaft aufgenommen wird. Da hingegen, wenn man dem Capitain Schmit glauben sol, sie nur zu dem Ende besonders aufbehalten wurden, damit aus ihnen die Zahl der Priester ergänzt werden möchte. Diese Huscana-we nun geschiehet auf folgende Art:

„Die Befelshaber der Städte suchen die wohlgestalteten und aufgewecktesten Knaben aus, und die sowol durch die Jagd, als auf andre Weise, einige Zehrung zusammen gebracht, damit sie huscana-wiret werden können; und diejenigen, die sich dieser Probe nicht unterwerfen wollen, dürfen sich nicht unterstehen, länger bey ihren Landesleuten zu bleiben. Anfänglich macht man eine von den närrischen Ceremonien, die der Capitain Schmit angeführet. Die vornehmste aber ist die Einsamkeit dieser jungen Knaben in dem Walde, worin sie sechs Monat lang, ohne den geringsten Umgang mit jemand zu haben, eingeschlossen gehalten werden, und keine andre Nahrung bekommen, als das Abgekochte einiger Wurzeln, die das Gehirn zerrütten. Dieses Getränk, so Wisocan genennet wird, macht sie auch nebst der harten Disciplin in der That so närrisch, daß sie angebunden zu werden verdienen; und in diesem betrübten Zustande müssen sie achtzehn bis zwanzig Tage zubringen. Sie werden in ein enges zu diesem Ende besonders verfertigtes Behältnis eingesperrt, dergleichen ich im Jahre 1694, so den Indianern zu Paumaunkie zugehörete, gesehen habe. Es sahe aus wie ein Zuckerhut, und war an allen Seiten gleich einem Sitter offen, damit die Luft freyen Durchzug hatte. Raum vier Wochen vorher waren dreizehn Knaben huscana-wiret und in Freiheit gesetzt worden. Uebrigens wird bey dieser Gelegenheit angeführet, daß diese armen Kinder so viel Wasser aus dem Flusse Lethé trinken, daß sie alle Dinge, sowol ihre Eltern, Freunde und Gü-

„ter,



„ter, ja so gar ihre Sprache dadurch vergessen. Wenn die Aerzte finden daß sie genug  
 „von diesen Wiscocan getrunken haben; so mindern sie allmählig die Dosis so lange, bis  
 „sie zu ihren vorigen Sinnen wieder gekommen. Ehe sie sich aber völlig wieder bessern,  
 „so werden sie in ihre unterschiedene Städte gebracht. Diese Knaben unterstehen sich  
 „nicht, nach so grausamen Beschwerlichkeiten zu sagen, daß sie sich des allergeringsten er-  
 „innerten, aus der Besorgnis, daß sie zum andernmale huscanawirt werden möchten.  
 „Denn alsdenn ist die Disciplin solchergestalt unerträglich, daß nicht leichtlich jemand mit  
 „dem Leben davon kömt. Sie müssen taub und stum werden, und alles aufs neue lernen.  
 „Ich weis zwar nicht, ob ihre Vergessenheit wirklich oder verstellte ist; so viel aber ist ge-  
 „wis, daß sie von allen, so ihnen ehemals bekant gewesen, nichts wissen wollen, und daß  
 „ihre Hüter ihnen nicht eher von der Seite gehen, bis daß sie alles aufs neue erlernt ha-  
 „ben. Auf diese Art fangen sie ein ganz neues Leben an, da sie vorher auf gewisse Masse  
 „stodt gewesen; und werden manbar, ohne daß sie sich jemals erinnern können Kinder ge-  
 „wesen zu seyn. Wenn ja einer von ihnen in dieser grausamen Uebung stirbt; so glaube  
 „ich, daß alsdenn die Fabel vom Okée, welche Schmit erzählt, zur Entschuldigung und  
 „Verbergung der wahren Ursache ihres Todes dienet. Denn er sagt, daß diese dem Okée  
 „zu Theil werden, und man gab vor, daß solche geopfert wären.

„Meine Meinung ist um so wahrscheinlicher, weil mir bewust ist, daß Okée nicht  
 „allein an dem huscanawiren Theil hat. Denn da die Indianer von Paumau-  
 „kie nicht zweien Knaben von dieser grausamen Ceremonie, die im Jahr 1694 gehalten  
 „wurde, zurückgeführt: so namen im Gegentheil die Appamatuks, ehemals ein mächti-  
 „ges, anjeko aber sehr geschwächtes Volk, alle Knaben, die sie im Jahr 1690 in diese  
 „schreckliche Schule geschickt, wieder zu sich.

„Die Mühe, welche sich die Hüter dieser Kinder geben, ist so außerordentlich, und  
 „sie müssen während des ganzen Laufs dieser harten Disciplin ein solches heiliges Geheimnis  
 „beobachten; daß es das allerverdrieslichste Werk ist, wenn sie sich ihrer Schuldigkeit  
 „wohl entledigen wollen. Es gereicht auch zu einem gewissen Mittel, grosse Würden in  
 „in dem Lande bey der ersten Austheilung zu erlangen. Sie können sich aber auch gewisse  
 „Rechnung machen, daß sie gar bald in die andre Welt gesendet werden, wenn sie aus  
 „Nachlässigkeit oder leichtsinnigkeit ihre Obliegenheit nicht gehörig beobachten.

„Ueberhaupt aber habe ich angemerkt, daß diejenigen, die man zu meiner Zeit  
 „huscanawirt hatte, schöne wohlgestalte und muntre Bursche von funfzehn, zwanzig  
 „oder fünf und zwanzig Jahren waren, die vor bemittelt gehalten wurden. Dieses bewog  
 „mich zu glauben, daß die Alten diesen Grif erdacht, sich der Güter der Jugend zu be-  
 „mächtigen; indem sie selbige entweder wirklich unter sich vertheilten, oder sie zu einem öf-  
 „fentlichen Gebrauch widmen, wodurch diese Knaben genöthiget werden ihr Glück aufs  
 „neue zu versuchen.

„Die Indianer verabscheuen dieses unrechtmäßige Beginnen; und behaupten, daß  
 „man bloß zu dem Ende ein so gewaltsames Mittel gebrauchte, damit man die Jugend von  
 „den übeln Begriffen der Kindheit und allen Vorurtheilen befreien möge, die sich gemei-  
 „niglich vor dem rechten Gebrauch des Verstandes fest zu setzen pflegen. Sie behaupten  
 „ferner, daß sie alsdenn, wenn sie in völliger Freiheit stehen, dem Geseze der Natur zu  
 „folgen, nicht ferner Gefar laufen, durch die Gewohnheit und Erziehung hintergangen zu  
 „werden; sondern eine Fähigkeit erlangen, die Gerechtigkeit unpartheyisch, ohne Ansehung  
 „der Freundschaft und Verwandtschaft, zu verwalten.

Die Beutung desjenigen, so in dem Grunde dieser Erzählung befindlich ist, wie ich schon oben erwänet, ist so natürlich und leicht, daß ich sie gar füglich dem Leser selbst überlassen kan. Daher wil ich nur so viel gedenken, daß der Verfasser, da er uns unter den Wilden, Städte Befelshaber und vornehme Ehrenämter, nebst grossen Reichthümern vorstellig machet; sich von dem Begriffe, den man natürlicher Weise von ihnen haben kan, entfernt. Denn ihre Städte sind elende Flecken, und ihre Befelshaber nichts anders, als von den übrigen Einwohnern wenig unterschiedene Oberhäupter. Ihre grossen Reichthümer bestehen auch weiter in nichts, als in einer allgemeinen Armut, die sich in allen Stücken äussert.

Wenn es im übrigen ein allgemeines Gesetz ist, daß alle insgesamt ohne Ausnahme eingeweiht oder nach ihrer Mundart *hucanawit* werden müssen, wie er vorgiebt; befindet sich denn wol darin kein Widerspruch, wenn man gleich ihm versichern wolte, daß die Befelshaber die schönsten und bemitteltesten aussuchten? Er kan sich auch wol geirret haben; indem er diejenige Erzählung des Capitain Schmits mit der seinigen vermengt, als worin von einer Ceremonie geredet wird, die nur blos diejenigen anging, welche zu Ersetzung des Priesterordens bestimmt waren. Denn obschon das Gesetz der Einweihung allgemein gewesen; so kan doch gar wohl, ja es muß auch wol gewis einiger Unterschied, unter den Ständen der Eingeweihten anzutreffen gewesen seyn: wie es bey den Cariben ist, unter deren Namen ich alle barbarische Völker des mittägigen America begreife, deren Sitten überall einstimmig und in sehr wenig Stücken unterschieden seyn.

§. 18.

Unter den Cariben trifft man Spuren der Initiationen an, die mit sehr strengen Fasten und andern ausserordentlich schwer auszuhaltenden Proben verknüpset sind, und zwar sowol für die Mägdchen als Knaben, die manbar werden: ingleichen wenn ein junger Mensch in die Reihe der Kriegesmäner gestellt und ein Kriegesmann zu der Würde eines Anführers erhoben werden sol: auch bey Bestellung eines Oberbefelshabers und Weihung eines Warfagers. Es ist zwar sehr unangenehm, daß die Schriftsteller von allen diesen nur blos eine dunkle und unvollkomne Nachricht hinterlassen; dem ungeachtet aber merkt man doch ein Kenzeichen der Religion darin, obgleich nichts als ein blosser Schatten davon übrig ist. Initiation  
der Cariben.

Von der Reinigung des weiblichen Geschlechts zur Monatszeit, habe ich bereits gehandelt und angefüret, daß sie das erstemal, wenn ihnen dieses begegnet, sogleich die Probe der Einweihung anzutreten, anfangen. Thevet <sup>(91)</sup> der selbst ein Zeuge von allen diesen Proben gewesen, giebt uns eine Zergliederung von dem, was bey dieser Gelegenheit unter den Brasilianern vorgehet. Ich werde daher dasjenige, was er davon meldet, seinem wesentlichen Inhalte nach, hier anführen.

§. 19.

Nicht ohne Ursach hat man dieser ersten Zeit der Reinigung den Namen gegeben, der mit einer annahenden Furcht übereinkommt; denn diese armen Mägdchen haben warhaftig Ursach, diesen schrecklichen Augenblick, der gleichsam das Signal einer unbeschreiblichen Marter ist, zu befürchten. Der Anfang wird also damit gemacht, daß ihre Haare abgeseget oder mit einem Fischzahn, so dicke als nur möglich, vom Kopfe abgeschnitten werden. Initiation  
der erwachsenen  
Mägdchen.

(91) THEVET Cosmog. Univers. Tom. 2. lib. 21.



werden. Hernachmals werden sie auf einen platten Kieselstein gestellet, der sonst zur Verarbeitung des Porcelains und zu Polirung der grünen Steine dienet, wovon dieses Volk verschiedene Zierate machet; und es wird ihnen mit einem Acuti Zahn, die Haut oben von den Schultern an, bis auf den Rücken, in Form eines Querkreuzes und andern Schnitten aufgerisset, daß das Blut aller Orten hervorrieselt. Man bemerkt dabey gar wohl, daß dieses ohne empfindliche Schmerzen nicht abgehet; und die armen Kinder geben auch solchen durch ihr Zähneknirschen und heftige Verdringung der Glieder, deutlich genug zu erkennen; die Besorgung der Beschimpfung aber hält sie zurück, daß sie nicht einen Laut von sich geben. Alle diese Wunden werden alsdenn mit wilder Kürbisasche gerieben, die nicht weniger als das Schiespulver oder Salpeter durchbeißend ist; dergestalt, daß sich die Merkmale niemals verlieren. Hierauf werden ihnen die Arme nebst dem ganzen Leibe mit einer Streife Cattun gebunden. Man hänget ihnen die Zähne eines gewissen Thieres um den Hals, legt sie in ihre Hangematten, und wickelt sie dermassen ein, daß sie von niemanden gesehen werden können. In solchem Zustande müssen sie drey Tage lang zubringen, und bekommen diese Zeit über weder zu essen noch zu trinken.

Nach Ablauf dieser drey Tage, läßt man sie wieder zum Vorschein kommen, bindet sie los, und stellet sie auf eben den Kieselstein, worauf ihnen die ersten Einschneidungen gemacht worden; damit sie mit ihren Füßen nicht sogleich die Erde berühren. Alsdenn werden sie in ihre Betten gelegt, und ihnen einige gekochte Wurzeln, etwas Mehl und Wasser zu ihrem Unterhalte gereicht; jedoch ohne daß sie dabey andre Eswaaren oder Getränke zu sich nehmen dürfen. In diesem Zustande verbleiben sie so lange, bis zu ihrer andern Reinigungszeit, nach welcher ihnen der ganze Leib vom Kopf bis auf die Füße noch auf eine grausamere Art, als das erstemal, zerschnitten wird. Sodenn werden sie aufs neue in Hangematten gelegt, in welche sie zwar den andern Monat über etwas weniger eingehüllt sind, und auch eine nicht so strenge Fasten beobachten dürfen; sie können aber doch noch nicht ausgehen, noch mit jemanden Umgang haben; sondern müssen sich die Zeit mit Baumwollenzupfen vertreiben. Den dritten Monat werden sie mit einer aus Jeniparsèle gemachten schwarzen Farbe bestrichen, und alsdenn fangen sie an aufs Feld zu gehen.

Ungeachtet Thevet <sup>(92)</sup> von keiner Unterweisung redet; so hat es doch das Ansehen, daß sie während dieser Zeit in den Grundsätzen ihres falschen Glaubens unterrichtet werden. Dieser Schriftsteller setzt noch hinzu, daß ein alter Portugiese, der unter der Zahl derer gewesen die das Land am ersten entdeckte haben, ihm gesagt, daß er getrachtet, diesem Volke den Aberglauben zu benehmen; als aber die Püges oder Warsager zu Rathe gezogen worden, hätten sie sich stark widersezt und gesagt, daß, wenn sie von dieser Gewohnheit abließen, sie ehnfelbar vom *Maire Monan* unkommen würden. *Maire Monan* ist ein Name, den sie einem Wesen geben, welchem sie beinahe eben die Vorkommenheiten beilegen, die wir Gott zuignen; das, wie sie sagen, weder Anfang noch Ende habe; das Himmel, Erde und alle Dinge erschaffen; das aber dennoch Fleisch werden, und sich in ein Kind verwandelt, damit es durch seine Lehren der Noth seiner Völker ein Ende machen möchte.

Eben dieser Schriftsteller <sup>(93)</sup> redet auch von einer andern Religionsceremonie in Florida, welche aus eben der Absicht angeordnet zu seyn und die jungen Mägdchen ins besondre

(92) THEVET l. c.

(93) THEVET Cosmogr. Univ. L. 23. ch. 1.

besondre anzugehen scheint. „Die Floridaner, sagt er, haben Feste, die sie zu gewissen Zeiten mit wunderlichen Ceremonien begehen. Der Ort, wo das Fest gehalten wird, ist ein grosser runder Raum auf ebenem Lande nahe bey des Königes Wohnung, aus welcher diejenigen, die zu dieser Solennität ausersehen seyn, bemahlt und mit vielen bunten Federn beklebt, herauskommen, und sich bis an gedachten Ort hinbegeben. Wenn sie nun daselbst angekommen; so stellen sie sich in Ordnung, und folgen drey andern, die von ihnen sowol im Anstrich als auch in ihrem Betragen unterschieden sind. Jeder von diesen drehen, trägt eine Tabourasse in seiner geballten Hand. Wenn sie mitten in den runden Platz kommen, und recht kläglich singen und tanzen, folgen ihnen andre, die darauf antworten. Wenn sie nun gesungen, getanzt und das Rundel dreymal umgangen seyn, laufen sie durch die dicksten Wälder, gleich den zügellosen Pferden. Und alsdenn fahren die Weiber fort, die übrige Zeit des Tages mit klagen und weinen zuzubringen, daß nichts drüber ist; und ergreifen mit solcher Furie die Arme der jungen Mägdchen, die sie mit scharfen Muschelschalen ganz aufritzgen, daß das Blut darnach fliesset. Dieses sprützen sie mit einem Aste oder Zweige in die Luft, und schreyen: Hé Toya! Toya! Toya! zu dreymal Malen. Die drey, so das Fest anfangen, werden Jaonas genennet, und sind gleichsam die Priester oder Opferer, denen Glauben gegeben wird, und zwar theils, weil sie zum Priestertum geordnet, theils auch weil sie solche feine Zauberer seyn, daß alle verborgne Sachen durch ihre Weihülfe leicht entdeckt werden können. Nach Ablauf zweyer Tage kommen diejenigen, die in den Wald gelaufen seyn, wieder an ihren vorigen Ort. Sobald solches geschehen, fangen sie mit Freudigkeit an zu tanzen und ihre Eltern dadurch zu erfreuen, die entweder ihres hohen Alters oder Schwachheit halber, nicht zu diesem Feste eingeladen worden. Wenn der Tanz geendiget ist, so fangen sie mit solcher Begierde an zu essen, daß sie die Gerichte mehr zu verschlingen als ordentlich zu essen scheinen. Denn ihr Hunger ist ungemein gros, dieweil sie die Tage über, da sie sich im Holze aufgehalten, weder gegessen noch getrunken haben.

Leri <sup>(94)</sup> redet auf eine allgemeine Weise von diesen grausamen Einritzungen, die man in Brasilien denen Mägdchen, die manbar werden, beibringet, und wovon er selbst ein Zeuge gewesen: weil er aber die Bewegungsgründe der Religion, die doch der Grund und Ursprung davon gewesen, nicht angemerkt; so glaubt er, daß solche als ein natürliches Mittel gebraucht würden, wodurch sie gänzlich von dergleichen Art von Krankheiten befrejet werden können, wozu es eigentlich angeordnet worden. Jedoch hierin ist er irrig: und weil er die wahre Ursach nicht erraten können; so hat er sich eine ausgedacht, die aber nicht einmal warscheinlich ist.

In eben dem Jahre der Manbarkeit werden die caraimbischen Mägdchen der antillischen Inseln, mit spanischen Stiefeln gequälet, welches man in der That vor eine rechte Marter halten kan; und man durchboret sowol ihnen als den Knaben die Ohren. Ich habe zwar eine ausführliche Beschreibung in einer Handschrift eines Missionarii nach diesen Inseln gelesen; weil ich aber selbige nicht wieder bekommen können, als ich einen Auszug daraus machen wolte, so kan ich davon nichts weiter anführen.

§. 20.

Rocheport <sup>(95)</sup> giebt folgende Erzählung von der Art, wie ein junger Mensch unter die Zahl der Kriegesmäñner aufgenommen wird.

§ 2

„Ehe

Initiation et-  
nes Krieges-  
mañnes.

(94) LERI hist. de Bresil ch. 17.

(95) ROCHEFORT hist. morale des Antilles.



„Ehe die jungen Leute unter diejenigen gestellet werden, die mit zu Felde ziehen können; so müssen sie in Gegenwart ihrer Eltern und Freunde, die zu dieser feyerlichen Cerimonie eingeladen sind, zu Soldaten erklärt werden. Die Ordnung dieser Handlung wird folgendergestalt beobachtet. Der Vater, der die Versammlung gebeten, setzt seinen Sohn auf einen niedrigen Sessel, der mitten in dem Carbet oder Hütte stehet. Wenn er ihm nun mit wenig Worten alle Pflichten eines rechtschaffenen Soldaten abgesehildert, und ihm angeloben lassen, daß er niemalsen etwas thun wolle, wodurch die Ehre seiner Vorfahren befleckt werde, und daß er aus allen seinen Kräften die alten Zänkeren der Nation rächen wolle; so ergreift er einen gewissen Raubvogel, den sie in ihrer Sprache Mansfenis nennen, und der lange Zeit zuvor, zu diesem Gebrauch aufbehalten ist, bey den Weinen, und schlägt damit auf seinen Sohn so lange zu, bis der Vogel todt und sein Kopf ganz zerschellert ist. Nach dieser harten Begegnung, wodurch der junge Mensch ganz betäubet wird, rißet er ihm den ganzen Leib mit einem Acuti Zahn auf. Damit er nun auch an seinen Wunden geheilet werde; so wird der Vogel in ein Pimentwasser getaucht, und seine Schnitte damit stark gerieben, welches dem armen Patienten unsägliche Schmerzen verursacht. Jedoch er mus alles dieses geduldig, ohne Murren aushalten, und sich seinen empfindlichen Schmerz nicht merken lassen. Hernachmals wird ihm das Herz des Vogels zu essen gegeben, und zum Beschluß der ganzen Handlung legt man ihn in eine Hangematte, worin er so lange ausgestreckt liegen bleibt; bis er durch das Fasten ganz eukräftet worden. Hierauf wird er vor einen Kriegesman erklärt, er kan sich in allen Gesellschaften einfinden, und den andern in ihren Feldzügen wider die Feinde folgen.

## §. 21.

Initiation eines Hauptmannes.

Biet (96) redet von der Art der Galibier, welche die Cariben des festen Landes einen Anführer zu wählen, folgendergestalt.

„Erstlich kömt derjenige, der zum Hauptman gemacht seyn wil, sogleich in seine Hütte, und trägt ein rundes Schild auf dem Kopfe, schlägt die Augen nieder und redet mit niemanden. Er begiebt sich auch, ohne sich gegen seine Frau und Kinder etwas vermerken zu lassen, so lange in einen Winkel in seiner Hütte, bis man um ihn herum eine kleine Verschanzung, gleichsam als ein Gefängnis gemacht, worin er sich kaum rühren kan. Sein Bette wird oben an der Hütte angemacht. Aus diesem Orte gehet er nicht eher, als wenn er seinen Behuf thun mus, und die Proben aushalten wil, die die andern Hauptleute seine Nachbarn an ihm machen.

„Zweitens, mus er sechs Wochen lang, eine strenge Fasten halten, welche die Christen schwerlich aus Liebe zu Gott ausstehen würden. Er bekömt nichts weiter, als ein wenig in Wasser gekochten Hirsen, und sehr wenig Cassava, wovon er auch nicht mehr als die Hälfte genießet. Während der Zeit besuchen ihn die benachbarten Hauptleute Morgens und Abends; und halten ihm nach ihrer unter ihnen gewöhnlichen Beredsamkeit vor, daß, wenn er zu der Ehre eines Hauptmans gelangen wolle, so müsse er herzhast seyn, und sich bey allen Gelegenheiten, worin er sich unter den Feinden befinden würde, unerschrocken bezeigen: er müsse keine Gefar scheuen, wenn die Ehre seines Volks dadurch aufrecht erhalten werden könnte, und wenn es darauf ankäme, sich an den

(96) BIET Voyage de la France equinoxiale en l'Isle de Cayenne en l'année 1632. Liv. 3. ch. 10.

„nen zu rächen, die unselbar übel mit ihm umgehen würden, wenn er ihnen in die Hände  
„fallen sollte u. s. w.

„Wenn diese Rede, die er aufmerksam anhört, geendiget ist; so wird ihm durch  
„die Streiche, die er sogleich bekömmt, zu verstehen gegeben, was er auszustehen haben  
„möchte, wenn er dem Feinde in die Klauen geriete. Er steht mitten in der Hütte, mit  
„über den Kopf zusammen geschlagenen Händen aufgerichtet. Jeder Hauptman giebt ihm  
„drey tüchtige Hiebe mit einer Peitsche, die einer Furmanspeitsche nicht unähnlich ist. Die-  
„se ist von Palmmurzeln gemacht, und die jungen Bursche müssen sie während der Zeit ver-  
„fertigen. Mit jeder Peitsche bekömmt er nicht mehr als drey Streiche, daß also jedweder  
„Hauptman eine besondre haben mus, und also zu einer solchen Handlung sehr viel nötig  
„seyn. Solches geschieht täglich zweimal ganzer sechs Wochen lang. Er wird an drey  
„Orten des Leibes gepeitschet; der erste Hieb gehet über die Brust, der andre quer über  
„den Bauch, und der dritte umschlinget die Hüften. Weil nun diese Streiche aus Leibes-  
„kräften verseyet werden; so umschlinget jeder Streich den ganzen Leib, und macht, daß  
„das Blut häufig darnach gehet. Diese Zeit über darf sich der neuangehende Hauptman  
„nicht rühren, und nicht das geringste Zeichen eines Schmerzens von sich blicken lassen.  
„Wenn die Zahl der Hauptleute gros ist; so sind es so viel frische Arme, die Kräfte ge-  
„nug haben, ihm die Schwere ihrer Hände nachdrücklich fühlen zu lassen. Wenn er nun  
„dergestalt gehandhabet worden; so begiebt er sich in seine Casematte, legt sich in sein Beto-  
„te, über welches die Geißeln, womit er gepeitschet worden, als Siegeszeichen aufgehan-  
„gen werden.

„Wenn die sechs Wochen dieser ersten und harten Probe, in welcher er eine bewun-  
„derenswürdige Standhaftigkeit blicken lassen, verflossen seyn; so wird ihm ein ander Bad  
„zubereitet, welches vermögend ist, den stärksten und mutigsten zu Boden zu werfen.  
„Wenn er diese zweite Probe aushalten sol; so wird ein grosses Saufgelach angestellt,  
„woben sich bestimmten Tages alle Oberhäupter der Gegend mit ihrer Equipage sehr gepußt  
„einfinden. Vor der Wohnung halten sie stille. Sobald sie nun die Hütte erblicken; so  
„stecken sie sich in die Gebüsche und Hecken, wo sie alle inegesamt ein entseßliches Geheule  
„und Geschrey machen. Hernachmals gehen sie in die Hütte, und ein jeder hat seinen  
„Bogen und Pfeil in der Hand. Sie nehmen sodenn den neuangehenden Hauptman, der  
„schon durch das harte Fasten und Peitschenschläge ganz ausgestreckt lieget, legen ihn in  
„sein Bette, befestigen solches an zween Bäumen und lassen ihn sodann heraussteigen.  
„Er wird ebenfalls, wie im Anfange, aufgemuntert. Damit sie nun versuchen mögen, ob  
„er Standhaftigkeit genug habe; so giebt ihm ein jeder Hauptman, einen Hieb mit der  
„Peitsche aus Leibeskräften. Hierauf begiebt er sich wieder auf sein Lager. Alsdenn wer-  
„den starke und stinkende Kräuter zusammen getragen und um dasselbe herum gestreuet.  
„Diese werden angezündet; doch berührt ihn das Feuer nicht, die Hitze aber empfindet  
„er nachdrücklich. Der Gestank der Kräuter sowol, als die Hitze des Feuers verursacht  
„ihm sodenn fast unerträgliche Schmerzen. Er wird halb närrisch davon, in seinem Bette,  
„worin er unbeweglich liegen bleibt, und fällt in eine so starke Ohnmacht, daß er vor todt  
„gehalten wird. Sobald man ihn in diesem Zustande erblicket; so wird ihm zu trinken ge-  
„geben, damit er wieder zu sich selbst kommen möge. Wenn dieses geschehen, wird ihm  
„aufs neue ein Muth eingesprochen, und das Feuer alsdenn verdoppelt, welches lange Zeit  
„dauret.

„Unterdessen da dieser Armselige die grösssten Schmerzen erduldet, freffen und sauffen



„die andern wie die Schweine. Wenn sie ihn nun fast todt sehen; so bedienen sie sich eines seltsamen Mittels, ihn wieder zu rechte zu bringen. Sie machen ihm von Palmblättern ein Halsband und Gürtel, füllen solche mit grossen schwarzen Ameisen an, davon ein Stuch von einer einzigen, drey oder vier Stunden lang schmerzet. Dieses Halsband wird ihm nebst dem Gürtel umgerhan, wodurch er denn bald, wegen des grausamen Schmerzens, den ihm dieses Ungeziefer verursacht, wieder zu sich selbst kömt. Er erhebt sich hiernächst; und wenn er sich aufgerichtet hat, so wird ihm ein Canari vol Palinot, so ein Getränk bey ihnen ist, durch ein Manare oder der Lande gebräuchliches Sieb auf den Kopf gegessen. Hierauf wäscht er sich an dem nächsten Brunnen oder Flusse: und wenn er in seine Hütte alsdenn wieder gelangt ist; so beglebt er sich aufs neue in seinen Winkel. Damit nun die Kinder der Hütten, nebst allen die darinnen sind, sich dieser Ceremonie erinnern mögen; so werden sie alle insgesamt, ohne sogar die Weiber davon ausgeschlossen, tüchtig durchgepeitschet, wenn sie sich nicht geschwinde aus dem Staube machen.

„Als denn mus sich der angehende Hauptman einer neuen Fasten unterwerfen, die aber nicht so strenge, als die ersiere ist. Denn einige seiner benachbarten Hauptleute bemühen sich, ihm einige Vögel zu schießen. Wenn diese Zeit der Fasten verfloßen, wird er zum Hauptmanne ernennet, und ihm zu dem Ende ein ganz neuer Bogen und Pfeile, nebst aller Zubehör geschenkt.

Dieser aber ist dem ungeachtet doch weiter nichts als ein kleiner Hauptman. Denn wenn er ein Oberansführer oder Befelshaber werden wil; so mus er noch härtere Proben aus halten, die aber dem Völk unbekant gewesen. Rochefort hat solche nur unvollkommen erwänet; ich aber habe sie aus dem Briefe des Jesuiten Neuville <sup>(97)</sup> genommen. Denn da sich dieser einige Zeit, auf den Cayischen Inseln in der Nachbarschaft dieser Völker aufgehalten; so ist er im Stande gewesen, zuverlässige Nachrichten von ihren Sitten mitzutheilen. Er führet also folgendes davon an.

## §. 22.

Initiation eines Oberbefehlshabers.

14des Kupfer.

„Die Regierungsform der Gayanoisen ist monarchisch, und sie haben nur Ein Oberhaupt, dem sie blindlings folgen. Hierzu nun wird mehrentheils der Älteste der Nation erwälet; wenn er sonst die zu Erhaltung seiner Würde dienliche Eigenschaften besizet, und tapfer, stark und gewand, ingleichen munter, arbeitsam, mäßig, geduldig, fruchtbar an Erfindungen und Kriegeklüften ist. Ingleichen mus er das Land und die Wege nach allen Nationen kennen. Wenn der Älteste mit diesen Eigenschaften nicht begabet ist; so suchen sie einen andern aus, der durch ein hartes Revitiat auf die Probe gestellt wird, damit sie versichert seyn mögen, daß er ein solcher ist, wie sie verlangen. Der Anfang wird mit einer neunmonatlichen strengen Fasten gemacht; denn sie geben ihm täglich zu seinem Unterhalt nicht mehr Hüfen, als er in der Hand halten kan. Er mus überaus schwere Lasten tragen; und sie zwingen ihn, fast alle Nächte vor der Hütte Schildwache zu stehen. Sie schicken Abgeordnete zu einer gewissen Entdeckung oder an benachbarte Völker, und nöthigen bey deren Zurückkunft den Prätendenten eben den Weg zu nehmen; damit er angewöhnet werde, sich alle Wege und Siege bekant zu machen. Keine Grenze noch eine nur etwas merkwürdige Quelle darf ihm unbekant bleiben. Damit er nun von seiner Anwesenheit daselbst ein Zeugnis ablege; so ist er gehalten, von den „größesten

(97) Lettre du P. de la NEUVILLE, Memoires de TREVoux Mars. 1723.









„größten Bäumen einen Ast abzubrechen, und solchen zum Warzeichen, daß er da gewesen, mit zurückzubringen. Kurz, er mus die natürliche Geographie des Landes vollkommen inne haben. Damit er auch der Schmerzen gewont werde; so wird er oftermalen bis an den Gürtel in einen Ameisenhaufen gegraben. Dieses sind die grossen schwarzen Ameisen, davon ein einziger Stich, denen Franzosen ein vier und zwanzig stündiges Fieber verursacht. Darin mus er eine geraume Zeit aushalten. Zu einer andern Zeit, aber begnügen sie sich damit, drey oder vierhundert von diesem Ungeziefer solchergestalt in Blätter zu wickeln, daß die Köpfe auf der einen Seite und der Körper auf der andern hervorragen. Aus diesen lebendigen Blättern werden Halsbänder, Gürtel, Knie- und Armbänder, auch wol Kränze gemacht, womit der neuangehende König ausgeschmückt wird. Ein jeder mag von dem empfindlichen Schmerzen, der dadurch entstehet, selbst urtheilen. Und auf diese Weise wird er zur königlichen Würde zubereitet.

„Wenn er nun gnugsam auf die Probe gestellet worden; so geschieht die Bestätigung und Einfürung folgendergestalt. Die ganze versamlte Völkerschaft sucht den Prätendenten, der sich ungesär eine Meile oder wol noch etwas weiter in dem Gesträuche verborgen hält, gleichsam als ob er dadurch zu verstehen geben wolle, als flöhe er vor dieser weltlichen Ehre; oder vielmehr, wie mir zween dieser Könige versichern wollen, ihm dadurch zu erkennen zu geben, daß er aus dem Staube erheben und auf den Thron gesetzt werde; welches auch durch eine andre Ceremonie bestätigt wird. Denn ein jeder von den Anwesenden gehet tanzend auf ihn zu, und tritt ihm mit dem Fusse auf den Nasen; hernachmals wird er aufgerichtet, und sie werfen sich alle vor ihm nieder, und legen ihre Bogen und Pfeile zu seinen Füßen. Hierauf tritt der König nunmehr an seinem Theile einem jeden seiner Untertanen auf den Kopf; und wird alsdenn im Triumph nach der Hütte gebracht, woselbst er ein, durch die Weiber zubereitetes grosses Gastmal antrifft. Ehe er aber noch zu essen anfängt, mus er abermal eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen; und einen Pfeil in eine Schaale, die nicht grösser als ein Ei, und oben an dem Dache fest gemacht ist, abdrucken. Sobald dieses geschehen, bringt ihm jede Frau eine Schaale Quicou, die er austrinken mus, damit er auch dadurch erweise, daß er so viel Stärke als dreißig andre Menschen im Trinken besitze; auch vermögend sey, dreißig Tage lang sich mit der Nahrung zu begnügen, die ein einziger Mensch in Einem Tage zu seiner Nothdurft bedarf.

„Weil er sich nun oftermalen übergeben mus, so hat dieses Gastgebot mehr das Ansehen einer Tortur, als eines Festes. Im übrigen folgen ihm seine neue Untertanen treulich nach, und hören nicht eher auf zu essen und zu trinken, als bis aller Vorrat aufgezehret worden.

„Wenn nun diese Ceremonie geendiget ist; so wird dem neuen Oberhaupte volle Gewalt und Oberherrschaft über das ganze Volk gegeben, welches sich von nun an, nach nichts weiter als nach seinen Befehlen richtet. Er schließt Frieden: fängt Krieg an, und thut alles was ihm wohl gefält.

Man mus sich nicht vorstellen, als ob diese harten Proben, die derjenige unter den barbarischen Völkern ausstehen mus, der zu einem Soldaten, Hauptman und Oberhaupte der ganzen Nation angenommen werden wil, blos bürgerliche Handlungen, und durch die Gesetzgeber allererst fest gesetzte Gebräuche wären; damit sie ihre Leiber zu den härtesten Uebungen und die Seele zu den wichtigsten Unternehmungen tüchtig machen möchten, indem sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, durch diese freiwillige Proben einen

auf



auf alle Fälle bewärten Muth zu behalten; Nein: sondern die Religion ist vielmehr von diesen sowol, als in den alten Zeiten bey den Soldaten des Mithras; bey den Lacedämoniern, die vor dem Altare der Diana Orthus gepöblicht wurden; und bey den Helden, die sich in den samothracischen und eleusinischen Religionsgeheimnissen unterrichten ließen, der Grund gewesen. Wir können aus dem, was von den Cariben, bey denen doch wenig Anschein einer Religion anzutreffen, vorgenommen wurde, durch dasjenige, was bey gleichen Vorfällen in Peru und Mexico vorging, wo die Religion so deutlich bemerkt worden, urtheilen,; daß vielleicht keine heidnische Völkerschaft anzutreffen, wo die heidnische Religion in mehrerer Ordnung gewesen.

Ob ich wol nicht willens bin, von den mexicanischen und peruvianischen Sitten zu handeln, indem selbige durch den Inca Garcilasso, Acosta, Lopez de Gomara, Oviedo, Herrera, und andere spanische Schriftsteller hinlänglich beschrieben werden; so kan ich doch nicht Umgang nehmen, von ihren kriegerischen Einweihungen hier etwas zu gedenken: damit ich zeigen möge, daß, da die Religion der Bewegungsgrund ihrer Proben gewesen, man sich auch eben den Begriff von demjenigen, was von mir angeführet worden, machen müsse.

S. 23.

Initiation  
der Peruvia-  
nischen Incas.

Zu diesen Einweihungen in Peru wurden blos die Kinder von dem Sonnengeschlechte, nemlich die Söhne der Incas, zugelassen, die in dem Lande eine zahlreiche und weitläufige Familie ausmachten; und welche, da sie die Kinder ihrer Könige, oder Prinzen von Geblüte waren, sich ebenfals durch ihrem himmlischen Ursprung eigene und über den gemeinen Mann erhabene Tugenden, von den andern Familien der Einwohner, unterscheiden mußten.

Mit diesen Einweihungen (<sup>93</sup>) wurde im 15 und 16 Jahre ihres Alters der Anfang gemacht, und sie waren eine ganz unumgänglich nöthige Bedingung, wenn die Kindheit zurück gelegt und die Vorzüge eines männlichen Alters mitgetheilet werden solten; insbesondre aber, wenn man vor tüchtig gehalten sehn wolte, die Waffen zu führen, und eine wichtige Bedienung im Reiche zu bekleiden. Zugleich waren sie eines der härtesten Probejahre, in welchen man sich übte, allerhand Beschwerlichkeiten zu ertragen, und sich anschickte, allerley Unglücksfälle zu erdulden. Für die Einzueihenden war es von äußerster Wichtigkeit, diese Proben mit Ehren zu überstehen. Denn wenn jemand, während dieser Prüfungszeit, Schwachheit blicken lies; so wurde dadurch nicht allein auf ihn, sondern auch auf seine Angehörige, ein unauslöschlicher Schandfleck gezogen. Deshalb unterließen Eltern, Brüder, Schwestern, Großväter und Großmütter dieser jungen Leute nicht, unter dieser Zeit beständige Wünsche zu der Sonne zu thun, welche sie mit Opfern, Fasten, Kreuzigung des Fleisches und allerhand andern Religionsübungen begleiteten; damit ihnen diese die nöthigen Kräfte und Standhaftigkeit verleihen möchte, die zu Vollendung ihres gefährlichen und beschwerlichen Laufs erfordert wurde.

Jedes Jahr oder alle zwey Jahr, wurden junge Prinzen, die tüchtig waren eingeweiht zu werden, erwälet, in ein zu diesem Gebrauche geweihtes Haus gethan, und der Aufsicht etlicher erfarnen Männer übergeben, die über diese Neuangehende zu gebieten hatten, und sie prüfen und unterrichten mußten.

Diese

Diese Proben namen mit einem verschiedene Tage durch daurenden Fasten den Anfang, damit sie Hunger und Durst ausstehen lernen möchten. Zuweilen wurden sie dadurch ganz ohnmächtig; und man gab ihnen zu gewisser dazu bestimmter Zeit nichts weiter, als einige Hände voll türkischen Weizen und etwas Wasser. Diese Fasten wurde von Zeit zu Zeit verdoppelt, sobald sie nur derselben mehr gewont zu seyn schienen; und endlich wurden sie so weit getrieben, daß sie es fast ohne Lebensgefahr nicht länger aushalten konnten.

Auf eben die Art nun, wie sie zu Erbuldung des Hungers und Durstes angewöhnet wurden, geschah es auch, daß man ihre Leiber zum Wachen anhielt. Sie wurden zehn bis zwölf Stunden lang auf die Schildwache gestellt, während der Zeit sie von den Aufsehern beständig visitiret wurden; und wenn sich einer schlafend antreffen lies, schickte man ihn sogleich mit der Andeutung zurück, daß er noch zu kindisch sey, zu Ehren zu gelangen.

Sobald diese erste Probezeit verstrichen, wurden sie zum Laufen angehalten. Zu dem Ende führte man sie zu einem bey ihnen geweihten Ort, woselbst der Lauf seinen Anfang nahm und bis an den Fuß der Festung dauerte, die wenigstens anderthalb Meilen davon entfernt war, und woselbst man eine Fahne aufgesteckt hatte, die dem, so zuerst dahin kam, zum Preise diente. Dieser wurde auch alsdenn den übrigen als Vorgesetzter zugeordnet; die letztern aber und die währenden Laufs den Muth verloren, wurden vor ehrlos erklärt und mit Schimpf zurück gesendet. Daher die Eltern, welche dergleichen Beschimpfung etwan besorgten, entweder mit ihren Kindern zugleich liefen, oder sich hin und wieder auf den Weg stellten, und sie durch allerhand zu Aufmunterung ihrer Ehrbegierde tüchtige Bewegungsgründe anmaneten.

Ferner wurden sie angewiesen, mit ihren eignen Händen alles zu verfertigen, was zu ihrer Nothdurft gereichte; insbesondere aber mußten sie ihre Waffen, Schuße und alles, was zur Gerätschaft eines Soldaten gehörte, machen lernen. Hernachmals wurde ihnen der Gebrauch der Waffen gezeigt und sie zu allerley Kriegesübungen, als den Bogen zu spannen, Schleuder und Wurffspieß zu gebrauchen, allerhand Lasten zu tragen, angeführt, und mußten allerhand Proben von ihrer Stärke und Geschicklichkeit ablegen.

Oftermalen mußte einer mit dem andern kämpfen, zuweilen wurden sie in zween Haufen gestellt. Sie mußten einen Platz entweder angreifen oder vertheidigen, und in dergleichen Art des Streits, wo sie durch Nachahmung oder Verbitterung angereizet wurden, gerieten sie oft dergestalt an einander, daß sie sich grausame Wunden beibrachten, woran auch mancher seinen Geist aufgeben mußte.

Es geschah auch wol, daß einer von ihren Aufsehern einen langen Stock oder eine Art der Pique ergriff, sich in die Mitte stellte, und mit unglaublicher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit herum drehete, und den Stock oder die Pique bald auf diesen bald auf jenen richtete, ihnen damit vor den Augen herum fochte, als wenn er selbige durchboren wolte, oder ihnen die Beine oder Köpfe entzwey zu schlagen willens sey. Diejenigen nun, die den Kopf nur ein wenig neigten, oder den Fuß zurück zogen, wurden so fort aus der Probe gestossen; weil man vorgab, daß, da sie sich vor solchen Waffen fürchteten, womit ihnen doch kein Leid wiederfüre, sie den Anblick der Waffen ihrer Feinde noch weniger vertragen würden, wovon sie überzeuget wären, daß diese es ernstlich meinten, und wenn sie könnten, ihnen das Leben damit nemen würden.



Ihre Geduld wurde auch mannigmal solchergestalt geprüft, daß ihre entblößten Arme und Beine mit Weidenruten tüchtig zerhauen wurden; damit sie sehen möchten, wie sie sich dabey geberdeten. Wenn sie nun zu empfindlich dabey thaten, wurden sie ebenfalls abgewiesen. Denn man sagte alsdenn, daß, weil sie die Streiche eines so zarten und zerbrechlichen Reises nicht vertragen könnten; so würden sie noch weniger bey Verwundungen und harten Schlägen, so von den Händen ihrer Feinde kämen, unempfindlich seyn.

Die ganze Zeit dieses Noviciats über wurden sie nicht allein in Waffen geübt; sondern auch zu allen nötigen Tugenden, die die mancherley Ehrenstellen des Reichs erforderten, angeführt. Sie wurden in die Beschaffenheit gesetzt, allerhand Arten des Elendes und Mangels an Notwendigkeiten zu erdulden; damit sie den verschiedenen Jammer, welchem das Volk unterworfen, an sich selbst abnemen, selbigem hiernächst Gerechtigkeit haben und ein gutes Beispiel geben möchten.

Ihre Lehrmeister gaben ihnen täglich neuen Unterricht, und stellten ihnen ohne Unterlas die Ehre vor Augen, der sie, vermöge des Vorzugs aus dem Stamme der Sonne entsprossen zu seyn, theilhaftig gemacht worden. Sie führten ihnen beständig die Tugenden und Heldenthaten ihrer Vorfaren, ihre Religion, Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Eifer wider die Laster; ihre Tapferkeit wider ihre Feinde, Gnade und Hulde zu ihren Unterthanen; ihre Mäßigung in Regierung des Reichs, Zärtlichkeit gegen die Armen; ihre Freigebigkeit, königliche Pracht, als würdige Söhne der Sonne, die ihre Schätze immerdar auf Erden ausbreitet, und sich blos zu dem Ende zeigt, Gutes zu stiften, zu vermehren; und ermaneten sie, von allen diesen bemerkten Tugenden nicht abzuweichen.

Der vermutliche Kronerbe war keinesweges von diesen Proben ausgeschlossen; sondern er mußte vielmehr sich selbigen noch weit härter als seine Gefährten unterwerfen. Denn sie sagen, daß er mehr durch Tugend als durch ein schwaches Recht der Erstgeburt oder der Erbschaft, die keine persönliche Verdienste sind, sich der Regierung würdig machen müsse. Er müsse also auf der harten Erde liegen, fasten, wachen, arbeiten, und alles ausstehen, was dem Gemeinsten unter ihnen auferlegt wurde. Sein Hochmut wurde beständig gebeugt und er war allemal am schlechtesten gekleidet; damit wenn er auf dem Throne sitzen und mit dem Glanze eines Gottes auf Erden umgeben seyn würde, er die Armut nicht verachten, und sich erinnern möchte, eben in dem Stande gewesen zu seyn, auch daher zum Mitleiden gegen Elende bewegt werde, solchen Gnade erzeige, und den Namen Huachacuyac, der ihren Königen beigelegt wird, und so viel als ein Liebhaber und Wohlthäter der Armen heißet, verdienen möge.

Wenn nun dieser beschwerliche Lauf vollendet; so nahm der Landesherr die Ceremonie vor, und durchstach ihnen die Ohren und Naselöcher. Die vornehmsten Fürsten und Herren des Hofes, welche gegenwärtig waren, gaben ihnen hierauf andre Kennzeichen der Würde. Sie wurden sogleich als wirkliche Ancas oder wahrhafte Söhne der Sonne angesehen; und diese Solennität endigte sich durch Opfer und andre Freudenbezeugungen, die sie zu Erhebung dergleichen Feste anzustellen pflegen.

Inca Garcilasso, aus dem ich den Inhalt dessen, so ich angeführt, genommen, sagt, daß er vielen dergleichen Dingen beigewonet, wovon er eine Beschreibung, so viel ihm innerlich gewesen, mitgetheilet. Zugleich aber merkt er an, daß dasjenige, so er gesehen, nur ein Schatten von dem sey, so vor Alters während der Pracht der Könige seiner Vorfaren vorgegangen.

S. 24.

Außer denen Proben, welche die *Americaner* insgesamt, sowol des einen als andern Geschlechts in einem gewissen Alter, in ihren Tempeln aushalten müssen, waren noch unter dem Adel verschiedene Grade der Erhebung, wodurch sie gehen mußten, damit sie zu dem landesherrlichen Throne gelangen möchten, als welche Würde nicht erblich war, sondern blos auf die Wahl ankam. Diese Grade der Erhebung in Ansehung des Kriegesstandes, waren gleichsam gewisse Ritterorden<sup>(99)</sup>, da immer einer über den andern den Rang hatte, und sowol durch verschiedene Namen als auch Kenzeichen oder Ordenskleidung unterschieden wurden. Diese Orden hatten ebenfalls ihre Einweihungen, wovon ich nachfolgendes zu samlen im Stande gewesen.

*Initiation  
der mexicanischen  
Ritter.*

Wenn einer ein *Tecuitle* (<sup>100</sup>), welches der erste adeliche Orden nach dem Könige war, werden wolte; so mußte er von dem Geschlechte der vornehmsten Häuser des Landes seyn, und sich durch außerordentliche Thaten hervorgethan haben. Derjenige nun, der diese Ehre suchete, schickte sich lange Zeit zuvor dazu an, und gab seinen Angehörigen, Freunden, allen Herren und *Tecuitles* des Landes in Zeiten Nachricht davon.

Wenn diese sich nun versamlet, und die Wahrsager um die Wahl eines glücklichen Tages ersuchet worden; so begleitete das ganze Volk den Proselyten nach dem prächtigsten Tempel der Stadt, worin die berühmteste Gottheit des Landes, die nach dem Zeugnis des *Solis* (<sup>1</sup>) der Gott der Heerscharen war, verehret wurde. Die Anverwandten, Freunde und eingeladene Herren führten ihn unter den Armen auf die Treppe des Tempels bis zum Altar, woselbst er eine solche Stellung annam, welche Frömmigkeit, Demut und Geduld erforderte. Der Oberpriester gieng in diesem Zustande auf ihn zu, borete mit einem spitzigen Ingerknochen oder Adlersklau verschiedene kleine Löcher in seine Nase, und steckte in solche einige Stücken von schwarzem Ambra, damit das Fleisch nicht zusammen wachsen konnte. Hernachmals hielt er eine sehr unangenehme Rede, welche aus lauter empfindlichen und groben Beleidigungen bestand. Mit diesen wörtlichen Beschimpfungen aber begnügte er sich nicht; sondern er schlug ihn auch auf eine recht schändliche Weise, und zog ihn soweit nackend aus, als es die Ehrbarkeit gestattete und die Schamhaftigkeit nicht verletzet wurde.

Der auf solche Art beschimpfte Proselite begab sich hierauf ganz beschämt und allein in einen Saal des Tempels, und brachte seine Zeit mit Beten und andern Religionsübungen zu; da unterdessen diejenigen, so ihn begleitet hatten, ein nach dem Geschmack der Alten eingerichtetes Opfer brachten. Sie stellten nemlich ein Fest an, das aus Singen, Tanzen und andern Freudenbezeugungen bestand. Nach dessen Vollendung begab sich jederman, ohne mit dem einzuweihenden Ritter ein Wort zu sprechen, nach Hause, und lies diesen in seiner Einsamkeit alleine.

Bei Einbruch der Nacht wurde ihm alles überbracht, was ihm die vier Tage seines Aufenthalts nötig war. Solches nun bestand in einigen groben Lumpen, womit er sich deckte; etwas Stroh, und einigen Brettern, sich niederzusetzen; etwas Farbe sich schwarz anzustreichen; Pfriemen, sich zu stechen und in seinen Leib verschiedene Wunden zu rizen; Weihrauch, nebst einer Räucherpfanne, den Götzen zu räuchern. Er wurde auch der Aufsicht dreier erfarnen Personen überlassen, die ihn in demjenigen unterrichten mußten,

2

(99) ACOSTA Hist. morali de las Indias cap. 26.

(100) LOPES de GOMARA Histor. general. lib. 2. cap. 78.

(1) DE SOLIS Conquista de la nueva Espanna lib. 3 cap. 13.



mußten, was seine Profession erforderte. Einige von diesen Neuangehenden brachten ihre Zeit mit Fasten und Wachen zu. Indessen wurde ihnen doch eine Hand voll Korn und ein wenig Wasser gegeben, damit sie sich in ihrer Schwachheit nur einiger massen stärken konnten. Es wurde ihm auch zu schlafen erlaubt; es mußte aber sitzend geschehen. Ausser den bemerkten Stunden, vertrieben ihm die Oberaufseher die lange Weile, und stachen ihn mit den Stacheln eines spitzigen Holzes. Gegen Mittag räucherte der Neuangehende den Götzen und opferte selbigen einige Tropfen von seinem Blute. Er gieng auch um die Ringmauer des Tempels und an verschiedene Derter desselben; grub die Erde auf und verscharrte Rohrstäbe, die er mit dem Blute aus seiner Zunge, Händen und Füßen gefärbt hatte.

Wenn diese vier Tage verstrichen waren, so bat er bey dem Oberpriester um Erlaubnis, seine Proben auch in andern Tempeln ablegen zu dürfen, und gieng also ein ganzes Jahr lang von einem Tempel zum andern, wo er allezeit neue Proben aushalten mußte. Diese Zeit über stund ihm nicht frey, in sein Haus zu gehen, und seine Freunde weder zu besuchen, noch Besuch von selbigen anzunehmen; sondern er war gezwungen, in der Enthaltbarkeit, einsam und in beständiger Strenge zu leben.

Endlich, nach Ablauf des Jahres, und an einem in ihrem Calender ausgesuchten glücklichen Tage, wurde die Ceremonie folgendergestalt geendigt. Die Tecuitles, vornehme Herren, Verwandte und Freunde des neuangehenden Ritters, stellten sich alsdenn ein, wuschen ihn, schabten ihn ab, und führten ihn mit grossem Pomp in eben den Tempel, worein er das erstemal gebracht worden. In selbigem wurde er vor dem Altare seiner alten Lumpen entlediget, seine Haare hinten im Nacken mit einem roten ledernen Riemen zusammen gebunden, woran verschiedene schöne Federn hiengen. Man bedeckte ihn mit einem feinen Mantel, worüber man noch einen andern reichen hieng, als worin der besondere Habit dieses Ordens bestand. Ihm wurden Bogen und Pfeile in die Hände gegeben und der Oberpriester hielt über die Pflichten des neuen Ritters eine lange Rede, und ermanete ihn, inskünftige solche Meinungen zu hegen, die dem Stande, worein er erhoben worden, gemäs wären: denn dieses sey ein Stand, vermöge welchem er einen grossen Vorzug vor dem gemeinen Manne erhielte: derohalben erfordere selbiger auch mehr als gemeine Tugenden; einen ausserordentlichen Eifer, die Religion zu beschützen; einen unerschrocknen Muth, die Feinde des Reichs entweder anzugreifen oder ihnen zu widerstehen; sich in Ansehung ihrer jederzeit als ein Adler oder Thier zu erweisen, und nicht aus der Acht zu lassen, daß ihm diese Ehre wiederfahren, und ihm zu dem Ende die Nase mit den Klauen oder Beinen dieser Thiere durchboret worden, damit ihm beständig zu Gemüte geführt werde, daß er ein Nachahmer ihrer Herzhaftigkeit seyn möchte. Endlich veränderte er seinen Namen und theilte ihm den Segen mit.

Diese Ceremonie wurde durch ein grosses Opfer oder prächtiges Gastmal beschloffen; wobey getanzt, allerhand bey dergleichen Gelegenheit übliche Lieder gesungen, und Instrumente, unter beständigem Freudengeschrey des Volks, gespielt wurden. Hernach beschenkte der neue Ritter die anwesenden Herren, und jederman begab sich hierauf nach Hause.

## §. 25.

*Initiation der mericanischen Könige.* Die Einweihungen waren auch vor diejenigen sehr schwer, die zu hohen Ehrenstellen gelangen, als der Monarche des ganzen Reichs, die Könige, so ihm Tribut bezalen mußten, und die Caciquen oder Befehlshaber der Provinzen. Anjesho wollen wir uns da-

mi:

mit begnügen, daß wir dasjenige, so in Ansehung eines Landesherrn vorgenommen wurde, in der Kürze anführen (2).

Weil das Königreich Mexico ein Wahlreich ist; so waren dem verstorbenen Könige nicht sobald die letzten Ehrenbezeugungen erwiesen, so versammelten sich die Prinzen und Wahlherren zu einer neuen Wahl, und suchten unter den jungen Mitgliedern des Kriegesordens eine zu dieser höchsten Würde tüchtige Person aus. War die Wahl geschehen, so sind zweyerley Zeichen, die als gewisse bemerkte Festtage angesehen werden, als nemlich der Tag der Wahl, und der Tag der Krönung.

In dem Augenblicke der geschehenen Wahl, und sobald der Erwählte die Würde angenommen, wurde er fast nackt ausgezogen, in den Tempel geführt und von einer grossen Menge Personen aller Orden des Königreichs begleitet. Zween Herren halfen ihm die Treppe bis zum Altar hinauf steigen. Zween Könige, so die vornehmsten der neuen Wahlherren gewesen, giengen voraus, und waren mit gewissen, ihrer Würde gemässen Kennzeichen versehen; hinter ihnen giengen einige Personen her, die bey der Ceremonie unumgänglich nöthig waren; die übrigen Begleiter aber blieben aus Ehrfurcht unten stehen. Wann der König hinauf gestiegen, so verehrte er das Götzenbild dadurch, daß er mit einem seiner Finger die Erde berührte und selbige küßete. Hernachmals nahm er die Stellung eines Betenden an.

Als bald fand sich der Oberpriester in seinem priesterlichen Schmuck ein. Selbigen begleitete eine grosse Menge Unterpriester, die lange Chorbenden, gleich den egyptischen Priestern, anhielten, den Leib des neuerwählten Monarchen zu salben und ihn mit einem sehr schwarzen Oele zu reiben. Hernach besprengte er ihn verschiedenemale und warf ihm einen mit Todtenköpfen durchwirkten Mantel über den Kopf; über diesen warf er noch einen andern schwarzen, und über diesen noch einen blauen Mantel, der ebenfalls mit Todtenköpfen durchwirkt war. Um den Hals that er ihm einige rote Schleifen, nebst verschiedenen kleinen, an welche gewisse Sinnbilder angeheftet waren, die insgesamt geheimnisvolle Bedeutungen hatten. Auf seine Schultern saßte er eine Phiole, die mit einem Pulver anfüllt war, so die Wirkung haben sollte, alle Bezauberung zu vernichten. An seinen linken Arm band er ein klein Säckgen von Räucherpulver, und endlich gab er ihm in die rechte Hand ein Räucherfas. Alsdenn stund der neuerwählte Monarch auf, räucherete den Götzen und saßte sich nieder.

Der Oberpriester näherte sich ihm aufs neue, hielt eine lange Rede und lies ihn einen Eid ablegen, daß er die Religion seiner Väter aufrecht erhalten, die Gesetze seiner Vorfahren behaupten, die Feinde des Staats mit beständigen Kriegen überziehen, seinen Unterthanen aber unablässig Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle. Endlich nahm er einen verblühten Stülum an, und lies ihn ferner angeloben, daß er die Sonne allemal helle und klar scheinen lassen wolle; daß Regen und Wolken nur im Fal der Nothwendigkeit kommen und die Früchte der Erden in Ueberflus hervortreten sollten.

Der neugewählte König empfahl sich nach abgelegtem Eide dem Gebete sowohl der Diener der Götter, als auch aller Zuschauer. Hierauf führten ihn eben die Herren, die ihn hinauf gebracht, mitten durch das Volk, das mit grossem Freudengeschrey ihm tausend Glück und Segen wünschte; auch ihm verschiedene Geschenke nach Beschaffenheit eines jedweden Vermögens darbot. Hernach wurde er in ein besonder Zimmer des Tempels geführt, so für ihn bereitet war, in welchem ein Bette stund; daselbst wurde er allein gelassen.



In dieser Einsamkeit brachte er vier Tage zu, ohne aus dem Tempel zu gehen; und beschäftigte sich mit Beten, Opfern und andern Religions- und Busübungen. Ob ihm gleich erlaubt war, Fleisch und andre seiner Würde gemässe Speisen zu geniessen; so beobachtete er doch eine strenge Fasten. Er badete sich täglich dreymal und einmal des Nachts in einem grossen Wasserbehältnis, worein er sein Blut fliessen liess, das er dem Wassergotte opferte, wenn er ihm zuvor ein Räuchopfer gebracht. Gleichergestalt räuchernte er auch verschiedenemale den andern Göttern des Tempels, und opferte selbigen Brod, Früchte, Blumen, Gewürze und Pfeifen, die in das Blut, das aus seiner Zunge, Nase und Ohren, überhaupt aus allen Theilen seines Leibes geflossen, eingetunket waren.

Dieses aber hat das Ansehen, als ob es eben dasjenige sey, was gleich anfänglich bey dem ersten Feste, welches zu seiner Wahl bestimmt war, vorgenommen wurde, und allem Vermuten nach von einigen Verfassern mit dem Feste der Krönung vermengt worden. Diese vier Probetage waren auch wahrscheinlich Weise nichts anders, als der Anfang der Einweihung des neuangehenden Königes. Der Lauf dieser Einweihung wärete ohne Zweifel weit länger. Und ob uns gleich die Schriftsteller davon keine ausführliche Beschreibung mittheilen; so kan man es doch aus dem, so ich von der Einweihung der Tecuitlet gesagt, und aus des Acosta Worten schliessen, welcher, da er von dem Moteczuma redet, saget, daß er vor seiner Krönung die mehreste Zeit in dem Tempel zugebracht, woselbst er, wie man vorgab, sich mit seinem Gott vertraut unterredete, gleich einem, wie sein lateinischer Ausleger hinzufüget, der initiiert wird. Die Worte sind merkwürdig: *Plerumque autem in certo quodam Templi Vitzilipuzli loco agebat, vbi, vt fama erat, cum suo Deo conuersabatur, initiato per omnia similis.*

Das Krönungsfest <sup>(3)</sup> ging nicht eher vor sich, ehe der die Proben aushaltende neue König nicht zuvor einige glückliche Thaten gegen seine Feinde verrichtet, oder in Person einen wichtigen Sieg erfochten; einige aufrührische Prinzen gedämpft, und verschiedene Gefangne im Triumph eingefüret, die nichts anders erwarten konnten, als bey Vollführung dieses Festes, um solches desto ansehnlicher zu machen, niedergemacht zu werden.

An dem Tage seiner Ankunft, gieng ihm alles Volk haufenweise entgegen. Der Oberpriester mit den Dienern des Altars kamen auf der einen Seite, und auf der andern die Wahl- und übrigen vornehmen Herren, und machten seine Einholung in Proceßionsordnung noch ansehnlicher. Unterdessen erschallte die Luft von lauter Freudengeschrey und von dem Klange der Instrumente; mitten unter welchen der steigende und von seinem guten Fortgange aufgeblasene Monarch seinen öffentlichen Einzug hielt, und von seinen Kriegesgefährten begleitet wurde, die die Gefangnen fñreten, und die von dem überwundnen Feinde gemachte Beute trugen. Er gieng grade auf den Tempel zu, woselbst nach verrichteten Opfer und angehörtten Lobeserhebungen seiner tapfern Thaten, ihm sodenn auf das feierlichste zum erstenmale die Kennzeichen des Reichs oder der königlichen Würde überliefert wurden. Man kleidete ihn überaus prächtig; man hing in seine Nase und Ohren ungemeyn kostbare Edelgesteine; man gab ihm einen langen goldnen Stab, worauf ein Feuerstein als ein Einbild der Gerechtigkeit befestiget war, in seine rechte Hand; in seine linke empfing er einen Bogen und Pfeile, womit angezeigt wurde, daß Krieg und Friede hinsichtlich auf ihm beruhe; auf das Haupt wurde ihm ein Hauptschmuck gesetzt, der zwar keine Krone, jedoch eine Art einer Krone gleichen Mühe war, die vorwärts rund und hinterwärts länglich

(3) Paralip. Americae Indiae Occid. Part. 12. fol. 130.

länglich zusammen lief und etwas von der Rundung verlor, oberwärts aber spitz zusammen gieng. Der König von Tescuco hatte als oberster Wahlherr das Recht, ihm solchen Hauptzierat aufzusetzen; welches die grössste Ehre war, die ein Unterthan erlangen konnte. Als denn setzte sich der Monarch auf den Thron, empfing von allen Orden des Reichs die Huldigung und hörte die Lobreden an, die von allen Ständen gehalten wurden. Der König von Tescuco sieng zuerst an zu reden. Man hat uns in der Geschichte die Rede, so dieser Herr gehalten, als er den letzten mexicanischen König Morezuma krönete, ausbehalten. Diese ist mir so angenehm vorgekommen, daß ich sie, obgleich diese Erzählung dadurch etwas verlängert werden möchte, nicht unangeführt lassen kan. Ich bin auch versichert, daß ich durch deren Mittheilung bey verschiedenen Lesern Dank verdienen werde. Diese Lobrede lautet, so wie ich sie in dem Acosta gefunden, folgendergestalt (<sup>4</sup>).

„Junger Prinz! das Glück, welches diesem Königreiche dadurch zuwächst, daß es dich heute auf dem Throne ihrer Monarchen erblicket, lästet sich durch die Beflissenheit, womit wir uns zu deinem Wohl vereinbaret, und aus der ausnemenden Freude, die alles Volk darüber bezeuget, hinlänglich ermessen. Diese Freude ist auch ohne allen Zweifel sehr wohl gegründet; indem die mexicanischen Staaten so weitläufig und so ausgedehnet seyn, daß zu Beherrschung dieses Reichs, welches gleichsam wie eine ganze Welt anzusehen, nicht weniger Stärke und Muth, Ingleichen Beflissenheit, Fähigkeit, Weisheit und Klugheit erforderlich ist, als sich in deiner groszmütigen und erhabenen Seele befindet. Ich sehe augenscheinlich, daß der Allmächtige diese Monarchie lieben müsse, weil er sie würdig geschägt, sie mit seinem hellsten Lichte zu erleuchten, damit sie eine solche Wahl treffen möge, welche mit unsrer Glückseligkeit so wohl übereinkömmt. Wer würde auch vernünftiger Weise zweifeln können, daß ein Prinz, der schon, ehe er zur Regierung gekommen, die neun Herzen der Himmel durch die Lebhaftigkeit seines Verstandes und durch seinen erhabnen Geist durchsehen, damit er deren verborgenste Schönheiten entdecke, gegenwärtig, da er genötiget wird, über die Wohlfart seiner Unterthanen, vermöge seiner königlichen Obliegenheit, wachsam zu seyn, nicht Einsicht gnug haben sollte, alhier auf Erden dasjenige ausfindig zu machen, was ihrem Wohlergehen beförderlich seyn möchte? Wer sollte sich vorstellen, daß die Hoheit der Seele, welche du bey so vielen merkwürdigen Gelegenheiten blicken lassen, anjesso, da selbige mehr als jemals nötig ist, erlöschten, und sich nicht vielmehr im Gegentheil noch in weit stärkerm Glanze, als in den abgewichenen Zeiten zeigen sollte? Wer wüßte sich überreden können, daß es unter der Regierung eines so gerechten und prächtigen Königes Witwen und Waisen an Schutz und Trost gebrechen sollte? Wer ist derjenige, so da glauben wil, daß die Hoheit dieser Monarchie mit dir nicht auf die höchste Staffel ihrer Herrlichkeit steigen werde; da der Schöpfer in deiner Person so viele Vollkommenheiten gesamlet, daß man, sobald man dich nur erblicket, schon überredet seyn mus, bereits dahin gelanget zu seyn?

„Wünschet euch dannenhero Glück, o ihr beglückten Völker! daß ihr einen König habt, der die Stütze und Seule dieses Staats seyn, und die Stelle eines Vormundes und eines Vaters vertreten, und dessen väterlicher Busen beständig über euch erregt seyn wird: der auch ferner beflissen ist, sich wider alles dasjenige zu rüsten, was die Ruhe seiner geliebten Kinder unterbrechen möchte, und ihnen selbst alle darin liegende Schätze mitzutheilen. Seyd versichert, daß ihr einen König habt, der sich keiner Gelegenheit bedienen wird,



„wird, seiner obersten Gewalt zu misbrauchen; in einer niederträchtigen Ruhe zu leben; seine Ehre in prächtigen Gastereien zu suchen, noch sich den Lastern und Wollüsten zu überlassen. Vielmehr send überzeuget, daß sein Herz auch so gar mitten im Schlafe auf eure Bedürfnis aufmerksam seyn, und ihn oftmalen plötzlich aufwecken wird; und daß eben diese Sorgfalt für eure Wohlfart mitten unter den prächtigsten Gastmahlen ihm die niedrigsten Speisen unschmackhaft machen wird. Bin ich also nicht berechtiget, euch Glück zu wünschen, und euch zu ermanen, daß ihr euch freuet, weil ihr einen solchen König habt, der es zu seyn so würdig ist? Und du, großmüthiger Prinz, unser Beherrscher und Herr, sey gutes Muths! Denn da der Schöpfer aller Dinge deinen Schultern eine so schwere Bürde aufgelegt; so sey versichert, daß er dir auch die nötigen Kräfte, selbige zu ertragen, verleihen werde. Denn weil er sich bis jezo gegen dich so freigebig und herlich erwiesen; so kannst du gemis versichert seyn, er werde dir auch seine kostbarsten Gaben und Segen, in diesem höchsten Stande, worein er dich gesetzt hat, mittheilen. Wobey ich denn wünsche, daß er dich mit aller ersinlichen Glückseligkeit durch eine zahlreiche Folge langer und beglückter Jahre, darinnen erhalten wolle.“

Der König beantwortete dergleichen Reden zwar voller Majestät, jedoch zugleich auf eine solche Art, die zu erkennen gab, wie unwürdig er sich dieser Erhebung schätzte, und wie sehr er denen, so ihn dazu erwälet, verbunden sey, versprach auch, seine Völker nach den Gesetzen der Gnade und Billigkeit zu regieren. Hierauf wurde er mit großem Pomp nach seinem Pallast geführt, und jederman überlies sich der Freude, die eine dergleichen Solemnität verdienete.

## S. 26.

Initiation  
der alten eu-  
ropäischen  
Ritter.

Alles dasjenige, was ich von den Einweihungen der Kriegesmännen, sowol bey den barbarischen als gesitteten americanischen Völkern angeführt, wird denen, so von den alten Ritterorden unsrer Europäer einigen Begriff haben, zu erkennen geben, daß die Proben, welche diejenige aushalten mußten, die der Ehre, in die Zahl der Ritter aufgenommen zu werden, theilhaftig gemacht seyn wolten, zu denen Zeiten, da die Völker noch ungesittet und in der Finsternis der Abgötterey lebten, diesen beynähe gleich gewesen, wovon ich eine umständliche Erzählung mitgetheilet habe.

Ich habe um so mehr Grund und Ursach zu dieser Vergleichung, weil du Cange (\*) vor mir bereits den Anfang damit gemacht. Denn bey Gelegenheit des Vades, in welches die Ritter vor ihrer Aufnahme gehen mußten, merkt er an, daß Joseph Acosta erzählt, daß die mericanischen Priester die Kinder der Adeltichen vorher waschen und reinigen müssen, ehe die Ceremonie, sie zu Führung der Waffen tüchtig zu machen, mit ihnen vorgedonnen wurde.

Eben dieser Schriftsteller, wenn er von denen Ritterorden redet, welche die Religion ganz unselbar zum Grunde gehabt haben, sagt ebenfalls, was ich selbst bey andern Gelegenheiten gemeldet habe; nemlich, „daß die Kirche jederzeit eine weltliche Deconomie in Ansehung ihrer Kinder geführt, die noch zart in Glaubenssachen gewesen; indem sie nicht dienlich erachtet, die Gewonheiten, worin die mitten in der Abgötterey aufgezogene Völker gelebt, gänzlich abzuschaffen, sich blos damit begnügt habe, diese Gewonheiten von dem Aberglauben und allen gögendienslichen Dingen zu reinigen, und sich solche, nachdem sie auf gewisse Masse geheiligt worden, selbst zuzueignen. Denn, wie ich angemerkt habe,

„habe, fährt er fort, da ich von andern Arten der Zueignungen geredet, ist dieses dasjenige, was die Kirche insbesondre in Ansehung dieser Adoption gethan, deren Bündnis durch Ueberlieferung der Waffen vollzogen wurde. Denn da sie selbige von allen heidnischen und barbarischen Gebräuchen gesäubert; so hat sie auch verordnet, daß die Waffen durch einen Priester geweiht werden sollten, und daß derjenige, der ein Ritter werden wolte, und sich durch Fasten und Wachen dazu zubereitet hatte, während der Messe mit dem Schwerte umgürtet werden mußte u. s. w.

Der Rang der Ritterschaft war in so großem Ansehen, daß auch die grössten Könige und Fürsten sich eine Ehre daraus machten, Mitglieder davon zu werden, und sich die dabey erforderlichen und auszuhaltenden Proben sehr gerne gefallen ließen.

Es scheint, als ob man in den alten Zeiten zweyerley Personen ausfindig machen kan, die dazu erhoben worden sind: nemlich die Jugend des obersten Adels, die ohngefär das 21ste Jahr erreicht, denen bis dahin nicht erlaubt wurde, einen Degen umzugürten, noch einer Schlacht beizuwonen, sondern erst durch Kriegescerimonien zu vollkommenen Männern erkläret werden mußten <sup>(6)</sup>: andere hingegen, die entweder grossen Herren gedienet oder einem berühmten Ritter sieben Jahr lang gefolget waren; oder auch wol diejenigen, die sich durch besondre Thaten hervorgethan, als z. E. <sup>(7)</sup> sich in einem Zweikampfe, theils mit dem zweischneidigen, theils mit dem stechenden Schwerte wohl verhalten: im Turnier mit bewegenden Eisen den Gegner aus dem Sattel gehoben oder ihn durchboret: bey Eroberung eines Ortes zuerst auf eine Leiter hinaufgestiegen, und durch eine Oefnung oder Mnie eingedrungen: zuerst in ein Schif gesprungen und sich dessen bemächtiget: in einem Treffen die Standarte des Feldherrns der Armee erobert und einige Gefangne von Wichtigkeit gemacht, oder endlich ihrem Fürsten oder General das Leben gerettet hatten.,,

Die ersten waren unter den verschiedenen Namen Infanten, Varlets, Damoyfels, Bacheliers und Ecuyers oder Waffenträger bekannt. Ihnen war nicht nur nicht erlaubt, Schwerter und Waffen zu tragen, sich in einer Schlacht streitens halber zu befinden oder im Turniren zu rennen; sondern sie durften auch nicht einmal an der Tafel der Ritter speisen, noch sich mit eben den Farben kleiden, vielmehr mußten sie hinter ihnen stehen bleiben. Sie hatten überdem noch harte Proben auszustehen. Obschon nicht mehr bekannt, worin diese eigentlich bestanden; so ist doch unleugbar, daß es dergleichen gegeben. Denn in dem Roman des Perceforests <sup>(8)</sup> liest man im vierten Buche, woselbst von der Schild- und Stockprobe gehandelt wird, „daß die Wahrsagerin Blanche die jungen Baccalaren, welche in den Ritterorden aufgenommen werden wolten, sich üben und hernachmals einen mit dem andern schlagen lassen, damit sie sehen möchte, wer den andern überwältigen und den vollen Harnisch davon bringen würde, welchen sie demjenigen geschenkt, der sich am besten gehalten.,, Es erhellet hieraus, daß diese Proben in einer strengen Erlernung der Kriegeskunst, auf etwas härtern Academien als die heutlgen zu seyn pflegen, bestunden. Man mußte sich noch dazu in diesen Uebungen hervorgethan haben. Denn

(6) LAMBERTVS ARDENSIS *apud Cangium verb. Alapa militaris.* Ei militarem non repercutiendus dedit alapam, et militaribus eum in virum perfectum dedicauit Sacramentis.

(7) VVLSON DE LA COLOMBIERE, Theatre d'honneur Tom. I. ch. 2.

(8) VVLSON DE LA COLOMBIERE, Theatre d'honneur Tom. I. ch. 14.



Denn niemand wurde zu diesem Grad der Ehre erhoben, der sie nicht verdienete\*), und der nach abgelegten verschiedentlichen Proben zu erkennen gegeben, daß er seine Ehre vollkommen zu behaupten wisse. Indessen glaube ich doch, daß diese Proben, so strenge sie auch noch waren, dennoch von der christlichen Kirche in Ansehung der ersten Zeiten sehr gemindert worden seyn. Denn Ingulphus\*\*), da er von der Consecration der Ritter nach den christlichen Gebräuchen handelt, sagt: „Daß die Normänner oder nordischen Völker, diese Consecration verabscheuet, und einen auf diese Art gemachten Ritter, gleichsam als einen, der sich in den Ritterorden eingedrungen, als einen niederträchtigen und verzagten Menschen angesehen, der von der alten Tapferkeit abgewichen oder aus der Art geschlagen.“

Der Damoyse, welcher die Zeit seiner ersten Probe zurück gelegt, zeigte sich dem Könige; oder suchte einen berühmten Prinz oder Ritter auf, der ihn zum Ritter adoubiren oder adoptiren wolte. Denn der neue Ritter vollzog ein Bündnis und eine Art der Verbindlichkeit gleich eines Sohnes mit dem Vater, mit dem, der ihm die Ehre bewies und ihn wehrhaft machte, und war dessen Befehlen eine gewisse Zeitlang unumschränkt unterworfen. Daher haben die Landesherren sehr weislich geordnet, daß ihre Unterthanen sich in keinen Ritterorden durch die Hände eines fremden Ritters oder Fürsten ohne ihre ausdrückliche Bewilligung einverleiben lassen sollten.

Wenn die Aufnahme eines Ritters im Kriege geschah; so überhob man sie des strengen Ceremoniels, und beobachtete nur die wesentlichsten Stücke überhaupt, und zwar des Tages vor einer grossen Schlacht. In Friedenszeiten aber mußte die ganze Ordnung der Ceremonie beobachtet werden, die sehr langweilig und geheimnisvol war.

Das vornehmste der Ceremonie bestund in dem Bade, wohin sich der Ritter begeben mußte, daher auch die Ritter den Namen, Ritter des Bades, erhielten: ferner in der Einsamkeit des schwarzen Zimmers, in welches er sich gleich hernach unter der Aufsicht zweier Waffenträger verfügte, die ihn unterrichten mußten, in den Fasten, in Bewachung der Waffen, so in einer Kapelle geschah, worin er die ganze Nacht vor seiner Aufnahme mit Beten zubrachte: im Bekenntnis seiner Sünden, und in dem Genus des heil. Abendmals: in dem Eide der Treue, den er Gott, der Religion, dem Fürsten und allen strengsten Gesetzen der Ritterschaft leistete: in Segnung der Waffen: in der kriegerischen Ohrfeige: in der Accolade oder Colée: und endlich in der Ordenskleidung und Waffen, womit er von Haupt bis zu Fusse angethan wurde. Diese Dinge waren inegesamt von mystischer Bedeutung, die mit der Religion, mit ihrem neuen Stande und mit den Pflichten, wozu sie sich unter der Strafe der Absetzung und Ehrlosigkeit verbindlich machten, eine genaue Gemeinschaft hatten.

Im du Lange und andern Schriftstellern, die von der alten Ritterschaft und Wapenkunst gehandelt haben, findet man eine Zergliederung aller Gebräuche und Gesetze, nebst einer Bedeutung aller der Einbilder. Ich habe übrigens um deshalb davon gehandelt, damit ich dasjenige bestätigen möge, was ich im Anfange angeführet, daß nemlich eine der ersten Beimeßungen, unter welchen die Menschen Gott verehret, der Gott der Heerschaaren gewesen, und dieserhalb der Krieg als der grössste Gegenstand der Religion und als eine der

\*) Per arma posse fieri filium, grande inter gentes constat esse praerogativum, quia non est dignus adoptari, nisi qui fortissimus meretur agnosci. *Senator, lib. 4. Epistol. 2.*

\*\*) INGULPHVS *apud Cangium l.c.* Hanc consecrandi militis consuetudinem Normanni abominantes, non militem legitimum, sed socordem Equitem et Quiritem degenerem deputabant.

der schweresten Berrichtungen angesehen worden. Nunmehr wollen wir uns wieder zu unsern Wilden wenden, und ihre Warsager in Betrachtung ziehen, die unmittelbar zu der Religion gehören, indem sie derselben Ausleger seyn.

Der Verfasser (9) der Reise nach dem äquinotischen Frankreich, beschreibt uns die Art und Weise, wie die Caraiiben einen zum Warsager machen, folgender Gestalt.

§. 27.

„Derjenige, der ein Piaye oder Warsager werden will, wird zuerst einem alten Warsager übergeben. Bey diesem bleibt er eine geraume Zeit, ja oftermalen ganzer Jahreszeit; und während dieser Zeit wartet er ihm unverdrossen auf. Der alte Piaye giebt ihm Rath und Achtung, ob er an ihm die erforderlichen Eigenschaften eines Piayen finde. Und zu dieser Würde wird er nicht eher erhoben, bis er nicht fünf und zwanzig bis dreißig Jahr alt geworden.“

„Wenn die Zeit heranrückt, worin er zur Probe gelassen werden sol; so mus er zuerst eine noch härtere Fasten als ein Hauptman ausstehen. Denn er genießet ein ganzes Jahr lang nichts als gekochten Hirsen und ein wenig Castava, wodurch er denn auch so ausgehungert wird, daß er einem mit Haut überzognen Gerippe nicht unänlich siehet, und bey nahe alle Kraft verlieret. Die alten Piayen versamlen sich nach dieser langen Fasten, schließen sich in eine Hütte ein, und unterrichten den Lehrling, wie er den Dämon beschwören und um Rath fragen müsse. Anstat nun, daß man den neuangehenden Hauptman geißelt, so läßet man diesen an stat dessen so lange tanzen, bis er endlich wegen der strengen Fasten so mat wird, daß er ohnmächtig zur Erden sinket. Damit er nun wieder zu sich selbst kommen möge; so wird ihm ein Gürtel und Halsband von den grossen schwarzen Ameisen umgerhan, die so viel Schmerzen verursachen. Der Mund wird ihm mit Gewalt aufgebrochen, eine Art von Trichter hineingesteckt, und ihm durch selbigen ein grosses Gefäs voller Tobacksaft eingefloßet. Diese wunderliche Arzeney verursachet, daß er vor Angst auf und nieder springet, auch Blut auswirft: und solches dauert etliche Tage.“

„Nach einem so gewaltsamen Mittel und so harter Fasten, wird er ein Piaye, und überkomet die Kraft, Kranke gesund zu machen und den Dämon zu beschwören. Damit er aber solches in gehöriger Ordnung bewerkstellige; so wird ihm ein dreijähriges Fasten auferleget. Im ersten Jahre isset er Hirsen und Brod: im zweiten genießet er einige Krebse zu seinem Brode; und im dritten einige kleine Vögel. Sie sind in Beobachtung ihrer Fasten so eigen, daß sie noch dazu, wenn andere in Versamlungen von ihrem Weine trinken und gute Mahlzeiten zu sich nehmen, nicht einen Trunk mehr thun; indem sie glauben, daß wenn sie ihre Fasten brechen, sie weder über die Krankheiten noch über den Satan Gewalt haben, und leßtern zur Erscheinung nicht vermindgen können.“

„Diese elenden Aerzte sind gezwungen, sich von Zeit zu Zeit gewisser Dinge zu enthalten und diesen unangenehmen Tobacksaft oftermalen zu sich zu nehmen. Man nigmal trinken sie so viel davon, als ein grosser Trunkenbold kaum Wein saufen kan. Ohne Zweifel gewönet sich ihr Magen zu dergleichen Art von Getränk, indem er solches durch den öftern Gebrauch vertragen lernet.“

Bey den solennen Worten der Einweihung waren die Eingeweiheten genötiget, zu versichern, daß sie einen gewissen Trank getrunken, der Cyceo genennet wurde: Cyceonem ebibi.



ebibi. Ich weis zwar nicht, was das vor ein Getränk gewesen; weil dieses aber mit unter die Proben gerechnet worden, so vermute ich nicht ohne Grund, daß er eben so beschwerlich zu trinken, als das übrige schwer zu ertragen gewesen, und daß folglich zwischen diesem Trank und demjenigen, wovon Athenäus <sup>(10)</sup> unter eben diesem Namen gedenket, ein Unterschied angetroffen worden, der nach des Dalechamps <sup>(11)</sup> Anmerkungen über diesen Schriftsteller, aus Mehl und dickem Weine, oder aus einer Vermischung verschiedener Kräuter, und nach andrer Meinung aus Wein und Honig bestanden.

Das, was mich dergestalt davon zu urtheilen veranlaßet, ist der Gebrauch dieses Tobackstranks, als welcher den Cariben nicht besonders eigen, sondern vielmehr allen americanischen Völkern gemein ist, bey welchen der Toback als ein Kraut von besondern Tugenden angesehen wird, die mit der Religion eine wesentliche Gemeinschaft haben.

Bei den Mexicanern hatte dieser Trank noch etwas abscheulichers an sich. Denn diese vermischten Schlangen, Salamander, Eideren, Spinnen, Raupen, Würmer und ander giftiges Ungeziefer mit dem Toback, deren giftige Eigenschaften aber eben durch den Toback gedämpft wurden. Dieses nun wurde insgesamt in dem geheiligten Feuer, so sie vor ihren Götzen unterhielten, zu Pulver verbrant, und hernachmals ein Saft daraus gemacht, den sie in ihren Tempeln aufbehielten und die Speise oder den Nectar und Ambra der Götter nenneten. Acosta <sup>(12)</sup>, der die Nachricht davon mittheilet, sagt, daß sie sich mit diesem Saft salbten, und zwar um deshalb, weil sie glaubten, daß der Toback, der die Oberhand dabey behielt, die Eigenschaft habe, die unordentlichen Lüste des Fleisches zu bezähmen. Sie tranken auch davon; und ob ihnen gleich der Kopf davon schwindlich wurde, daß sie närrisch drüber werden mögen, so glaubten sie doch, daß sie dadurch zur göttlichen Eingebung tüchtig gemacht würden, und entzückende Erscheinungen haben könnten.

Die Völker der Moren, die in dem Mittelpunct des mittägigen America disseits der peruvianischen und chilianischen Gebirge, Namens Andes, wohnen, ingleichen die Völker des Flusses Plata, haben ebenfalls vor ihre Warsager sehr harte Proben unter sich eingeführet.

## §. 28.

Initiation  
der Moren  
und para-  
guayschen  
Völker.

„Unter den Moren, sagt der Bischof Urban Martha <sup>(13)</sup>, trifft man zweyerley Art Leute an, die mit Religionsachen umgehen. Einige sind wirkliche Zauberer, deren einzige Verrichtung in Gesundmachung der Kranken besteht; andre hingegen sind Priester, und gewidmet die Götter zu versöhnen. Die ersten werden zu diesem Range nicht anders, als durch ein jähriges strenges Fasten gelassen, während welcher Zeit sie sich alles Fleisch und Fischwerks enthalten müssen. Ueberdieses wird noch erfordert, daß sie von einem Tiger verwundet und seinen Klauen entgangen seyn müssen. Alsdenn werden sie als Männer von seltner Tugend verehret, weil sie glauben, daß sie von dem unsichtbaren Tiger geliebet werden, der sie vor dem sichtbaren, womit sie gekämpft, beschützet habe.,,

„Wenn sie dieses Amt lange genug getrieben haben; so werden sie zu dem obersten Priestertum erhoben. Damit sie sich aber dazu desto tüchtiger machen mögen; so müssen sie abermal ein ganzes Jahr lang, mit eben der Strenge, dergestalt fasten, daß ihre

„Ent-

(10) ATHEN. lib. 9.

(11) DALECHAMP in notis margin. ad lib. 9. ATHEN. pag. 380. *Κυκεὼν*, potio ex farina et vino crasso; aliis, ex multis herbis; aliis *δινόμελη*, ex vino et melle.

(12) ACOSTA Hist. mor de Indias lib 5 c. 26.

(13) Lettres edifiantes Relation de la Mission des Moxes, Recueil 10.

„Enthaltſamkeit ſich auch äußerlich durch ein bleiches und verfallenes Angeſicht zeigt. Als-  
 „denn wird aus gewiſſen beiſſenden Kräutern der Saft gedruckt, und ihnen in die Augen  
 „gegoffen, wornach ſie heftige Schmerzen empfinden. Und auf dieſe Art werden ihnen  
 „die Kenzeichen des Prieſtertums einverleibet, daher wird auch dieſen Prieſtern der Na-  
 „me **Tiharaugui** gegeben, welches Wort in ihrer Sprache ſo viel als einen, der helle Au-  
 „gen hat, bedeutet.

Derjenige, der unter dem Namen **Franciſcus Corcal** (<sup>14</sup>) eine Reiſe nach Weſt-  
 indien herausgegeben, drückt ſich in Anſehung der Indianer de Rio de la Plata, fol-  
 gendergeltalt aus: „Wer unter ihnen ein Arzt oder Prieſter ſeyn wil, mus lange Zeit und  
 „oftermalen gefaſtet und unterſchiedlichemale mit wilden Thieren, insbeſondre mit Tygern  
 „gekämpft haben, und von ihnen gebiſſen oder wenigſtens geriſſen worden ſeyn. Nach-  
 „mals kan er in den Prieſterorden aufgenommen werden. Denn bey ihnen wird der Ty-  
 „ger vor heilig gehalten, und die Merkmale ſeiner Klauen gelten eben ſo viel, als bey uns  
 „ein Doctorhut. Hierauf wird ihm ein aus gewiſſen Kräutern diſtillirter Saft auf die  
 „Augen getrippet; und dieſes iſt die prieſterliche Salbung, nach welcher dieſer neue Prie-  
 „ſter die Geiſter aller empfindlichen und materiellen Dinge beruhigen, mit ihnen geheime  
 „Gemeinſchaft haben und ſich ihrer Tugenden theilhaftig machen kan.

# S. 29.

Die Huronen, Troquoifen und Algonquinen haben ebenſals ihre Einweiſhun-  
 gen, die ſie noch bis jezo beibehalten. Alles, was mir davon bekant iſt, beſtehet darin, Initiation  
der barbari-  
ſchen Völker  
im mitter-  
nächtigen A-  
merica.  
 daß ſie in manbaren Jahren den Anfang nehmen: daß ſie ſich in einen Wald begeben,  
 die Knaben unter der Aufſicht eines Aelteſten oder Warſagers, und die jungen Mägd-  
 chen unter der Aufſicht einer Matrone. Dieſe Zeit bringen ſie mit einer ſtrengen Faſten-  
 zu; und ſo lange dieſe währet, ſchwärzen ſie ſich das Geſicht, die Achſeln und Bruſt.  
 Insbeſondre geben ſie auf ihre Träume genau achtung und erzählen ſolche denen, die über  
 ſie die Aufſicht haben, mit allen Umſtänden. Dieſe hingegen beobachten mit einer außer-  
 ordentlichen Sorgfalt die Aufführung ihrer Lehrlinge, und überlegen das, ſo ſelbige anbetrifft,  
 oftermalen mit den Aelteſten, damit ſie hierauf etwas gründen können, was ſie in Ab-  
 ſicht ihres Diaron oder Manitou vor Maasregeln nemen ſollen, auf welchen die Glück-  
 ſeligkeit ihres Lebens beruhen könne. Sie ſelten auch eben daraus Folgerungen ab, da-  
 mit ſie wiſſen, wozu ſie hernachmals tüchtig werden möchten; daß es alſo gleichſam eine  
 Probe iſt, durch welche ſie ihren Beruf beurtheilen.

Ich zweifle zwar nicht, daß ihre Einweiſungen und Proben denen, ſo die virgi-  
 niſchen Völker beobachten, und wovon ich gleich anfangs Erwänung gethan, nicht bei-  
 nahe gleichförmig ſeyn ſolten. Es ſey nun aber, daß ſie bereits viel von ihren Gewon-  
 heiten bey Ankunſt der Europäer abgelegt, oder gegen dieſe ihre Geheimniſſe, als welche  
 eben eine ſolche Verſchwiegenheit als diejenigen der Alten erfordern, und ohne die ſie ihre  
 Proben unwirksam und unnütze erachten, verborgen gehalten haben, oder daß die Euro-  
 päer ſelbſt nicht aufmerkſam oder fähig genug gewefen ſeyn, den wahren Verſtand von  
 dem, ſo ſie an ihnen beobachtet, zu erforschen: genug, wir finden in den alten Erzälun-  
 gen keine zuverläßige umſtändliche Beſchreibung; ſondern es iſt uns nichts als eine alge-  
 meine Kentnis übrig geblieben, die aber dem ungeachtet hinreichend gnug iſt, uns zu eini-  
 gen warſcheinlichen Murrmaſſungen den Weg zu banen.



Le Jeune und Brebeuf gedenken ihrer Fasten und Absonderung. Der erste <sup>(15)</sup> redet folgendergestalt davon:

„Sie beobachteten warhaftig eine strenge Fasten, ob zwar nicht alle, dennoch diejenigen, die gerne lange leben wollen. Als mein Wirt sahe, daß ich während unser Fasten des Tages nur einmal as, so sagte er zu mir, daß einige unter ihnen deshalb fasteten, damit sie alt werden möchten; doch, fügte er hinzu, begeben sie sich ganz allein in eine besondre Cabane, daselbst essen und trinken sie mannigmal in acht Tagen nicht. Andre haben mir gesagt, daß sie wie Gerippe aus dieser Cabane wieder heraus giengen, ja mannigmal halb todt wieder herausgebracht würden. Ich habe zwar wenig Fester, aber auch wenig Esser gesehen. Es ist zwar wahr, daß ich diese Ausschweifung ohne Mühe glauben kan; denn ihre falsche Religion ist entweder voller Kinderpoffen, Ausschweifungen, oder Unreinigkeiten.

„Ich habe, sagt eben dieser Schriftsteller, eine andre Andacht einen Zauberer halten sehen, die meines Erachtens bloß vor Leute seiner Profession gehöret. Man richtet ihm eine kleine Cabane auf, die ungefehr ein oder zween Steinwürfe von den andern abgelegen ist. Dahin begiebt er sich, um acht, zehen oder mehr Tage ganz allein zu seyn. Daselbst lässet er sich Tag und Nacht mit Schreien, Heulen und mit Trummelschlagen hören. Jedoch er ist so einsam nicht, daß ihm andere nicht solten singen helfen, und ihn die Weibespersonen nicht besuchen solten. Daher gehen viele Unflätereien dabey vor.

Le Jeune verstund die Sprache der Wilden nur sehr unvollkommen, wie er es auch selbst bekennet; zwar füret er dasjenige an, was er gesehen, die Antwort aber, die ihm auf seine Frage gegeben wurde, mußte er erraten. Die mehresten, die sich da aufgehalten, führen auch die Sachen mehrentheils so an, wie sie sich solche vorgestellt, nicht aber wie sie in der That sind.

Die Wilden können zwar freilich ihre Einsamkeit dergestalt misbrauchen, daß sie ihre Abscheulichen dadurch zu bedecken suchen. Und die Alten haben bey ihren Bacchanalien ebenfals dergleichen gethan. Es ist solches aber ein Mißbrauch, der der wahren Absicht der Einsamkeit ganz entgegen läuft. Denn die Enthalttsamkeit wird als die wesentlichste Bedingung dabey erfordert. Ausser was ich bereits von ihren Bestalinnen und Einsiedlern gesagt; so ist noch überdem gewis, daß sie eine gewisse Zeit haben, die von ihnen sowol ehemals, als jetzt, vor heilig gehalten wird.

Von der Jungfrauschaft haben sie eine grosse Meinung, und man findet bey allen wilden Völkern entweder in ihren Sitten oder in ihrer Sprache etwas, so ihre Hochachtung gegen selbige anzeigt. Das Wort, das in der abenauischen Sprache eine Jungfrau bedeutet, ist *Cousihoustove*, welches dem eigentlichen Verstande nach so viel als diejenige heißet, die man verehret, von *Cousihan*, eine Benennung, die nicht allein eine Ehrfurcht, innerliche Hochachtung, sondern auch eine thätige und äußerlich erwiesene Ehrerbietung anzeigt. Das Wort *Haouinnon*, welches in der iroquoischen Sprache ebenfals eine Jungfrau heißet, ist so alt, daß man seinen Ursprung nicht mehr ergründen kan.

Sie legen der Jungfrauschaft und Keuschheit gewisse besondre Eigenschaften und Tugenden bey. Und es ist so gewis, daß, wenn sie die Enthalttsamkeit als eine wesentliche Bedin-

(15) Relation de la nouv. France pour l'an 1634.

Bedingung ansehen, ohne welche dasjenige, was ihnen der Aberglaube an die Hand giebt, nicht erreicht werden mag; so werden sie selbige sehr gewissenhaft beobachten und sie nicht zu verlegen suchen, aus Furcht, daß ihre Fasten und alles übrige, was sie etwan sonst thun möchten, durch diese Achtslosigkeit ganz fruchtlos gemacht werden würde.

Sie sind ihrer Meinung nach übersüret, daß die Liebe zu dieser Tugend sich bis auf die natürliche Neigung der Pflanzen erstrecke; dergestalt, daß unter diesen keine sey, die nicht eine Zuneigung zur Schamhaftigkeit, gleichsam als ob sie belebt wäre, hätte; und daß, wenn sie in solchen Hülfsmitteln wirken sollen, wo sie auch nicht einmal zu ihren Warsagern ihre Zuflucht nehmen, sie selbige von keuschen Händen angerüret und zubeleitet zu seyn verlangen; andrergestalt sie unwirksam seyn würden. Verschiedene haben mir oftmalen bey Gelegenheit ihrer Krankheiten gesagt, daß sie wol Mittel dagegen wüßten; weil sie aber verheiratet wären, könnten sie sich derselben nicht bedienen.

Brebeuf <sup>(16)</sup> redet von ihren Warsagern folgendergestalt: „Ehedem waren die Verrichtungen der Arendiovann, oder der Warsager, in weit höherm Ansehen, als jeßo. Heutigen Tages gelangen sie durch Schmauserey dazu. Vorzeiten aber mußten sie dreißig Tage lang in einer besondern Cabane fasten, und durfte niemand als ein Bedienter zu ihnen kommen, welcher, damit er würdig geachtet würde, Holz zuzutragen, noch überdem sich selbst durch Fasten dazu bereiten mußte.“

Dieses wil so viel sagen, daß sie entweder zu den Zeiten des Brebeuf bereits viel von ihren Gebräuchen verloren, oder daß er das, was vor seinen Augen vorgieng, nicht hinlänglich verstanden habe. Es sind auch die Gastmale, wovon er redet, der Fasten desjenigen nicht entgegen, dessentwegen sie angestellt werden. Er füret uns auch ein Beispiel davon an, woben er gegenwärtig gewesen, und das mit dem, was in alten Zeiten geschehen, sehr übereinkömmt. Weil von einem Wilden die Frage ist, dem geträumet, sagt er, daß er ein Arendiovann werden solte, wenn er dreißig Tage lang gefastet, und diese ganze Zeit über das sämtliche Volk im Nthem erhalten würde; „so fastete er achtzehn Tage lang und genos nichts anders als etwas Pecun.“ Brebeuf hielt ihn vor närrisch, und daß diese Fasten seine Thorheit völlig zu Stande gebracht. Dem ungeachtet wurden seinetwegen verschiedene Schmausereien angestellt. Und in der leßtern, wovon er, aus Besorgnis zu weitläufig zu fallen, die Umstände übergehet, sagt er: „daß es hinlänglich sey, überhaupt anzuführen, daß die unsinnigsten Bacchanten der vergangen Zeiten sich niemalen in ihren Orgien rasender erwiesen haben können.“

Seit der Zeit haben die Wilden auch schon viel von ihren Gewonheiten verloren. Dieses erkennen sie auch selbst und bedauern es sehr. Denn wenn ihnen ein Unglück begegnet; so sagen sie, daß sie sich nicht beklagen dürfen, sondern daß es eine Strafe vor sie sey, weil sie den Gebrauch ihrer Eingezogenheit und Fasten nicht gehalten.

§. 30.

Wenn nun die Büßungen und alle Proben der Einweihungen die Seele von allen Theurgie oder verderblichen, fleischlichen und groben Eigenschaften befreiet haben; so wird diese von dem durch die Ansteckung der Sinne verursachten Irdischen gereinigte, und auf gewisse Masse wieder in ihre geistige Natur versetzte Seele, zu dem geheimen Umgange mit den Göttern zugelassen, die sich durch mancherley Wege, entweder durch Träume, Beschauung, oder endlich durch die Geheimnisse der Theurgie und Prophezeiung, denselben offenbaren.

Dieses

(16) Relation de la nouv. France pour l'an 1636.



Dieses war der Hauptzweck und Absicht der Einweihungen der Orgien, worin man ebenfalls einige Einbilder oder wol wirkliche Proben davon gab. Denn nachdem einige Tage in der Einsamkeit zugebracht worden waren, gleich denen, die sich in die Höle des Trophonius, wovon Pausanias <sup>(17)</sup> Erwähnung thut, zu begeben anschickten: nachdem sie durch verschiedene Arten der Büßungen in diese Einsamkeit gegangen, und sich in dem Wasser des Flusses Hercyna gereinigt, verschiedene Opfer gebracht, um sich der Gnade der Götter dadurch theilhaft zu machen: auch von dem Cyceon, oder dem Wasser des Flusses Lerche oder der Göttin Mnemosyna getrunken, davon das eine die Eigenschaft hatte, alles vergangne vergeßend zu machen, das andre aber das Gedächtnis in Anschauung desjenigen, so aufs neue erlernen werden mußte, zu stärken: nach vorgängiger Unterweisung in allen Anfangsgründen, wodurch sie sämtlichen Vorurtheilen der Jugend entsagen und die Religionsgeheimnisse fassen mußten: nach diesen Vorbereitungen, sage ich, stieg man in des Trophonius Höle, oder in ein ander Heiligtum hinab, worin man unter finlichen und räthselhaften Bildern, welche entweder bloße mystische Abschildrungen waren, oder durch die Bezauberkungskunst wirklich vorstellig gemacht wurden, vor einen solchen gehalten ward, der mit den Göttern Gemeinschaft pflegte, und von diesen solche Sachen erlernete, die dem Menschen zu Erreichung seines Endzwecks hauptsächlich zu wissen nöthig waren.

Dio Chrysostomus <sup>(18)</sup> stellt uns einen eingeweihten Menschen in diesem Zustande der mystischen Erscheinung vor, dessen Ohren verschiedene Stimmen hören, in dessen Augen ein Schauspiel von mancherley Ausstritten aufgeführt wird, wo die in der Natur verborgenste Dinge offenbaret werden: der wechselsweise Licht und Finsternis gewießt, und vor welchem endlich vielerley außerordentliche Dinge vorgehen. Apulejus <sup>(19)</sup>, als er eingeweiht worden, führt verschiedenes von sich selbst an. „Ich bin, sagt er, den Pforten des Todes nahe gewesen; ich bin in der Proserpina Heiligtum eingegangen; und nachdem ich in alle vier Elemente gebracht worden, bin ich endlich wieder zurück gekommen. Mitten in der finstern Nacht habe ich die Sonne in ihrem hellsten Glanze gesehen. Ich habe mich den Göttern des Himmels und der Erden genähert, und sie in der Nähe angebetet.“

Plato nebst seinen Anhängern war von der eingebildeten Kraft der Einweihung der Orgien und von den Geheimnissen der Theurgie ungemein eingenommen. Er glaubte, daß durch ihre Kraft und Tugend die Seele gereinigt würde, und daß die magischen Opfer sie tüchtig machten, den Eindruck der Schuß- und Untergeister zu empfinden, durch deren Mittel sie zu dem Anschauen der obersten Götter der ersten Ordnung, zu gelangen vermeinten. Weil aber die Orgien schon lange vor den Zeiten des Plato und seiner Schüler beinahe alle heidnische Befleckungen überkommen hatten; so haben sich die Väter der Kirche <sup>(20)</sup> Mühe gegeben, alle diese platonischen Begriffe von diesen Dingen umzustossen, und zu zeigen, daß die ganze angebliche göttliche Wirkung der Theurgie nichts anders als die strafbarste Zauberei gewesen, die sowol durch göttliche als menschliche Befehle verdammet werden: daß die Wunderwerke, so diejenigen erblickten, die sich durch Bezauberung und magische Opfer, wenn sie anders nicht durch menschliche List betrogen werden,

(17) PAUSANIAS in Boeoticiis.

(18) DIO CHRYSOSTOMVS Orat. 12.

(19) APVLEIVS lib. Metam. II. prope fin.

(20) AVG. lib. de Civ. Dei cap. 10.









worden, gereinigt hatten, nichts als ein Spiel des Satans und der in Engel des Lichts verfielten Geister der Finsternis gewesen, wodurch sich selbige diejenige Verehrung und Anbetung verschaffen wollen, welche doch einzig und allein dem wahren Gott gebührt.

Nichts kan uns die Meinungen der Heiden hievon besser zu erkennen geben, als die Ceremonie, welche die Einweihungen der Carairiben beschliesst, und die gleichsam den Proben eines Piaya oder Warsagers den letzten Nachdruck giebt. Ich habe nachstehende Beschreibung aus dem Tertre und aus einer umständlichen Handschrift des Breton, eines Missionarii, genommen, der auf der Insel S. Vincent verschiedene Jahre zugebracht, woselbst er auch sein kleines Werk, so er mir mitgetheilet, versfertiget hat.

§. 31.

Nachdem nun der junge Proselite, der zum Warsager gemacht seyn wil, den langen Lauf der verschiedenen Probejahre unter Anführung eines alten Piaya zurückgelegt, der solchergestalt Herr über ihn ist, daß auch nicht einmal seine nächsten Freunde und Verwandte ihn besuchen und sprechen dürfen; und nachdem er die Abscheulichkeit des Tobacksafts, der fürchterlichen Fasten und heftigen Anfälle, welche er des Nachts über von den andern Warsagern auszustehen hat, geendiget, als welche ihm den ganzen Leib mit Acutizähnen, die so scharf als Schermesser sind, aufritzen; damit er zu den freiwilligen Incisionen, die sie zu gewissen Zeiten und bey gewissen Gelegenheiten, nach dem Gebrauche der alten Baalspaffen, sich selbst machen müssen, bey Zeiten angewöhnet werde; so kommt endlich der Meister bey Einbruch derjenigen Nacht, die seine unüberwindliche Beständigkeit krönen und seine Probezeit beschliessen soll, zu ihm, und stellt ihm die Würde des Ranges, wozu er erhoben werden sol, lang und breit vor. Er streicht die Ehre und den Vortheil heraus, so ihm dadurch zufließen: er würde nemlich einen Warsagergeist bekommen, der ihm ganz eigen seyn sollte, diesen könne er fordern, wenn er wolte, und sich seiner bey vorkommenden Umständen bedienen. Endlich erkläret er ihm die ganze Ordnung dessen, was sich in dieser Nacht zutragen werde, und ermanet ihn, sich durch die ausserordentlichen Dinge, so ihm begegnen, nicht schrecken zu lassen.

Schlussinitiation eines Carairibischen Warsagers.  
1stes Kupfer.

Inzwischen müssen die Weiber auf Befehl des Warsagers eine Cabane rein machen. In selbige werden drey Betten oder Hangematten, als nemlich eine vor den Geist, die andre vor den Piaya, und die dritte vor den Proselyten aufgehangen. Hernach machen sie von Weidenruten oder schmalen Brettern, die sie über einander setzen, eine Art des Altars, an dem Ende der Cabane, auf welchen einige Cassarabrode, eine mit Quicu angefüllte Canari, vor den Geist, dem das Opfer gebracht wird, gesetzt werden.

Um Mitternacht gehet der Warsager nebst seinen Untergebenen ganz allein in die Cabane. Der erstere, nachdem er ein zusammengerolltes Tobackshlat angesteckt, fängt aus aller Macht und mit einer gräßlich heulenden Stimme einen magischen Gesang an, auf welchen sich augenblicklich nach dem Vorgeben der Barbaren ein entseßlicher Lärm in der Luft hören lässt, der aber noch sehr entfernt ist. Sobald der Warsager solchen vernimt, löschet er das Feuer aus, daß auch nicht eine einzige Funke übrig bleibt. Denn der Geist, wie sie sagen, liebt die Finsternis und Dunkelheit.

Sobald das Feuer ausgelöschet ist, so kömmt der Maboya oder Geist durch das Dach in die Cabane mit eben der Hestigkeit als der Donner, der sich bey dem stärksten Gewitter hören lässt. Der Warsager benebst dem Proselyten erweisen ihm augenblicklich ihre Ehrerbietung, und es entstehet zwischen ihnen eine Unterredung, wovon diejenigen, die



sich in den benachbarten Cabanen befinden, und diesen Vorfal genau bemerken, kein Wort aus der Aht lassen.

Der Geist fängt zuerst mit einer verstellten Stimme, gleich den Marionettenspielern an. Er fragt den Warsager um die Ursache, warum er ihn herkommen lassen; und versichert zugleich, daß er bereit sey, seine Bitte zu erhören. Der Warsager dankt, und bittet ihn mit wenig Worten zuvor Plaz zu nehmen, und von dem feinetwegen zubereiteten Gastmal zu essen; hierauf beobachtet er einige Zeit ein genaues Stillschweigen.

Wenn nun der Geist auf diese Einladung gehöriger Massen geantwortet hat; so nimt er sogleich von seiner Hangematte Besiz, und zwar mit solcher Bewegung, wovon die ganze Cabane erschüttert. Endlich schickt er sich an zu essen, und man höret ein heftiges Zähneklappen und Schmaßen, als ob er in der That alles verschlinge, was ihm vorgesetzet worden; dem ungeachtet aber ist es nur ein Blendwerk, und man irrt nach geendigter Ceremonie sowol das Brod als Getränk noch eben so an, als es auf den Altar gesezet worden. Indes glauben doch die Caraiben, daß der Geist dasjenige davon nehme, was ihm gefalle, und halten das, was übrig bleibt und noch unverzehrt zu seyn scheint, als heilig, gleich den Schaubroden, die in dem Tempel dem wahren Gott geopfert wurden. Bloss die alten Priayen dürfen nur davon essen; sie müssen sich aber noch dazu vorher auf gewisse Art gereiniget und sich dazu erst recht würdig gemacht haben.

Sobald das Zähneklappen und Schmaßen geendiget, so steigt der Warsager aus seiner Hangematte, sezt sich nach Art der Caraiben in Gestalt eines Betenden auf die Erde, und redet folgendergestalt mit dem Geiste:

„Ich habe dich nicht nur deshalb berufen, daß ich dir meine Schuldigkeit erweisen „möchte; sondern hauptsächlich diesen jungen Menschen, der hier gegenwärtig ist, deinem „Schuz zu übergeben. Mache also, daß gleich ein andrer und dir änlicher Geist herab- „fare, damit ihm dieser Jüngling diene, und sich auf gleiche Weise und zu einerley End- „zweck verbinde, als du mit mir schon vor langen Jahren gethan hast.“

„Ich will es thun, antwortet hierauf der Geist mit merklichem Vergnügen. Du „solst augenblicklich erhöret werden.“ Und sogleich giebt ein andrer Geist ein Zeichen sei- ner Anwesenheit, mit eben solchem Geräse als der erste bey seiner Ankunft verursacht. Ihre Sinnen sind alsdenn eine lange Zeit, wegen dieser unendlichen Wunderdinge, ganz betäubet, daß sie sich selbst fast nicht mehr kennen.

Der junge ganz erschrockne und fast halb todte Proselyte springt hierauf sogleich aus seiner Hangematte, nimt gleichfals die Stellung eines Betenden an, und spricht mit beben- der Stimme folgende Worte: „Geist! der du mich in deinen Schuz nehmen willst, sey „doch meinen Absichten günstig, ich bitte dich. Denn ohne deinen Beistand würde ich „verloren-seyn. Las mich doch nicht elendiglich umkommen, sondern gieb meiner Bitte „Gehör, damit ich dich, so oft es nötig ist, anrufen möge, und las dieses zum Besten mei- „nes Volks gereichen.

„Sey gutes Muths, antwortet hierauf der neue Geist, sey mir nur getreu, so werde „ich dich auf allen deinen Reisen, weder zu Wasser noch zu Lande, nicht verlassen, sondern in „allen Gefährlichkeiten, worinnen du dich befinden wirst, dir zur Seiten stehen: jedoch wif- „se auch, daß wenn du mir nicht so getreu seyn wirst, daß ich daran einen Wohlgefallen „finde, du an mir auch deinen größesten Feind antreffen solst.“

Nach Endigung dieser Worte verschwindet der Geist mit solchem Krachen, daß so- wol die Cabane als auch die ganze Nachbarschaft gleichsam als durch einen heftigen Don- nerschlag

nerschlag erschüttert, und der Schrecken dieser elenden Sklaven des Satans dadurch erst recht vergrößert wird.

Als bald laufen die Leute aus andern Cabanen mit Lichtern haufenweise herzu, dringen in den Ort, wo diese Scene vorgegangen, und heben die Elenden, die vor Schrecken halb todt auf der Erden liegen, in ihre Betten. Ihre Angehörigen und Freunde wenden alle Bemühung an, sie wieder zu sich selbst zu bringen; sie werden bey einem grossen Feuer wieder erwärmet, und mit einem schleunigen Mittel wider ihre so lange gedauerte Fasten versehen. Man mag aber thun, was man wil; so hat man dennoch Mühe, ihre zerstreuten Sinne wieder zu samlen, als die von dem Eindrucke des Satans, welchem sie eben deshalb so knechtisch zugethan sind, weil sie oftmalen, wie sie sagen, erschreckliche Wirkungen seiner Tyranny empfinden, ganz zerrüttet worden.

§. 32.

In dieser Zergliederung der Schluseinweihung der Caraißen können die Gelehrten verschiedene artige und besondre Züge der heidnischen Religion antreffen. Diese Züge sind die Zeichen der Gegenwart des Geistes: Epulum Deorum, oder das Fest der Götter: Leckisternium, oder das vor die Gottheit zubereitete Bette: das Opfer des Brodes und Weins: das keusche Brod: das mystische Van: die nachgemachte Stimme des Orakels, und eine Art, solche als unmittelbar, und von den Pythouissen, Warsagern und Götzenbildern als unabhängig, hören zu lassen. Merkmale des Altertums in der Initiation eines Caraißischen Warsagers.

Der Satan, als ein Geist der Finsternis, war am liebsten im Dunkeln, und lies seine Orakel in Hölen und Klüften, in schnurrigen Behältnissen der Tempel, worin kein rechtes Tageslicht fallen konnte, oder wol gar in der finstern Nacht von sich hören.

Alles, was seine Anwesenheit anzeigte, verursachte lauter Entsetzen: die Erde heulete unter seinen Füßen; die höchsten Bäume wurden heftig bewegt; die Tempel oder Hölen bis auf den Grund erschüttert; die Zuschauer erstarrten vor Furcht; selbst die Warsager und Pythouissen befürchteten den Eindruck des Geistes nicht wenig, als welcher ihre Organa einnam und sie entseßlich quälte. Lucanus (<sup>21</sup>) giebt uns die gewöhnlichen Kennzeichen der Gegenwart der Götter durch den Mangel obermeldeter Zeichen zu erkennen, die, als sie bey der Gelegenheit, wovon er redet, nicht bemerkt wurden, abnehmen ließen, daß die Pythia die Zuschauer betrogen hatte, indem sie die starken und krampfsichten Bewegungen, die ihr des Pythons Geist zu verursachen pflegte, befürchtet hatte.

- - - Non rupta trementi  
Verba sono, nec vox antri complere capacis  
Sufficiens spatium, nulloque horrore comarum  
Excussæ laurus, innotaque culmina Templi,  
Securumque nemus, veritam se credere Phœbo  
Prodiderant.

Die Alten waren völlig überzeuget, daß die Götter von den Opfern ihr Theil nahmen; daß sie sich an dem Fleische und Blute der Opfertiere erquickten, und auch sogar den Rauch der ihnen angebotenen Opfer als eine Lieblichkeit ansahen. Zu diesem Ende waren gewisse Feste angeordnet, welche man das Fest der Götter, Epulum Deorum nennete, und in prächtigen Gastmahlen bestunden, die denenselben dargeboten wurden.



jenigen, die mit der Anordnung dieser Gastmale beschäftigt waren, und den besten Theil, von dem zu sich nahmen, was die Götter nicht berührt hatten, wurden *Epulones* genennet. Die Väter der Kirche haben die Heiden mit ihren Göttern nicht wenig herumgenommen, weil sie beständig ihre Augen auf die Erde gerichtet und die Nasen in der Luft gehabt haben müssen, damit sie ausspüren könnten, woher der Wind von dem gebratenen Fleische komme, und die in *Ethiopien* und andern Orten umher geschwebt, damit sie sich von dem Geruche gebratener Gerippe und gekochten Fleisches sättigen möchten. Die Juden, die allemal geneigt waren, eben so wie die Heiden zu denken, befanden sich von einem der wahren Gottheit so wenig gemässen Begriffe nicht weit entfernt. Gott sagt daher, sie entweder zu bessern, oder sie vor diesen Begriffen zu warnen, „daß er nicht das Fleisch der „Stiere esse, noch das Blut der Böcke trinke; sondern daß er durch Lobopfer, durch „Opfer des Herzens und Geistes verehret seyn wolle.“

Weil bey den Alten die Gewonheit war, im Liegen zu essen, so wie die mittägigen Wilden noch thun; welche, ob sie gleich kleine dreifüßige Sessel haben, auf welchen sie gemeinlich zu essen pflegen, so nemen sie doch ihre Mahlzeiten öftermalen in ihren Hangematten, sowol als die mitternächtigen *Americaner*, zu sich, die ebenfalls auf denselben Teppichen, worauf sie schlafen, essen: so war ebenfals der Gebrauch, vor die Götter und Göttinnen, um derentwillen das Fest angestellt wurde, Betten aufzuschlagen: und aus dieser Ursache wurden dergleichen Feste *Lectisternia* genennet. Die Betten waren mancherley <sup>(22)</sup>; einige waren als die Hangematten auf den Schiffen und der *Taraiben* aufgehangen; andere hingegen waren so beschaffen, wie man sie noch auf Münzen abgebildet siehet, und den Matten der *iroquoisischen* Cabanen nicht unähnlich. Es haben einige davor gehalten, daß die Bildseulen der Götzen in diese Betten gelegt worden; andere aber haben sich eingebildet, daß man sich blos damit begnügt, selbige vor die Götzen aufzuschlagen. *Lectisternium* wurde mancherley Ursachen wegen, hauptsächlich aber deshalb angeordnet, damit die Götter bewogen werden möchten, sich durch außerordentliche Zeichen zu offenbaren. *Prodigiorum procurandorum causa*, sagt *Livius* <sup>(23)</sup>.

Das Brod und Wein oder auch Wasseropfer bey denen Völkern, welchen der Gebrauch des Weins unbekant war, ist ein geheimnißvolles und in dem Altertume merkwürdiges Opfer. Es ist ein Symbolum des Dankopfers in dem Geseße der Natur gewesen, wie solches aus des *Nelchisedachs* Opfer erhellet. *Iustinus Martyr*, *Tertullianus*, nebst andern Vätern der Kirche, versichern uns, daß der Satan, als Gottes Affe, in den Geheimnissen des Heidentums gleichergestalt ein Symbolum habe, so dieses göttliche Sacrament vorstellen sollte.

Ohne Zweifel ist ersteres das Brod, wovon *Arnobius* <sup>(24)</sup> redet, und welches man das *keusche Brod* zu nennen pflegte, indem niemand als die wirklich zu dem Dienste des Altars gewidmete Priester; die Einweihenden in dem Laufe ihrer Einweihungen, nebenst denen, die durch eine gewisse Reinigkeit des Herzens und Leibes dazu bereitet waren, sich dessen bedienen durften. Eben wie solches von den Schaubroden gemeldet wird, die der Priester *Abimelech* <sup>(25)</sup> denen mittheilte, die den *David* begleiteten, als er vor dem König *Saul* flohe, da dieser Herr zuvor versichert hatte, daß sowol er als seine Begleiter einige Tage in der Enthaltfamkeit gelebet.

Van

(22) IOH. ALSTORPHIVS DE LECTIS veterum cap. 20 de Lectistern.

(23) TIT. LIVIVS lib. 22.

(24) ARNOBIUS lib. 5.

(25) 1 B. Sam. 21 v. 4. 5.

Van ist heutiges Tages seiner Gestalt nach ein aus Weiden geflochtenes und mit zwei Handgriffen versehenes Instrument, das gekrümmt und hinterwärts wieder zusammen gebeugt ist; dessen Krümme aber vorwärts unmerklich sich in die Gestalt einer Muschel verringert. Es dienet dazu, das gestoffene Korn zu reinigen, indem es darinnen umgerüttelt und auf und nieder geschüttet wird. In den Religionsgeheimnissen der Ceres und des Bacchus, war Van ein mystisches Symbolum. Die Alten aber haben uns weder dessen Gestalt noch wahre symbolische Bedeutung deutlich genug erklärt \*). Einige haben davor gehalten, daß es den Eingeweihten vorstellig mache, wie sie ihre Seelen von allen Unvollkommenheiten reinigen solten; gleichwie das Getreide von allen unter selbigen befindlichen Spreu gesichtet würde. Ich halte aber am wahrscheinlichsten zu seyn, daß Van eine Art von Weiden und Rohr geflochtener Altar, gleich den kleinen platten, aus Weiden und Latanienblättern gefertigten Tischen gewesen, so die Cariben Matou nennen, und aus welchen sie ebenfalls eine Art eines Altars zubereiten, worauf sie ihr Cassarabrod und die mit Quicou angefüllten Gefäße setzen, womit sie dem Dämon ein Opfer bringen; dieser meiner Meinung treten auch Phylargirus <sup>(26)</sup>, Nonius <sup>(27)</sup>, Papias <sup>(28)</sup> und Servius <sup>(29)</sup> bey.

Die Dämones, es sey nun, daß sie die Weissagungen in den magischen Beschwörungen entweder selbst oder durch den Mund der Pythien und Warfager thaten, namen allemal eine verstellte und unnatürliche Stimme an. Dieses ist aus des Lucanus Versen, die bereits angeführt worden, und aus verschiedenen andern Ausdrücken der Schriftsteller abzunehmen; die entweder ein Gemurmele oder eine Art eines Geizes anzeigten.

S. 33.

Der Grund des ganzen heidnischen Aberglaubens ist der Geist des Vormüthes gewesen, der die Menschen angetrieben, in das Zukünftige oder in die Geheimnisse hinein zu schauen, welche doch Gott nach seiner Weisheit verborgen wissen wollen, und deren Kennt- nisse die Kräfte der Natur überstiegen. Daher selbige Kenntniß entweder aus einer Wirkung seiner Gütigkeit, wenn er nemlich den Menschen eine außerordentliche Gnade erweisen wil, oder durch Wirkung des Geistes der Finsternis, durch göttliche Zulassung, vermittelst der denselben noch übrig gelassenen Kraft, mitgetheilet werden kan.

Wir lesen sowol im alten als neuen Testamente, daß sich Gott oftmalen den Menschen, insbesondre denen, die ein außerordentlich frommes Leben geführt, durch Träume geoffenbaret habe. In der Föhrung seines auserwählten Volks bediente er sich der durch seinen Geist erleuchteten Propheten, welche das Volk bey allen Vorfällen zu Rathe ziehen mußte: wenn es auf Wiederfindung verlornen Sachen ankam <sup>(29)</sup>, wie zu der Zeit geschah, als Saul zu dem Samuel gieng und sich nach seines Vaters Eselin erkundigte; wenn man den Ausgang eines Krieges wissen wolte <sup>(30)</sup>, wie von dem Könige in Juda, Josaphat,

F 3

(26) IOAN. PHYLARGIRVS in 3 Georg. Virgil. P. I.

(27) NONIVS in Evannetur.

(29) 1 B. Sam. c. 9.

(28) PAPIAS VANNVS.

(30) 1 Buch der Kön. c. 22.

\*) Hiebey verdienet ebenermassen des gelehrten Martin Explication de divers Monumens singuliers nachgesehen zu werden, als welcher in der Abhandlung von der Religion der Egypter ein dergleichen Denkmal beigebracht, und seiner gewöhnlichen Gesehrsamkeit nach erleutert hat.

\*\*) SERVIVS in I. GEORG. p. 73. Alii mysticam sic accipiunt, ut Vannum vas vimineum latum dicant, in quod ipsi optiti capacitatem congerere rustici primitias frugum soleant, et libero et libera sacrum facere, inde mystica.



saphat, erzählt wird, der den Propheten des Herrn über den Ausgang des Treffens befragte, welches er benehst dem Könige in Israel dem Könige von Syrien liefern sollte: ferner wenn man die Folgerungen einer Krankheit zu erfahren verlangte, wie von dem Jerobeam <sup>(31)</sup> aufgezeichnet ist, der seine Gemalin zu einem Propheten sendete, damit sie von selbigem den Ausgang ihres Sohnes Krankheit erforschen möchte, der ihr aber den Tod dieses Kindes verkündigte. Die Deutung des Leibbrocks, des Urim und Tummim, waren wahrhafte Oracula. Und die Schrift lehret uns, daß sich David des erstern mit gutem Fortgang bedienet <sup>(32)</sup>, wenn er Gott in zweifelhaften Fällen zu Rathe ziehen wollte. Es gab auch gleichfalls untriegliche Loose, wenn man verborgne Dinge sowol, als den Willen Gottes erforschen wolte, wie solches das Beispiel Achans <sup>(33)</sup> bezeuget, dessen Raub den göttlichen Fluch über Israel gebracht hatte; ingleichen wenn man eine ungetreue Frau ihres Ehebruchs zu übersüren suchte, und dergleichen mehr.

Der über die Ehre Gottes und die Wohlfart der Menschen beständig eifersüchtige Satan ist jederzeit aufmerksam gewesen, sowol die Gott schuldige Ehre zu schmälern, als auch in Ansehung der Menschen, selbige dadurch, daß er sie zu seiner Verehrung verleitet, ins Verderben zu stürzen; deswegen hat er Altar gegen Altar errichtet und die göttliche Verehrung sich anzumassen gesucht, die er durch Wirkung einer übermenschlichen Kraft an sich ziehen wolte, welche die Menschen durch das Wunderbare verführen und denen gleich seyn sollten, wovon Gott seinem Volke durch die Unwidersprechlichkeit seiner Wunder, so er zu ihrem Vorthail that, so unleugbare Zeugnisse gegeben. Damit nun Gott entweder die Ungläubigen strafen, oder die Gläubigen auf die Probe stellen möchte; so hat er den Satan nicht in die engen Grenzen eingeschlossen, wie ihm zu thun doch leicht möglich gewesen; sondern er hat ihm einigermassen freie Hand gelassen, den Menschen zu versuchen. Und der Satan hat sich auch unsrer Fehler überaus zu nuße zu machen gewußt. Die Astrologie, sagt Lactantius <sup>(34)</sup>, Orakel, die Necromantie und magischen Künste, sind die Stricke dieses bösen Geistes, durch welche er wirklich ganze Völker gefesselt und in seine Knechtschaft gezogen.

Der Alten Zoroaster mag auch gewesen seyn, wer er gewolt; so wird ihm der Ursprung der Magie zugeschrieben. Noa hatte nach des Berossus Zeugnis das Unglück, die Welt durch eins seiner Kinder, welches die Sündflut, woraus es doch so wunderbarlich gerettet worden, nicht from machen können, aufs neue angesteckt zu sehen. Denn so sehr sich dieser Erzvater auch angelegen seyn lies, den Dienst des wahren Gottes auszubreiten; eben so sehr war Cham auf seiner Seite beflissen, die Menschen zu verderben. Er lehrte dieselbigen den Satan zu beschwören, und vermochte sie durch Blendwerke der Zauberen zu seiner Verehrung. Daher müssen wir diesen Bösewicht als den Urheber dieser vermaledeieten Kunst betrachten, die gleichsam als ein Krebs das ganze menschliche Geschlechte angeessen.

Es mag nun mit des Berossus Meinung beschaffen seyn, wie es wolle, indem dessen entferntes Altertum ziemlich verdächtig wird; so ist doch so viel unleugbar, daß gleich von den ersten Zeiten an der Satan aller Orten seine Orakel, seinen Dienst, Geheimnisse, Warsager und Enthusiasten gehabt: und daß ihm die durch Unwissenheit oder durch ihre Leidenschaften verführte Menschen darin bis zu der Strenge der Religion, ja bis

(31) 1 B. der Kön. c. 14.

(32) 1 B. Sam. c. 23, v. 9.

(33) B. Jos. 7, v. 18.

(34) LACTANTIUS Div. Inst. Lib. 2 c. 17.

zu der Strenge der härtesten Tugenden, wenigstens dem äusserlichen Ansehen nach, gedient haben.

S. 34.

Ob sich gleich unterschiedliche Völker der Warfagerkunst beflissen; so waren doch <sup>Verschiedene</sup> Arten der Warfagerkunst, indes mancherley Wege, dazu zu gelangen, welche ein jedweder nach seiner Neigung erwählte. „Denn, so lange sich die Carier, wie Clemens von Alexandrien <sup>(35)</sup> anführt, „durch die Vereinbarung der Gestirne, die Phrygier durch den Vogelflug, die benachbarte Völker Italiens durch die Eingeweide der Opferrhiere, auf das Warfagen legten, „und die Isaurier und Araber die Wissenschaft der Augurn liebten; so beschäftigten sich die Telmisienser, ein lycisches Volk, hauptsächlich mit derjenigen Art der Warfageren, die durch Träume geschieht.“

Lycus, ein Sohn Pandions, war einer von den Telchinern aus Rhodus, die unter den Lyciern sich angelegen seyn liessen, den Gözendienst des Apollo, nebst den Orgien des Bacchus und der grossen Göttinnen einzuführen. Pausanias <sup>(36)</sup> sagt: daß solcher ein berühmter Warfager gewesen, von welchem man einige Weissagungen aufbehalten. Vielleicht ist es auch wol eben derselbe, den die Lycier hernachmals unter der Gestalt eines Wolfes und unter dem Namen des lycischen Apollo angebetet haben.

Wenn die Troquoisen wirklich von den Lyciern abstammen solten; so würden sie hierin ihren Ursprung nicht leugnen können. Denn sie sind von ihren Träumen sehr eingenommen. Indessen ist ihnen dieses eben nicht ganz allein eigen, sondern diese Neigung zur Traumdeuterey ist allen americanischen Völkern gemein, die übrigens von dem Zeichendeuten aus dem Gestirn eben keine sonderliche Wissenschaft haben, und auf die Prophezeiungen der Auguren, aus dem Vogelfluge und Eingeweide der Thiere, wenn man die Mexicaner und Peruvianer ausnimmt, eben nicht sonderlich aufmerksam zu seyn scheinen.

S. 35.

Wie nun aber der Menschen Umgang mit den Geistern, nebst allem, was von der Warfagerkunst abhänget, eine Kenntnis der Seele und ihrer Natur zum voraus setzt; so mus ich vor allen Dingen hier dasjenige anführen, was die Alten davon ehemals geglaubt, und was die Wilden noch gegenwärtig davor halten. <sup>Begrif von der Seele.</sup>

Zwar werde ich mich hier nicht in kunstrichterische Untersuchung der verschiedenen Gedanken, so die Heiden in Absicht der Seele und ihres Wesens gehabt, und ob sie sich von ihrem geistigen Wesen, Untheilbarkeit und Unsterblichkeit, richtige Begriffe gemacht, einlassen. Denn da der Begrif von dem Geiste die Sinnen übersteigt, diese Sinne aber jedennoch an der menschlichen Art zu denken allemal viel Theil haben; so wird es schwer gehalten haben, daß diese Begriffe durch die Einbildungskraft nicht stark geändert seyn, und daß sie sich den Geist nicht unter sinnlichen Bildern der Körperlichkeit, Theilbarkeit und andern materialischen Eigenschaften vorgestellet haben solten.

Diese Begriffe mögen nun wahr oder falsch gewesen seyn; so ist doch allemal richtig, daß sie jederzeit in dem Menschen eine von dem Leibe wirklich unterschiedene Seele erkant haben, die ein ausserordentlich feines, ungebundnes und dasjenige Wesen ist, so das, was sie unter dem Namen blosser Materie verstanden, weit übersteiget. Sie haben eine Seele erkant, die von eben der Natur als dasjenige gewesen, welches sie Geister oder Genios genennet,

(35) CLEM. ALEXANDR. Strom. lib. 1.

(36) PAUSANIAS in Phocicis. it. in Messen.



genennet, und in einem Ausflusse, oder selbst in einem Theile der Gottheit bestanden. Eine Seele, die an sich selbst der Grund des Lebens, ihrer Gedanken, ihres Willens und ihres ganzen Thuns gewesen: endlich eine Seele, deren Leib vergehen können, ohne daß sie selbst der Vergänglichkeit unterworfen sey, sondern vielmehr den Staub des Grabes überleben müsse.

Ich glaube wol, daß die **Troquoisen** nebst andern **Wilden** ziemlich verlegen seyn würden, wenn sie die Beschaffenheit ihrer Seele deutlich ausdrücken und eine genaue Definition davon geben solten; doch aber begeistern sie selbige eben so sehr, wo nicht noch mehr, als wir thun. Sie begnügen sich nicht damit, sie als eine zu denken fähige Substanz anzusehen; sondern sie verwechseln sie auch wirklich mit der Gedanke, indem sie sich einerley Benennungen bedienen, wenn sie sowol eines als das andre ausdrücken wollen.

Diese Benennungen sind unter den **Troquoisen**, **Gannigon'ha** und **Lrienta**. Ob sie nun gleich beide die Wirkungen der Seele damit auszudrücken, gebrauchen; so gehet doch die erstere eigentlich auf die Wirkungen des Geistes und Verstandes, die andre hingegen dienet dazu, die Wirkungen des Herzens und Willens auszudrücken. Diese Wörter werden öftermalen in Unterredungen gebraucht. Und alsdenn ist es nicht erlaubt, solche zu verwechseln. In gewissen Redensarten bedeutet es die wirklichen Gedanken; nemlich solche, davon eine auf die andre folget, und die ordentliche Eintheilungen der Seele seyn; in andern bedeutet es die einwohnende Gedanke, die Substanz, welche der Grund unsrer Gedanken und die Seele selbst ist. Wenn sie andre Benennungen gebrauchen, so sind solche nur Unterscheidungen, so die Seele nach ihren andern Kräften bezeichnen; als wenn sie sagen, daß sie dasjenige sey, wodurch wir uns bewegen, handeln, thun u. s. w.

Wenn sie sich gleich in Ansehung der menschlichen Seele mit dem **Descartes** gleichförmig ausdrücken; so sind sie doch weit entfernet, in Absicht der Seele der Thiere mit ihm gleiche Gedanken zu hegen. Denn anstat selbige zu bloßen Maschinen zu machen; so urtheilen sie aus ihren Wirkungen, daß diese viel Vernunft und Verstand haben müßten. Ja sie wollen sich sogar auf ihre Sprache verstehen, und halten davor, daß sie ihre Körper überleben, und daß jedwede Art, im Himmel oder in der Wohnung der Seelen, das Vorbild oder Muster aller übrigen habe, die unter dieser Art begriffen sind: welches mit des **Plato** Begriffen übereinkömmt. Indessen legen sie doch den Menschen einen grossen Vorzug vor den Thieren bey.

Unsre **Wilden** haben durch eine Folge heidnischer Irrtümer und der verderbten Religion, nach Art der Alten, die Seelen der Thiere begeistert, und selbigen eine Art der Unsterblichkeit, die derjenigen gleichet, so sie der ihrigen zueignen, beigemessen. Die Heiden haben wirklich überredet zu seyn geschienen, daß die Seelen der Thiere ihre Körper überlebten, und an dem Orte, den wir der Poeten **Hölle** nennen, ihren angewiesenen Platz hätten. Aus dieser Ursache wendeten sie auch sonder Zweifel auf die Begrabung derer, so ihnen lieb gewesen, viel Bemühung. Man trifft in **Aegypten** noch täglich Hölen oder **Catacomben** an, worin eine Menge **Mumien** von Vögeln und andern Thieren, die in Bänder eingewickelt und mit eben der Sorgfalt als die Menschen balsamirt worden, in Urnen zu finden sind. Ob ich wol nicht davor halten kan, daß dieser Irrtum unter den **Lateinern** eben so gemein als unter den **Aegyptern** gewesen; so finden sich doch sowol in Urnen als auf Denkmalen einige Spuren von Vögeln und andern liebgewesenen Thieren. In dem dritten Bande der neuen Reisen durch **Italien** des **Misson** kan man das Denkmal einer Nachtigal, so gewis merkwürdig ist, anreffen.

Die Seele ist nach der Wilden Meinung von dem Leibe weit unabhängiger als nach der unsrigen, und hat weit mehrere Freiheit. Sie trennet sich, wenn sie es vor gut findet, von selbigem, einen Flug und eine Ausschweifung zu thun; wohin es ihr gefällt; jedoch ohne dabey die Direction und Belebung des Leibes zu verlieren. Die grösssten Reisen kosten ihr nichts, denn sie fliegt durch die Luft, durchstreicht das Meer und durchdringt die unersteiglichsten und befestigsten Verter. Nichts hält sie zurück, weil sie ein Geist ist.

Eine solche abgeschmackte Meinung kam dem Hermodorus von Clazomene ehem theuer zu stehen (37). Denn dieser arme Mann war solchen Schwachheiten unterworfen, die ihn eine geraume Zeit vor todt hinwarfen. Es entstand aber ein Gerüchte, als ob sich während dieser Schlaffucht seine Seele vom Leibe trennete und ausserhalb desselben herumfladderte. Seine Frau selbst brachte dieses als ein Geheimnis aus, welches sich seine Feinde zu Nutze machten. Denn als sie ihn in diesem Zustande angetroffen, so eilten sie, ihm die letzte Schuldigkeit zu beweisen und verbrannten ihn lebendig, ohne daß die gute Frau, die ihren Mann aus mehr als einer Ursache eben nicht sonderlich lieben mochte, sich dagegen setzte; damit nun die Einwohner zu Clazomene den Hermodorus einigermaßen nach seinem Tode beehren möchten, so erbaueten sie einen Tempel, und befalen, daß selbigen keine Frau betreten sollte, damit er wegen des Verbrechens, so seine eigne an ihm begangen, gerochen werden möchte.

§. 36.

Dieser Grundsatz, der bey unsern Wilden noch in einer weitem Ausbreitung fest steht, verursacht, daß sie vor ihre Träume dermassen eingenommen seyn, daß es alle vernünftige Vorstellung übersteiget. Weil sie nun in der Naturlehre nicht Kenntnis genug haben, selbige gehörig auszulegen; so glauben sie, daß ihre Seele, wenn sie den Leib im Schlafe liegen siehet, sich wirklich diese Zeit zu Nutze mache, herum schweife, und hernachmals wieder in ihr Behältnis zurück komme; oder daß der Geist, mit dem sie in Gemeinschaft stehen, sich unmittelbar mit der Seele in eine Art der Entzückung verknüpfe, und ihr zu erkennen gebe, was ihr zu wissen nötig ist. Bey der Erwachung glauben sie, daß die Seele dasjenige wirklich gesehen, was ihnen im Traume vorgekommen; und folglich richten sie sich aufs genaueste darnach.

Wissung durch Träume.

Alle Träume sind aber nicht gleich. Einige sind geheimnisvoller als andre. Es giebt welche, die eine Art der Fatalität mit sich führen, und bey ihnen durch die Uebereinstimmung, so das, was ihnen geträumet, mit ihrem Leben hat, von äußerster Wichtigkeit sind. Denn sie glauben, solches sey dergestalt damit verknüpft, daß alles lediglich, sowol in Ansehung des Ziels, als auch der übrigen Umstände ihrer Glückseligkeit, davon abhänge. Wenn sie nun diese fatale Sache erblickt haben; so müssen sie selbiger, es koste auch was es wolle, theilhaftig werden. Und wenn sie noch ziemlich glücklich sind, solche zu überkommen; so heben sie selbige dergestalt heilig, als ihr eigen Leben, auf. Diejenigen, deren Leben an eine leblose Sache geknüpft ist, sind weniger beklagenswürdig, als diejenigen, die solche in dem Schicksale einiger Thiere suchen. Denn wenn diese sterben, so müssen jene eben eine solche Bestimmung besorgen; und sie glauben dergestalt zuverlässig, daß sie sodenn wenig Zeit zu leben übrig haben, daß einige sogar das Orakel ihrer Ein-

(37) PLUTARCH. de Genio Socratis. TERTULLIAN. de Anima cap. 44.



Einbildung dadurch erfüllen, daß sie kurz hernach bloß aus Vorstellung, daß sie sterben würden, in der That gestorben seyn.

Dieser Zusammenhang der Dinge, welche, ob sie zwar außer dem Menschen seyn, dennoch aber eine solche Verbindlichkeit mit seinem Leben haben, entstehet von einer Bewegung der Seele, von einer geheimen Einfößung und von einem natürlichen Verlangen; so sie zu der Sache treibt, und zwischen beiden eine Gleichheit und Sympathie verursacht, woraus entweder eine Beruhigung in deren Besiz, oder eine Unruhe aus ihrer Entberung erwächst. Dieser Zusammenhang macht auch, daß sich die Seele bewaget, und da sie in dem Leibe, welchen sie bewonet, ungeduldig wird; so ziehet sie selbigem dadurch verschiedene Krankheiten, ja öftermalen den Tod selbst zu.

Das Verlangen ist von dem freiwilligen und überhingehenden Verlangen unterschieden, als welches eine Kenntnis des Gegenstandes, wornach der Wille stehet, zum Voraus sehet. Denn ersteres ist der Seele eingepräget und sehet keine Kenntnis, auch nicht bey demjenigen zum Voraus, dem doch so viel daran gelegen, das, was seine Seele wünschet, zu kennen, welches er aber nichts desto weniger nicht erkennen würde, wenn sich seine Seele nicht durch Träume desfalls erklärte.

Die Folgerung, welche zu besorgen stünde, wenn der Seele dasjenige nicht gegeben würde, was sie verlange, verbindet sie, alle ihre Träume mit grosser Sorgfalt zu bemerken, und reißet nicht nur den, der da träumet, sondern auch seine Landsleute an, ihm alle Genugthuung zu verschaffen, die er zu Erfüllung seiner Träume erfordert: dergestalt, daß bey diesen Gelegenheiten sie nicht nur nichts von dem Verlangten abschlagen, als welches die größste Schwachheit seyn würde; sondern ihm vielmehr hierin zuvor kommen und das liebste, so sie haben, aufopfern.

Mir hat ein alter Missionarius erzählt, daß einem Wilden geträumet habe, als ob die Glückseligkeit seines Lebens in dem Besiz einer an einen der Vornehmsten des Ortes verheirateten Frau bestünde. Daher er diesem eben den Antrag thun lassen, welchen Hortensius ehemals dem Cato zu Utica selbst zu machen sich erdreustete<sup>(38)</sup>. Mann und Frau liebten sich herzlich; daher war die Trennung überaus schmerzhaft. Inzwischen wolten sie das Begieren doch nicht ausschlagen, und trenneten sich also. Die Frau gieng ein neues Bündnis ein; und als der verlassene Mann ersucht wurde, sich andrer Orten wieder zu versorgen; so that er es aus Höflichkeit, und um allen Verdacht zu vermeiden, als ob er an seine erste Frau noch gedächte. Jedoch, nach dem bald darauf erfolgten Tode desjenigen, der sie getrennet, nahm er selbige wieder zu sich.

Wenn die Erfüllung der Träume Schwierigkeiten verursacht und daraus verdriessliche Folgerungen entstehen können; so suchen die Angehörigen des Träumers alsdenn der Erfüllung des Traums dadurch zuvor zu kommen, wenn sie die verlangte Sache nachmachen, oder sich stellen, als ob sie den Traum auf alle mögliche Weise erfüllen wolten. Ich habe in einer unsrer Erzählungen gelesen, daß einem Wilden geträumt, als ob er von dem Feinde gefangen worden; daher wolte er, daß seine Freunde diesen Traum dadurch wahr machen solten, daß sie ihn als einen Kriegesfeind überfielen und als einen Sklaven hielten. Er lies sich auch lange Zeit mit Feuer martern, und gedachte dadurch die wirkliche Erfüllung eines so kläglichen Traums zu vernichten.

Wenn sie einen unangenehmen Traum gehabt, dessen Erfüllung man nicht wünschet; so bemerkt man an ihnen eine ungemeine Hartnäckigkeit, die Ausföhrung desselben zu begieren.

Mann

(38) PLUTARCH. in Caton. Min.

Man füget der gewöhnlichen Art, die Erfüllung dieser wunderlichen Träume zu zernichten, Geschenke bey, damit der Träumenden böses Verlangen dadurch gebeuget werden möge. Diese aber begnügen sich nicht allemal damit. Ein **Wilder**, der darüber ungehalten war, daß man einem Sklaven seiner Cabane wider seine Neigung das Leben geschenkt hatte, warf eine tödtliche Feindschaft auf diesen, die er verschiedene Jahre zu verbergen wußte. Als er sich aber endlich nicht länger verstellen konnte; so gab er vor, daß ihm geträumet, als ob er Menschenfleisch gegessen; und kurz hernach erklärte er sich, daß es von diesem Sklaven gewesen sey. Die Erfüllung dieses barbarischen Traums wurde vergeblich wendig zu machen gesucht: man machte verschiedene Männer von Teig und briet sie auf der Asche; jedoch alles wurde von ihm verworfen. Kurz, man sparte nichts, ihm diese Gedanken aus dem Kopfe zu bringen; alles aber war fruchtlos, und dem armen Sklaven mußte der Kopf abgehauen werden.

Diese Freiheit, alles zu fordern und aus Achtung vor die Träume alles zu überkommen was man verlangt, verursacht oftmalen, daß einige einen Mißbrauch daraus machen, und dasjenige wachend dreiste verlangen, wovon ihnen geträumet. Als einstens ein **Wilder** an einem Franzosen, so ein Sklave unter ihnen war, eine bessere Decke als die seltnige gesehen; so träumte ihm augenblicklich davon, und verlangte daher selbige. Der Franzose, der nicht dum war, gab sie ihm freiwillig, denn er war versichert, daß er seinem Schaden schon wieder nachkommen konnte. Einige Tage nachher gieng er in dieses **Wilden** Cabane, und als er darin einen schönen Rock von Ochsenhäuten erblickte, so stellte er sich, als ob ihm davon geträumet habe. Der **Wilde** überlieferte ihm solchen, ohne sich lange darum bitten zu lassen. Diese abwechselnde Träume dauerten einige Zeit; dem **Wilden** träumte beständig, der Franzose blieb ihm nichts schuldig, und keiner von beiden irrete sich in dem Gegenstande seines Traums. Endlich wurde es der **Wilde** zuerst überdrüssig. Daher gieng er zu dem Franzosen und nahm die Abrede mit ihm, daß ihnen hinfüro von nichts weiter träumen sollte, was sowol dem einen als andern zugehörete. Der Franzose willigte darein, ohnerachtet er bey dieser Friedenshandlung etwas mehr als der **Wilde** eingeblüffet hatte.

§. 37.

Ausser dieser Freiheit, alles zu verlangen was der Vorwurf ihrer Träume gewesen, haben sie noch ein allgemeines Fest, welches gleichsam das Fest der Träume oder des Verlangens ist. Dieses hat etwas von der alten Gewonheit der **Morgenländer**, sich mit Räthseln und verblühten Sinbildern zu unterhalten, an sich, und ist zugleich eine Folge der **Bacchanalien** und **Saturnalien**, wovon wir noch einen Ueberrest in den Ver Cappungen und Vermummelungen des Carnevals übrig behalten haben. Es fängt beinahe zu eben der Zeit an, und dauert oftmalen drey bis vier Wochen hintereinander. Unstre **Wilden** nennen dieses Fest **Onnonhouarori**, Thorheit oder Verrückung des Gehirns; weil sie zu der Zeit wirklich närrisch und im Kopfe verrückt zu seyn scheinen. Das ganze Dorf giebt das Ansehen von sich, in eine Art der Unsinnigkeit zu geraten. Jedweder verummumelt sich nach seinem Gurdünken. Sie machen Larven von Baumrinde, so wie sie **Virgilius** <sup>(39)</sup> beschreibt; oder sie ziehen einen Sack über den Kopf, in welchem Augen und Mund ausgeschnitten sind. Sie bemalen und kleiden sich auf eine ungeheure Art. In diesem Aufzuge laufen sie als Beseffene von einer Cabane zur andern, stoßen, schlagen



schlagen und brechen alles, was sie antreffen, entzwey, ohne daß jemand was dagegen einwenden noch sich darüber beschweren darf. Die Klügsten begeben sich unterdessen aufs Feld. Denn es ist eine solche Zeit, die man sich zu Auslassung seines Hasses und Ausübung seiner Privatrache zu nütze zu machen suchet. Sie schreien aus vollem Halbe, daß sie geträumet haben, und lassen denen, die ihnen begegnen, den Vorwurf ihrer Träume, die sie theils durch ihre emblematische Verkleidung, theils durch einige räthselhafte Worte anzeigen, so sie in ihren Gesängen mit einfließen lassen, erraten. Derjenige nun, der es geraten hat, mus bezahlen und das Verlangen der Larve erfüllen. Dieses geschieht auch mit Vergnügen, denn ein jeder macht sich eine gewisse Ehre daraus, daß er ihre Schwierigkeiten auflösen können. Man überhäuft sie also mit Geschenken von allerhand Art, und man siehet sie mit Beilen, Kesseln, Porcelain und andern Hausgeräte, mit einem Worte, mit allem, was ihr Verlangen befriedigen kan, insbesondre aber mit Eßwaaren, die zu Unterhaltung des Festes dienen, nach Hause gehen. Dieses Fest endiget sich denn endlich damit, wenn sie, wie sie sagen, die Narheit zum Dorfe hinausjagen: bennähe wie das gemeine Volk in Europa den Fastnachtsnarren zu begraben pflegt. Nach dem Feste wird einem jeden alles, was er geschenkt, und nicht das Lösungswort des Räthfels gewiesen, wieder erstattet.

Wie nun die mehresten Feste der Wilden des Nachts vor sich gehen, und man diese alsdenn durch das Dorf und Cabanen mit Feuerbränden und Fackeln aus Birkenrinden herumschwärmen siehet; so mutmasse ich, daß diese den lymphatischen Schwärmerien, die zu Ehren des Bacchus, des Pans, der Ceres, des Vulcanus, des Prometheus, der Minerva u. s. w. angestellt wurden, und welche man das Fest der Fackeln oder Lampen nennete, ihren Ursprung zu danken haben. Von welchem Fackeln- und Lampenfeste man auch noch auf alten Denkmalen und in Schriftstellern, die unter mancherley Namen dapon gehandelt, Spuren antrifft, und dessen Ursprung in so entfernte Zeiten gesetzt wird, daß man die Anordnung desselben entweder den Göttern selbst, oder vergötterten Menschen zueignet. Die berühmtesten dieser Feste waren die zu Ehren der Minerva angestellte Panathenäen zu Athen; die Lupercalien zu Ehren des Pans bey den Römern, und das Fest der Lampen zum Andenken der Isis bey den Egyptern. Ich zweifle auch nicht, daß das Laternenfest, das unter den Chinesern mit so vieler Pracht gefeiert wird, und wovon wir bey dem le Comte eine vortrefliche Beschreibung antreffen, nicht ebenfals ein Ueberbleibsel dieser heidnischen Feste seyn sollte.

Ob nun wol ein jeder insbesondre die Freiheit hat, nach seinem Gefallen zu träumen, und durch Träume solche Kenntnis zu erlangen, welche seine Seele oder Genius ihm zu seinem eignen Vortheil mittheilet; so geschieht es doch nicht anders, als wenn die Seele zuvor durch die Einweihung, Einsamkeit, Fasten, Enthalttsamkeit u. s. w. zu Erlangung höherer und solcher wichtigen Kenntnis zubereitet worden, worauf die Glückseligkeit des Lebens ankomt. Es geschieht nicht eher, sage ich, als wenn die Seele von allem Materialischen der Sinne, worin sie von der Bedürfnis des Leibes gleichsam begraben liegt, befreiet worden, elne durchdringendere Einsicht erhalten, und sich den Geistern mehr genähert hat; alsdenn entdeckt sie das Wesentliche, so mit ihrem Verlangen in genauer Verbindung stehet, und von den Wilden Osaron-genennet wird.

Dieses Osaron, so ihnen in einem ihrer geheimnisvollen Träume gezeigt wird, bestehet in der ersten Kleinigkeit, die sich ihrer durch den Schlaf oder durch lange Fasten verwirten Einbildungskraft darstellt. Ein Calumet, ein Messer, eine Bärenhaut, eine Pflanze,

Pflanze, ein Thier, mit einem Wort, alles, was es auch seyn mag, ist der Otkon, Otki oder Manitou, oder der Geist: nicht zwar als ob sie solches wirklich vor einen Geist halten sollten, sondern sie nemen es vor dessen Symbolum, vor das Kennzeichen des Vertrags, oder vor die Benennung der moralischen Vereinbarung an, die zwischen ihrer Seele und dem Geiste ist, der sich mit ihnen verknüpft, und wodurch sie alles erkennen und wirken können. Denn kraft dieses Ojaron können sie sich verwandeln, sich hinwegbegeben und alles verrichten, was ihnen gut dünket. Ihr Begriff hiervon kommt mit dem, welchen wir von der Lycanthropie haben, überein. Ojaron ist das Thier, so zu ihren Reisen und Bezauberungen dienet; es sey nun daß sie solche vor wirklich halten, oder überführet seyn, daß die Seele sich allein absondre, oder auch daß es der Schutzgeist sey, der sich ihren Absichten und Verlangen gemäß erweise.

Es haben nicht alle einerley Tugend in gleichmäßiger Ausbreitung. Sie glauben, daß es Personen gebe, denen die Geister gewogner seyn, und welche weit aufgeklärter als andre sind; deren Seele nicht nur dasjenige, so sie insbesondré angehet, empfindet, sondern die auch das Innerste der Seelen anderer erblicken, mitten durch die Decke, womit sie umhüllet seyn, durchschauen, und darinnen ihr natürliches und eingepprägtes Verlangen entdecken, welches die Seele entweder selbst nicht gewar geworden; oder durch Träume nicht bekant gemacht; oder auch, daß auch diejenigen, welche dergleichen Träume gehabt, solche wieder vergessen haben. Dadurch ist ihnen bey den Huronen der Name Sajotkatta, und bey den Troquoisen, Agotsinnachen beigelegt worden, welches so viel als Sessen bedeutet; indem sie die Menschen in ihrem Innern betrachten können. Die heil. Schrift giebt den Propheten gleichen Namen. Weil sie aber dieser Wissenschaft verborgne Dinge hinzufügen, nemlich durch die Kraft ihrer Gesänge und lympatischen Tänze noch andre Wunder zu thun; so werden sie auch Arendiovannens, nemlich göttliche Sänger genennet, welchen Namen das verblendete Altertum dem Orpheus nebst allen, die mit dem Geiste der Weissagung angefüllet waren, beizulegen pflegte. Endlich bekommen sie noch wegen ihres Umgangs mit den Geistern den Namen Agorkon, welches eben der ist, womit die Geister der zweiten Ordnung, mit denen sie einen genauen Umgang dem Angeben nach haben sollen, belegt werden. Die Namen Piayen, Boyen, Pagen u. s. w. die sie von verschiedenen americanischen Völkern empfangen, gehen ebenfals auf diese Bedeutung.

S. 38.

Die Warsager sind zu allen Zeiten des Heidentums als solche angesehen worden, die eine Kenntnis von göttlichen und menschlichen Dingen besaßen, denen die Kraft und Wirkung der Pflanzen, Steine, Metalle und alle verborgne Eigenschaften der Natur bekant gewesen; sie ergründeten nicht nur der Menschen Gedanken, sondern sie sahen auch das Zukünftige voraus: sie lasen in dem Gestirne, in dem Buche des Schicksals, und unterhielten mit den Göttern ein genaues Verstandnis, wozu die übrigen Menschen nicht würdig geachtet wurden. Wenn nun dieses mit einem strengen leben und ordnungsmäßigen Sitten, zum wenigsten die dem Ansehen nach untadelhaft sind, verknüpft werde, geschehe es, daß jederman eine besondré Ehrfurcht vor sie hege und sie als Orakel und Organa der Götter um Rath frage.

Die Arendiovannens und Agotsinnaches, oder Nachfolger dieser Warsager, sind gleichfals außerordentliche Menschen, die ihr Stand ansehnlich machet, und in allen



Stücken gleichsam als Quellen der Wahrheit zu Rathe gezogen werden. Denn sie legen nicht nur die Träume aus und entdecken das geheime Verlangen der Seele; sondern es ist auch nichts anzutreffen, wohin sich ihre Wissenschaft nicht erstrecken sollte. Die Vorherverkündigung des Zukünftigen; der Ausgang eines Krieges, einer Reise; die verborgnen Ursachen einer Krankheit; wodurch eine Jagd oder Fischey glücklich ablaufen könne; die Wiederherbeischaffung gestolner Sachen; mit einem Wort, alles was mit der Warsagerey eine Gemeinschaft hat, gehört unumgänglich zu ihrer Verrichtung und mus durch ihre Hände gehen: damit sie die Quelle des Uebels entdecken, solche beschwören, und das Unglück entweder abwenden, oder kräftige Hülfsmittel dagegen gebrauchen können. Sie lassen es auch nie ermangeln, ihre Kunst so viel möglich gelibar zu machen.

Es giebt unter ihnen noch eine andre Art seltsamer Menschen, die sie ebenfals *Agorkon* oder Geister nennen. Solche nun sind diejenigen, die Herereien oder Zaubereien veranlassen. Unter beiderley Geschlechtern ist zwar ihre Anzahl nicht geringe; insbesondre aber wird das weibliche in Verdacht gezogen, als ob es sich mit solchem Handwerke sonderlich abgebe, das blos dazu diene, Unglück zu stiften. Daher werden die verdächtigen Frauenspersonen mit Abscheu angesehen, und dadurch gezwungen, ihre geheime Bosheit zu verbergen. Dadurch werden auch die Verdienste der Warsager noch mehr erhoben, weil deren Hauptverrichtung darin mit bestehet, die Zaubereien und ihre Urheber zu entdecken, und Gegenmittel an die Hand zu geben.

Es ist ein Kunstgrif der Gottesleugner und eine Wirkung des Unglaubens, so heut zu Tage einen so merklichen Fortgang in der Welt gewinnt, daß man auf gewisse Masse auch wol diejenigen, die noch einige Religion haben, von der Meinung abgezogen, daß es jemals Leute gegeben, die mit den bösen Geistern durch den Weg der Zauberey Umgang gepflogen. Man hat diese Meinung mit einer Schwäche des Geistes und der Einfalt verknüpft, als welche verursache, daß sie niemanden als alten einfältigen Weibern und geringen Leuten, oder Priestern und Geistlichen zu gute gehalten werde, von welchen letztern man annimt, daß sie ihren Vortheil dabey finden, das Volk in diesem irrigen Wahn zu unterhalten, dem doch ein vernünftiger Mensch nimmermehr beizutreten vermöchte.

Wenn nun dieser Geist des Unglaubens fest gesetzt werden sol; so müssen die angeblichen starken Geister sich mitten im Lichte blenden, das alte und neue Testament umstossen, und dem ganzen Altertume, benebst der Kirchen- und Profanhistorie widersprechen, denn darinnen irift man durchgängig Zeugnisse von dem Umgange der Menschen mit den heidnischen Gottheiten, oder besser zu sagen, mit den bösen Geistern an: und anstat, daß die Heiden sich hätten einfallen lassen sollen, diese Meinung zu vernichten; so haben sie sich vielmehr von der Zeit, da das Christentum seinen Anfang genommen, beschweret, daß dieser Umgang nicht mehr so merklich und häufig sey: als woraus ihrem Gögendienste ein grosser Nachtheil zuwüchse, indem ihre Götter von allen Menschen verlassen würden; gleichwie es auch schiene, daß diese sich selbst nicht mehr um die Menschen bekümmerten.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß es zu allen Zeiten sowol unglaubige, als einfältige und leichtgläubige Menschen gegeben; dennoch aber kan der Punct des Unglaubens der einen, so wenig als die einfältige Leichtgläubigkeit der andern, der Wahrheit nachtheilig seyn. Es ist zwar auch unstreitig, daß unter den Gödenpriestern, die den mehresten Umgang mit ihren Gebietern gehabt und ihren Vortheil durch das Wunderbare aufrecht erhalten mußten, sich verschiedene Betrüger und Charlatans gefunden, die den Abgang des Geistes, wenn dieser etwan schwieg, ersetzten, und durch allerhand Taschenspielerkünste und Blendwerk

wert die Menschen betrogen. Doch dieses war nicht dergestalt allgemein, daß es nicht auch wirkliche Zauberer, Warsager, Entzückte und von des Pythons Geist besessene Menschen gegeben haben solte, die die lebendigen und belebten Organa gewesen, wodurch sich die bösen Geister ausgedrückt, und ihre Orakel von sich gegeben. Denn man würde sonst die Menschen vor grosse Thoren achten, wenn man annehmen wolte, daß sie verschiedene Jahrhunderte der Vorwurf des Betrugs einiger elenden Gaukler gewesen.

Was nun ehemals geschehen, und noch überdem bescheiniget ist; eben dieses kan sich ja auch noch heut zu Tage ohne Widerspruch ereignen. Ob gleich nach der Menschwerdung unsers Heilandes die Orakel aufzuhören, und die bösen Geister, wo das Christentum Wurzel gefasset, viel von ihrer Kraft zu verlieren anfiengen; so verstummten sie doch nicht ganz und gar: und die Kirchenhistorie giebt uns verschiedene Beispiele dieser alten Gemeinschaft mit dem Geiste der Finsternis an die Hand, welche von den Heiligen und Nachfolgern der Apostel oftmalen genöthiget worden, der Wahrheit wider sich selbst Gerechtigkeit zu thun; und dadurch die Religion, so die Apostel verkündigten, auch wider ihren Willen, mit beständigen zu helfen.

Selbst noch gegenwärtig geben uns die Erzählungen von den neuentdeckten Ländern, wo die Abgötterey noch in ihrer vorigen Stärke ist, zu erkennen, daß Gott noch jeso dem Satan zulasse, seine Gewalt über die Ungläubigen auf eine merckliche Art auszuüben: und daß dieser böse Geist seine Orakel noch wirklich durch den Mund dieser Unglückseligen gehen lasse, welche die Ehre, so er ihnen dadurch erzeiget, daß er sie zu seinen Werkzeugen gebrauchet, theuer genug bezahlen müssen. Es haben auch die Missionarien oftmalen den Trost gehabt, zu erfahren, daß die Gegenwart eines einzigen Christen selbige stumm gemacht, und die Wirkung des heidnischen Aberglaubens gehemmet hat.

So viel die Wilden in America anbetrifft; so ist von selbigen verschiedentlich gehandelt worden. Diejenigen Verfasser, die Erzählungen von dem mittägigen America und von Mexico mitgetheilet, sagen insgesamt ohne Ausname, auch sogar die Protestanten, als die Prediger Leri und Rochefort, daß ihnen der Satan unter mancherley Gestalt erscheine; daß sie mit selbigem einen fülbaren Umgang haben, und ihn mehr, als man beschreiben kan, fürchten, indem er eine grausame Gewalt an ihnen ausübet, und sie oftmalen so entseßlich schlägt, daß sie davon lange Zeit sichtbare Kenzeichen an ihrem Leibe tragen. Mir sind überhaupt keine Schriftsteller bekant, die von den Mexicanern und mittägigen americanischen Völkern anders als auf solche Weise gehandelt haben.

Es finden sich auch einige, welche eben dieses von den Barbaren Neufrankreichs sagen: und wir lesen in den ersten Erzählungen, daß der berühmte Membertou, ein Oberhaupt der Souriquoisen, der durch Champlains, Lescarbots und Biards Reisen so sehr bekant worden und ein grosser Warsager gewesen, sich bekeret, und zur Ursache angegeben habe, daß der Satan, der ihm oftmalen erschienen, ein schlimmer Meister seyn müsse, indem er ihm niemals etwas anders, als Böses zu thun befohlen habe.

Indessen redet doch der meiste Theil von Schriftstellern von den mitternächtigen americanischen Wilden anders. Die Missionarien Neufrankreichs, welche von dieser Art Warsagern am meisten auszustehen haben, weil sie das Volk in ihrem alten Aberglauben unterhalten und ihren Bekerungen die grösssten Hindernisse in den Weg legen, untersuchten sogleich mit grosser Sorgfalt, ob der Satan an ihren Zaubereien und andern abergläubischen Uebungen wirklich Theil habe. So viel Mühe sie aber auch anwendeten; so konten sie doch nichts entdecken, worauf sich ein zuverlässiges Urtheil gründen



den lies. In dieser Ungewisheit ergriffen sie das Mittel, ihren in der That verwerflichen Aberglauben zu verdammen, und blos denen die Tausche mitzutheilen, die selbigem öffentlich absagen und vor verdammt halten würden. Sie selbst aber glaubten dasjenige, was sie selbst von diesen Zaubereien und Warsagereien vorgaben, als Narrentheidungen anzusehen, und betrachteten ihre angebliche Warsager nicht anders als bloße Gauckler und ungeschickte Aerzte, die man hernachmals Jongleurs genant, als ob ihre Kunst in lauter Betriegeren bestünde.

Es gebüret mir nicht diese Frage zu entscheiden, und ich wil gerne glauben, daß alles, was diese Jongleurs an Wundern thun, im Grunde nichts anders als etwas natürliches sey; und zwar nicht so wol, daß ihre Vorherverkündigungen verdächtig, und oftmalen dem Ausgange, so wie man vorgiebt, entgegen seyn sollten: (denn der Satan ist zu allen Zeiten ein Vater der Lügen gewesen und hat die Menschen durch falsche und zweideutige Orakel in Irthum erhalten:) als vielmehr, daß es in der That nicht leicht Verblendungen und anscheinende Wunder gebe, die nicht durch Kunstgriffe nachgemacht werden können; daß es also fast unmöglich ist, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

Diesem allen aber ungeachtet, äussern sich einige Dinge, die mich rühren, und welche ich einer nähern Aufmerksamkeit würdig zu seyn erachte.

Das erste ist diejenige Gleichförmigkeit der Begriffe und Wirkungen der Jongleurs, oder derer, die Zauberey treiben, mit dem, was wir in den alten Schriftstellern von der Natur ihrer Bezauberungen und Warsagereien zu derjenigen Zeit lesen, da die Macht des Geistes der Finsternis in Ansehung dieser Geheimnisse der Bosheit bekanter, und weniger Zweifel unterworfen gewesen.

Die Jongleurs nebst denen, die mit Zauberey umgehen, werden, wie ich bereits gesagt, als Agorkon oder Geister, und zwar wegen des angeblichen Umgangs, so sie mit den Geistern und Geniis haben, angesehen. Allem Anscheine nach sind sie von einander durch nichts als den Bewegungsgrund unterschieden, der ihre Handlungen antreibt. Diejenigen, die Zauberey treiben, haben keine andre als schädliche Absichten; da im Gegentheil die Jongleurs, ob sie gleich ihre Kunst misbrauchen können, keinen andern Vorsatz haben, als dem Uebel abzuhelpen, so von den andern gestiftet werden möchte, oder wol bereits angerichtet worden.

Die Kraft, außerordentliche Dinge zu thun, flosset sowol bey einem als andern aus einerley Grunde, nemlich aus der Gemeinschaft mit den Geistern her. Die Achtung, welche die Wilden vor ihre Jongleurs, und der außerordentliche Abscheu, den sie vor die Zauberer haben, giebt mir Anlas davor zu halten, daß sie doch zwischen denen Geistern, mit denen sie Umgang zu haben glauben, einen Unterscheid machen müssen, und zwar dergestalt, daß sie meinen, als ob die guten die Ursache der Wunder seyn, so durch ihre Warsager verrichtet werden; da hingegen die bösen die Urheber des Unglücks, so aus der Bezauberung entsteht, seyn sollen. Die Alten hatten gleichen Satz angenommen. Denn ob wir wol alle Wirkungen der Theurgie sowol als die heßlichste Zauberey, als ein Werk des Geistes der Finsternis ansehen müssen; so scheint es doch nicht, daß die Alten eben die Meinung von ihrer Theurgie gehabt. Denn diese wird durch die derselben beigelegte grosse Lobsprüche erhoben. Sie wurde in dem Laufe der Einweihungen gelehret, und war die Frucht beschwerlicher Proben, welche diejenigen, die eingeweihet wurden, ausstehen mußten: an stat daß die Magie vermassen verabscheuet wurde, daß, gleichwie zu dem

Eingänge

Eingänge in die Einweihungen ein reines und gesaubertes Herz erfordert wurde; man diese hingegen unter die gräulichsten Laster rechnete, welche an sich selbst, oder nur die Vermutung davon, schon hinlänglich waren, jemanden auf immerdar aus dem Tempel der Ceres und an der Theilnehmung an ihren Geheimnissen auszuschließen.

Heliodorus (<sup>40</sup>) hat diese beiden Arten der Magie der Alten wohl unterschieden. Er führt einen egyptischen Priester folgendergestalt redend auf: „Manche halten davor, daß die Wissenschaft der Weissagung unter den Egyptiern, bey denen, die sich damit abgeben, durchgängig einerley sey; sie sind aber hierin sehr irrig. Denn es giebt eine gemeine Magie, welche so zu reden beständig auf der Erden kriechet, an den Schatten der Todten knechtisch angeheftet ist, und immer um die Leichname herum flattert. Sie erbleichet bey dem geringsten Fleiße der Einfältigen, und ergiebt sich lediglich den Bezauberungen. Indem sie nun selbst weder Treu noch Glauben hat, so kan sie auch diejenigen, die sich darauf legen, nicht dazu leiten; vielmehr irret sie sich selbst öftermalen in ihren eignen Grundsätzen. Dem ungeachtet aber bringet sie zuweilen wunderbare Wirkungen, als die Erscheinung gewisser Dinge, die doch nicht wirklich sind, hervor; gleichsam als wenn selbige wesentlich gegenwärtig wären: ingleichen vernichtet sie die Erwartung der Menschen in dem was sie hoffen; ersinnet täglich neue Laster, und schmeichelt denen niederträchtigsten Leidenschaften, wodurch sie denn Gelegenheit darbietet, sich in den allerverabscheuungswürdigsten Wollüsten herum zu wälzen.“

„Die andre aber, welche die wahre Weisheit ist, wovon die erstere, jedoch vergeblich, einen falschen Glanz zu rauben und sich dahinter zu verbergen trachtet, und davon wir andere Priester, nebst allen, die von priesterlichem Geschlechte abstammen, von Kindesbeinen an, Profession machen, erhebt sich durch die Betrachtungen, über die himmlischen Dinge. Sie gehet mit den Göttern vertraut um; sie nimmt gewissermasse Antheil an der göttlichen Natur; sie legt sich auf die Kenntnis der Bewegung des Gestirns: und da sie alles Licht, so sie durch die Beschauung des Zukünftigen erhält, sich zu Ruße macht; so befließiget sie sich, alles, was dem Leibe und der Seele schädlich seyn mag, von dem Menschen zu entfernen, und richtet zu gleicher Zeit alle ihre Absichten dahin, sie zum Guten und zur Tugend zu vermögen.“

Als eben dieser egyptische Priester der Chariclea (<sup>41</sup>) die Erlaubnis versagte, sich nach dem Schicksal ihres Geliebten bey einer Zauberin zu erkundigen, deren magische Beschwörungen sie in einer fürchterlichen Nacht verrichten sahe; so gab er ihr zu erkennen, wie sehr diese Art der Magie verabscheuet werden müste, indem er zu ihr sagte: „Es sey eine gottlose und verfluchte Verrichtung, davon auch selbst der Anblick verboten wäre; zum wenigsten wenn man nicht gezwungen würde, dergleichen Scheusal mit anzusehen, wie er bey gegenwärtigen Umständen thun müste. Denn, setzte er hinzu, den Priestern ist nicht erlaubt, an dieser Art der Beschwörung eine Ergöglichkeit zu finden, noch selbige durch ihre Gegenwart zu billigen: um so mehr, da das Vermögen, selbst Wunder zu thun, und künftige Dinge vorher zu sagen, ihnen aus der Heiligkeit gerechter Opfer zufließe; nicht aber aus gotteslästerlichen Beschwörungen und Anrufungen der Verstorbenen, so nur blos diejenigen thun, die, gleich dieser elenden Egyptierin, welche uns ein ungesähriger Zufal vorstellig machet, beständig um den Gräbern herum irren.“

Sowol

(<sup>40</sup>) HELIODORVS Hist. Aethiop. lib. 3.

1 Theil.

(<sup>41</sup>) HELIOD. l. c. lib. 6.



Sowol ihre Bezauberungen selbst, als auch ihre dagegen gebrauchte Mittel, haben eben die Beschaffenheit, als bey den Alten; auch eben ein solches ungleiches Verhältniß mit dem Unglücke, so sie anrichten oder abhelfen wollen. Zu gewissen Zeiten des Monds und bemerkten Stunden der Nacht, Kräuter zu samlen, und bey Sammlung derselben tausenderley abergläubische Ceremonien zu beobachten; bey deren Abpflückung sich gewisser unvernemlicher und zauberischer Worte zu bedienen; Bilder von Leige, von Blättern des türkischen Weizens, oder von baumwollenen Faden zu machen, welche die Person vorstellen, so die Zaubererey angehet; selbige mit Dornen zu stechen, und mit kleinen, nach der Größe der Figur verfertigten, Pfeilen zu durchschießen, und davor zu halten, daß eine solchergestalt veranlassete Zaubererey durch die bloße Absicht wirksam seyn könne, wenn dieses Bild unter eine Thürschwelle und Matte vergraben, oder selbst ins Grab gelegt wird: alles dieses, sage ich, ist der Character und die Beschaffenheit dieser Bezauberungen, und macht die wesentlichste Eigenschaft und unumgänglich nöthige Bedingung derselben aus. Dieses alles nun ist mit dem, was wir von den Zauberereyen der Alten lesen, und was wir in den necromantischen Büchern antreffen, dergestalt gleichförmig, das es unsre Wilden gewis nicht besser machen könnten, wenn sie auch gleich darinnen studiret hätten.

Garnier hatte verschiedene dergleichen Zauberstücke in Händen, die ihm von einem bekehrten Wilden waren überliefert worden. Einemals reißete ich ihn zu einer Neugierde, die er noch nicht bey sich verspüret hatte; und ich bat ihn, dieserhalb mit mir eine Untersuchung anzustellen. Er hatte einen ziemlichen Vorrat besammlen, und dieser bestand in Packeten, von zusammengeflochtenen Haaren, Schlangenbeinen oder von andern außerordentlichen Thieren, Stückgen Eisen oder Kupfer, aus Bildern, die aus Leig oder türkischen Weizenblättern gemacht waren, nebst verschiedenen andern dergleichen Dingen, die an sich selbst keine Gemeinschaft mit den Wirkungen haben, auch nicht anders als durch eine übermenschliche Kraft in Betrachtung eines förmlichen oder stillschweigenden Vertrages, wirksam seyn konten.

Die Jongleurs haben etwas an sich, welches einem Warsager gemässer ist. Man siehet sie in eine Entzückung fallen, welche alle Sinne bindet und ihren Gebrauch verhin- dert. Der fremde Geist scheint sich ihrer auf eine handgreifliche Art zu bemächtigen und sich ihrer Organen zu bemäistern, damit er desto unmittelbarer durch sie wirken könne. Er versetzt sie in einen enthusiastischen Zustand, daß sie ihre Glieder gleich den Sibyllen verdrehen; er spricht aus dem Innersten ihres Bauchs, wodurch auch die Pytho- nissinnen den Namen *Ventriloqua* bekommen; oftmalen hebt er sie in die Luft, oder stellet sie weit grösser vor, als sie natürlicher Weise sind.

In dieser Art der Entzückung scheint ihr Verstand durch den Geist, der sie besizet, gefesselt zu seyn. Sie sind nicht mehr bey sich selbst, gleich denen Warsagern, wovon Iamblichus gedenket, daß ein fremder Geist durch sie dergestalt arbeite, daß sie sich nicht nur nicht mehr kennen, sondern auch ihrer selbst nicht mehr bewußt sind, und von allem Liebel, so ihnen während dieser Zeit angethan wird, keine Empfindung haben. Daher man sie ohne Bedenken mit Feuer brennen, mit glühenden Stacheln stechen, sie mit Beilen hauen und ihnen die Arme mit einem Schermesser ablösen könnte. Man siehet sie wirklich in dieser Entzückung ohne Verletzung Feuer verschlingen, und auf glühenden Kolen gehen; eben als die, wovon Virgilius <sup>(42)</sup> redet, welche von dem Apollo auf dem Berge Soracte

(42) VIRGILIUS Aeneid. 9. PLIN. lib. 7. c. 2.

Soracte inspirirt worden; oder als wie diejenigen, deren Strabo <sup>(43)</sup> Erwähnung thut, die durch den Eindruck der Göttin Terontia weissagten; oder als die Weiber der Castalier, wovon eben dieser Verfasser redet, die der Göttin Diana perastia gewidmet waren. Ueberdem stossen sie lange Stücken Holz in den Schlund, lassen lebendige Schlangen in ihren Busen kriechen, und thun verschiedene andre Dinge, die das Ansehen eines Wunderbaren gewinnen.

Die Zeit über nun, da sie diese Wunder thun, beschauen sie entweder die Dinge innerlich, oder sie werden ihnen äusserlich auf eine unendlich verschiedene Art vorgestellt. Denn sie beobachten beinahe eben die Manieren, durch die Pyromantie, Hydromantie und andre Künste zu warsagen, als man in den Schriftstellern warnemen kan, die von der Magie und Warsageren gehandelt haben. Der Geist wirket ebenfalls in ihnen, wie in dem Altertume, auf gewisse gegebene Zeichen; als auf den Klang der metalnen Cymbeln oder andrer musicalischen Instrumente; ingleichen durch gewisse Tränke, warsagende Ruten, durch Zeig, Rechnungen und andre dergleichen Dinge mehr.

Ein französischer Officier, der die huronische Sprache gleich einem gebornen Huron redete, unter welchen er sich seit seiner zarten Jugend an, beständig aufgehalten, hat mir eine Sache erzälet, wovon er ein Zeuge gewesen, und die ich auch hier anführen wil, weil sie sonderbar ist, und von andern dergleichen urtheilen lässt. Einige Wilden, die an dem Schicksal sieben Kriegsmänner ihres Dorfs Antheil nahmen, und derenthalber jemand anfang besorgt zu werden, baten eine alte Wildin, für sie zu warsagen. Dieses Weib stund in grossm Rufe; denn der Ausgang hatte verschiedene ihrer Prophezeiungen bestätigt; es kostete aber viel Mühe, sie zu dieser Art von Handlung zu bewegen, ob ihr gleich ihre Bemühung reichlich bezalet wurde; indem sie viel dabey ausstehen musste. Weil sie nun einige Freundschaft zu mir trug, sagte der Officier, und auch oftmalen mir zu Gefallen gewarsaget hatte; so fügte ich meine Bitte zu dem Ansuchen der Wilden; und ohnerachtet ich dergleichen Dingen wenig Glauben beimesse, so bat ich sie doch inständigst, und brachte es endlich so weit, daß sie sich dazu entschlos.

Sie machte also hierzu, durch Zubereitung eines Platzes den Anfang, welchen sie wohl reinigte, und ich weis nicht mehr so eigentlich, ob sie solchen mit Mehl oder stark durchgesiebeter Asche bestreute. Auf diesen Staub setzte sie gleich einer Landkarte einige Bündel Späne, die verschiedene Dörfer unterschiedener Völker vorstellten: dabey beobachtete sie derselben Gegend und Windlage. Hernachmals bekam sie schreckliche Convulsionen, während welchen wir sieben Feuerfunken aus dem Bündel Späne, das unser Dorf vorstellte, herausfliegen sahen, die auf dem Mehle oder Asche einen Weg machten, und von einem Dorfe zum andern liefen. Da diese nun eine ziemliche Zeit unsichtbar geworden waren; so erschienen neun Funken, und machten wieder einen andern Weg zu ihrer Zurückkunft, bis sie endlich nahe bey dem Dorfe oder Bündel Spänen, aus welchen die ersten Funken hervor gekommen, stille stunden. Als bald störte die noch immerfort rasende Wildin die Ordnung der Späne, und machte den ganzen Platz, den sie dazu zubereitet hatte, und worauf dieser Austritt vor sich gieng, mit ihren Füßen zunichte. Endlich setzte sie sich nieder: und als sie ihre Geister wieder in Ordnung gebracht; so erzälte sie alles, was diesen Kriegsmännern sonderbares begegnet war; den Weg, den sie genommen; die Dörfer, worauf sie zugekommen, und die Zahl der Gefangnen, die sie gemacht hatten. Sie nennete auch den Ort, wo sie sich gegenwärtig aufhielten, und versicherte,



daß sie drey Tage hernach, nahe bey ihrem Dorfe seyn würden; welches auch durch die Ankunft dieser Personen bestätigt wurde, welche denn von Punct zu Punct alles das, was sie prophezeit hatte, bestätigten.

Die Abenaguis und Algonquinen sind der Pyromantie oder Warfagung durch Feuer, sehr zugethan. Sie brennen eine Röhre aus Cedernholz, reiben dieselbige fast zu Staube, und bereiten sie auf eine gewisse Art; hernachmals legen sie Feuer darauf, und warfagen aus dem Laufe dieses Feuers. Obgleich heut zu Tage die Abenaguis theils den christlichen Glauben angenommen; so nemen sie doch noch mannigmal ihre Zuflucht zu dieser Kunst, welche sie von ihren Voreltern erlernen. Einige zwar halten sie vor sündlich; andre hingegen suchen sie zu rechtfertigen, als ob nichts strafbares darin zu finden wäre. Eine Wildin sagte einmahl zu einem Missionario, der sich Mühe gab, ihr die Sünde dieser Zauberey begreiflich zu machen: Ich habe niemahls geglaubt, daß hierin was sündliches verborgen gelegen, und halte es auch noch nicht vor unrecht; Denn höre, Gott hat seine Gaben unter die Menschen verschiedentlich ausgetheilt: euch Franzosen hat er die Buchstaben und Schrift gegeben, durch welche ihr alle entfernte Dinge dergestalt erfahren könnet, als wenn sie wirklich vor euch stünden; uns aber hat er die Kunst verliehen, die abwesenden und entfernten Dinge, durchs Feuer zu erkennen: wenn du nun annimmst, daß dieses unser Buch und unsre Schrift ist; so wirst du leicht begreifen, daß zwischen beiden kein Unterschied und in einem so wenig böses als im andern anzutreffen ist. Meine Mutter hat mich in meiner Jugend dieses Geheimnis gelehret, so wie dich dein Vater und deine Mutter im Lesen und Schreiben unterrichtet. Ich habe mich meiner Kunst oftmahlen, mit gutem Fortgange bedienet, ehe ich eine Christin geworden; und seitdem ich eine bin, habe ich sie gleichfalls mit eben dem Nutzen getrieben: ich bin versucht worden, und habe mich überwinden lassen; jedoch ohne zu glauben, daß ich etwas sündliches darunter gethan.

Die andre Sache, so mich gerüret hat, ist ihre innerliche Ueberzeugung von der Gewalt, die der Satan über sie hat; von der Kraft dieser Zaubereien, und von der Tugend die ihre Jongleurs besitzen, dasjenige zu erkennen und zu entdecken, was dazu Anlaß gegeben. Ist es wol wahrscheinlich, daß sie seit dem Anfange, da sie von dieser Meinung eingenommen seyn, die Betrieger nicht hätten entdecken sollen, wenn diese Wissenschaft ein bloßes Gaukelspiel gewesen wäre? Denn da eine jede dieser Nation nicht sonderlich zahlreich ist; so würde der Betrug leicht zu bemerken gewesen seyn: und wenn die Aeltesten und Vornehmsten, ja endlich diejenigen, die die Klügsten sind, davon wären benachrichtiget worden; so würde solches mehr als zu hinreichend seyn, ein dergleichen Vorurtheil zu zernehmen. Diese Ueberredung aber ist dergestalt allgemein und eingewurzelt, daß in dem ganzen großen America nicht ein einziges Volk ist, das nicht seine Worsager oder Jongleurs haben sollte; nicht ein einziges, daß nicht eine Bezauberung befürchtet; nicht eins, worunter sich Leute befinden, die sich weigern selten, zu denen Jongleurs ihre Zuflucht zu nemen, und nicht freywillig alle Proben der Einweihungen aushalten, damit sie selbst Jongleurs werden können.

In dem mittägigen America fürchten alle Völker den Dämon. Und weil das Feuer, bey ihnen etwas geheiligtes an sich hat, und sie seit einer undenklichen Zeit gewohnt seyn, selbiges als ein wirksames Mittel wider die Belästigungen der bösen Geister anzusehen; so sind sie beflissen, die ganze Nacht über um ihre Hangematten herum, ein Feuer zu unterhalten. Selbst die Warfager unterstehen sich nicht, außer ihren magischen Beschwö-

Beschwörungen, einen einzigen Schritt im Finstern zu thun, ohne einen Feuerbrand von dem Holze in der Hand zu haben, welches man aus dieser Ursache **Lichterholz** zu nennen pfleget; und dieses nicht sowol sich zu leuchten, als vielmehr sich vor den bösen Geistern zu hüten. Ueberhaupt sind alle barbarische Völker in einem beständigen Misstrauen, gegen diejenigen, so sie bezaubern, und gegen Augen die sie verblenden können: Sie haben tausenderley kindische und abergläubische Dinge, die Wirkung der Zauberey abzuwenden und sich dagegen in Sicherheit zu setzen. Man kan auch ebenfals durchgängig sagen, daß unter ihnen kein mehr beschimpfender Ruf anzutreffen ist, als derjenige, so durch Zauberey erlangt wird: und daß dieser Ruf durchgängig bey den mehresten, die sich damit abgeben, ein trauriges Ende nimt.

In den iroquoisfischen Landen verursacht die Meinung einer Hererey oftermalen betrübte Begebenheiten: und sobald sie zu einer Untersuchung schreiten, ist die Menge der Klagen so gros, daß sie genötiget werden, Geschenke auszutheilen und Porcellainbänder auszuwerfen; blos damit sie den übeln Folgerungen zuvor kommen mögen. Unter denen, die Christen geworden sind, mus man als eine heldenmütige Verrichtung betrachten, wenn sie in ihren Krankheiten ihre Zuflucht zu denen **Jongleurs** zu nemen unterlassen; insbesondre, wenn eine durch einen Traum bestätigte Vermutung einer Bezauberung dabey obwaltet.

Ob ich gleich ihre abgeschmackte Fabeln nicht gerne ansüre; so kan ich doch nicht unterlassen, eine zu erzählen, die ich von ihnen selbst vernommen: woraus der Begriff, den sie sich von der Zauberey machen, weit klärer erhellen wird. Hernachmals, wenn ich von ihrer Arzeneikunst handle, werde ich von der Art reden, wie die **Jongleurs** sie daran zu heilen suchen.

Es war ehemals ein gewisser berühmter Einsiedler, Namens **Shonnontkoureitsi** oder der **Langhärigte**, unter ihnen, dessen Andenken noch jezo von ihnen verehret wird. Zu seiner Zeit wurde das Dorf, worinnen er geboren war, durch ein allgemeines Sterben befallen, so bey den Vornehmsten den Anfang machte, und einen nach dem andern hinwegraffe. Alle Nächte flog ein Leichenvogel um die Cabanen herum, machte mit seinen Flügeln ein grosses Geräusche, und stimte ein erbärmliches Geheule an, wodurch denn der Lärm und die Beängstigung noch um ein grosses vermeret wurde. Niemand zweifelte, daß es nicht der **Ojaron** oder das Thier desjenigen sey, der die Zauberey veranlasset; man wußte aber nicht, an wen man sich desfals halten solte, die Quelle dieses Uebels zu erforschen: und die um Rath befragte Warsager, konten mit aller ihrer Kunst nichts ausrichten. In dieser äußersten Noth nun schickte der versamlete Rath der Ältesten, drey der Angesehensten an den **Shonnontkoureitsi**, die ihn bitten musten, sich ihrer zu erbarmen. Sein Zustand gestattete nun zwar nicht, seine Einöde zu verlassen; es konte ihn auch niemand bewegen, sich nach dem Dorfe zu begeben. Dem ungeachtet aber lies er sich doch in so weit erweichen, und bestimmte den Abgeordneten einen gewissen Tag, an welchen sie seinen letzten Entschlus vernemen sollten: Diese kamen also zur gesetzten Zeit wieder zu ihm. Hierauf zeigte ihnen der Einsiedler drey Pfeile, die er während ihrer Abwesenheit verfertiget hatte; und ohne ihnen etwas weiter von seiner Absicht bekant zu machen, so sagte er ihnen nur so viel, solche genau zu betrachten, damit sie selbige wieder kennen könten.

Gegen Abend bey der Sonnen Untergang, versteckte sich **Shonnontkoureitsi** auf einem nahe beym Dorfe belegnen Hügel. Der angeführte Vogel kam bey Einbruch der Nacht aus einem hohen Baume, schwing gewöhnlicher Massen seine Flügel, und nante ganz deutlich



deutlich einige der Vornehmsten, die er des andern Tages zum Tode bestimmt hatte. So bald ihn der Einsiedler erblickte, gieng er almäßig auf ihn zu, druckte einen Pfeil auf ihn los, und gieng in der Versicherung zurück, daß er ihn stark verwundet habe.

Des andern Morgens entstand ein Gerüchte; als ob ein gewisser junger Mensch, der in einer armseligen Cabane nebst seiner alten Mutter allein wonete, sehr krank sey. Die auf alles, was vorgieng, aufmerkamen Aeltesten, schickten in geheim hin, und ließen ihn gleichsam, als ob sie weiter keine Absicht dabey hätten, durch eben die drey Abgeordneten besuchen, die sie an den *Shonnonkouiressi* gesendet hatten. Der Kranke war durch seine Krankheit viel zu hart mitgenommen, als daß er selbige hätte verbergen sollen. Ein Pfeil stach ihm tief in der einen Seite. Des Einsiedlers Pfeil wurde erkannt. Weil nun die Abgeschickten geheimen Unterricht bekommen hatten; so stellten sich diese, als ob sie dem Kranken helfen und den Pfeil heraus ziehen wolten; sie richteten selbigen aber dergestalt, daß sie diesem Unglückseligen das Herz damit durchstießen.

Die alte Bettel, welche noch weit strafbarer als ihr Sohn war, wußte schon vorher, woher dieser Streich rürete, und merkte gar bald was die Aeltesten ihrem Sohne vor treffliche Dienste gethan. Sie war eine Frauensperson, und daher nicht gesonnen, da von der Rache die Frage entstand, ihr Geschlechte zu verleugnen; daher entschlos sie sich, den Einsiedler als das erste Opfer hinzurichten. Doch ihr lasterhaftes Vorhaben wurde, ihrer verschiedentlichen Verwandlungen ohnerachtet, nicht mit gehöriger Verschwiegenheit geführt, und sie folglich gar bald entdeckt. Dannenhero wurde sie mit gewöhnlicher Ausdenkung der iroquoisfischen Grausamkeit lebendig verbrant. Sie gestund auch, daß sie nebst ihrem Sohne beleidiget worden, derothalben sie sich rächen wollen; indem man ihr und ihrem Sohne bey einer angestellten Jagd nicht den gehörigen Antheil zukommen lassen. Sie erduldet die schrecklichsten Martern mit lachendem Mute und unter beständigen Singen und Drohungen.

Nach ihrem Tode gieng das vorige Uebel aufs neue an. Die um Rath befragten Warfager antworteten, daß diese unglückselige Alte daran Ursach sey. Denn sie wäre in eine Meerkrake, der ihr Ojaron, oder das ihr bey Lebzeiten zugeordnete Thier gewesen, verwandelt worden. Man lauerte auf selbige, und merkte, daß sie aus einer, an dem Fusse eben des Hügels befindlichen Höle hervorkam, wo ihr Sohn sich selbst vermandelt hatte, und verwundet worden war. Man legte sogleich Feuer an; und als das Thier dadurch heraus zu kriechen genötiget ward, wurde es todt geschlagen. Die Iroquoisen zeigen annoch den Eingang von dieser Höle, der ganz räuchrigt aussiehet, als ein überzeugendes Denkmal der Warheit dieser schönen Fabel.

Der Name *Shonnonkouiressi*, der ein langes Haupthaar bedeutet, bewege mich zu glauben, daß dieser Mann als ein Büßender des grossen Indiens gelebet, die ihre Haare wachsen lassen, und solche verschiedene Ellen lang tragen, daß auch ihr Kopf damit als mit einer schweren Bürde beladen ist. Vergleichen giebt es auch in America, und sie sind unter der Zahl derer, die sich als Weiber kleiden. *Acosta* <sup>(44)</sup> erzählt eben dieses von den mexicanischen Priestern.

Es scheint, als ob man aus diesem allen so viel samlen könne, daß es Ueberreste der Abgötterey, und aus der, durch des Satans Gauckeley, oder durch den Betrug seiner Priester erwachsenen Verführung der Menschen entstandne Folgen seyn. Die wegen Hureren angeklagten Weiber, sind eben das, was des *Zoraz Canidia*, des *Apulejus* und

LII.

Lucianus Wirtinnen, die thessalischen Gistmischerinnen, und unter den Namen *Lamia*, *Saga*, *Venefica* bekante Weibspersonen gewesen, die selbst unter den Heiden verflucht waren: da im Gegentheil die *Jongleurs*, und die in ihren Verrichtungen geehrte *Pythonisten* diejenigen sind, welche ehemals, wie ich schon angemerkt, *Orpheus*, *Mopsus*, *Eumolpus*, *Calchas*, der mehrestheile der Priester und Priesterinnen der falschen Götter, nebst denen, welche in der Schrift *Magi* und *Urioli* genennet waren; die den Heiden auch unter den verschiedenen Namen der *Warsager*, *Chaldäer*, *Aruspices*, *Hierophanten*, *Salier*, *Druiden* u. s. w. bekant gewesen; deren Profession, da sie lange Zeit in Ehren gestanden, bey Anfang des Christentums, das denen Völkern die Nichtigkeit ihrer falschen Götter vor Augen legte, nebst der Abgötterey zu sinken anhub.

S. 39.

Die Religionsgeheimnisse der *Eleusinia*, der *Cabiren* und andrer mehr, betrachten den Zustand der Seele nach dem Tode als ihren letzten Zweck und hauptsächlichsten Vorwurf. Es geschah dieses sonder Zweifel aus der Ursache, weil bey den *Ägyptern*, *Ceres* und *Bacchus*, unter deren Namen *Herodotus* <sup>(45)</sup> die *Isis* und den *Osiris* verstehen wollen, die vornehmsten Gottheiten der Hölle gewesen: eben wie *Hecate*, *Pluto* und *Proserpina* in den *samothrasischen* Geheimnissen. Dieses nun ist eben dasjenige, was *Diodorus Siculus* <sup>(46)</sup> anzeigen wollen, wenn er von dem *Orpheus* redet. Denn, nachdem er angesehet, daß er die Ceremonien der Einweihung von *Ägypten* nach *Griechenland* überbracht habe; so fügt er den Einweihungen die ganze Mythologie der Hölle, wegen der unzertrenlichen Verbindung, die unter diesen Einweihungen, die Religionsgeheimnisse und die nach ihrer Ewigkeit betrachtete Seele mit einander hatten, der Länge nach, hinzu.

Zustand der Seele nach dem Tode.

In der That, der geheimnisvolle Tod der Einweihung; die Büssungen, die Reinigungen; des *Bacchus* *Evasma*; die wirkliche *Ejulationes* waren benebst den Thränen, die in den Geheimnissen des *Arys*, *Adonis*, *Osiris* u. s. w. vergossen wurden, selbst die räthselhaften Fabeln des verstorbenen und endlich wieder erweckten *Adonis* und *Osiris*: die Wiedergeburt; das neue Leben der Einweihungen; die Probe der Härte und Buss; der Stand der Vollkommenheit, welcher in den grossen Religionsgeheimnissen gelehret wurde: alles dieses, sage ich, zusammen genommen, konnte dieses vergängliche Leben nicht zum einzigen Vorwurf haben, indem in Ansehung dessen, alles unnütz und unvernünftig gewesen seyn würde, wenn alles mit selbigen geendiget seyn sollen.

Die Religionsgeheimnisse richteten also, sowol als ihre Einweihung, die Absichten der Menschen, jenseit des Grabes, damit sie selbigen einen weit glückseligern Zweck zeigten möchten, in Ansehung dessen das gegenwärtige, so hinfällig und vergänglich ist, blos au stat eines Weges und Zubereitung dienet.

Selbst die Heiden haben sich über den Verstand dieser Geheimnisse und über ihren Zweck, deutlich genug erklärt. *Plato* <sup>(47)</sup> versichert, daß diejenigen, die in die Hölle, ohne Büssung und Einweihung hinabstiegen, daselbst im Staube und Moder vergraben würden; an stat daß die, so dadurch gegangen, mit den Göttern daselbst einerley Wohnung hätten. *Sophocles* <sup>(48)</sup> sagt: daß die, welche eingeweihet sind, allein in der Hölle ein glückliches Leben führen; dahingegen die andern nichts als Elend und Qual zu

er.

(45) HEROD. lib. 2 n. 125.

(46) DIOD. SIC. lib. I.

(47) PLATO in *Phædone*.

(48) SOCRATES apud *Plutarch*, de *audiend. Poetis*.



erdulden haben. Isocrates <sup>(49)</sup> und Cicero <sup>(50)</sup> behaupten ebenfalls ausdrücklich, daß die, welche an den Einweihungen Theil genommen, weit tröstlichere Hoffnung zu einem sanftern Tode und glückseligern Ende vor sich sahen; doch mußten sie zuvor die Grade der Einweihung durchgegangen und ihres wahren Geistes theilhaftig geworden seyn. Denn die Einweihungen, so wie Arrianus <sup>(51)</sup> sagt, werden andrergestalt nicht nützlich, als so weit man den Absichten der Alten, die sie zum Unterricht und Verbesserung der Sitten angeordnet, gleichförmig geworden.

Alle diese Zeugnisse der heidnischen Schriftsteller geben uns die Heiligkeit des Bewegungsgrundes derer, die diese Religionsübungen angeordnet, ehe sie noch von Abgötterei und Aberglauben verderbet worden, deutlich zu erkennen. Wer waren nun diese, so selbige angeordnet, anders, als unsre Vorfahren selbst, als welche, da ihnen das glückselige Leben nicht unbekant war, wozu ihnen ein Erretter den Eingang öfnen sollte, sowol ihre Busse als auch alle Handlung des menschlichen Lebens durch Religionsübungen heiligten, die insgesamt zu diesem Zweck leiteten, und dessen Kenntnis ihrer ganzen Nachkommenschaft, zu seiner Erreichung, von so grosser Wichtigkeit war?

Dasjenige, so unser Glaube uns von unserm letzten Ende lehret, bestehet darin, daß wir, da wir von Gott erschaffen, alles anwenden sollen, uns mit ihm als dem Mittelpunct unsrer Glückseligkeit zu vereinigen; daß der Mensch, da er aus Erde gemacht, zwar wieder zur Erden werden solle; seine zur Unsterblichkeit erschafne Seele aber ist nicht so bald von den Banden des Leibes befreiet, so muß sie vor Gottes Richterstuhl erscheinen, der die, welche in Sünden gestorben, zur ewigen Qual verdammet, die andern aber, die auf dem Wege der Gerechtigkeit vor ihm gewandelt, mit ewiger Gnade belonet.

Eben dieser Glaube giebt uns nicht weniger zu erkennen, daß der Himmel, der durch das Verdienst eines Erlösers wieder aufgeschlossen worden, vor dem sich die Thore der Ewigkeit aufthun mußten, als er im Triumph seine siegreiche Auffahrt gehalten, sich am Ende der Zeiten aufs neue eröffnen und alsdenn eben der Erlöser wieder erscheinen wird, durch dessen Kraft alle Menschen hätten selig werden können; und der alsdenn kommen wird, die Lebendigen und Todten zu richten, welche, da sie mit ihrer Haut umgeben, auferstehen, durch einen neuen Ausspruch ihres Heils oder ihrer Verdammnis, entweder eine neue Belohnung ihres gottseligen Lebens, angesichts des ganzen Erdbodens, oder eine neue Bestrafung, durch die entsetzliche Erniedrigung, die sie durch unaufhörliche Vorwürfe, welche ihre Verbrechen verdienet, werden erdulden müssen, zu gewarten haben.

## §. 40.

Der Poeten  
Hölle.

So verstellt auch diese Wahrheiten in den heidnischen Fabeln und in der Einbildung der Weltweisen seyn, so entdeckt man nichts desto weniger fast den ganzen Grund der Lehre darinnen, welche man meines Ermessens aus den Meinungen von der Hölle der Poeten; von der Strenge ihrer Richter; von verschiedenen Graden ihrer Marter; von den Ueberbleibseln der Büßung durch Lust, Wasser und Feuer, wovon auch selbst die Frommen nicht ausgeschlossen werden; von den Unannehmlichkeiten der Luftischen Felder; von den Apotheosen der Götter und Helden; von der Meinung der Palingenesie und Metempsychose oder neuen Geburt und nach einander folgenden Wanderungen der Seele in andre Leiber, nach einem langen Umlauf der Zeiten, zusammen tragen kan. Diese

Begriffe

(49) ISOCRATES in Panegyri.

(50) CICERO l. c.

(51) ARRIAN. in Epictet. lib. 3 c. 21.

Begriffe sind in der That gleichsam eine Folge von der deutlichen Kenntnis, die man von der Natur der Seele und ihrer Unsterblichkeit, ingleichen von einem Gesetzgeber gehabt, der das Gute ordnet und das Böse verbietet; der den Frommen Belohnungen bestimmt und den Gottlosen Bestrafungen aufbehält. Wenn man selbigen nun weiter nachforschen wil; so wird man finden, daß sie aus reinen Quellen der Wahrheit abgeleitet sind, die hernachmals durch Unwissenheit zwar verderbet worden; jedoch nicht so sehr verunreiniget werden können, daß die Wahrheit nicht durch die Finsternis, womit sie umhüllet ist, durchscheinen sollte.

Alle Wilden sind völlig überzeugt, daß die Seele nicht mit dem Leibe sterbe: und sie bilden sich ein Seelenreich ein, welches die *Troquoisen* und *Suronen* *Estennanne*, oder das Land der Voreltern nennen, und das völlige Ansehen der Hölle der Poeten hat.

Denn diese stellten sich einen unterirdischen Ort vor, wohin sich die Seele nach der Trennung vom Leibe begeben. Diejenigen, denen die letzte Schuldigkeit erwiesen worden, mußten über den *Scyr* in des *Charons* Kahn gesetzt werden, hernachmals wären sie dem Urtheile dreier fürchterlichen Richter unterworfen, und würden nach den verschiedenen Ordnungen ihrer Laster an unterschiedene zur Bestrafung gewidmete Derter, von einander gesondert; wenn man sie aber unschuldig befunden, so genössen sie in den *elisäischen* Feldern eine liebliche Stille.

Diese Fabel hatte nach dem Ansühren der Schriftsteller ihren Ursprung von dem genommen, was in *Egypten* in Ansehung der Todten veranstaltet wurde. Denn nachdem diese zum Begräbnis zubereitet worden, setzte man sie in einem kleinen Schiffe auf den *Niel*, dessen Führt *Charon* nach ihrer Sprache genennet wurde. Ehe man nun den Leichnam in das Grab legte, machte man ihm einen ordentlichen Proceß. Gewisse zu Untersuchung der Anklage bestimmte Richter erwogen alles, was einem jeden wider den Verstorbenen anzubringen erlaubt war, aufs genaueste, und fällten nach diesem ein Urtheil; verdamten entweder die Ankläger, wenn ihr Anbringen falsch befunden, zu harter Strafe, oder erkantten dem Angeklagten, wenn die ihm aufgebürdete Verbrechen rechtlicher Art nach erwiesen werden konten, die Beerdigung ab.

Dieser Gebrauch der *Egypter*, deren ganze Religion, wie bereits angeführt worden, hieroglyphisch war, konte gar wol ein symbolisches Bildnis von dem seyn, was in Ansehung der Seele vorgehet, als die in der Stunde des Todes dem götlichen Richterstuhl vorgestellt wird, damit sie den Ausspruch ihres Zustandes in Absicht der Ewigkeit empfangen. Es ist auch nicht weniger unwahrscheinlich, daß die Völker blos deshalb also gehandelt, damit sie die Gemüter durch ein noch weit mehr zu besorgendes Urtheil als dasjenige, wovon sie dadurch ein Beispiel gaben, was sie über den Zustand der Leiche fällten, der es doch gleichgültig seyn konte, an was vor einen Ort sie auch geleeget wurde, oder auf was vor Art sie verwesete, einnehmen möchten.

Gleichfalls ist wahrscheinlich, daß diese Art nicht blos den *Egyptern* eigen, sondern beinahe allen Völkern gemein gewesen, deren keine angetroffen worden, die nicht den Begriff gehabt haben solten, daß die Seele ihren Körper überlebe, und die nicht eine den Poeten fast gleichmäßige Hölle geglaubt, welche ein jeder nach seiner eignen Einbildung an verschiedene Derter verleeget hatte. Denn nicht nur in *Egypten* war der *Palus Acherusius* oder der höllische Sumpf, die höllischen Richter und die den Göttern selbst fürchterlichen Flüsse anzutreffen; sondern man hatte sie auch bey *Theben* in *Äthiopien*, bey *Tartessus* oder *Tariffa* in *Spanien*, bey *Cumen* in *Italien*, in den britanni-



schen und canarischen Inseln verlegt, welche letztere die Glückseligen um deshalb genennet wurden, weil man sie vor den Aufenthalt einer beglückten Unsterblichkeit gehalten. Nichtsdestoweniger scheint es, daß die wahren glückseligen Inseln der Alten, die Inseln des ęgäischen Meeres gewesen, so unter dem Namen der elisäischen Felder ausgedruckt worden; weil diese Inseln bey der Theilung den Kindern Elisä, eines Enkels Japhers, zugefallen waren. Die Insel Creta, so eine der vorzüglichsten war, wurde die Insel der Glückseligen genennet. Minos und Rhadamanthus, die daselbst regieret, waren um deshalb Richter der Hölle; Lethe und andre höllische Flüsse, waren Seen oder Flüsse dieser Insel. Endlich waren die glückseligen Inseln auch diejenigen, wo Rhea den Jupiter geboren, der nach der Fabel in Creta das Licht erblicket und gestorben ist, wo selbst die Creter noch lange Zeit hernach sein Grabmal gezeiget.

Die Wilden verlegen das Land der Seelen oder ihrer Voreltern gegen Osten, als woher sie gekommen zu seyn glauben. Dieses, sagen sie, sey ein entferntes Land, wohin ein jeder sich nach seinem Ableben, und zwar durch einen langen und beschwerlichen Weg, hinzuwenden gezwungen wäre. Denn sie müßten auf diesem Wege, wegen der Flüsse, über schaukelnde und so schmale Brücken gehen, daß bloß eine Seele solches verrichten könne: gleichfals fände sich am Ende jeder Brücke ein Hund, der, gleich einem andern Cerberus, ihnen den Weg streitig machte und viele ins Wasser sties, durch dessen schnellen Strom sie von einer Tiefe zur andern hingerrissen würden. Diejenigen nun, die so glücklich wären, ihren Weg fortzusetzen, träfen bey ihrer Ankunft ein grosses und schönes Feld an, auf dessen Mitte eine weitläufige Cabane aufgerichtet zu befinden, davon Tharons hiaovagon, ihr Gott, einen Theil, und Ataentsic, seine Aeltermutter, den andern bewonete. Das Zimmer dieser Alten sey mit einer erstaunenden Menge porcelainen Hals. Armbändern und anderm Zierrat behangen, womit sie die unter ihrer Vormäsigkeit stehende Todten bey ihrer Anlangung beschenken müßten (<sup>52</sup>). Ataentsic ist nach der Meinung der Wilden, Eigentümerin dieser Cabane; sie nebst ihrem Enkel herrsche über die Seelen der Verstorbenen, und fände ihr Vergnügen darin, wenn sie selbige in ihrer Gegenwart tanzen lasse. Es giebt zwar wegen des Seelenlandes viele und unterschiedene Meinungen; doch ist diejenige, die ich angeführet, gleichsam der Grund, worauf alle die übrigen gebauet sind.

Diese Fabel, oder fabelhafte Erzählung von diesem Lande der Vorfaren, wird durch eine andre bestätigt, welche mit derjenigen, so von dem Orpheus angezogen wird, der in die Hölle hinabgestiegen, um seine Eurydice wieder zu holen, fast durchgängig übereinkommt.

Es war ein gewisser junger Mensch, der über das Absterben seiner Schwester, welche er ungemein liebte, ganz in Verzweiflung geriet. Er entschlos sich demnach, sie auch so gar in dem Lande der Seelen aufzusuchen; und schmeichelte sich auch damit, daß er sie wieder zurück bringen werde. Seine Reise dauerte lange und war sehr mühsam; jedoch er überstieg alle Hindernisse und räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Endlich traf er einen alten Einsiedler, oder vielmehr einen Genium an, der, als er ihn seines Vorhabens halber befraget, ihn noch mehr aufmunterte, und ihm zugleich Mittel an die Hand gab, seinen Zweck zu erreichen. Hernachmals händigte er ihm eine kleine leere Calabasse ein, damit er seiner Schwester Seele dahinein thun könnte, und versicherte ihm, daß er ihm bey seiner Zurückkunft ihr Gehirn gleichfals zustellen wolte, das er in seiner Verwahrung habe:

(52) P. DE BREBEVF. Relation de la nouv. France pour l'an 1636. 2 Part. ch. 2.

habe: denn er wäre zu dem Ende da, daß er das Gehirn der Verstorbenen aufheben müßte. Der junge Mensch machte sich seinen Unterricht zu Nuße, endigte seine Reise glücklich und kam in das Land der Seelen, welche insgesamt über seine Gegenwart in Verwunderung gerieten.

Tharonthiaovagon nahm ihn freundlich auf, und bewarete ihn durch seinen guten Rath vor den Nachstellungen seiner alten Aeltermutter, welche ihn unter einer verstellten Freundschaft dadurch ins Verderben stürzen wolte, daß sie ihm Ottern- und Schlangenfleisch, woran sie selbst eine Lieblichkeit fand, zu essen zu geben gedachte. Als sich nun die Seelen ihren gewöhnlichen Tanz zu thun eingefunden; so erkannte er alsobald die Seele seiner Schwester. Tharonthiaovagon half ihm, selbige durch List zu überkommen, weil er ohne seinen Beistand nicht damit zu Stande gekommen seyn würde; denn sobald er sie umfassen wolte, verschwand sie wie ein Traum in der Nacht; und lies ihn eben so verwirret, als Aeneas war, da er sich bemühet, seines Vaters, des Anchises Geist zu umfassen. Er bekam sie doch endlich, schloß sie ein und brachte sie ihres Bittens und Flehens ungeachtet, weil sie beständig bemühet war, sich aus ihrem Gefängnis zu befreien, auf eben dem Weg, worauf er hergekommen, wieder nach Hause. Ich weis nun nicht, ob er sich des Gehirns entweder nicht erinnert, oder solches abzufordern nicht vor nötig erachtet, genug er unterlies es. Sobald er nun zurück kam, lies er ihren Leichnam ausgraben, und nach der erhaltenen Anweisung dergestalt zubereiten, daß die Seele aufs neue darinnen beherberget werden, und ihn solchergestalt wieder beleben könnte. Alles war nun zu Erreichung dieser Erweckung fertig, als der ungeduldige Vorwitz einiger Umstehenden den Fortgang verhinderte. Denn, sobald sich die gefangne Seele frey sah, flog sie davon, und die ganze Reise war vergeblich. Der junge Mensch hatte also weiter keinen Vortheil davon, als daß er in dem Lande der Seelen gewesen und Neuigkeiten daraus erzählen konnte, die man auch sorgfältig auf die Nachwelt zu bringen beflissen gewesen.

Dieses Land der Seelen hat auch seine verschiedenen Stufen, und alle sind nicht von einerley Güte: welches ein gewisser Missionarius aus dem, was er aus dem Munde einer jungen Wildin gehöret, schließen wil. Denn, als dieses Mägdchen ihre Schwester in letzten Zügen erblickte, da sie zuvor aus Verdrus eine Menge Tollkraut zu sich genommen, und fest entschlossen war, kein Gegenmittel zu gebrauchen, weinete sie bitterlich, und bemühet sich, ihre Schwester durch die nahe Blutsfreundschaft, die sie vereinigte, zu bewegen. Sie sagte ohne Unterlas zu ihr: so ist es nun geschehen, du willst, daß wir dich niemals wieder finden und uns einander wieder sehen sollen? Der Missionarius stußte über diese Rede, und befragte sie um die Ursache. Mich deucht ja, sagte er, als ob ihr ein Seelenreich glaubet, woselbst ihr euch insgesamt mit euren Vorfaren wieder zu vereinbaren gedenket; warum sprichst du denn also mit deiner Schwester, und besorgest, sie nicht wieder zu sehen? Es ist wahr, erwiederte sie, daß wir alle ins Seelenreich gelangen; die Bösen aber nebst denen insbesondrer, die sich durch einen gewaltsamen Tod ihr Leben verkürzen, bringen die Bestrafung ihres Verbrechens mit hinein. Diese werden von den übrigen abgesondert und haben keine Gemeinschaft mit selbigen. Und dieses ist die Ursache meiner Betrübniß. Virgilius<sup>(3)</sup> weist der Dido nebst vielen andern, die das unglückselige Opfer ihrer eigenen Verzweiflung gewesen, auf gleiche Weise ein besonderes Verhältniß in der Hölle an.



Die Wilden sind klug genug, das Böse von dem Guten zu unterscheiden. Das Gewissen läßt niemanden weder eines noch das andre unverborgen. Deshalb ist auch nicht zu verwundern, daß ihnen, gleich allen andern, aufbehaltene Bestrafungen der Lasterhaften und bestimmte Belohnungen der Tugenden bekannt gewesen.

## §. 41.

Aufenthalt  
der Seele in  
der Milch-  
strasse.

Ich halte davor, daß die Meinung, welche die Alten von den elisäischen Feldern und allen unterirdischen, oder an mancherley Theilen der Erde vor die Abgestorbenen bemerkten Verttern, von der alten Ueberlieferung des Aufbehalts der Erzväter und anderer Heiligen abgeleitet worden, deren Seelen, wenn sie nicht eher in Himmel erhoben werden konnten, bis ihnen ein Erlöser den Eingang dazu eröffnet, gleichsam gefangen zurück behalten wurden, und unaufhörlich nach der Stunde der Befreiung seufzen mußten. Denn was auch die Alten von den elisäischen Feldern vor eine Meinung gehabt, und was sie auch vor Fabeln davon erzählt haben mögen; so scheint es doch, daß sie solche nicht anders als einen Durchgang betrachten, wodurch die Seele zum Himmel gelangen und sich mit den Göttern vereinigen konnten.

Plutarchus <sup>(54)</sup> hat den Aufenthalt der Seelen in den Mond versetzt. Nach der gemeinen Meinung erhoben sie sich bis an das Firmament, welches der Ort ihres Ursprungs seyn sollte. Denn nach dem Lehrgebäude der heidnischen Mythologie, stiegen sie erstlich da herab, die Körper zu beleben, und schwungen sich, nach einem langen Lauf der Jahre, worin sie sich von aller Befleckung, die sie in den unreinen und verderbten Leibern gesammelt, reinigen mußten, wieder hinauf <sup>(55)</sup>. Die Alten hatten dieserhalb zwei Thüren bey beiden Puneten des Stillstandes der Sonne, wo die Milchstrasse durch den Ekliptik-Kreis durchschnitten wird, ausgedacht. Die eine davon wurde die Thüre der Menschen, die andere aber die Thüre der Götter, Helden und Todten genennet. Die erste war im Tropico Cancræ gelegen, und öffnete den Eingang in die Welt; die andere hingegen lag in dem Tropico Capricorni und öffnete den Weg zu den Göttern: daß also die ganze Milchstrasse unter des Pluto Vormäßigkeit stund. Und es hat das Ansehen, als ob sie blos deshalb die Milchstrasse genennet worden, weil sie gleichsam der Weg der Kindheit, entweder in Ansehung des Eingangs in die Welt, oder der Gelangung zu den Göttern, gewesen.

Diese Meinung der Alten wird uns noch heut zu Tage in der Astronomie der Wilden abgebildet. Denn viele americanische Völker geben der Milchstrasse keinen andern Namen, als den Weg der Seelen, worauf sich die gemeine Meinung, oder das Sprichwort, das noch unter dem gemeinen Volke einiger Länder in Europa und insbesondre in Frankreich üblich ist, beziehet, bey welchen die Milchstrasse die S. Jacobsstrasse genennet wird, die man, der Sage nach, entweder todt oder lebendig betreten mus. Petrus Martyr und Gonzales d' Oviedo haben gleichfalls geschrieben, daß die Wilden der Insel Hispaniola, die sich durch ihre Tacten umbringen ließen, blos deshalb so grausam mit sich handeln lassen, weil sie Hoffnung hatten, in die Sonne und in den Himmel zu gelangen, woselbst sie auf immerdar glücklich seyn würden; und aus Furcht, daß, wenn sie es an diesem Landesgebrauch ermangeln ließen, ihre Seele mit dem Leibe sterben und in ein Nichts verwandelt seyn würde.

## §. 42. Der

(54) PLUTARCH. de facie in orbe Lunae.

(55) MANILIUS Astronom. lib. 10. it. COELIVS RHODIGIN. Laet. Antiq. lib. 15. cap. 23.

## §. 42.

Der Gesang und Tanz waren eine der hauptsächlichsten Gegenstände von der Glückseligkeit des Aufenthalts der glückseligen Seelen, sowol in den elisäischen Feldern, als auch der Seele selbst in den himmlischen Wohnungen: insbesondere aber genössen sie, ihrer Meinung nach, in dem Himmel diese vollkommne Glückseligkeit, indem sie an der Harmonie und Kadenz der Geister, welche die himmlischen Körper belebten, Theil nahmen. Die Lehre des Altertums war hierin merkwürdig: und es sind uns auch noch einige deutliche Spuren in den platonischen Schriften davon übrig geblieben.

Die Alten bildeten sich also eine göttliche in der ganzen Welt ausgebreitete Harmonie ein, welche in einer tactmäßigen Bewegung aller himmlischen Körper, und in einem daraus entstehenden Melodeienklange bestünden. Gut sey der Grund davon, als der erste Bewegter, und die untern Gottheiten, die in allen Körpern, womit das Firmament ausgeschmückt worden, den Vorsitz hätten, handelten mit ihm gemeinschaftlich, und stellten so viel besondre Chöre vor, als verschiedene Sphären angetroffen würden. Coelius Rhodiginus<sup>(56)</sup> sagt, daß man aus dieser Ursache denen Seelen, die die himmlischen Körper bewegen, den Namen der Musen beilege, von welchen man glaubte, daß Apollo ihr Anführer sey.

Wenn nun die zu Bewonung der Erde bestimmte Seelen, als welche ihrer Meinung nach lange vorher, ehe sie den Körper beleben, erschaffen sind, diese göttliche Harmonie gehört und daran Theil genommen haben; so empfinden sie allemal eine heimliche Neigung zu derselben, ob sie gleich durch die materialischen Körper davon abgeschnitten worden, welche sie durch ihre Dichte und Undurchsichtigkeit verhinderten, solche ferner zu vernemen. Wie nun die Music, der Klang der Instrumente und die Religionstänze, die Götter zu den Bitten der Menschen geneigt machten, so thaten sie auch diese wunderbare Wirkung, daß sie in den Seelen der Menschen den Begriff von demjenigen, was sie ehemals von der göttlichen Harmonie gehört, erneuerten, und daß, insbesondere wenn sie durch die Einweihung dazu zubereitet worden, das Andenken dieses himmlischen Wohlklangs sie ganz ausser sich selbst, und sie in diejenige Entzückung versetzte, die zu der Weissagung und zu dem Umgange mit den Göttern erforderlich, als welche sich während dieser Zeit am besten vernemen ließen. Weil dieses aber ein außerordentliches Geschenk der Götter sey, so würde die Mittheilung desselben im Laufe dieses Lebens nicht anders als auf eine sehr unbeschränkte und abgemessene Weise gestattet. Blos wenn die von den fleischlichen Banden getrennete Seele zu ihrer ersten Freiheit wieder gelangt, und wenn sie sich von der ansteckenden Seuche des Leibes gereinigt, so könnte sie im Hinaufschwingen zu den Sphären diese göttliche Music aufs neue vernemen, welche die Schönheit des Weltgebäudes befestige, und die Glückseligkeit der Götter vollkommen mache<sup>(57)</sup>.

Ob nun gleich die Wilden ihre Scharfsinnigkeit wegen einer so ungebundenen Lehre nicht so hoch getrieben; so scheint es doch, daß sie nach eben diesem Lehrgebäude, welchem Plato und seine Anhänger gefolget, geurtheilet haben. Denn es gehören nicht nur Gesänge und Tänze zu allen ihren Ergötzlichkeiten und Religionsfeiern; sondern selbige machen auch, nach der Meinung aller americanischen Wilden, die Glückseligkeit der Seelen nach dem Tode aus.

(56) COELIVS RHODIGIN. *Lact. antiq. lib. 7 c. 1.*

(57) IAMBlich. *de myst. Aegypt. Segm. 3 cap. 9.*



Nachdem nun die Seelen, sagen sie, alle Schwierigkeiten, die sie auf dem Wege; der zu den Wohnungen ihrer Vorfahren föret, antreffen, ihrer Redensart nach, verschlungen haben; so gelangen sie endlich in ein bezauberndes Land, welches ihnen allenthalben dasjenige darstellt, was zu ihrer Glückseligkeit beförderlich seyn kan. Dis ist zwar nach ihrem Begriffe und wie sie sich ausdrücken, eine materialische Glückseligkeit; doch ist sie von derjenigen, welche Virgilius<sup>(58)</sup> beschreibt, nicht unterschieden. Alsdenn haben sie noch einen kurzen Weg übrig, an den Ort zu gelangen, wo die Trummeln und der Klang der Schildkröten die tactmäßige Bewegung der Verstorbenen auf eine aller Herzen bezaubernde Art anzeigen. Raum haben sie den ersten Laut dieser einnehmenden Music gehört; so werden sie von einem außerordentlichen Vergnügen eingenommen, welches sich ihrer ganz bemeistert und sie mit der grössesten Begierde auf diese süsse Melodey zuföret, welche, da sie bey ihrer Näherung zu dem Ziel immer reizender wird, und sie durch die Freude, so die Seelen durch ihr beständiges Jauchzen zu erkennen geben, mehr und mehr ermuntert werden, bey ihnen noch eine grössere Empfindung eines schmeichelnden Vergnügens verursacht. Wenn sie nun diesem beglückten Orte nahe genug gekommen seyn; so machen sich viele Seelen von der Gesellschaft los, eilen ihnen entgegen, und geben ihnen ihre Freude, die sie über ihre Ankunft empfinden, zu erkennen. Diese Seelen fören sie endlich nach des Atræus Cabane und mitten in die Versammlung der Tanzenden. Dasselbst nun mischen sie sich, da sie sich zuvor durch wohlschmeckende Læckerbissen wieder erholet und von allen bewillkommet worden, unter die andern, zu tanzen; und geniessen also wechselsweise alle Annehmlichkeiten, wovon jedoch der Tanz jederzeit die hauptsächlichste bleibt, ohne jemals dem geringsten Verdruss, Unruhe, Schwachheit, und der Veränderung des menschlichen Lebens unterworfen zu seyn.

Ob schon ihre Lehre wegen des Aufenthalts der Seelen im Himmel nicht deutlich genug ist; so ist doch so viel gewis, daß die Tänze und Music daselbst unter den glückseligen Seelen ebenfalls stat findet. Daher nennen die Troquoisen die Constellation des Siebengestirns *Te jennonniakova*, nemlich die Tänzer und Tänzerinnen.

## S. 43.

Metempsychosis  
oder  
Seelenwan-  
derung.

Weil nun die Seelen bey dem Ausgange aus den Leibern den Genus der vollkommenen Glückseligkeit nicht würdig waren, und ehender keine vollkommene Ruhe zu finden vermochten, ehe sie nicht in die Wohnungen der Götter gelangten; so mußten sie durch verschiedene Prüfungen hindurch, ehe alles, was an ihnen unreines und beflecktes anzutreffen, gänzlich abgethan wurde. Dieses nun hat zu der Palingenesie, pythagorischen Metempsychosi, oder almäßigen Wanderung der Seelen in verschiedene Körper, Gelegenheit gegeben. Man trifft zwar unter den Wilden ebenfalls Begriffe von dieser Seelenwanderung an; jedoch aber haben sie die Ausschweifung nicht so hoch als die Schüler des Pythagoras und der indianischen Gymnosophisten getrieben. Eine Meinung dieser Art würde ihnen sehr nachtheilig seyn. Denn die mehresten würden ohne Beihülfe der Jagd und Fischey Hungers sterben müssen. Ich halte auch noch weniger davor, daß sie bey allem, was sie von der Metempsychosi auch geglaubt haben mögen, niemals besorgt gewesen seyn, daß sie durch Tödtung eines Thiers auf der Jagd, die Seele eines ihrer Vorfahren vertreiben würden, noch daß sie jemalen ein Thier, es sey auch was es vor eins wolle, so hoch geachtet, daß sie gewünscht hätten, ihre Seele möchte grades Weges in dessen Körper faren; als wol die Brachmanen oder Indianer thun, welche sich glücklich schätzen,

schäßen zu sterben, wenn sie einen Ruhschwanz in der Hand halten. Es ist zwar noch übrig, von der Meinung der Alten und der Wilden, die sie von dem Zustande der Seele nach dem Tode gehabt, etwas zu sagen; ich wil solches aber bis dahin versparen, wenn ich von ihren Begräbnissen handle. Gegenwärtig wollen wir nur noch die Zustapfen des Juden- und Christentums beleuchten, die man in America seit dessen Entdeckung angetroffen.

§. 44.

Die Völker der grossen Halbinsel Tucatan nebst andern ihrer Nachbarn waren be- Merkmale  
schnitten. „Wir haben davon so viel Zeugnisse, sagt der gelehrte Grotius \*), daß man des Juden-  
„solches ohne sich zu schämen nicht leugnen kan. Petrus Martyr setzt zu dieser Be- und Christen-  
„schneidung die Taufe hinzu. Herrera sagt, färet dieser Verfasser fort, daß die Taufe tums in Ame-  
„unter ihnen den Namen der Wiedergeburt gehabt. Kinder von drey Jahren wurden dar- rica.  
„mit versehen. Die Eltern bereiteten sich zu dieser Ceremonie durch Fasten und Enthalt-  
„samkeit. Gleichergestalt hatten sie auch eine Art der Beichte, Salbung der Stirne,  
„ehrlisches Begräbnis, und glaubten ein jüngstes Gerichte.,,

Wenn Grotius über alle die Merkmale des Juden- und Christentums urtheilet; so hält er sich zu Unterstützung seiner Mutmassungen an den Ursprung der Völker des miltägigen America, welche er von den Christen aus Ethiopien abstammend zu seyn glaubt. Johann de Laet <sup>(59)</sup> aber hat die Meinung dieses grossen Mannes sehr wohl widerlegt; weil ich nun hiervon bereits gehandelt, so werde ich mich dabey nicht länger aufhalten.

Indessen bleiben doch noch einige Zweifel über diese Spuren übrig, wenn man nemlich zu wissen verlanget, ob die Juden oder die in dem Gesetze Christi unterwiesene Völker, vor Alters nicht nach America gekommen seyn könnten.

Was die Juden anlangt, so sind viele der Meinung, daß die zehn Stämme Israels, die durch die assyrischen Könige nach Medien in die Gefangenschaft geführt worden, insbesondre diejenigen, von welchen in dem vierten Buche Esdra <sup>(60)</sup> geredet wird, einen Weg in die neue Welt gefunden haben. Sie gründen sich hierin nicht nur auf dasjenige, was ich angeführet und was die Schriftsteller von der Beschneidung angetroffen haben; sondern sie fussen auch auf verschiedene Gleichheiten, die sich unter den gesetzmäßigen Beobachtungen andrer bürgerlichen Gewonheiten der Juden mit den Gebräuchen der Americaner finden. Ich habe selbst verschiedene Missionarien gekant, bey denen solche Mutmassungen stat gefunden, und die nicht abgeneigt waren, zu glauben, daß alle Americaner überhaupt von den Hebräern abstammten.

Sobald man aber diese Meinung genauer untersucht, so halte ich selbige vor unerwiesen; ich glaube auch, daß man nichts gründliches anführen könne, wodurch sie glaubwürdig gemacht werden möchte.

Acosta

(59) IOH. DE LAET Respons. ad vtramque Grotii Dissert.

(60) Esdra 4 Buch c. 13, v 40-49.

\*) GROTIVS *Dissertat. 2 de origine Gent. Amer.* Circumcisos fuisse, cum Hispani in illas terras venerunt, Tucatanenses et vicinos quosdam populos, tam multos testes habemus, ut id negare non sit hominis modesti ac verecundi. Baptismum addit Martyr: Baptismum datum nomen regenerationis: administratum infantibus

anno ætatis tertio: parentes ad id se parasse ieiunio et secubatione: constendi morem, venerationem in fronte, honestam sepulturam, fidem de Iudicio Vniuersali, Herrera. Haec simul iuncta alio referre non possum, quam ad Aethiopes christianos.



Acosta \*) leugnet dasjenige offenbar, was die Schriftsteller von der Beschneidung angeführt, und Herrera gedenkt kein Wort davon. Diese beiden glaubwürdigen Verfasser, welche die Sitten dieser Völker am besten beschrieben, machen wider die andern ein grosses Argument. Denn es gewinnt das Ansehen, daß ihnen, da sie darinnen so wohl unterrichtet zu seyn scheinen, ein solcher wichtiger Artikel nicht unbekant gewesen seyn könne, vielweniger daß sie solchem widersprechen haben sollten. Ich glaube, daß die Verfasser, die diese Beschneidung anmerken wollen, durch die Gewonheit der Mexicaner und ihrer benachbarten Völker hintergangen seyn, welche, wie aus ihren übrigen Gliedern des Leibes, also auch aus ihren Geburtsgliedern, in ihren Religionsübungen und insbesondere in dem Laufe ihrer Einweihung, Blut fließen lassen, womit sie ihren Göttheiten ein Opfer bringen wollen.

Wenn es auch andern seyn sollte, daß die Beschneidung unter den Völkern der Halbinsel Jucatan und ihren Nachbarn gebräuchlich gewesen; so bezeichnet doch diese Gewonheit die Juden nicht dergestalt, daß sie nicht auch bey den Egyptern, Ethiopiern, Troglodyten, Arabern, Syriern, Phönicern und colchischen Völkern gebräuchlich gewesen seyn sollte, wie solches durch die Schriftsteller erwiesen werden kan.

Das vierte Buch Esdra, auf welches man sich dieses Ueberganges der Israeliten halber gründet, verdient keiner Widerlegung; und wenn der angeführte Ort wohl geprüft wird, zernichtet er sich von selbst. Denn, wo sind heut zu Tage unter den americanischen oder andern Völkern der Welttheile Spuren dieses gläubigen Volks anzutreffen, welches Gott in das Land der Verheißung führen sol, und das sich in der Reinigkeit des Gottesdienstes dergestalt erhalten, daß es verdiene, daß Gott nochmals den Ufusen des Euphrats seinetwegen eröffnen, und eben dasselbe Wunderwerk thun sollte, so anfänglich geschehen, sie in dieses Land des Arsareth zu bringen, wozu ein ganzes Jahr Zeit, dahin zu gelangen, erfordert wurde? Dieses verborgne Land hat auch nirgends als in der Einbildung der Rabbinen Raum gefunden, die gewont gewesen, sich mit solchen Hirngespinnsten zu belustigen.

Es waren gewisse Religionsübungen und gesetzmäßige Beobachtungen allen Völkern, sowol den Heiden als Juden, gemein. Man darf nur zwischen dem, was ich von der heidnischen Religion und von dem Geseze Moses angeführt, eine Vergleichung anstellen. Man wird aber aus diesen allgemeinen Beobachtungen nichts folgern können. Die Juden hingegen hatten eine unendliche Anzal ganz besonderer Geseze, welche diejenigen, so von ihnen abstammten seyn könnten, gewis besser als die Americaner beibehalten haben würden.

Eben dieses sage ich auch von den bürgerlichen Verfassungen. Es gab gewisse allgemeine Gebräuche, die bey den Juden ebenfals, gleichwie bey andern Völkern, angetroffen werden konten, und die sie auch ohne Zweifel unter sich gehabt haben. So viel aber diese anbelanget, die in America sonderlich bezeichnet sind, als die Gineocratic verschiedene Völker, die Erbfolge, Genealogie, Erbschaften und dergleichen; so sind diese denen gänzlich entgegen gesetzt, welche der israelitischen Regierungsform eigen waren.

Also

\*) ACOSTA *Histor. Natural. de Indias lib. 1 c. 23.* Los Indios poco ni Mucho no se retajan, ni han dado jamas en essa ceremonia como Muchos de los de Ethiopia y del Oriente.

*Id. Histor. Moral. de Indias lib. 5 cap. 26.* Los Mexicanos tenian tambien sus bautismos,

con essa ceremonia; y es que a los Recien Nacidos les scarificavah las orejas y et miembro viril que en Alguna manera remedavan la Circuncision de los Indios. Esta ceremonia se hazia principalmente con los Hijos de los Reyes y sennores.

Also wenn diese nicht zum wenigsten ihre Sprache, Geseze und merkwürdigsten Gewohnheiten gänzlich verloren haben, um die Religion und alle Gebräuche anzunehmen, welche die Heiden zu allen Zeiten gehabt, unter welche sie vermengt worden; so kan man keinesweges versichern, daß einer von denen Israeliten in diesen Theil der Welt gelanget. Grotius und Laet, die doch über den Ursprung der Americaner in einen heftigen Streit geraten, sind dieses Umstandes halber völlig mit einander einig.

Aus dem, was Petrus Martyr und Herrera von der Art der Taufe und andern Sacramenten, dem Glauben zur Auferstehung der Todten u. s. w. anführen, folget nicht, daß man sagen könne, die christliche Religion sey daselbst verkündigt; obgleich diese Arten der Sacramente und dieser Glaube mit den unsrigen so gleichförmig zu seyn scheinen.

Die Sacramente des neuen Gesezes hatten in den mosaischen und Naturgesezen ihren Schatten und Bilder, welche durch die Gnade des Heilandes, die Wirklichkeit und Erfüllung erlangt; indem sie von ihm alle ihre Tugenden und Wirkksamkeit bekommen. Und hierin bestehet der wahre Vorzug des christlichen Glaubens vor den übrigen vorhergegangenen. Der Satan, welcher allemal Gottes Affe gewesen, hatte sich zwar angemasset, den Götzendienern ihre Gebräuche, die sie von der wahren Religion angenommen, und von Geschlecht zu Geschlecht durch Hinaufsteigung bis zu dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts ererbet hatten, beibehalten zu lassen; jedoch diese an sich selbst und ihrer Anordnung nach geheiligten Gebräuche hörten auf dergleichen zu seyn, und wurden durch den Aberglauben lasterhaft, sobald sich die Heiden solche zueigneten; und sie mit ihren Abscheulichkeiten vermischten.

Wir haben zwar bereits angemerkt, daß die Kirchenväter diese Wahrheit und die Kunstgriffe des Satans eingesehen; dem ungeachtet aber wird nicht undienlich seyn, noch etwas davon anzuführen. Wenn Tertullianus \*) wider die Keger eifert, welche in dem Christentum gleichsam eine neue Religion dadurch machten, daß sie die Lehrsätze verstümmelten und den Verstand der heil. Schrift verdreheten, und saget: daß sie hierin dem Belspiele des Satans folgten, welcher die Religion gleich anfangs dadurch verderbet gehabt, daß er eben diese Religion, selbst in den Geheimnissen der falschen Gottheiten nachgemachet; so thut er hernachmals eine Erzählung nachgeamter Sacramente und schreibt: „Der Teufel taufte mannigmal einige von denen, so an ihn glauben und seine getreue Diener sind, und verspricht ihnen die Vergebung ihrer Sünde durch die Kraft dieser Taufe. Wie ich mich erinnere, so bezeichnet Mithra diejenigen an der Stirne, die sich einweihen lassen und seine Soldaten geworden; er stellet ein Dankopferfest an; er giebt eine mystische Vorstellung der Auferstehung und besetzt die Krone mittelst des Schwerts. Was sol ich ferner von dem sagen, daß er seinem obersten Priester ein Gesez gegeben, sich nur einmal zu verheiraten? Er hat auch seine Jungfrauen und Anbeter, die sich der Keuschheit befleißigen.“ S. Justinus (61), Chrysostomus und einige andere Kirchenväter,

(61) IVSTIN. Apol. 2 pro Christ.

\*) TERTULLIAN. *de Praescript. Haeret. cap. 40.* Sequetur, a quo intellectus interpretetur eorum quæ ad Hæreses faciunt? a Diabolo scilicet, cuius sunt partes intervertendi veritatem, qui ipsas quoque res Sacramentorum divinatorum, idolorum mysteriis æmulatur. Fingit et ipse quosdam, utique credentes et fideles  
1 Theil.

suos: expositionem delictorum de lauacro repromittit; et si adhuc memini, Mithra signat illic in frontibus milites suos: celebrat et panis oblationem, et imaginem resurrectionis inducit, et sub gladio redimit coronam. Quid quod et summum pontificem vnus nuptiis statuit; habet et virgines, habet et continentes.

B b



väter, erkennen in diesen Religionsgeheimnissen der Heiden, wovon wir gehandelt haben, eine Art der Taufe; und S. Justinus, wie ich bereits angeführt, stellet über dieses noch eine Vergleichung zwischen den Geheimnissen des Mithra und dem heil. Abendmal an, gleichsam als ob diese Geheimnisse ein Bild des himmlischen Brods gewesen. Augustinus <sup>(62)</sup> gehet noch weiter: denn er sagt, daß verschiedene Heiden durch die Darreichung des Brods und Weins, davor hielten, als ob die Christen die Ceres und den Bacchus anbeteten.

Die Heiden haben keinesweges aus einer Folge der Festsetzung der christlichen Religion, die Gebräuche und Ceremonien ihrer Geheimnisse geändert, als ob sie unsern Sacramenten nachahmen wolten. Der Haß, den dieselben jederzeit gegen die Christen geheget, gestattet uns nicht zu glauben, daß sie Nachahmer solcher Personen gewesen seyn sollten, die sie verabscheueten, und die sie aufs äußerste durch Feuer und Schwert und die grausamsten Martern verfolgten.

Das, was wir bereits von den Orgien, Einweihungen, Büssungen, Reinigungs- gen, Wieergeburt und einer gewissen Art der Beichte, nach dem Zeugnis des Plutarchus gemeldet, giebt zu erkennen, daß diese Anordnungen alt, ja von einem so entfernten Altertum waren; daß wir Ursach haben zu folgern, daß sie Verderbungen derjenigen ersten Religion seyn, die den Menschen von Gott mitgetheilet worden; eine Religion, dessen geheimnisvolle Deutung ihre wahrhaftige Bestätigung in derjenigen bekommen, durch welche der in dem Natur- und aufgeschriebenen Gesetze vorgebildete Heiland der Welt, uns in das Gesetze der Gnaden versetzen sollen, welches bis an das Ende der Zeiten bestehen wird.

Von denen ost- und westindischen Religionen müssen wir eben so urtheilen, als die Kirchenväter von den Religionsgeheimnissen der Alten gethan haben. Nichts ist in beiden Indien häufiger als die Reinigung an stat der Taufe, zu Büssung der Sünde; und in den lehresäßen der Brachmanen nichts gegründeteter, als die Wirksamkeit ihrer heilsamen Wasser und der Tugend, die sie dem Ganges nebst andern Flüssen, zu Reinigung der Seelen von den erhaltenen Befleckungen zuschreiben. Das Bekenntnis der Sünden ist eine von den ältesten und dauerhaftesten Gewonheiten ihrer Religion. Selbst ihre Götter konnten sich davon nicht ausschließen; und Boucher <sup>(63)</sup> in seinem Briefe an den Herren Avranche erzählt hiebey eine ihrer Fabeln, die sehr besonders ist. Tavernier <sup>(64)</sup> sagt: „wenn die Gauren krank seyn, so rufen sie ihre Priester und thun denenselben eine „Art der Beichte; die Priester legen ihnen auch alsdenn einige Almosen und andere gute „Werke auf, damit ihre Sünden ihnen vergeben werden können.“ Im Königreiche Siam und Japan ist diese Beichte ebenfalls, sowohl als in verschiedenen indianischen landen annoch gebräuchlich. Dasjenige so in Japan <sup>(65)</sup> einigen Frommen, die sich auf die Pilgrimschaft begeben hatten, auf dem Berge Ocaca ihre Sünden zu büßen, aufgelegt worden, hat so was fürchterliches an sich, daß man fast nicht ohne Entsetzen lesen kan, wie sie das Herz gehabt, sich über die abscheulichste Tiefe in eine Wageschale zu setzen und in diesem Zustande in der Luft so lange zu schweben, bis sie ihr Gewissen öffentlich mit

(62) AUGUSTIN. *contra FAUST.* lib. 1 c. 13. nonnulli nos propter panem et calicem, Cere-  
rem ac Liberum colere existimant.

(63) *Lettres edifiantes de la Compagnie* 9 Recueil lettre 1.

(64) TAVERNIER *Voyage de Perse* liv. 4 ch. 8.

(65) ACOSTA *Hist. Moral. de Indias* lib. 5 c. 25.

mit lauter Stimme durch ein ausführliches, aufrichtiges und demüthiges Bekenntnis ihrer Sünden, entladen. Gleichfalls war die Beichte in Peru üblich, und führte auch eine Härte und eine denen Sünden gemäße Büßung mit sich <sup>(66)</sup>. Die der Sonne gewidmeten Mädchen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, beichteten daselbst eben so wohl als die Priester, und hatten eben wie diese ihren Gerichtszwang. Der einzige Inca beichtete blos der Sonne; und nach abgelegter Beichte, badete er sich in einem Flusse und bat denselben, seine Sünden in das grosse Meer zu leiten und solche dadurch gänzlich in Vergessenheit zu bringen.

Bouchet <sup>(67)</sup> sagt an eben dem von mir angezogenen Orte, daß er zwar in der Brachmanen Religion niemals etwas bemerkt; so mit dem Abendmal überein käme; jedoch habe ihm ein bekehrter Bramaner vor einigen Jahren auf einen merkwürdigen Umstand Achtung zu geben angeraten: „daß nemlich, sagt er, das übrig gebliebene der Opfer „und der in dem Tempel ausgetheilte Reis, bey den Indianern den Namen Prajadum „beibehalte.“ Welches indianische Wort in unsrer Sprache göttliche Gnade bedeute, und das wir durch das Wort Eucharistia auszudrücken pflegen.

In Peru <sup>(68)</sup> ist etwas kenntbarers, welches mit unserm Sacrament des Altars genauer übereinzukommen scheint: Es wurden alle Jahr daselbst zwey Feste gefeiert. Das erste nahm im Monat December seinen Anfang, der nach ihrem Kalender der erste ist. Dieses Fest dauerte verschiedene Tage, die in Opfer und andern Religionsübungen in der Stadt Cuzco zugebracht wurden, und wobey man keine Ausländer duldete. Am Ende desselben und an dem letzten Tage aber, wurden ihnen erst die Thore geöfnet und ihnen Erlaubnis gegeben, an dem Beschlusse dieses Festes Antheil zu nehmen. Damit ging es nun folgendergestalt zu. Die der Sonne geweihten Jungfrauen machten kleine Brode aus Maismehl, so in dem Blute eines weissen und unbefleckten Lammes gefnätet war. Wenn sich nun die Fremdlinge aus dem ganzen Lande in der Stadt eingefunden hatten, wurden sie in Reihen gestellt. Sonnenpriester, die aus einer zu dieser Ceremonie gewidmeten Familie waren, trugen dieses abgöttische in Stücken geschnittene Brod auf goldenen oder silbernen Schalen, gaben einem jeden Fremden ein Stück davon, und ermaneten ihn dabei, allezeit dem Inca oder der Sonne, welche durch den Inca vorgestellt wurde, getreu zu verbleiben; und setzten hinzu, daß dieses Stück Brod zum Zeugnis wider ihn selbst dienen würde, wenn seine Absicht nicht rein, und dem, was er seinem Landesherrn schuldig, gemäs seyn sollte. Jeder nahm und aß diesen Bissen Brod mit grosser Erkentlichkeit und Versicherung, daß er niemals etwas anders denken noch thun würde, was der Sonne oder dem Inca misfallen könnte, und sagte zugleich, daß dieser Bissen Brod den er esse, in seinem Leibe ein Bürge seiner Treue seyn sollte. Das zweite Fest wurde im zehnten Monat, der mit unserm September übereinkömmt, fast auf gleiche Weise gefeiert. Dieses Brod wurde aus der Hauptstadt in alle Tempel und alle geheiligte Orter des Landes gesendet und durchgängig mit besondrer Ehrerbietung angenommen. Das Lam hatte in der Religion der Peruaner etwas Geheimnisvolles in sich. Sie setzten eines in die Milchstrasse, das von einem Schafe gesäuget wurde. Garcilasso <sup>(69)</sup> sagt: daß so lange er noch ein Kind gewesen, man sich Mühe gegeben, ihm sowol eines als das andre zu zeigen; „jedoch ich, fügt er hinzu, sahe wohl die Flecke in der Milchstrasse, die Figur eines

B h 2

(66) Id. l. c. (67) Lettres edifiantes 9 Recueil lettre 1.

(68) ACOSTA Hist. moral de Indias lib. 5 cap. 23.

(69) GARCILASSO Comment. Reales lib. 2 cap. 23.



„eines Lammes und Schafs aber konte ich nicht erblicken; vermutlich, weil meine Einbildungskraft nicht stark genug war, mir dergleichen Vorstellung zu machen.,,

Nichts aber ist rührender, als was in Mexico dieserhalben vorging (70). Man feierte alle Jahr daselbst ein Fest, welches das solenneste des ganzen Landes war, weil es insbesondere ihrer Gottheit zugeeignet wurde. Zween Tage vorher bereiteten die zum Tempel geweihte Jungfrauen eine grosse Menge Teig, so aus dem Blute der Thiere und gerösteten und gekochten Mais bestund. Dieser wurde mit einem Honigwasser geknetet, und ein Göze in der Grösse des hölzernen, den man in dem Tempel anbetet, daraus gemacht. Aus eben diesem Teige buckten sie kleine Brode in Gestalt der Menschenknochen, welche die Gebeine des Gottes *Vizilipuzli* genennet wurden. Wenn nun der Tag der Ceremonie herankam, trug man diesen Gözen in Proceßion von frühe Morgens, mit einer Pracht und Ceremonie, welche *Acosta* ausführlich beschreibet, herum. Auf eben die Art, als die Juden das Osterlam in Reiskeidern und grosser Eilfertigkeit zu verzieren pflegten, weil es der Vorübergang des Herrn, oder *transitus Domini* war; eben so wurde diese Proceßion mit besondrer Hurtigkeit gehalten, und man nennete selbige: den kurzen Weg des Gottes *Vizilipuzli*. Dem ungeachtet aber, dauerte der Weg doch ziemlich lange; ob es gleich wegen der dabey gebrauchten Geschwindigkeit, nicht also schien. Bey der Zurückkunft brachte man in den Tempel, in welchen dieses Gözenbild hingestellt wurde, alles, in Gestalt der Gebeine gebackne Brod: und nach vielen Opfern, wobey verschiedene Menschen geschlachtet wurden, und nach vielen Tänzen, Singen und andern Feierlichkeiten die diesem Gözen und den Broden gleichsam zur Einweihung dienten, entledigte sich das Volk, das von den kleinsten Kindern angedrönet, bis auf die ältesten Personen nüchtern seyn mußte, von allem Schmuck, den jederman, dieses Fest recht prächtig zu begehen, angeleget hatte. Unterdessen nahmen die Priester dem Gözen allen Zierat ab, und schnitten ihn nebst allen knochenförmigen Broden, die eben so heilig als der Göze selbst angesehen wurden, in Stücke. Als sich nun das Volk wieder eingefunden, und Männer und Weiber, Grosse und Kleine, Reiche und Arme, in Reihen gestellet hatten, wurden diese Stücke ausgetheilet; und ein jeder nahm sie mit solcher Ehrerbietung an, die nicht genugsam bewundert werden konte, und liessen dabey eine Andacht blicken, daß ihnen die Thränen aus den Augen liefen: denn sie sagten, daß sie den Leib und die Gebeine ihre Gottes genössen, und hielten sich gleichsam einer so grossen Gnade unwürdig. Endlich endigte sich diese Ceremonie durch eine Rede, die der älteste Priester in Absicht des Festes an die Versammlung hielt.

*Acosta* bemühet sich solchergestalt zu behaupten, daß der Satan sich angelegen seyn lassen, in allem zu erhalten, daß ihm die Gözendienner eben den Dienst erweisen mußten, den Gott gefordert hat. Er zeigt diese Gleichförmigkeit der Verehrung in der indianischen, mexicanischen und peruanischen Religion, nicht nur in Ansehung der Dinge, die mit jedweden unsrer Sacramente, sondern auch mit allen Stücken der Religion übereinkommen können. Indes lästet er sich nicht einmal einfallen, daß diese Dinge von dem Christenthum entlenet seyn, und daß jemalen die Peruaner und Mexicaner von unsrer Religion etnige Kenntniss gehabt haben solten. In der That waren es auch blosser Gözendienner eben sowol als die Brachmanen und ostindischen Bonzen, deren Abgötterey fast eben so bezeichnet ist, und von welchen wir nicht mutmassen können, daß sie ihre Religionsgebräuche von der christlichen Religion genommen: man würde sonst sagen müssen, daß

daß die christliche Religion abgeschrieben, und durch alle heidnische Religionen, die bis auf letztere Zeiten gedauert, und größten Theils noch dauern, in Abgötterey verwandelt worden sey.

S. 45.

Noch wunderbarer ist es, das Zeichen des Kreuzes in America, und zwar noch vor Kreuzesver-  
Ankunft der Europäer, in Ehren gehalten zu sehn. Der Satan hat zwar alles mis-  
brauchen können; sollte man aber deshalb wol glauben, daß er seinen Anbetern das Kreuz  
als ein Zeichen unsers Heils, wodurch er überwunden worden, und das ehemals denen  
Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergernis gewesen, zur Vererung vorgehalten  
habe? Oder könnte dieses wol zum Beweise dienen, daß das Christentum nach America  
noch vor dessen neuern Entdeckung gekommen seyn sollte? Wir wollen sogleich die Zeug-  
nisse der Schriftsteller, die davon gehandelt, untersuchen, damit wir sehen, was davon  
zu halten seyn möchte.

Petrus Martyr <sup>(71)</sup> sagt, daß die Spanier, die zuerst nach Jucatan gekom-  
men, daselbst Kreuze angetroffen: als sie sich nun durch ihre Dolmetscher bey den Ein-  
wonern darnach erkundigen lassen, so hätten einige geantwortet; daß ein überaus schöner  
Mensch zu ihnen gekommen sey, der ihnen dieses Zeichen hinterlassen, damit sie sich seiner  
dabey erinnern möchten: andre hingegen hätten gesagt, daß ein gewisser Mann, der glän-  
zender als die Sonne gewesen, daselbst gestorben sey, als er ein gleichmäßiges Werk ver-  
fertigt. Jedoch, setzt Petrus Martyr hinzu, man könne hierauf nichts Zuverlässiges  
gründen.

Gleichergestalt erzählt Lopes de Gomara <sup>(72)</sup>, es hätten die Spanier daselbst  
messingne und hölzerne Kreuze auf den Gräbern verschiedener Landeseinwohner angetroffen;  
weshalb sich verschiedene eingebildet, daß einige zu den Zeiten Roderichs durch die Moh-  
ren aus ihrem Lande vertriebene Spanier, sich an diesen Ort gewendet. Er habe es  
aber nicht glauben können, weil man auf den Inseln, worauf sie doch unumgänglich zu-  
kommen müssen, wenn sie nach America gewolt, dergleichen nicht gefunden.

Wenn eben dieser Verfasser <sup>(73)</sup> von der Insel Acuzamil insgemein Goxumel  
genant redet, so versichert er, daß die Einwohner daselbst eine Art eines kleinen aus Stei-  
nen erbaueten Tempels hätten, worin sich ein Kreuz sechs Zol lang befände, das von ih-  
nen als eine Gottheit angebetet würde: dieses riefen sie zur Zeit der Dürre an, Regen zu  
erlangen, und trügen es in Proceßion herum. Man wisse zwar nicht mehr, woher sie  
es bekommen, und woher diese Andacht entstanden; jedoch sey es Ursach gewesen, daß  
viele sich desto eher zum Christentum bewegen lassen.

Von den Gebräuchen der Tumaner erzählt er <sup>(74)</sup>, daß sie unter vielen Götzen ein  
Andreskreuz nebst einem Zeichen, gleich denen apostolischen Norarien viereckigt mit  
burgundischen Querkreuzen hätten, und sich damit wider die nächtlichen Erscheinungen  
und Gespenster verwareten, solches auch den neugebornen Kindern anhängen.

Inca Garcilasso <sup>(75)</sup> versichert, daß die Könige in Peru in einem ihrer Palläste  
ein Kreuz von crystalnen weis und roth untermischten Jaspis besäßen, wovon er auch eine  
genaue Beschreibung mitgetheilet, da er es zuvor in der Sacristey der Hauptkirche zu  
Cuzco selbst genau beobachtet, wohin es von den Spaniern, da sie sich dieses Land un-  
termwürfig

B 6 3

(71) PETRVS MARTYR Ocean. Decad. lib. 4 cap. 1.

(72) LOPES DE GOMARA Hist. gener. de Ind. lib. 3 cap. 2.

(73) Id. lib. 2 c. 17.

(74) Id. lib. 3 c. 32.

(75) Comment. Real. lib. 2 c. 3.



terwürfig gemacht, gebracht worden. Die Incas erwarteten dieses Kreuz in einem von den Zimmern, die man nach der Landessprache *Suaca* nennete, und geheiligte Derter waren. Sie haben zwar vor alters das Kreuz nicht angebetet, ob sie es gleich in grossen Ehren gehalten; jedoch ohne zu wissen, wie lange sie solches gehabt, noch was die Ursache ihrer Ehrerbietung vor dasselbe gewesen. Nach der Spanier Ankunft, sagt er, beteten sie es wirklich an und vermehrten ihre Hochachtung noch um ein grosses, in Absicht desjenigen, was dem *Piedro de Candia* begegnet, welches von eben diesem Verfasser anderswo erzälet wird.

*Antonius Ruiz* <sup>(76)</sup> gedenkt eines wunderthätigen Kreuzes, so man in dem Theile von *Paraguay* gefunden, der seit der Zeit das heilige Kreuz, allem Vermuten nach, von dieser Entdeckung genennet worden. Dieser Schriftsteller betrachtet solches Kreuz als einen seiner Beweistümer, die Meinung, welche man von dem Apostel *S. Thomas* hatte, zu bestätigen, als der das Evangelium in *Brasilien*, *Paraguay* und *Peru* geprediget haben sol. Die Ueberlieferung des Landes bringt mit sich, sagt er, daß ehemals ein weisser Mann mit einem langen Barte, jenseit des Meeres hergekommen und Ort daselbst bekannt gemacht. Dieser nun habe dieses grosse Kreuz, das aus einem besondern Holze gemacht gewesen, welches in der ganzen Gegend nicht anzutreffen, aller Orten mit sich herum geführt. Die bösen Geister wären bey Erblickung dieses Kreuzes verstummet, und die Orakel hätten aufgehört zu weissagen. Indes wäre dieser heilige Mann, von den Heiden sehr übel gehalten, weil sie ihm das Schweigen ihrer Götzen beigemessen; sie hätten ihm sein Kreuz genommen und selbiges bey einem Bache vergraben, woselbst es aber länger als funfzehn Jahrhunderte, wie der Verfasser glaubt, unverweslich geblieben: es sey auch heut zu Tage noch so dauerhaft, daß es das Ansehen habe, als ob es niemals einer Fäulnis unterworfen seyn können.

Dasjenige, was man von einem andern kleinen Volke der Wilden erzälet; so sich bey *Gaspé* am Ende des Meerbusens *S. Laurenz* an einem kleinen Flusse, der den Beynamen des heiligen Kreuzes hat, niedergelassen und die man Kreuzträger nennet, hat noch etwas bewundernswürdigers an sich, und ist mit mehrern Umständen verknüpft.

*Christian le Clerc* <sup>(77)</sup>, dem, wie ich davor halte, der Ruhm dieser Entdeckung gebüret, behauptet; daß die Verehrung des Kreuzes bey den Wilden so alt sey, „daß es, wie er sagt, eine hinreichende Materie ist zu mutmassen, ja selbst zu glauben, daß diese Völker bey der Stimme dieses Apostels keine tauben Ohren gehabt, als durch dessen Klang die ganze Erde erschallet.“ Indes lästet sich solches doch aus der Art, wie er die Einführung erzälet, nicht gänzlich folgern.

„Die Ueberlieferung ihrer Voreltern, sagt er, bringt mit sich, daß als ihr Land durch eine gefährliche und ansteckende Seuche heimgesucht worden, welche bereits viele Menschen hinweggerafft; so wären einige der ansehnlichsten und klügsten Greise vor Wehmut und Betrübniß über eine so allgemeine Landplage und wegen der bey deren Fortgang zu besorgenden gänzlichen Vertilgung der *gaspesischen* Völkerschaft, wenn ihnen nicht bald mächtige Hülfe von der Sonne, die sie angeführtermassen vor ihre Gottheit hielten, zugesendet würde, eingeschlafen. In diesem aus Betrübniß entstandnen Schlafe nun, sagen sie, sey ihnen ein vortreflich schöner Mann mit einem Kreuze in der Hand erschienen, der ihnen einen Muth eingesprochen und sie angemanet, sich wieder nach Hause zu wenden, und eben solche Kreuze als dasjenige, so er ihnen gezeigt, zu machen, und diese

(76) *Conquista Espiritual del Paraguay* §. 23. et 25. (77) *Relation de la Gaspésie* ch. 9. §. 10.

„diese denen Häuptern der Familien mit der Versicherung darzustellen, daß wenn sie selbige mit Ehrerbietung betrachteten, sie darin ein untrügliches Mittel wider ihr Unglück antreffen würden. Da nun die Wilden in Ansehung der Träume bis auf den Abend glauben leichtgläubig sind, so verabsäumeten sie auch diesen, in ihrer äussersten Noth nicht. Die ehrlichen Alten, begaben sich also wieder in ihre Cabane, welche sie Tages zuvor verlassen hatten. Sie versammelten alle, die von der Nation noch übrig waren, und beschloffen einstimmig, daß sie das heilige Zeichen des Kreuzes, so ihnen von dem Himmel als das Ende ihres Elendes und der Anfang ihrer neuen Beruhigung dargeboten würde, in Ehren halten wolten. Es sey auch in der That also geschehen, das Sterben habe nachgelassen und alle Kranken, die das Kreuz ehrerbietig getragen, wären wunderbarer Weise gesund geworden.

„Das Kreuz war also in ihrem Lande gleichsam der Regenbogen, den Gott ehemals zum Trost des menschlichen Geschlechtes, dem ganzen Weltgebäude mit der Versicherung erscheinen lassen, daß sie nicht mehr durch eine Sündfluth heimgesucht werden sollten. Gleichergestalt habe das Kreuz plötzlich den Strom der Seuche, so dieses Land überschwemmet, aufgehalten, und dessen Einwohnern ein kräftiges Kennzeichen der Gnade und erneuerten Segens gegeben. Die bewundernswürdige Vortheile, so ihnen daraus erwachsen, gaben ihnen Hoffnung, noch weit wichtigere in der Folge der Zeit zu erlangen; daher faßten sie den Schluß niemals eine Sache zu entscheiden, noch etwas zu unternehmen, ehe sie nicht zuvor das Kreuz zu Rathe gezogen.

„Als sie nun in einem dieserhalb versammelten Rathe einmütig beschloffen, daß ein jeder unter ihnen, auch so gar die kleinen Kinder ein Kreuz tragen solten; so unterstund sich kein Wilder in Gegenwart andrer zu erscheinen, wenn er nicht dieses heilige Zeichen ihrer Errettung entweder in der Hand, auf der Haut oder Kleidung getragen. Wenn es auch darauf ankam, eine die Nation angehende Sache von Wichtigkeit zu entscheiden, entweder Frieden zu schließen, oder den Feinden des Vaterlandes den Krieg anzukündigen; so beriefen die Häupter alle Aeltesten, welche sich richtig an dem Orte der Versammlung einstellten. Wenn sich nun ein jeder eingefunden hatte, so errichteten sie ein neun oder zehn Fuß hohes Kreuz; machten einen Kreis herum und nahmen ihren Platz auf die Masse ein, daß jedweder sein Kreuz in der Hand hielt, und das große Kreuz des versammelten Rathes in der Mitte aufgerichtet stand. Endlich nahm ihr Oberhaupt das Wort, und eröffnete der Versammlung die Ursache, warum sie veranlaßt sey. Alle Kreuzträger entdeckten hierauf ihre Meinung, damit sie gewisse Maasregeln nemen und in der Sache, wovon die Rede war, einen Schluß fassen möchten. Wenn nun einige Abgeordnete an ihre Nachbarn oder andre Völker gesendet werden solten; so lies das Oberhaupt denjenigen aus den jungen Leuten in den Kreis treten, den er zu Ausführung ihres Entwurfs tüchtig hielt. Als er diesem nun die Wahl seiner Person nebst der Ursache seiner Vorforderung öffentlich bekant gemacht; so zog er aus seinem Busen ein schönes Kreuz vor, welches mit den Kostbarsten so er hatte umwickelt war. Dieses zeigte er der Versammlung mit grosser Ehrerbietung, und erzählte in einer wohl ausgefetzten Rede die Gnade und den Segen, den die ganze Gaspesische Nation von der Hülfe dieses Kreuzes ehemals zu gewarten gehabt. Hernachmalen befahl er dem ausersehenen Abgeordneten, sich zu nähern, es mit Ehrfurcht anzunehmen und um den Hals zu hängen. Gehe nun, mebro hin, sagte er zu ihm, und verwahre dieses Kreuz, das dich von aller Gefar bey denen, zu welche du gesendet wirst, befreien wird. Die Aeltesten billigten durch ihr

„gewön-



„gewöhnliches Hoo! Hoo! Hoo! das, was ihr Oberhaupt gesagt hatte, und wünschten, diesem Abgeordneten Glück zu seiner Reise, die er zum Dienst seiner Landsleute antreten würde.“

„Der Gesandte verlies also den Rath, mit seinem um den Hals hangenden Kreuze, als das Kenzeichen seiner Würde der Gesandtschaft. Er legte selbiges auch nicht eher, als des Abends ab, und verwarte solches unter seinem Haupte, in der Meinung, daß es alle böse Geister die Zeit seines Schlags über, abhalten würde. Er hub es auch bis zu Endigung seiner Verrichtung auf, und lieferte es alsdenn mit eben der Ceremonie wieder in die Hände des Oberhauptes, und stattete sowol in dessen als auch in der ganzen Versammlung Gegenwart eine ausführliche Erzählung von seiner Reise ab.

„Mit einem Wort, sie unternamen nichts ohne das Kreuz. Selbst das Oberhaupt trug es an stat eines Stocks in der Hand, wenn er zum Baispiel gieng, und setzte es an den vornehmsten Ort seiner Cabane. Wenn sie in ihren baumrindnen Rähnen eine Reise zu Wasser thun wolten, wurde an jedem Ende ein Kreuz aufgerichtet. Denn sie glaubten, daß sie dadurch vor einem Schiffsbruch sicher behalten würden.

„Dieses waren also die Meinungen der Hochachtung und Ehrerbietung unster alten Gaspesier vor das Kreuz, welche auch noch heut zu Tage in den Herzen unster Kreuzträger anzutreffen sind; indem kein einziger ist, der es nicht entweder auf seinem Kleide oder auf der Haut tragen sollte. Die Windeln und Wiegen der Kinder sind beständig damit ausgezieret: die Wände der Cabanen, die Rähne und Baisstöcke sind ebenfals insgesamt damit bezeichnet.“

„Die schwangeren Weiber bilden solches mit den Stachelschweinfellen, womit sie ihren Busen bedecken, ab, und schlagen solche in Form eines Kreuzes zusammen, damit sie ihre Leibesfrucht allezeit unter dem Schutze des Kreuzes haben mögen. Kurz, es werden wenige seyn, die nicht insbesondre ein kleines aus Porcellain gemachtes Kreuz, eben so als eine Reliquie ehrerbietig aufheben und es oftmalen dem Kostbarsten unter allem ihren Geräthe vorziehen solten.

„Die Begräbnisstätten sind bey diesen Völkern durch die auf den Gräbern errichteten Kreuze ebenfals kenntbar, und ihre durch dieses Zeichen bemerkte Begräbnisfelder, scheinen mehr christliche Gottesäcker als Grabstätte der Wilden zu seyn. Diese Ceremonie beobachten sie so oft, als einer von der Nation der Kreuzträger stirbt, wenn er auch hundert Meilen, von dem gewöhnlichen Begräbnisorte entfernt seyn sollte.

„Nicht weniger sind die Dörter, wo Fischereien gehalten, und Jagden angestellt werden, durch die daselbst aufgerichteten Kreuze bemerkt; und man gerät in eine angenehme Verwunderung, wenn man ihr Land durchreiset, und von Zeit zu Zeit an den Bächen und Flüssen zwey oder dreifache Kreuze, gleich denen, so die Patriarchen führen, antrifft. Mit einem Wort, sie halten das Kreuz in solcher Hochachtung, daß sie solches nach ihrem Tode mit in ihren Sarg verscharren lassen; in der Meinung, daß dasselbe ihnen in der andern Welt Gesellschaft leisten würde, und sie von ihren Vorfahren nicht erkant werden möchten, wenn sie dieses ehrerbietungswürdige Kenzeichen nicht mit sich fñreten, als welches die Kreuzträger von allen übrigen Wilden unterscheidet.“

Eben dieses ist zwar dem wesentlichen Inhalte nach, obgleich mit etwas unterschiedenen Umständen von einer Person von noch ehrwürdigerem Ansehen als Christian le Clerc gewesen, beschrieben (78); weil sich selbige aber hauptsächlich auf die Erzählung dieses

Priesters

Priesters oder solcher Leute, die von selbigen die Nachricht erhalten, gründet, so kan man von demselben die Gewärsleistung einer Sache von dieser Beschaffenheit nicht fordern, welche falsch seyn, und sich bloß auf noch nicht hinlänglich geprüfte Treu und Glauben, gewisser einzelner Personen, gründen kan.

Wenn der Ursprung der Kreuzesverehrung, Träumen oder geheimnisvollen Erscheinungen beigemessen werden sollte; so würde solches eine Auflösung der Schwierigkeiten seyn, und uns vieler Mühe überheben, andere Beweismittel hervor zu suchen. Man kan sich aber auf dergleichen Ueberlieferungen der Wilden, und oftermalen noch weniger auf das Wunderbare verlassen, was sich bey gewissen Historien Erzählern antreffen läßt.

Da der mehresthe Theil der über dasjenige, was **Petrus Martyr** und die spanische Verfasser von der Kreuzesverehrung angeführt, verlegenen Schriftsteller, sich überhaupt nicht vorstellen können, daß die Americaner den geringsten Vorschmack von unserer Religion noch einigen Umgang mit den Christen vor den neuern Zeiten gehabt; so pflegen sie diesen zu widersprechen. **Johann de Laet** <sup>(79)</sup> leugnet es dreuste, und beruft sich hierin auf den **Oviedo** <sup>(80)</sup>, der alles dieses vor leere Erdichtungen hält.

Die Ehrerbietung, die ich dem **le Clerc** und seinem Orden schuldig bin, hindert mich seiner Erzählung halber ein gleiches zu thun; ob sie gleich an und für sich selbst, und nach der Art wie sie geschrieben ist, einem geistlichen Roman nicht unähnlich siehet. Denn sollte es wol möglich seyn, daß die Verehrung des Kreuzes, dessen Entdeckung ganz neu ist, und die Zeiten des **Christian le Clerc** nicht übersteiget, ein ganzes Jahrhundert und noch drüber unbekant geblieben sey? Seit des Königes in Frankreich **Franciscus I.** Zeiten, haben die Franzosen fast ohne Aufhören diese americanische Seeküste beschiffet: sie haben mit allen Wilden in canadischen, mitmacschen, **souriquoisischen**, **gaspesischen**, **etchemischen**, und **almouchiquoisischen** Cantons, Umgang gehabt; sie haben alle Häfen von **Florida** bis nach **Labrador** besucht; sollte also wol möglich seyn, daß sie von diesem Kreuzesdienste keine Wissenschaft gehabt hätten, oder wenn sie solche gehabt, in ihren Erzählungen, welche doch viele weniger merkwürdige Dinge in sich halten, davon nicht ein einziges Wort gedacht haben sollten? Dieser Umstand war ja viel zu merkwürdig, und nichts hätte ihnen rührender seyn können. Indessen weder **Theret** und **Lescarbot**, denen doch nichts entwischet; noch **Champlain**, der uns eine genaue Beschreibung aller Länder, die er persönlich besucht, hinterlassen; noch die Herren **de Mons** und **Pointricourt**, welche königliche Erlaubnis gehabt; ja kein einziger von den Missionarien, weder **Capuciner** noch **Jesuiten**, haben jedesmal davon etwas vor dem **le Clerc** angeführt, noch aufgezeichnet. Zwar erzälet **Champlain** <sup>(81)</sup>, daß als er die Häfen des französischen Meerbusens besucht, er an einem dieser Häfen, drey oder vier Meilen gegen Norden des Vorgebürges **Pointricourt**, „ein sehr altes mit Moos bewachsenes und beinahe versauhtes Kreuz angetroffen habe.“ Anstat aber, daß **Champlain** dieses Kreuz als ein Werk der Wilden ansehen sollte; so sagt er vielmehr ausdrücklich, „daß es ein augenscheinliches Merkmal von ehemals sich da aufgehaltenen Christen sey.“ Es hat auch in der That kein ander Ansehen, als daß es durch Europäer hingesehet worden, die länger als hundert Jahr vor dem **Champlain** diese Küste beschiffet gehabt. Es ist uns also die Aufmerksamkeit dieses Verfassers, in Warnung dieses Kreuzes ein

sichrer

(79) IOAN. DE LAET. Annot. in 1. Diss. Hugon. Grotii.

(80) OVIEDO lib. 17. c. 3.

(81) Voyage de Champlain lib. 1. ch. 16.



sichrer Bürge, daß er ganz anders geurtheilet und nicht ermangelt haben würde, von dem Kreuzesdienste der Wilden dieser Gegend, zu reden, wenn dieser Dienst eben so gemein und fentlich gewesen, als er von dem le Clerc ausgegeben wird.

**S**ieronymus Allemand<sup>(82)</sup>, Superior der Missionen der Jesuiten in **Neufrankreich**, theilet in seinem dritten im Jahre 1658 geschriebenen Briefe, einen Stand der Missionen in dieser Gegend mit. Er theilet selbige von dem untersten des Flusses **S. Laurenz** und denen Seeküsten, in drey Abtheilungen, als nemlich in **Rigibonctou**, **Miscou** und **Cap Breton**. In dem Abtheile von **Miscou** begreift er die Wilden von **Gaspé** und **Miramichi**, als welches diejenigen sind, wovon hier die Rede ist, und fügt folgende Worte hinzu: „Dieses ist das Land, welches unsre Väter seit dem Jahre 1629 bebauet haben, und alwo gegenwärtig die Pateres **Andreas Reichard**, **Marin Lyonne** und **Jacob Fremin** ihre Berufsarbeit treiben.“ In der Erzählung von 1660 und 1661 siehet man einen Auszug eines von **Andreas Reichard** in diesem Lande selbst geschriebnen Briefes: darin handelt er von diesen Wilden und elnigen ihrer Gewohnheiten; von dem Kreuzesdienste aber gedenkt er kein Wort. Solte denn dieser Umstand ihm und andern Missionarien, die sich mitten unter diesen Barbaren aufgehalten, unbekant geblieben seyn; oder, wenn sie selbigen ja gewußt, würden sie ihn wol mit Stillschweigen übergangen haben? Diese Uebergangung würde gewis wunderbar genug gewesen seyn. Endlich so sind diese Wilden nichts anders als die **Mikmacs** oder alte **Souriquoisen**: Und die **Mikmacs** haben vor Alters den Kreuzesdienst gewis nicht gehabt, dieses ist ausser Streit. Diejenigen, wovon geredet wird, wohnen an dem Flusse **Miramichi**. Dis ist der wahre Name dieses Flusses, und le Clerc gestehet, daß er es selber sey, der dessen Namen verändert, wenn er sagt: „Wir haben ihn unter Lösung der Casnonen und tausendfachen Freudengeschrey, sowol von Franzosen als von Wilden mit dem Namen des heiligen Kreuzes beehret.“ **Christian le Clerc**<sup>(83)</sup> scheint im übrigen allen dem, so er in eben demselben Hauptstücke, woraus ich einen Auszug mitgetheilet, anführt, zu widersprechen, wenn er gestehet: „Daß die Wilden, von dem Eifer ihrer Vorfaren almäßig nachgelassen, und daß, als er in dem Lande gewesen, seine Mission anzufangen, er nichts als ein Volk angetroffen, das von den Gewohnheiten seiner Voreltern blos den Schatten beibehalten, die Ehrerbietung vor das Kreuz aus den Augen gesehet, und den Gebrauch ihrer Kreuzesversammlung abgeschaffet; und schätzte sich daher glücklich, daß er solchen wiederum eingeführet.“

Weil ich indessen nicht glauben wil, daß dasjenige, was le Clerc von dem Kreuzesdienste bey den **Gaspesiern** anführet, eine Fabel sey, so aus seiner Erfindung entstanden; so halte ich davor, es könne zu seiner Entschuldigung angeführet werden, daß diese Wilden, die lange vor des le Clerc Zeiten mit Franzosen umgegangen, welche verschiedene Jahre, Missionarien bey sich gehabt, unter sich, gegen das Kreuz eine Ehrerbietung beibehalten, so ihnen von den ersten Missionarien beigebracht worden; daß der Aberglaube der Träume diese Verehrung auf einige Zeit in Ansehen erhalten, selbige aber hernachmals mat worden; als nun le Clerc diese Mission wieder übernommen, welche andere zu verlassen genötiget gewesen, und einige Ueberbleibsel dieses Dienstes angetroffen, er entweder durch den Anschein oder betrieglichen Erzählungen einiger Wilden zu glauben bewogen sey, daß diese Verehrung von undenklichen Zeiten daselbst üblich gewesen.

Das

(82) Relation de la Nouvelle France pour l'an 1657 et 1658.

(83) Relation de Gaspésie ch. 9 et 10.

Das, was ich sage, gründet sich auf einen Brief, der in den Erzählungen von Neufrankreich gefunden wird <sup>(84)</sup>, woselbst der Pater Perrault, wenn er von den Wilden redet, versichert: „Daß sie das Zeichen des Kreuzes gerne, und eben so wie wir, zu machen pflegten; sie hielten Augen und Hände gen Himmel, und gebrauchten sich unster Ausdrücke. Als nun diese armen Leute die Ehre, die wir dem Kreuze erzeigten, bemerkten, so malten sie sich dergleichen ins Gesicht, auf die Brust, Arme und Beine, ohne sich darum bitten zu lassen. Ich sehe gerne, setzt er hinzu, daß sie im Anfange alles aus einer natürlichen Einfalt, nach welcher sie zur Nachahmung alles, was sie sehen, angetrieben werden, als aus einer andern Absicht thun; denn sie können mit der Zeit zu einem mehrern Nachdenken Anleitung bekommen.“ Dem sey aber wie ihm wolle, so werden heut zu Tage die Kreuzträger oder Crucianten nicht weiter erwänet; und ein Missionarius hat mir von den Abenaguis, die Nachbarn von ihnen seyn, versichert, daß diese Wilden von den andern nicht unterschieden seyn.

Das Zeugnis des Inca Garcilasso hat mich mehr als alles übrige gerührt; indem es nicht geleugnet werden kan, und keiner Erklärung bedarf. Denn ob er gleich nicht eher, als einige Zeit nach dem Verfall dieses grossen Reichs, wovon seine Voreltern Beherrscher gewesen, geboren worden, und ihm folglich verschiedene Dinge von den alten Gebräuchen seines Vaterlandes unbekant gewesen zu seyn, geglaubt werden kan; so bleibt er doch allemal ein eingeborner Geschichtschreiber des Landes, wovon er handelt, und aus königlichem Geschlechte entsprossen: daher er natürlicher Weise besser als alle Ausländer davon unterrichtet seyn kan. In allen seinen Erzählungen scheint er glaubwürdig zu seyn, und alhier legt er ein Zeugnis von einer Sache ab, die er mit seinen Augen gesehen. Weil ich nun das Altertum dieser Kreuzesverehrung, und das, was von denen von mir angezeigten Verfassern angeführt worden, vor wahr anneme; so halte ich davor, daß ich zweierley davon zu melden nötig habe.

Das erste ist dieses. Obgleich das Kreuz ein Kennzeichen eines Christen ist; so kan doch solches nicht allemal als ein untrügliches Merkmal des Christentums und des verkündigten Evangelii angesehen werden. Das Kreuz war in der Religion der Alten, und insbesondere in den Geheimnissen der Isis, wovon wir bisher gehandelt haben, ein geheiligtes Symbolum, wie Justus Lipsius <sup>(85)</sup>, Gretser <sup>(86)</sup>, Pignorius <sup>(87)</sup>, nebst andern Gelehrten, insbesondere aber Athanasius Kircher <sup>(88)</sup> angemerkt. Dieser letztere redet weitläufig davon. Er bemerkt unter den egyptischen Hieroglyphen nichts heiliger, nichts kräftiger und vollkommener als das hermetische oder isiatische Kreuz, dessen Erfindung er dem Mercurius Trismegistus \*) beimißt. Nun wil ich mich zwar nicht bey allen seinen angeführten Erklärungen aufhalten; denn diese könnten etwas in sich fassen,

Cc 2

(84) Relation de la Nouvelle France pour l'an 1635.

(85) LIPSIVS de Cruce, l. 1 c. 8.

(86) GRETSEr de Cruce, lib. 1 c. 51.

(87) PIGNORIUS in expos. mensae Isiacae.

(88) KIRCHER. in Oedipo et Obelisc. Pamphil

\*) ATHAN. KIRCHER. *Oedip. aegypt. class. 10. c. 4.* Hermes Trismegistus - - characterum Hieroglyphicorum institutor, ut, quae in mundo occultissima latent, mirifico a se excogitato symbolo exponeret, omnia unico characterem, quem et Crucem Hermeticam appellant (nos Isiacam seu Ansatam, eo quod in nullis fere simulachris Aegyptiacis manu gestatus non spe-

ctetur appellamus) expressit. Quem quidem characterem in tanta veneratione habebant, ut nihil sine eo recte confici posse existimarent, eratque amuletum potentissimum, et character ad naturae exemplar mirabili ingenii subtilitate fabricatus, ad viam felicitatis demonstrandam vnicus dux et lumen, etc.



fassen, so aus seiner eignen Einbildung herrüret, und weshalb ihm von den Gelehrten mancherley Einwürfe gemacht werden möchten. So viel aber ist dennoch gewis, daß nach dem Zeugnis des Ruffinus, das Kreuz unter der Zahl der hieratischen oder egyptischen Priesterbuchstaben, die, wie die Benennung ausweist, geheiligt waren, angetroffen wurde. Daher dieses Zeichen als ein grosses und volkomnes Heiligtum be-  
 16tes Kupfer. trachtet worden, weil man es fast auf allen Denkmalen, die uns von der Pracht des alten Egyptens übrig geblieben, antrifft. Man findet es auf den Obeliskten verschiedentlich verzeichnet, und fast keine Gottheit wird gefunden, die dieses Symbolum nicht entweder in der Hand halten, oder es sonst an sich tragen solte. Unter diesen Denkmalen habe ich diejenigen ausgesucht, die mich am meisten gerüret haben; solche stelle ich dem Leser hie-  
 bey vor Augen, und überlasse sie seiner Beurtheilung. Ich vermute, daß man das Kreuz in den Händen des Lorus Apollo; an dem Halse des Gottes Apis; des Jupiter Ammons; an dem mit Weinranken umwundenen Stabe des Bacchus; an dem Halse der Vestalin; an den geweihten Gefässen, worin die zum Opfer bestimmten Getränke aufbehalten wurden; und an den Cymbeln der Corybanten mit Vergnügen ansehen werde. Dieses Symbolum war aber nicht nur in Egypten, sondern auch bey den Phönicern geheiligt. Daher habe ich einige Münzen beigefügt, worauf die syrische Göttin mit einem langen Kreuze in der Hand, so sie entweder gerade neben sich oder auf den Schultern trägt, abgebildet ist. Hierdurch sind ohne Zweifel einige Schriftsteller bewogen worden, zu sagen, daß die Americaner, bey denen man das Kreuz in Vererung gehalten zu seyn angetroffen, diesen Dienst von den Carthaginensern, die von den Phönicern ursprünglich abstammten, erhalten. Hornius \*) würde also unrecht gethan haben, diesen hauptsächlich dadurch zu widersprechen, daß er vorgeben wollen, daß vor Christo nirgendswo dem Kreuze einige Ehrerbietung bewiesen worden sey, und daß der Kreuzestod bey den Phönicern ein schimpflicher Tod gewesen.

Hieronymus (89) versichert, daß in den alten hebräischen Buchstaben, deren sich die Samaritaner, sagt er, bis jezo bedienet, das Tau, so der letzte ist, die Gestalt des Kreuzes habe. Das Tau in der Masse, wie es auch die Griechen und Lateiner beibehalten, ist eine Art des Kreuzes. In eben den egyptischen Hieroglyphen wird das Tau und Kreuz verschiedentlich angebracht: und nach des Socrates (90), Sozomenus (91), Suidas (92) und Ruffinus (93) Zeugnis versicherten diejenigen, denen ihre hieroglyphische Wissenschaft besser bekannt war, daß es bey ihnen ein Symbolum des zukünftigen Lebens sey: Ja wir sehen selbst, daß es in den geheiligten Schriften, der auf die Stirne der Auserwählten gedruckte Character ist. Vielleicht war es aus der Ursache der letzte Buchstabe in dem Alphabet, weil die Seligkeit das letzte Ziel ist, wohin wir zu gelangen trachten, und wonach wir unser einziges Wünschen richten sollen. Bey den Grie-  
 17tes Kupfer. chen war das Tau ein Buchstabe des Heils und von guter Vorbedeutung; und für einen Missethäter war es ein Kennzeichen, daß er freigesprochen zurückgesendet worden: da im  
 Gegen-

(89) HIERON. in Ezech. c. 9.

(90) SOCRATES lib. 5. Hist. Ecclesiast.

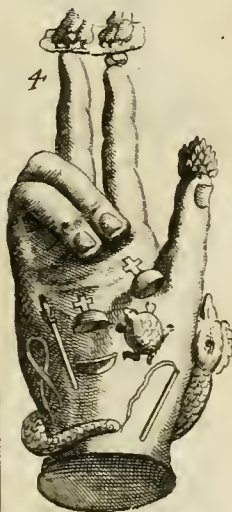
(91) SOZOMENVS Hist. Eccles. lib. 7 c. 15.

(92) SUIDAS *σαυγός*.

(93) RUFFINVS lib. 2 c. 29. ALEX. AB ALEXANDRO lib. 3 c. 7.

\*) HORNIVS de Orig. Gent. Americ. lib. 2 c. 13. Ritum Crucis a Carthaginensium mercatoribus Americanos accepisse quidam prodiderunt, quod vel propterea falsitatis manifestum,

quia nullus Crucis ante Christum natum honos, et quia Crux foedissimum apud Phoenices supplicium.







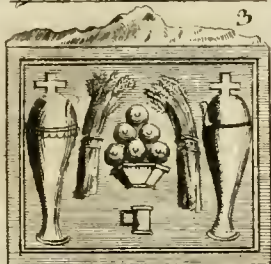
1



2



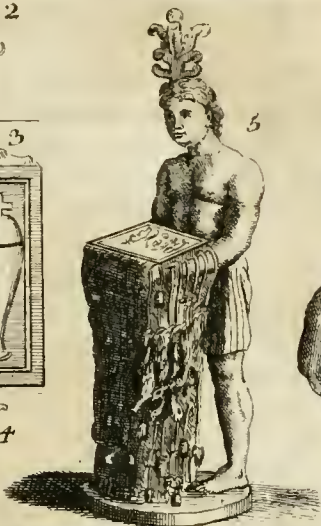
3



4



5



6



8



10



11



12



9



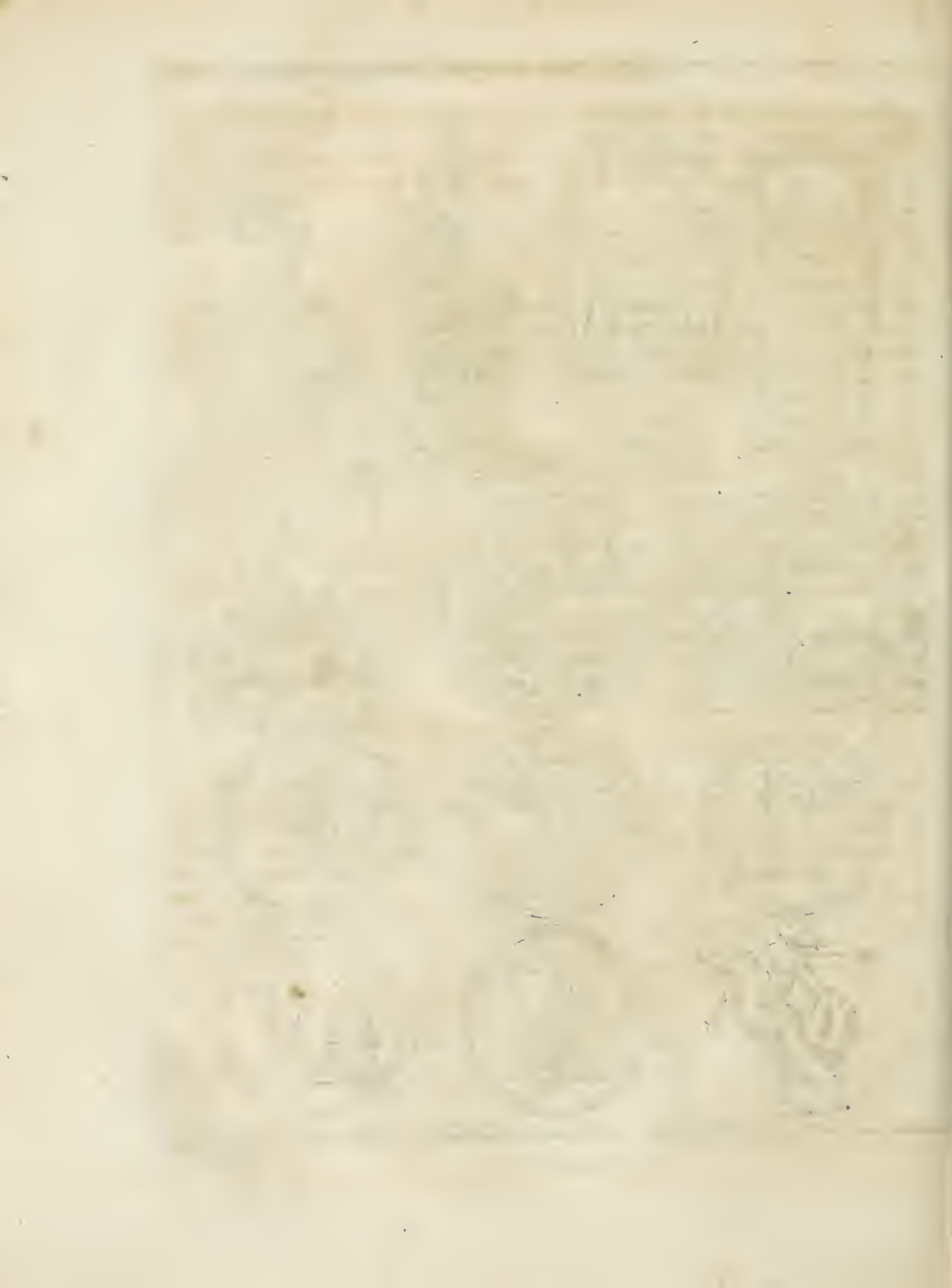
13



14







Gegentheil das Theta ein untrüglisches Merkmal einer Verdammung zum Tode gewesen \*).

Daraus nun kan man meines Erachtens folgern , daß in den ersten Zeiten und bey der unsern ersten Vätern geschehenen Offenbarung wegen eines Erlösers, ihnen die Art der Erlösung ebenfalls ziemlich deutlich bekant gemacht worden. Das Kreuz, welches das Symbolum des ewigen Lebens war, ist auch eben das Instrument gewesen, dessen sich der Heiland bedienet, uns die Thüren einer frohen Ewigkeit zu eröffnen.

Alles dieses kan durch dasjenige, was zu des Theodosius des Grossen Zeiten geschehen, und von dem Socrates <sup>(94)</sup> angeführt wird, gerechtfertiget und bestätigt werden: denn als der Tempel des Serapis zerstört und geplündert wurde, traf man darin verschiedene in Stein gehauene Hieroglyphen an, worunter viele die Gestalt eines Kreuzes hatten. Dieses nun gab zu einem Streite zwischen den Christen und Heiden Anlaß: die Christen sagten, daß, da dieses Kreuz das heilsame Zeichen des Leidens Christi sey, so wäre es in Ansehung ihrer Religion das Merkmal, indem selbige darin gleichsam angekündigt und ausgebreitet sey: Die Heiden hingegen bekanten, daß das Kreuz zwar Christo und dem Serapis gemein wäre; zugleich aber wolten sie behaupten, daß es bey den Egyptern eine ganz andere Bedeutung als bey den Christen hätte. Unterdessen nun, da dieser Streit so erhitet wurde, bestärkten verschiedene Heiden, die sich der Zeit bekerten, und denen die hieroglyphische Wissenschaft der Egypter völlig bekant war, die Anforderung der Christen, und versicherten, daß dieses hieroglyphische Bild ein Symbolum des zukünftigen Lebens wäre. Durch diese Entscheidung wurden die Christen ungemein aufgemuntert. Als man aber hernachmals durch eben diese hieroglyphische Figuren entdeckt hatte, daß, wenn dieses Kreuzeszeichen erschienen, des Serapis Tempel zerstört werden sollte; so traten noch weit mehrere Heiden zu dem christlichen Glauben, empfiengen die Taufe, und erkanten ihre vormaligen Irrtümer, worin sie bisher gelebet hatten. Dieses ist es, sagt Socrates, was mir erinnerlich ist, in Absicht des Einbildes des Kreuzes gehört zu haben. Zwar setzt dieser Schriftsteller hernachmals hinzu, daß er nicht glaube, daß die Egypter, welche die Gestalt des Kreuzes auf diese Steine hauen lassen, jemalen den Begriff von denen Geheimnissen gehabt, die in der Person Christi erfüllt werden sollten. Diese Meinung zu erweisen, führt er Paulum an, und sagt, wenn der Apostel versichert, daß das Geheimnis der Erlösung denen Jahrhunderten und Geschlechtern, ja selbst den Teufeln unbekant gewesen, aus wie viel wichtigeren Ursachen würde es also nicht ihren Dienern, als die egyptischen Priester waren, verborgen geblieben seyn? Doch es trug sich, sagt er, alsdenn, dasjenige zu, was diesem grossen Heiligen ehemals begegnete. Denn als er zu Athen einen Altar erblickte, der die Aufschrift führte,

C c 3

dem

(94) SOCRAT. lib. 5. Hist. Eccles. cap. 17.

\*) FRANCISCUS DE MENDOCA Soc. Ies. Virid. lib. 8. cap. 7. Graeci Θ vtebantur cum aliquem supplicio capitis addicebant. Quo aludit Persius Satyra 4.

Et potis es nigrum vitio praefigere Theta. Martialis item lib. 7. et Ausonius.

Huius rei causa illa est, quia Θάνατος apud Graecos mortem significat; ideoque prima huius vocabuli littera ad mortem indicandam sumebatur. Caeterum cum aliquem liberum ahire permittebant, Tau vtebantur. Quam ob rem

T absolutiois nota poneretur, à nemine, quem legerim, explicatur: nisi forte arcanum aliquod mysterium in hoc veterum consensu latere arbitremur, qui Crucis notam, quam T repraesentat, pro salutari vsurpabant, animo videlicet praeflagiantes, Crucis signum nobis saluti fore. Certe apud Hebraeos littera Tau salutaris erat; vt colligitur ex Ezechiele c. 9. vel quia in Crucis figuram effingebatur; vel quia, cum vltima esset Alphabetici Hebraici, Christum significabat, qui rerum omnium finis dicitur etc.



dem unbekannten Gott; so bedienete er sich dieser Entdeckung, die Lehre Christi zu predigen, und bekehrte auch viele Menschen zum christlichen Glauben. Auf eben diese Art ergriffen die Christen die Gelegenheit der Entdeckung des Kreuzes, und machten sich solche zu Nutze. Zum wenigsten, fügt er hinzu, wenn man nicht sagen wil, daß das Wort Gottes bey den egyptischen Priestern eben das gewirket habe, was es bey dem Bileam und Caiphas gethan, als die es wider ihren Willen zu Propheten machte, ohne daß sie gewußt, daß sie wirklich geweissaget hatten. Wenn man aber bey dieser Meinung des Socrates stehen bleiben wolte; so würde selbige alzu sehr dahin abzielen, daß das Geheimnis der Erlösung unsern ersten Vätern und denen vor des Moses Zeiten lebenden Patriarchen nicht offenbaret worden: in dem Verstande aber hat sie ihre Richtigkeit, daß die Egypter, die größtentheils die Religionsymbole aufbehalten, die Bewegungsgründe ihrer ersten Einführung vergessen; und ob sie gleich das Kreuz als ein Symbolum des zukünftigen Lebens betrachtet, ihnen dennoch das Geheimnis der Erlösung sowol dem Grunde als der Art nach, unbekant gewesen.

Die Egypter hatten das Kreuz unter das Gestirn versetzet: und wir sehen dieses Kreuz noch unter den Bildern, die das Altertum von den mehresten Planeten auf uns gebracht. Da man aber in den letzten Zeiten alle egyptische Hieroglyphen von der sichtbaren Welt erkläret; so haben verschiedene Verfasser, die in ihre Zustapfen getreten, sich auch darüber nicht erhoben, und sind also der Gottesleugnung dadurch einigermassen beförderlich gewesen. Wir müssen aber, anstat ihrem Urtheile zu folgen, vielmehr eben so denken als vor Zeiten Marsilius Ficinus \*) gethan, dessen Worte ich hier anführen wil. „Was mich betrifft, sagt er, so halte ich davor, daß man den Grad der Ehre und Vortreflichkeit, worin das Kreuz bey den Egyptern schon vor des Messias Zeiten gestanden, nicht sowol als ein Zeugnis des wohlthuernden Einflusses der Sterne, sondern vielmehr als eine Vorbedeutung der Wirksamkeit, die es durch Christum erlangen sollte, ansehen müsse. Da aber die Sternkundigen, die kurz nach entstandnem Christentume die Wunder gesehen, welche das Kreuz in den Händen der Christen gewirket, und entweder nicht wußten oder nicht wissen wolten, daß Christus der Urheber davon sey; so haben sie denselben Kraft dem Einflusse des Gestirns zugeeignet; ob sie gleich bemerken sollen, daß diese Wunder nicht blos durch das Kreuz, sondern vielmehr durch den Namen Jesus geschehen.“

Wey

\*) MARSIL. FICINVS *de vita coelitus propaganda* c. 18. Antiquiores autem, quemadmodum in quodam Arabum collegio legimus, figuram Crucis cunctis anteponebant, quia corpora per virtutem agunt ad superficiem jam diffusam. Prima vero superficies Cruce describitur. Sic enim imprimis habet longitudinem atque latitudinem. Primaque haec figura est, et omnium recta quam maxime, et quatuor rectos angulos continet. Effectus vero Coelestium maxime per rectitudinem radiorum angulorumque resultant. Tunc enim stellae magnopere sunt potentes, quando quatuor Coeli tenent angulos imo cardines, orientis videlicet occidentisque, et medii utrinque. Sic vero dispositae, radios ita coniciunt in se invicem, ut Crucem inde constituent. Crucem ergo veteres figuram esse dicebant, tum stellarum fortitudine factam,

tum earundem fortitudinis susceptaculum, idcoque habere summam in imaginibus potestatem, ac vires et spiritus suscipere Planetarum. Haec autem opinio ab Aegyptiis, vel inducta est, vel maxime confirmata; inter quorum characteres Crux una erat insignis, vitam eorum more futuram significans, eamque figuram pectori Serapidis insculpebant. Ego vero, quod de Crucis excellentia fuit apud Aegyptios ante Christum, non tam muneris stellarum testimonium fuisse arbitror, quam virtutis praefagium, quam a Christo esset acceptura: Astrologos autem, qui statim post Christum fuerunt, videntes a Christianis miranda per Crucem fieri, nescientes autem, vel nolentes in Iesum tanta referre, in Coelestia retulisse, quamquam considerare debebant per Crucem ipsam, absque nomine Iesu miracula minime perpetrari.

Bei den Chinesern \*) befindet sich das Kreuz heut zu Tage unter ihren hieroglyphischen Bildern, wie ehemals bei den Egyptern. Bei ihnen ist es ebenfalls ein Symbolum der Vollkommenheit und bedeutet die Zahl Zehne. Dieses hat mich anzumerken bewogen, daß in der alten römischen Zahl, die Zehen durch ein Andreas kreuz vorgestellt wird. Nicht weniger ist das Kreuz in den mexicanischen Hieroglyphen in dem Mittelpuncte eines Characters, welcher der höchste und vollkommenste unter allen ihren Buchstaben, sowol als in ihrem jährigen Kalender, anzutreffen, wie ich zu seiner Zeit mit mehrerm zeigen werde.

Der Pater d'Avril (95) führt in seinen Reisen eine merkwürdige Sache an, wenn er von dem obersten Priester der Tartarn redet, der gleichsam eine Art einer Gottheit auf Erden ist, vor welche alle Morgenländer eine ungemeine Ehrfurcht bezeigen. „Das merkwürdigste dabei ist, sagt er, daß er den Namen Lama führt, der in tartarischer Sprache ein Kreuz bedeutet; und die Bogdoi, die China im Jahr 1644 eroberten, und in Religionsachen dem Dalai Lama unterworfen sind, haben beständig ein Kreuz an sich, das sie ebenfalls Lamas nennen, und eine außerordentliche Hochachtung vor selbiges hegen.“ Weil aber diese Völker ungemein abgöttisch sind, ihre Religion auch sehr alt ist, so halte ich davor, daß dieser Schriftsteller eine wenig überzeugende Folgerung daraus ableitet, wenn er sagt: „daß dieses deutlich genug anzeige, daß sie ehemals in den heiligen Geheimnissen unterrichtet gewesen, davon uns dieses verehrungswürdige Kennzeichen ein immerwährendes Andenken ist.“

Allen diesen von mir beygebrachten Zeugnissen füge ich noch die prächtigen Worte des Romanus aus dem Poeten Fulgentius (96), als einen neuen Beweis alles dessen bey, was ich von dem Altertume der Kreuzesverehrung vor Christi Geburt, und von der Beziehung, den dieser Dienst auf den Heiland gehabt, gemeldet habe.

Crux ista Christi, quam nouellam dicitis,  
Nascente mundo factus, vt primum est Homo  
Expressa signis, expedita est litteris.  
Aduentus eius mille per miracula  
Praenunciatus ore vatum consono.  
Reges, Prophetae, Iudicesque et Principes,  
Virtute, bellis, cultibus, sacris, stilo,  
Non deslitterunt pingere formam Crucis.  
Crux praenotata, Crux adumbrata est prius.  
Crucem vetusta combiberunt saecula.  
Tandem relictis vocibus propheticis,  
Aetate nostra comprobata antiquitas  
Coram refulsit ore conspicabilis;  
Ne fluctuaret veritas dubia fide,  
Si non pateret, teste visu, comminus.

Das andere, was ich wegen des Kreuzesdienstes in America zu sagen haben werde, ist

(95) Voyage de la Chine liv. 3.

(96) FULGENT. Hymn. 14. 621.

\*) ATHAN. KIRCHER. *China illustrata* P. 6. c. 4. de differentia inter Sineses et Hieroglyphicos Aegyptiorum characteres. Certe inter Sineses characteres, Crux quae tanto apud Ae-

gyptios honore habebatur, saepissime spectatur; quae non secus ac apud Aegyptios denarium numerum significat, perfectionis Symbolum.



ist dieses, daß es möglich seyn könne, daß einige darinnen wohnende Nationen diesen Welttheil nicht eher, als einige Jahrhunderte nach Christi Tode, und nachdem die Apostel und ihre Nachfolger in Pontus, Cappadocien, Scythien, Persien, Neden, Bactria und in den grossen Indien das Evangelium verkündigt, betreten; und daß diese Völker, denen das Evangelium gepredigt worden, nichts als dieses Kennzeichen des Christentums übrig behalten, wie man von den Socotorinen vermutet, welche man von dem Apostel S. Thomas unterrichtet zu seyn glaubt. Es könnte auch wol seyn, daß das wahre Kreuz, so unter der Regierung Cosroes bey den Persern befindlich gewesen, unter ihnen solche Wunder gethan, die bey allen benachbarten Völkern bekant worden, und selbige dadurch zu einer Ehrfurcht gereizet sind; die auch bis auf jüngere Zeiten unter den Götzendienern beygehalten worden, davon einige vielleicht in die neue Welt gekommen seyn mögen. Es sind dieses zwar in der That wenig warscheinliche Mutmassungen; doch scheinen sie mehrern Grund als diejenige Meinung, zu haben, nach welcher einer von den Aposteln in America das Evangelium gepredigt haben sol.

Es ist zwar andern, daß die Schriftsteller darin sehr übereinstimmen, daß unter den Völkern, die den äußersten Theil des mittägigen America bewonen, eine beständige Ueberlieferung von einem Fremdling angetroffen werde, der dem Ansehen nach, aus der Abendseite von Europa dahin gekommen, und daselbst Wunderwerke verrichtet, davon das Andenken nicht nur in den Begriffen der Völker, sondern auch in noch gar merklichen Spuren aufbehalten seyn sol. Hiervon hat Antonius Ruis <sup>(97)</sup> nach einen gewissen augustiner Mönch alles zusammen getragen, was er tüchtig zu seyn geglaubt, die Meinung derjenigen zu befestigen, die davor gehalten, daß der Apostel S. Thomas das Evangelium sowol in Brasilien, Paraguay und Peru, als auch in den morgenländischen Indien wirklich gepredigt habe: weil aber diese Beweisgründe insgesamt schwach, zweideutig, und dieser Meinung wenig vortheilhaft sind; so halte ich davor, daß dasjenige, was man ungefähr davon anzuführen vermöchte, darin bestehen könnte, daß es wirklich geschehen können, daß zu denen Zeiten, da die Portugiesen angefangen, nach Ostindien zu schiffen, einige Schiffe durch die Gewalt des Sturms, der bey dem grünen Vorgebürge nicht selten ist, nach Brasilien verschlagen seyn, und daselbst Schiffsbruch gelitten haben; und daß etwan ein Gelflicher, der sein Leben gerettet, in diesem Lande einigen Samen des Evangelii ausgestreuet. Dieses ist meines Erachtens alles, was eine erlaubte und vernünftige Nachforschung, vermuthungsweise zu erörtern vermögend ist.

§. 45.

Beschlus.

Vielleicht hätte ich mich in eine noch weitere Erörterung eingelassen, und die Gleichförmigkeit umständlicher zeigen können, die sich unter der Religion der Alten und denen Ueberbleibseln eben dieser Religion findet, welche unter den Wilden in America fortgesetzt worden. Es hat mich aber diese an sich selbst weitläufige Materie schon zu weit geführt. Die Deutung ist durchgängig gleich zu machen. Es ermangelt dem Ansehen nach an nichts, die Vergleichung in ein helles Licht zu setzen; wenn nur diejenigen, die von den Sitten der Wilden geschrieben, selbige etwas weiter ausgedenket, und die, welche sich unter ihnen aufgehalten, in den Grund der Religionsgebräuche mehr Einsicht gehabt, und nicht nur blos bey der äußersten Schale stehen geblieben wären. Diese hätten von ihnen selbst, den Endzweck und die Bewegungsgründe ihrer Ausübungen, nebst dem wahren Verstand erforschen können, den sie ihren Fabeln und Geheimnissen geben: überhaupt würden sie den Sinn alles dessen, was sie in diesem Falle von einer alten Ueberlieferung empfan-

empfangen, haben entdecken können. So viel ist aber auch gewis, daß, gleichwie sie eine große Anzahl ihrer ersten Gewohnheiten, insbesondre seit der Zeit, da die Europäer zu ihnen gekommen, verloren haben; so kan man auch glauben, daß sie selbst nicht leicht mehr davon wissen, als bloß dasjenige, was in die Augen fällt. Es ist also auf ihrer Seite dasjenige durch fleischliche und grobe Begriffe noch mehr verändert worden, was die Alten ihres Orts bereits durch eine unendliche Menge von Fabeln und Aberglauben verderbet gehabt.

Die Religion hatte vor Zeiten in alle menschliche, insbesondre aber in öffentliche Handlungen einen Einfluss, und war beinahe die Triebfeder von allem. Dieses würde von den Alten leicht zu erweisen seyn, inmassen deren Fußstapfen annoch bei allen Feierlichkeiten der Wilden erscheinen. Da aber heut zu Tage die Meinungen der Religion fast gänzlich erloschen, so sind diese Religionsverrichtungen nichts weiter, als bloße bürgerliche Gebräuche und Gewohnheiten, zu deren Beibehaltung sie weiter keinen Bewegungsgrund haben, als daß sie solche von ihren Vorfahren überkommen, und, damit ich mich ihrer Art gemäß ausdrücke, daß ihr Land also gemacht sey. Wie weit gestattet Gott nicht, daß die Menschen, so verständig sie auch sonst seyn mögen, verblendet werden, wenn sie das Licht der Vernunft der Begierde und Ungnügbarkeit ihrer Neigungen nachsetzen?

Aus dieser Ursach werde ich mich damit begnügen, in der Beschreibung ihrer Sitten verschiedenes aufzuführen, so ich alhier wegen der natürlichen Verbindung, so es mit der Religion haben selte, zwar mit anbringen können, welches aber nicht mehr vorhanden; indem, dem Ansehen nach, die Religion an dem, so sie beginnen, wenig Antheil mehr zu haben scheint.

Indessen habe ich doch genug gesagt, um zu zeigen, daß der Herr der Natur sich den Völkern nicht dermassen verborgen, daß er gestatten sollen, daß ganze Länder ihn ganz und gar nicht gekant und nicht die geringste Wissenschaft von der Gottheit und Gottesdienste gehabt hätten. Ich habe genug davon gesagt, damit man sehen könne, daß die Religion in Ansehung aller Völker einerley Ursprung gehabt; daß sie diesem ihrem Ursprunge nach rein und heilig, in ihren Ausübungen stränge, und ihrem Zwecke nach offenbaret gewesen, die auch ein über alles erhabenes Wesen, keinesweges aber einen nicht vorhandenen Gott, eine unempfindliche Materie, oder einen in Absicht der menschlichen Handlungen gleichgültigen Geist, zum voraus gesetzt; denn man würde ja solche strenge Religioneübungen keinem Hirngespinnste oder einer solchen Gottheit zu Ehren angeordnet haben, wovon man geglaubt, daß sie sich um nichts bekümmere. Unwissenheit und Laster haben zwar nachher die Religion allmählig verderben: kan aber wol daraus etwas der Religion nachtheiliges gefolgert werden, und ist dieses nicht vielmehr ein Beweis von der Religion selbst und ihrer Heiligkeit?

Die Wilden haben sowol als die Alten in dem Vorwurfe, Zwecke und allen Pflichten des Gottesdienstes geirret. Die Folgerungen des Todes machen heut zu Tage wenig Eindruck in ihren Gemüthern und insbesondre in ihren Herzen; ob sie gleich die Seele vor unsterblich halten. Ihr Aberglaube ist zwar grob und strafbar; sie fügen dem alten täglich etwas neues bey. Sind sie aber desfalls strafbarer und ungehebelter als die Griechen und Römer, die, ob sie zwar die Künste und Wissenschaften aufs höchste getrieben, doch von ihrer Erkenntnis und ganzen Weltweisheit keinen andern Nutzen gezogen, als daß sie die Religion durch eine Menge lächerlicher und abgeschmackter Fabeln verderben, und solche Götter verehren, die eben so nichts würdig als die Menschen gewesen, so ihnen Weyrauch geopfert; oder auch wol zu einer Art einer Gottesleugnung gelangt sind, die aus ihren ungereimten Fabeln entstehen müssen, in deren Erfolg sie ihren Götzen ihr Herz versagten, und nur bloß der Ehre und irdischer Absichten wegen selbigen in den öffentlichen Tempeln äußerliche Ehrerbietung erwiesen.



# Viertes Hauptstück, von der Regierungsart.

## Inhalt.

Eingang §. 1. Monarchie 2. Oligarchie und Aristocratie 3. Gynäcocratie 4. Regierungsart der Lycier 5. der Troquoisen und Huronen 6. Tribus oder Familien 7. Oberhäupter oder Befehlshaber 8. Algoiander 9. Senat 10. Kriegesmänner 11. Gemeinheiten 12. Raths-

versammlungen 13. Sprecher 14. Angelegenheiten 15. bürgerliche Angelegenheiten 16. prinzipielle Sachen 17. Staatsangelegenheiten 18. Porcellain 19. Fiskus oder öffentlicher Schatz 20. feierliche Versammlungen 21.

### §. 1.

Eingang.

**E**s ist den Wilden in America durch das Vorurtheil, als ob sie lauter Barbaren wären, die ohne Geseze und Policeny lebten; ingleichen, daß sie nicht die geringste Neigung zu einer Religion hätten, auch davon bey ihnen keine Spur angetroffen würde, kein geringes Unrecht geschehen.

### §. 2.

Monarchie.

Jede Völkerschaft hat ihre Beherrschungsart. Bey einigen trifft man eine Monarchie in ihrer gehörigen Vollkommenheit an, nach welcher die Einwohner eine grosse Ehrfurcht für ihren König und eine gänzliche Unterwürfigkeit seines Willens bezeigen. In Mexico und Peru wurden die Landesherren bis auf die Anbetung verehret. Einige Völker in Louisiana und Florida scheinen noch heut zu Tage ihre Oberhäupter mit einer Religions- und göttlichen Verehrung, gleichsam als Bilder der Gottheit, ja als Gottheiten selbst, anzusehen. So gar die Häupter der herumerschweifenden Völker von der algonquinschen Sprache, und die Barbaren des mittägigen America nehmen eine unumschränkte Gewalt an, darauf sie auch so eifersüchtig sind, daß sie lieber ihren Untergang erfahren, als sich mit einander vereinbaren solten, blos aus Furcht, etwas von ihrem Ansehen zu verlieren. Jedweder dieser kleinen Könige stellet einen Staat, von einem kleinen Flusse zum andern, vor. Dieser Fluss führet oftmalen den Namen des Oberhauptes und seines Dorfes. Dieses nun, da es in dem Alterthume eben auf diesen Fluss gerichtet war, gründete, meiner Einbildung nach, die Meinung der Verwandlung dieser Könige in Flüsse, denen der Beinamen Cornigeri beigelegt wurde, wodurch ihre Oberherrschaft angedeutet werden sollte.

### §. 3.

Oligarchie  
und Aristocratie.

Die oligarchische und aristocratische Regierungsform scheint mir in America ebenfalls ziemlich eingeführt zu seyn. Dieses ist die Regierungsart, (denn es kömt die eine mit der andern ziemlich überein,) welche, meiner Meinung nach, die älteste unter den Barbaren gewesen, die Griechenland noch vor den Lacedämoniern eingenommen, deren erster Grund in der Insel Creta gelegt wurde; weil man daselbst zuerst angefangen, selbige in Ordnung zu bringen: nachher wurde sie von den vornehmsten Städten Griechenlandes, als Athen, Sparta und andern, die sich in der Historie so denkwürdig gemacht, und sich viele Jahrhunderte hindurch mit Ruhm aufrecht erhalten, ebenfalls angenommen.

Der

Der erste Stifter dieser oligarchischen Regierungsart in der Insel Creta war ein Mann von grosser Redlichkeit, Namens Rhadamanthus <sup>(1)</sup>, welcher, als er auf eben die Art als Cecrops, der die wilden Sitten der Menschen zu Athen bezähmet, sahe, daß die Menschen, die sich täglich mehrten, eines Zaums nöthig hatten; so gab er ihnen Gesetze, und stellte sich, als ob er selbige aus dem Munde des Jupiters selbst empfangen hätte. Lange Zeit hernach, als Minos auf eben den Wegen wandelte, verbarg sich dieser neun Jahr lang in der Höle dieses Gottes, und brachte diese Regierungsart dadurch zur Vollkommenheit, daß er sich allezeit als ein Inspirirter aufstellte, der mit dem Jupiter selbst genaue Gemeinschaft hatte <sup>(2)</sup>. Die Völker hörten ihn, und unterwarfen sich ihm mit so viel mehrerer Bereitwilligkeit, weil er die Freiheit zum Grunde ihrer Verbindung setzte, und die Beherrschung der Religion und den Befehlen der Gottheit untergeordnet hatte.

Es haben verschiedene den Namen Minos geführt. Diodorus Siculus <sup>(3)</sup> gedenket ihrer zweien; Strabo <sup>(4)</sup>, der verlegen war, selbige aus einander zu setzen, und sie daher in Einer Person zu verwechseln scheint, nach dem Gebrauche der griechischen Schriftsteller, welche von diesen ersten Zeiten keine rechte deutliche Kenntniss gehabt, hatte Mühe, sich zu überreden, daß dieser weise Gesetzgeber eben der Minos, der Ariadne und der Phädra Vater, gewesen, der am bekanntesten ist. In der That war die Regierung dieses letztern mehr gewaltsam und tyrannisch, als gerecht und mäßig. Es ist daher wahrscheinlich, daß Minos, der Gesetzgeber, weit älter als dieser gewesen. Man darf sich gar nicht wundern, daß dergestalt verschiedene Personen eines Namens in einer einzigen verwechselt worden, wenn man auf diejenige Methode der Alten achtung giebt, die die Wilden ebenfalls noch haben, daß sie nemlich die Todten erwecken, und ihre Namen nach Ablauf einer gewissen Zeit in andern Personen wieder lebendig machen.

Diese Regierungsart erhielt sich zu Sparta weit länger, als in allen übrigen Staaten Griechenlandes. Lycurgus <sup>(5)</sup> war es, der sie in dieser Stadt einfürte: denn als dieser Herr, der seines Bruders Sohnes Vormund war, über einige unüberlegte Worte, so er von ihm hören mußte, schwierig wurde; so verbannete er sich selbst, so zu sagen, aus seinem eigenen Lande, und begab sich auf Reisen, in der Absicht, die Sitten und Gebräuche der Völker zu erlernen. Er hielt sich lange Zeit in der Insel Creta auf, alwo Thales der Zeit an Verfertigung der Lobgesänge zu Ehren der Götter, und des Minos Gesetze in gehörige Vollkommenheit zu bringen, eben wie Minos in Absicht der Gesetze des Rhadamanthus gethan, arbeitete. Lycurgus hatte von dem Umgange mit diesem grossen Manne ungemeinen Nutzen; und als er seine Republik errichtete, lies er sich dergestalt angelegen seyn, sich nach den Absichten der ersten Gesetzgeber der Insel Creta zu richten, daß nichts ähnlicher als die cretischen und lacedämonischen Gesetze seyn konnte. Als nun Lycurgus nach Sparta zurück gekommen, wurde er von den Seinigen sehr wohl empfangen, und war so glücklich, ihnen seinen Entwurf der Regierungsform annehmlich zu machen. Insbesondere flößte er ihnen eine Ehrfurcht gegen das Altertum und einen Abscheu vor den Neuerungen ein; und wußte die Sitten der ersten Völker so geschickt wieder herzustellen, daß seine Form der Republik sich länger als 700 Jahr

D d 2

nach

(1) EPHOR. apud Strab. lib. 10. DIOD. SIC. lib. 4. (2) STRABO, PLATO, VALER. MAXIM. etc. (3) DIOD. SIC. l. c. (4) STRABO l. c. (5) PLUTARCH. in Lycurgo.



nach ihm, wegen der für das Altertum beigebrachten Ehrfurcht, fast ohne einige Veränderung, erhielt.

Diejenigen der Barbaren, die zu unterschiedenen Zeiten genötiget wurden, sowohl die Insel Creta als andre griechische Lande zu verlassen, und ihre Colonien anderswo zu errichten, brachten die Geseze ihres Landes mit an die Dorter, wo sie sich niederließen. Sarpedon, zum Exempel, führte die Regierungsart der Insel Creta bey den Termiliern in Lycien ein. Weshalb auch Herodotus <sup>(6)</sup> schreibt, daß die Lycier sich nach den Gesezen der Creter und Carier, die einerley Ursprung hatten, richteten.

Dieses aber hindert nicht, daß sich die solchergestalt verlegten Völker, nicht auch nach den Gesezen der Länder, wo sie anlangten, bequemen, und ihre eigene mit den Gesezen ihrer Wirths oder Nachbarn, mit welchen sie sich verbanden, hätten vereinigen sollen.

## §. 4.

Gynäcocratie.

Die Gynäcocratie oder das Weiberregiment, welche der Grund der lycischen Regierungsart gewesen, kan ehedem fast allen barbarischen Völkern Griechenlandes gemein gewesen seyn; indem es sich fast unter allen, die Griechenland verlassen, ausgebreitet befand, wie ich solches von den Cantabren, spanischen und den Völkern Kleinasien erwiesen habe. Es kan auch seyn, daß diese Regierungsart von den Amazonen entstanden, welche ein sehr weiltäufiges Reich inne hatten. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß diese Weiber, davon sich einige in Lycien fest gesezet, woselbst sie durch den Bellerophon und hernachmals von den Griechen überwunden wurden, des beständigen Krieges endlich müde geworden; und da sie ihren Versal und Untergang vor Augen gesehen, sich mit ihren Feinden gesezet, und von diesen in ihre erbauete Städte aufgenommen worden sind, indem sie auf der einen Seite die Domainen beibehielten, die sie bereits im Besiß gehabt, welche entweder in Ländereien, die sie bebaueten, oder in Kindern, die sie erzogen, bestanden; auf der andern Seite aber den Männern dadurch eine Ehre erwiesen, daß sie aus deren Gewonheiten und den ihrigen eine Vermischung machten, und ihnen die Sorgfalt der Handlungen überließen, daß also die Männer blos die Ehre hatten, sie aber das Wesentliche besaßen.

## §. 5.

Regierungsart der Lycier.

Da sich nun die Besorgung der Geschäfte bey den Lyciern in den Händen der Männer, gleichsam als Bevollmächtigten, befand; so bildeten sie aus verschiedenen kleinen Völkern ihrer Nachbarschaft, wovon jedweder Herr in seinen vier Pfälen war, eine Art der Republik, die blos durch Gewonheiten, nicht aber durch geschriebene Geseze beherrscht wurde, wie solches Heraclides aus Pontus <sup>(7)</sup> bezeuget. Es sind, sagt Strabo <sup>(8)</sup>, drey und zwanzig Städte gewesen, jede hat ihren Rath und besondere Polices gehabt; so bald es aber auf das gemeinschaftliche Beste des Landes, als Krieg zu füren, Friede zu machen, Bündnisse einzugehen und dergleichen mehr, angekommen, haben sie in einer zu diesem Behuf bequemen Stadt eine allgemeine Versammlung gehalten. Jede Stadt sendete ihre Abgeordnete mit dem Wahlrechte dahin, und alles wurde mit der größtesten Billigkeit abgehandelt. In dieser Versammlung haben sie ein allgemeines Oberhaupt, Lyciarchus genant, erkant, und andere untergeordnete Magistratspersonen gewälet. Dabey beobachteten sie eine solche Gleichförmigkeit und Achtung für das gemeine Beste, daß keine Stadt von öffentlichen Ehrenämtern ausgeschlossen wurde.

Ihre

(6) HERODOT. lib. 10. n. 173.

(7) HERACLID. l. c.

(8) STRABO lib. 14.

Ihre Republik war bis zu den Zeiten der Römer in Flor; als diese sich aber Meister von Asien gemacht, so ließen sie den Lyciern nichts weiter als dasjenige übrig, was ihren oberherlichen Domainen nicht nachtheilig seyn konnte; im übrigen aber giengen sie freundschaftlich mit ihnen um, und erlaubten ihnen, nach ihren Gesetzen und Gewonheiten, so sie von ihren Voreltern überkommen, jedoch mit Beibehaltung der Unterwürfigkeit, die das Recht der Ueberwindung erforderte, zu leben.

Und eben dieses war als eine Vergeltung der Mäßigung dieses Volkes anzusehen, welches, da es, gleich den Spartanern, begriffen, daß ein auf Mäßigung und Zufriedenheit gegründetes Reich weit dauerhafter als dasjenige sey, das sich durch Begierde zu Reichthümern aufblähen ließe, indem dieses Verlangen den Ehrgeiz und die Eifersucht der Nachbarn erwecket; so begnügten sie sich mit ihrer Armseligkeit, ohnerachtet sie Herren des Meeres bis nach Italien, durch die über ihre Feinde erhaltene Vortheile, gewesen. Sie hatten seitdem auch die Creter, Cilicier, Pamphylier, Pisidier und Carier mit ihren Seeräuberien auf dem mittelländischen Meere gelassen angesehen, ohne daß sie so wenig an ihrem Handel als an ihren Ungerechtigkeiten Theil nehmen wolten. Dieses war auch in der That die Ursache, warum sie von den Römern weit besser als die übrigen gehalten wurden, die sich ihren Unwillen zugezogen.

Hieraus erhellet, wie sehr Heraclides von Pontus (9) Unrecht hat, wenn er vor giebt, daß sie von Rauben und Plündern gelebt. Sie verabscheueten vielmehr die Raubereyen, wie Nicolaus Damascenus (10) versichert, so sehr, daß, wenn man unter ihnen eine freie Person, dieses Lasters überführte, selbige sozgleich mit der Knechtschaft bestraft wurde. Durch welche Härte man zu erkennen gab, daß dieses Laster eines von denen sey, wodurch der Mensch am meisten verunehret, und welches nur blos bey nichtswürdigem Gesindel, dergleichen die Knechte waren, angetroffen wurde.

Die Lycier hatten durch die Nachbarschaft und Umgang mit den griechischen Völkern, ihre Sitten bis auf die Zeiten der Römer, sonder Zweifel sehr verbessert, und ihre Regierungsart mehr zur Vollkommenheit gebracht. Und die Veränderungen, so diese verursacht, hatten den Grund selbst nebst den Wesen der Republik nicht verändert, sondern diese sind allezeit bis auf die Zeiten des Versals beibehalten worden.

#### §. 6.

Die Troquoisen und Zuronen mögen nun einen Ursprung gehabt haben, welchen sie gewolt; so haben sie doch eben die Regierungsform in ihrer ersten Einfachheit aufbehalten. Denn ausser dem, daß die Gynäcocratie, welche un widersprechlich die lycische ist, und nach welcher die Beforgung der Angelegenheiten sich in den Händen der Manspersonen nicht anders als in Gestalt der Anwälde befindet, so regieren sich auch alle Dörfer auf eben die Art durch sich selbst, gleichsam als ob sie von einander unabhängig wären. Man siehet in jedem eben dieselbe Eintheilung der Familien, eben die Policen, Gesetze und einerley Ordnung; dergestalt, daß wer eine davon siehet, von allen übrigen einen Begriff haben kan. Wenn es aber auf Handlungen ankömmt, woran die ganze Nation Antheil nimt, so vereinbaren sie sich in einer algemeinen Versammlung, wohin sich von allen Dörfern Abgeordnete einfinden. Dieses geschieht nun mit solcher Gleichheit und Eifer für das algemeine Beste, daß eine bewundernswürdige Einigkeit und Uebereinstimmung daraus erwächst, welche die Wohlfart der Nation befestiget, die aus dieser Ursache durch nichts zerrütet werden kan.

#### Dd 3

#### §. 7.

(9) HERACLID. l. c.

(10) NICOL. DAMASC. l. c.



§. 7.

Tribus oder  
Familien.

Vorangefürtes ist nur ein allgemeiner Begriff ihrer Staatsverfassung. Damit wir aber auch zu einer Zergliederung schreiten; so ist jedes Dorf in drey Familien eingetheilet, wie bereits gemeldet worden, nemlich in die Wolfs - Bär - und Schildkrötenfamilie. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, ihre Aeltesten und Kriegesleute. Dieses alles zusammen vereinigt, macht das Dorf aus, und bildet den Staat der Republik.

Diese Familien sind eben das, was ehemals die Tribus oder Stämme gewesen. Daher werden wir uns mannigmal dieses Namens bey ihrer Erwähnung bedienen. Der Ursprung der Tribus ist sehr alt, und das Wort zeigt in seiner Bedeutung die Zahl der Abtheilungen, die in den ersten Zeiten bey den meisten Völkern vorhanden waren; es sey nun, daß man dadurch drey Zweige eines Stammes unterscheiden wollte, wie man von den drey Kindern des Noa anführen kan, dessen Nachkommenschaft sich vermischte, und an verschiedenen Orten erweiterte; oder es sey auch, daß es in der That drey unterschiedene Völker gewesen, die sich vereinbaret: gleichwie bey Erbauung Roms von den Rhamnesern, Tatlern und Lucernern geschähe, deren drey Oberhäupter Romulus, Tatius und Lucumon gewesen <sup>(11)</sup>.

Diese Eintheilung war vor Alters in der Insel Creta, und überhaupt in allen Inseln anzutreffen, welche Minos <sup>(12)</sup> in drey Theile theilte, und insbesondere bey den Doricern, bey welchen eben diese Eintheilung angetroffen ward: welches Gelegenheit gab, sie *τριχάκις*, das ist, in drey getheilet, zu nennen.

Nicht weniger war diese Einrichtung in Kleinasien bey den Solymern, Amazonen und Lyciern üblich.

Bey den Solymern <sup>(13)</sup> gab diese Eintheilung in Tribus in der Folge der Zeit zu der Fabel der Chimæra Gelegenheit, welche uns Homer als einen ungeheuren Zusammensatz dreier unterschiednen Thiere abschildert, deren Kopf bis an die Schultern einem Löwen, die Mitte des Leibes einer wilden Ziege und der Schwanz einem Drachen gegliedert; oder welches selbst nach dem Hesiodus <sup>(14)</sup> auf einer so ungestalteten Vereinbarung einen Kopf jeder dieser Thiere gehabt.

Mir ist nicht unbekant, daß die gemeine Bedeutung dieser Fabel nach dem Nymphodorus diese ist: daß die Alten dadurch einen lycischen Berg verstanden, auf dessen Gipfel eine Feuer auswerfende Oefnung, so aber nicht mehr daselbst ist, nebst einer Menge wilder Thiere, als Löwen und dergleichen, befindlich war; gegen die Mitte des Berges sah man angenehme Wiesen, worauf ganze Heerden Ziegen weideten; am Fusse desselben aber hielten sich unzählige Schlangen und ander giftiges Gewürme auf.

Andere hingegen haben es von denen dreien Völkern erkläret, die Bellerophon überwunden: nemlich, von den Solymern, welche wegen ihrer Herzhastigkeit mit den Löwen verglichen sind; von denen, wegen ihrer Hurligkeit, womit sie auf der Jagd die Gebirge hinauf stiegen, den wilden Ziegen gleichenden Amazonen; und endlich von den Lyciern, so wegen ihrer Falbrücken, die sie ihm baueten, durch Drachen vorgestellt worden.

Plutarchus <sup>(15)</sup> giebt davon noch eine andere Erklärung, und sagt, daß Bellerophon

(11) ASCON. PEDIAN. in orat. 3. contra Verrem.

(12) STRABO lib. 10.

(13) HO-

MER. Iliad. 6. v. 180.

(14) HESIOD. in Theog. v. 321.

(15) PLUTARCH.

de virtutib. mulier.

phon einen berühmten Seeräuber, Namens **Chimara**, überwunden, der die Küsten Lyciens unsicher gemacht, dessen Schiff einen Löwen an dem Vordertheile, eine Ziege in der Mitte, und einen Drachen am Hintertheile zum Denkbilde geführt.

Die natürlichste Erklärung aber ist diejenige, welche uns **Bochart** <sup>(16)</sup> mittheilet, welcher sagt: daß es drey Häupter der **Solymier** gewesen, namentlich **Arfalus**, **Arios** und **Trosibis**; das ist, (wie er es zu erklären verneinet, da er diese Namen von phönizischen Stammwörtern ableitet, auf welche er sich aber zu sehr verläßt, weil die Verfasser über diese Namen und ihre Schreibart sehr unterschieden sind,) **Arfalus** der Bock, **Arios** der Löwe, und **Trosibis** die Schlange, oder der Schlangenkopf.

Wenn die **Tribus** der **Solymier** durch die Namen dieser Thiere unterschieden worden wären, und jeder ihrer Häupter den Namen seines Stams geführt; so würde darinnen nichts außerordentliches angetroffen werden können, welches sich nicht noch heut zu Tage durch das Beispiel der Namen unsrer Wilden und den Unterscheid der drey iroquoisischen und huronschen Geschlechter, nemlich des Wolfes, des Bärs und der Schildkröte, rechtfertigen ließe; nach welchen Namen die Häupter ebenfals, wie die Familien selbst, angezeigt werden, wie ich mit mehrern beibringen wil. Die Wilden, die gegen die Quelle des Flusses **S. Laurenz** und gegen den **Mississippi** wohnen, welche man in **Canada** unter dem Namen der Oberstenvölker ausdrückt, sind alle in Stämme eingetheilt, und jeder Stam führt den Namen eines Thieres; und aus eben der Ursache geschieht es ohne Zweifel, daß der mehreste Theil der Namen der ersten asiatischen und ägyptischen Völker eben die Namen der Thiere sind, welche unter ihnen Einbilder der Gottheiten gewesen.

Eben dieselben Häupter, als **Arios**, **Arfalus** und **Trosibis**, wovon **Plutarchus** <sup>(17)</sup> schreibt, sind es, daraus die **Solymier** Götter gemacht, nachdem sie von dem **Saturnus** umgebracht. **Homerus** sagt, daß die **Lycier** als Feinde der **Solymier**, diese Götter verflucht: welches nichts anders bedeutet, als daß durch die Namen dieser Häupter die **Solymier** und ihr Land vorgestellt worden, welche diejenigen der **Lycier**, die mit ihnen im Krieg befangen waren, (denn damals waren alle lycische Völker noch nicht vereinbaret,) durch tausend Vermaledigungen verfluchten; nach dem Gebrauch, den die Wilden noch haben, von ihren Feinden in ihren Kriegesliedern lauter beleidigende Dinge dadurch anzuführen, daß sie nur bloß ihre Oberhäupter nennen; wodurch sie sowol das Land als die ganze Völkerschaft verstehen, die sie bekriegen wollen.

**Apollonius Rhodius** <sup>(18)</sup> versichert, daß die **Amazonen** nicht in Einer Stadt gewonet, sondern in drey Stämme eingetheilt wären; nemlich in die **Themiscyrenerinnen**, **Chadesierinnen** und **Lycastierinnen**.

Gleichfals schreibt **Strabo** <sup>(19)</sup>, daß die **Lycier** in drey Theile getheilt wären. Doch sagt er zugleich, daß diese Eintheilung nach dem Range der Städte gemacht sey, die er in drey Ordnungen eintheilt; davon die größten das Recht von drey Stimmen in ihren Versammlungen, die mitlern zwey und die kleinsten nur eine Stimme hätten.

Die **Amazonen** <sup>(20)</sup> hatten verschiedene Städte, als **Ephesus**, **Cumä**, **Nyrhine** u. s. w. erbauet. Es ist auch warscheinlich, daß sie in allen diesen Städten in **Tribus** eingetheilt waren, dergestalt, daß ein jedweder von allen dreien gleich viel gewesen:

(16) BOCHART. geogr. sacr. lib. I. c. 6.

(17) PLUTARCH. de defectu oraculor. Homer.

(18) APOLL. RHOD. lib. 2 v. 998.

(19) STRABO lib. 14.

(20) DIOD.

SIC. lib. 3. STRABO lib. II.



wesen: und die Lycastierinnen, wie ich bereits gezeigt, kommen mit der Wolfsfamilie der Iroquoisen und Huronen gänzlich überein.

Apollonius Rhodius und Strabo können das, was die Entfernung der Zeiten verändert, oder die Entlegenheit der Dörter nicht zuverlässig bekannt werden lassen, leichtlich mit einander verwechselt haben.

In der Folge der Jahre ist der Name Tribus ohne Unterscheid gebraucht worden, alle Zweige von einerley Familie, so stark sie auch immer gewesen seyn mag, auszudrücken; gleichwie man sich auch dessen nicht weniger in den Städten bedient, die Eintheilung des Volks, benebst den verschiedenen Quartieren einer Stadt, anzuzeigen, deren Einwohner sich ungleich stärker vermehret gehabt.

So viel die Iroquoisen anbetrifft, weil selbige beständig in geringer Anzahl gewesen; und die Nothwendigkeit, sich anderswo hinzuwenden, so bald ihr Erdreich abgenutzt worden, sie gezwungen hat, sich lieber in viele Dörfer abzusondern, ehe sie durch ihre Menge an Einem Orte verhungern wollen: so haben sie ihre alte Eintheilung beibehalten; und bloß das Geschlecht der Schildkröte hat sich in zween Zweige, nemlich in den grossen und kleinen, eingetheilet.

## §. 8.

Oberhäupter.

Jeder Tribus hat sein Oberhaupt, das unter ihnen eben so viel als die Könige, oder Archageten der zwey Stämme der Heracliden zu Sparta, oder die Häupter der drey Völker zu Rom, Romulus, Tadius und Lucumon, bedeutet. Die Namen, welche diesen Oberhäuptern gegeben werden, zeigen ihren Vorzug bey den Stämmen an, denen sie vorgesetzt sind; denn ausser denen Namen, die sie gleich andern einzelnen Personen führen, haben sie noch andre, welche die Benennungen ihrer Würde und Oberhefchaft sind.

Die erste dieser Benennungen ist Roiauder Goa, das ist, der wegen seiner Vortreflichkeit so genante Adle von Gaiauder, welches den Adel anzuzeigen gebraucht wird. Die zweite ist der Name der Stämme selbst, die sie vorstellen, und in ihren Personen gleichsam vereinbaret sind. In diesem Verstande sprechen sie also Hogouaho, Hoskeresuat, Zannosuaru, oder der Wolf, der Bär, die Schildkröte hat gesagt, gethan u. s. w. Durch diese Art sich auszudrücken deuten sie ohne Zweideutigkeit zugleich die Oberhäupter, die Stämme und die dazu gehörigen Ländereien an. Diese Namen werden uns ohne Zweifel lächerlich vorkommen: wenn man aber erweget, daß in dem Alterthume die Namen der Völker, wie wir bereits angeführt, die Namen der Gottheit, und diese Namen, die Namen der Thiere gewesen, die ihre Sinbilder waren; so wird dieses ohne Zweifel einen andern Eindruck machen. Wenn bey den Mendesiern, z. E. woselbst der Pan unter der Gestalt eines Bochs vorgestellt ward, gesagt wurde: Mendes hat es gesprochen; so hies dieses eben so viel, als, Pan hat es gesprochen, Gott hat es gesagt: und mich dünkt, daß nichts fähiger ist, uns einen Begriff von der königlichen Hoheit oder von der Gewalt der Oberhäupter der Völker beizubringen, als der Begriff und der Ausdruck selbst, dessen sich die Völker bedienten, wenn sie von ihren Oberhäuptern sprachen; gleichsam als wenn sie von Gott durch seinen Namen redeten. Der dritte Name ist Kofster Goz, d. i. der Alte, oder so genante Aelteste an und vor sich selbst. Dieser Name aber kömmt nicht allemal mit dem Alter desjenigen, der ihn führt, überein; denn dieses ist zuweilen noch ein blosser Knabe: sondern er betrifft hauptsächlich den Character, womit er bekleidet ist, in welchem sie die Ehrerbietung und Hochachtung durch eine Benennung verein-

vereinbaret wissen wollen, die die Reife des Verstandes, Klugheit und alle andere Eigenschaften anzeigt; und welchen diejenigen haben sollen, die durch ihren Rang und Vorzug gleichsam als Väter oder Hirten des Volks, wie sie *Homerus* genennet, angesehen werden. Endlich nehmen sie auch die eigentliche Benennung des Landes selbst an. Also sind unter den *Tsonnontuanen*, *Onnontagen* und unter den *Sagofendageren* die Wörter *Tsonnontkeritau* und *Te-Tonnunokarauen* solche Namen, die sowol dem Lande selbst als auch einigen Oberhäuptern, insbesondre aber dem zukommen, der Herr von dem Dorfe ist.

Denn obgleich die Oberhäupter eine gleiche Autorität zu haben und äusserst beflissen zu seyn scheinen, den Verdacht abzulehnen, als ob sie alle Handlungen allein betreiben und despotisch regieren wolten; so ist doch unter ihnen selbst einiger Vorzug des einen vor dem andern anzutreffen: und dieser trifft, so wie ich mir vorstellen kan, entweder denjenigen, dessen Cabane zu dem Dorfe den Grund geleyet; oder auch wol den, dessen Stam der zahlreichste ist; ingleichen den, der durch seine Fähigkeit am ansehnlichsten geworden. Ich mus jedoch bekennen, daß ich dieses nicht gänzlich entscheiden kan.

Die Würde des Oberhaupts ist beständig und erblich in seiner Cabane, und gehet allezeit auf die Kinder seiner, Mutter Schwester, oder Mumen mütterlicher Seite. Sobald der Stammbaum etwan ausgegangen, mus selbiger, wie sie sagen, wieder aufgerichtet werden. Die Matrone, welche das vornemste Ansehen hat, nachdem sie mit denen ihrer Cabane zu Rathe gegangen, überleget es aufs neue mit denen ihres Stammes, von welchen sie die Wahl desjenigen, den sie zur Succession ausersehen, als worin sie ziemliche Freiheit hat, genemigen lästet. Hiebey richtet sie ihre Absicht keinesweges auf das Recht der Erstgeburt, sondern wälet insgemein den, der am tüchtigsten scheint, diesen Rang durch seine gute Eigenschaften aufrecht zu erhalten. Wenn nun die Wahl bestimmt ist, so geschiehet dem Dorfe der Antrag durch porcellain Schnuren. Damit versiehet man den, der gewälet ist; der auch, sobald er nur dargestellt worden, sogleich ohne Widerrede ausgerufen und davor erkant wird. Auf gleiche Weise wird er ebenfalls in andern Dörfern der *iroquoisischen* Nation und deren sämtlichen Bundesgenossen vorgestellt und ausgerufen. Und diese Handlung ist beständig mit Festen und Feierlichkeiten verknüpft. Bey andern Völkern gehet es in Ansehung der Wahl eines Oberhaupts fast auf gleiche Weise zu.

Wenn nun solchergestalt der Stammbaum wieder aufgerichtet worden, und der Erwählte noch zu jung und noch nicht tüchtig ist, die Landes Angelegenheiten vor sich allein zu besorgen, so werden dem Stammbaume Wurzeln beygefüget, die ihn unterstützen und vor den Umsturze bewahren sollen. Man giebt ihm nemlich einen solchen, den die *Spartaner* ΠΡΟΔΙΚΟΣ einen Vormund oder Regenten nennen, zu <sup>(21)</sup>; wie noch heut zu Tage in Europa bey monarchischen Staaten während der Minderjährigkeit des Landesherrn geschiehet. Dieser Vormund wird zu gleicher Zeit, mit seinem Unmündigen durchgängig davor erkant und ausgerufen; und er ist im Namen dieses Unmündigen mit allen dem persönlich beladen, was dieser zum algemeinen Besten verrichten solte, wenn er vermöge seines Alters dazu tüchtig wäre.

Das Ansehen des Oberhaupts erstreckt sich eigentlich nur auf diejenigen ihres Stammes, die sie als ihre Kinder betrachten. Sie nennen sie gemeinlich ihre Nesen, und bedienen

(21) PLVTARCH. in Lycurgo.



bedienen sich selten des Ausdrucks, der mit der Benennung eines Unterthanen übereinkommt. Ob sie nun gleich eine wirkliche Autorität haben, der sich auch einige derselben wohl zu bedienen wissen; so nehmen sie doch den Schein an, als ob sie jederman in völliger Freiheit ließen: daß man sie insgesamt von einer durchgängigen Gleichheit zu seyn erachten sollte. Wenn sich die kleinen Häupter der monarchischen Staaten auf den Schultern ihrer Unterthanen herumtragen und sich viele Pflichten erweisen lassen; so haben diese keine unterscheidende Merkmale, weder Krone, noch Scepter, weder Leibwache noch andere Ehrenzeichen um und neben sich, wodurch sie von dem gemeinen Mann unterschieden werden könnten. Ihre Macht scheint nichts unumschränktes an sich zu haben; und es dünkt mich, daß sie auch keine Zwangsmittel haben, im Fal eines Widerspruchs, Gehorsam zu erwecken. Indessen wird ihnen doch gehorsamet, und sie befehlen mit Autorität; ohnerachtet ihre Befehle, Bitten zu seyn scheinen, und der ihnen geleistete Gehorsam das Ansehen einer völligen Freiheit hat. Diese Freiheit nun dienet dazu, die Oberhäupter in Schranken zu halten; und verbindet sie, nichts zu befehlen, was etwan Unannehmlichkeit verursachen und einen Ungehorsam veranlassen könnte: ebenfalls giebt sie Gelegenheit, daß die Untere die Befehle freiwillig befolgen, dergestalt, daß sie sich selbst überreden können, daß sie nicht so wol deshalb gehorchen, weil es ihnen befohlen wird, sondern daß sie dasjenige, was ihnen aufgegeben worden, gerne thun wollen. Durch dieses Mittel wird gute Ordnung erhalten, und in Ausführung der Dinge, findet sich in der That eine Uebereinstimmung der Häupter und ihrer Glieder, benebst einer Unterwürfigkeit, die man in denen aufs Beste eingerichteten Staaten kaum verlangen kan.

Ob nun zwar wol die Oberhäupter kein Kennzeichen des Vorzugs und der Oberherrschaft an sich tragen, daß man sie (in einigen Fällen ausgenommen,) anders, als durch die Ehrenbezeugungen, so ihnen erwiesen werden, erkennen könnte: so ermangelt es doch nicht an einer gewissen Ehrfurcht; insbesondere aber wird ihre Würde bey öffentlichen Angelegenheiten erhoben. Der Rath versamlet sich auf ihren Befehl in ihren Cabanen, wenn nicht eine öffentliche zur algemeinen Versammlung bestimmte Cabane, gleich einem Rathhause vorhanden ist; die Angelegenheiten werden in ihrem Namen betrieben; an Festtagen und bey algemeinen Austheilungen, haben sie einen wichtigen Antheil; bey allen Zusammenkünften haben sie den Voratz; sie werden ostermalen beschenkt; ja sie haben noch andere Vorzüge, die ihren hohen Rang anzeigen: dabey aber müssen sie sich auch einige beschwerliche Pflichten gefallen lassen, die ihren etwan habenden Vorzügen, das Gegengewichte halten.

## §. 9.

Ugoiander.

Aus Furcht, daß die Oberhäupter sich eine alzugroße Autorität anmassen und sich alzu unumschränkt machen möchten; so hat man sie gleichsam dadurch gezäumet, daß ihnen solche Personen beigegeben worden, die mit ihnen die Oberherrschaft des Landes theilen: und diese werden Ugoiander genennet. Diese Ugoiander sind beinahe eben das, was ihrem Ursprunge nach die Ephori zu Lacedämon und die Cosmi in der Insel Cyeta gewesen. Ich sage mit Bedacht, ihrem Ursprunge nach, und ehe sie sich selbst einer Autorität angemasset, die das königliche Ansehen erläschet. Die Ugoiander sind ihrem vorgefesten Oberhaupte, Roander Goa genant, als wodurch sein Vorzug angezeigt wird, untergeordnet. In jedwedem Stamme hat jede besondre Familie einen solchen, der in ihrem Namen handelt. Die Weiber suchen den Ugoiander aus, ja sie sind es ostermalen selbst. Ihre Berrichtung bestehet darin, daß sie weit unmittelbarer auf den Vortheil der Nation

Nation aufmerksam seyn, auf den öffentlichen Schatz ein wachsames Auge haben, dessen Erhaltung besorgen, und bey dem Gebrauch desselben Anordnung machen. Sobald sie gewälet sind, werden sie im Rathe davor erkant; doch werden sie denen mit ihnen in Bündnis stehenden Völkern nicht bekant gemacht, indem solches blos in Ansehung der Oberhäupter geschieht.

§. 10.

Auf die Agoiander folgt der Senat. Dieser bestehet aus alten Personen, oder be-  
nen Aeltesten, die in ihrer Sprache Agostkenha genennet werden. Die Anzahl dieser Rathsherren ist nicht bestimmt, sondern es stehet einem jeden frey, in den Senat zu gehen und seine Stimme zu geben, sobald er nur dasjenige reife Alter erreicht, welchem Klugheit und Kentnis der Handlungen, gleichsam als ein Vorzug zugeeignet wird, und ein jeder, wie überall, also auch hier, nach Maassgabe seiner grossen oder geringern Gaben, sich in Ansehen zu setzen weis.

§. 11.

Die vierte und letzte Abtheilung ist diejenige der Agostkenrhagete oder Krieger, Kriegermännern. Solche bestehen aus jungen Leuten, die im Stande sind die Waffen zu tragen. Die Oberhäupter der Stämme sind insgemein ihre Vorgesetzten, wenn sie ihre kriegerische Uebungen machen, welche geschickt sind, sie in Ordnung zu erhalten. Ausser diesen aber erkennen sie noch diejenigen vor Kriegeshäupter, die sich darin besonders hervorgethan, und viele Proben der Tapferkeit und guten Aufführung abgelegt, auch albereit wichtige Dienste geleistet haben.

§. 12.

Man hat mir zwar versichern wollen, daß unter ihnen noch andre Arten, von be-  
sondern Mitgenossenschaften oder Gemeinheiten gleichsam als Verbrüderungen angetroffen  
würden; weil ich aber keine satsame Nachricht davon erhalten können, so kan ich auch nicht sagen, ob es blosse Freundschaftsverbindungen sind, oder ob sie von der Regierungsform, oder von der Religion abhängen.

Was auch jeder Staat vor eine Regierungsart gehabt, so ist man doch genötiget worden, da sich die Einwohner vermehret, und deshalb durch wenig Personen nicht übersehen werden können, die Bedienungen zu vermehren. Daher ist die Notwendigkeit entstanden, das hohe Ansehen mit der erforderlichen Subordination unter verschiedene Hände zu theilen, und dadurch das Volk bey ihrer Schuldigkeit zu erhalten. Weil aber die Troquoisen niemalsen sonderlich zahlreich gewesen; so haben sie auch die Menge von untergeordneten Magistratspersonen nicht nötig gehabt, die ihren Ursprung blos von der unvermeidlichen Notwendigkeit, so andrer Orten erforderlich war, hergenommen. Sie haben sich daher jederzeit mit ihren Oberhäuptern und Rathe begnügen lassen können; gleichwie selbstge bey allen Völkern zu der Zeit ihres Ursprungs hinreichend gewesen. Sie können insgesamt an der Regierung ohne Bedenken Theil nehmen: niemand ist von dem Rathe ausgeschlossen, sobald ihm nemlich sein Alter den Eingang dazu eröffnet. Und dadurch sind sie vor der Unbequemlichkeit gesichert, die aus Hochmut und Cabalen, bey Erlangung der Ehrenämter zu entstehen pfeget; und wobey insgemein das Volk zum Opfer dienen mus.

§. 13.

Die Weiber beratschlagen sich über besondre oder allgemeine Angelegenheiten des Rathes  
des insgemein zuerst; oder sie solten es wenigstens nach ihren Grundgesetzen thun. Sie  
halten



halten ihren Rath besonders; und zu Folge ihres Entschlusses geben sie den Oberhäuptern von denen Sachen Nachricht, wovon die Frage ist, damit diese ebenfalls darüber zu Rathe gehen können. Nach erhaltner Nachricht lassen die Oberhäupter die Aeltesten ihres Stammes zusammen berufen: und wenn die abzuhandelnde Sache das gemelne Beste angehet; so vereinbaren sie sich insgesamt in der allgemeinen Rathversammlung der Nation.

Die Kriegesmäner haben zwar ebenfalls ihre besondre Versammlungen, in welchen diejenigen Dinge, die zu ihrer Verrichtung gehören, erwogen werden. Doch alle diese besondern Zusammenkünfte hangen von dem Rathe der Aeltesten ab, der gleichsam als der oberste Rath anzusehen ist.

Dieser Rath hat gewisse geheime und öffentliche Sessiones: die ersteren werden zu dem Ende gehalten, damit über ihr verschiedenes Interesse, von was vor Beschaffenheit es auch sey, beratschlaget werden möge: die andern aber dienen entweder dazu, dasjenige öffentlich bekant zu machen, was beschlossen worden, oder sie betreffen alle übrige Angelegenheiten der Nation, die einige Solennitäten erfordern; als zum Exempel, die Empfangung einer fremden Gesandtschaft, die Antwort die derselben gegeben werden sol, die Ankündigung des Krieges, die Betraurung der Todten, oder Anstellung eines Festes, und dergleichen mehr.

Diejenigen, die sich bey diesen geheimen Versammlungen einfinden sollen, werden insbesondre dazu beschieden. Das Feuer des Raths ist allemal entweder in der öffentlichen oder des Oberhaupts Cabane angezündet; welche dieser Ursach halber insgemein von fünf bis sechs Feuern, nemlich fünf bis sechsmal länger als diejenigen seyn, worin nur Ein Feuer angezündet wird.

Ob nun wol keine eigentliche Zeit zur Rathversammlung bestimmt ist; so wird selbige doch mehrentheils des Nachts gehalten. Dieser Senat hat nun wol eben nicht das vorzuehrliche und majestätische Ansehen, wie bey der römischen Republic, unmittelbar vor den Cäsarn; dessen ungeachtet aber glaube ich, daß sie dem römischen Rath, zu der Zeit als die Serrani und Cinninaten zu Burgemeistern und Dictatoren gemacht werden solten, nichts nachgeben. Es bestehet unserer Wilden Senat aus einem Haufen schmutziger Männer, die sich plat auf die Erde niedersetzen, und gleich den Affen zusammen gebogen sind, daß ihnen die Knie beinahe bis an die Ohren reichen; oder auf dem Rücken oder Bauche liegen, und insgesamt mit der Pfeife in dem Munde die Staatsangelegenheiten mit solcher Gelassenheit abhandeln, als die spanische Junta oder der Senat zu Venedig kaum thun kan.

Diesen Rathversammlungen wohnet nicht leicht jemand anders auffer den Aeltesten bey, die bey den Beratschlagungen ihre Stimmen haben. Die Oberhäupter und Agoiander würden sich schämen ihren Mund aufzuthun, wenn sie ihrer Würde nicht den Vorzug des Alters beifügen könnten. Und wenn sie andrergestalt ja gegenwärtig sind, so geschieht es mehr zu hören und etwas zu lernen, als ihre Weisheit selbst vernemen zu lassen. Auch selbst die, theils durch ihre Fähigkeit, theils durch ihr Alter, angesehensten Oberhäupter, haben eine solche Ehrfurcht vor dem Ansehen des Senats, daß sie blos, entweder selbst, oder durch ihnen zugethane Personen, die Ursach der Beratschlagungen eröffnen, hernachmals aber mit den Worten schließen: „überleget nunmehr dieses, ihr andern Aeltesten, ihr seyd Herren, befelet nur, wie ihr es haben wollet.“

Die Art ihrer Überlegung geschieht mit vieler Mäßigung und Klugheit. Jeder der Vorsirenden wiederholet sogleich den Vortrag mit wenig Worten, und füret alle vor  
und

und wider denselben angebrachte Ursachen derjenigen davon an, die bereits ihre Stimme gegeben haben: hernachmals sagt er seine Meinung, und schließt mit folgenden Worten: „dieses sind meine Gedanken, über die Ursach unsrer Versammlung.“ Hierauf antworten die Anwesenden hoo! oder auch etho! das ist wohl gesprochen: es mag nun wohl oder übel geraten seyn.

Nach ihren Beratschlagungen ist bey einer jeden vorkommenden Sache fast keine Ursache, sowol vor als wider dieselbe anzutreffen, die sie nicht vorgebracht und erwogen haben sollten. Und wenn sie von ihrer Entscheidung Rechenschaft geben wollen; so wissen sie solches so warscheinlich vorzustellen, daß es schwer fällt, ihnen den Beifal zu versagen. Man kan überhaupt von ihnen rümen, daß sie weit mehr Gedult als wir bezeigen, den Inhalt und Endzweck einer Angelegenheit zu erwegen. Sie hören mit besondrer Aufmerksamkeit zu, wenn einer nach dem andern spricht; sie beobachten weit mehr Ehrerbietung und Wohlansständigkeit in Absicht dessen, der eine, der ihrigen entgegen stehende, Meinung vorgebracht; und wissen fast nicht, was das sey, einem in die Rede zu fallen, noch viel weniger mit Unbesonnenheit und Hestigkeit einander zu widersprechen. Sie haben weit mehr Gelassenheit, und, wenigstens dem Ansehen nach, weniger Leidenschaften, und richten ihre Absicht insgesamt auf das allgemeine Beste. Ebenfals ist es durch eine ausgeklügelte Staatsklugheit geschehen, daß sie vor andern Nationen den Vorzug erhalten haben: dergleichen daß sie die Streibarsten dadurch überwunden, daß sie selbige zuvor unter sich selbst veruneiniget. Ferner sind sie denen Entlegensten furchtbar worden, und wissen sich auch noch heut zu Tage zwischen den Franzosen und Engelländern in einer genauen Neutralität zu erhalten; wobey sie sich furchtbar und ihre Freundschaft schätzbar machen.

Dasjenige, so ich von ihrem Eifer für das allgemeine Beste angeführet, ist jedoch so allgemein nicht, daß nicht auch verschiedene ihren besondern Eigennuß dabey in Betrachtung ziehen, und insbesondere verschiedene ihrer Oberhäupter nicht verborgne Wege erwählen sollten, ihre geheimen Absichten zu Stande zu bringen. Ja es giebt einige, deren Verschlagenheit dermassen untriegbar ist, daß sie die Versammlung viele Tage hinter einander über solche Dinge beratschlagen lassen, die doch zwischen ihnen und den vornehmsten Häuptern, ehe sie noch einmal zum Vortrage gekommen, albereitst fest gesetzt worden. Indessen da die Oberhäupter sich alle gleich zu seyn stellen, und keiner einen Verdacht eines anmasslichen Vorzuges vor den andern erwecken wil, wodurch die Eifersucht gereizet werden möchte; so gehen sie mit einander behutsamer um, als die andern zu thun pflegen: und ob sie gleich die Seele davon seyn, so veranlasset sie doch ihre Verschlagenheit wenig zu sprechen, sondern vielmehr die Meinung der andern anzuhören, als ihre eigne zu sagen. Ein jeder aber hat Einen auf seiner Seite, der gleichsam ein Brand ist, und der, da er seiner Person halber nichts zu besorgen hat, mit völliger Freiheit alles waget, was er vor gut befindet; nachdem er es mit dem Oberhaupte zuvor selbst, ehe er die Versammlung betreten, verabredet hat.

§. 14.

Vergleichen Personen spielen nun insgemein die Sprecher. Die Oberhäupter wissen sich ihres Verstandes und Leichtigkeit im ausdrucken, nach welcher sie alles, was sie nur wollen, sprechen können, mit Vortheil zu bedienen.

Vornemlich aber erscheinen die Sprecher in öffentlichen Rathsversammlungen und bey solennen Handlungen mit besondrem Glanze. Sie reden dabey ganz allein. Denn ihre Verrichtung bestehet eigentlich darin, daß sie alle Angelegenheiten eröffnen, die erwogen werden



werden sollen; den Entschlus der Beratschlagungen bekant machen, und im Namen des Dorfs oder der ganzen Nation mit Autorität das Wort führen.

Diesem Amte vorzustehen, ist so leichte nicht, als man vielleicht glauben möchte. Denn es erfordert grosse Fähigkeit, eine Wissenschaft des Raths und eine Kenntnis aller Gebräuche ihrer Vorfaren; Verstand, Erfahrung und Beredsamkeit. Bey der Wahl eines Sprechers wird nicht auf eine vornehme Cabane, sondern blos auf persönliche Verdienste und Gaben, gesehen. Es ist was seltenes, wenn Unterthanen angetroffen werden, die diesen Posten würdig bekleiden können. Kaum findet man einen oder ein Paar in einem Dorfe, die mittelmäßig geschickt dazu sind. Oftermalen aber sind sie auch genötiget, sich zu andern Dörfern zu wenden: und sie verabsäumen nichts, die Ausländer an sich zu ziehen, die dieser Function wohl vorstehen können, und dieserhalb schon einigermassen in Ruf sind.

Die Vorträge dieser Redner bestehen keinesweges in langen nach dem Model des Demosthenis oder des Cicero eingerichteten Reden; sondern die Troquoisen lieben, gleich denen Lacedämoniern, eine lebhafte und eingeschränkte Rede. Indes ist ihr Stylus doch figürlich und ganz metaphorisch, und wird nach der Verschiedenheit der Angelegenheiten verändert. Bey gewissen Vorfällen entfernen sie sich von der gewöhnlichen Sprache, und scheinen unsern in Rechtshändeln üblichen Redensarten zu gleichen. Bey andern wird ihr Vortrag durch lebhafte Leibesbewegungen gleich unsern Comödianten unterstützt. Hiezin haben sie etwas besonderes voraus; denn sie reden fast eben so viel mit Stellungen und Bewegungen des Leibes als mit dem Munde; und wissen eine Sache so natürlich dadurch vorzustellen, als ob sie wirklich in den Augen der Zuschauer vorgehe.

Bey dem Sprecher stehen zwey oder drey Personen, die ihn an das erinnern, was er vortragen sol, und dienen dazu, seinem Gedächtnis wegen desjenigen, so beschlossen werden sol, aufzuhelfen, auch acht zu haben, daß er die Sachen in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, vortrage; jedoch solches geschiehet mit Wohlانständigkeit, und ohne ihn in seiner Rede zu stören.

Er selbst aber fragt während seiner Rede die Versammlung von Zeit zu Zeit sorgfältig, ob er die Sache auch in der Masse, wie sie verabredet worden, deutlich und begreiflich genug vorstelle: und einige von der Versammlung beantworten diese Frage mit einem beifälligen etho. Er macht sich auch einige Pausen dergestalt zu Nutze, daß er seine Beisitzer um Rath fragt. Nach geendigtem Vortrage, folgt das nio-hen, so ein Ausruf des Beifalls ist. Damit gehet es nun folgendergestalt zu: Einer der Ältesten ruft Nio-hen? darauf antworten alle übrigen, nio. Dieses geschiehet im Namen jedweden Stammes dreimal, und ist eine Art der Formel zu fragen, ob jederman zufrieden sey. Doch geschiehet dieses nur dem Scheine nach; denn jederman beantwortet die Frage mit Ja. Indessen scheint dieses doch deshalb eingeführt zu seyn, damit diejenigen, die einige Gegenvorstellungen zu thun nötig finden, Gelegenheit bekommen mögen, ihre Meinung zu sagen.

Die Weiber haben ebenfalls ihre Sprecher, die vor sie in öffentlichen Rathversammlungen reden. Mannigmal wählen sie einen solchen aus den Mannspersonen, der dergestalt spricht, als wenn er eine Weibsperson wäre, und ihr Geschlecht wirklich vorstelle. Doch dieses geschiehet nicht leicht anders, als bey Gesandtschaften oder Nationalversammlungen.

Wenn die Sprecher Verstand besitzen, und ihre Dinge wohl zu machen wissen; so können sie sich Ansehen und Achtung erwerben. Der berühmte Garakontie, der sowol der Religion

Religion als auch der französischen Colonie so gute Dienste gethan, war blos ein solcher Redner zu Onnontage: und dieser Mann war unter den Seinigen so geehret, daß er alle fünf iroquoisische Nationen nach seinem Belieben handhabete. Wir lesen von den Lyciern, daß sie eben dergleichen Sprecher unter sich gehabt, die nicht weniger in besondern Ansehen gestanden, wenn sie anders hinlängliche Geschicklichkeit gehabt, ihren Worten gehörigen Nachdruck zu geben. Zu Zeiten des Triumviratkrieges, war es einer dieser Sprecher, Namens Naucrates <sup>(22)</sup>, der die Lycier abhielt, mit dem Brutus und Cassius ein Bündnis einzugehen, und sie dahingegen vermochte, gegen die Völker dieser berufenen Mörder des Cäsars den Eintritt in ihr Gebiete, durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen; wodurch er den Untergang der Lanthier, davon bereits Erwähnung geschehen, verursachte.

§. 15.

Weil die Menschen aller Orten gleich sind, und mit einerley sowol guten als bösen Eigenschaften geboren werden; so sind die Angelegenheiten, die in denen Rathsverfassungen <sup>Angelegenheiten.</sup> der Wilden gehalten werden, fast eben von der Art, womit sich unsre europäische Rechtsgelahrtheit und Staatsklugheit beschäftigt. Denn man trifft bey ihnen Angelegenheiten an, welche die bürgerlichen Handlungen und Policy angehen; andre, die mit Bestrafungen der Missethäter zu thun haben; und endlich solche, die eigentlich blos zu Versorgung der Landesangelegenheiten gewidmet sind: als zum Exempel, Krieg zu führen; Friede zu machen; Gesandtschaften abzuordnen, oder dergleichen anzunehmen; neue Bündnisse zu schließen, oder die alten zu befestigen u. s. w.

§. 16.

Zu ihrem grossen Glück kennen sie weder den Codicem noch Pandecten, weder <sup>Bürgerliche Angelegenheiten.</sup> Advocaten noch Anwölde. Wenn sie über dieses auch keine Jongleurs, die sehr üble Aerzte seyn, unter sich hätten, würden sie sich nicht vor die glücklichsten Menschen zu schämen Ursach haben? Wenn sie Proceffe führen, so verzehren sie ihre Güter nicht durch Chicanen, indem sie wenig zu gewinnen und zu verlieren haben; es wächst ihnen auch von dem Proceßiren wenig Vortheil zu. Zudem findet sich auch unter ihnen niemand, der, durch unerträgliche Verschleppungen, die Rechtshandel zu Beförderung seines Eigennuzes verewiget; sondern ihre geringen Streitigkeiten werden gar bald durch Mittelspersonen geschlichtet. Man mus ihnen aber hiebey die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich selten Streitigkeiten unter ihnen ereignen: und wenn sich ja dergleichen zutragen, so werden selbige doch, entweder durch vernünftige Vorstellungen, denen sie sogleich Raum geben, so bald ihnen solche nur vorgehalten werden, oder aus Achtung vor die Personen, die sich bemühen einen Vergleich zu stiften, oder auch selbst durch eine vernünftige Nachgebung, insbesondre, wenn sie mit solchen Gemüthern zu thun haben, die etwas durch ihr Ansehen erzwingen wollen, gar bald geendiget.

Die Menschenfurcht als eine starke Triebfeder ihrer Handlungen, dienet auch nicht wenig, Einigkeit unter ihnen zu erhalten. Denn indem ein jeder, insbesondre die andern als Meister ihrer eignen Handlungen betrachtet, so überlässet er auch solche ihrer eignen Leitung, und bekümmert sich also blos um sich selbst. Ich habe sie in diesem Stücke oftmalen nicht genug bewundern können; und man mus gestehen, daß sie dadurch einer unendlichen Menge Zänkereien vorbeugen. Ueberdem sind sie von ungemeiner Gelassenheit, und wissen fast nicht, was das sey, beleidigende Worte auszustoßen. Ich kan mich nicht entsinnen,



entfinnen, sie jemals zornig gesehen zu haben, insbesondre was die Manspersonen anbetriß, welche sich gewis vor verunehret achten würden, wenn sie die geringste Hefigkeit von sich verspüren lassen solten. Ja sie gehen hierin auch so weit, daß ein nüchtern Mensch sich durch einen Betrunknen derb ausprügeln lassen würde, ohne den geringsten Widerstand zu thun; insbesondre wenn er seine Trunkenheit merken sollte: blos weil er sich darüber zu ärgern unanständig achtet, und noch schändlicher hält, jemanden eine That beizumessen, davon er ihn nicht Herr zu seyn glaubt, indem er nicht recht bey Verstande ist.

Zwar fehlt es bey ihnen nicht an Unordnung, die sowol aus Neid, Begierigkeit, Rache und andern menschlichen Leidenschaften, gleichwie bey andern Völkern, entstehen; indes geschieht dieses doch selten, und überdem, wenn sie einen übeln Streich ausgehen lassen wollen, so betrinken sie sich zuvor, oder stellen sich wenigstens betrunken an: andrer gestalt würden sie ihr Vorhaben nicht ausführen können. Alsdenn aber glauben sie, eine rechtmäßige Entschuldigung zu haben, wenn sie sagen, daß sie dormalen nicht bey Verstande gewesen, sondern die Schuld der Bouteille beigemessen werden müsse, die ihr solches geraubet: Und diese Entschuldigung wird durchgängig von ihnen angenommen.

## §. 17.

Peinliche  
Sachen.

Die Entscheidung einer peinlichen Sache kömt unmittelbar auf diejenigen der Cabane der Verbrecher, in Ansehung der Verbrecher selbst an, wenn nemlich jemand von einer Cabane einen andern aus eben dieser Cabane ums Leben gebracht. Weil sie nun annehmen, daß ihnen das Recht über Leben und Tod über einander zustehet, so scheint das Dorf an dieser vorgefallenen Unordnung keinen Antheil zu nehmen; sondern man hält davor, daß der Entleibte rechtmäßig umgebracht sey, daß er niemanden werther als dem Thäter selbst seyn sollen, und daß folglich derjenige zu dieser Ausschweifung durch wichtige Ursachen bewogen worden, welche denen, so ausserhalb seiner Schranken wohnen, zu untersuchen nicht gebüret. Ja man hat so gar Mitleiden mit ihm, daß er in die traurige Nothwendigkeit gesetzt worden, wider sein eigen Geblüt dergleichen Gewalt zu gebrauchen; und wenn er ja ein strafbares Verbrechen begangen, so stehet es denen übrigen der Familie zu, ob sie das, was vorgefallen, öffentlich ahnden oder lieber verborgen gehalten wissen wollen.

Ohne Zweifel hatten die Juden in dergleichen Fällen eine gleiche Rechtslehre. Solches erhellet aus dem Gleichnisse des Weibes zu Thekoa<sup>(23)</sup>, deren sich Joab bediente, den König David zu vermögen, seinen Sohn Absalon zurück zu berufen, der seit dem an seinem Bruder Amnon begangnen Morde verbannet war. Dieses Weib gibt vor, daß sie zween Söhne gehabt, die sich gezankt und dergestalt geschlagen, daß einer den andern umgebracht, und ihr in ihrem Witwenstande niemand als der einzige unglückselige Sohn, der Mörder seines Bruders, übrig geblieben; sie beschwert sich auch, daß man ihr nicht einmal diesen betrübten Trost gönnen wolle, sondern die Anverwandten richteten ihre unersättlichen Augen auf die Erbschaft, die doch auf sie fallen müste, und setzten ihr dergestalt zu, ihren straffälligen und einzig übriggebliebenen Sohn, ihnen in die Hände zu liefern, damit er nach dem ihnen zustehenden Rechte, hinwiederum von selbigen zum Tode verurtheilet werden könne: dadurch nun würde sie genötiget, die hohe Autorität des allgemeinen Landesvaters, der in der Person des Königes vorgestellt wurde, anzurufen, und zu bitten, daß die Wirkung dieser Gesinnung ihrer Verwandten gehemmet werden

werden möchte; weil sie sonst in den betrübtesten Zustand und grösste Armut geraten würde.

Ob sie sich nun wol unter einander lieben, und ihre Familien durch die grosse Anzahl zu erhalten suchen; so säumen sie doch nicht, wenn sie durch jemanden ihres Mittels verunehret, und von einem durch Schandthaten, so er im Dorfe etwan ausübet, verhaßt gemacht werden, selbigen auf die Seite zu schaffen; damit sie sich nicht dem öffentlichen Hasse ausgesetzt sehen mögen.

Dieses Recht über Leben und Tod, welches unter den Bewohnern jeder Cabane, einer über den andern zu haben scheint, ist aus der Gewonheit, die sie vor nicht gar zu langer Zeit annoch gehabt, auch noch jezo nicht völlig verloren haben, noch weit merklicher, die darin bestund, daß sie ihre alten Personen, wenn selbige durch die Jahre unvermögend und unnütze gemacht worden, todgeschlagen. Bey gewissen barbarischen Völkern des Altertums, als den Tyancern, Tybarennern, Scerulern und Massageren u. s. w. (24) war es ein allgemeines Gesetz, vor dem sechzigsten oder siebenzigsten Jahre jedweden umzubringen; es sey nun, daß sie die Begräbniskosten gerne ersparen wollen, weil durch deren Aufwand das Wenige, so den übrigen zum Lebensunterhalte dienen sollte, darauf gieng: oder es sey auch, daß sie denen, die sie solchergestalt aus der Welt schafften, einen Dienst zu thun glaubten, indem sie ihnen durch einen baldigen und geschwinden Tod, der Langwierigkeit und Betrübnis eines zunehmenden Alters, dessen Schwachheit gleichsam als ein beständiger Tod anzusehen, überheben wolten. Dieses ist, sagt man, unter einigen americanischen Völkern ebenfalls ein allgemeines Gesetz gewesen, und eine unsrer neuesten Erzählungen bringt mit sich, daß ein gewisses Volk angetroffen werde, bey welchen nicht einmal erlaubt sey, eine Frauensperson das dreißigste Jahr überschreiten zu lassen. Eine solche Gewonheit würde denen sonder Zweifel sehr hart vorkommen, die bey noch weit ältern Jahren dennoch vor jung gehalten seyn wollen.

Obgleich diese Gewonheit unter den uns bekanten Wilden nicht so allgemein und durchgängig eingeführet worden; so trägt sich doch dergleichen in dem mitternächtigen America sehr ofte zu.

Es misfällt den Familien, daß die ganz kindisch gewordne Alten von einer Cabane zur andern, unter dem Vorwand einen Besuch abzustatten, gehen, und daselbst zu essen suchen; gleich als wenn sie zu Hause weder zu beißen noch zu brechen hätten, welches auch oftmalen nicht unwahr ist. Denn sie lassen diese Elende wirklich Noth leiden, und alsdenn machen sie sich weiter kein Gewissen, die Menschen davon zu befreien, und zwar unter dem scheinbaren Vorwand, daß diese alten Leute viel ausstehen müsten, und so wol andern, als auch sich selbst, zur Last gereichten. Indessen hat man mir versichern wollen, daß sich solches blos in armseligen Cabanen, und in Ansehung der Unglückseligen ereigne, die sich keines Schutzes zu getrösten haben.

Die Algonquinen und andre herumirrende Völker, sind dieser Unmenschlichkeit noch weit mehr zugehan. Denn, da sie beinahe beständig auf der Reise sind, und oftmalen Hunger und Kummer erdulden müssen; so gereicht ihnen die Beschwerlichkeit, welche ihnen durch die Alten verursacht wird, als welche beständig getragen werden müssen, zur grössten Last. Diese arme Unglückselige sind oftmalen die ersten, zu dem, der sie trägt

(24) AELIAN. de Cois lib 3. SEXT. EMPYRICVS de Tybaren. PROCOPIUS de Erulis lib. 2. de bello Gothico. STOBÆVS de Massag. Serm. 122.



trägt, zu sagen: mein lieber Sohn, ich mache dir viel Mühe, und bin weiter zu nichts nütze, drum schlage mich nur todt. Allemal zwar werden sie mit ihrer Bitte nicht gehört; mannigmal aber trägt sich zu, daß der ausgehungerte und durch seine aufhabende Bürde ermüdete junge Mensch ganz gelassen antwortet: du hast recht, mein lieber Vater, oder Großvater. Als bald wirft er seine Ladung auf die Erde, nimt sein Beil, und schlägt dem armen Greis, der sonder Zweifel innerlich betrübt ist, daß er bey seinem Worte gehalten wird, den Kopf entzwey.

Wenn aber in Ansehung einer Person einer fremden Cabane, eines andern Stammes, Dorfs, oder auswärtigen Volks, ein Todtschlag begangen wird; so gewinnet die Sache ein ganz ander Ansehen. Denn alsdenn nimt das ganze Gemeinwesen an diesem Tode Antheil. Ein jeder nimt des Entleibten Partey, und trägt auf gewisse Masse etwas zu Wiederherstellung des Geistes, welches ihr Ausdruck ist, der durch den Verlust erbitterten Verwandten bey; zugleich aber sind sie alle beflissen, dem Thäter das Leben zu retten, und dessen Angehörige vor der Rache der andern in Sicherheit zu setzen, die ohnfelbar früh oder spät ausbrechen würde, wenn man die in dergleichen Fällen, theils durch Geseze, theils durch hergebrachte Gewonheit, verordnete Genugthuung unterlassen wolte.

Es werden demnach sechzigerley Geschenke zusammen gebracht, welche einer der Oberhäupter selbst austheilet, und bey jedwedem Geschenke eine kurze Rede hält. Mit dieser Ceremonie wird fast ein ganzer Tag zugebracht. Von diesen sechzig Geschenken werden die neun ersten des Entleibten Angehörigen zugestellet, damit alle Verbitterung und Rachbegierde bey ihnen erlöschen möge. Die andern werden an eine Stange über des Entleibten Haupte aufgesteckt. Die neun ersten sind die wichtigsten, und es bestehet oftmalen eines aus tausend Porcellainkörnern. Der Befelshaber nimt das erste Geschenk in die Hand, erhebt seine Stimme, und redet im Namen des Thäters folgendergestalt: Sehet! womit ich das Beil aus der Wunde ziehe, und solches aus der Hand dessen fallen lasse, der diese Beleidigung etwan rächen wolte. Beym andern sagt er: Hiermit wische ich die blutende Wunde ab. Diese beiden Geschenke zeigen die Reue des Mörders über den begangenen Todtschlag an, und daß er bereit sey, ihm sein Leben durch Verlust des seinigen wieder zu verschaffen, wenn es in seinem Vermögen stünde. Hernach sagt er bey dem dritten Geschenke, gleich als ob das Vaterland den Streich selbst empfangen: Sehet! wodurch das Land wieder in Ordnung gesezet werden kan. Bey dem vierten: Hierdurch kan ein Stein vor den Ris und vor die Theilung des Erdreichs, so durch diesen Mord verursacht worden, gesezet werden. Durch diese beiden Geschenke suchen sie die Gemüther und Neigung, so von einander abgesondert worden, wieder zu vereinbaren. Das fünfte Geschenk gereicht, den Weg eben zu machen, und das Gesträuch auszurotten, damit man von nun an, von einem Orte zum andern, in völliger Sicherheit und ohne eine Falbrücke zu besorgen, gelangen könne.

Die übrigen viere gehen unmittelbar an die Freunde, sie zu trösten, und ihre Thränen abzutrocknen. Bey dem sechsten Geschenk sagt er also: Hiermit kan man Toback anschaffen, der die Eigenschaft hat, denen, die an dem Tode den mehresten Antheil nehmen, das Gemüthe zu beruhigen. Bey dem siebenten: dieses dienet zur gänzlichen Beruhigung des Gemüthes. Das achte dienet dazu, der Mutter des Verstorbenen eine Arzenei vor die Krankheit einzugeben, die sie sich über den Tod ihres Sohnes zugezogen. Das neunte dienet endlich dazu, ihr eine Matte unter zu breiten, worauf sie während der Trauer sanft ruhen kan.

Diejenigen

Diejenigen Geschenke, die auf die Stange gesteckt werden, sind gleichsam als ein Zuwachs des Trostes, und stellen alle die Dinge vor, deren sich der Entleibte bey seinem Leben bedienet hat. Das eine wird also sein Rock, das andre sein Bogen, das dritte seine Pfeile, Köcher, Petnubeutel, sein Kahn, Ruder und so weiter, genennet.

Sobald die Geschenke angenommen seyn; so halten sich die Verwandte vollkommen befriediget. Wenn es sich aber zuträgt, daß sie vor der Zeit der Genugthuung, sich entweder an dem Mörder selbst, oder an einem seiner Angehörigen rächen, so fällt alle Bestrafung auf sie. Die erstern sind also ihrer Schuldigkeit entlediget, und müssen nunmehr durch eben so viel Geschenke zufrieden gestellt werden, die sie selbst zu machen anfänglich willens gewesen.

Brebeuf<sup>(25)</sup>, von welchem ich das angeführte zusammen getragen, so er mit eignen Augen die Zeit seines Aufenthalts unter den Huronen gesehen, versichert, daß die Geseze ehedem noch weit strenger gewesen: und daß ausser den sechzig Geschenken, die im Namen des Missethäters gebracht wurden, dieser überdem noch eine persönliche Bestrafung erdulden mußte, die fast eben so unerträglich als der Tod selbst war. Es wurde nemlich des Entlebten Körper auf Stangen in die Höhe gerichtet, und der Todtschläger war gezwungen, sich unter ihm aufzuhalten, und die von dem Leichnam herabtriebende Fäulnis auf sich fallen zu lassen. Neben ihm wurde eine Schüssel zu seinem Unterhalte gesetzt, die aber gar bald mit dem von oben herabfallenden Eiter angefüllet wurde: wenn er nun erhalten wolte, daß die Schüssel ein wenig auf die Seite geschoben werden solte, so kostete es ihm einen Gürtel von sechs bis siebenhundert Porcellainkörnern. In dieser gewaltsamen Beschaffenheit nun mußte er so lange aushalten, als es des Verstorbnen Verwandten gefiel; und wenn von diesen die Einwilligung zur Erlassung erhalten werden wolte, so mußte solche zuvörderst noch durch andre Geschenke erst erkaufet werden.

Diese Gewonheit hatte aber schon zu des Brebeufs Zeiten abgenommen: und heut zu Tage ist die Anzal der Geschenke noch geringer. Sobald diese nun angenommen werden, ist zwar der Missethäter in Sicherheit; doch thut er wohl, daß er sich, sobald er kan, aus dem Staube machet, insbesondre wenn die Verwandtschaft des Entlebten mächtig ist, damit er die Gelegenheit zu einem neuen Zufalle vermeiden möge. Er braucht alsdenn den Vorwand, in den Krieg zu ziehen, und den Entlebten durch einen Sklaven zu ersetzen, kömt auch nicht eher wieder, als bis die Zeit, die Empfindlichkeit über den erlittenen Verlust, vermindert hat.

Ein Mensch, der sich vorstellt, daß das Verbrechen, so er etwan begehen wolte, sein ganzes Dorf durch die Anzal der Geschenke, die man zu machen nötig hat, und wozu das ganze Publicum einen Beitrag thut, angehen möchte, sol, wenn er nur einiger Ueberlegung fähig ist, sich mit vieler Mühe zu einer That entschließen, die jederman beschwerlich fällt. Und diese Art der Genugthuung scheint ohne Zweifel die Wirkung einer vortreflichen Staatsklugheit zu seyn, welche fähig ist, die aufgebrachtsten Gemüther im Zaum zu halten.

Wenn sich die Anverwandten mit denen zur Genugthuung bestimmten Geschenken nicht begnügen lassen wollen, so ist eine bey dem mehresten Theile der mitternächtigen amerikanischen Völker eingeführte Regel, die Thränen abzuwischen, nebst denen an die Verwandten des Verstorbnen zu machenden gewöhnlichen Geschenken, denenselben den Mörder auszuliefern, damit er des Entlebten Platz einneme; nemlich, daß man ihn als einen wirklichen

§ f 2



wirklichen Sklaven überantwortet, und sein Leben ihrer Willkühr überläßt. Ob nun gleich diese dadurch Meister sind, seinen Tod zu befördern, so schreiten sie doch niemals zu dieser Gewaltthat, weil sie bey der Dorfschaft wenig Ehre damit einlegen würden. Es sind auch einige, die sich blos mit der willigen Ueberlieferung des Sklaven und der ihnen dadurch eingeräumten Botmäßigkeit über denselben begnügen, und die wirkliche Annemung abschlagen, damit sie nicht bey dessen Erblickung einen unangenehmen Gegenstand haben mögen; als zum Exempel eine Mutter bey dem Anblick eines Menschen, der der Mörder ihres Sohnes gewesen u. s. w. Jedoch der mehresthe Theil der Weiber adoptiren dergleichen Art von Sklaven wirklich, und fangen von der Zeit, da sie ihnen übergeben werden, an, selbige mit eben den Augen als ihren eingebüßten Sohn, anzusehen, der unter allen, was sie gehabt, das Liebste und gleichsam die Stütze ihres Hauses gewesen; und haben mit der Zeit vor ihn eben die Achtung, als ob er ihr leiblicher Sohn wäre. Die mittägigen Wilden haben, wie man sagt, eine fast gleichmäßige Rechtslehre. Der Mörder einer angeesehenen Person ist nemlich gehalten, des Entlebten Witwe zu heiraten, und die Kinder ihres ersten Mannes vor die Seinigen zu erkennen. So viel aber die Cariben anlangt, so kan ich davon nichts Zuverlässiges anführen; inmassen die Schriftsteller wenig von ihrer Regierungsform und Policy gedenken.

Es giebt aber auch gewisse Fälle, wo das Verbrechen so ungeheuer geachtet wird, daß man nicht so viel auf die Sicherheit des Todtschlägers siehet, sondern wo der Rath vielmehr seine hohe Gewalt gebraucht, dessen Bestrafung zu verfügen. Es fällt mir bey dieser Gelegenheit eine Begebenheit ein, die mir von ihnen selbst erzählt worden, und die ihre dieserhalb beobachtete Gewohnheit am besten zu erkennen giebt.

Es hatte sich eine junge Frau mit ihrem Manne, ich weis nicht mehr aus was Ursachen, überworsen, und dieser war von ihr gegangen. Als nun die Zeit der Jagd herankommen, und sie keinen Mann mehr hatte, der sie dahin führte; so bat sie ihre Brüder, sie möchten sie doch mit sich nehmen, welches diese auch gerne thaten. Als nun die Frau eines Tages zu einer, an dem Fusse eines spitzigen Felsens und nicht weit von ihrer Cabane entfernten, Quelle gieng, und Wasser schöpfen wolte; so erblickte sie in dem hellen Wasser das Angesicht eines Menschen, der von dem Felsen herabkletterte, woselbst er Wache gehalten. Sie erkannte sogleich ihren entwichenen Mann, und gieng geschwinde weg, ohne sich etwas merken zu lassen. Sobald sie nun ihre Cabane betreten hatte, erzählte sie ihren Brüdern, was sie gesehen. Diese argwonten augenblicklich, daß der Mann sich blos deshalb daselbst aufhielt, damit er sich an seiner Frau rächen möchte, und sie daher gar bald von Seiten seiner, Beleidigung zu besorgen haben würden. Sie wurden auch wirklich die folgende Nacht im Schlafe überfallen. Die Frau, so weit aufmerksamer, als die übrigen, war, hatte sich entweder schon vorher aus dem Staube gemacht, oder sie gieng währenden Streits heimlich davon, und nahm ihren jüngsten Bruder, der ohngefär 14 bis 15 Jahr alt seyn mochte, mit sich. Sie verkroch sich in einen hohlen Baum, der an ihre Cabane sties, aus welchem sie alles vernemen konnte, was sich in der Cabane ereignete. Ihre Brüder wurden nach einem schwachen Widerstande insgesamt todtgeschlagen. Dem Manne aber war es sehr ungelogen, daß seine Frau entwischt; jedoch er schmeichelte sich, daß, sobald es Tag seyn würde, er sie ohnfehlbar einholen könnte. Zu ihrem Glück aber suchte er sie sehr weit, und als er verschiedene Bäume besichtigt, und manchen vergeblichen Schritt gethan hatte, so begab er sich mit seinem Haufen von dannen, und hatte die Hoffnung, sie jemals wieder zu finden, aufgegeben.

Raum aber war er hinweg, so machte sich die Frau mit ihrem noch übrigen Bruder ebenfalls auf den Weg, und gieng mitten durchs Holz gerade nach ihrem Dorfe zu. Der Mörder begab sich gleichergestalt auf die Heimreise, dieweil die Jagd zu Ende gieng, und er den Fang derer von ihm ermordeten Unglückseligen, sich zu Nuzze gemacht hatte. Er war voller Zutrauen, und versprach sich, daß wenn auch die Frau selbst da wäre, sie ihn doch nicht erkant, sondern ihn und die Seinigen vielmehr vor eine feindliche Parthey gehalten haben würde.

Das arme Weib war auch in ihrer Verborgnis nicht ruhig, sondern die Furcht veranlassete sie zu allerhand vorsichtigen Anstalten. Solche waren auch nicht unnütze. Denn nach einigen Tagereisen stieg sie nebst ihrem Bruder auf eine dicke Fichte, in der Absicht, die Nacht darauf zuzubringen. Einige Augenblicke hernach stellte sich ihr Mann mit seinen Begleitern ebenfalls an dem Fusse dieses Baums ein, in der Absicht die Nacht dafelbst zu bleiben. Es trug sich ein lächerlicher Handel zu, der aber vor die Frau bald übel abgelaufen wäre, und sie besorgt machte, daß sie entweder schon entdeckt sey, oder es doch unfehlbar werden würde. In dieser entseßlichen Beängstigung schien ihr die Nacht ungemein lang zu währen, indessen aber war sie noch so glücklich, mit der blossen Furcht davon zu kommen.

Die Jäger brachen des Morgens wieder auf; und die Frau, der die Furcht Glück machte, nahm einen noch kürzern Weg, und kam zuerst nach dem Dorfe, woselbst sie ihrer Familie von allem, was sich zugetragen, in Geheim Nachricht gab.

Ueber diese Neuigkeit wurde der Rath in der Stille versamlet. Die Frau bewies die Richtigkeit der That, und sagte unter andern, daß einer von den Mördern von einem der Umgebrachten stark in die Hand gebissen sey. Das Verbrechen kam ihnen insgesamt zu entseßlich, und von einer alzugrossen Folge zu seyn, vor, als daß es ungestraft bleiben sollen: Daher wurde auch die Bestrafung auf der Stelle beschloffen.

In dem Dorfe war bereits bekant, daß die Jäger in Begriff waren, zurück zu kommen; und hatten der Gewonheit nach, diejenigen ihrer Familie ihnen entgegen gesendet, damit sie ihnen ihr gefälltes Wild und Jagdgeräte tragen helfen möchten. Als diese nun abreiseten, wurde vermöge eines geheimen Befels des Raths jemand unter dem Vorwand abgeordnet, sich über ihre Zurückkunft zu erfreuen, und sie anzumanen, ihren Einzug zu beschleunigen, weil eben desselben Tages einer der Vornemsten im Dorfe im Namen eines ihres Hausens, ein grosses Gastgebot anstellen wolte.

Die Jäger ermangelten nicht, sich gegen Abend einzufinden. Sie giengen in die Cabane der Rathsversammlung, woselbst das Gastgebot bereitet war. Sie wurden mit der gewöhnlichen Höflichkeit empfangen, und man erkundigte sich nach ihren Begebenheiten. Da nun einige die Hand dessen, der gebissen worden, erblickten, und sie verbunden sahen, so fragten sie gleichsam, als ob sie weiter keinen Antheil daran nähmen, was er an der Hand habe; dieser antwortete ganz gleichgültig, er sey von einem Vieber gebissen. Alsobald wurde die Frau und ihr Bruder dargestellet, die beide bisher verborgen gehalten waren. Das Weib erzählte hierauf öffentlich alles, was vorgegangen, ohne den geringsten Umstand dabey zu vergessen. Sobald sie ihre Erzählung geendiget, fielen verschiedene junge dazu ernante Leute, die unter den erschrocknen Mördern sassen, selbige an, und erstachen sie insgesamt, ohne daß diese den geringsten Widerstand thun konten.

Wenn der Rath jemandes Tod beschloffen, so wird er auf die Weise, wie ich angefühet, umgebracht, und entweder auf der Decke selbst, worauf er sisset, oder bey dem



Eintritte in die Cabane, wo es insgemein dunkel ist, niedergemachet; oder man lockt ihn unter allerhand Vorwand aus dem Dorfe, und schlägt ihm einige Schritte von der Umpfaltung den Kopf entzwey.

Diejenigen anbelangend, die sich in dem Dorfe aus Ursachen, die nicht bekant werden sollen, verhaft gemacht, wenn sie zum Exempel durch verschiedene Raubereien berüchtigt geworden, oder wenn sie Eheleute veruneinigt, den Frieden in Familien gestöret, sich in allerhand Dinge gemischt, oder ausserhalb ihres Ortes eine gefährliche Correspondenz geführt haben; so werden sie als Zauberer angeklaget.

Wird dieser Ruf genugsam gegründet befunden, so erwartet man blos eine günstige Gelegenheit, sich deshalb weiter heraus zu lassen. Damit nun das gefassete Vorhaben desto verborgner gehalten werden möge, so wendet man sich nicht unmittelbar an denjenigen, dessen Untergang beschlossen worden; sondern der Rath lästet zuerst einige Personen fordern, die eben diesen Ruf haben, und woran in jedem Dorfe niemals ein Mangel ist. Diese werden anfänglich mit Gelindigkeit ermanet, ihre Laster zu bekennen, und die Mitschuldigen zu entdecken. Sobald sie nur das Ansehen haben, als ob sie nichts gestehen wolten, so wird ihnen gleich mit den glühenden Eisen gedrohet, das eine erschreckliche Marter ist. Die Furcht vor der Qual, oder die Hoffnung der Bestrafung zu entgehen, verleitet sie, ohne Unterscheid Schuldige und Unschuldige anzugeben; alles aber, was sie vorbringen, wird so lange vor Verleumdung gehalten, bis sie von ungefähr oder auf eine andre Weise, diejenige Person, deren Untergang beschlossen worden, genennet haben. Als bald fällt man diese an, und begegnet ihr auf eben die Weise, damit sie zu einem Bekenntnis, der ihr aufgebürdeten Verbrechen, gezwungen werden möge. An Anklägern ermanet es niemals. Ein solcher hat auch alsdenn alles gethan, und alles Unheil im Dorfe allein angerichtet; er hat des einen Mutter und des andern Bruder ermordet; man hat ihn sehen Feuer ausspeien, die Gräber durchsuchen, um alle Cabanen umherstreichen, und was dergleichen mehr ist. Dieses ist nun mehr als zureichend, ihn zum Tode zu verurtheilen, welchen er auch eben als die Sklaven durch Feuer und Brand erdulden mus, wenn er nicht aus Mitleiden eines oder des andern mit dem Dolche erstochen oder todtgeschlagen wird.

Die Verwandten eines solchen Menschen unterstehen sich nicht, bey dergleichen Gelegenheiten etwas einzuwenden, denn sie haben sich alsdenn vorzuwerfen, daß sie nicht selbst Gerechtigkeit an den Missethäter gehandhabet. Indessen hat man doch mannigmal noch so viel Achtung vor sie, daß man sie zusehst fragt, ob sie sich von dem, welchen das Dorf zum Tode befördert wissen wil, lossagen. Dieses nun ist zugleich auf der einen Seite eine Höflichkeit, auf der andern aber eine Staatsklugheit, nach welcher sie sich ebenfals derjenigen entledigen können, wenn sie die geringsten Merkmale einer Empfindlichkeit blicken lassen wolten. Die Verwandte, denen dergleichen Antrag geschieht, hüten sich ungemein, ihre Einwilligung zu versagen; Diejenigen aber, die hierzu herzhast genug sind, werden entweder bey dem Eintritte in die Cabane niedergestossen, oder sie suchen ihre Sicherheit bey Zeiten in der Flucht.

Auf solche Weise üben diese Völker, ungeachtet sie keine geschriebene Geseze haben, im Grunde eine strenge Gerechtigkeit aus; und halten sich einander durch die Furcht im Zaum, welche die einzelnen Personen nötiget, auf ihre eigne Aufführung acht zu haben, damit die algemeine Ruhe und Ordnung nicht gestöret werde, als worin der ganze Zweck ihrer Staatsverfassung bestehet.

§. 18.

Die Landesangelegenheiten sind diejenigen, worauf ihre vornehmste Aufmerksamkeit Staatsangelegenheiten gerichtet ist. Das beständige Mistrauen gegen ihre Nachbarn verursacht, daß sie ihre Augen allezeit offen haben, und sich alle vortheilhafte Vorfälle zu Nutze machen, unter diesen unvermerkt Unordnung zu stiften, oder selbige sich ihnen verbindlich zu machen. Ihre Klugheit hat in diesen Fällen unendliche Wege, die beständig betreten werden. Und unterdessen, da sie ihren Bundesgenossen durch häufige Besuche und durch alle Pflichten der Höflichkeit zu schmeln suchen; so sind sie unter sich beständig beschäftigt, auf alles was vorgehet, aufmerksam zu seyn, und über den geringsten Vorfall ohne Unterlas zu berathschlagen, ihre Jugend zu den Angelegenheiten anzuführen, ihnen den in ihren Rathversammlungen gebräuchlichen Styl und die mündlichen Ueberlieferungen von ihren Geschichten und Landesbeschaffenheiten, auch Tugenden ihrer Vorfahren, beizubringen, und ihnen den kriegerischen Geist einzufößen, der in Friedenszeiten die Ruhe erhält, währenden Krieges aber ihnen die Oberhand verschaffet.

§. 19.

Alle Angelegenheiten werden durch Zweige oder Porcellainbänder bey den Wilden porcellain verrichtet, die ihnen an stat der Worte, Schreiberen und Contracte dienen.

Das Porcellain, wovon hier die Rede ist, ist von der Porcellainarbeit, so aus China und Japan gebracht wird, ingleichen von derjenigen Art, die man in Frankreich Porcellain von Nevers nennet, durch Kunst verfertigt wird, und dessen innerlicher Gehalt aus bläulicher und zubereiteter Erde bestehet, wohl zu unterscheiden. Es wird dieses Porcellain aus Meerschnecken gezogen, die insgemein unter den Namen Porcellainmuscheln bekannt sind, und durch mancherley Benennungen, so ihnen die Liebhaber der Natursammlung beilegen, und die ihre Mannigfaltigkeit, ihre besondre Gestalt und vielerley Farbe anzeigen, unterschieden werden. Diese geben dem Auge einen so reizenden Anblick, daß sie mit Recht als eines der größesten Wunder der Natur und als eine der schönsten Zeugung des Oceans angesehen werden können. Diejenigen, deren sich unsre Wilden bedienen, sind hol, und kommen den S. Jacobsmuscheln ziemlich gleich, ausser daß sie etwas länglichter sind, und spitzer zusammen laufen, auch keine Dehrlinge oder Hervorragungen haben, die sich an diesen an der Seite des Gelenks befinden, wo sich die beiden Schalen zusammen schließen. Das Fleisch ist zwar nicht so schmackhaft als unsre gemeine Auster; im Gegentheil aber ist ihre Mutter sowol in, als ausserhalb dergestalt geglättet, und von so schöner und lebhafter Farbe, daß man nicht leicht in dieser Art was reizenders sehen kan.

Man trifft selbige auf den Küsten von Virginien und Neuengelland an, woselbst sie die Wilden, die am Ufer wohnen, zubereiten, und grossen Handel damit treiben. Heut zu Tage aber, es sey nun, daß die gebranten Wasser der Europäer diese Völker fast gänzlich vertilget, gleich wie andern widerfahren ist; oder daß der Troquoisen Kriege sie beinahe zerstreuet haben; ist das Porcellain weit seltener geworden, und wird nicht mehr so schön als ehemals verarbeitet.

Dieses Meermuschelwerk, woraus das Porcellain verfertigt wird, ist die Concha venerea oder Cytherea der Alten. Die Griechen nenneten sie *χοχλίας*, und von den lateinischen Wörtern Porca, Porcella, hat man Porcellana oder Porcellain gemacht; nicht zwar wegen der Gestalt dieses Muschelwerks, wie Vossius (<sup>25</sup>) behaupten wollen; sondern



sondern wie ich glaube, vielmehr des Gebrauchs wegen, der ehemals zu Beobachtung der Bescheidenheit, seine Blöße zu bedecken, zu denen Zeiten üblich war, da die Menschen fast nicht mehr bekleidet waren als die Bildsäulen sind, die uns von den Händen der Griechen annoch übrig geblieben. An verschiedenen Orten in America (<sup>27</sup>) machen die Wilden annoch eben diesen Gebrauch damit, und bedienen sich zu dem Ende entweder ganzer Muscheln oder verarbeiteteres Porcellain; noch mehr aber gebrauchen sie solches zu Vergnügung ihrer Eitelkeit, und machen vielerley Zierrate daraus, womit sie sich zu schmücken pflegen.

Lery (<sup>28</sup>) giebt uns zu erkennen, daß zu seiner Zeit in Frankreich unter dem Frauenzimmer annoch die Mode gewesen, sich mit einigen aus dergleichen verarbeiteten Meermuscheln, gefertigten Zierraten zu schmücken. Denn nachdem er beschrieben auf was Art die Brasilianer eine grosse Muschel, welche Vignol oder Meerschnecke genennet wird, handhaben, so sagt er: „Dieses ist meines Erachtens eben dasjenige, was einige Porcellain nennen, wovon verschiedene Frauenspersonen Gürtel tragen, die sie wol dreimal herumschlingen, daß ich nicht leicht etwas schönere gesehen habe, als ich nach Frankreich kam.“

Da nun die Handlung unter diesen Völkern anjeho eben nicht mehr, als ursprünglich geschehen, ein blosser Tausch der Lebensmittel ist; so kan man dieses Porcellain als eine Art Münze ansehen, gleichwie ander kleines Seemuschelwerk noch jeho an verschiedenen Orten Ostindiens und von den Negres in Africa anstat des Geldes gebraucht wird. Die Wilden haben nichts kostbarers als ihr Porcellain. Diese Stücke sind ihre Kleinodien und Edelgesteine. Sie zälen selbiges bis auf die Körner, und dienen ihnen anstat alles Reichthums.

Es giebt zweierley Arten von Porcellain. Das eine ist das weisse und gemeinste. Dieses wird zu Verarbeitung allerhand Zierat gebraucht, womit sich sowol Männer als Weiber zu schmücken pflegen. Das andre ist dunkelviolet und wird mehr als das erstere gesucht; und je mehr es ins schwärzliche fällt, je höher wird es geschätzt.

Das Porcellain, so zu Staatsangelegenheiten gebraucht wird, ist durchgängig in kleine Cylinder in der Länge des vierten Theils eines Daumens und nach Proportion dicke, gearbeitet. Dieses wird auf eine zwiefache Art, nemlich in Zweige und in Bänder abgetheilet. Die Zweige bestehen aus solchen Cylindern, die ohne Ordnung und einer hinter den andern, gleich den Corallen am Rosenfranze angefädnet sind; das dazu genommene Porcellain ist mehrentheils ganz weis, und man bedient sich desselben blos zu Dingen von geringer Wichtigkeit, oder zu einer Vorbereitung weit wichtiger Geschenke.

Die Bänder bestehen aus breiten Gürteln, woran die kleinen weissen und violetsarbne Cylinder wechselsweise an dünnen ledernen Riemen angeschnüret werden, woraus eine überaus angenehme Abwechselung entsteht. Ihre Länge und Breite und die farbichten Körner sind nach der Wichtigkeit der Sache eingerichtet. Die gemeinen und gewöhnlichen Bänder bestehen aus elf Reihen und jede Reihe aus hundert und achtzig Körnern.

§. 20.

Der Fiscus oder öffentliche Schatz, bestehet hauptsächlich in dergleichen Art von öffentlichen Bändern, die ihnen, wie ich bereits gesagt, anstat der Contracte, öffentlichen Schriften und auf gewisse Masse anstat der Calender und Jahrbücher oder Zeitregister dienen. Denn

(27) LOPES DE GOMARA Hist. Gener. de Ind. lib. 3 c. 18.

(28) LERY Hist. de Bresil. ch. 8.

Denn die Wilden haben weder Schreibkunst noch Buchstaben: und weil sie nun dadurch der Vergessenheit vieler Dinge, so unter ihnen vorgehen, ausgesetzt sind; so ersetzen sie diesen Abgang dadurch, daß sie sich Denkzeichen durch gewisse Worte machen, die sie an diese Bänder befestigen, davon jedes eine besondre Handlung, oder einen gewissen Umstand einer Sache anzeigt, die auch, so lange dergleichen Band dauert, dadurch vorstellig gemacher wird.

Sie haben sich diesen Gebrauch dergestalt gewidmet, daß ausser dem Namen *Gaionni*, (wodurch dergleichen Bänder angezeigt werden, und welcher der gemeinste ist,) sie selbige auch noch *Garibova*, so eine Angelegenheit, ingleichen *Gaovenda*, Erinne, nicht weniger *Gaianderensera*, so mit Hoheit oder Adel übereinkommt, nennen: indem alle durch diese Gürtel oder Bänder abgebildete Handlungen zur Competenz der *Agoiander* oder Edelleute gehören. Und diese sind es, die solche anschaffen, um deshalb sie auch unter selbige vertheilet werden, wenn man dem Dorfe Geschenke machet, oder die Gürtel und Bänder der Gesandten beantwortet.

Damit die Irrung, welche aus den vielerley Angelegenheiten unfehlbar entstehen würde, vermieden werden möge; so sind diese Bänder verändert, und ihre weisse und violetfarbigen Cylinder dergestalt geordnet und gemischt, daß sie allezeit vielfältige Vorstellungen machen. Ueberdem haben die *Agoiander* und Ältesten noch im Gebrauch, sie öftermalen zu übersetzen, und die Bemühung über sich zu nehmen, einige derselben, die ihnen insbesondre anvertrauet werden, vor allen andern zu bemerken; dergestalt, daß sie auf solche Weise nichts vergessen können.

Ihr Porcellain würde gar bald erschöpft seyn, wenn es nicht circuilirte. Daher wollen ihre Gesetze, daß fast in allen ihren sowol innern als fremden Angelegenheiten, Wort vor Wort beantwortet werde: das ist, daß vor ein Band ein anderes gegeben wird, so beinahe von eben dem Werthe ist; wobey jedoch in Ansehung der mehresten oder der wenigsten Körner einiger Unterscheid angetroffen wird; welches denn nach dem Range der Personen, oder des Volks, womit man sich in Handlungen einläßt, eingerichtet seyn mus.

Sie glauben nicht, daß eine Angelegenheit ohne dergleichen Bänder zu Stande gebracht werden könne. Was ihnen auch vor ein Antrag geschieht, oder was ihnen auch vor eine blos mündliche Antwort gegeben wird; so sagen sie doch, daß die Sache falle: und sie lassen selbige auch ohne dergleichen Porcellain in der That fallen, gleichsam als ob niemalsen die Rede davon gewesen sey. Die *Europäer*, die entweder davon nicht hinlänglich unterrichtet gewesen, oder sich um ihre Gebräuche nicht bekümmert, haben sie in Absicht dieser Gewonheit dadurch in ziemliche Unordnung gebracht, daß sie ihre Bänder behalten, ohne ihnen durch Zurückgebung anderer dergleichen, eine Antwort zu ertheilen. Damit sie nun denen hieraus erwachsenden Unbequemlichkeiten vorbeugen mögen; so haben sie die Weise angenommen, nicht mehr als nur eine geringe Anzahl davon zu geben: und entschuldigen sich damit, daß ihr Porcellain abgenommen, und ersetzt das daran ermangelnde durch ein Paß Hirsch- oder Ziegenhäute, auf welches durch allerhand Sridenware von geringem Werthe geantwortet wird; dergestalt, daß die Angelegenheiten zwischen ihnen und den *Europäern* eine Handelschaft geworden sind.

Obwol alle Nationen der *americanischen Wilden* verschiedene Arten von Zierraten aus Porcellain machen; so glaube ich doch, daß blos die mittägigen *Americaner* selches zu ihren Angelegenheiten insbesondere gebrauchen. Indessen kan ich solches nicht von allen durchgängig zuverlässig behaupten.



Der öffentliche Schatz wird in den Cabanen der Oberhäupter aufbehalten; und solcher gehet wechselseitig von einem zum andern. Hierzu ist aber keine gewisse Zeit bestimmt, sondern er bleibt so lange bey einem, als es die Eifersucht gestatten wil. Die Jahre werden jedoch blos in Absicht dieses gemeinen Schatzes durch Nächte ausgedruckt. Daher sagt man, daß er in dieser oder jener Cabane zwey oder drey Nächte, das ist zwey oder drey Jahr, gestanden habe.

Ausser denen Porcelainbändern, werden in dem Fisco oder gemeinen Schatzkasten auch Pelzwerke, indisches Getreide, Mehl, frisch und geräuchert Fleisch, und überhaupt alle übrige Dinge aufgehoben, die zu Bestreitung des gemeinschaftlichen Aufwands, und zu allen, im Namen des gemeinen Wesens erforderlichen, Ausgaben dienen können.

## §. 21.

Feierliche  
Versam-  
lungen.

Fast alle öffentliche und solenne Zusammenkünfte erfordern einigen Aufwand; indem sie mehrentheils mit Gastereien, Gefängen und Tänzen vergesellschaftet sind. Diese Einrichtungen, die ihren Ursprung zwar von der Religion und dem Götzendienste hergenommen, wie wir bereits bemerkt haben, sind jedoch, da sie an sich selbst gleichgültig, nicht mit den Religionsgebräuchen verknüpft gewesen, daß man selbige in der Folge der Zeit nicht davon trennen und sie zu weltlichen Solennitäten gebrauchen sollen. Dieses ist es, was selbst Athenäus (<sup>29</sup>) in Absicht gewisser Verse, so prosodische, apostolische und parthenische genennet und nach gewissen Melodeien gesungen wurden, die sich sehr wohl zum Tanze schickten, sagt: „Denn, man bedienet sich derselben mannigmal zur Ehre der Venus, des Bacchus und des Apollo; auch gebraucht man selbige zuweilen, ohne diese Achtung auf die Götter dabey zum Grunde zu haben.“ Es sey nun aber, daß es wirkliche Religionshandlungen gewesen, wie denn auch, in Ansehung der ersten Zeiten; solches unstreitig ist; oder es sey, daß sie als blosse Ergötzlichkeiten betrachtet worden: so haben sie die Gesetzgeber in ihren Republiken um deshalb einzuführen dienlich erachtet, weil sie selbige tüchtig gefunden, die Gemüther mehr zu vereinbaren, die Menschen zum Beitrag dessen, was zur allgemeinen Wohlfart erforderlich, williger zu machen, und sie desto leichter durch die Bande der Einigkeit zu verknüpfen.

Lycurgus, so derjenige ist, wie ich bereits bemerkt, dessen Republik die Uebungen der Alten am längsten aufbehalten, hatte sie seinem Volke nach eben dem Model, als das cretische war, verordnet. Die Einföhrung dieser Feste und Tänze ward zu Sparta dergestalt als eine Sache in Betrachtung gezogen, die sie den Einwonern der Insel Creta zu danken hatten, daß auch der Name Ἀγῳεῖα, der diesen Festen beigelegt wurde, sowohl bey dem einen als andern Volke gebräuchlich war, und daß, wenn sie von ihren Gesängen und Tänzen sprachen, sie solche nicht anders als cretische Gesänge und Tänze nenneten.

Man nante diese Feste um deshalb Ἀγῳεῖα, wie Strabo (<sup>30</sup>) meldet, oder Ἀγῳεῖα, wie vom Plutarchus (<sup>31</sup>) aufgezeichnet ist, weil denenselben blos Manspersonen beiwoneten. Das Wort Ἀγῳεῖα bedeutet eigentlich die grossen Hallen, woselbst die Manspersonen von reifem Alter beisammen wohnten; eben wie das Wort Ἀγέλαι diejenigen anzeigete, alwo sich die jungen Leute, die die Jahre der Mündigkeit erreicht, ebenfalls, zwar gemeinschaftlich, jedoch ein jeder besonders, durch geschickte Personen erzogen wurden. Die Frauenspersonen aber wohnten und assen niemalen in diesen Hallen, wo sich die Männer und Jünglinge befanden. Nachher hat man zu Lacedämon diesen Namen

in

(29) ATHENAEVS lib. 14.

(30) STRABO lib. 10.

(31) PLUTARCH. in Lycurgo.

in *συστία* und *φειδτία* verwandelt, welchen man nach den mancherley Etymologien, woraus sie hergeleitet wurden, verschiedentliche Erklärungen beigelegt; wovon die gemeinste diese ist, daß sie dadurch ein mäßiges Gastmal oder eine Malzeit anzeigten, so vermögend war, die Wohlgenogenheit zu erwecken.

Zu diesen Festen trug ein jeder insbesondre das seinige bey. Aristoteles <sup>(22)</sup> und Athenäus <sup>(23)</sup> bemerken, obgleich mit einigem Unterschiede, was jedweder monatlich zu seinem Antheile dazu beizutragen gehalten war. Diejenigen, welche die Erstlinge den Göttern opferten, oder eine gute Jagd gehabt, waren beflissen, einen guten Theil davon zum Behuf dieser Feste zu widmen.

Bei diesen Malzeiten hatte eine Frau nebst drey oder vier Personen, die sie dazu selbst suchte, die Aufsicht; und diese Personen schafften ebenfalls zween Bediente an, die Holz herzutragen mußten, und um deshalb Kalophori oder Xylophori genennet wurden.

Vor Alters wurde jedweden insbesondre seine Schüssel vorgesetzt; hernachmals aber ist dieser Gebrauch geändert, und man setzte eine bestimmte Anzahl Personen zusammen, sagen die Schriftsteller, welche die verschiedenen Hallen oder Versammlungsorte gar wohl in Schüsseln verändert haben können. Das vorzüglichste Gerichte war eine Art von gekochter oder so genannter schwarzen Suppe, welche man *jus nigrum* nennete, und unter den Alten sehr berühmt war. Die alten Männer begnügten sich damit, und überließen die harten Speisen den jungen Leuten, die ihre Zähne besser als sie gebrauchen konnten. In Creta hingegen wurde den jungen Leuten blos ein Gerichte Fleisch gegeben, so um die Hälfte kleiner war, als man den alten Männern zu reichen pflegte. Die Matrone, welche die Aufsicht bey dem Feste hatte, machte die Eintheilung der Schüsseln, und gab denen das beste Stück, die sich entweder durch ihre in den Rathversammlungen bewiesene Klugheit, durch Tapferkeit in einem Treffen, oder bey andern Uebungen ihrer Schulen am meisten hervorgethan. Am Ende der Malzeit, wurden Früchte oder Kuchen von Gerstenmehl herumgegeben. Als der Wein bey den Griechen üblich zu werden anfang, gab man jungen Leuten ein gewisses Maas, wovon sie keinen Schaden zu erwarten hatten, indem das Wasser noch dazu die Oberhand dabey behielt. Desgleichen war auch vor die alten Männer der Wein ziemlich gewässert; diese aber waren an kein gewisses Maas, wie die jungen Leute, gebunden.

Zu Lyncurgus Zeiten war die Stadt Sparta wenig bevölkert, und vielleicht waren sie damals alle gehalten, diesen Festen beizuwonen; diejenigen blos ausgenommen, die ein Opfer gebracht, oder auf der Jagd waren: wenn die Schriftsteller nicht blos selbige vor entschuldiget gehalten zu seyn geglaubt, weil vielleicht in alten Zeiten, gleich wie gegenwärtig unter den Wilden, derjenige, der das Opfer thut, oder der auf der Jagd gewesen, das ist derjenige, der das Gastmal ausrichtet und die Kosten dazu hergiebt, nichts isst, sondern alles seinen Gästen überläßt. Ich weis zwar nicht, ob es der Zeit üblich gewesen, oder ob es erst nach Anwachs der Einwohner geschehen, daß sich das Volk in Gemeinheiten abgetheilet, die *Εταιρείαι* genennet worden, welche den Jupiter *Εταίρειος* oder Mitgenossenschaftler, vor den Vorsteher ihrer Verbrüderung erkant, und deren ganze Andacht, gleichwie heut zu Tage, in denen der Bruderschaft gegebenen Malzeiten bestund. Wenn jemand in ihre Mitgenossenschaft aufgenommen werden sollte, so wurde über den, der angenommen seyn wolte, berathschlaget <sup>(24)</sup>: zu diesem Ende bediente man sich des

U g 2

Looses,

(22) ARISTOT. Pol. lib. 2 c. 10. (23) ATHEN. lib. 4. (24) PLUTARCH. in Lyncurgo.



looses, und gab jedweden von den Mitgenossen eine Art von einer Frucht in die Hand, welche diejenigen, die dem Candidaten gewogen waren, ganz in ein Gefäß warfen, so ihnen ein Slave vorhielt; diejenigen aber, die seiner Aufnehmung zu widersprechen Ursach hatten, drückten sie zusammen, und gaben dadurch zu verstehen, daß sie ihn nicht verlangten. Es ist wahrscheinlich, daß als die Stadt Sparta volkreich geworden, sich dergleichen Art von Einwohner, die man *Ἀνδρεῖα* und *Ἀγέλαι* nennete, auch vermehren mußten, und daß jedwede eine Gesellschaft ausgemacht, die Athenäus durch das Wort *Ἐταίρειαι* andeutet. Daß also die Mitgenossenschaften oder Gemeinheiten vornemlich die Mitbewohner angingen.

Ausser den Festen, Namens *Φειδίτια*, waren annoch andre, als *κοπίς*, welchem die Fremden und Kinder beizuwonen; ingleichen dasjenige, welches man *Ἀϊκλον* nennete, nebst verschiedenen andern; wovon man bey dem Athenäus <sup>(35)</sup> die Beschreibung und den Unterschied sehen kan, und die insgesamt, nach diesen Schriftsteller, durch einige Religionsgründe merkwürdig waren.

Die Lacedämonier bequerten sich blos zu der Zeit dazu, da die Geseze nach ihrer äussersten Strenge beobachtet wurden. Areus und Acrotatus <sup>(36)</sup> führten den guten Geschmack und die Pracht dabey ein; hernachmals war es nicht möglich, die erste Einfachheit wieder herzustellen. Cleomenes <sup>(37)</sup> versuchte es zwar, jedoch seine Mühe war fruchtlos, und er wurde das Opfer seiner Beßessenheit.

Die Lacedämonier nahmen bey diesen öffentlichen Gastmalen Gelegenheit, ihre Jugend aufzumuntern, und ihre Kriegesleute anzufrischen; damit sie der Tapferkeit ihrer Vorfaren, die sich am meisten in den Treffen hervorgethan, nachahmen möchten. Diese munterten sich auch unter einander durch ihre Tänze und Heldenlieder auf; wodurch sie sich angewöhneten, den Krieg als ein Spiel zu betrachten, und sich übten, dem Tode unter dem Bilde des Vergnügens, Hohn zu sprechen, damit ihre Feinde nicht Ursache haben möchten, zu glauben, als ob sie sich vor selbigem fürchteten.

Athenäus <sup>(38)</sup> folgt dem Anführen des Philochorus, eines alten Schriftstellers, und schreibt, daß Tyrtaeus sich durch dergleichen Lieder und Tänze sehr hervorgethan; dergestalt, daß die Lacedämonier, als sie unter der Aufführung dieses Feldherrn die Messenier überwunden, verordnet, daß in allen ihren Versammlungen, die zum Behuf der öffentlichen Gastereien angestellt wurden, ihre jungen Leute einer nach dem andern des Tyrtaeus Gesänge singen und den pyrrhischen Tanz tanzen solten; und daß einer der Könige oder Oberhäupter, Richter dieses Wettstreits seyn mußte, nach welchen sie das beste Stück der Malzeit demjenigen, anstat eines Preises reichen wolten, der am besten gesungen und getanzt haben würde.

Unter der Troquoisen und ihrer Nachbarn Gastgeboten, finden sich auch verschiedene Arten, wovon einige mehr, andere aber weniger Feierlichkeiten erfordern. Einige, woran das ganze Dorf Theil nimt; und andere hingegen, die blos auf eine kleine Anzahl der Eingebornen eingeschränkt sind.

Ausser denen, wovon ich gehandelt habe, und die durch die Opfer und Reden an die Sonne merkwürdig sind, giebt es noch andre, in welche die Religion vielleicht keinen sonderlichen Einfluß hat; dessen ungeachtet aber den Grund dazu gelegt haben kan. Dergleichen

(35) ATHEN. l. c.

(36) ATHEN. l. c.

(37) PLUTARCH. in Cleomene.

(38) ATHEN. lib. 14.

gleichen ist dasjenige, welches man von dem ersten erlegten Thiere eines jungen Jägers anstellt: ein Fest, so dem Opfer ziemlich gleicht, wozu die Menschen nach dem geschriebenen und vielleicht auch nach dem natürlichen Gesetze verbunden waren, nach welchen sie die Erstlinge Gott opfern mußten. Ein solches ist auch noch das Fest, wobey alles aufgezeret werden mus, welches eine Art des Brandopfers, und nicht erlaubt ist, das geringste davon übrig zu lassen. Bey diesen darf die Zeit über, da gegessen wird, kein Wort gesprochen, und alles, was aufgetragen worden, mus aufgezeret werden. Niemand darf etwas mit sich nach Hause nehmen, sondern er mus alles auf der Stelle aufessen; indes ist doch einem jeden vergönnet, einen Parasiten oder Schmarozgehülfsen bey sich zu haben, der ihm bey dem Verzeren Beistand leistet. Wenn er dergleichen nun durch Geschenke nicht erlangen, und seinen Antheil auch selbst nicht verzeren könnte, so wird er auf der Stelle bestraft. Man macht nemlich ein klein Behältnis in einem Winkel der Cabane für ihn zu rechte, das ihm anstat eines Gefängnisses dienet. Darinnen mus er oftmalen 24 Stunden zubringen. Mannigmal werden so viel Gerichte aufgetragen, daß die Gäste von früh bis auf den Abend damit zu thun haben. Wenn die Gerichte verschlungen sind, so läßt der Wirth grosse Stücken Bärenschmalz auftragen; oder man läßt die Brüste anrichten, worin das Fleisch gekochet worden, und die ausserordentlich fet ist. Wenn sie nun nach allen ihrem Vermögen essen und dennoch nicht fertig werden können; so wird das, was übrig bleibt, es sey Knochen- oder Fleischwerk, insgesamt ins Feuer geworfen, dergestalt, daß nicht das geringste hinweg getragen werden kan; eben wie es die Juden bey der Osterlamme in Gebrauch hatten. Alle diese barbarische Völker machen ihren Bauch zu einem Gott, und fressen daß sie bersten möchten. Es ist auch nicht zu begreifen, wo sie alles, was sie zu sich nehmen, lassen müssen.

Die Bestellung der Parasiten war vor Alters geheiligt und ehrwürdig, nach des Athenäus Zeugnis. Diese Art Leute hatten ihre Errichtung der Religion zu danken, und waren denen Priestern gleichsam als Gehülfsen zugegeben, damit sie ihnen die Speisen verzeren helfen möchten, die zum Opfer gebracht wurden. Dieser Ursache wegen nennete man sie auch Coëpulones. Aus dem, was Athenäus davon meldet, haben wir beinahe in meinem Angeführten von den Gehülfsen, welche die Wilden zu den Gastmahlen, wo alles verzeret werden mus, begleiten, den Beweis: und das, was dieser Schriftsteller meldet, dienet zugleich mit dazu, meine Meinung zu bestärken, daß es ursprünglich ein wirkliches Opfer, und zwar ein solches, das man Brandopfer genennet, gewesen, wobey nichts übrig gelassen werden durfte. Mit der Zeit aber wurde das Amt eines Parasiten ungemein verhaßt. Man nahm nur verächtliche und nichtswürdige Personen dazu, die sich durch den Geruch aller rauchenden Küchen herzulocken ließen, und Profession machten, sich bey allen guten Malzeiten als Begleiter vornehmer Personen einzufinden; deren Schatten sie auch um deshalb genennet wurden, weil sie ihnen aller Orten, als der Schatten dem Körper nachfolgten, und von selbigen viel lieber allerhand Beschimpfungen erduldeten, ehe sie sich von ihnen hätten trennen sollen, bloß aus Furcht ihr Glück zu verscherzen, welches in einer guten Malzeit bestund, wozu die vornehmen Personen eingeladen wurden.

Ob nun wol bey allen Gastgeboten gesungen und getanzt werden kan; so giebt es doch auch etliche, bey welchen nicht gesungen wird: gleichwie es gewisse Gelegenheiten giebt, wobey man singet oder tanzt, ohne einen Schmaus dabey zu geben. Es findet sich aber eine Art, wobey man dergleichen ganz und gar nicht überhoben seyn kan. Und eben aus dieser Ursache selbst, nennet man sie Singefeste. Diese nun sind die gewöhn-



lichsten, feierlichsten und prächtigsten. Brebeuf<sup>(39)</sup> erzählt, daß er bey den Huronen drey dergleichen Festen beigewonet; bey einem derselben wären dreißig Hirsche, bey dem andern zwanzig Hirsche und vier Bäre, und bey dem dritten funfzig Fische gleich unsern grossen Hechten, benebst 120 andern die mit dem grösssten Lachse übereingekommen, im Kessel gekocht worden.

Die Ordnung, die bey dergleichen Feierlichkeiten beobachtet wird, bestehet ohngefähr in folgenden. Am Tage dieses Festes, wird bey guter Zeit in einer Rathscabane die Anstalt dazu gemacht, und alles vor die Eingeladnen in Ordnung gesetzt. Die Zeit über, da die Kessel zu Feuer gebracht werden, macht man nach dem Vorrathe der Eswaren den Uberschlag, wie viel Personen ungefähr dazu gebeten werden können. Diese Einladung geschieht mit türkischen Weizenkörnern oder kleinen Reisern, die ihnen anstat eines Calculus dienen. Diese Körner oder Reiser werden hernachmals in verschiedene Cabanen geschickt, auf die Matten gelegt und dabey gesprochen, du wirfst gebeten. Die Inwoner der Cabane senden also eine, den Körnern oder Reisern gleiche Anzal Personen zu dem Gastmal.

Inzwischen läuft ein öffentlicher Ausrufer verschiedene male durch das Dorf, und zeigt an, daß die Kessel in der und der Cabane über dem Feuer stehen, und machet zugleich die Stunde bekant, worin man sich daselbsten einzufinden hat. In dem Augenblicke, da man kommen sol, werden die Kessel abgenommen, und zwischen das Feuer gesetzt, welches ein wenig gedämpft wird, damit die Hitze nicht zu beschwerlich falle. Die Gäste treten hierauf nebst dem Oberhaupte hinein, und jeder bringet seine kleine Pfanne mit sich. Es scheint, als ob unter ihnen kein Unterschied des Ranges sey, wenn nicht etwan die Ältesten die vordersten Decken einnehmen. Nichts destoweniger versichert Brebeuf<sup>(40)</sup>, daß er unter den Huronen einen Streit gesehen, der wegen des Vorsitzes bey einer künftigen Gelegenheit entstanden; welcher aber durch die Klugheit eines der Ältesten, der die Anwesenden mit vielem Verstande und Standhaftigkeit angerebet, bald beigelegt worden. So viel ich weiß, wohnen die iroquoisischen Weiber diesen Gastgeboten nie mit bey, werden auch nicht dazu eingeladen. Bloss die in die Cabane gehören, nehmen ihren Platz mit ein, und sind insgemein bey solchen Gelegenheiten ungemein gepuget. Indessen finden sich doch verschiedene von ihnen dabey, bloss aus Neugierde ein, und setzen sich mehrentheils ans Ende der Cabane. Die Kinder und jungen Leute, die noch nicht unter die Zahl der Krieger aufgenommen worden, steigen auf Erhöhungen, die über die Matten aufgerichtet sind, oder wol gar auf die Cabanen selbst, und sehen durch das Loch, wodurch der Rauch herausgethet, hinab. Die andern, die nicht hineinkommen und keinen Platz finden können, brechen wol zuweilen die Borke entzwey, die der Cabane anstat der Mauer dienet, damit sie auf diese Weise, an diesem Schauspiele auch Theil nehmen mögen. Die Unordnung, die sie dadurch machen, darf ihnen niemand verweisen; sondern sie sind dazu vollkommen berechtiget.

Während der Zeit, da sich die Gäste versamlen, fängt derjenige, der das Gastmal anstellet, oder wol der, in dessen Namen es gegeben wird, ganz allein an zu singen; gleich dem, der bey den Alten die Theogonie anstimmete. Dieses nun dienet gleichsam dazu, die Gesellschaft von solchen Dingen zu unterhalten, welche die Ursache betreffen, warum sie versamlet sind. Die mehresten dergleichen Gefänge laufen auf die Fabeln der alten Zeiten und auf die Heldenthaten des Volks hinaus, und sind in alte Verse abgefaßt; welche

(39) Relat. de la nouv. France 1636 2 Part. ch. 4. (40) Rel. de la nouv. France l'an 1636 2 Part. ch. 7.

welche gewis auch so alt sind, daß die Sânger manches vorbringen, was sie selbst weder begreifen noch verstehen. Dieser Sânger hat oftermalen einen Beisitzer, der ihm aufhilft, wenn er ermüdet worden. Denn sie singen mannigmal aus Leibeskrâften. Indessen dauert diese Music nicht länger als ungesâr eine halbe Stunde, und endiget sich, sobald sich jederman eingestellt hat.

Als denn eröffnet der Sprecher die Session, und fragt gleichsam zum Schein, ob alle Eingeladenen versamlet sind. Hernachmals nennet er den, der das Gastmal anstellet, machet die Ursache desselben bekant, und erzâlet alles umständlich, was in den Kesseln vorhanden ist. Bey Benennung einer jeden Sache antwortet der ganze Hause Ho! Ho! welches ein Ausruf des Beifalles ist: eine alte Gewonheit, woraus diejenige der Republik des Lycurgus ebenfalls abgeleitet zu seyn scheint, alwo man sowol von den Namen des Wohlthâters, als auch von der Ursache des Gastgebots, einen gleichen Ausruf zu thun pflegte; damit, sagt Athenâus <sup>(41)</sup>, dessen unermüdete Beßissenheit zur Jagd und Arbeit erhoben werden, und jederman seine Liebe zum Vaterlande und Freigebigkeit gegen seine Mitbürger, danknemigst erkennen möge.

Nach dieser ersten Bekantmachung bleibt der Sprecher von allem, was dem Gemeinwesen zu wissen nötig ist, Rechenschaft. Denn da diese Singefeste bey allen wichtigen, das Dorf oder das Volk angehenden, Gelegenheiten gehalten werden: so ist dieses eigentlich die Zeit, die auf öffentliche Angelegenheiten, von was für Beschaffenheit sie auch seyn mögen, (als: einen Namen zu erwecken, Gesandten Gehör zu geben, ihre Bänder zu beantworten, den Krieg anzukündigen, und dergleichen mehr,) verwendet wird.

Sobald man zu reden aufgehört; so setzt man sich oftermalen vor dem Singen nieder zum Essen, damit man bessern Mut fassen möge. Mannigmal aber wird noch vor dem Essen gesungen; und wenn das Fest den ganzen Tag dauern sol, so wird der eine Theil der Kessel des Morgens ausgeleeret, und das übrige bis auf den Abend aufgehoben: zwischen beiden Malzeiten aber wird gesungen und getanzt.

Der Wirth selbst rüret nichts an; sondern er bemühet sich blos mit der Anordnung, oder trägt wol selber auf, und nennet die Gerichte laut her, die er vor jedweden bestimmt hat, und vorsehen wil. Das beste Stück wird denen gereicht, die man vorgezogen haben wil: eben auf die Art, wie Agamemnon dem Ajax ein auserlesenes Stück eines Rinderrückens aus der Ursache vorsehen lies, weil er ihm besondre Ehre erweisen, und seine, in dem wider den Hector gehaltenen Kampfe, bewiesene Tapferkeit belonen wolte <sup>(42)</sup>. Wenn nun alles aufgetragen, so ist niemand, der nicht mit dem grössesten Appetit das seinige verzehren solte.

Nach der Malzeit fängt der Herr des Gastmals den Athorront oder Pyrrhicus an, welcher blos Manspersonen zukommt. Bey dieser Uebung erheben sie sich insgesamt, fangen bey den Vornemsten an, und faren mit Hinabsteigen bis zu dem Jüngsten fort. Sie beobachten diese Höflichkeit und Aufmerksamkeit unter einander, daß ein jeder wartet, ob nicht ein Höherer als er, in die Schranken trete und den Tanz thun wolle. Sie machen dabey keine französische Complimente und Verbeugungen; sondern sie halten sich ohne die geringste Bewegung ganz stille, daß man genötiget wird, einigen zuzurufen, und sie anzumanen, wieder anzufangen, sobald ein andrer aufgehört.

Die Aeltesten und Vornemsten thun oftermalen nichts anders, als daß sie blos von ihrem Plaze aufstehen, und sich mit singen begnügen, wobey sie Kopf, Achseln und Knie bewegen,

(41) ATHEN. lib. 4.

(42) HOMERVS Iliad. lib. 7 v. 321.



bewegen, ihren Gesang dadurch recht lebhaft zu machen. Die andern, die nicht so ernsthaft sind, thun einige Schritte, und gehen längst der Cabane um das Feuer spaziren. Jedweder hat seinen besondern Gesang, nemlich eine Melodey, welcher er wenig Worte beifüget, die er so oft, als es ihm gefällt, wiederholet. Ich habe auch angemerkt, daß sie einige Sylben von den Worten abkürzen, gleichsam als ob es Verse oder abgemessene Worte, jedoch ohne Reime, wären. Derjenige nun, der tanzen wil, erhebt sich von seiner Decke, und jederman beantwortet diese Erhebung durch einen allgemeinen Zuruf des Beifalls. Sobald er vor einem Feuer vorbey ist, so antworten die, so auf den Matten sitzen auf beiden Seiten, folgen dem Tacte durch Bewegung des Haupts, und schreien aus vollem Halße *Hé Hé*, welches sie an gewissen Orten verdoppeln, wo es der Tact erfordert, und zwar mit so ungemeiner Ordnung, daß sie sich niemalen irren, und mit solchem besonders seinen Gehör, daß auch die in dergleichen geübtesten Europäer es niemalen so weit bringen können. Sobald der Tänzer zu einem andern Feuer kömt, so erholen sich die erstern wieder; und eben dieses thun auch, die bey entfernten Feuern sitzen. Der Tact aber wird von denen, vor welchen er sich aufhält, allemal unterhalten. Der Gesang endiget sich endlich durch ein *Hé!* oder *ehoué!* des ganzen Chores, welches gleichsam ein anderer Ausruf des Beifalles ist.

1stes Kupfer.

Die jungen Leute haben weit stärkere Bewegungen und lebhaftere Gesänge; welches auch mit ihren Jahren besser übereinkommt. Wenn der Tanz nun recht hitzig wird, so tanzen ihrer zween bis drey zusammen, und zwar jedweder bey seinem Feuer; dessen ungeachtet aber veranlaßet diese Vermengung dennoch keine Unordnung.

Da nun die Tänze entweder kriegerische oder Religionstänze sind; so würde es die Ordnung mit sich bringen, daß sie Schildkröten oder Waffen in den Händen fñreten; gleichwie die Satyren und Corybanten ihre Thyrsen und Sistrern gehabt. Dieses aber geschiehet nur bey gewissen Gelegenheiten. Es wird auch nicht mehr vor nöthig gehalten; gleichwie die Alten ihren pyrrhischen Tanz bald bewafnet, bald unbewafnet tanzen. Ich habe blos die Sclaven den Achonront mit der Schildkröte in der Hand tanzen sehen, wenn sie in dem Dorfe angekommen, woselbst sie zu der Einwohner Belustigung tanzen müssen, ehe noch ihr Schicksal entschieden worden.

Unter diesen Tänzen bestehen einige blos aus einer schlechten aber doch edlen Art, gegen den Feind zu gehen, und die Gefar standhaft und freimüthig zu verachten.

Eine andre Art, jedoch von einerley Beschaffenheit, ist der Tanz der Pantomimen, der darin bestehet, eine That auf eben die Art, wie sie vorgegangen, oder wie man sich selbige vorstellig machet, vorzustellen. Verschiedene, die sich unter den Troquoisen aufgehalten, haben mir versichert, daß oftmalen, nachdem ein Kriegeeshauptman bey seiner Zurückkunft alles, was sich auf seinem Zuge und im Treffen zugegetragen, ohne den geringsten Umstand zu vergessen, erzälet, diejenigen, die bey dieser Erzählung gegenwärtig gewesen, auf einmal aufstehen, an zu tanzen fangen, und alle erzälte Handlungen mit großer Lebhaftigkeit dergestalt natürlich vorstellen, als ob sie selbst wirklich dabey gewesen; ohnerachtet sie sich nicht darauf angeschickt, noch es mit einander zuvor verabreder haben. Die Franzosen sind oftmalen Zeugen von dieser ungemeinen Gabe dieses Volks gewesen, da sie mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und einer Menge Geberden, die sich gar nicht ausdrücken lassen, alles, was sie nur wollen, auf das natürlichste abbilden können; deraestalt, als ob man alles wirklich vor Augen sähe: so natürlich und ausdrückend sind ihre Verstellungen. Insbesondere haben sie gewisse Sprecher, die in dieser Kunst rechte Meister sind.

Die









Die cretischen Tänze wurden auch noch zu des Cäsars Zeiten zu Rom in Ehren gehalten. Die Tänze der Pantomimen waren sehr berühmt. Ihre Geberden waren so merkwürdig, und stellten die Sitten, Neigungen und Thaten der Menschen so lebhaft vor, daß sie von den Schriftstellern dieser Ursach wegen mit der Malerey und Dichtkunst verglichen werden.

Man kan aus dem wunderlichen Geschmack eines pontischen Fürsten <sup>(43)</sup> urtheilen, mit was vor Geschicklichkeit die Pantomimen ihre Vorstellungen zu machen gewußt. Denn als dieser von einem römischen Kaiser Abschied nahm; so ersuchte er ihn vorzüglich vor allen übrigen Geschenken, die er ihm anbot, um einen Pantomimen, dessen Vorstellung ihm dermassen wohlgefallen, daß er glaubte, er könnte durch dieselben, ohne Beihülfe eines andern Dolmetschers, sich allen barbarischen Völkern, die unter seiner Botmäßigkeit stunden, deren Sprachen ihm unbekant wären, verständlich machen. Die Äfiater, und insbesond're die aus Pontus und Cappadocien gebrachte Sklaven, waren in dieser Kunst am allergeschicktesten, und trugen vor allen andern Völkern den Preis davon. Unsere Ballers sind noch Ueberbleibsel dieser tanzenden Vorstellungen, welche denn auch zu den Stücken der Schaubühne Anlas gegeben.

In ihren Gefängen loben sie nicht nur ihre Götter und Helden, sondern auch sich selbst, und sparen keine Lobeserhebungen, sondern verschwenden selbige so zu sagen recht, in Absicht derer, die sie von den Anwesenden dazu würdig zu seyn erachten. Derjenige, der also gelobet wird, antwortet durch ein Dankfagungsgeschrey, sobald er seinen Namen nennen höret.

Noch lieber aber ziehen sie sich unter einander auf, und haben hierin vortrefliche Gaben. Derjenige, der tanzet, nimt alsdenn den, mit dem er es zu thun haben wil, bey der Hand, und füret ihn aus der Versammlung; dieser folget sodann ohne Weigerung. In dessen färet der Tänzer fort zu singen, und greift entweder singend oder tanzend von Zeit zu Zeit den leidenden mit satyrischen Einfällen an, die derselbe auch ohne alle Widerrede geduldig anhöret. Dieses ist nun eine wirkliche Schule von sinreichen Einfällen; ein erstaunender Ueberflus seiner Ironien, lebhafter Gedanken, lächerlicher Scherzreden, beißender Quodlibets, und sinreicher mit attischem Salze bestreuer Stichelworte. Bey jedwedem Einfalle höret man von allen Anwesenden ein ungeheuer Gelächter, die diesen Zeitvertreib lieben, und den leidenden oftmalen nötigen einen Taucher abzugeben, indem sie seinen Kopf in eine Decke einhüllen. Damit kömt er aber noch nicht los; sondern wenn derjenige, so ihm den Tertz liefert, ihn recht zum Narren gemacht, so sezet er ihn dadurch noch in die äußerste Beschimpfung, daß er ihm den Kopf mit Asche bestreuet, die er zu dem Ende von den Weibern, die sich in dem Winkel der Cabane befinden, zusammen bettelt.

Es ist unerhört, daß sich keiner über die Stachelreden und über alle Beleidigungen ärgert; sondern es ist vielmehr eine Uebung, eine ungemeine Lust, woran jedweder zu seiner Zeit auch Antheil haben kan, und wobey derjenige, der bisher gehoneckt worden, sich auf Kosten dessen, der ihn auf den Schauplaß gestellet, ein andermal völlig schadlos halten kan. Man hat mir versichern wollen, daß sich die jungen Leute oftmalen, aus bloßem Vergnügen, auch ausser dergleichen öffentlichen Zusammenkünften versamlen, und ein jeder seinen Gegenstand erwäle; sich hernachmals in zwo Reihen stellen, und ein-

ander

(43) LUCIAN. de Salt.



ander die Wahrheit dergestalt sagen, daß sie vor Lachen bersten möchten, und zwar so lange, bis einer von beiden den Segel streichet, und nichts weiter zu antworten weis.

Von dieser Gewonheit, die ehemals die Satyren und Corybanten gehabt, und welche unsre Wilden noch heut zu Tage haben, ist es sonder Zweifel gekommen, daß man alle beissende Reden Satyren genennet. Daher hat auch vermutlich der satyrische Tanz, sicinnis genant, von dem Namen eines der alten Curerer seinen Ursprung genommen. Athenäus <sup>(44)</sup> scheint uns ebenfalls den Tanz unsrer Wilden, wobey man Asche streuet, durch einen andern, in welchem man Mehl auszustreuen pflegte, abzumalen, den er unter die Zahl der ergötzenden und lächerlichen zälet. Als ein Wilder einen ziemlich vornemen französischen Kriegesbedienten, der sich seiner Meinung nach, da er sonst ein beherzter Mann war, in einer gewissen Belegenheit nicht zum besten bewiesen, anzeigen, und doch einige Achtung vor seinen Rang beibehalten wolte; so nahm er anstat der Asche Mehl, und streuete ihm solches auf den Kopf.

Der in den cretischen Tänzen wohl unterrichtete Lycurgus <sup>(45)</sup> hatte dieser satyrischen Tänze halber unter den Seinigen ein Gesetz gegeben, worin er ausdrücklich befohlen, daß sich die Jugend darinnen üben solte; und daß selbst die Kinder dabey gegenwärtig seyn möchten, damit sie bey Zeiten lernten, jemanden jedoch ohne Beleidigung aufzuziehen, und diese Verirererey ohne Zorn und Hestigkeit fortzuführen.

Zu diesen athonrontschen Tänzen kan man mancherley Arten rechnen, die insgesamt von einander, und zwar mehr dem Inhalte und Bewegungsgrunde nach, wodurch einige ernsthafter, andere hingegen lebhafter und spashafter werden, als nach dem Tacte und Masse der Schritte, unterschieden sind. Es fällt auch einem Fremden eben so schwer, solche zu unterscheiden, als es den Wilden schwer seyn würde, zwischen unsern mancherley europäischen Tänzen einen Unterschied zu machen, welchen selbst Europäer, die im Tanzen unerfahren, nicht erkennen würden. Indessen wil ich doch einen Umstand von einem dieser Tänze nicht übergehen, weil unter uns annoch etwas übrig ist, was man als eine Folge dieses alten Gebrauchs ansehen kan; solches bestehet darin, daß derjenige, der tanzet, dem einen Straus giebt, welchen er nach ihm zum tanzen einladet; das ist, daß er ihm ein Geschenk reichet, und ihn dadurch anreizet, seine Einladung zu beantworten; welches denn von einem zum andern fortgeheth, indem jedweder dem, den er einladet, ein Geschenk nach seinem Geschmack reichet.

Während dieser Singefeste wird oftermalen denen Eingeladenen Toback und andre Dinge ausgetheilet; und mehrertheils endigen sie sich auch mit Reichung der Saggamite, so das wahre jus nigrum der Alten ist. Jedwedem stehet nun frey, solche in der Cabane des Gastgebots zu genießen, oder sie mit nach Hause zu nehmen.

Sie haben noch eine andre Art Tänze, die die Troquoisen, Te Jennonnia, Kouta nennen. Der ganze Chor tanzet dabey, und zwar sowol Mans- als Frauenpersonen. Weil diese Tänze von den angeführten sehr unterschieden sind; so bedienet man sich derselben auch bey öffentlichen Festivitäten nicht. Die Jongleurs ordnen sie oftermalen, gleichsam als eine Religionsübung, zu Genesung der Kranken an, und sie gehören mit zu den Eigenschaften der Weissagungen. Mannigmal ist ein solcher

(44) ATHEN. lib. 14.

(45) PLUTARCH. in Lycurgo.

solcher Tanz auch eine ergötzende Uebung, die bey Festen und Feierlichkeiten eines Dorfs angeordnet wird. Dabey bedienet man sich ungesär folgender Ordnung. Man sen-  
det bey guter Zeit zum Behuf dieser Ceremonie in alle Cabanen, und jede Cabane  
schickt einige, sowol Mans- als Weibesperonen ab; diese puzen sich aufs beste, da-  
mit sie ihre Person gehörig vorstellen können. Jedweder findet sich zur bestimmten  
Zeit, welche durch einen Ausrufser bekant gemacht worden, entweder in einer öffent-  
lichen Cabane oder auf einem zu diesem Ende zubereiteten Plage, ein. Mitten auf  
dem Plage oder in der Cabane wird ein klein Gerüste gebauet, darauf eine Bank  
für die Muscanten, so die Lust zum tanzen unterhalten sollen, aufgerichtet wird. Der  
eine hält ein Tympanum oder Trummel, und der andre einen Rhombum oder Schild-  
kröte in der Hand. Unterdessen, da nun diese singen, und ihren Gesang mit dem  
Klange dieser Instrumente vermischen, der durch die Zuschauer noch vermehret wird,  
indem sie mit kleinen Stäben auf vor ihnen stehende Kessel oder Baumrinden schla-  
gen; so fangen die andern einen runden Tanz an: jedoch sie fassen sich nicht, wie  
die Europäer, bey der Hand. Jedweder macht verschiedene Capriolen, theils mit  
den Füßen, theils mit den Händen, so wie es ihn gut deucht: und ungeachtet alle  
Bewegungen gänzlich nach ihren Einfällen und Vorstellungen unterschieden sind; so  
verlieret doch keiner unter ihnen den Tact. Diejenigen, die ihre Stellungen am be-  
sten verändern und sich am geschicktesten rüren können, werden vor die besten Tän-  
zer gehalten. Dieser Tanz bestehet aus verschiedenen Wiederholungen; und jede Wie-  
derholung wäret so lange, bis sie den Athem verloren; und nach einliger Ruhe fangen  
sie einen andern an. Nichts ist lebhafter als diese Bewegungen. Sie sind in ei-  
nem Augenblick voller Schweiß. Man würde auch bey ihrer Erblickung nicht an-  
ders urtheilen können, als daß sie ein Haufen rasender und bessener Menschen wä-  
ren. Dasjenige, wodurch sie noch am meisten ermüdet werden, ist dieses, daß sie  
sowol mit der Stimme als Bewegung, der Stimme der Sängler und dem laut der  
Instrumente durch ein immerwährendes Hé! Hé! ob gleich nicht so stark als bey dem  
Athorront, bis an das Ende jeder Wiederholung folgen, welche allemal durch ein  
algemeines ueh! beschlossen wird, so gleichsam dem Ansehen nach ein Ausruf des  
Beifalles einer wohlgeratenen Wiederholung ist.

Ob ich nun wol, in diesem Artikel von der Regierungsart, eigentlich nur von den  
Troquoisen und Huronen handle, und mich dabey am weitläufigsten aufhalte; so  
kan ich dem ungeachtet doch behaupten, daß ich zugleich alle übrigen barbarischen  
Völker von America in Ansehung des wesentlichsten und vornehmsten Theils mit ab-  
geschildert habe. Denn obwol zwischen der monarchischen und oligarchischen Regie-  
rungsart ein grosser Unterschied zu seyn scheint; so ist doch durchgängig einerley Be-  
herrschaftsgeist, einerley Neigung zu den Statsangelegenheiten, eben die Art solche zu  
betreiben, einerley Manier sowol geheime als öffentliche Versamlungen zu berufen, und  
eben die Beschaffenheit sowol bey ihren Festivitäten als Tänzen und Ergötzlichkeiten  
anzutreffen.

Die Befehlshaber, so die mehreste Gewalt besigen, betrachten sich aller Orten als  
Väter des Volks. Dieses bestehet aus lauter starken Familien, die in verschiedene  
Hütten eingeheilet sind, und sich in Einen Körper der Nation vereinbaren. So gros  
aber auch der Oberhäupter Ansehen innier seyn mag; so ist dennoch eine aus den Zel-



testen bestehende Rathsversammlung angeordnet, welche ohne Unterschied über alle, das Gemeinwesen betreffende, Angelegenheiten beratschlaget. Ob nun wol dieser Rath durchgängig, in Entscheidung der Sachen, vielleicht nicht so kräftig als bey der iroquois'schen Nation ist, so steht er doch aller Orten in großem Ansehen; indem er allemal aus allen Aeltesten und vornehmsten Häuption besteht, wovon man versichert ist, daß es ihnen an Einsicht, Erfahrung, und an einem aufrichtigen Verlangen das gemeine Beste zu befördern, nicht ermangelt. Da nun jedes Volk nicht sonderlich zahlreich ist; so wird die Einigkeit durch diese Religions- und Staatsversammlung erhalten, wobey sie alle mit einander essen, und, so zu sagen, gemeinschaftlich leben, auch über dieses durch ihre Gesänge und Tänze die Freude dieser Gastereien vermehren, die für sie wirkliche Feste sind. Mit einem Worte, sie tragen alle insgesamt mit Vergnügen das ihrige zu dem Endzwecke bey, den sich die Gesetzgeber vorgesetzt, und der darin bestehet, die Herzen ihrer Völker zu vereinbaren, und sie mehr und mehr und zwar dergestalt zu verbinden, daß dadurch das Gemeinwesen immer lieblicher und angenehmer werden möge.

Die mit eben dem Grundsatz der Regierungsart versehene und unter verschiedene Väter der Familien in unterschiedliche Carbers eingetheilte, auch überhaupt unter einem Oberhaupte stehende, mittägige americanischen Völker, gleichen den Lacedaemoniern und Cretern, sowol in Ansehung ihrer Wohnungen, als auch der feierlichen Feste und Tänze, noch weit mehr.

Ihre Carbers sind grosse Hallen, welche uns dasjenige vorstellen, was die Einwohner zu Sparta und Creta, Ἀνδραῖα und Ἀγέλαι nennen. Alle Manspersonen wohnen darinnen bey einander, und sind von den Weibern getrennet, die ihre besondern Hütten haben. Der Hausvater muntert, gleich dem durch den Lycurgus eingefürten ΠΑΙΔΟΝΟΜΟΣ, alle Morgen die Jugend durch eine Rede auf, und hat sowol auf sie selbst, als auf alle Uebungen dieser jungen Leute ein wachsamcs Auge, deren Lebensart nicht weniger hart ist, als diejenige der Spartaner war.

Bei wichtigen Vorfällen vereinigen sich die verschiedenen Carbers, und die Angelegenheiten werden niemals ohne ein allgemeines Fest vorgenommen. Ein Fest, welches nach dem Bewegungsgrunde, weshalb es angestellt wird, das gänzliche Ansehen eines ursprünglichen Opferfestes hat. Denn die gewöhnlichen Bewegungsgründe dieser Feste sind: die Geburt eines Kindes; die verschiedenen Einweihungen, wovon bereits gehandelt worden; die Buße, die ein Mann nach der Niederkunft seiner Frau zu thun gehalten ist; die Abschneidung der Haare eines Kindes, so alsdenn einen Namen bekommt; wenn Söhne und Töchter die Jahre der Kindheit verlassen; wenn ein junger Mensch in den Kriegerorden zum Anführer ernennet wird; wenn man einen Warfager wälet; wenn eine neue Pyroge ins Wasser gelassen wird; wenn neue Felder bearbeitet und besäet werden sollen; wenn ein Fischzug angeordnet, und wenn über eine Kriegerankündigung beratschlaget wird; wenn man einen Sklaven zum Tode verdammet; wenn eine Heirat beschlossen wird; wenn ein Kranker genesen ist; wenn ihre Warfager zu Rathe gezogen werden, und diese ihre Geister beschwören sollen; wenn sie endlich ihre Todten beweinen; und was dergleichen mehr ist.

Diese Festivitäten würden mit Recht Ἀνδραῖα genennet werden können. Denn die Weiber haben dabey die Anordnung, ob sie gleich niemals in dem Carbet mit  
den

den Manspersonen essen, sondern ihnen blos austragen lassen; da unterdessen derjenige, der die Gasterey giebt, sich aus Ehrerbietung nicht unterstehet, etwas davon zu berühren, sondern am Eingange des Carbets mit einer in der Hand haltenden Keule oder Boutou Schildwache stehet, gleich als ob dieser Schmausetag für ihn ein Fasttag wäre.

Bei diesem Feste wird allezeit getanzt, und ihre Tänze haben insgesamt den cretischen Geschmack. Sie werden nach dem Klange der Maraca gehalten, und durch ein beständiges Hé! Hé! gleich dem Loajima der Bacchanten immer belebter gemacht.

Diese Tänze sind nach Unterschiedenheit der angeordneten Feste auch verschiedenerley Arten. Leri <sup>(46)</sup> hat einige Melodeien von brasilianischen Tänzen aufgezeichnet, die von den iroquoisischen eben nicht unterschieden zu seyn scheinen. Gleichfalls beschreibt er einen, der ein Religionstanz war, und eine Einweihung der Manaden, die ihr evohé singen, zu seyn anschießen. Er malet hierin diese Barbaren sehr lebhaft ab, die ihr Hé! Hé! auf eine entseßliche Art ausgerufen, dabey mit dem Munde geschäumt, und solche heftige Bewegungen gemacht, daß einige zur Erden gestürzt, als wenn sie von der bösen Noth überfallen wären, daß er sie auch anfänglich von bösen Geistern besessen zu seyn geglaubet. Auf einer Seite hätten die Männer, und auf der andern die Kinder, auf einerley Art getanzt. Es wäre eine abscheuliche Music gewesen, doch almalich habe sich selbige gemildert; und als die Furcht bey diesem ihm so ungewöhnlichen Schauspiele verschwunden, so habe er endlich selbst ein solch Vergnügen darüber empfunden, daß er ganz ausser sich gewesen. Er fügt auch noch hinzu, daß, so oft er daran denke, ihn deuchte, als ob er die Annehmlichkeit dieser Harmonie noch immer höre, die eine solche geschwinde Wirkung in ihm verursache, daß er allemal ein neues Vergnügen darüber empfinde.

Ich an meinem Theile habe bey den Festen unsrer Wilden kein solch Vergnügen als Leri empfunden; und ich zweifle auch, daß die brasilianischen Tänze bey einem jeden eben diese Wirkung thun solten. Sowol die Music als die Tänze der Americaner haben etwas fürchterliches an sich, so anfänglich sehr widerlich ist, und wovon man sich auch keinen Begriff machen kan, wenn man nicht selbst dergleichen mit angesehen. Man kan sich indessen wol almalich dazu gewöhnen, und dergleichen gerne mit ansehen. Sie selbst lieben dergleichen Feste bis auf die Unsinnigkeit, und lassen solche ganze Tage oder Nächte hindurch dauern; auch machen ihre Hé! Hé! so viel Lärm, daß das ganze Dorf davon erschüttert. Ich meines Ortes habe in der Heftigkeit dieser stürmischen Tänze weder Geschmack noch Artigkeit finden können; die Landeseinwohner aber wissen sie darin anzutreffen, und ihre Jugend ist dergestalt darauf erpicht, als die unsrige auf die Schauspiele nur immer seyn kan.

(46) LERI Hist. de Bresl. ch. 16.





# Fünftes Hauptstück, von Heiraten und Kinderzucht.

## Inhalt.

Verwandschaften und Ehen der Alten und der Jugend der Kinder §. 6. Besondre Freundschaften §. 7.  
 Willden §. 1. Heiratsgebräuche §. 2. Eheheiraten §. 3. Kinder §. 4. Wiegen §. 5. Er-

### §. I.

Verwandschaften und Ehen der Alten und der Willden.

**D**urch eine Folge allgemeiner Irrtümer, worin sich die Alten in den spätern Zeiten des Heidentums befunden, da sie sich eingebildet, daß in jedwedem Lande die Einwohner gleich den Erdschwämmen gezeugt worden; haben die Schriftsteller ebenfalls davor gehalten, daß, da diese wilden Menschen die Niedrigkeit und Unvollkommenheit ihrer Geburt größesten Theils noch an sich verspüren lassen, sie durch nichts von dem Viehe unterschieden seyn; deshalb sie wirklich geglaubt haben, daß diese Menschen lange Zeit in der Finsternis zubringen müssen, ehe sich ihr Verstand aufgekläret, und sie der Gelehrigkeit fähig werden können, so die Gesetze der Sitksamkeit erfordern. Athenäus (<sup>1</sup>), der eben dieser Meinung zugethan war, hat geschrieben, daß die Menschen der ersten Zeiten keine Solennitäten in Absicht der Ehen gehabt, sondern daß sie sich, bis zu des Cecrops Zeiten, wie das Vieh zusammen gehalten. Dieser aber habe durch die desfalls gegebenen Gesetze seine Unterthanen genötiget, sich eine Ehegattin auszusuchen, und damit gnügsam zu seyn.

Die Vorurtheile der Schriftsteller sind gleich einer Pest ansteckend, und die Wahrheiten der christlichen Religion machen einen Schriftsteller nicht allemal geschickt, sich von denen Begriffen zu reinigen, die er durch Lesung heidnischer Verfasser eingefogen. Alexander Sardi hat ebenfalls sein Werk, von den Sitten der Völker, durch Annemung dieses Sages als eine unwidersprechliche Wahrheit angefangen, wenn er sagt; daß es gewis sey, daß die Menschen kein Gesetz in Ansehung des Ehestandes gehabt, und desselben Pflichten und Verbindlichkeit bis auf die Zeiten Jupiters und der Juno, oder des Königes der Arhenienser Cecrops, nicht gekant, als welchen er nach des Athenäus Meldung desselben Einföhrung zuschreibt; weil sie seinen Gedanken nach die ersten gewesen, so die Menschen aus der Barbarey gerissen, worin sie bis dahin gelebt, und nach welcher sie blos ihren natürlichen Trieben gefolget.

Das Vorurtheil dieser Verfasser ist eine Wirkung der wenigen Kenntnis, die sie von den ersten Zeiten gehabt, durch deren Dunkelheit sie nicht durchsehen können. Mir scheint im Gegentheil Sonnenklar, daß die Heirat von allen Völkern als eine geheiligte und feierliche Sache beständig betrachtet, und deren Gerechtsame auch von den wildesten Völkern verehret worden. Denn, obgleich heut zu Tage eine Menge Nationen angetroffen werden, die ihre völlige Wildheit beibehalten, und unserm Bedünken nach ohne Gesetze, Religion und Policen zu leben scheinen; so sind uns doch keine bekant, die nicht bey ihren ehelichen Verbindungen einige Solennitäten beobachten, und über ihre eheliche Pflicht nicht eifersüchtig seyn solten.

In dem Artikel von der Religion haben wir in den entferntesten Zeiten den Jungfrauenstand verehret, und in denen Personen geweiht gesehen, die dem Dienste der Götter insbesondre ergeben waren: dieser Stand ist auch durch eine Reihe vieler Jahrhunderte unter den Barbaren, bis die Europäer nach America gekommen, beständig in Ehren erhalten worden. Es konnte sich nun zwar diese Tugend nicht auf alle Personen ihre ganze Lebenszeit, wegen Nothwendigkeit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, erstrecken; jedoch verehrte man auch in eben dieser Nothwendigkeit die eheliche Keuschheit: und der Ehestand hatte Geseze der Ehrbarkeit, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit, welche die Natur eingeflößet, und die Vernunft unterstützt gehabt, die auch miten in der Wildheit beibehalten worden.

Ich bin zwar nicht in Abrede, daß bey einigen Völkern die Verderbnis und Grobheit der Sitten nicht auch hierin Misbräuche und schändliche Gewohnheiten, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, eingeführet haben sollte; jedoch dieses ist nicht überall geschehen, sondern der grössste Theil der Völker hat sich ziemlichermassen dabey erhalten: und bey einigen derselben haben die Gesezgeber, um die menschlichen Gemüther desto besser zu rühen, und der Ausschweifung Grenzen zu setzen, der ersten Einfalt, nach welcher die Ehen vollzogen worden, neue Geseze und Ceremonien beigefüget, welche, ob sie gleich willkürlich waren, dennoch nicht unterlassen, verständlich zu seyn, und da sie den Ehestand feierlich machten, auch mehr Ehrverbietung für denselben zuwege brachten.

Wenn man durch den Cecrops den ersten König der Athenienser versteht, dessen Gedenkzeit zwar einige Jahrhunderte nach der allgemeinen Sündflut, jedoch noch vor des Deucalions Uberschwemmung, festgesezt worden; so kan dieser besondre Gesezgeber auch dergleichen Geseze vor seine Unterthanen gar wohl gemacht haben. Alexander Sardi aber konnte darthun, daß die Einfühung des Ehestandes noch weit älter sey; und wenn man, gleich ihm, bis zu den Göttern hinaufsteiget, so kan man einen ganz andern Urheber der Heiligkeit des Ehestandes als den Jupiter erwälen, oder uns einen ganz andern Begriff, als die Dichter thun, davon beibringen; als welche diesen als den ehebrecherischsten und lieberlichsten unter allen Göttern abbilden, ohnerachtet er verbunden gewesen, weit ordentlicher als die übrigen zu leben, weil er ihnen als ein Vater und König zum Muster dienen sollen.

Indessen glaube ich doch, daß man wirklich den Jupiter und Cecrops als die Urheber des eingeführten Ehestandes und dessen Unbeflecktheit ansehen mus, wenn man denjenigen unter dem Jupiter versteht, welchen die Heiden oftermalen selbst darunter verstanden haben, nemlich Gott und das almächtige Wesen, den Urheber der Religion; keinesweges aber die gottlosen Könige, die sich den Namen Gottes selbst angemasset, ihr Leben durch ihre Verbrechen befleckt, und zu den Fabeln Anlas gegeben, wodurch die Gottheit entehret worden: Und wenn man durch den Cecrops unsern ersten Vater Adam versteht, der, als er auf götlichen Befehl die Religion angeordnet, auch seinen Kindern ebenfals in Absicht des Ehestandes, so wie er bey allem, was den Gottesdienst anbelanget, gethan, Geseze gegeben. Mein Ansühren ist gegründet. Denn wenn man die Denkzeit des Cecrops nach der allgemeinen Sündflut bestimmt; so ist es eine Wirkung der Unwissenheit gewesen, worin man in den ersten Zeiten gelebet. Es kan auch daher gekommen seyn, daß die Athenienser selbst, da sie noch in der Dunkelheit ohne Buchstaben gewesen, keine Jahrbücher gehabt; und da sie nur wenig von einer so zu sagen halb vergrabenen Ueberlieferung, durch eine Zeit vieler Jahrhunderte der Unwissenheit, aufbehalten,



die entfernteste Zeit derjenigen genähert haben, da sie den Anfang gemacht, der Nachkommenschaft etwas von sich selbst zu hinterlassen. Eben dieses würde heut zu Tage allen barbarischen Völkern, die nur angetroffen werden können, begegnen, wenn sie der Nachwelt etwas schriftliches von ihrer Geschichte hinterlassen wolten oder könnten. Sie haben insgesamt von ihrem Ursprunge eine fabelhafte Ueberlieferung, worin man die Geschichte der ersten Zeiten verkleidet antrifft; diese würden sie auch unfehlbar der Zeit, worin sie schrieben, nähern, indem sie von denen in einem langen Zusammenhange der Jahrhunderte sich ereigneten Begebenheiten, nichts bestimtes zu sagen vermögen, sondern selbige bey ihnen in einer tiefen Vergessenheit vergraben liegen.

Ich habe albereit bey der Abhandlung von der Religion angemerkt, daß unsre ersten Eltern unter dem Einbilde der Schlange vorgestellt worden; und daß einige Völker ihren Ursprung einigen Eingebornen ihres Landes zugeschrieben, und geglaubt, daß sie aus einem Erdenkloffe gebildet, und aus dem ungeheuren Zusammensatze eines Menschen und einer Schlange bestanden. Die Athenienser sagten eben dieses von dem Cecrops. Es ist zwar andern, daß Diodorus Siculus \*) sagt, daß die Athenienser die Ursache dieses eigenen Zusammensatzes nicht wüsten; er selbst hat auch nebst verschiedenen andern eine Erleuterung davon zu geben gesucht: ich bin aber doch überzeugt, daß man nirgends, als in der hieroglyphischen Theologie der Alten, dergleichen suchen mus, als worin diese geheimnisvollen Symbola zugleich die Kenntnis von unsren ersten Eltern be- nebst ihrer Sünde fortpflanzeten. Ops war einer von den Namen der Göttermutter, oder der Eva. Der Name Cecrops komt ziemlich damit überein, daher man ihn süglich vor den Namen ihres Ehemannes annehmen kan. Sollte Ops also nicht auch wol ein Wort seyn, daß aus der Zusammenziehung O'ps entstanden, welches eine Schlange heisset, die das Symbolum Osiris und Isis gewesen, welche ich vor Adam und Eva halte.

Dem sey aber wie ihm wolle, so hat der Ehestand viel zu viel Verbindung mit der Religion, daß unsere ersten Eltern, die derselben Dienst in Ordnung gebracht, von diesem Artikel nichts gehalten haben solten, auch ihre Kinder, denen sie doch ihre Meinungen beigebracht, in einen viehischen Zustand verfallen wären, und den gänzlichen Begriff davon verloren hätten. Wenn man sich die Mühe geben wil, sowol in der Kirchen- als weltlichen Geschichte nachzuschlagen, so wird man Bewegungsgründe genug antreffen, die Anordnung des Ehestandes, der Heiligkeit und dem Ursprunge der Religion selbst zu nähern.

Die Monogamie, oder die Verbindlichkeit nicht mehr als Eine Frau zu haben, scheinet von dem ersten Anfange abzustammen, und bis auf die Sündflut von Adam und seinen Kindern unverleßlich beobachtet worden zu seyn; den Lamech (2) ausgenommen, der sich unterstund zwey Weiber zu nehmen, und deshalb von den Vätern der Kirche \*\*) als ein Ehebrecher angesehen wird, weil er ein solch verderblich Beispiel von einer Sache

(2) 1 B. Mos. 4, v. 18. 19.

\*) In der angezogenen Stelle des Diodorus Siculus lib. 1. ermangelt etwas. Selbst des Cecrops Name ist darin nicht befindlich. Man siehet aber wol, daß von diesem die Rede seyn sol.

\*\*) TERTULLIAN. lib. de monogam. c. 5. 1c. Exhort. ad Castit. c. 5. Numerus matrimo-

nii a maledicto viro coepit, primus Lamech duabus maritatus, tres in vnam carnem effecit.

HIERON. lib. 1. contra Iovinian. Primus Lamech, sanguinarius et homicida, vnam carnem in duas diuixit uxores, fratricidium et bigamiam eadem cataclysmi deleuit poena.

INNOCENT. 3 Cap gaudemus. extra de Diuortii.

Sache gegeben, die dergestalt wider die Ordnung und Gewonheit gelaufen, daß man ihn bloß allein vor der Sündflut antrifft, der sich eine solche Freiheit angemasset. Die Göttersabeln, die man bis auf diese erste Zeiten hinaufführen kan, stellen uns auch in der That nichts anders als eine Ehegattin vor. Juno war des Jupiters rechtmässige Ehegenossin. Selbst in Egypten, wo doch der Ehestand in der Zeitfolge sehr verfälschet worden, hatte Osiris bloß die Isis zur Ehegenossin. Die Fabeln und Geschichte sind vol von der Raserey der hindangesehten Ehe weiber, weil sich ihre Männer unrechtmässiger Liebe überlassen. Unter wie viel schimpflichen Vorstellungen stellet uns die heidnische Theologie den Jupiter nicht vor, wenn er der Juno seine liederliche Aufführung verborgen halten wil? Zur Zeit der Sündflut und der Arche, hatte Noa nebst seinen drey Söhnen bios jedweder nur Eine rechtmässige Ehegattin. Und da Christus das Geseß des Ehestandes in seiner vorigen Reinigkeit wieder herstellte; so hat er dem, was im ersten Buche Moses enthalten, nichts beigefüget.

Man kan auch noch überdem zum Vorthail der Monogamie dasjenige sagen, was man sowol im Altertume, als auch noch jeso in den mehresten Landen angemerkt, woselbst durch eine Ausschweifung die Vielheit der Weiber eingefüret worden; daß nemlich allemal nur eine einzige gewesen, welche eigentlich den Namen der Ehefrau gefüret, und den Vorzug nebst andern gewissen Vorrechten vor denen gehabt, die nur an die linke Hand getrauet waren, oder keinen andern Rang als Beischläferinnen hatten.

Man darf auch nicht zweifeln, daß man nicht zu allen Zeiten auf die Blutsverwandschaft acht gehabt, nach welcher gewisse Heiraten als blutschänderisch angesehen, und diejenigen verabscheuet worden, die sich dergleichen wider die algemeinen Regeln laufende Erlaubnis angemasset.

Es war Joroaster der Assyrier, oder der Egypter Saturnus des Berossus <sup>(3)</sup>, der, wenn man diesem Schriftsteller glaubet, die Reinigkeit des Ehestandes eben so verfälschet, als er mit der Religion gethan; indem er denen Menschen die abscheulichen Geheimnisse der Zauberey und die Kunst die Geister zu Rathe zu ziehen, beigebracht, und durch sein eigen Beispiel und Unterricht die Unordnung der Sitten bestätiget, wodurch Gott zum Zorn gereizet wurde, und die Sündflut veranlassete. Er fürte die Vielheit der Weiber ein, und sagte öffentlich, daß man sich ohne Unterschied mit allerhand Personen, ohne auf die Blutsfreundschaft acht zu haben, vermischen könnte; indem einer Mutter ihren Sohn, und dem Bruder die Schwester zu ehelichen freystünde. Durch diese vermaledeiete Lehrsäge brachte er sich auch den Namen Chemesuvenus, das ist, nach dieses Auslegers Meinung, der Unkeusche oder Schändbare, zuwege.

Jedoch, ohne uns auf die Meinung dieses Verfassers umständlich einzulassen, so ist es doch, ungeachtet aller ihm beigelegten Autorität, unleugbar, daß ein Theil dieser Maximen von den Völkern der Nachkommenschaft Chams und selbst des Seims, weit algemeiner angenommen worden. Die Polygamie wurde in Egypten und Assyrien durch die Beispiele ihrer Könige bestätiget; welche verschiedene betitelte und rechtmässige Weiber hatten, ohne annoch der ungemeinen Anzal Beischläferinnen dabey zu gedenken. Gleichergestalt war sie unter den Hebräern erlaubt und gelitten. Und nichts ist bekant, als das, was die heilige Schrift von denen Weibern des Abrahams, Jacobs, Davids, und überhaupt von der ungeheuren Anzal des Salomons meldet, welcher, da er sich mit den

(3) BEROS. fragm. lib. 3.



den Töchtern der Kinder Israel und Juda nicht begnügen konnte, auch sogar durch das Gesetz verbotene Ausländerinnen ausnahm, die sein Herz verkehrten, und ihn zur Abgötterey verleiteten. Die Perser und Meder richteten sich vielleicht hierin nach den Sitten der Assyrier, die sie überwunden hatten.

Des Japhets Nachkommenschaft hielt sich in Europa und Kleinasien weit reiner. Die Römer, Teutschen, die gallischen und iberischen Völker, ja was mich noch mehr befremdet, die Cadmonäer, die zu des Chams Nachkommenschaft gehörten, konnten bey Lebzeiten ihrer ersten Frau, keinesweges eine andere in ihr Haus führen. Wenn sich ja Beispiele von dem Gegentheile finden, als dasjenige des Anaxandrides (\*) zu Sparta, so sind selbige doch sehr selten: und anstat daß sie einen ausgebreiteten Gebrauch, so wie bey den Egyptern und Assyriern, und wie es noch heutiges Tages bey denen meisten asiatischen Monarchen beobachtet wird, anzeigen solten; so sind es vielmehr Ausnahmen, welche zu Bestätigung der allgemeinen Regel dienen, nach der die Mannspersonen, nur Eine Frau zu haben, eingeschränket wurden.

So viel die Blutsverknüpfung anbelanget, so ist nicht weniger gewis, daß es verbotene Grade gegeben, in deren Schranken niemanden erlaubt war, sich zu verheiraten. Die Schriftsteller wissen nur nicht allemal die Stärke der Ausdrücke, die deshalb bey verschiedenen Völkern gebräuchlich gewesen; und da sie die Grade der Verwandtschaft und Blutsfreundschaft nicht recht unterschieden, so haben sie in ihren Schriften solche Nachrichten hinterlassen, die leichtlich misgedeutet werden können, und heut zu Tage eine Erklärung erfordern, als ohne welche wir sie zu verstehen Mühe haben würden.

Wir haben also einen rechten Abscheu, wenn wir lesen, daß die Magi bey den Chaldäern ihre leibliche Mutter geheiratet; und daß ohne diese Bedingung die Könige der Parther nicht auf den Thron zu gelangen vermocht; ingleichen, daß bey andern Völkern Brüder ihre leibliche Schwestern geehelicht haben. Die Schriftsteller kommen darin völlig überein, daß dieses eine beständige Gewonheit der Egypter (†) gewesen. Sie sagen, daß bey ihnen die Heirat des Osiris und Isis, die Bruder und Schwester waren, so wohl gelungen und so glücklich gewesen sey, daß in Ansehung der besondern Vortheile, die sie sowol von dem einen als der andern erhalten, ein Gesetz unter ihnen entstanden, daß die aus Einer Ehe erzeugte Brüder und Schwestern sich zusammen verheiraten solten. Abraham und sein Sohn Isaac, Stammväter der Juden, nennen ihre Weiber Schwestern. Philo (‡) erzählt von den Griechen, daß Solon den Atheniensern die Verheirathung mit den Schwestern, die von Einem Vater gezeuget, zwar gestattet, dahingegen aber verboten habe, Schwestern, so von Einer Mutter entsprossen, zu ehelichen. Lycurgus hat im Gegentheil ein Gesetz gegeben, das die Ehen mit leiblichen Schwestern von Einer Mutter. erlaubt, die Ehen aber mit Schwestern von Einem Vater verbietet.

Nichts destoweniger scheint es doch, als ob man durchgängig versichern könne, daß die Ehen in gerader Linie, von dem Vater zur Tochter und eines Sohnes zur Mutter, aller Orten als eine Blutschande angesehen, und unter die grösssten Laster gerechnet worden. Die Geschichte des Oedipus und der Jocasta, unter denen sich ersterer die Augen ansack, die andere aber sich selbst umbrachte, und zwar einer Heirat halber, die ihnen doch nicht zur Last geleyet werden konnte, weil sie beide in gleichen Irthümern staken; zeigt uns zur

Unüge

(4) HEROD. lib. 5 n. 39.  
legib.

(5) DIOD. SIC. lib. 1.

(6) PHILO de specialib.

Günige, wie sehr die blutschänderischen Ehen verabscheuet worden sind. Nichts stellet auch deren Abscheulichkeit lebhafter vor, als die schwarze Farbe und die durchdringenden Ausdrücke, deren sich die Dichter (7) bedienen, wenn sie uns sowol die Abscheulichkeit dieser traurigen Begebenheiten, als auch die verwerfliche Neigung der Myrrha, einer Tochter des Cyniras, Königes in Cypern, abschildern wollen, als deren Verbrechen beinahe mit der Unthat der Tochter Loris übereingekommen (8).

Selbst unter den Morgenländern (9) verursachte die Leidenschaft der Semiramis, Königin von Babylon und Chaldäa, gegen ihren Sohn Ninvas, diesem Herrn so viel Unwillen, daß er sie umbringen lies. Die Liebe der Parisatis vor ihren Sohn Artaxerxes erweckte eben den Abscheu in dem Gemüthe dieses Monarchen; ob er schon derjenigen Person, von der er das Leben erhalten, solches, gleich dem ersten, nicht wieder berauben wolte. Würde nun wol sowol der eine als andre so viel Aufhebens gemacht haben, wodurch das Andenken zwey so berühmter Prinzessinnen befleckt worden, wenn die chaldäischen Magi, die doch ihre Unterthanen und Schiedsrichter in Religionsfachen gewesen, in der Nothwendigkeit gelebet, oder wenigstens die Freiheit gehabt, ihre leibliche Mutter zu heiraten? Anstat aber, daß dem so gewesen seyn solte, so sagt vielmehr Agathias (10), daß der Bewegungsgrund der Verabscheuung, der diesen Prinz angetrieben, seine zaum- und zügellose Mutter von sich zu stoßen, dieser gewesen: »weil ihr Beginnen, »sowol der Frömmigkeit, als auch der Landesgewonheit und der Neigung aller Menschlichkeit, »entgegen gelaufen«; daß also, da die Perser sich hernachmals hierin alzuviel Freiheit herausgenommen, wie eben dieser Verfasser versichert, der sonder Zweifel durch die Zweideutigkeit des Wortes hintergangen worden, solches eine Folge der Verderbnis des Herzens war, die sie in allerhand Arten der Laster stürzte. Indes könnte man das, was Agathias anführt, entweder in Zweifel ziehen, oder ihn dadurch rechtfertigen, daß er durch die Benennung verführt worden. Denn, wenn Tavernier (11) von den Sauren handelt, die von den Persern abstammten sind, so versichert er, daß sie sich nicht, als bis in den dritten Grad der Blutsverwandschaft verheiraten dürfen, und sich daher niemand unterstehe, dieserhalb Erlaubnis zu erbitten.

Es scheint auch so gar, als ob die Natur dergleichen Ehen in der Collaterallinie des ersten Grades, insbesondere zwischen Brüdern und Schwestern von Einem Vater und Einer Mutter verabscheue; und vielleicht würde es vortheilhaftig seyn, erweisen zu können, daß dieses niemalen, ausser im Fal einer unumgänglichen Nothwendigkeit, worin sich die ersten Kinder Adams und Eva befunden, erlaubt gewesen, keinesweges aber ein allgemeines vor ein ganzes Volk und ein vor undenklichen Zeiten gegebenes Geseß angesehen werden könne.

Diesenigen Verfasser, welche uns in die mehreste Verlegenheit setzen, sind die, welche von den egyptischen Gewonheiten handeln, und uns die Beispiele des Osiris und der Isis, des Prolomäus und der Arsinoe, ingleichen des letztern Lagi mit der Cleopatra vor Augen stellen. Denn, wenn es an dem, daß diese Gewonheit bey ihnen seit der Zeit des Osiris und der Isis zum Geseße geworden, so mus selbiges ein Fundamentalgeseß und so alt als die Monarchie selbst seyn. Inzwischen veranlaßt mich doch eine der merkwürdigsten Begebenheiten der heiligen Schrift, hieran zu zweifeln. Dieses ist folgende, und vielleicht findet man die Mutinaßung nicht ungegründet.

§i 2

Als

(7) SOPHOCLES in Oedipo.

(10) AGATHIAS lib. 2.

(8) OVID. metam. lib. 10.

(9) IUSTIN. lib. 1.

(11) TAVERNIER voyage de Perse liv. 4 ch. 8.



Als Abraham <sup>(12)</sup> mit seiner Frau Sara nach Egypten gieng, redete er sie folgendergestalt an: „Ich weis, daß du schön bist; wenn dich also die Egypter sehen, werden sie sagen, es ist seine Frau, und werden mich umbringen, damit sie dich besizzen können. Sprich also, ich bitte dich, du seyst meine Schwester, damit sie in Betracht deiner mir wohl begegnen, und aus Liebe zu dir mich beim Leben lassen mögen.“ Abraham suchet alhier ein Mittel, dem Tode zu entgehen, den er von den Egyptern zu befürchten Ursach hatte, wenn sie ihn vor den Mann derjenigen Frau halten würden, deren Schönheit ihnen gefallen möchte. Er findet also kein kräftiger Mittel, als, die Sara zu bereuen, daß sie sich für seine Schwester ausbebe. Wenn nun bey den Egyptern ein Hauptgesetz gewesen, daß die Brüder ihre Schwestern ehelichen müssen; so würde Abraham ohnfehlbar in das Verderben gefallen seyn, welchem er zu entgehen suchte. Denn die Egypter würden alsdenn recht geurtheilt haben, wenn sie also geschlossen hätten: diese ist seine Frau, folglich mus sie auch seine Schwester seyn. Da sie im Gegentheil, wenn sie Abrahams Meinung errathen wollen, also schliessen müssen: es ist eine ungeheure und unerhörte Sache, daß ein Bruder seine Schwester eheliche; diese nun ist Abrahams Schwester, folglich kan sie nicht seine Frau seyn.

Vielleicht könnte man sagen, daß, weil Abraham und Sara Fremdlinge waren, die Egypter selbige nicht nach einem Gesetze, das Egypten wol allein eigen gewesen, sondern vielmehr nach dem Gesetze des Landes dieser Ausländer beurtheilen müssen, welche ihnen, da sie Nachbarn gewesen, nicht unbekant seyn können. Doch eben dieses würde meiner Meinung zu statten kommen. Denn entweder die Egypter waren unwissend in den Gebräuchen der Ausländer, so haben sie nach den Gesetzen ihrer Monarchie urtheilen müssen: haben sie aber die chaldäischen Gebräuche gewust, so war Abraham in gleicher, oder wol gar noch in grösserer Gefar. Denn sind sie ihnen nicht unbekant gewesen, so würden sie gewust haben, daß diese ihre Schwestern ehelichten. Man hat also Ursach, von des Abrahams Erfindung zu glauben, daß die Chaldäer etwas besonderes unter sich hatten, so bey den Egyptern nicht angetroffen worden, ja ihnen nicht einmal bekant gewesen; indem der König sich darüber beschweret, daß er ihn in einen Irrtum gesetzt, wodurch er in ein so schweres Verbrechen, als der Ehebruch ist, verfallen können, da er die Sara für seine Schwester ausgegeben, woraus er sich unmöglich vorstellen können, daß sie seine Frau seyn sollte. Abraham hatte in der That seine Masregeln genommen, damit Pharao nicht wissen sollte, daß Sara seine Frau gewesen. Inzwischen hintergieng er ihn doch nicht durch eine Unwarheit, so wenig als den Abimelech <sup>(13)</sup>, bey welchem ihm eben dergleichen Begebenheit aufflies. Denn er sagte ihm rund heraus, daß Sara nicht nur seine Frau, sondern auch seine Schwester, eine Tochter seines Vaters, nicht aber seiner Mutter sey.

Dieses scheint mir also in Ansehung der Egypter hinlänglich erwiesen zu seyn; und niemand wird einen andern als diesen richtigen Schlus machen können: daß wenigstens zu der Zeit die Heiraten zwischen Brüdern und Schwestern, die aus Einer Ehe erzeugt, verboten und bey ihnen unerhört gewesen.

Jedoch die Worte Abrahams und Abimelechs setzen uns in Absicht meines angeführten Sages in eben die Verlegenheit. Denn man wird finden, daß in der Nachkommenschaft Semis, die Heiraten in dem ersten Grade der Collaterallinie, wenigstens unter

Drit-

(12) 1 Mos. 12, 11: 13.

(13) 1 Mos. 20, 12.

Brüdern und Schwestern verschiedener Ehen, erlaubt gewesen. Die Worte Abrahams scheinen in Ansehung der Sara überaus deutlich zu seyn: „Uebrigens, sagt er, ist sie wirklich meine Schwester, eine Tochter meines Vaters, aber nicht meiner Mutter.“ Aus dieser Art sich auszudrücken, kan man natürlicher Weise nicht anders urtheilen, als daß Thara sowol Abrahams als auch der Sara Vater gewesen; daß hingegen Thara diese beiden Kinder mit verschiedenen Weibern gezeuget.

Deßsen ungeachtet leugnen alle Ausleger einstimmig, daß Sara des Thara leibliche Tochter gewesen. Als auch Thara <sup>(14)</sup> den Lot, seinen Enkel, dessen Vater gestorben war, in sein Haus genommen, so nahm er auch die Sara, welche seine Schnur, nicht aber seine Tochter genennet wird, zu sich: und es scheint, als ob man daraus schliessen könne, daß sie seine Nume oder Lots Schwester gewesen, weil sie, da sie zuvor in dem Hause Nahors beisammen gewonet, nach dem Tode der beiden Brüder Haran und Nahors, alle beide in des Thara Haus aufgenommen wurden. Wenn die Ausleger diese Redensart der heiligen Schrift erklären wollen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu andern daselbst befindlichen Beispielen, woselbst die Benennungen des Sohns und Tochter, des Bruders und Schwester, offenbar zweideutig sind, und nach den Gebrauch damaliger Zeit in der Nachkommenschaft Sems, in verschiedenem Verstande gebraucht wurden. Denn ohne uns von derselben Zeit zu entfernen, so nennet Abraham den Lot seinen Bruder <sup>(15)</sup>, da er doch offenbar sein Nefe, ein Sohn seines Bruders Haran gewesen. Isaac <sup>(16)</sup> gab bey dem Könige Abimelech zu Gerar in Palästina, woselbst ihm eben dieser Umstand, wie seinem Vater Abraham, widerfur, die Rebecca für seine Schwester aus; ohnerachtet sie doch seine Nichte und eine Tochter Bethuels, des Sohnes Nahors, eines Bruders Abrahams war. Jair <sup>(17)</sup> wird ein Sohn Manasse genennet, ohnerachtet er sein Enkel gewesen. Diesen Gebrauch haben die Juden bis zu Ende beibehalten. In dem Geschlechterregister des Sohnes Gottes wird gesagt, daß Joram den Osias gezeuget <sup>(18)</sup>. Indes felen doch zwischen beiden drey Geburten, daß also Joram blos Osias Urältervater war, von dem er doch als Vater angegeben wird. Die Vettern unsers Heilandes werden seine Brüder genennet <sup>(19)</sup>. Dieses hat auch einigen Regern Gelegenheit gegeben zu lehren, daß Joseph noch andre Kinder, entweder mit einer andern Frau <sup>\*</sup>, oder mit der Maria selbst, gezeuget. Die allgemeine Regel der Juden bestund darin, sich Brüder und Schwestern zu nennen, die Grade der Verwandtschaft mochten auch in der Collaterallinie beschaffen seyn wie sie gewolt; wenn sie nur von beiden Theilen bis auf den Stam hinauf steigen konnten.

Die Mutmassung dieser Ausleger ist also diese; daß Sara eine Tochter Harans und eben dieselbe gewesen, welche Jisca genennet wird. Diese nun, da sie des Abrahams Nichte war, so habe sie ihn heiraten können; eben auf die Art, als Milca, Harans andere Tochter und Schwester der Jisca, des Abrahams Bruder Nahor ehelichte. Abraham habe sie auch auf eben die Art seine Schwester nennen können, als er den Lot seinen Bruder geheissen, ohnerachtet er sein Nefe gewesen. Daher Sara gar wohl eine Tochter Nahors und des Lots Schwester seyn und den Abraham heiraten können.

Si 3

In

(14) 1 Mos. 11, 31.

(15) 1 Mos. 14, 14.

(16) 1 Mos. 26, 7.

(17) 4 Mos. 32, 41.

(18) Matth. 1, 8.

(19) Marc. 3, 31.

<sup>\*</sup>) Helvidius und die Antidicemarianiten auch der Maria Jungfrauschaft, und von welchen seine Anhänger, welche, da sie Arrianer waren, Hieronymus sagt: miraris, si errant in fratribus, und die Gottheit Christi leugneten, widersprachen qui errant in Patre?



In den Gewohnheiten der *Troquoisen* finden wir zwar einige Arten der Verwandtschaft, die in der That von der hebräischen und chaldäischen etwas unterschieden sind; die aber doch in diesem Falle mit ihnen übereinkommen, daß sie Zweideutigkeiten in den Benennungen veranlassen, und selbst auf dieser Seite dazu dienen können, die Begriffe zu ändern, die uns diese Menarten in das Gemüt bringen, wenn wir sie bey den Geschichtschreibern antreffen; weil sowol uns als auch selbst diesen Verfassern, eben so wie uns, der verschiedene Verstand dieser Worte bey den Völkern, wovon sie gehandelt, unbekant ist.

Damit wir dieses durch die Anwendung deutlich machen mögen; so ist zu wissen, daß sowol unter den *Troquoisen* als *Suronen* alle Kinder einer Cabane insgesamt ihrer Mütter Schwestern, als ihre Mütter, und die Brüder ihrer Mütter, als ihre Oheime ansehen. Aus eben der Ursach legen sie allen Brüdern ihrer Väter den Vaternamen und den Schwestern ihrer Väter den Namen *Mumen* bey. Alle Kinder von Seiten der Mutter und ihrer Schwestern des Vaters und seiner Brüder, achten sich unter einander als Brüder und Schwestern. Die Kinder ihrer Oheimen und *Mumen* aber, das ist, der Brüder ihrer Mutter, oder ihrer Väter Schwestern, sehen sie blos als Vettern oder *Mumen* an, ob sie gleich mit ihnen in eben dem Grade der Verwandtschaft als mit denen stehen, die sie als ihre Brüder und Schwestern betrachten. Bey der dritten Zeugung ändert sich dieses: die *Grossoheime* und *Grostanten* werden wieder *Grosväter* und *Gros-mütter* von den Kindern derer, die sie die Nesen und Nichten nennen. Dieses wird beständig nach eben dieser Regel im Herabsteigen fortgesetzt.

Auf diese Art ist leicht zu begreifen, wie die *Chaldäer* und die *parthischen* Könige ihre Mütter, das ist, Tanten, die oftermalen jünger als ihre Nesen gewesen, ehelichen können: da hingegen, wenn es die Notwendigkeit erfordert hätte, daß die Könige der *Parther* die Gemale ihrer leiblichen Mütter werden müssen, so würde notwendig eine und eben dieselbe Person, sowol die Mutter als Gemalin aller *parthischen* Könige haben seyn müssen, welches aber wider die gesunde Vernunft streitet. Es ist ferner leicht zu begreifen, wie die *Ägypter* und einige andre Völker, ihre Schwestern, das ist, ihre *Mumen*, oder auch wol ihre Verwandtinnen in noch entferntern Graden haben heiraten können.

Ich leugne zwar nicht, daß es nicht einige Exempel geben sollte, woraus man erweisen könnte, daß sich eiliche Fürsten die Freiheit angemasset, ihre leibliche Schwestern zu ehelichen; und daß diese Exempel nicht hernachmals einen Gebrauch bestätigen sollten. Dergleichen sind die Exempel des *Cambyfes*, eines Sohnes *Cyrus*; des *Ptolomäus*, der die *Arfinoe* heiratete; und des *Ptolomäus*, so der letzte König in *Ägypten* gewesen. Jedennoch geben die leidenschaften dieser Herren und ihre Misbräuche, welche, da sie der sich selbst gegebenen Erlaubnis folgten, kein ander Kennzeichen, als der Verderbnis und einer Neuerung. Dieses ist es auch, was uns *Herodotus* <sup>(20)</sup> augenscheinlich zu erkennen giebt, wenn er des *Cambyfes* Unternehmen anführt. Denn er sagt zugleich, daß vor ihm die *Perfer* nie ihre Schwestern geheiratet, und daß die liebe dieses Herrn, so was neues an sich gehabt, daß er, da er sie durch kein Herkommen behaupten können, sich doch zum wenigsten durch einen Ausspruch der Weisen, als Schiedsrichtern der Religion, dazu berechtiget zu seyn, erkläret wissen wollen. Derothalben habe er selbige versamlen las-

sen,

(20) HERODOT. lib. 3 n. 31.

fen, sie seines Vorhabens halber befraget, und ihnen besolen, diese Sache reiflich zu überlegen. Die Magi sahen gar wohl ein, daß ihnen von dem Monarchen eine Falle gesetzt worden, der seiner Gottlosigkeit noch alle Grausamkeiten eines tyrannischen Regenten hinzufügte. Da sie nun vermerkten, daß sie unselbar verloren seyn würden, wenn sie ihren Ausspruch wider die Neigung ihres Landesherrn richteten, so antworteten sie: daß ihnen zwar kein Gesetz bekant sey, welches die Heirat eines Bruders mit der Schwester gemige; es sey aber ein andres, kraft dessen der König Herr sey, alles zu thun, was ihn gut deuchte. Der König, dem dieses hinreichend war, begnügte sich mit dieser Antwort, und die Magi kamen durch ihre Niederträchtigkeit mit guter Manier aus dem Handel.

In ganz America findet man durchgängig sowol die Polygamie als Monogamie. Die Polygamie scheint im mittägigen stärker, als im mitternächtigen Theile, im Gebrauch zu seyn, als woselbst sie nicht leicht, als unter einigen algonquinischen Völkern erlaubt ist. Die Huronen und Iroquoisen müssen sich mit einer einzigen Frau begnügen. Und das sonderbareste dabei ist dieses, daß durch eine Folge der Gynäcocratie, die Polyandrie, dennoch denen Frauenspersonen bey den tsonnontuanschen Iroquoisen frey stehet, welche zween Männer haben, die vor rechtmäßig angesehen werden.

Die Polygamie ist bey denen Nationen, wo sie zugelassen, in eine geringe Anzahl von Frauenspersonen, als zwey oder drey, eingeschränkt; wenn man die Oberhäupter annimmt, welche vor andern ein Vorrecht begehren. Indessen ist doch aller Orten, wo die Vielheit der Weiber gestattet wird, unter diesen allemal Eine die rechtmäßige Ehegattin, deren Heiratseremonien weit solenner seyn. Die Algonquinen ziehen diejenigen besonders vor, und weisen ihr beim Eingange in die Cabane den Platz an, als welches die oberste Hand ist. Die sich in der Mitte der Cabane aufhalten, sind gleichsam der ersten Aufwärterinnen, und ihre Kinder werden als Bastarde in Vergleichung derer, die mit der rechtmäßigen Ehegattin erzeugt werden, angesehen. Unter den Caraiben ist es auch eine Frau, die den Vorzug hat; und solche ist diejenige, die ihnen durch das Recht der Geburt, das ich bald erklären werde, zu Theil geworden: oder die, welche sie mit alten gehörigen Solennitäten und erforderlichen Gebräuchen geheiratet haben. Es giebt auch noch einige, die man als Beischläferinnen betrachten kan, nemlich die im Kriege gefangnen Sclavinnen. Mannigmal heiraten sie die Sclavinnen, dessen ungeachtet aber behalten sie allezeit die Kennzeichen ihrer Leibeigenschaft an sich; sie dürfen nemlich niemalen Brodequins oder solche lange Haare als die andern Weiber tragen, die das Recht der Freiheit genießen.

Bei den Algonquinen wohnen diese Weiber oftermalen unter Einem Dache beisammen und leben einträchtig. Bei den Caraiben hingegen halten sie sich entweder in verschiedenen Dörfern auf; oder wenn sie ja in einem Dorfe beisammen sind, so geben ihnen doch die Männer besondre Hütten ein, worin sie sich mit ihren Kindern aufhalten müssen.

Durch ganz America ist nicht erlaubt, sich in den ersten Grad der geraden oder der Collaterallinie in ein eheliches Bündnis einzulassen, ausgenommen unter denen Uncas, den rechtmäßigen Erben des Throns; indem der Landesherr allein seine Schwester heiratet. Die Eitelkeit hat diese Herren dazu veranlaßet, welche, da sie sich als die Gottheit selbst betrachtet, so sind sie dadurch bewogen worden, dieses Gesetz einzuführen, wovon sie alle die übrigen ihrer Verwandtschaft ausgeschlossen; damit das Geschlecht der Sonne allezeit in dem Geblüte des Monarchen dadurch rein bleiben möge, wenn es durch das Geblüt des Bru-



Bruders mit der Schwester fortgesetzt wird. *Inca Garcilasso* <sup>(21)</sup> behauptet, daß dieses Gesetz eben so alt als die Monarchie sey, und daß es von dem *Nanco Capac*, dem Stifter dieses Reichs, herrühre. *Acosta* <sup>(22)</sup> hingegen scheint mir weit glaubwürdiger zu seyn, wenn er es einem der letztern Könige zuschreibt, der dadurch den göttlichen Fluch auf sein Haus und seine Lande gezogen, die hernachmals den Spaniern zum Opfer und zur Beute dienen mußten.

Nach dem *Thevet* <sup>(23)</sup> hat bey den mittägigen Americanern der Oheim mütterlicher Seite ein rechtmässiges Recht über seiner Schwester Tochter; Er hebt sie in dem Augenblicke der Geburt von der Erde auf, und siehet sie sogleich als seine künftige Ehegattin an. Der Vater dieses Kindes ist von der Minute an von einem Theile der Knechtschaft befreiet, die er sowol denen Anverwandten seiner Frau, als auch seiner Frau selbst, leisten muß; und der zukünftige Ehemann seiner Tochter muß solche an seiner Statt verrichten. Indessen sagen doch die andern Schriftsteller <sup>(24)</sup>, daß dieses Recht der Cariben, die Vettern in Ansehung der andern Geschwister Töchter von mütterlicher Seite, als welche ihre geborne Eheweiber sind, angehe. Ich weiß nicht, ob sie ihnen nicht den Namen Schwestern gegeben, wie verschiedene andere Völker thun, bey denen die Verrennung anderer Geschwisterkind, eben die Bedeutung als in dem Lateinischen zu haben scheint. In diesem Falle könnte man sagen, daß die Cariben ihre eigene Schwestern heirateten, ohnerachtet die angeblichen Schwestern blos in den andern Grad der Collaterallinie gehören.

Das Recht der Cariben über ihre Mumen sey nun aber beschaffen, wie es wolle, so nehmen sie selbige doch hernachmals nicht anders, als mit Genemigung ihrer Eltern, und mit Beobachtung der erforderlichen Gebräuche, zur Ehe. Und die Verbindlichkeit ihrer Verheirathung ist nicht eine solche, daß diese Mägdchen nicht davon los kommen könnten. Jedoch pflegen diejenigen Töchter, die der Volziehung dergleichen Ehen Hindernisse in den Weg legen, gemeinlich ihren guten Ruf und alle Unnemlichkeiten zu verlieren, die sie in ihren Familien erwan hoffen könnten.

Weil die Troquoisen aber nicht die Verbindlichkeit haben, sich, gleich denen Cariben oder Hebräern, in ihrer Verwandtschaft zu verheirathen; so machen sie bey den verbotnen Graden der Verwandtschaft noch weit mehr Schwierigkeiten, als diese, wenigstens vor der Zeit, thaten, ehe sie *Moses* durch das in dem vierten Buche auferlegte Gesetz, noch mehr eingeschränkt hatte.

Die Blutsfreundschaften sind in den Cabanen der Mütter so bindend, als welchen die Kinder am meisten zugehören gehalten werden, daß sie sich nicht leicht in dieser Cabane verheirathen können; wenn es nicht in einem so entfernten Grad geschiehet, daß keine andere Verwandtschaft, als blos aus Einem Stamme entsprossen zu seyn, unter ihnen befindlich ist. Ja der Wohlstand erlaubt nicht einmal eine Heirat mit denen in eine solche Cabane aufgenommenen Sclavinnen. Denn wie sie durch Schenkung ihres Lebens die Namen einiger der Familie wieder erheben müssen; so treten sie in alle Rechte der Annemung an Kindes Statt, und stellen diesen oder die vor, so sie erwecken, als ob sie selbst diese Personen wären. Ich erinnere mich, daß als einer unsrer Missionarien den Antrag von der Heirat einer Sclavin mit jemanden aus der Cabane gethan, solcher von den Wilden mit unbe-

(21) GARCILASSO commentar. Reales lib. 4 c. 9.

(22) ACOSTA hist. moral. lib. 6 c. 18.

(23) THEVET. Cosmog. univ. lib. 21 c. 10.

(24) DV TERTRE traité 7 ch. 1 §. 4 etc.

unbeschreiblichem Abscheu verworfen wurde. Der Missionarius mußte auch weitläufige Rechenschaft von der Ursache seines Vorschlages geben, wenn er anders dem Aergernis abhelfen wolte, und sich damit entschuldigen, daß er die Geseze der Annemung an Kindes stat nicht in Erwägung gezogen.

Da Athonni, oder die Cabane des Vaters, seinen Kindern gleichsam fremd ist; so ist die Blutsfreundschaft derselben eben so eingeschränkt nicht. Wenn der Vater aus einer andern Ehe etwan Kinder hätte; so würden diese den Kindern erster Ehe noch weit entfernter seyn: indem die Cabane der ersten Ehe denen Kindern anderer Ehe noch weit fremder, als diejenige des Vaters ist, von dem sowol die einen als andern gezeuget worden; wenigstens wenn die Kinder dieser verschiedenen Ehen nicht aus Einer Familie abstammen. Ich bin zwar so genau nicht unterrichtet, wie weit sich in diesen Cabanen die verbotenen Grade der Blutsfreundschaft erstrecken; indes bin ich doch versichert, daß sie die Bande des Geblütes, wo sie sich auch befinden mögen, in dem ersten Grade der geraden oder Collaterallinien verehren. Ja ich glaube so gar, daß sie sich auch mit den zweiten nicht einlassen; und wenn sie sich ja etwas mehreres von dieser Seite gestatten solten, so geschähe es nach angezogenem Grundsaze, nach welchen sie keine so genaue Verwandtschaft, als in der Cabane ihrer Mutter, darinnen anzutreffen vermeinen.

Auf die Grade der Schwägerschaft sind sie nicht so aufmerksam. Die Algonquinen, von denen einige sich kein Bedenken aus der Polygamie machen, heiraten ohne Unterschied verschiedene Schwestern. Und wenn eine schwanger geworden, wohnen sie denen andern bey: indem die allgemeine Regel der Wilden diese ist, sich bey ihren Weibern, so bald sie schwanger sind, nicht ferner aufzuhalten. So viel die Troquojen, Huronen und andere Völker, bey denen die Polygamie nicht so üblich ist, anlanget; so heiraten diese nach dem Tode ihrer ersten Frau gerne die Schwester: und die aus der Cabane der Verstorbenen ermangeln nicht, dieses neue Bündnis dem Manne anzutragen, wenn sie mit seiner Aufführung, so er gegen die erste Frau bewiesen, zufrieden gewesen sind. Eben dieses kan man auch von einer Witwe, in Ansehen zweier Brüder, jedoch ohne die Verbindlichkeit, welche den Hebräern obgelegen, die Witwe des ältesten Bruders, wenn er ohne Kinder verstirbt, zu heiraten, anführen. Die aus dem Philo Judäus von mir angezogene Stelle könnte vielleicht von den Graden der Schwägerschaft, nicht aber der Blutsverwandtschaft, verstanden werden. Also würde es bey den Lacedämoniern nach des Lycurgus Gesezen, Brüdern, ihre leibliche Schwestern zu ehelichen, nicht, wol aber einem Fremden, erlaubt gewesen seyn, zwey Schwestern, ohnerachtet sie von Einer Mutter sind, nach einander zu heiraten; welches der noch strengere Soion verboten hatte, indem er blos die Heirat mit denen von Einem Vater abstammenden Schwestern erlaubte. Man kan also dasjenige, was die Schriftsteller von den cretischen, carischen, parthischen und andern Gebräuchen melden, nach der verschiedenen Gebrauchsart der Wörter, Bruder und Schwester, erklären.

Ausser den Caraißen, die, kraft der durch die Geseze geordneten Bestimmung, und durch das Recht, so die Vettern über ihre Nymen haben, so zu sagen verheiratet geboren werden, giebt es noch verschiedene andere Völker, bey welchen die Eltern der zukünftigen Ehemänner, für ihre Kinder in ihrer zarten Jugend Verbindungen suchen, und alsbald gehen die Bräutigame eine wirkliche Knechtschaft, in Ansehung der Cabane ihrer Bäure, dergestalt ein, als ob sie schon warhaftig verheiratet wären. Eine Knechtschaft, durch



welche das Recht oder die Ehre des Bündnisses erkaufte wird; wie Jacob (27) die seinige dadurch erlangte, daß er dem Laban, seinem Schwiegervater, sieben Jahr um die Lea, und andre sieben Jahr um die Rachel dienete. Es nähert dieses aber die Zeit nicht, worin die Heirat wirklich vollzogen, und die förmliche Anwerbung gethan, auch durch Geschenke zu erkennen gegeben werden sol, daß man dasjenige, was die Geseze verordnet, oder was die Eltern durch ihre getroffene Verbindung beschloffen, bestätigte. Denn man gedenkt nicht eher an den Antrag, bis die Schließenden nicht zuvor ein gehöriges Alter erreicht, und den Lauf der angeführten Einweihung vollendet. Es geschieht unter den mittägigen Americanern selten, daß ein junger Mensch sich unterstehet, von einer ordentlichen Festsetzung zu sprechen; oder, daß man dieserhalb seinerwegen die Anwerbung thue, wenn er sich nicht vorher einiges Ansehen durch MACHUNG einiger Gefangenen, oder Tödtung einiger Feinde des Vaterlandes, erworben.

Man kan jedoch, unabhängig von diesem Rechte, oder von denen frühzeitig eingegangenen Bündnissen, welche kein so allgemeines Gesez machen, daß es nicht eine Ausnahme leiden sollte, im allgemeinen Verstande versichern, daß die Ehen viel eher aus Eigennuß und menschlicher Betrachtung, als aus Zuneigung der vollenziehenden Theile, geschlossen werden. Der allgemeinen Regel zu Folge, sollte man allezeit beflissen seyn, eine Tochter zeitig zu verheiraten; indem, ausser dem daß die Weiber die Familie unterstützen, als welche blos durch die Anzal der Kinder verstärkt wird, die Cabane der Frau auch Antheil an dem Rechte hat, das ihr an der Jagd ihres Mannes zustehet. Die Junggesellen aber hat man so bald zu verheirathen nicht Ursach; inmassen vor Errichtung ihrer eigenen Haushaltung, alle Jagden und Früchte ihres Fleisses und Arbeit, von Rechts wegen ihrer Cabane zugehören; daß also die Freunde dieser Cabane da durch die neue Verbindlichkeit, wozu sich diese in Absicht einer Frau und Kinder anheischig machen, die sie zu Beibehaltung ihrer eignen Ehre wohl unterhalten müssen, nicht anders als verlieren können. Und obgleich der Brant Cabane, in Ansehung derjenigen, woraus der Mann entsprossen, ebenfalls einige Verbindlichkeit eingetret; so können doch die Vortheile mit denen nicht verglichen werden, welche der junge Ehemann vor seiner Verheirathung derselben zugewendet. Wie ich es wenigstens bey den Troquoisen angemerkt habe.

Inzwischen da es wider den Wohlstand laufen würde, aus Eigennuß hierin zu handeln, wenigstens solchen alzu deutlich merken zu lassen; so wissen sie sich durch bewundernswürdige menschliche Ehrfurcht dergestalt wohl zu schicken, daß die jungen Leute sich über diejenigen ihrer Cabane nicht beschweren dürfen, als welche nicht unterlassen, sie zu einer Verheirathung anzumanen, und solche Vorschläge zu thun, die ihnen angenehm seyn können. Die Einwohner der Cabane haben auch Ursach, mit der Aufführung der jungen Leute zufrieden zu seyn, welche, da sie nicht zur Heirat gezwungen werden, entweder aus Gefälligkeit, oder aus andern Bewegungsgründen, die sie nicht allemal bekannt machen, nicht eher in die ihnen geschene Vorschläge willigen, bis sie nicht lange Zeit eine Gleichgültigkeit dabey blicken lassen.

Da die Kinder der Mutter zugehören, und die Wilden alle gleich zu seyn scheinen; so sollte es ihnen, dem Ansehen nach, durchgängig gleichgültig seyn, sich ohne die geringste andre Nichtschur als die Zuneigung, aller Orten zu verheiraten.

Indessen giebt es doch unter ihnen drey verschiedene Ordnungen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit zu richten pflegen. Die erste ist die Ordnung der Jesenduans, oder die  
ebden

edlen Geschlechter; die zweite der Agongucha, oder der gemeine Mann; und die dritte der Ennaskua oder der Sklaven, denen man entweder das Leben geschenkt, oder von dergleichen Personen gezeugte Kinder sind. Sie bemühen sich, so viel sie können, sich wohl zu verhebelichen. Insbesondere sind die mittägigen Wilden und Algonquinen sehr sorgsam in diesem Stücke. Die Iroquoisen hingegen gehen hierüber leicht weg, und suchen weit nußbarere Verbindungen; es sey nun in der Cabane, womit sie in Verwandtschaft zu treten gedenken, oder in der Person des Bräutigams und der Braut. Es giebt gewisse Cabanen, welche man verabscheuet; indem sie theils arm an Einwohnern, und folglich nicht reich an Gütern seyn: theils finden sich auch andere, worin es Leute von übler Gemüthsbeschaffenheit giebt; und diese beide Arten werden sorgfältig vermieden. So viel die persönlichen Eigenschaften des Bräutigams anbelangt, so siehet man bey einem jungen Menschen vornemlich darauf, daß er tapfer, ein guter Kriegermann und Jäger sey: bey einem Mädchen aber, daß sie einen guten Ruf habe, arbeitsam und von gelehrigem Gemüthe sey. Man betrieget sich aber sowol hierin, als in allen übrigen Dingen. Denn wenig Männer sind ohne Mängel; und eine gute Frau ist in America eben so ein seltenes Hausgerät, als in Europa. Inzwischen geschieht, was geschehen kan, und man beflisset sich wenigstens, nicht hintergangen zu werden.

Die Matronen einer Cabane sind es, die, wie ich anderswo gesagt, mit der Sorgfalt beladen werden, sowol die darin befindliche Junggesellen als Jungfrauen zu verheiraten. Es würde ihnen schimpflich seyn, wenn sie bey Verheirathung einer Jungfrau Gelegenheit zum Antrage machen wolten; daher müssen sie sowol zu Beobachtung ihrer eignen, als auch der Jungfrauen Ehre die Zeit erwarten, bis selbige gesucht und verlangt wird. Wenn sich aber Mädchen finden, die etwas mehreres als diese Betrachtung erwarten; so ermangeln die Matronen auch nicht, sich ihrer List und Verschlagenheit zu bedienen, und unter der Hand alle ihnen anständige Partzien zu Stande zu bringen. Gleichwie es nun in Ansehung der Junggesellen dem Wohlstande gemäs ist, daß sie die erste Anwerbung bey den Eltern ihrer bestimmten Braut thun; so wird der erste Schritt öffentlich in ihren Namen gethan, ohne daß sie dabey gegenwärtig seyn, und auf ihrer Seite das geringste weiter dabey zu beobachten nötig haben.

Die Bescheidenheit der jungen Mädchen würde dadurch beleidiget werden; wenn sie ein Verlangen zur Ehe und eine Neigung für einen jungen Menschen mehr als für einen andern blicken ließen; und andern Theils berechtiget eine wirkliche oder angenommene, und mit einer außerordentlichen Gefälligkeit gegen das Verlangen ihrer Eltern verknüpfte, Gleichgültigkeit diese besonders, nichts als derselben Neigung zu Rathe zu ziehen, oder ihr wenigstens ohne weiteres Bedenken zu folgen. Diejenigen aber, so Verstand besitzen, lassen es, ohne die Achtung für ihre Eltern dabey auf die Seite zu setzen, an Kunstgriffen nicht ermangeln, derjenigen Person, die ihnen gefällt, allerhand unter den Fus zu geben; ob es gleich nicht das Ansehen hat. Es selet ihnen auch nicht an allerten scheinbaren Vorwendungen, die, so ihnen nicht anstehen, höflich aufzuhalten, und endlich dadurch zu ermüden. Indessen ist dieses etwas seltenes, und die mehresten müssen der blinden Gefälligkeit, zu ihrer Eltern Verlangen, zum Opfer dienen.

Wenn die Matronen die Wahl einer Braut fest gesetzt, und den Junggesellen dazu willig gemacht haben; so thun sie bey den Eltern der Jungfrau die Anwerbung. Diese beratschlagen sich alsdenn darüber besonders, auf gleichmässige Art: und wenn ihnen



der Antrag gefällt, und sie der künftigen Braut Einwilligung erhalten; so geben sie bald eine bündige Antwort, wie sie verlangt wird, von sich.

§. 2.

Heiratsge-  
bräuche.

Die Heirat ist nicht so bald beschlossen, als die Verwandten des Bräutigams ein Geschenk in die Cabane der Braut schicken. Dieses besteht in Porcellainschnuren, Pelzwerk, einigen Decken und anderm Hausgeräthe, so insgesamt der Braut Eltern zugestellt wird. Von der Braut aber wird kein ander Heiratsgut, sondern blos dieses verlangt, daß sie den ihr angetragenen Bräutigam willig annehmen möge. Dergleichen Geschenke werden aber nicht etwan alle auf einmal gegeben, sondern es wird zwischen beiden Cabanen der angehenden Eheleute hierin eine Abwechselung getroffen, welche durch die Gewonheit ihre gewisse vorgeschriebenen Grenzen hat. So bald das Geschenk angenommen wird, so ist die Heirat und der Ehecontract für geschlossen zu halten.

Bey einigen Völkern, sagt man, führen der Braut Angehörige insgesamt selbige zu ihren Bräutigam. Bey den Troquoisen aber, da die Braut ihre Cabane nicht verlassen darf, erwartet sie ihren Bräutigam darinnen, der sich beim Einbruch der Nacht von seiner ganzen Verwandtschaft begleitet, zu ihr begiebt. Kaum ist er eingetreten, so mus er sich auf die Matte, gerade gegen dem Feuer über, niederlassen; alsdenn bringt die Braut eine Schüssel Sagamite, oder ein Gerichte Gekochtes von türkischem Weizen, und setzt sich an seine Seite, spricht aber nicht nur kein einziges Wort, sondern keret ihm auch halb und halb den Rücken zu, und ist vor Scham und aus Bescheidenheit mit ihrer Decke umhüllet. Der Bräutigam isset von dem Vorgesetzten, so viel ihm beliebt. Kurz darauf begiebt er sich wieder hinweg: und hierin bestehet die ganze Ceremonie.

Es scheint zwar dem Ansehen nach nichts einfältiger als dieses zu seyn. Indes kan ich doch versichern, daß alles gleichsam, wenn ich mich so ausdrücken darf, sacramentalisch ist, und unter den Alten nichts heiliger als dieses gewesen. Solches können wir aus allem, was die Schriftsteller von den griechischen und römischen Gesezen geschriben haben, abnehmen. Denn diese waren, wegen der Gewonheiten ihrer Vorfaren, eifersüchtig, und ohnerachtet sie denen Hochzeitsceremonien verschiedene Feierlichkeiten beigesügt; so hatten sie doch diejenigen beibehalten, die sie aus dem ersten Altertume überkommen, so als das Heiligste und Wesentlichste dabey angesehen wurde.

Die Verfasser \*), die von den Gewonheiten der Römer gehandelt, haben die Arten, Heiraten zu schliessen, dreifach eingetheilt: nemlich in die Coemtion, Confarreation, und in den Gebrauch oder Cohabitation. Von diesen dreien Arten finden sich die beiden ersteren, welche die feierlichsten und die am meisten bestätigt waren, in dem, was ich von unsern Wilden angeführet. Der Gebrauch oder Cohabitation hingegen war mehr ein bloßer Beischlaf, als ein rechtmässiger Ehestand; gleichwie bey den Wilden

ebenfalls

\*) ARNOBIUS lib. 4. *adu. Gent. de Nuptiis Deorum*. Vxoress, inquit, Dii habent, atque in coniugalia foedera veniunt conditionibus ante quaesitis. Vsu, farre et coëmptione genialis lectuli sacramenta conducunt.

SERVIVS ad illud Virgilii Georg. I. Teque sibi generum Thetis emat omnibus undis. Quod ait, emat, ad antiquum nuptiarum pertinet ritum, quo se maritus et vxor inimicem emebant, sicut habemus in iure. Tribus enim modis

apud Veteres nuptiae fiebant. Vsu, si verbi gratia, mulier anno vno cum viro, licet sine legibus, fuisset: farre, cum per Pontificem maximum et Dialem flaminem, per fruges et molam salam coniungebantur, vnde confarreatio appellabatur, ex quibus nuptiis patrum et matrum nascabantur: coëmptione vero, atque in manum conuentione, cum illa in filiae locum veniebat, etc.

BOETH. in 2. Topic. Cicer.

ebensals üblich ist, wenn sie eine Frau vom Felde nehmen. Dergleichen Arten des Ehestandes waren auch in der That nicht eher, als nach einer durch die Gesetze bestimmten Zeit, autorisiret. Denn zwei oder drey Stunden vor Ablauf des Jahres, konten die Männer, wenn es ihnen einfiel, dergleichen angebliche Weiber, gleich den Beischläferinnen wegjagen, ohne daß diese desfalls eine rechtliche Klage wider sie anstellen konten.

Das Geschenk, so der Bräutigam der Cabane seiner Braut machet, ist eine wirkliche Coemtion, weil er dadurch auf gewisse Masse das Bündnis dieser Cabane erkaufet. Nur ist der Unterschied dabey, daß hier der Mann das Geschenk bringet; anstat daß bey den Römern \*) solches der Braut zu thun obgelegen, die dem Bräutigam drey geprägte Groschen als ein Sinbild dieser Coemtion einhändigte. Die Ursach dieses Unterschiedes bestehet darin, weil bey unsern Wilden die Weiber Herren sind, und sich niemals aus ihren Cabanen in eine andere begeben; da sie im Gegentheil bey den Römern ihrer Männer Wohnungen beziehen, und deren Oberherrschaft erkennen mußten, deshalb sie auch genötiget waren, von selbigen das Recht zu erkaufen, *matres familias* genennet zu werden. Es ist zwar nicht ohne, daß unter den Wilden die Männer nicht ebenfals ein gebührendes Recht über ihre Weiber erhalten solten; dieses ist aber ein solches Recht, das weite oder enge Grenzen hat, nach dem es die Gebräuche jedweder Art dieser Völker mit sich bringet.

In der Darreichung der Sagamite, welche die Braut dem Bräutigam vorsetzet, findet sich die Art, durch die Confarreation zu contrahiren. Plinius \*\*) meldet uns, daß in denen Dingen, so zur Religion gehörten, nichts heiliger als die durch die Confarreation geschehene Verbindungen gewesen; und aus dieser Ursache hätten die Neuverehelichten das farreum vor sich hertragen lassen, wenn sie sich zu ihren Männern begeben wolten. Die Schriftsteller, welche von den Sitten der Americaner gehandelt, haben auf die unter diesen Völkern eingeführte Gynäcocratie keine Absicht genommen. Es ist zwar auch an dem, daß sie nicht durchgängig einerley starkes Recht hat; weil aber die Mannigfaltigkeit, die sich darin finden mag, schwer aus einander zu wickeln ist; so hat dieses Gelegenheit zur Verwirrung bey den Verfassern der Erzählungen gegeben, als welche die Sachen nach den Begriffen und Gebräuchen der Europäer, sowol in Ansehung der Ehen als andrer Dinge, gefasset haben. Es sey nun aber, daß die Weiber sich in die Cabane der Männer begeben, welches doch eben nicht gemein ist, oder daß sich die Männer zu ihren Weibern wenden; so sind es allemal neue Weiber, welche die Schlüssel der ehelichen Sagamite entweder selbst bringen, oder herbey bringen lassen, und dadurch ein Zeichen ihrer Verbindlichkeit ablegen, vermöge welcher sie ihren Männern Vorrat anzuschaffen, und ihnen das Essen zuzubereiten gehalten sind.

Anfänglich waren die Coemtion und Confarreation zwei zwar unterschiedene, jedoch zu eben derselben Verbindung gleich notwendige Ceremonien. Blos in der Folge der Zeit begnügte man sich, entweder auf die eine oder andere Art zu schließen. Tacitus (28) sagt, daß die Confarreation zu seiner Zeit entweder ganz und gar nicht mehr gebräuch-

Rf 3

lich

(28) TACIT. Annal. 4.

\*) VARRO *de vita populi Rom. lib. 2 apud NONIUM lib. de Doct. Indagine*. Nubentes veteri lege Romana asses tres ad maritum venientes ferre solitas ait. Atque unum, quem in manu tenerent, tamquam emendi causa marito dare; alium, quem in pede traherent, in foco Larium

familiarium ponere; tertium, in facciperio cum condidissent, compito vicinali solere resonare.

\*\*) PLIN. *lib. 13 c. 3 Hist. Nat.* Quin et in sacris nihil religiosius Confarreationis vinculo erat, nouaeque nuptae farreum praeferebant.



sich gewesen, oder nur bloß von einigen Personen gebraucht worden. Boethius) versteht, daß sie bloß bey den Oberpriestern üblich gewesen. Ich glaube aber, daß dieser Schriftsteller entweder irrig ist, oder daß seine Worte eine andere Auslegung erfordern.

Die Alten (29) geben uns zwar kein hinlängliches Licht, was dasjenige, so sie Far genannt haben, unter den förnerbringenden Gewächsen eigentlich gewesen. Ich werde Gelegenheit haben, davon, wenn ich von den Nahrungsmitteln der Wilden handle, mit mehreren zu gedenken. Es bedienten sich aber die Römer dieser Frucht bey den Opfern und gottesdienstlichen Verrichtungen, weil ihre Vorfahren, während der ersten dreihundert Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, keine andre Nahrung gehabt, und weil man sich bey den Völkern von undenklichen Zeiten desjenigen, was der Grund der gemeinen Nahrung gewesen, dazu bedient, die Bande der Gassfreiheit, Freundschaft und Ehen zu befestigen. Die Griechen bedienten sich anstat Far der Gerste, aus eben der Ursache, weil diese allezeit ihre gewöhnliche Nahrung gewesen; wie solches Dionysius Halicarnassensis (30) bezeuget, wenn er von den Hochzeitsolemnitäten handelt.

Die Hebräer und Brachmanen der Indianer contrahirten ebenfalls durch die Confarreation. Erstere streueten zu drey unterschiedenen malen Gerste auf die Häupter der Neuverhehlchten, und sagten dabey: wachset und vermehret euch. Und dieses ist, nach des Seldenus (31) Ansühen, noch der Gebrauch in den Synagogen. Die Brachmanen verrichten diese Ceremonie durch Bestreuung mit Reis (32). Das Farreum der Römer war ein von Far, Del und Honig gemachter Kuchen, wie Festus (33) angiebt. Athenäus (34) sagt, daß man zu Argos aus dem Hause der Braut in des Bräutigams Wohnung einen auf Rollen gebackenen Kuchen trage, der *Kenion* genennet wurde. Nach eben diesen Schriftsteller (35) wurde zu Lacedämon, (unterdessen, da man sich in dem Hause des Bräutigams mit Zubereitung des Gastmals, des Tanzes und der Loblieder, zur Ehre der Neuverlobten beschäftigte,) eine andre Art von Kuchen herben getragen, so man *Kypisawas* nennete. Seldenus (36) sagt, daß noch an verschiedenen Orten in Frankreich und Engelland einige Ueberbleibsel des alten Gebrauchs der Confarreation übrig geblieben, woselbst man noch grosse Hochzeitkuchen zu backen pfleget.

De la Potherie (37) meldet, daß die Braut, nachdem sie das Heiratholz, wovon wir hiernächst handeln wollen, in ihres Bräutigams Cabane gebracht, auch Brod dahin tragen lasse, welches auf gleiche Weise Heiraths- oder Ehestandsbrod genennet wird, und wie er meinet, gleichsam die Eheveredung seyn sol. »Sie lässet es in ihrem Hause in siedendem Wasser gahr werden, wenn es zuvor in Halme von türkischem Weizen eingewickelt und an einen Faden zusammengeheftet ist, wodurch es die Gestalt eines Kürbis erhält.« Als ich in diesen Ländern war, habe ich diesen besondern Umstand nicht vernommen, auch eben keine Achtung darauf gegeben. Inzwischen habe ich doch keine Mühe, das zu glauben, was er sagt: um so mehr, da sich mit dem, was ich von den Alten angeführet, nichts gleichförmigeres findet. Die Wilden übersenden sich mannigmal derglei-

(29) PLIN. lib. 18 c. 7.

(30) DIONYS. HALICARN. lib. 2.

(31) SELDEN.

vxor. hebr. lib. 2 c. 15.

(32) HVET. Demonstr. enang. Prop. 4 c. 6.

(34) FEST.

lib. 6.

(33) ATHEN. lib. 14.

(35) Idem lib. 14.

(36) SELDEN. vxor.

hebr. lib. 2 c. 25.

(37) Hist. de l' Ameriq. Sept. tom. 3.

\*) BOETH. in 2 Top. Cicero.

tificibus conveniebat, sic explicat, per solos Pontifices peragebatur.

RAEVARDVS ad leg. XII Tabul. c. 21.

Boëthium dicentem, quod Confarreatio solis Pon-









vergleichen Geschenke von gekochtem oder auf Kolen gebacknem Brodte. Der Umstand, in Aufsehung der Ehe aber, kan noch etwas geheiligtes an sich haben, das sich bey andern Gelegenheiten nicht findet, bey denen blos der Wohlstand und die Höflichkeit zum Augenmerk genommen wird.

Wie nun denen Alten in den ersten Zeiten der Gebrauch des Brodtes und der Kuchen fast gänzlich unbekant gewesen, oder sie sich doch wenigstens dessen nicht gewöhnlich bedienet haben, wie Plinius insbesondrer von den Römern versichert, die damals von ihrem gerösteten und zu Mehle gemachten Korne eine Art Gekochtes bereiteten, so sie daher Pultiphagos nenneten, und welches mit der Sagamite der Wilden ziemlich übereinkommt; so habe ich Ursach zu zweifeln, ob bey dem Heiratsgebrauch der Römer und Griechen, auch verschiedener anderer Völker, dasjenige nicht ebenfalls eine Schüssel von Gefottenem oder Sagamite gewesen, was die Braut ihrem Bräutigam überbracht. Man kan sich nicht anders vorstellen, als daß bey den Völkern, die nicht säeten, sondern blos von der Jagd und Fischerey lebten, die Braut eine Schüssel vol von dem gebracht, was ihr gewöhnliches Nahrungsmittel zu seyn pflegte.

Durch diese allgemeine Nahrung, wodurch sie zu verstehen gaben, daß sie einerley Lebensart führen wolten, machten sie unter sich ein Bündnis, wovon dieses Nahrungsmittel, welches bey den Römern aus Far bestand, das Einbild dergestalt war, daß durch das einzige Wort Confarreatio die Ehe verstanden wurde, gleichwie die einzige Benennung Disfarreatio die Ehescheidung ausdrückte; wie Festus <sup>(38)</sup> uns versichert.

Bei den Alten <sup>(39)</sup> mußten sich die Männer auf eine Thierhaut, in *lanata pelle*, niedersehen, um ihnen das Ehebett der Menschen erster Zeiten dadurch vorstellig zu machen; als welche kein ander Bett, als die Häute der Thiere, die sie auf der Jagd erlegte, oder von geschlachteten Opfern hatten, und die sie fähig zu seyn hielten, ihnen glückliche Träume und andere dergleichen Vorbedeutungen zu verursachen. Apollonius von Rhodis <sup>(40)</sup> sehet alle Pracht des Ehebettes der Medea in dem güldenen Fließe, welches 19tes Buch.

des Jason zu Colchis durch ihre Beihülfe erlangt hatte. Also finden wir auch, (durch die Vergleichung desjenigen, was heut zu Tage sowohl die Troquoisen als auch der grössste Theil der Wilden thun, mit dem, was die Alten ehemals gethan,) in demjenigen, was sich unsern Augen ohne Geheimnis vorstellt, einen in der That religionsmäßigen Dienst, in einem durch dasjenige volzogenen Bündnisse, was diese Bande enge einzuschränken, und das Ehebett in Gegenwart der Hausgötzen aufzuschlagen dienete: so nichts anders war, als das Feuer ihres Herds, ehe die Heiden diese kleine Götzen aufgerichtet, die sie Lares nenneten, und auf ihren Feuerherden aufstellten.

Man unterlässe nicht, die Hochzeiten durch Feste und Belustigungen, nemlich durch Gefänge, Tänze und Gastereien, ansehnlich zu machen. Das Gastmal wird zwar in der Cabane des Bräutigams angestellt; die Braut mus aber die Kosten dazu herschießen, und die Eßwaaren nebst dem Mehl selbst zu ihrem Bräutigam bringen, so in den Kessel gethan werden sollen. Unterdessen, da sich jederman ergötzt, und sich bey der Hochzeit eben so lustig machet, wie es bey andern öffentlichen Feierlichkeiten üblich ist, so scheinen die Neuverheiratheten, insbesondrer aber die Braut, keinen Antheil daran zu nehmen, weil diese sich mit nichts als mit ihrer Schamhaftigkeit schmücken darf: welches ebenfalls ein augen-

(38) FEST. lib. 4.

(39) PLUTARCH. Prob. c. 36. ALEX. ab ALEX. lib. 2 c. 5.

(40) APOLL. RHOD. lib. 4 v. 1142.



augenscheinlicher Beweis von der Hochachtung ist, worin die Jungfrauschaft bey den Heiden gestanden. Diese Hochachtung war bey Gelegenheit der Hochzeiten so merklich, daß die Griechen und Römer verlangten, daß die Jungfrauen eine solche Liebe für selbige blicken lassen solten, daß es schien, als ob sie sich nicht anders als aus Widerwillen verheirateten. Ja es war auch so gar als ein Gesetz oder Heiratsgebrauch geordnet, daß die Braut, um diesen Verdrus anzuzeigen, aus ihrer Mutter Schoos und Vaters Hause gleichsam gewaltsamer Weise gerissen und zu ihren Ehemann geführt werden mußte.

Unter den Wilden ist ein alter Gebrauch, das erste Jahr nach geschlossener Heirat, ohne die Ehe zu vollziehen, zuzubringen. Es würde dergleichen Antrag vor Ablauf dieser Zeit eine Beleidigung für die Braut seyn, und sie würde daraus schließen, daß die Ehe nicht sowol ihrer Person halber, als vielmehr zu Stillung der fleischlichen Begierden, eingegangen worden. Und obgleich die Eheleute die Nacht beisammen zubringen, so geschieht es doch, ohne diesem alten Gebrauche Abbruch zu thun. Der Braut Eltern sind hieby ungemein wachsam, und unterhalten ein grosses Feuer vor ihren Matten, welches ihre Aufführung beständig beleuchtet, und ihnen zum Bürgen dienet, daß nichts wider die vorgeschriebene Ordnung vorgenommen werden kan. Als im Anfange, da die christliche Religion eingeführt worden, die Gewonheit der Missionarien allezeit gewesen, diese Ungläubige nicht eher zu taufen, ehe sie selbige nicht lange vorher unterwiesen und geprüft, damit die Sacramente nicht der Entheiligung und denen aus ihrer Leichtsinngkeit und Unbeständigkeit erwachsenden Mißbräuchen ausgesetzt werden möchten; so fügte es sich, daß zwey junge Eheleute von denen, die unterwiesen worden, nach der Landesart von ihren Verwandten verheiratet wurden. Der Ehemann war nicht willens, sich nach der alten Gewonheit ferner zu richten, sondern er wolte der Europäer Beispiele hierunter nachfolgen. Die Braut wurde aber darüber so entrüstet, daß, ohngeachtet diejenigen, welche die Heirat gemacht, ihre Neigung zuvor genugsam geprüft, selbige doch nicht vermögen konten, ihren unbescheidenen Ehemann weiter vor Augen zu erdulden; man mochte ihr auch vorstellen was man wolte, alles war vergeblich, und man wurde genötiget, sie von einander zu schaffen. Gleichergestalt hat mir ein Missionarius versichert, daß obgleich dieser alte Gebrauch in der Nachbarschaft der Colonie abgeschafft worden, dennoch eine Frau unter den Abenauquis, die sich vor Ablauf des ersten Jahres schwanger befindet, gleichsam mit Verwunderung angesehen wird, und an ihrem guten Leumund Schaden leidet.

Die Gewonheit der mittägigen Americaner ist diese, daß die Männer und jungen Manspersonen alle zusammen in den Carbets schlafen, worin sie gemeinschaftlich mit einander leben. Die jungen Leute dürfen auch nirgends anders ihr Nachtlager aufschlagen. Dieses ist ebenfals eine Regel für Verheiratete; indem diese sich nicht unterstehen, in die besondern Cabanen zu gehen, wo ihre Weiber schlafen: es sey denn in der Nacht, und zwar unter eben diesen Bedingungen, welche die spartanischen Gesetzgeber den Jüngern vorgeschrieben <sup>(41)</sup>. Bey andern Nationen, wo die Manspersonen nicht gemeinschaftlich wohnen, ist von denen Neuverehelichten beinahe eben diese Regel zu beobachten. Denn sie gehen zu ihren Weibern gleichsam als verstolen, und es würde was unerhörtes seyn, wenn sie selbige bey Tage besuchen wolten. Die alte Gewonheit erfordert auch, daß sie mit ihrer Braut Anverwandten nicht reden. Niemand hat die Dreistigkeit, sich vor ihnen sehen zu lassen. Wenn sie sie gewahr werden, müssen sie ihnen ausweichen und einen

(41) CRAGIUS de Repub. Laced. lib.3 tab.5 instit. 4. it. lib.3 tab.4 instit. 7.

einen grossen Umschweif nehmen, damit sie ihnen nicht begegnen, gleichsam als ob das eingegangne Bündnis ihnen schimpflich wäre, und sie etwas schlimmes von ihnen zu erwarten hätten: (42). Es sind auch verschiedene, die sie nicht eher gesprochen, als bis sie ein oder zwey Kinder aus ihrer Ehe gezeuget (43). Zwar glaube ich, daß dieses Gesez bloss die Anverwandten der Frau von mütterlicher Seite angehe; weil aber die Geschichtschreiber diesen Unterschied nicht gemacht, so kan ich es auch in Ansehung aller Völker, bey denen die Geseze der Gynäcocratie unterschieden seyn können, nicht entscheiden.

Ohnerachtet der junge Mann nebst seiner Frau beständig der Cabane ihrer Mütter zugehören, und selbige nicht verlassen können, es wäre denn, daß sie sich von einer Cabane in die andere begeben, oder eine dritte errichten und von ihrer Verwandtschaft abgesondert leben wolten, welches sich oftermalen zuträgt; so gehen die befreundeten Cabanen wegen der Verwandtschaft neue Verbindlichkeiten mit einander ein. Die Frau ist nicht nur gehalten, ihrem Manne Nahrungsmittel zu verschaffen, und seinen Vorrat einzusamlen, wenn er sich erwan auf die Reise, Jagd, oder in den Krieg begeben wil; sondern sie ist auch schuldig, den übrigen in ihres Mannes Cabane, unterdessen da sie ihr Feld bauen, ihr Feuer unterhalten zu helfen. Deshalb sind auch gewisse Zeiten bestimt, worin sie einen gewissen Vorrat Holz herbey bringen lassen mus. Dieses nimt gleich nach beschlossener Heirat und angenommenem Geschenk seinen Anfang. Alsdenn helfen alle Weiber aus der Frauen Cabane, nebst einem grossen Theile der Weiber des Dorfs, in die Cabane des Mannes viele Bündel Keiser von einem gewissen Holze zutragen; das in drittelhalb Fus lange Scheite gehackt ist, und dazu dienet, das grosse Holz damit zu vermischen; welches sie aber herbey zu schaffen nicht verbunden sind: dieses kleine Holz ist gleichsam die Seele des Feuers, und giebt eine helle und starke Flamme. Damit nun die Frau diejenigen, die ihr hierin Hülfe geleistet, belonen möge, so sezet sie ihren Kessel auf, und giebt einer jedweden einige Löffel vol Sagumite. Dieses aber geschiehet meines Behalts bloss bey den mitternächtigen Americanern, die kein herumirrendes Leben führen.

Diesem kleinen Holze wird nach der Wilden Sprache ein besondrer Name beigelegt. Und es ist eben das Holz, welches de la Potherie (44) das Eheholz nennet. Weil nun dieser kleine Vorrat Holz, so die Frau herbey schaffen mus, zu jährlicher Unterhaltung des Feuers in ihres Mannes Cabane bey weitem nicht hinreicht; so kan ich nicht zweifeln, daß diese Einfürung nicht ein Sinbild in sich fasse, dessen Bedeutung denen nicht unbekant ist, welche wissen, was in den alten Zeiten die Hochzeitfackeln (45) gewesen. Diesen ist nicht unwissend, daß während verschiedener Jahrhunderte, ehe das Wachs und Talg zum leuchten gebrauchet worden, die gewöhnlichsten Fackeln aus nichts anders als aus Stücken leicht brennenden Holzes bestanden; so entweder von Fichten oder andern diesem nahe kommenden Holze gewesen, wie ungesär in Indien das Bambos, im miltägigen America das so genante Lichtholz, und im mitternächtigen das, wovon ich handele, seyn mag. Zum Andenken des alten aus den ersten Zeiten entstandnen Gebrauchs, nach welchem auch die Weiber genötiget wurden, dieses Holz in die Hütten ihrer Männer tragen zu lassen, hatten ebenfals die Griechen und Römer geordnet, daß die Mütter

(42) THEVET Cosmograph. Vniu. Tom.2 lib.21. (43) DU TERTRE Traité 7 c.1. §.4.

(44) Hist. de l'Ameriq. Septentr. Tom.3.

(45) TIRAQVELL. in not. in cap.V. lib.2 genial. dier. ALEX. ab ALEXAND.



Mütter der Neuverheiratheten von ihren nächsten Anverwandten begleitet, Wachsfackeln zu den Hochzeitsolemnitäten ihrer Töchter tragen mußten (<sup>46</sup>).

Josephus (<sup>47</sup>) meldet, daß in Absicht der Verbindlichkeit, welche die Hebräer vermochte, das heilige Feuer zu unterhalten, ein Fest unter ihnen angeordnet gewesen, so er *ἑλαιοφάγιος* nennet, zu welcher Zeit jederman verbunden war, eine gewisse Menge Holz in den Tempel zu bringen, woselbst ein grosser Haufe zusammen getragen wurde, damit es dem heiligen Feuer niemals an Materie zu seiner Unterhaltung gebrechen möchte. Ich halte davor, daß da die Heirat eine Religionshandlung ist, und das Feuer der Cabane der Wilden etwas heiliges an sich hat, ihre Verbindlichkeit, nach welcher auch noch jezo ihre Weiber Holz oder Fackeln in ihrer Männer Cabanen zu tragen genöthiget sind, ihren Ursprung ebenfalls von der Religion erhalten.

Auf eben die Art, wie die Frau einige Verbindlichkeit gegen die Cabane ihres Mannes eingehe, so gehet auch der Mann dergleichen in Absicht seiner Frau ein. Er ist gehalten, ihr eine Matte zuzubereiten, ihre Cabane im Stande zu erhalten, oder ihr eine neue zu bauen, wenn die erstere einen Einsal drohet. Seine ganze Jagd gehöret im ersten Jahre ihres Ehestandes von rechts wegen der Cabane seiner Frau. Im folgenden ist er schuldig, selbige mit ihr zu theilen; seine Frau mag nun im Dorfe zurück geblieben seyn, oder ihn begleitet haben. Es gereicht auch dem Ehemanne zu besondrer Ehre, wenn seine Frau und Kinder wohl bedeckt und unterhalten werden: und davor mus er sorgen. Mit einem Worte: wenn sie wohl mit einander leben, so sind sie besorgt, sich unter einander nicht nur die durch das Herkommen bestärkte Dienste zu leisten, sondern auch alles beizutragen, was der Unterhaltung der Einigkeit und guten Vernemens beförderlich seyn kan.

### §. 3.

**Ehescheidung.** Diese Eintracht wird aber mannigmal durch den Widerwillen des Mannes gegen die Frau, und dieser gegen jenen, gestört; welche Uneinigkeit öfters bis zur Ehescheidung gehet. Ihre üble Besinnung; die wenige Gefälligkeit; ihr eigner oder ihrer Familie Eigensin, durch welche sie sich leiten lassen; ihre Eifersucht und einander bewiesene Untreue, geben ihnen vielfältige Gelegenheit zur Zwietracht.

Der Ehestand ist seiner Errichtung und den Pflichten nach, woraus er bestehet, von der Beschaffenheit, daß er auch selbst unter den barbarischen Völkern dergestalt eingeführt ist, daß es scheint, als ob eine Ehe, wenn sie einmal mit allen Solennitäten geschlossen, durch nichts zerrissen werden könnte. Vielleicht war dieses die Ursache, daß bey den mexicanischen Heiratsceremonien, die Priester die Kleider des Bräutigams und der Braut zusammen neheten, um dadurch anzuzeigen, daß sie solchergestalt ihre ganze Lebenszeit unzertrennlich bey einander verbleiben müßten. Und in Absicht dieses Begriffs geschieht es auch ohne Zweifel, daß bey allen diesen Völkern die mehresten unter der grossen Anzal, die dieses Bündnis eingegangen, von dessen Auflösung nichts wissen, sondern ihre Vereinigung so lange ertragen, bis sie der Tod von einander sondert.

Weil sich aber auch beschwerliche und ungesellige Gemüther finden; auch in den Herzen derer, die am besten mit einander zu leben scheinen, eine Antipathie und Widerwillen entstehen kan; so hat eben diese Herzenshärte, welche den Moses bewogen, die Ehescheidung unter den Hebräern zu gestatten, ebenfalls die andern Völker berechtiget, solche in schweren Fällen, und insbesondre bey offenbar beschinigter Untreue, zuzulassen. Es ist daher

(46) PLUTARCH. Prob. 2.

(47) IOSEPH. de Bello Iudaico lib. 2 c. 37.

daher nicht zu verwundern, daß die abgöttischen Völker sich in diesem Falle noch mehrere Freiheit angemasset, und diese Sache bis zum grössten Mißbrauch getrieben haben.

Die Troquoisen machen sich bey einer Ehescheidung wenig Bedenken. Sie waren ehemals nicht so lasterhaft als jeso; und ich würde aus dieser Ursach glauben, daß die Ehescheidungen, unerachtet sie erlaubt, daselbst nicht so gangbar gewesen. Sie haben mir selbst versichert, daß sie jederzeit sehr einfältig und bescheiden gelebet. Oftermalen habe ich die Aeltesten darüber Klage süren hören, daß sich unter ihnen eine Unordnung der Sitten eingeschlichen, die ihnen unbekant gewesen, und ihre Nation fast unfenklich gemacht. Die Zuronen, deren Gewohnheiten mit den andern sonst am meisten übereinkommen, waren in manchen Stücken weit ausschweifender: und ich habe von einem alten Missionario sagen hören, daß nach ihrer gänzlichen Bezwungung diejenigen, welche unter ihre Ueberwinder vertheilt worden, sich nie unterstanden, den Agniern und Tsosnonnuanen ein gewisses liederliches Fest in Vorschlag zu bringen, das sie in ihrem Lande zu halten pflegten, ehe sie zu Sklaven gemacht wurden; und welches eben dasselbe ist, wovon Herodotus <sup>(48)</sup> in seiner Beschreibung von den Sitten der Perser handelt. Sie unterstund sich niemals, sage ich, solches in Vorschlag zu bringen; und zwar aus Furcht, die Troquoisen zu beleidigen, deren Sitten nicht so unrein waren, dergleichen Unordnung zu erdulden.

Ob sich gleich mit der Zeit etwas davon unter ihnen eingeschlichen, und sie ziemlich unordentlich geworden sind; so haben sie doch, wenigstens dem äußerlichen Ansehen nach, ein ehrbares Betragen. Ihre Sprache ist sitzsaum, und ihre Worte voller Wohlstandigkeit; und sie bedienen sich gegen Personen, für welche sie Achtung haben, ehrerbietiger Ausdrücke. Bey ihrer Art, sich zu kleiden, beobachten sie unverzüglich einen gewissen Wohlstand. Ihr junges Frauenzimmer vermeidet alle Gelegenheit sorgfältig, sich öffentlich in Gesellschaft von Personen männlichen Geschlechtes antreffen zu lassen, deren Umgang etwan Verdacht erwecken könnte. Sie gehen mit besonderer Sitksamkeit; und wenn sie nur lichts ein wenig Nachdenken haben, oder nicht eine außerordentliche Neigung zur Ausschweifung hegen, so sind sie überaus wachsam über die Mittel, durch welche sie ihren guten Namen beibehalten können; und zwar aus Besorgnis, die Gelegenheit zu einer anständigen Verheirathung zu verlieren: indem ein jeder eine Frau zu haben wünschet, die nicht nur vor vernünftig gehalten wird, sondern es auch wirklich ist.

Ein Missionarius aus Brasilien, den ich in Rom gesprochen, hat mir versichert, daß die Brasilianer so zärtlich in Ansehung ihres guten Rufes sind, daß, wenn eine Frauensperson etwas ihrer Ehre nachtheiliges vorgenommen, selbige nicht nur keine Gelegenheit zu einer Verheirathung findet, sondern auch mitten unter ihrer Verwandtschaft nicht gesichert ist: welches um so mehr bewundernswürdig scheint, da man glauben sollte, daß sie, da sie beinahe nackt gehen, die Schamhaftigkeit wenig zu Herzen nehmen. Indessen reden doch die Verfasser, welche die Sitten dieser Völker beschrieben, auf eine unterschiedene Weise davon, und scheinen anzunehmen, daß die Jungfrauen vor ihrer Verheirathung dergestalt ihre eigne Herren seyn, daß man an ihrer Aufführung, sie sey auch beschaffen wie sie wolle, nichts tadelhaftes zu finden glaubt.

Gleichergestalt beobachten die jungen Manspersonen eine äußerliche Wohlstandigkeit. Sie pflegen sich nicht leicht in jemanden zu verlieben, und scheinen nicht fähig zu seyn, eine Ausschweifung zu begehen, wozu man oftermalen durch Heftigkeit der Leidenschaften



schaften veranlasset wird. Ich habe dieses zu Rechtfertigung der Wilden überhaupt, bey einer Materie, wovon es gut seyn würde, gar nichts erwänen zu können, anzuhören nötig erachtet. Denn ich habe mit besonderm Verdruss angemerket, daß man sich rechte Mühe gegeben, ihre Aufführung in Ansehung der Schamhaftigkeit verhasst zu machen, und ihnen ohne Ausnahme eine algemeine Ungezogenheit aufzubürden; woraus vielleicht mancher Gelegenheit nehmen könnte, seine eigne Ausschweifung zu rechtfertigen. Deshalb bin ich bewogen worden, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nun wil ich zwar nicht behaupten, daß es gar keine liederlichen Gemüter unter ihnen geben solte; denn dergleichen sind ohne Zweifel bey ihnen sowol als aller Orten anzutreffen. Ist dieses aber zu verwundern? Ist es befremdlich, daß barbarische Völker verderbt sind, da man in Europa, woselbst doch die Bewegungsgründe der Religion und der Ehre weit stärker sind, dessen ungeachtet fast durchgängig eine zügellose Ruchlosigkeit und unumschränktes Vergerniß bey den Menschen bemerkt wird, so denen Wilden selbst einen Abscheu verursachen würde?

Der Freiherr la Fontan (<sup>49</sup>), der seinem Buche viel von seinem Eigenthume einverleibet, giebt ihren Frauenspersonen, die nicht im Ehestande leben, eine ungemeine Frechheit schuld. Eine Frechheit, welche seinem Vorgeben nach durch die Gewohnheit und gleichsam durch ein öffentliches Recht bestätigt wird; zugleich aber machet er, aus allen verheiratheten Frauenspersonen, rechte Muster der Tugenden. Sowol eines als das andere aber, ist theils der Warscheinlichkeit, ja der Wahrheit selbst entgegen. Denn man trifft aller Orten vernünftige und unvernünftige Menschen an. Wenn eines verbulten Ehemannes Frau schwanger ist, oder stillt, oder wenn er ihrer wol gar überdrüssig geworden, so nimt er ohne Bedenken eine Frauensperson vom Felde zu sich, oder entführt seines Nachbarns Eheweib, ohne sich darum zu bekümmern, ob es seiner Frau oder dem andern Ehemanne gelegen sey oder nicht. Eine Frau, die eine Neigung zu jemanden hat, oder sich an ihrem Manne rächen wil, giebt ebenfals ihrem Vuler Gehör, ohne Acht zu haben, ob er frey oder verheirathet sey. Dergleichen Handlungen bleiben so geheim nicht, daß nicht allezeit etwas davon bekant werden solte. Da sie von Natur zum Durchziehen und Verleumden geneigt seyn; so haben sie mehr als zu viel schlimme Zeugen dazu, deren Stärke darin bestehet, nichts unbekant zu lassen, sondern noch überdieses alles zu vergrößern und zu vergiften. Sie lassen sich aber gleichwol dadurch nicht zurück halten. Denn die Bekantwerdung ihrer Aufführung dienet vielmehr dazu, sie dreister zu machen, und die Grenzen vollends zu überschreiten, die ihnen von der Schamhaftigkeit und dem Wohlstande gesetzt worden. Indessen mus man gestehen, daß die Weiber mehr Behutsamkeit gebrauchen, als vielleicht vor ihrer Verheirathung nicht geschehen seyn würde, und zwar auf eben die Art, wie sie in den alten Zeiten thaten, da sie sich gleich nach ihrer Verheirathung mit einem Schleier bedeckten, oder ein ander unterscheidendes und ihren Stand anzeigendes Kenzeichen an sich trugen: Wovon man bey verschiedenen americanischen Völkern etwas ähnliches findet. Man mus aber auch bekennen, daß die iroquoisischen Weiber, da ihre Herrschaft uneingeschränkter ist, sich noch weniger um die Bekantwerdung ihrer Ausschweifungen bekümmern.

Eine beleidigte Frau gehet der Veischläferin ihres Mannes entgegen, wenn er von der Jagd mit ihr zurück kömt, und nimt ihr ohne Widerstand den ihr daran zustehenden Antheil. Der Mann weis und siehet es, saget aber kein Wort dazu. Wenn nun die Frau sich

sich blos ihres Rechtes bedienet, so bekümmert sie sich weiter um nichts; nimt sie aber daher Gelegenheit, ihren Mann durch ihr Murren verdrieslich zu machen, und durch Vorwürfe tüchtig herum zu nehmen, so hängt dieser den Kopf, ohne ein Wort zu antworten. Denn er untersteht sich nicht, sich mit seiner Frau zu zanken, vielweniger sie zu schlagen. Macht sie es aber gar zu bunt, so lästet er sie sitzen, und begiebt sich von ihr.

Wenn eine Frau Unrecht thut, so verbirgt der Mann seine Eifersucht so lange er kan, und sucht eine Ehre darin, daß er dadurch nicht empfindlich geworden zu seyn scheint. Dabey aber ermangelt er nicht, seiner Frau ihre Untreue mit Bucher zu vergelten, und sie dadurch in die Nothwendigkeit zu versetzen, seine Trennung und Absonderung mit weniger Bekümmernis zu erdulden.

Ohnerachtet die Troquoisen das Ansehen nicht haben wollen, als ob sie zur Eifersucht geneigt wären; so sind sie dennoch derselben im höchsten Grad zugethan; und treiben die Rache aufs äußerste. Bey dieser Gelegenheit wil ich eine Begebenheit anführen, die ich von ihnen selbst erfahren. Ein Mann, der mit seiner Frau nicht zufrieden war, jedoch aber seinen Widerwillen geschickt zu verbergen mußte, gleng mit ihr zur gewöhnlichen Zeit auf die Jagd. Die Jahreszeit war zwar angenehm, und das Wild in Ueberflus vorhanden, der Mann auch ein sehr guter Jäger. Indessen stellte er sich, als ob er nichts antreffen könne, und fürte zur Ursache an, daß er ohnfehlbar bezaubert seyn müste. Unter dessen verstrich die Jahreszeit almäßig, der mitgenommene Vorrat war alle geworden, und die Frau mußte Hunger leiden. Als sie nun der Mann solchergestalt einige Zeit geängstigt hatte, so stellte er sich, als ob er einen Traum gehabt, der ihm das Mittel an die Hand gegeben, der bisher erduldeten Bezauberung, wodurch ihr Elend und Mangel verursacht worden, ein Ende zu machen. Dieser, sagte er, habe darin bestanden, daß seiner Frauen Cabane bey Nacht überfallen, sie gefangen genommen, und als eine Sclavin gehalten werden müste. Die Frau, die da glaubte, daß dieses Wahrheit sey, und ihre Umstände gerne verbessert sehen wolte, bat ihn, solchen selbst zu erfüllen, damit es nicht von feindlicher Hand geschehen dürfte. Der Mann lies es daran nicht ermangeln. Er übersiel also in der folgenden Nacht die Cabane, nahm seine Frau gefangen, verdammete sie zum Feuer, band sie an einen Pfal, machte ein gros Feuer, und lies in selbigem Eisen glühend werden. Das arme Weib gedachte, daß sich das Spiel nunmehr endigen sollte. Jedoch sie irrte sich. Denn als alles zu ihrer Marter fertig war, so nahm der Mann die Sache nunmehr ernstlich vor, warf ihr ihre wirkliche oder erdichtete Untreue vor, und verbrante sie almäßig mit unerhörter Grausamkeit.

Der Frauen Bruder, der in dem Dorfe zurück geblieben war, und viel auf sie hielt, konte einer gewissen geheimen Bangigkeit nicht widerstehen, die ihn besorgend machte, sie möchte etwan Hunger leiden. Daher machte er sich auf den Weg, in der Absicht, ihr Lebensmittel zu überbringen. Er kam eben zu der Zeit an, da der Mann so unmenshlich mit ihr umgieng, und erblickte den Handel von ferne. Die Cabane war ganz offen, und die Frau schrie erbärmlich, weil sie durch keine menschliche Furcht weiter zurück gehalten wurde. Als nun der junge Mensch endlich seine Schwester und ihren Mann, ohne jedoch selbst gesehen zu werden, erblickte; so faßte er augenblicklich seinen Entschlus; legte an, schos nach dem Manne und tödtete ihn. Als er sich nun mit eben der Bescheidenheit, als die Kinder Noa, da sie ihren Vater von der ihm damals noch unbekannten Wirkung des Weins überfallen, in dem Gezelte ausgestreckt liegen sahen, genähert hatte, machte er sie los, und vernahm von ihr ihres Mannes Argwoon und die Ursache dieser



Gewalthätigkeit. Das arme Weib war aber in einem solchen Zustande, daß sie durch keinerley Mittel beym Leben erhalten zu werden hoffen durfte. Daher hielt der mitleidige Bruder vor rathsamer, ihrer Qual abzuhefeln; deshalb sties er ihr, mit ihrer Bewilligung, einen Dolch ins Herz. Nachdem er ihr die letzte Schuldigkeit, so gut er konnte, nach dem eingeführten Gebrauche erwiesen hatte, gieng er wieder nach dem Dorfe, woselbst er diese traurige Begebenheit bekant machte.

Doch dergleichen Beispiele einer rasenden Eifersucht sind bey den Troquoisen weit seltner, als bey den Völkern, die gegen Louisiana zu wohnen, woselbst die Männer kein Bedenken tragen, ihren Weibern, nachdem sie ihnen viele Beleidigungen zugefüget, Nasen und Ohren abzubeissen, oder ihnen Haut und Haare von dem Hirnschädel gleich den Sklaven abzulösen, ohne daß sich jemand darein mengt, oder solches zu verhindern suchen sollte. Die Brasilianer schlagen sie ohne Umstände todt, und sprechen zu ihrem Vater: ich habe deine Tochter umgebracht, weil sie mir untreu geworden. Diese Höflichkeit beantwortet der Vater mit nichts anders, als daß er sagt: Wenn dem so ist, so hast du recht gethan, und sie hat es verdienet.

Die Cariben und Galibier <sup>(50)</sup> bestrafen den Ehebruch mit ungemeyner Härte. Es sey nun, daß sich der Mann darüber betreten lassen, oder daß die Frau schuldig besunden worden. Ist es der Mann, so wird er in Gegenwart des ganzen Dorfs vor Gerichte gestellt; und nach erhaltinem derben Verweise hat ein jeder die Befugnis, ein Gefäß mit siedendem Wasser, wovon eine grosse Menge in Bereitschaft stehet, ihm über den Leib zu gießen. Hernachmals wird er seiner Frau wieder gegeben, oder deren Eltern überantwortet. Diese können ihn sodann mit fernerer Strafe verschonen, oder wenn sie mit der bereits ausgestandenen Strafe noch nicht zufrieden seyn, ihn vollends todt schlagen. Was aber die Weiber anbelanget, so ist deren Bestrafung weit härter. Denn, nachdem sie eben die Beschimpfung erduldet, womit ein ehebrecherischer Mann belegt zu werden pfleget; so wird sie den Händen ihrer Anverwandten übergeben, die dem Manne alle von ihm erhaltene Geschenke wieder zurück geben; und die Schuldige inegemein mit der Strafe der Vestalinnen belegt, die lebendig begraben wurden. Von den Orten nun, wo der Ehebruch so hart bestrafet wird, kan man glauben, daß die Ehescheidung entweder ganz und gar nicht erlaubt ist, oder doch wenigstens sehr selten verstattet wird.

In dem mitternächtigen America hat eine Frau bey der Ehescheidung das Recht, ihrem gewesenen Manne alles zu nehmen; welches sie auch, ohne den geringsten Widerstand von ihm zu besorgen, thut. Damit nun alles in gehöriger Ordnung vorgenommen werden möge, so mus auch das der Ehe halber gegebene Geschenk, oder wenigstens ein gleichmäßiger Werth, ausgeliefert werden, wenn die Ehe nicht schlechtweg durch die Disfarreacion getrennet ist. Denn auf diese Weise würde die Trennung eine bloße Verlassung seyn, wodurch ihnen nicht alle Hofnung benommen wird, sich einmal über kurz oder lang wieder zusammen zu begeben: wie solches osternialen geschiehet, wenn sich entweder die Freunde darein mischen; oder ihre alte Freundschaft und liebe zu ihren Kindern, welche die Bande ihrer Vereinigung, und die stärksten Bewegungsgründe ihrer Zurückkehr sind, wieder aufwachet; oder auch wol die Zeit die Ursache ihres Misvergnügens auslöscher. Viele glauben, daß es in der That keine wirkliche Ehescheidung gebe, sondern daß es bloße Verlassungen seyn, die durch keine Formalitäten bestätigt worden, und daß sie

(50) Lettre du P. de la Neuville, memoires de Trevoux, Mars 1723.

sie bey ihrer Trennung, was sie auch sonst vor eine Verbindung eingehen, dennoch vor die einzigen rechtmäßigen und wirklichen Eheleute gehalten werden.

Wenn sie Kinder gehabt haben, so behaupten die Männer das Recht, die Söhne nach ihrer Trennung zu sich zu nehmen. Ich habe dergleichen von fernen Orten in dieser Absicht zurück kommen gesehen. Die Mütter hingegen glauben jederzeit, daß es auf sie ankomme, ob sie solche faren lassen wollen, oder nicht. Daher ermangeln sie auch selten, das letztere zu erwählen, und dieserhalb gehörige Masregeln zu nehmen, damit sie allen Anfällen zuvorkommen mögen. Die Kinder selbst, die beständig unter der Mutter Aufsicht erzogen werden, scheinen ebenfals über nichts empfindlicher, als über die Beleidigung zu seyn, die ihnen der Vater durch seine Verlassung zugesüget. Dieses wirkliche oder eingebildete Recht der Väter könnte von der Gewohnheit der Amazonen herrühren, als welche blos die Töchter bey sich behielten, die Söhne hingegen benachbarten Völkern, unter welchen ihre Männer sich aufhielten, überließen.

§. 4.

Die Völkerschaften der Wilden in America sind eben nicht zahlreich, und vermehren sich nicht sonderlich. Obgleich die Weiber von starker und gesunder Leibesbeschaffenheit sind; so haben sie doch nicht die Stärke der Fruchtbarkeit, so man bey andern und insbesondre in dem nördlichen Theile von Europa findet, woraus die Ueberschwemmungen der Barbaren ihren Ursprung genommen, die Europa vielfältig verheret, und das römische Reich zu Grunde gerichtet. Ich weis keine Ursache davon anzuführen, die so allgemein als die Unfruchtbarkeit ist, wodurch sie auf eine geringe Anzahl Kinder eingeschränkt werden.

Kinder.

Die schwangern Weiber schonen sich wenig, und arbeiten beständig. Je mehr sich auch die Zeit ihrer Entbindung nähert, je mehr ermüden sie sich durch Arbeit. Sie gehen aufs Feld, tragen grosse Lasten ohne Schwierigkeit, und behaupten, daß diese heftige Leibesbewegungen ihre Embindung erleichtern, und den Kindern dauerhafte Gliedmassen zuwege bringen. Es ist nicht zu leugnen, daß bey ihrer Niederkunft die Geschwindigkeit und Behendigkeit ihrer Entbindung nicht etwas erstaunendes seyn sollte. Sie bedienen sich dabey des Beistandes einiger andrer Weiber der Cabane, ohne gewisse verpflichtete Hebammen zu Hülfe zu rufen. Wenn sie unterwegs von den Geburtsschmerzen überfallen werden, so leisten sie sich selbst die nöthige Hülfe, waschen ihre Kinder in dem nächsten kalten Wasser, gehen in ihre Cabane, als ob nichts veränderliches mit ihnen vorgegangen, und sind noch eben desselben Tages geschickt, ihre gewöhnliche Arbeit wieder zu verrichten.

Ehedem war dieses bey den celtischen, iberischen, scythischen und thracischen Weibern, wie Strabo (") sagt, etwas gewöhnliches. Dieser Verfasser fügt noch hinzu, Posidonius habe geschrieben, daß ein gewisser Mann, Namens Charmolau von Mar-silien, ihm in Ligurien erzählt, daß als er zu Bearbeitung der Felder viele Personen, sowol Männer als Weiber gedungen, sich unter letztern eine befunden, die mit Geburtsschmerzen überfallen worden: diese habe sich nur ein wenig auf die Seite begeben, und als sie ihrer Bürde entlediget, sey sie sogleich wieder zu ihrer Arbeit zurück gekommen, damit ihr von dem Tagelohne nichts abgezogen werden möchte: als er aber gesehen, daß diese Frau nicht so arbeiten können, wie sie wol gerne gewolt, und die Ursache erfahren; so habe er ihr das völlige Tagelohn bezalet, und sie nach Hause gehen heissen: alsbald habe die Frau



Frau ihr Kind gewaschen, in einige Lumpen gewickelt und nach Hause getragen, ohne daß dem Kinde der geringste Schade dadurch geschehen.

Es scheint auch nicht einmal, als ob sie dabey was ausstehen oder krank seyn. In dessen müssen sie doch eben sowol als andre Weiber ihr Theil dabey empfinden, ja öftermalen sterben auch einige davon. Den Schmerz aber wissen sie mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit zu erdulden, und zwingen sich so viel sie können, damit sie sich nichts davon merken lassen. Bey unsern Missionen hatte sich eine Frau ihre Empfindlichkeit zu sehr merken lassen, daher wenige Zeit hernach einer von den Ältesten über dieses vermeintliche Wunder mit vieler Ernsthaftigkeit folgendergestalt urtheilte, daß es nicht gut wäre, wenn diese Frau mehrere Kinder bekommen sollte, indem sie doch nur lauter verzagte Leute zur Welt bringen würde.

Bey einigen Völkern im mittägigen America <sup>(52)</sup> ist es noch schlimmer. Denn, wenn die Weiber viel Mühe anwenden müssen, ihre Kinder zur Welt zu bringen, und sie die Geburtsschmerzen nicht mit der, ihrem Geschlechte in diesen Ländern gewöhnlichen, Standhaftigkeit ertragen: so veranlaßt die Furcht der Anverwandten, daß die Kinder die Zaghaftigkeit ihrer Mutter ererben möchten, selbige umzubringen, damit sie des Verdrusses überhoben seyn mögen, die Kinder in Ansehung der Tapferkeit ihrer Vorfaren, aus der Art geschlagen zu sehen. Mit denen, die ungestalt zur Welt kommen, gehen sie eben so um, und öftermalen mus Mutter und Kind das Leben zugleich einbüßen. Einer von den Zwillingen wird gleichfals aufgeopfert, indem sie glauben, daß eine Mutter vor zwey Kinder nicht gnugsam Nahrung habe: dergestalt, daß man also noch bey ihnen die grausamen Befehle des Lycurgus <sup>(53)</sup> in ihrer völligen Strenge antrifft, als welcher blos solche Kinder auferzogen wissen wolte, die der Republik dereinst nützlich seyn könnten. Daher er ein Gesetz vor die neugebornen Kinder gegeben, damit das Land bezeiten von solchen befreiet werden möchte, welchen es an leiblichen Eigenschaften ermangelte, woraus eine glückliche Vorbedeutung ihrer zukünftigen allgemeinen Nutzbarkeit gemacht werden konnte.

Die Weiber der Wilden hüten sich sehr, ihren Kindern keine Ammen zu halten. Denn sie würden glauben, die Eigenschaft einer Mutter zu verlieren. Sie geraten daher in große Verwunderung, wenn sie hören, daß es Völker giebt, die ihre Kinder durch fremde Weibespersionen stillen lassen. Wenn es sich aber zuträgt, daß die Mutter entweder bey der Geburt, oder wenn die Kinder noch in der Wiege liegen, versterben; so trift man auf diesen Nothfall in der Familie allemal Säugammen an: und was am wunderbaresten dabey scheint, ist dieses, daß sich alte Grossmütter, die bereits die Jahre der Fruchtbarkeit zurück gelegt, sich noch wieder Milch erwecken und Mutterstelle vertreten. Die Wildinnen lieben ihre Kinder ungemein. Und ob sie ihnen solches gleich nicht durch beständige Liebkosungen zu erkennen geben, als bey den Europäern gebräuchlich ist; so ist doch ihre Zärtlichkeit nicht weniger wahrhaftig, nachdrücklich und beständig. Sie stillen ihre Kinder so lange sie können, und entwöhnen sie nicht eher, als bis es die Noth erfordert. Ich habe Kinder von drey bis vier Jahren gesehen, die nebst ihren nach ihnen gebornen Geschwistern nochmalen die Muttermilch gesogen.

S. 5.

Wiegen für  
die Kinder.

Die Art der Wiegen, für die Kinder der Wilden, in Neufrankreich ist überaus artig und bequem. Sie besteht aus zwey dünnen aus leichtem Holze gehauenen Bretern,

ist

(52) DE LAET Ind. Occid. lib. 17 c. 15.

(53) PLUTARCH. in Lycurg.

ist drittehalb Fus lang am Rande ausgeschnüget, und läuft unterwärts enger zusammen, an den Füßen aber ist sie gerundet, damit sie zum Wiegen bequem seyn möge. Das Kind, so gut eingefüttert ist, stehet darinnen, als wenn es gleichsam auf die Bretter geleimet wäre, aufgerichtet, und stüzet sich mit den Füßen auf einem kleinen hölzernen Absatz, dessen Spitze einwärts gehet, damit sich das Kind keinen Schaden thun kan, woran auch die Riemen, womit die Wiege getragen wird, unterwärts befestiget werden. Ihre Bindeln werden auswendig mit breiten von einer bemalten Haut gemachten Bändern zusammen gebunden. Alsdenn wird das Kind in die Wiege gestellet, und mit einem von starkem Leder gemachten breiten Riemen, der auf beiden Seiten der Wiege durch die dazu gemachten Löcher kreuzweis durchgezogen wird, zugeschnüret. Damit dem Kinde die Luft nicht schaden möge, so werden die Bindeln über des Kindes Kopf oberwärts über die Wiege gelegt, und alsdenn zurückgeschlagen, wenn es frische Luft schöpfen sol; oder man lässet sie über einen Spriegel, der auf beiden Seiten der Bretter an des Kindes Kopfe festgemachet ist, zurück fallen. Dieser Spriegel dienet dazu, daß im Winter die Kälte und im Sommer die grossen Mücken dem Kinde keinen Schaden thun können, und es, wenn es auch bedeckt ist, dennoch Athem holen, auch wenn die Wiege etwan umfallen solte, des Kindes Gesicht nicht beschädiget werden möge. Auf diesen Spriegel werden kleine Porcellainschnuren, nebst andern Kleinigkeiten, gelegt, welche die Lateiner *crepundia* nennen, und theils zur Zierde, theils dem Kinde zum spielen dienen. Zween breite Riemen von starkem Leder, die oberwärts der Wiege unter des Kindes Kopf, unterwärts aber an anfangs gedachtem Absatz, festgemachet sind, erleichtern den Müttern die Mittel, die Wiege aller Orten mit sich zu führen, und auf ihre andre Bürden, wenn sie aufs Feld gehen, oder wieder nach Hause wollen, zu setzen. Gleichergestalt hängen sie selbige auch damit an einen Baum, wenn sie bey der Feldarbeit sind, und das Kind wird alsdenn von dem Winde gewieget und zum Schlaf gebracht.

In diesen Wiegen liegen die Kinder warm und weich, denn ausser den Bindeln wird noch eine Menge Küssen, die mit Blättern von Schilf, welche ihnen anstat der Seidenwatten dienen, oder wol gar mit einem gewissen Staube von Peruchenrinde, womit die Weiber ihre Haare aufzupuzen pflegen, ausgestopfet sind, in die Wiege gelegt. Sie können auch ihre Bindeln darinnen nicht beschmutzen, sondern sie verrichten ihre Nothdurft durch Hilfe einer kleinen Haut oder Leinwand, die ihnen um die Hüften geschlagen wird, und vorwärts heraushänget, ohne daß das Innere dadurch verunreiniget wird, das Küssen ausgenommen, so aber gar bald durch ein andres ersetzt werden kan.

Einige Völker in Louisiana, denen die Franzosen den Beinamen *Platköpfe* gegeben, weil sie ihre Schönheit darin suchen, daß sie platte Stirnen und zugespizte Köpfe in Form einer Mütze haben, führen Wiegen, die beinahe erst beschriebenen gleich kommen, ausserdem aber noch etwas besonderes an sich haben, damit sie das Ihrige zu der Gestalt, die sie vor schön halten, beitragen mögen. Es ist nemlich ein Loch in die Wiege geschnitten, worein die Mutter des Kindes Kopf zwinget, und ihm auf die Stirne und oberwärts des Kopfes einen Teig von Töpferthon leget, und solchen aus aller Macht zusammenpresset. Das Kind mus alle Nächte auf solche Weise zubringen, und zwar so lange, bis der Kopf die verlangte Gestalt und die Hirnschädel eine hinlängliche Festigkeit bekommen. Beim Anfange dieser gewaltsamen Operation müssen die Kinder ungemein viel ausstehen, wodurch sie öftermalen ganz schwarz werden, und einen weislich fleberichten Schleim aus Nase, Augen und Ohren fließen lassen. Hernachmals müssen sie auch eben-



fals durch diese gezwungene Stellung viel erdulden, worin sie ganze Nächte in den ersten Monaten ihrer Kindheit zubringen. Doch so gehet es denen, die durch Kunst schön seyn und die Annehmlichkeiten erhalten wollen, die ihnen von der Natur versaget worden.

Die Cariben, nebst denen mehresten mittägigen Wilden, haben ebenfalls platte Stirnen und zugespitzte Köpfe. Ihre Mütter sorgen dafür, selbige mit kleinen Brettern und lethern Bänden, so sie hinter dem Kopfe zusammen binden, einzudrücken. Die Kinder aber haben keine andre Wiegen, als Hanzematten, die nach ihrer Grösse eingerichtet, und von den Müttern bequem mit sich geführt werden können, worin die Kinder ganz nackend ohne Windeln liegen. Die Wilden, die man in Canada Garrhagonsronnon oder Erdmänner nennet, sind von den Platköpfen darin unterschieden, daß sie ihre Schönheit in runden Köpfen suchen, und deshalb auch Kugelhöpfe genennet werden.

## S. 6.

## Kinderzucht.

So bald die Kinder die Wiege verlassen, fangen sie mehr an zu kullern als zu gehen. Die Eltern lassen sie mehrentheils in den ersten Jahren nackend in den Cabanen, und glauben, daß sich entweder der Leib besser bilde, oder sie bey Zeiten der Strenge der Luft gewonet werden. So bald sie nur ein wenig gros geworden, folgen sie ihren Müttern, und helfen für die Familie arbeiten. Zu dem Ende gewöhnen sie selbige, Wasser aus den Bächen zu schöpfen, kleine Bündel Holz herbey zu tragen, die ihrer Grösse und ihren Kräften gemäs sind, welche man vielmehr vor Spielwerk als wirkliche Lasten ansehen kan. Allmählich aber bereiten sie sich auf diese Art, solche Dienste zu thun, die ihrer Beschaffenheit gemäs sind. So viel ihre Personen anlanget, so werden sie sehr verabsämet, und bis in die Jünglingsjahre übel gekleidet; alsdenn aber werden sie der Zahl der Jünglinge einverleibet, und ihnen wird nunmehr erlaubt, sich zu puzen.

In der Insel Creta und zu Sparta war nichts härter, als die Erziehung der jungen Personen. So bald sie ein gewisses Alter erreicht, wurden sie in öffentlichen Schulen auferzogen, die *Ἀγέλαι* und *συσσίτια* hießen, welche gleichsam grosse Säle oder Hallen waren. Dasselbst wurden sie insgesamt in gewisse Bänden eingetheilet, davon eine jede unter der Aufsicht eines Meisters stand, der sie zu einer außerordentlich arbeitsamen und peinlichen Lebensart anhielt. Diejenigen Vorgesetzer, die blos die Kriegeskunst zum Vorwurf hatten, als welche sie allein vor tüchtig hielten, gros zu werden, oder ihren Staat zu erhalten, hatten alle Künste und Wissenschaften aus der Republik verbannet; es sey nun, daß sie solche nicht vor nötig gehalten, und als Uebungen müßiger Leute angesehen, welche die Zeit verderben wollen; oder daß sie geglaubt haben, die Künste und Wissenschaften dieneren blos dazu, die Gemüther weichlich zu machen, und Ueppigkeit und Müßiggang einzuführen. Da nun der Krieg der einzige Zweck war, worauf ihre ganze Staatsklugheit abzielte; so hatten sie zugleich diesem Vorwurfe die Anordnung aller religions- und bürgerlichen Uebungen überlassen.

Diesem einigen Zweck zum Behuf lehrten sie ihre Kinder, so bald sie die Kindheit verliessen, Loblieder zu Ehren der Götter und der Helden, nebst dem pyrrhischen Tanze. Ferner härteten sie ihre Leiber dadurch, daß sie auf der blossen Erde schlafen, barfuß und mit entblößtem Haupte gehen, sich mit Staub bedecken, sich in dem Fluss Eurotas zu aller Jahreszeit baden, und sich angewöhnen mußten, Hunger, Durst, Frost und Hitze zu erdulden. Sie ließen sie ohn Unterlas über Felsen und Berge wilden Thieren nachsetzen; sie hielten sie durch ihre gymnastische Uebungen auf mancherley Art beständig in

in Oden: denn sie mußten mit dem Bogen schießen, sich mit Wurffspießen üben, Ringen, Weclausen, unter einander mit Händen und Füßen kämpfen; und dieses geschah allezeit in der Absicht, damit sie sich durch schwere Uebungen einen unüberwindlichen Muth und Standhaftigkeit zuwege bringen möchten, davon sie bey denen grausamen Geißelungen, wovon bereits Erwähnung geschehen, so treffliche Proben ablegten. Diese Geduld war auch so bewundernswürdig, daß sie einen Fremden, der zu Lacedämon dergleichen Exempel sahe, eben das zu sagen veranlassete, was ein andrer <sup>(54)</sup>, in Absicht ihrer Nahrung, bereits angeführt hatte: „Daß es nemlich nicht zu bewundern wäre, wenn die Lacedämonier solche grosse Thaten in den Schlachten thaten, indem sie, allem Ansehen nach, den Tod darin suchten, und sich zu dem Ende der grösssten Gefährlichkeit bloß stellten, damit sie ihr elendes Leben, so sie in ihrer Heimat führen müssen, endigen möchten, weil selbiges hundertmal bitterer als der Tod selbst wäre.“

Daß die Wilden ehemals ebenfalls eine so strenge Erziehung gehabt, erhellet aus den Ueberbleibseln, so noch bis auf gegenwärtige Zeiten beibehalten worden, und deren Ähnlichkeit mit denen Religionsübungen der heidnischen Geheimnisse ich gezeigt habe; die ihrer Einführung nach, wie ich angeführt, nichts anders als eine practische Schule waren, worin man den Grund eines neuen Lebens legte, das denen Absichten der Religion, Sittenlehre und der bürgerlichen Gesellschaft gemäs war.

Was noch einen neuen Beweisgrund zur Warscheinlichkeit an die Hand giebt, ist dieses, daß diese Erziehung der Creter und Lacedämonier von denen Barbaren entlehnet, die zuerst Griechenland bewonet, und mit den Sitten der thracischen und scythischen Völker übereinstimmig waren. Wenn wir auch dem Pausanias <sup>(55)</sup> glauben sollen, so geschahen diese grausamen Geißelungen der Lacedämonier vor der Bildseule der Diana orthia, welche er eben die taurische zu seyn versichert, die durch den Orestes und die Iphigenia entwendet, und von selbigen aus Scythien nach Griechenland, wie ich bereits gemeldet, überbracht worden.

Die Perser hatten eben dergleichen Erziehung, ehe sie sich der Assyrier, Meder und Lydier bemächtiget; und ehe die Ueppigkeit und Reichthümer dieser Monarchien Sybariten aus ihnen gemacht. Xenophon <sup>(56)</sup> machet uns auf den ersten Seiten der Cyropädie fast eben diese Abschilderung davon, wie die Schriftsteller von den cretischen und spartanischen Republiken thun. Er theilet diese Völkerschaft in vier Ordnungen, nach dem Unterschiede des Alters, ein. Jede Ordnung wohnte gemeinschaftlich in den grossen Hallen, welche bey den Griechen *Αγέλαι* und *Ανδραίαι* hießen. Daselbst wurden sie beinahe zu eben dergleichen Uebungen angehalten.

Ich wil hier nicht wiederholen, was ich von den Carbers der mittägigen Wilden, und von ihren von der Republik des Lycurgus wenig unterschiedenen Uebungen, bereits angeführt habe. So viel die andern anlangt, die nicht dergestalt gemeinschaftlich bey einander lebten; so ist gewis, daß sie nichts desto weniger harte Proben aushalten mußten, und eine strenge Art ihre Jugend zu bilden, bey ihnen eingeführt war. Ob sie gleich heut zu Tage nicht mehr diese nachamende und ordentliche Art, insbesondre in der Europäer und der Missionarien Nachbarschaft, beibehalten haben, indem man, so viel möglich gewesen, ihre alten Gebräuche abgeschafft; so trifft man dennoch eben den Sin und eben die Neigung zu einer strengen Erziehung bey ihnen an. Alle Anleitungen, die sie von ihren

Mm 2

Eitern

(54) CRAGIUS de repub. Laced. lib. 3.  
N O P H O N in Cyrop.

(55) PAUSANIAS in Laconicis.

(56) X E -



Eltern bekommen, bestehen in solchen Dingen, die fähig sind, ihren Muth durch die Belspiele der Vorfaren anzukräftigen, und sie aufzumuntern, ihren Fusstapfen zu folgen; sie in ihren Gewonheiten und Gebräuchen wohl zu unterrichten, und ihnen die Liebe zu der Ehre einzufößen, welche sie durch ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit erwerben können. Zu diesem Ende wird ihnen Bogen und Pfeile in die Hände gegeben, so bald sie dergleichen nur führen können; mit selbigen gehen sie lange Zeit, als mit einem Kinderspiele, um: indem aber mit den Jahren ihre Leibesstärke durch eine Verkürzung ihres Müßigganges zunimt, so machen sie endlich eine nöthige Uebung daraus, und werden almählich darinnen vollkommen.

Da überdis ihre Lebensart an sich selbst hart ist, und ihnen verschiedene zur Nahrung nöthige Dinge ermangeln, so tragen solche zu ihrer Abhärtung und Erduldung Hungers und Durstes, Hitze und Kälte und anderer Beschwerlichkeiten, unter welchen wir gewis unterliegen müßten, weil wir eine weiche und alzuempfindliche Erziehung bekommen, nicht wenig bey.

Die Knaben der Wilden üben sich beständig unter einander: sie ergößen sich mit Balgen und Faustschlagen; eine Uebung, die Lycurgus den Seinigen befohlen. Wenn sich zween Widersacher mit einander dergestalt ernstlich schlagen, daß die Schranken eines Spiels überschritten werden; so ist die Gelassenheit der andern bey der Gelegenheit bewundernswürdig, und ich bin sehr dadurch gerührt worden. Sie machen um die Streiter einen Cirkel, und lassen sich selbige zusammen raufen oder spielen, wie sie es nennen, so lange es ihnen gefället, und geben müßige Zuschauer dabey ab. Niemand mischt sich drein, auch nicht einmal die Brüder. Keiner bringt sie aus einander, wenn der Spas nicht alzugrob wird, oder die Partey ungleich ist. Nachher ergößen sie sich mit Auslachung desjenigen, der den Kürzern gezogen.

Da sie aber dergleichen öffentliche Uebungen nicht mehr haben, welche zu der Ordnung der Sitten etwas beitragen können; so haben sie von dieser genauen Disciplin, wodurch sie auch wider ihren Willen tugendhaft werden mußten, ziemlich nachgelassen. Ihre Eltern thun zwar was sie können, und bringen ihnen gute Lehren bey; indessen können sie doch ihre eigene Beispiele nicht anführen, weshalb denn auch ihre Bermanungen nicht kräftig genug sind, sie von den Lastern abzuleiten. Ihre Mütter, die ihre Befelshaberinnen seyn, haben den Nachdruck nicht, sie zu bestrafen und zu bessern, wenn sie ihrer Schuldigkeit kein Gnüge leisten. Sie lassen dieselben also in den Jahren ihrer Kindheit machen was sie wollen, unter dem Vorwand, daß sie noch nicht zu Verstande gekommen; und wenn ihnen die Jahre mehr Nachdenken zuwege gebracht, sie sich alsdenn wol von selbst bessern würden. Gewis ein übler Satz, der der lasterhaften Gewonheit alzu sehr schmeichelt, als daß sie selbige nachher ablegen sollten. Die grössste Züchtigung, womit sie die Kinder in der Jugend belegen, bestehet darin, daß sie ihnen Wasser ins Gesicht gießen, oder ihnen wenigstens damit drohen. Wenn sie mehr und mehr heran wachsen, begnügen sie sich blos damit, ihnen ihre Schuldigkeit vorzuhalten; der sie aber nicht allemal nachzuleben gesonnen sind. Uebrigens unterstehet sich niemand sie zu schlagen, oder an ihrer Besserung mit Nachdruck zu arbeiten. Indessen sind die Kinder doch ziemlich gelehrt, und haben noch einige Achtung für diejenigen ihrer Cabane, und Ehrfurcht für die Ältesten, gegen welche sie sich nicht leicht vergehen werden. Woraus abzunehmen, daß bey der Kinderzucht die Gelindigkeit mannigmal kräftiger als die Härte, und insbesondre übertriebene Züchtigungen, zu seyn pflaget. Uebrigens sind die Wilden überhaupt so empfindlich,

lich, daß es nichts außerordentliches ist, wenn sie sich eines etwan harten Verweises halber, entweder durch Gift, oder auf eine andere Weise ums Leben bringen.

§. 7.

Athenrosen, oder die besondere Freundschaften unter den jungen Leuten, die sich beinahe auf einerley Art in ganz America, von einem Ende bis zum andern, eingeführet befindet, ist der merkwürdigste Umstand ihrer Sitten, weil er einen der rührendsten Artikel des Altertums in sich begreift. Diese sol uns auch dazu dienen, das zu erlernen, was dieserhalb insbesondre bey der cretischen und spartanischen Republik gebräuchlich gewesen. Besondere Freundschaften.

Man hat die Gesezgeber dieser Republiken beschuldigen wollen, als ob sie durch ihre Geseze dasjenige bestätiget hätten, was einige Schriftsteller seitdem angeführet, und welches man uns unter den verhassten Namen Amator und Amatus, die anstat *Φιλήτωρ* und *κλέι- vos* gebraucht worden, und in Griechenland diesen berühmten Liebhabern beigeleget worden, zu verstehen geben wollen. Plutarchus <sup>(57)</sup> aber, Xenophon <sup>(58)</sup>, Maximus von Tyro <sup>(59)</sup>, Aelianus <sup>(60)</sup>, und viele andre haben sie vertheidiget. Es ist auch nicht warscheinlich, daß solche weise Gesezgeber etwas behauptet haben solten, wodurch ihrer Republik ein ewiger Schandfleck angehangen seyn würde. Denn obgleich die Griechen ungeheuren Lastern ergeben waren, die auch leider fast durchgängig mehr als zu bekant worden; so führet doch das Laster, von was vor Beschaffenheit es auch ist, allemal ein merkliches Kennzeichen der Schande mit sich, weshalb die, so solches begeren, auch selbst mitten unter den Barbaren jederzeit die Finsternis suchen.

Diese Ursache ist mehr als hinreichend, uns zu überzeugen, daß, wenn dasjenige unter den Lastern, welches das abscheulichste ist, und der Vernunft widerstehet, mit dergleichen Freundschaftsverknüpfungen verbunden gewesen seyn solte; die Gesezgeber sich gewis gehütet haben würden, solches dergestalt zu Ehren zu setzen, daß diejenigen, deren Freundschaft am meisten gesucht wurde, sich einen Vorzug und Ehre daraus gemacht, andre im Gegentheil, um deren Freundschaft man sich nicht beworben, eine Beschimpfung daraus abgenommen haben würden <sup>(61)</sup>.

Die Absicht dieser Gesezgeber war also diese, Freundschaften zu errichten, welche die Tugend zum Grunde hatten; die aus einer schamhaften Verknüpfung, einer unschuldigen Liebe und aus einem vernünftigen Umgange bestanden, von welcher das Laster auch so gar bis auf den Schatten verbannet, und eine gleichförmige Nachahmung zwischen dem Liebhaber und dem Geliebten, so wie sie Plato an verschiedenen Orten nennet, gewesen. Xenophon <sup>(62)</sup> vergleicht die Brünstigkeit und Eifersamkeit dieser Liebe der Lacedaemonier mit dem Zusammenhange der Herzen, die zwischen einem Vater und seinem Sohne angetroffen wird; und Maximus von Tyro <sup>(63)</sup> sagt, daß sie einer Liebe gleiche, die man auf eine schöne Bildseule geworfen haben könne.

Der Liebhaber lies sich beständig angelegen seyn, dem Vorwurfe seiner Gewogenheit, Neigungen zur Ehre einzusflößen; es lag ihm ob, ihm gute Beispiele zu geben, ihn zu bessern, oder den Feslern, so er begehen konnte, vorzubeugen: daß also die Republik, nach der Absicht des Gesezgebers, von dem Liebhaber die Verantwortung wegen der Aufführung des Geliebten forderte, der gleichsam als des erstern Lehrling angesehen ward.

Min 3

Die

(57) PLUTARCH. in Lyeurgio et Agesilao.

(58) XENOPH de rep. Lac.

(59) MA-

XIM. TYR. serm. 10.

(60) AELIAN. lib. 3 c. 10.

(61) CICERO de repub.

1 TRABO lib. 10.

(62) XENOPHON l. c.

(63) MAX. TYR. l. c.



Dieser konnte also keine Fehler begehen, wenn der andere sich nicht derselben Bestrafung unterwerfen, und die Züchtigung derer empfangen wolte, die sein Lehrling doch eigentlich verdienet hatte. Denn da der Geliebte allezeit jünger war, so verziehe man der Unvorsichtigkeit und Schwachheit seines Alters, wenn er etwas versehen hatte; die Bestrafung aber fiel auf den Liebhaber, weil er gehalten war, ein Aufseher und Gewärsmann des Betragens desjenigen zu seyn, den er liebte. Plutarchus <sup>(64)</sup> füret ein Beispiel von dieser Strenge an. Denn da einmahl einer von ihnen bey einem übertriebenen gymnastischen Spiele eine niederträchtige und einem Lacedämonier unanständige Klage von sich hören lassen; so habe man sich deshalb an seinen Liebhaber gehalten, und diesem die Bestrafung auferleget.

Unglücklich ist der Liebhaber, der wichtige Fehler begangen, und der, anstat seinen Schüler zur Tugend anzuhalten, ihm ein Beispiel des Lasters gegeben, und ihn dadurch zum Bösen gereizet. Denn, sagt Helianus, wenn es sich zutrug, daß er lasterhafte Begierden zu dem geliebten Gegenstande bey sich überhand nehmen lies, so war weiter keine Sicherheit für ihn zu Sparta, und er konnte einem schändlichen Tode nicht anders als durch die Flucht entgehen.

Die Art der Entführung vergleichen Freunde, deren die Verfasser gedenken, ingleichen die Mißbräuche, die sich mit der Zeit einschleichen können, gaben ohne Zweifel zu dem ungleichen Verdacht gegen die Gesetzgeber Gelegenheit, als ob diese die Laster, die daraus entstanden, durch ihre Gesetze gerechtfertiget. Die Laster aber schleichen sich aller Orten ein, und es wird nicht leicht etwas angetroffen, so nicht dem Mißbrauche unterworfen.

Wenn man dasjenige, was zu Sparta und Creta in Ansehung dieser Entführungen vorgieng, mit dem vergleichen wil, was ich in der Abhandlung von der Religion angeführt, so ich aus dem Verfasser der neuen Beschreibung von Virginien genommen; so wird man finden, daß der einsame Aufenthalt der jungen entführten Personen, die einige Monat auf dem Lande unter Aufsicht ihres Freundes zubrachten, vielleicht eine Art der Einweisung und eine zur Religion gehörige Uebung, eben wie in America, gewesen.

Dieses scheint um so mehr gegründet zu seyn, da bey Zurückkunft dieser jungen Leute diejenigen, die sie eingeführt hatten, gehalten waren, einem jeden einen Stier zu schenken, womit dem Jupiter ein Opfer gebracht werden mußte, wie Strabo <sup>(65)</sup> bezeuget. In Böotien, alwo dergleichen Freundschaftsverbindungen ebenfalls, wie in Creta und bey den Lacedämoniern, eingeführt waren, wurde der aus Liebhabern und Geliebten bestehende Kriegeshaufen, welcher durch seine Einigkeit unüberwindlich war, *ἱεὸς λόχος*, oder cohors sacer genennet. Die Gesetze der Freundschaft scheinen in ganz Griechenland gemein gewesen zu seyn, und wenn wir auf die Geschichte der ersten Zeiten achtung geben, so werden wir finden, daß sich fast alle Helden dergestalt mit einem Freunde vereiniget, der ein Gefährte ihres Glücks und Unglücks war. Vergleichen zum Exempel Hercules und Iolaus, Theseus und Pirithous, Achilles und Patrocles, Aeneas und Achates, Orestes und Pylades u. s. w. gewesen. Plutarchus im Leben Pelops versichert, daß, zum Andenken der Freundschaft des Hercules und Iolaus, die Liebhaber und Geliebten zu dem Grabe des letztern Geschenke gesendet, und die Bande der Freundschaft durch Eidschwüre, die sie in seinem Namen und dessen Anrufung gethan, befestiget.

Die

(64) PLUTARCH. in Lycurgo.

(65) STRABO lib. 10.

Die Brasilianer nennen dergleichen Art Freunde *Atur Affap*, oder vollkommen Verbundene. *Levi* <sup>(66)</sup> versichert, daß die durch dergleichen Freundschaft errichtete Vereinigung so stark sey, daß alle ihre Güter ihnen unumgänglich gemein seyn müssen; gleich als ob sie beide nur Eine Person ausmachten, auch daß sie sich nicht mehr, so wenig in des einen als andern Familie, in verbotenen Graden verheiraten dürfen; gleich als ob unter ihnen die nächste Blutsfreundschaft obwaltete.

Diese Freundschaftsverbindungen unter den mitternächtigen americanischen Wilden geben zu keinem Verdacht eines Lasters Anlas, ohnerachtet dergleichen darunter entweder wirklich verborgen ist, oder doch seyn könnte. Sie sind ihrem Ursprunge nach sehr alt; durch die beständige Beobachtung besonders ansehnlich; und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, heilig in der Vereinigung derer, die sie errichten; deren Bande eben so enge zusammen geknüpft sind, als die Bande der Blutsfreundschaft und Natur, auch nicht gerrennet werden können, wenn nicht einer oder der andere von ihnen, sich durch allerhand Niederträchtigkeiten, wodurch sein Freund verunehret wird, derselben unwürdig macht, und ihn nötiget, sich seines Bündnisses zu entschlagen; wie mir einige Missionarien verschiedene Beispiele davon erzählt haben. Die Eltern sind die ersten, solche anzukünden und ihre Vorrechte zu verehren. Sie sind ehrwürdig in ihrer Wahl, indem sie sich auf eine übereinstimmende Verdienstlichkeit nach ihrer Art, auf eine Gleichförmigkeit der Sitten, und auf solche Eigenschaften gründen, wodurch die Nachahmung angefeuert wird, nach welcher ein jeder wünschet ein Freund von dem zu seyn, der nicht nur im mehrsten Ansehen steht, sondern dergleichen auch wirklich verdienet.

Diese Freundschaften werden durch Geschenke erkauft, welche der Freund demjenigen bringet, dessen Gewogenheit er zu erhalten verlangt. Sie unterhalten sich durch gleichstimmige Kennzeichen der Wohlgewogenheit; sie werden Jagd- Krieges- und Glücksgefärten; und haben Ein Recht zur Nahrung und zum Unterhalte, sowol in des einen als andern Cabane. Die vollkommenste Höflichkeit, die ein solcher Freund dem andern erweisen kan, ist diese, daß er ihm den Namen Freund giebt. Endlich werden diese Freundschaften mit ihnen alt, und sind so wohl befestiget, daß man oftmalen eben so etwas heldenmüthiges, als zwischen dem *Orestes* und *Pylades*, antrifft.

*Garnier* hat mir versichert, er habe von einem Wilden vernommen, daß sie oftmalen unter sich angemerkt, daß, wenn ein Slave verbrant würde, man als eine untrügliche Vorbedeutung ansehen könne, daß derjenige, den der Slave in seinem Todtengefange nennete, selbst bald gefangen und eben dergleichen Schicksal haben würde. Hiebei hatte er diese Gedanken: daß, wenn auch diese Vorbedeutung durch den Erfolg bestätigt würde, dennoch nichts besonders dabey anzutreffen sey: denn da der Slave seiner Gewogenheit nach, denen, die ihn brennen, drohet, und den, mit welchem er in einer solchen genauen Freundschaftsverbindung steht, zu Hülfe ruft; dieser auch durch den Verlust seines Freundes, von dessen Schicksal er bald Nachricht erhalten kan, gerührt wird; so säumet er nicht, in der Hoffnung seinen Freund zu rächen, sich ebenfalls dieser Gefahr bloß zu stellen: woben er fast allezeit das Opfer seiner Verwegenheit wird, die ihm die Bedaurung des Todes seines Freundes und der Schmerz über dessen Verlust einflößet.

Gleichergestalt habe ich auch in einer Erzählung <sup>(67)</sup> gelesen, daß unter einigen Gefangnen, die man nach *Onnontaga* gebracht, sich zween dergestalt verbundene Freunde befunden.

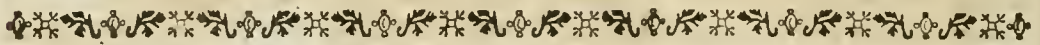
(66) *LEVI* hist. de Brasil. ch. 20.  
1670. c. 7.

(67) *Relat. de la nouv. France pour les années 1669.*



befunden, daß, als man den einen zum Feuer verdammet, dem andern aber das Leben geschenkt, dieser letztere darüber ungemein betrübt geworden, daß man seinem Gefärten nicht eben diese Gnade wiederfahren lassen, und durch seine Klagen und Drohungen diejenigen, die ihn an Kindes stat angenommen, genötiget, ihn ebenfalls dieser Strafe zu überlassen. Beide wurden also hingerichtet; und der Missionarius, der solches erzälet, bemerkt, daß er noch so glücklich gewesen, beide zu taufen, und sie als Christen sterben zu sehen; wodurch denn auch die Troquoisen sowol, als durch den Eifer und Beflissenheit der Missionarien, nicht wenig bewegt wurden.

Bey einigen Missionen haben die Missionarien dergleichen Verbindungen, wegen des daraus zu besorgenden Misbrauchs, unterdrucket, ohne jedoch die eigentliche Ursache anzuführen. Die Wilden haben sich auch dieses gar wohl gefallen lassen, weil dergleichen Freundschaften ungemein kostbar sind, und aus dieser Ursache viele Beschwerlichkeiten mit sich führen.



## Sechstes Hauptstück, Beschäftigungen der Manspersonen in ihren Dörfern.

### Inhalt.

|                                                                                                                                                                          |                                                                                                                                             |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Einleitung §. 1. Dörfer 2. Cabanen 3. Cabanen der Troquoisen 4. Kleidung 5. Art Felle zuzubereiten 6. Eausische oder eingebrante Gemälde in die Häute 7. Vergleichen auf | die menschliche Haut 8. Eausische und hieroglyphische Gemälde 9. Vergängliche Gemälde 10. Religionsgebrauch, die Haare zu verschneiden. 11. |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

### §. 1.

Einleitung.

**D**er Mensch, zur Arbeit geboren, wird in der Murre träge und verdroffen. Es ist notwendig, daß er sich mit einigen Beschäftigungen abgebe. Hat er nichts zu thun, so sucht er etwas, und verschafft sich einen Zeitvertreib. Oftermalen machet er sich auch in Ermangelung einer bessern Beschäftigung dadurch etwas zu thun, daß er sich entweder selbst oder andere beunruhiget. Dieser Satz, der in Absicht der meisten Manspersonen unter den europäischen Völkern seine ziemliche Richtigkeit hat, indem man bey selbigen viel Lebhaftigkeit und Thätigkeit findet, ist in Ansehung der americanischen Wilden nicht durchgängig von eben der Beschaffenheit. Denn diese suchen in dem Müßiggange eine Ehre; Trägheit, Achtlosigkeit und Faulenzen trift man in ihrem Geschmacke und in der Anlage ihrer Gemütsbeschaffenheit an: dergestalt, daß, da sie weder Wissenschaften noch Gewerbe, und über dieses gar keine oder wenig mehr von den angeordneten Leibesübungen der vergangnen Zeiten übrig haben, wodurch sie in Orden gesetzt werden könnten, sie die allermüßigsten Menschen auf der Welt seyn. Und wenn man gewisse Kleinigkeiten ausnimmt, welche nicht viel Zeit, vielweniger einigen Zwang und Fleis, erfordern; so trift man sie mehrentheils mit zusammengeschlagenen Armen an: und sie bringen ihre Zeit mit nichts anders, als Zusammentünsten, singen, essen, spielen, schlafen und müßiggehen zu.

So hart auch die Lebensart der Lacedämonier und Creter war, und was auch die Gesetzgeber dieser Republiken vor Vorsicht möchten gebraucht haben; so kan man doch nichts destoweniger von ihnen sagen, daß, da sie blos den Krieg zum Vorwurf, und alle Künste und Wissenschaften von sich verbannt hatten, ihr Leben eigentlich nichts anders, als ein müßiges und untthätiges Leben war; wodurch ein Dichter, dessen St. Paulus (1) Erwennung thut, bewogen worden, letzteren den nicht alzurümlichen Namen der faulen Bäume beizulegen, welcher mit zwey Worten einen vollkommenen Begriff von dieser Faulenzerey giebt, in welche sie hauptsächlich zu der Zeit gefallen waren, als sie von der Strenge ihrer ersten Disciplin sich entfernten, und sich durch die Weichlichkeit gänzlich entkräften ließen.

Die mühsamsten Beschäftigungen ihres Antheils bestehen darin, daß sie ihre Festungen umpfälen, ihre Cabanen entweder erbauen oder ausbessern, die Felle, woraus sie ihre Kleider machen, zubereiten, an einigem geringen Hausgeräthe arbeiten, ihre Kriegsjagd- oder Fischeireihrüstungen in Stand setzen, und sich nach ihrer vollendeten Arbeit putzen.

## §. 2.

Zum Anbau ihrer Dörfer suchten sie ziemlich wohl gelegene Verter aus. Sie richteten, Dörfer, so viel sie immer können, dieselben mitten in den besten Ländereien, auf einer kleinen Anhöhe, von welcher sie, wegen besorglichen Ueberfals, das Feld übersehen können, und an dem Ufer irgend eines Baches, auf; der, wenn es seyn kan, um sie herum fließt, und um ihre Festungswerke, so viel die Kunst zu einer an und vor sich schon festen Lage hinzufügen kan, gleichsam einen natürlichen Graben machet. Mitten in ihren Dörfern lassen sie einen ziemlich grossen Platz, um ihre Versammlungen daselbst zu halten. Die Hütten sind sehr nahe an einander gebauet, weshalb sie in beständiger Feuersgefahr leben; indem die Materialien dazu ohnedis schon gar zu sehr verbrenlich sind. Ihre Gassen sind freilich nicht nach der Schnur angeleget, inmassen ein jeder dahin bauet, wo ihm der Erdboden am tauglichsten und am wenigsten steinig zu seyn scheint.

Die dem Feinde am meisten blos gelegene Dörfer sind mit einer, zu fünfzehn bis zwanzig Fus hohen und aus einer dreifachen Reihe bestehenden, Umpfälung befestiget, davon die mittelfte Reihe gerade und senkrecht, die andern aber kreuzweis, gleich den Spanischen Reutern, verschränket, und durchgängig mit grossen starken und zu zehn oder zwölf Fus hohen Rinden gefüttert ist. Inwendig bringen sie, längst dieser Umpfälung, eine Art Banquette oder runde Wege an, die durch quer liegende Bäume verfertiget werden, welche sämtlich an die Umpfälung anschließen, und auf grossen in die Erde befestigten hölzernen Gabeln ruhen. Hieselbst haben sie, nach gewissen Zwischenräumen, Redouten oder Schilderhäuser angeleget, welche sie zu Kriegeszeiten mit Steinen, um sich damit, im Fal einer Erseizung, zu vertheidigen, und mit einem grossen Vorrat Wasser, zu Auslöschung des Feuers, anfüllen. Auf selbige steigt man auf Stämmen von Bäumen, in welche Stufen eingehauen werden, die ihnen stat einer Leiter dienen. Die Umpfälung hat auch ihre nach Schiesscharten Art angebrachte Oefnungen.

Die Natur des Erdreichs bestimmet die Gestalt ihres Umfanges. Es giebt viele eckichte, die meisten aber haben eine runde und sphärische Gestalt, gleich den mehresten Städten der Alten. Die Umpfälung hat nur Einen Ausgang durch eine enge Thüre, welche

(1) Tit. 1, 12.



welche richtig angeleget, und mit Querbalken dergestalt verwaret ist, daß man nur seitwärts durchkommen kan. Sie tragen auch Sorge, daß zwischen der Umpfälung und Cabanen oder Hütten ein ziemlich geraumer Weg frey bleibet. Diese Dörfer sind nicht sonderlich volgestopft, und es haben die größesten nicht viel über hundert Cabanen von einem, zwey, drey, fünf oder mehr Feuerherden, worin oftermalen verschiedene Haushaltungen geführt werden.

Die Wilden in dem beiderseitigen America haben beinahe einerley Art ihre Dörfer zu befestigen; doch bey denen mittägigen und überhaupt bey denen herumirrenden Völkern ist es nicht so gar gebräuchlich, zu diesen Arten von Befestigungen ihre Zuflucht zu nehmen, daferne sie nicht wirklich mit ihren Nachbarn im Kriege leben, und den Ausfällen ihrer Feinde gar zu sehr ausgesetzt sind.

## §. 3.

Cabanen.

Die Cabanen oder Hütten aller dieser Nationen sind noch heut zu Tage Zeugen der Armseligkeit und Gnüglosigkeit der Menschen, die in der Kindheit der Welt gelebet haben. Und wenn man die Einwohner in Peru und Mexico, als welche kleine steinerne Häuser baueten, worin doch weder Pracht, Kunst, noch Bequemlichkeit anzutreffen war, nebst andern Völkern ihrer Nachbarschaft ausnimmt, die ihre Häuser mit Kalk oder Ciment, mäßig genug, überstrichen; so bestehen die Wohnungen der übrigen Wilden aus nichts als aus elenden Löchern oder Strohhiitten, welche in dem Altertume unter den Namen Mapalia oder Tuguria bekant, und fähig sind, allemal einen vollkommenen Begriff von der Dürftigkeit der ersten Zeiten zu machen.

Die Geschichtschreiber malen uns die ersten Menschen nicht anders ab, als ob sie nur in den Klippen der Felsen oder in hohlen Bäumen ihren Aufenthalt gehabt. Was haben also die Völker im mitternächtigen America, samt denen, die gegen Mittag in einem Lande wohnen, woselbst sie durch die vielfältigen Ueberschwemmungen in beständiger Gefahr zu erlaufen schweben, zu dieser Barbarey hinzugefüget? Die Estimaux, die Wilden aus der Strasse Davis, in Novazembla und Californien verbergen sich in Hölen, welche ihnen die Natur zu Ersparrung der Mühe zubereitet hat; oder sie bereiten sich dergleichen durch ihrer Hände Arbeit, in welchen sie einen sehr lang daurenden Winter über, fast ohne heraus zu kommen, zubringen. Hierin sind sie wenig von den wilden Thieren unterschieden, welche sich Schlupfwinkel in die Erde wühlen: so wie sie hingegen im Sommer auf freiem Felde, entweder unter Bäumen, oder höchstens unter einigem aus Häuten der Seewölfe verfertigten Hüttenwerk wohnen. Sie müssen also notwendig sehr abgehärtet und der rauhen Luft gewonet seyn, daß sie sich dergestalt in einer so strengen Himmelsgegend auf diese Art behelfen können. An dem Ufer des Orenoks, des Amazonenflusses und in einigen andern Gegenden, siehet man Dörfer in der Luft mitten in Sümpfen und Morästen. In diesen überschwemten Ländern ragen Palmenbäume von erstaunender Größe hervor, welche dichte bey einander wachsen. Auf diesen Palmen richten die Eingeborne des Landes ihre Wohnungen auf. Sie fügen diese Bäume durch Querbalken zusammen, und erbauen auf dem zwanzig oder dreißig Fuß hoch von der Erde errichteten Fußboden Wohnungen, welche viel eher für Habichte als Menschen angeleget zu seyn scheinen. Man sagt, daß es ein Vergnügen seyn sol, wenn man die Weiber, die ihre Kinder nebst ihrem Hausgeräthe aufgepackt haben, auf groben ästigen Stämmen in diese ihre Nester mit besondrer Hurtigkeit hinauf steigen siehet. Diese Völker suchen sich aber nicht allein durch diese außerordentliche Freistädte vor den Ueberschwemmungen sicher

zu ſtellen, ſondern ſie decken ſich auch dadurch vor den plötzlichen Ueberrumpelungen ihrer Feinde, wider die Ueberfälle der Crocodile und der Tiger, und wider die Beſchwerlichkeit der Mücken, ſo Couſins genennet werden, als die nicht ſo hoch fliegen können, und ihnen ohne dieſe Vorſichtigkeit unerträglich fallen würden. Die Eroberer von Neuſpanien trafen zahlreiche Völker auf dieſe Art wohnen an, welche ihnen, ehe ſie überwunden wurden, viel zu ſchaffen machten, auch viel Volk von den ihrigen zu Grunde richteten. An der Küſte von Guinea in Africa giebt es noch alte atlantiſche Völker, namentlich Veteres, deren Dörfer ebenſals in die Luft auf Pfeilern mitten im Waſſer erbauet ſind <sup>(2)</sup>.

Die herumirrenden Völker, als die Algonquinen, welche ſich nicht lange an einem Orte aufhalten, begnügen ſich mit ungemein niedrigen Hütten, worin ſie, unter einer groſſen Menge Hunde, die ſie füttern, durch einander liegen, und ſich in dem Mittelpunct der Unreinlichkeit und Unflätereſey befinden. Diejenigen Nationen aber, welche ein ſtätiges Leben führen, haben etwas geräumlichere und dauerhafte Wohnungen.

Die Häuſer der alten Egyptianer waren, dem Diodorus Siculus <sup>(3)</sup> zu Folge, von Schilfrohr erbauet. Plinius <sup>(4)</sup> ſagt eben dieſes von den hyperboräiſchen Völkern. Ried, Rohr, Holz und Palmenblätter, nebst der Rinde von Ulmen- und Birkenbäumen, ſind gegenwärtig der Wilden Baumaterialien.

So viel ihre Form anbelanget, ſo ſind einige rund, gleich den Buden oder Gezelten der Alten, und den Thürmen der Moſynöcier, Tyrrhenier und der pariſiſchen Gallier. Alſo ſind die Cabanen der Völker in Florida, der Natchen in Louiſiana, und verſchiedener andrer, beſchaffen.

Die Carbers und Hütten der Caraißen ſind länglich rund <sup>(5)</sup>. Ein gemeines Carbet oder Hütte hat ungeſär ſechzig oder achtzig Fuſ in der Länge, und iſt aus groſſen, achtzehn bis zwanzig Fuſ hohen, Gabeln zuſammen geſetzt. Auf dieſe Gabeln legen ſie einen Latanier \*) oder andern ſehr geraden Baum, welcher dazu dienet, daß ſie die Sparren daran befeſtigen, die auf beiden Seiten die Erde berühren. Dieſe bedecken ſie mit Latanienblättern, mit Rohr, Ried, Vinſen oder anderm Laubwerk, das ſie ſo geſchickt zuſammen zu fügen wiſſen, daß ſie ſich gar gut vor Regen und andrer rauhen Witterung darunter bedeckt halten können. Weil aber dieſe Carbers kein ander Licht haben, als das durch

N n 2

die

(2) LOYER Relation du voyage d'Ifny p. 158.

(3) DIODOR. SICVL. lib. I c. 7.

(4) PLINIVS lib. 16 c. 36.

(5) DU TERTRE traité 7 c. 1 §. 18. ROCHE.

FORT Hiſt. morale des Antilles c. 15.

\*) Der Latanier iſt eine Art eines Palmkaums. Er wächst aus einer dicken Wurzel Erde, und iſt faſt niemals ſtärker als ein Fuſ. Er wächst durchgängig gleich und gerade wie ein Pfeil. Öftermalen erreicht er die Höhe von 40 bis 50 Fuſ. Er iſt von einem eiſenharten Holze eines Fingers dicke umgeben, und das übrige iſt fäſerich wie das Herz des Palmkaums; anſtat der Zweige hat er lange Blätter, welche, wenn ſie aufbrechen, oben rund, unterwärts aber wie ein Fächer gefaltet ſind. Dieſe ſind an groſſe Stengel befeſtigt, die aus einer fäſerichten Materie entſtehen, welche den Körper des Baums, gleich einer dicken rothen und ſehr hellen Leinwand, umgiebt; wenn dieſe

Blätter mit kleinen Nuten zuſammengebunden werden, ſo dienen ſie zur Bedeckung der Hütten, und die Haut, die man über den Böſen ablöſet, iſt tüchtig, Siebe, Körbe, nebst andern Curioſitäten daraus zu machen, welche die Wilden unter ihrem Hausgeräthe für das ſchätzbarſte halten. Gleichſals machen ſie aus dem Holze dieſes Baums Bogen, Keulen, deren ſie ſich anſtat der Degen bedienen, Jagayes, ſo kleine Lanzen ſind, die ſie mit der Hand nach ihren Feinden werfen; deſgleichen verſehen ſie auch die Spitzen ihrer Pfeile damit, die dadurch eben ſo durchdringend werden, als wenn ſie wirklich mit Eiſen beſchlagen wären.



die Thüren hinein fällt, die über dieses so niedrig sind, daß man selten ungebückt hindurch kommen kan; so ist es ordentlicher Weise sehr dunkel darinnen, und der Rauch des Feuers, welches ein jeder unter seinem Hangebette sorgfältig unterhält, mus solglic sehr beschwerlich fallen. Die besondern Hütten sind von eben der Form als die Carbets. Die Weiber, welche selbige bewonen, halten sie sehr reinlich, und scheuren sie mit grosser Sorgfalt; desgleichen thun auch die jungen Leute. Der Pater du Terrre sagt: daß sich in einem Carbet, ausser der ordentlichen Thüre, noch eine andere etwas kleinere finde, durch welche kein Wilder zu gehen sich unterstehe. Sie halten dafür, daß selbige den Geistern gewidmet sey, wenn sie von ihren Boyen oder Warsagern in ihren magischen Beschwörungen gerufen werden.

Die Cabanen der Brasilianer sind in Gestalt einer Sommerläube gemacht, und bestehen aus eben den Materialien, so die Caraiiben brauchen. Sie sind sehr lang; fünf oder sechs Cabanen machen ein grosses Dorf aus. Denn mannigmal sind in jeder Cabane sechzig oder achtzig Personen befindlich, die in verschiedene Haushaltungen abgetheilet sind.

Man hat den Troquoisen nicht ohne Ursache den Namen Socinnonsionni, oder Cabanenbauer gegeben. Denn diese sind in der That diejenigen, welche die bequemsten Wohnungen in ganz America haben. Inzwischen ist ihnen diese Benennung nicht dergestalt eigen, daß nicht auch die Huronen und ihre andern Nachbarn damit beleget werden könnten, als welche eben die Bauart von ihnen angenommen haben.

## §. 4.

Cabanen der  
Troquoisen.

Diese Cabanen sind ebenfals von der Form einer Sommerläube, oder eines mit Bogen gedeckten Gartenganges. Sie sind fünf bis sechs Klastern verhältnismässig hoch, und je nachdem viel oder wenig besondre Feuerstätte darinnen angeleget werden, lang. Jede Feuerstätte beträgt in der Länge zwanzig oder fünf und zwanzig Fus mehr, als diejenigen Hütten, die nur deren eine haben; als welche niemalen die Zahl von dreißig oder vierzig Fus überschreiten. Eine jede dieser Cabanen ruhet bey jeder Feuerstätte auf vier Säulen, welche gleichsam der Grund und die Stütze des ganzen Gebäudes sind. Man pflanzt in dem ganzen Umfange, das ist, in der Länge auf beiden Seiten und an beiden Giebeln, Stangen; um die Rinde von Ulmenbäumen daran zu befestigen, welche die Mauer abgiebt. Diese binden sie mit Bändern, die aus der innern Schale oder zweiten Rinde des weissen Holzes gemacht sind, an. Wenn das Viereck aufgerichtet ist, so wird das mittellste mit den Stangen, die in einem Bogen gekrümmet sind, ausgebauet, und ebenfals mit Rinde, eine Klafter lang und eines Fusses oder funfzehn Zol breit, bedeckt. Diese Rinde wird, wie die Ziegel oder Schiefer, über einander geleyet. Auswärts befestiget man sie an neue Stangen, welche denen gleich sind, die den innern Bogen ausmachen, und füget überdis noch lange Stücke gespaltener junger Bäume hinzu, welche sich, von einem Ende der Cabane bis zum andern, die ganze Länge hin erstrecken, und an den äussersten Enden des Dachs, auf den Seiten oder Flügeln durch hölzerne Haken, die zu dem Ende von einer Weite zur andern eingeschlagen sind, fest gehalten werden.

Die Baumrinde wird lange Zeit vorher zubereitet. Man schälet die Bäume, wenn der Saft hineintrit, weil man selbige alsdenn besser abziehen kan. Wenn man ihre äussere Fläche, die sehr höckericht ist, abgeschabet, so schichtet man sie dichte auf einander, damit sie nicht eine unrichtige Beugung bekommen, und also lässt man sie trocken werden. Auf gleiche Weise werden die Stangen, und das zur Errichtung der Gebäude nötige Holz, zubereitet. Und wenn die Zeit komt, daß Hand an das Werk geleyet werden sol; so wird

wird die Jugend des Dorfs eingeladen. Man giebt ihr zur Aufmunterung eine Ergözzlichkeit; daß also das ganze Werk wenigstens in einem oder zwey Tagen aufgerichtet ist: Und dieses geschiehet vielmehr durch die Menge derer die daran arbeiten, als durch den Fleiß der Arbeiter selbst.

Wenn das Gebäude unter das Dach gebracht, so arbeiten diejenigen, die Theil daran haben, hernachmals nach ihrem Gutdünken an der innerlichen Auszierung, und andern nöthigen Abtheilungen nach ihrem Bedürfnis und Gebrauche. Der mittelfte Platz wird allemal zum Feuerherde genommen, dessen aufsteigender Rauch durch eine, oben in dem Forst der Cabane an gehörigem Orte gelassene, Oefnung hinaus gehet; welche Oefnung zugleich zu Mittheilung des Lichtes dienet. Weil diese Wohnungen keine Fenster haben, so werden sie blos von oben herunter auf eben die Art, als des Agrippa berühmter Tempel de la Rotonda, so noch zu Rom befindlich ist, erleuchtet. Diese Oefnung wird durch zwey Stücken bewegliche Rinde zugemachet, welche man auf oder zuklappet, nachdem man es nemlich bey einfallendem Regenwetter, oder bey gewissen Winden, die durch Zurücktreibung des Rauchs, viel Beschwerlichkeiten in den Cabanen verursachen würden, vor gut findet. Doch rede ich nur hier von denjenigen Cabanen, die nach Art der Troquoisen angeleget sind. Denn die, welche rund und nach Art einer Eisgrube erbauet worden, haben nicht einmal oben eine Oefnung; dergestalt daß sie weit dunkler sind, und man darin sich auch weit mehr räuchern lassen mus.

Längst denen Feuerherden erstrecket sich auf jeder Seite eine Erhöhung von zwölf bis dreizehn Fus lang, auch fünf oder sechs Fus tief, und beinahe eben so hoch. Diese Erhöhungen sind auf allen Seiten, ausser nach dem Feuer zu, verschlossen, und dienen ihnen zu Betgestellen und Sitzen. Sie breiten über die Baumrinden, wovon der Fusboden der Erhöhung gemacht ist, Decken von Binsen oder rauchen Häuten. Auf dieses Lager, welches zur Beförderung der Weichlichkeit und Bärenhäuterey eben nicht bequem ist, legen sie sich, ohne irgend eine andre Decke, als die sie des Tages über tragen, nieder. Von Kopfküssen wissen sie grösstentheils fast gar nichts. Ausser, daß einige, seitdem sie die europäischen Sitten gesehen, dergleichen aus einem Stücke Holze oder zusammen gerolleten Matten gemacht haben. Die am allerzärtlichsten sind, bedienen sich solcher, die aus Leder verfertigt und mit Hirsch- oder Elendshaaren ausgestopfet sind. Aber sie werden in kurzer Zeit so fettig und schmutzig, und sind so eckelhaft anzusehen, daß sie nur solchen Unflätern als die Wilden sind, zur Bequemlichkeit dienen können.

Der Boden der Erhöhung, auf welchen man sich niederleget, ist höchstens einen Fus hoch mit Erde verhöhet. Und dieses geschiehet deshalb, damit sie nicht von der Feuchtigkeit belästiget seyn wollen. Sie machen sie aber aus der Ursache nicht höher, damit sie auf der andern Seite, der Beschwerlichkeit des Rauchs überhoben seyn, welcher in den Cabanen fast unerträglich ist, wenn man darinnen aufgerichtet oder etwas erhöhet stehet.

Die Baumrinden, welche die Erhöhung oberwärts verschliessen, und gleichsam den Bethimmel ausmachen, dienen ihnen stat eines Schrankes und Speisekammer, worin sie vor den Augen aller Menschen ihre Schüsseln und alles kleine Hausgeräte legen. Zwischen den Erhöhungen sind grosse Kisten von Baumrinden, in Gestalt einer Tonne, fünf bis sechs Fus hoch, gesetzt, worein sie ihr Korn legen, wenn es ausgehülset ist.

Die mittägigen Wilden bedienen sich an stat dieser Erhöhungen, aufgehängner Betten, die man Hängematten nennet, und von Baumwolle gewebet, oder von der



Schale der Bäume sehr artig zubereitet sind. Sie befestigen selbige an die Hauptseulen ihrer Carbers oder Hütten, oder, wenn sie auf Reisen seyn, auch wol an die Bäume. Man schläft darinnen überaus bequem; und es ist ein Vergnügen, in der freien Luft unter dem Schatten des Laubwerks, während der grossen Hitze des Tages, dergestalt schattig zu liegen. Die Cariben verlassen sie nicht viel, und bringen die meiste Zeit darin zu, um an nichts zu gedenken. Diejenigen, die keine Hangematten haben, machen sich eine andre Art von Betten, die man Cabane nennen. Diese bestehen aus verschiedenen ins Gevierte die Länge und die Quere gelegten Stöcken, auf welche ein Haufen Blätter von den Bäumen Balisas und Bananas geschüttet werden. Sie sind gleichfalls an den vier Ecken aufgehängt, und werden durch Stricke, die aus Wurzeln oder Baumschale gemacht sind, fest gehalten.

Die irsquoisischen Cabanen haben auf beiden Seiten Ausgänge. An jeder Seite ist eine Art eines kleinen besondern Zimmers, und ein äusserer Vorhof.

Sowol in diesen besondern Behältnissen, als auch in dem freien Zwischenraume der Erhöhungen, legen sie kleine Cabinetter mit zwey Seiten an, worin sie ihre Matten vor die Kinder verwaren, wann sie eine zahlreiche Familie haben. Oder sie bedienen sich deren wol selbst zu der Zeit, wenn die Nachbarschaft des Feuers ihnen eben so nötig nicht mehr ist. Diese Cabinetter sind drey oder vier Fus erhoben, damit sie sich vor dem beschwerlichen Zuspruche der Flöhe sicher stellen können. Unter denselben verwaren sie ihren Vorrat von Brennholze.

Ihr äusserer Vorhof wird im Winter mit Baumrinde zugemacht, und dienet ihnen alsdann zum Holzstalle. Im Sommer aber öffnen sie selbigen allenthalben, damit sie die frische Luft genießen können. Einige breiten während der Sommerszeit ihre Decken auf das Dach dieser Vorhöfe, welches plat und nicht so erhöht ist, als das Dach der Cabane. Sie schlafen also unter freiem Himmel, ohne sich wegen der Abendluft sorgsam Gedanken einfallen zu lassen.

Ob man nun gleich in den Cabanen, längst dem Feuer auf beiden Seiten zwischen dem Feuerherde und den Matten, hin und her gehen kan; so ist es dessen ungeachtet doch kein bequemer Ort zum spazirengehen. Ueberhaupt sind die Wilden, sie mögen auch seyn wo sie wollen, daserne sie nicht wirklich auf der Reise sind, niemals im Hin- und Hergehen, sondern allezeit entweder sitzend oder liegend anzutreffen. Ja, wenn sie sehen, daß die Europäer, auf einem und eben demselben Wege immer hin und her gehen; so wundern sie sich darüber eben so sehr, als die spanischen Völker, von denen Strabo (\*) Erwähnung thut. Diese, als sie einige Hauptleute der römischen Armée auf diese Art spaziren gehen sahen, so glaubten sie, daß sie den Verstand verloren haben müßten, und boten ihre Dienste an, sie in ihre Hütten zu füren. Denn sie hielten davor, daß man entweder in seinem Gezelte stille sitzen, oder ein Verlangen sich zu schlagen haben müsse.

Die Thüren der Cabanen sind von beweglichen Baumrinden, die von aussen oberhalb aufgehangen sind. Da ist kein Schlos und kein Schlüssel. Vorzeiten verschlos man nichts bey den Wilden? wenn sie auf eine lange Zeit über Feld reiseten, so begnügten sie sich, ihre Thüren durch davor gelegte Querhölzer zuzuhalten, und sie solchergestalt vor dem Zuspruch der Hunde zu bewaren. Alle vergangene Jahrhunderte hindurch, haben sie in grosser Sicherheit und ohne sonderliches Misstrauen gegen einander gelebet. Die am argwönischten waren, trugen ihre besten Sachen zu ihren guten Freunden, oder vergruben

len sie in ein unter den Decken dazu besonders versertigtes Loch, oder an einen andern unbekannten Ort ihrer Cabane. Einige haben hingegen aniso Kisten oder kleine Kästgen. Andre aber verwaren ihre Cabanen an den Giebeln mit unformlichen starken Brettern, und machen in selbigen hölzerne Thüren, welche mit Schlössern versehen sind, die sie von den Europäern erhandeln, deren Nachbarschaft ihnen oftmalen auf ihre Unkosten zu erkennen gegeben, daß das Ihrige nicht allemal gar zu sicher sey.

Sie füttern ihre Thüren aus, damit sie sich gegen die Kälte und den Rauch schützen mögen; und machen aus Decken von Häuten oder Wolle, gleichsam noch eine andre. Bey gemeiner und gewöhnlicher Kälte sind ihre Cabanen ziemlich warm: wenn aber der Wind von Nordwest kömt, welcher in Canada eine strenge Witterung verursacht, die wol acht Tage mit solcher Heftigkeit anhält, daß auch die Steine zerspringen möchten, und die Kälte alsdann zu ihnen eingedrungen; so weis ich nicht, wie sie, zumal bey ihrer so schlechten Bedeckung, darinnen ausdauern können: vornemlich diejenigen, die weit von dem Feuer abliegen. Den Sommer über sind sie ziemlich kühle, aber voller Flöhe und Wanzen. Ueberdem sinkt es nicht wenig darinnen, zumalen wenn sie ihre Fische über dem Feuer dörren.

Die Häuser der Lacedämonier <sup>(6)</sup> waren ohne Zweifel weder prächtiger noch bequemer. Denn ihr Gesetzgeber hatte ihnen befohlen, solche aus blossem Holze zu bauen, und zu Errichtung derselben kein ander Werkzeug als eine Art oder höchstens eine Säge zu Verfertigung der Thüre zu gebrauchen. Er wolte ihnen weder ein ander Instrument noch andre Materialien gestatten, welche die Einwohner mit der Zeit hätten anreizen können, sich von dem gemeinen Mann durch dauerhafte und mit mehrerer Nettigkeit versertigte Gebäude zu unterscheiden zu suchen. Er fürchtete eine Nachseifung, welche Gelegenheit zur Pracht und Verschwendung gegeben und sie dadurch aus dem Stande der Mäßigkeit und Gleichheit gesehet haben würde, welche er doch als die einzigen Mittel betrachtete, wodurch die Republik in demjenigen blühenden Stande erhalten werden konte, woraus die, dem Schein nach, am besten eingerichteten Reiche fallen, wenn Privatpersonen die Grenzen der Mäßigung überschreiten.

### S. 5.

Unsre ersten Eltern merkten ihre Blöße nicht ehender, als nach dem Falle. Sie Kleidung wurden zwar selbst dadurch in Verlegenheit gesehet; doch sie thaten auch weiter nichts, als dem Wohlstande nachzuleben, und dasjenige, was die Schamhaftigkeit verletzen konte, mit einigen Feigenblättern zu bedecken <sup>(7)</sup>, ohne sich dadurch gegen die Strenge der Jahreszeit zu schützen. Gott machte ihnen hiernächst Kleider von Fellen <sup>(8)</sup>. Adam und Eva flößten ihren Kindern sonder Zweifel ein, sich nach diesem Beispiele zu kleiden, und einander diese Ehrfurcht zu erweisen, damit sie nicht eben der Schande blos gestellet würden, welche sie empfunden hatten, als ihnen nach dem Falle ihre Augen gedöfnet wurden. Es scheint aber nicht, daß ihrem Rathe oder Befehle durchgängig nachgelebet worden. Einige von den ungeschlachtesten Völkerschaften, insbesondre diejenigen, die unter einem heissen Himmelsstrich wohnten, blieben, wo nicht ganz und gar, doch beinahe völlig nackend. Einige andre bedeckten sich auf keine andre Art, als die ersten Menschen bey dem ersten Augenblicke ihrer Beschämung thaten, und gebrauchten sie dazu nichts als Blätter, Porcellain, Baumrinden und einige düngewehte leichte Gürtel. Der meiste Theil glaubte, daß es genug sey, dasjenige allein zu bedecken, wodurch die Scham

(6) PLVTARCH. in Lycurgo.

(7) 1 B. Mos 3, v. 7.

(8) 1 B. Mos 3, v. 21.



Schamhaftigkeit beleidiget werden konnte. Es sey nun, daß sie, entweder aus Faulheit oder Mangel des Fleisses, ihrer Nothwendigkeit zu Hülfe zu kommen unterliessen; oder daß sie von Kindesbeinen an, die strenge Luft gewonet waren, und daher nicht einmal daran gedachten, daß sie derjenigen Hülfe benötigt wären, welche man sich seitdem gegen die unfreundlichen Jahreszeiten verschaffet hat. Dieses möchte wunderbar oder gar unglaublich zu seyn scheinen, wenn wir nicht noch eine Menge halb oder wol gar ganz nackender Völker und zwar noch dazu in ziemlich strengen Gegenden antreffen, welche uns dasjenige glaublich machen, was sonst, wo es nicht durch ihr Beispiel gerechtfertiget und bestätigt würde, wider die Warscheinlichkeit laufen möchte.

Diejenigen, die sich im Anfange am besten kleideten, waren die, welche sich der Thierhäute bedienten, die sie entweder aus ihrer Heerde genommen, oder auf der Jagd erlegt hatten. Daraus bestand lange Zeit der königliche Mantel, wie auch die Zierde der Fürsten und Helden. Hercules war mit nichts anders, als mit der Haut eines numidischen Löwen geschmückt. Einer von den Argonauten <sup>(9)</sup>, der dem Jason folgte, um an desselben colchischen Thaten Theil zu nehmen, lief an das Ufer, und kam mit einer schönen Stierhaut an, die ihm bis auf die Fersen reichete. Aestes <sup>(10)</sup> in Sicilien kam dem Aeneas, der in seinem Reiche ans Land stieg, mit einer schönen Haut eines libyischen Bares entgegen, und hielt seinen Bogen und Pfeile in der Hand. Bacchus nebst seinem Gefolge hatten an stat alles Zierrats, nichts als wilde Ziegen, oder wol gar Zieger, Panter, und Leopardenhäute um, die man hernachmals vor seinen Wagen gespannt hat; welche Erfindung aber ohne Zweifel der Zeit seines Daseyns weit nachzusetzen ist.

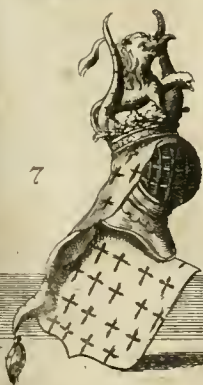
20stes Kupfer.

Man kan fast nicht zweifeln, daß die Faunen und Satyren ihre Gestalt nicht der gleichen Arten von Kleidungen zu danken haben solten. Diese ausserordentliche Arten von Menschen, welche Hörner auf den Köpfen und Ziegenfüsse auch lange hinter sich herabhängende Schwänze gehabt haben sollen, sind freilich nicht wirklich gewesen, und haben ihr Daseyn, der Erfindung der Poeten, den hieroglyphischen Ausdrücken der ersten und Unwissenheit der folgenden Zeiten beizumessen, welche wahrhafte Menschen dergestalt verstellert haben, die ohne Zweifel nicht so viehisch als diejenigen gewesen, die sie dafür gehalten haben.

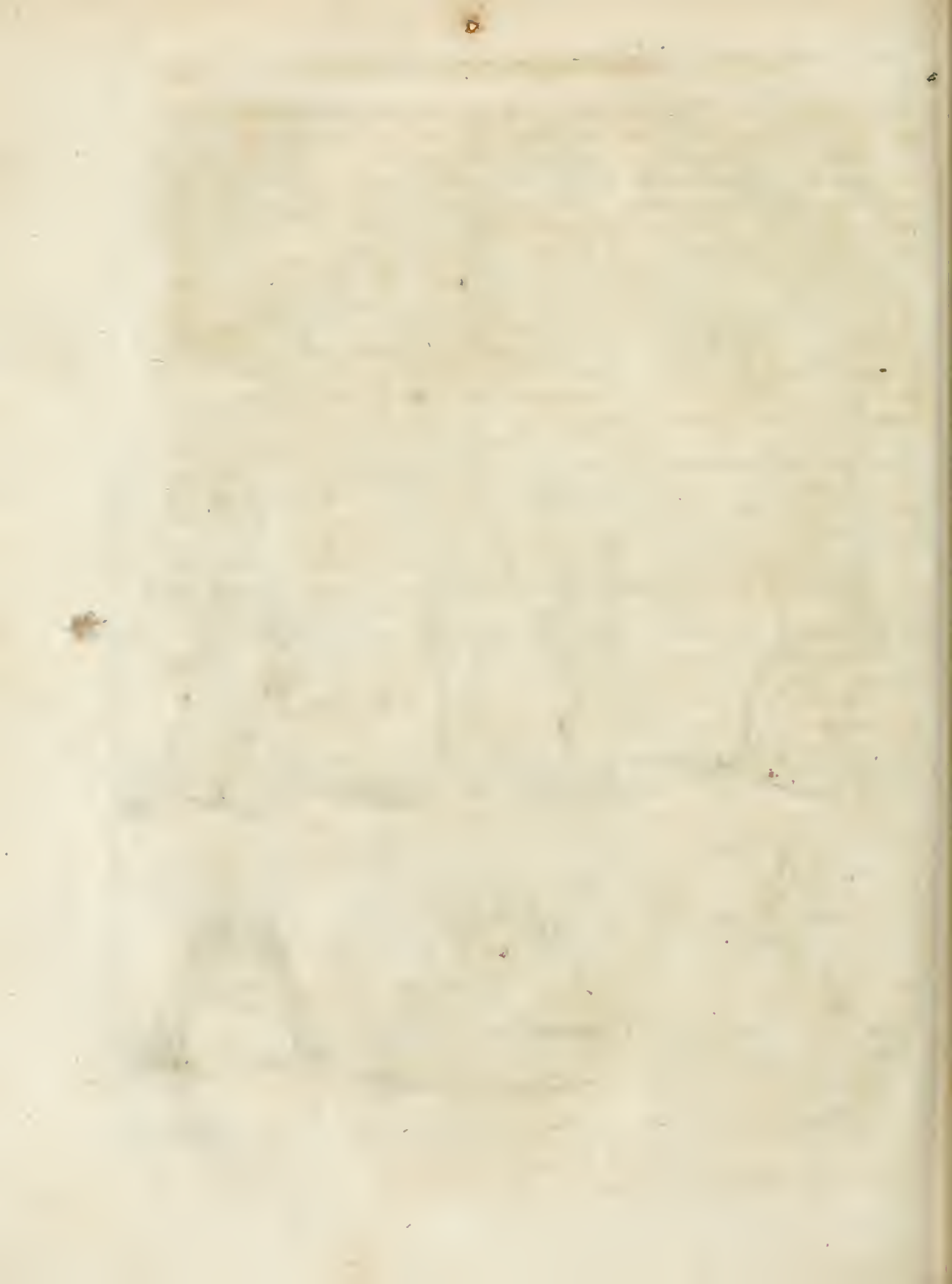
Die Völker von des Bacchus Gefolge, die Menschen der ersten Zeiten, bedeckten sich mit Häuten der Thiere, vornemlich aber der Ziegen. Die Hörner befestigten sie, gleichsam als eine Zierde, am Kopfe, wie ich dergleichen selbst an den Köpfen unsrer Wilden gesehen habe. Sie schürzten die Häute auf der Brust vermittelst der Vorderpfoten zusammen, und liessen die hintersten nebst dem Schwanze frey herunter hängen. Diese Art der Kleidung kan den Poeten Gelegenheit gegeben haben, uns eine verblüimte Abschilderung davon auf eben die Art zu machen, als sie dergleichen von den Centauren augenscheinlich gethan haben, um uns die Völker abzubilden, die zuerst Mittel gefunden, Pferde zu bändigen, und ihnen durch den Zaum den Gehorsam ins Maul zu legen. Diese Poeten haben wol niemals geglaubt, daß es Leute gegeben habe, die Halbmensch und Halbpferd, oder Halbmensch und Halbziege gewesen. Aber die Art des Vortrages, ja selbst der Geschmack, der ersten Jahrhunderte, kamen mit diesen emblematischen Wildern überein; daher machten sie sich ein Vergnügen daraus, alles, was sie zu sagen hatten, unter fabelhaften Begriffen vorzutragen, welche gleichsam eben so viel Räthsel waren, die von

(9) APOLLODOR. lib. 2.

(10) APOLLONIUS RHOD. lib. 1 v. 321.







von denjenigen, mit welchen sie redeten, wol verstanden wurden, nur aber nicht alzuwohl von denen, welche nach ihnen in den etwas jüngern Zeiten gelebet haben.

Wenn Diodorus Siculus <sup>(11)</sup> von dem Gott Anubis, der in Egypten unter der Gestalt eines Hundes angebetet wurde, und von dem Macedon, der ebenfalls, und zwar unter dem Bilde eines Wolfes, verehret wurde, redet; so sagt er, daß ersterer ein grosser Kriegesheld, dessen Kleidung eine Hundehaut war, und der andre ein berühmter Heerführer gewesen, der sich mit einem Wolfsfel bekleidet gehabt. Eben dieser Schriftsteller <sup>(12)</sup> versichert eben dasselbe, bey Gelegenheit der Centauren, von neuem. Auf alten Denkmälern findet man die Gestalten des Anubis mit einem Hundekopfe, oder meistens mit dem Kopfe eines Menschen, der mit einem Hundefelle bedeckt ist. Des Jupiter Sammons Gestalt aber, unter der Gestalt eines Widders; oder auch mit einem Widderkopfe auf einem Menschen; oder schlechtweg mit Widderhörnern, und blos mit der Haut eines Widderkopfs. Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit der Isis und andern egyptischen Gottheiten.

Die Hörner waren vor Alters ein Kennzeichen der Gewalt, Macht und des oberherrschastlichen Ansehens. Verschiedene Zeugnisse sowol der heiligen Schrift, als der heidnischen Theologie, erweisen unwidersprechlich, daß dieses eine allgemeine Vorstellungsart im Altertume gewesen. Die Hörner der Gottheit der morgenländischen Könige und Kaiser, die auf diese Art vorgestellt seyn wolten, haben keine andre Bedeutung. Und ohne so weit hinauf zu steigen; so geben die Hörner der Helmzierden der Herzoge von Bretagne und verschiedener teutschen Häuser zu erkennen, daß man nicht vor gar zu langer Zeit in Europa eben so, als die Alten gedacht, und wie die Americaner noch heut zu Tage, insbesondre die Troquoisen denken, bey welchen das Beziehungsweise gemachte Zeitwort Gannagaronna, welches von Onnagara, so ein Horn heisset, abgeleitet wird, so viel bedeutet, als jemand erheben und ihn ansehnlich machen.

Die Schaubüne der Griechen und Römer hat bis auf die jüngsten Zeiten, die Kleidungen der Satyren des einfältigen Altertums beibehalten; und der Rock, der Satyrica genennet wurde, bestund aus einer Ziegen- oder Leopardenhaut, welche man Pellis hinnulei, Isale, Trage, Pardalis, Chlamys florida, purpureum Pallium, Venabulum dionysiacum hies. Das Syrma der theatralischen Auftritte war ebenfalls ein langer Mantel von Rauchwerk und die Zierde der barbarischen Könige, welche uns noch durch den Mantel gekrönter Häupter vorstellig gemachet wird, der mit Hermelin gefüttert und verbrämert ist.

In Europa, in Asia und Africa haben verschiedene Nationen unterschiedliche Jahrhunderte hindurch ganz und gar keine andre Kleidung gehabt. Zu des Crösus <sup>(13)</sup> Zeiten zog sich ein Lydier, Namens Sandanis, dieses Königes Ungnade dadurch zu, daß er ihm zwar einen sehr klugen, aber seinem Ehrgeitze nicht gemässen, Rath gab. Denn damit er ihn von dem Kriege mit den Persern, die der Zeit noch als Wilde lebten, abhalten möchte, so sagte er zu ihm: „Du willst, grosser König! mit Völkern Krieg führen, deren ganze Kleidung aus ledernen Gürteln und einigen Fellen besteht: die in unfruchtbaren Landen leben, und sich nicht von demjenigen, was sie essen wollen, sondern was sie nur antreffen können, nähren: denen der Wein unbekant ist, und die nichts als Wasser trinken. Kurz, bey welchen nichts angenehmes zu suchen, und bey welchen keine Schätze

(11) DIODOR. SIC. lib. I.

(12) Id. lib. 4.

(13) HERODOT. lib. I n. 71.

„u



„zu erlangen sind: im Fal du noch so glücklich seyn soltest, sie zu überwinden; da du doch im Gegentheil wohl zu überlegen hast, daß du unendlich mehr verlieren kannst, wenn du so unglücklich wärest, von ihnen besieget zu werden.“

Tacitus <sup>(14)</sup> versichert, daß die Teutschen keine andre Kleidung als Pelzwerk gehabt. Herodotus <sup>(15)</sup> sagt auch eben dieses von den Africanern; Varro <sup>(16)</sup> von den Sätulern und Sarden; Virgilius <sup>(17)</sup> von den scythischen und thracischen Völkern; Arrianus <sup>(18)</sup> von den Indianern; und Diodorus Siculus <sup>(19)</sup> meldet auch ein gleiches von den Egyptern.

Obgleich der Gebrauch der Lelnewand und des Seldenzeuges bereits erfunden war; so bediente man sich doch noch lange Zeit bey den Völkern, die in Hanf, Flachs und Seide arbeiteten, des Rauchwerks. Homer <sup>(20)</sup> stellet uns seine Helden durchgängig mit Löwen - Bären - Wolfs - und Ziegenhäuten bekleidet vor. Ja selbst der Paris Alexander, woraus er doch einen Jungfernknecht macht, erscheint nicht anders als in einer Leopardenhaut. Inzwischen wußten Helena, Pelenope und die andern griechischen und trojanischen Damen, gar wohl mit der Nadel umzugehen.

Gleich von den ersten Zeiten an, hatte man das Geheimnis erfunden, die Häute geschmeidig und weich zu machen, welche ohne Zubereitung hart und unbrauchbar gewesen seyn würden. Man lies diejenigen Thierhäute, die weiche und warme Haare hatten, wie sie waren. Welche aber harte und ungeschmeidige Haare hatten, wurden auf beiden Seiten abgeschabet. Ausserdem gab man selbigen noch einige Zierrate, theils in der Art des Zuschnittes, theils in den Bildern die man darauf zeichnete, theils auch in den Farben, die auf selbige angebracht wurden.

Die libyischen Völker werden vor die ersten gehalten, die diese Kunst in Uebung gebracht: Welches uns Herodotus durch folgende Worte zu erkennen giebt: „Die Griechen, sagt er, haben von den libyischen Numidiern die Kleidung und Aegide der Bildseulen der Minerva entlenet, doch mit diesem Unterscheide, daß die an den Aegeen der libyischen Weiber herabhängende Fransen, nicht aus Schlangen, sondern aus schlechten ledernen Riemen bestehen: Uebrigens aber sind sie auf eben die Art verfertigt. Ja es zelget selbst die Erfahrung, daß die Kleidung der Bildseulen der Minerva von den Libyern hergekommen ist. Denn die libyischen Frauen tragen über ihre Kleider Aegeen, nemlich in Riemen zerschnittene Ziegenfelle, die Fransen haben und roth gefärbt sind. Von diesen Aegeen, oder von diesen von ihren Haaren entblößeten Ziegenhäuten, haben die Griechen das Wort Aegides hergenommen.“

Du Ryer hat sich in seiner Uebersetzung geirret, wenn er das Wort Aegide durch einen Schild erklärt. Denn obgleich der Gebrauch diese Benennung dergestalt geweiht, daß sie der Pallas Schild bedeuten sol; und ob man selbigem gleich den Namen deshalb gegeben, weil die Schilder der Alten mit Bock - oder andern Fellen, deren Leder noch weit härter gewesen, überzogen worden; so findet sich doch im griechischen kein Wort, welches einen Schild bedeute: und an diesem Orte ist auch gar nicht davon, sondern blos von dem Rocks, die Rede, der über die andern Kleidungen der Minerva Bildseulen gezogen wurde. Welches aus der Beschreibung, die Herodotus von der Kleidung der libyischen Frauenpersonen machet, offenbar erhellet, von welchen er sagt: daß sie derjenigen gänzlich

(14) TACIT. de morib. Germ.

(15) HERODOT. lib. 4 n. 189.

(16) VARRO lib. 2 de Re rustic.

(17) VIRGIL. lib. 2 Georg.

(18) ARRIAN. lib. 8.

(19) DIODOR. SICVL. lib. 1 c. 7. vid. etiam TIRAQUELLVM in Notis ad lib. 5 Gen. dier.

ALEX. ab ALEXANDRO.

(20) HOMER. Iliad. 3.

lich gleich seyn, womit man die Bilder der Pallas bedeckte, mit der einzigen Ausnahme; daß die Kleider der libyischen Frauen mit keinen Schlangen oder hangenden Schlangengestalten, sondern mit Franzen oder ledernen Riemen versehen waren.

Vielleicht könnte man sagen, daß das Wort Aegide an diesem Orte ein Schild heiße, weil in den entferntesten Zeiten der Rock, womit sich die Mannspersonen bekleideten, ihnen auch stat eines Schildes diente; welches ich auch nicht leugne. Denn in der That Apollonius von Rhodis <sup>(21)</sup> stellet uns den Ancäus, einen der Argonauten, vor, der seine rechte Hand mit einer Streikfolbe bewafnet, den linken Arm aber, mit einer schwarzen und fürchterlichen Bärenhaut bedeckt, und sich also voller Grim in den Streit mit den Bebryciern einlies. Dieses aber kan nicht von einem gewöhnlichen Schilde verstanden werden.

Die Carthaginenser hatten von den Phönicern die Art und Weise das Leder zuzubereiten, erlernt; und der gelehrte Zuet <sup>(22)</sup> behauptet, daß die Kunst schönen Corduan zu machen, so wie er noch aus Africa zu uns gebracht ist, von jenen auf diese fortgepflanzt und erhalten worden.

Weil alle Scythen ebenfalls mit Häuten bekleidet waren; so ist es nicht zu verwundern, daß die Parther und pontischen Völkerschaften, deren Länder unter dem weitläufigen Reiche der Scythen begriffen waren, so vortrefliche Lederarbeiter gewesen. Als sie die Römer bezwungen hatten, so wies ihnen Augustus zu Rom sieben Häuser in der zwölften Region, wo der gemeine Fischwehler war, an; und die Kaiser wolten seit der Zeit beständig parthische Lederarbeiter, oder wenigstens solche haben, die es nach ihrer Art zuzubereiten mußten <sup>(23)</sup>.

Der vornemste assyrische Handel bestund aus dieser Art Leder, wie Zuet und der Abt Girofalo sagen, und sich deshalb auf das Zeugnis der Alten beziehen. Polybius <sup>(24)</sup> versichert, daß das beste und meiste aus den pontischen Ländern nach Rom versüret worden. Eben dieses Land verschafte ihnen auch die ansehnlichsten und meisten Sklaven.

In den mittägigen americanischen Ländern, gehen die Wilden entweder völlig oder doch beinahe ganz nackend. Die, so im kältesten Himmelsstriche, und weiter nach dem Nordpol zu wohnen, haben den Wohlstand und die Nothwendigkeit durch Felle und Rauchwerk besser beobachtet, als alle übrige Völker, die sich dergleichen bedienen, und wissen solche mit vieler Sauberkeit zuzubereiten.

Die Eskimaux und andre Völker der Lande Labrador, der Strasse Davis und der Nachbarschaft von Novazembla sind dergestalt bekleidet, daß der ganze Leib, das Gesicht und die Hände ausgenommen, bedeckt ist. Sie machen sich Hemden aus Blasen und Gedärmen von Fischen, so in gleiche Bänder geschnitten und sauber zusammen genähet sind. Ein solch Hemde geht nicht weiter, als bis auf die Hüften, und hat eine Kappe, welche Kopf und Hals bedeckt. Auf der Brust ist es nicht offen: Und damit es nicht zerreiße, so ist es an den Enden mit einem feinen schwarzen ledernen Riemen gesäumt.

Ueber diesem Hemde tragen sie einen Ueberrock von Seewölfen, oder von Hirschen und andern Thieren, die sie auf der Jagd erlegen, welche sehr artig zubereitet und mit ihren Haaren versehen sind. Diese Häute schneiden sie in lange Striemen von verschiedenen Farben, und nähen sie so sauber an einander, daß sie nur aus einem einzigen Stück ge-

D o 2

machet

(21) APOLLONIUS RHOD. lib. 2 v. 118.

(23) P. VICT. lib. de Region. Urb. Rom.

(22) H V E T. du commerce,

(24) P O L Y B. lib. 9.



machtet zu seyn scheinen. Dieser Ueberrock ist etwas länger als das Hemde, und gehet vorwärts spitz zu. Die Hüften und Beine, sind durch eine Art von Beinkleider und Strümpfe bedeckt, welche von eben dem Zeuge seyn; daß es scheint, als ob alles an einander hänge.

Die Weiber sind gleich den Männern gänzlich bedeckt, und ihr Ueberrock ist nur darin unterschieden, daß er bis auf das dicke Fleisch der Beine gehet, und in der Mitte des Leibes, durch einen, mit verschiedenen kleinen spizigen Knochen von der Größe einer Haarnadel eingefasten, Gürtel zusammen geschürzt ist. Die am frostigsten sind, als die alten Weiber, machen diese Art der Ueberrocke von der Haut gewisser Vögel, deren weiße und schwarze Federn überaus artig in die Augen fallen.

Die Kleidung der iroquoischen und anderer Wilden, welche nicht so sehr gegen Norden wohnen, bestehen aus vielerley Stücken. Diese sind der Leibgurt, eine Art des Leibrockes, Strümpfe, Schuhe und der lange Rock.

Der Leibgurt ist ihnen am nötigsten, diesen legen sie auch niemals ab. Wenn sie in ihren Cabanen oder sonst bequem seyn wollen; so legen sie wol die übrigen Kleidungsstücke von sich, ohne daß sie der Ehrbarkeit dadurch anstößig zu seyn besorgen.

Dieser Leibgurt, welchen unsre Iroquoisen Gaccare nennen, ist für die Manspersonen; und bestehet in einem einen Fus breiten und drey bis vier Fus langen Felle. 21stes Kupfer. Solchen stecken sie zwischen den Beinen durch, und befestigen ihn in einen von Därmen gemachten Gürtel, den sie auf den Hüften tragen; woran selbiger sowol vorwärts als hinterwärts ohngefär eines Fusses lang herunter hängt. Ich habe zu Rom an etlichen alten egyptischen Bildseulen dergleichen ähnliches gesehen, bey welchen der Unterscheid blos darinnen bestanden, daß die Egypter, ehe sie diese Stücke vorwärts herunter hängen lassen, solche zuerst um ihre Lenden geschlagen, so daß sie damit von aussen bedeckt gewesen.

Die Weiber hüllen sich weit sitzamer ein. Diejenigen von der algonquinischen Nation tragen eine Art der Stola oder langen Rock ohne Ermel, so auf den Schultern zusammen geheftet, und bis auf den halben Schenkel herabhänget, so wie man es bey den Bildseulen der egyptischen Frauen antrifft. Die Iroquoisen und Huronen haben gleich den Lacedämoniern nur eine Art von einem Wams, das um den Unterleib zusammen gegürtet ist, und bis auf die Knie reicht. Sie lassen es dieserhalb nicht länger herabhängen, damit ihnen solches, wenn sie auf dem Felde arbeiten, nicht hinderlich falle.

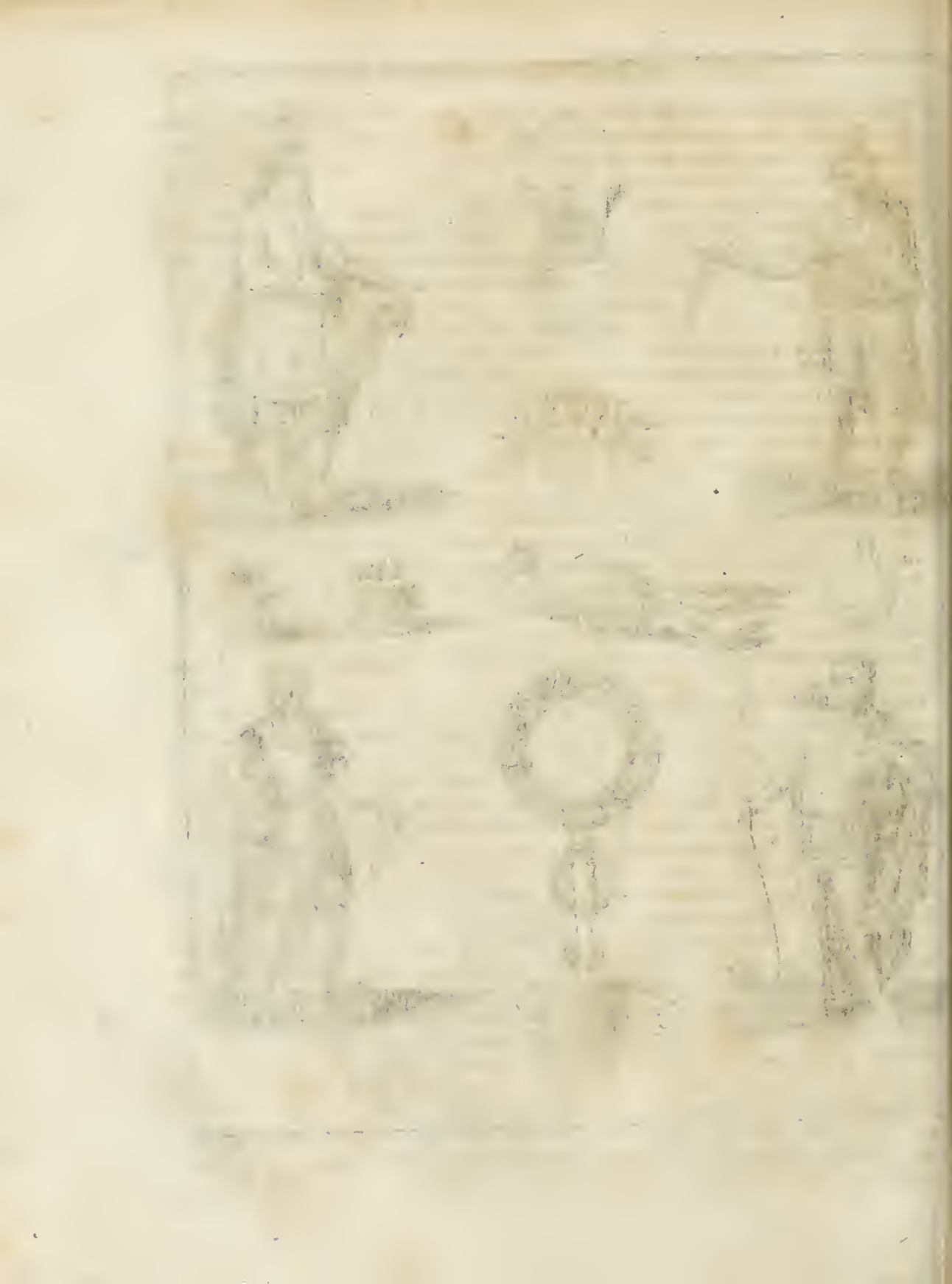
Der Leibrock ist eine Art von Hemde ohne Ermel, aus zwey Ziegenfellen gemacht, so ganz von Haaren entblößet, und sowol unten als bey dem Anfange der Achseln fransenartig, vollkommen nach Art der römischen Kürasse, eingeschnitten ist. Dieser Leibrock, welcher hauptsächlich denen Huronen und Iroquoisen eigen, ist unter allem ihren Anzuge dasjenige, so am wenigsten nötig zu seyn scheint. Die meisten, und insbesondre die Manspersonen, bedienen sich auch dessen nicht.

Auf Reisen und in heftiger Kälte gebrauchen sie falsche Ermel, die nicht an dem Kleide oder Leibrocke befestiget, sondern durch zween Riemen, welche hinter die Achseln gehen, zusammen gebunden sind.

Die Strümpfe oder Mitasses, wie sie die Franzosen nennen, werden aus zusammen gefalteten und gegerheten Häuten gemacht, welche enge zusammen gezogen werden, und woran man außerhalb eine Franse oder Aufschlag von vier Finger breit macht. Die Weiber







Weiber lassen solche bis an die Knie reichen, und Binden sie oberhalb mit saubern von Elendshaaren und Stachelschweinborsten verfertigten Kniebändern zusammen. Die Manspersonen tragen selbige bis an die halbe Lende, und befestigen sie an den Gürtel ihres Leibgurts. Diese Strümpfe, welche keine Fustocken haben, passen sich in Schuhe, die schlechtweg aus Leder gemacht sind, und weder Absätze noch Solen von starkem Leder haben. Auf den Fuszehen werden sie in Falten gelegt, woselbst sie mit einem Bunde von Därmen an eine Nestel zusammen geheftet sind. Man fasset nachher alle diese Falten mit Riemen von eben dem Leder, welches man durch die hin und wieder gemachte Löcher steckt, und sie oberhalb der Fersen, nachdem sie auf dem Obertheile des Fußes kreuzweis über einander geschlagen worden, zusammen bindet. Dieses Fuswerk ist von dem, was die parthischen Könige getragen, gar nicht unterschieden. Man siehet zu Rom verschiedene Bildseulen derselben: unter andern zwo von Probierteine von besonderer Schönheit, welche Clemens XI. kurz vor seinem Tode in das Capitolium bringen lassen.

Einige tragen diese Schuhe in Form der Halbstiefeln bis an die halben Beine, um sich desto besser wider den Schnee zu verwahren. Die Art, solche zu befestigen, gleicht sodann gar sehr dem Fuswerke, womit die alten Helden und die römischen Kriegesmäner angethan gewesen.

Der lange Rock ist eine Art einer viereckigten Decke, so auf der einen Seite eine, und auf der andern anderthalb, Klafter lang ist. Von einigen werden die Haare nicht abgemacht. Andre hingegen sind gänzlich davon entblößet. Etliche sind ganz von Elends-Hirsch- Reh- oder ilinoisischen Ochsenhäuten gemacht. Andere aber aus verschiedenen zusammengehefteten Stücken von Bieher- und schwarzen Eichhornfellen. Diese lange Röcke sind oben und unten befranset, welches durch Zerhackung der Haut selbst, nach Art der Aegeen der libyischen Weiber, oder der Aegiden der Pallas, geschieht. Oberwärts, nach dem Kopfe zu, sind die Fransen klein, nach den Füßen zu aber etwas länger. Diejenigen, die von schwarzen Eichhornfellen gemacht sind, werden unten mit den Schwänzen von diesen Thieren bebrämert: und diese Schwänze sehen eben so aus, als die Pelzkleider einiger Ordensmäner.

Die Wilden hüllen sich in diese Röcke ein, die sie auf eine nachlässige Weise um sich schlagen. Sie halten solche blos mit den Händen feste; es sey denn, daß sie auf Reisen wären. Denn wenn sie mit ihrem Bündel beladen sind, so befestigen sie selbigen mitten um den Leib herum mit einem Gurte, damit sie ihnen nicht hinderlich seyn. Bey üblen Wetter hängen sie selbige über ihre Köpfe, welche ausser dem, wie bey den alten Römern, stets unbedeckt bleiben, und eben das Ansehen geben, welches uns die Münzen der alten Kaiser vorstellig machen.

Anjeko haben die mehresten Wilden, die in der Europäer Nachbarschaft wohnen, in Beibehaltung ihrer alten Kleidungsart, nichts anders als die Materie ihrer Kleider geändert. Anstat des Leibrocks tragen sie Hemden von Leinwand, Leibgurte und Strümpfe von Strof. Anstat ihrer Obreröcke von Pelzwerk haben sie sich wollene, hundehärne oder rothe und blaue scharlachne Decken zugelegt. Es giebt auch einige, die eine Art des Camisols nach europäischer Art tragen, so die Canader Capots nennen. Vor der Europäer Ankunft aber bestund ihre ganze Kleidung, wie ich bereits angeführt, aus lauter Leder. Denn die seidenen Zeuge waren ihnen, nebst der Leinwand, gänzlich unbekant, und sind noch bis jezo bey den entfernten Völkern, so mit den Europäern keinen bequemen Umgang haben können, nicht gebräuchlich.



## §. 6.

Art die Felle  
zubereiten.

Die Zubereitung dieser Felle ist nicht schwer, kostet auch nicht viel Mühe. Denn, nachdem es zuvor eine geraume Zeit in Wasser eingeweicht und derbe abgeschabet worden; so wird es durch vieles Reiben geschmeidig, und so zu sagen fast in ihren Händen trocken gemacht. Damit es aber noch geschmeidiger werde, so wird es mit ein wenig Gehirn von einem Thiere gerieben, und in kurzer Zeit biegsam, sanft und sehr weich gemacht.

Diejenigen Häute, woraus sie ihre Schuhe verfertigen, werden so wenig als die, so die Wasserprobe halten sollen, in Del getunkt. Anstat des Dels aber lassen sie selbige räuchern, welches eben die Wirkung thut. Wenn sie eilig sind, so ist es genug, wenn sie ein klein Loch in die Erde machen, über welches, das in Form einer Tasche zusammen genehete Felle aufgehänget, und durch kleine Zweige gehalten wird, vermitteltst deren es von innen der Länge nach in richtiger Lage verbleibet. In dieses Loch werfen sie faul Holz nebst andern Dingen, die keine Flamme geben. Der aufsteigende Rauch, welcher nicht herauskommen kan, durchdringt dieses Felle gar bald, das man nachher süglich, ohne zu befürchten, daß es runzlich werde, waschen kan. Diese Art zu räuchern ist die allergeschwindeste; doch wird das Leder dadurch gelb, welches nicht geschiehet, wenn sie solches oben über ihre Cabanen auf Stangen ausspannen, die sie auf den Pfosten, worauf selbige ruhen und den Feuerherd umgeben, setzen. Denn der aufsteigende Rauch ist alsdenn nicht, wie in unsern Rauchfängen, oder wie in denen nach Art der Hypocrassfäcke zusammen genehete Taschen, eingepreßet. Daher durchdringt er die Häute almäßig unvermerkt, ohne daß selbige dadurch weder gelb noch schwarz werden. Aus diesen Häuten werden die Leibbrücke gefertigt, welche, wenn sie lange Zeit getragen worden, wieder eingelaugt werden. Alle diese Felle sind von sehr gutem Gebrauch, und bey dieser Zubereitungsart haben sie nicht zu beforgen, daß sie gleich denen, welche in Europa zubereitet werden, verbrennen.

## §. 7.

Caustische  
oder in die Felle  
gebrante Bil-  
der.

Nach dem Beispiele der libyischen Völker, deren wir aus dem Herodotus Erwähnung gethan haben, bemalen sie diese Häute mit Figuren von mancherley Farbe, die ihnen ein Ansehen geben, und deren Schönheit erheben. Ungeachtet diese Verrichtung eben keine sonderliche Scharfsinnigkeit erfordert; so gehöret doch viel Arbeit dazu. Denn ehe sie die Gemälde drauf bringen, werden in die zubereitete Haut alle Figuren tief eingegraben, in welche der Mennig und andre Farben hineingestreuet werden sollen, eben wie die Alten bey den cedernen mit Wachse überzogenen Tafeln, worauf sie schreiben wolten, oder mit andern Holze und Elfenbein thaten, worauf sie Abschilderungen und andere Bilder malten. Der Formschneider grub anfänglich alle Züge der Buchstaben oder Bilder, die er zeichnen wolte, ein, hernach füllte er mit geschmolzenem Wachse von verschiedenen Farben die Linien und Striche aus. Plinius<sup>(24)</sup> nennet den Grabstichel oder Griffel, den man bey diesem Werke gebrauchete, Cestrum oder Viriculum; und Isidorus von Sevilien<sup>(25)</sup> Graphium, Scriptorium; Rhodiginus<sup>(26)</sup> und andre Cauterium. Man kan diese Gemälde wirklich caustisch nennen, wenn man dieses Wort in einem verblümmten Verstande nimt, als wir heut zu Tage bey Operationen noch zu thun pflegen, wo das Eisen eben die Wirkung als das Feuer thut. Denn es würde ein grosser Irrthum seyn, wenn man glauben wolte, daß diese caustischen Gemälde der Alten, die auf Elfenbein,

Holz

(24) PLINIVS lib. 35 c. 11.

(25) ISIDOR. HISPAL. orig. lib. 7 c. 9.

(26) RHODIG.

lib. 8 c. 31.

Holz, und auf mit Wachs überzogne Schreibtafeln verfertigt wurden, von eben der Art als diejenigen waren, wobey man notwendig Feuer gebrauchen mus, so wie man sich desselben beim Schmelzwerk bedienet. Wenn der Grabstichel, den man, um Zeichnungen aufs Helsenbein anzutragen, gebrauchte, ein glied Eisen gewesen wäre, wie das Wort *Cauterium* zu verstehen geben möchte; so würde das Holz oder Elsenbein unselbar verderben worden seyn, und das Feuer sonder Zweifel weiter, als zu Bezeichnung jeden Zuges, und zur Eingrabung jeder Furche nötig gewesen, durchgedrungen haben. Wenn auch, nachdem das gefärbte Wachs und die durch den Griffel gemachte Züge und Furchen eingetragen worden, annoch nötig gewesen wäre, sie ins Feuer oder in den Ofen zu bringen; so würde das Wachs unter einander gelaufen, das Holz überdeckt, und das Elsenbein gesprungen seyn. Man bediente sich also des Feuers bey dergleichen Arbeit zu nichts anders, als das Wachs fließend zu machen, und es in den Stand zu setzen, daß es, nachdem man es mit den Farben wohl vermischet, in jedwedem gemachten Zuge eingetragen werden konnte. Das übrige dieser Verarbeitung war auch folglich nicht anders, als in einem metaphysischen Verstande caustisch genant; weil der Griffel auf dem Elsenbeine und Holze eben die Wirkung that, als das Feuer sonst zu thun pfleget. Der Griffel oder das Grabeisen der Alten war entweder von Eisen oder von Knochen. Ja es war auch einmals die erstere Art aus der Ursache gänzlich verboten, weil es vor gefährlich gehalten wurde, ein Instrument beständig in Händen zu tragen, womit man jemanden eben so gefährlich als mit einem Stilet verwunden konnte. Die ursprünglichen Wilden bedienten sich keiner andern, als die von kleinen spizigen Knochen verfertigt waren.

Die Malerey, welche die Wilden in die, in die Häute gemachte, Striemen einfließen lassen, ist eine Art Mennige oder Zinnober, so sie aus einer Erde zubereiten, die zwar eine ziemliche rothe Farbe hat, jedennoch aber unsrer hochroten Farbe nicht gleich kömt. Selbige treffen sie an den Ufern einiger Seen oder Flüsse an. Sie gebrauchen auch den Saft und die Asche von einigen Pflanzen dazu.

Es ist mir oftmalen eingefallen, ob die Wilden nicht vielleicht von ihrer in unfühlbaren Staub verwandelten Porcellainmutter eine Farbe gemacht haben könnten. Denn diese hat die allerschönste Purpurfarbe. Weil ich aber verabsäumet, mich in dem Lande darnach zu erkundigen, und auch niemanden gefunden, der mir davon Nachricht geben können; so kan ich von einer Sache nichts sagen, welche uns vielleicht von dem Purpur der Alten eine grosse Erleuterung hätte geben können. Die Engelländer, so sich in Virginien niedergelassen, sind in der Nähe, dieserhalb Nachforschungen anzustellen.

Aus allen, was ich bereits von den ledernen Kleidungen der libyischen Weiber und dem theatralischen Gewand, dem *Syrma* sowol als dem satyrischen, welcher *Chlamys florida* hies, oder von *purpureum pallium* angefüret, erhellet genugsam, daß diese Art, die Häute zu malen, aus dem ersten Altertume herkommen. Hierbey sind mir zweierley Betrachtungen eingefallen:

Die erste ist diese, daß wenn die ältesten Schriftsteller von gemalten langen Röcken, und von solchen, die mit der Nadel verfertigt worden, reden; so verstehen sie vielleicht darunter diejenige Malerey, so ich caustisch genennet: und durch die babylonische, phrygische, semiramidische und sydonische Nadel, kan gar wohl, vielmehr ein Grabstichel als eine Nähnadel, zu verstehen seyn.

Die andre bestehet darin, daß, ob man gleich nicht leugnen kan, daß die Kunst, wollene Zeuge, Faden und Seide zu weben, und zur Kleidung zuzubereiten, ihres Alter-



tums halber nicht besonders verehrungswürdig seyn sollte; sie dennoch weit jünger ist, als die Kunst zu stechen und auf Leder zu malen: als deren Priorität, wenn ich mich dieses Schulwerks bedienen darf, sich noch in der grossen Menge der Völkerschaften offenbaret, die solche von dem ersten Weltalter bekommen haben, und denen bis auf unsre Zeiten der Gebrauch des leinen- und Seidnenzeuges, um sich damit zu bekleiden, unbekant gewesen.

Man kan zwar die Erfindung dieser caustischen Gemälde und des Griffels, der Pallas zuschreiben. Ich weis aber nicht, ob man ihr auch die Leineweberkunst zu danken hat. Die Ursach, die mich das eine zu glauben beweget, giebt mir auch Anlas, an dem andern zu zweifeln. Denn es geschehe sonder Zweifel aus Ehrfurcht vor das Altertum, und zugleich zum Andenken derjenigen Kleidung, so sie selbstn trug, oder welche sie zuerst in die Mode gebracht hatte; daß die Atheniensier aus Ziegenhäuten, so in Riemen geschnitten, die Kleidungen und Negiden ihrer Bildnisse, zur Nachahmung der Aegeen der libyischen Weiber macheten. Pallas war nach der Fabel in Libyen geboren, und beschäftigte sich mehr mit kriegrishen Verrichtungen, als mit nehen und spinnen.

Ich weis zwar wohl, daß dasjenige, so ich anjeho anführe, gewisse Personen aufstüßig machen wird, die nicht glauben können, daß man der Minerva wider die allgemeine Meinung, nach welcher derselben dieses ganze Verdienst zugeeignet wird, die Erfindung streitig machen sollte. Inzwischen ist doch dasjenige, so ich gesagt, in dem Altertume dergestalt gegründet, daß es allerdings zu einigem Zweifel Anlas giebt. Denn ausser dem, daß Julius Firmicus<sup>(27)</sup> fünf Personen mit dem Namen der Minerva unterscheidet, welche sehr schwer aus einander zu setzen sind; so giebt Pausanias<sup>(28)</sup> die Arca, Tochter der Callisto, zur Urheberin dieser Kunst an. Einige beehren die Libyer, andere die Egypter damit. Wenn man also mit der Zeit die Minerva als eine Erfinderin davon angesehen; wenn man sie in Athen mit einer Lanze in der einen, und einer Spindel in der andern Hand abgemalt; wenn die Dichter zu ihrem Lobe, die Fabel ihres Wettstreits mit der Arachne erfunden: so ist dieses nichts anders als eine Art einer Ehrenbezeugung. Indem die Alten, da sie unter der Person der aus dem Gehirn des Jupiters entsprossnen Minerva, sich die Weisheit des Jupiters oder höchsten Wesens vorstellen wollen, eine Gottheit daraus gemacht haben, die bey allen Künsten und Wissenschaften, aus denen Erfindung, Klugheit und Verstand hervorleuchtete, den Vorßiß hatte: wie solches uns von dem Isidoro von Sevilien<sup>(29)</sup> sehr deutlich erkläret ist.

## §. 8.

Caustische gemälde auf die menschliche Haut.

Die Kunst bestehet aber nicht allein darinnen, dergleichen caustische Gemälde auf Nehen oder andren Thierhäuten zu verfertigen, welche die Wilden von ihren Vorektern geerbet; sondern sie haben auch noch diejenige Kunst erlernt, vortrefliche Stickereien auf ihre eigne Leiber zu machen, und sich also eine Kleidung zuzubereiten, die ihnen in der That theuer zu stehen komt; doch aber mit der Bequemlichkeit verknüpft ist, daß sie eben so lange, als sie selbst, dauret. Die Arbeit ist mit derjenigen, so mit dem Leder vorgenommen wird, einerley. Man zeichnet gleich anfänglich auf die Haut den Entwurf der Figuren, die man eingraben wil, nachher durchriset man in allen Strichen mit einer Nadel oder kleinen spizigen Knochen die Haut, daß das Blut darnach gehet. Endlich wird in diese Rißen Rennige, zerstoßne Krole, oder eine andre Farbe, die man anbringen wil, gestreuet.

Die

(27) IULIUS FIRMICUS de errore prof. relig.

(28) PAUSANIAS in Arcad.

(29) ISIDOR. HISPALENSIS orig. lib. 19 c. 20.

Die Operation ist anfänglich so außerordentlich schmerzhaft nicht. Denn nach den ersten Nützen ist die Haut gleichsam wie betäubet. Ueberdieses arbeiten die Meister dieser Tapezerey mit solcher Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, daß sie einem fast nicht Zeit lassen, die Schmerzen zu empfinden. So bald aber hernachmals die Farben eingestreuet werden, so werden die Wunden durch diese Art des Gifts rege gemacht, die Haut schwellt auf, das Fieber stellet sich ein, und dauret etliche Tage. Es würde auch Lebensgefahr zu besorgen seyn, wenn das Werk auf einmal zu Stande gebracht werden sollte: hauptsächlich wenn es übertrieben würde, und wenn man nicht eine gelinde und gemässigte Witterung dazu erwälte, und dadurch die üblen Zufälle, die bey grosser Hitze daraus entstehen könnten, vermiede.

Die Schriftsteller gedenken dieser caustischen Malerey auf eine sehr deutliche und vernemliche Weise. Sie istes, die den Picten den Namen gegeben. „Dieser Name, sagt „Isidorus von Sevillen \*), kömt mit Vorstellung ihres Leibes vollkommen überein, welchen der Werkmeister bemalet, indem er unterschiedliche Bilder durch verschiedene mit einer Nadel gemachte Züge eingräbt, in welche er den Saft der Pflanzen, die in ihrem Lande wachsen, hineinsösset, damit ihr, so zu sagen, auf alle Glieder ihres Leibes geschriebener Adel, sich durch die Menge der Characteren von dem gemeinen Haufen unterscheidet.“ Solinus \*\*) redet von eben diesen Völkern beinahe in eben dem Verstande als Isidorus. Pomponius Mela <sup>(30)</sup>, wenn er von den europäischen Scythen handelt, sagt von den Agathyrsen, daß sie ihre Gesichter und Leiber mit unauslöschlichen Figuren bemaleten. Hierdurch unterscheideten sich die Vornehmen daselbst von dem gemeinen Manne, dem nicht erlaubt war, so viel Bilder als die Standespersonen an sich zu tragen. Lucian <sup>(31)</sup> bezeugt eben dasselbe von den Assyriern. Auch Herodotus <sup>(32)</sup> versichert, daß die thracischen Weiber ihren Adel in der Menge der Zeichen suchten, die sie sich ins Gesicht graben ließen. Ich übergehe hier verschiedene Stellen der Geschichtschreiber sowol als der Dichter, welche schon hinlänglich bekant sind.

Als nun verschiedene Völkerschaften diesen Gebrauch verloren, und blos die Barbaren annoch darinnen eine Zierde suchten; so änderten sich die damit verknüpft gewesene Begriffe der Schönheit und des Adels mit der Zeit gar sehr. Denn diese Malerey wurde unter den gesitteten Völkern ein Merkzeichen der Unehrllichkeit, dergestalt, daß niemand als die Sklaven und Verbrecher auf diese Art gemarket wurden <sup>(33)</sup>. Es sey nun, daß man ihnen diese Characteres deshalb einprägte, damit sie erkant werden und nicht austreten möchten, oder daß sie schon in dem Lande, worinnen man sie gefangen nahm, also wären gezeichnet worden. Bey den Römern wurden sie aus Spot Litterati, Schriftgelehrte, genennet: und man sagte unter ihnen gleichsam sprüchwortsweise, daß es keine gelehrtere Leute (Litterati) gäbe, als die Samier; dieweil die aus Samos, oder auch

vielleicht

(30) POMPON. MELA lib. 2 c. 12.  
RODOT. lib. 5 n. 6.

(31) LUCIAN. de Dea Syria.

(32) HE-

(33) COELIVS RHODIGINVS lect. antiq. lib 8 c. 31.

\*) ISID. HISPAL. orig. l. 19 c. 23. Nec abest gens Pictorum, nomini a corpore habens; quod minutis opifex acus punctis et expressos nativi graminis succos includit, ut, has ad sui speciem cicatrices ferat Pictis artibus maculosa nobilitas.

\*\*) SOLINVS de magna Britannia cap. 25.

I Theil.

Regionem tenent partim Barbari, quibus per artifices plagarum iam inde a pueris variae animalium effigies incorporantur, inscriptisque visceribus hominis, incremento pigmenti notae crescunt. Neque quidquam magis patientiae loco nationes ferae ducunt, quam ut per memores cicatrices plurimum fuci artus bibant.



vielleicht aus Samothracien hergebrachte Sklaven, eine grosse Menge solcher Figuren an sich hatten. Man nennete sie auch insgemein *Istrier*, wegen der grossen Menge, die man aus Istrien brachte, dessen Einwohner in dieser Art des Steppens rechte Meister waren. Sie wurden auch *Blau* (*Caerulei*) genennet, wegen der zerriebenen Kolenfarbe, welche, wenn sie in die Striemen gestreuet worden, bläulich wurde; und *Eingehackte* (*Caclati*), weil ihre Leiber gleichsam als ein Werk von ausgelegter Arbeit zu seyn schiene.

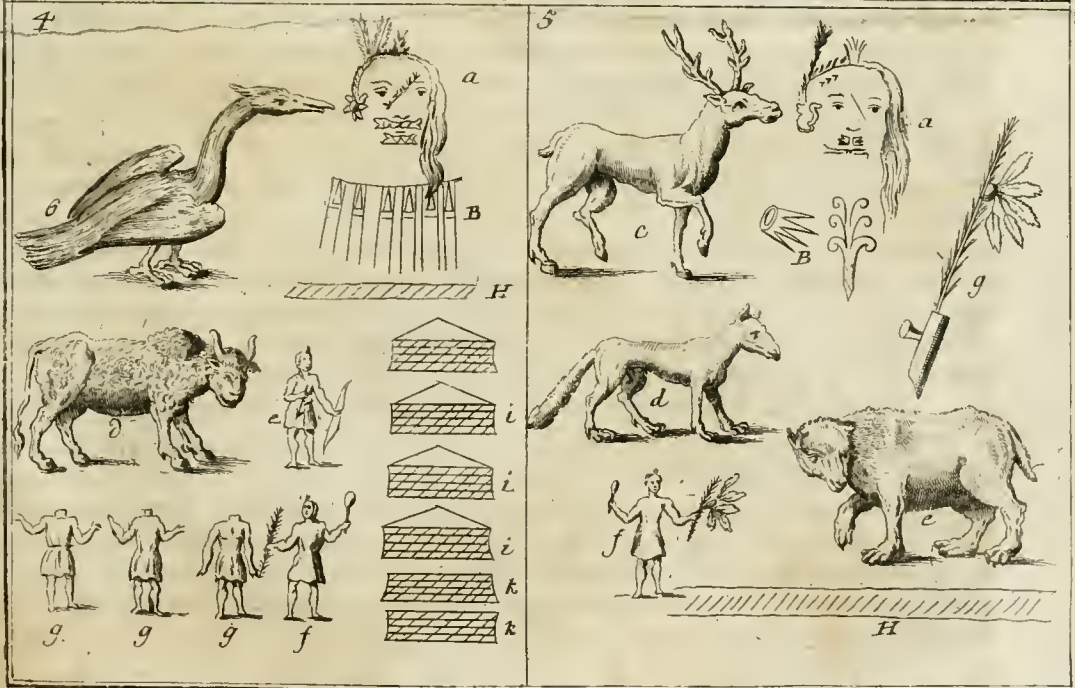
Der Name der Litteraturum oder Polygrammaten, bedeutet eben nicht, daß sie alle auf ihren Leibern Zeichen des Alphabets getragen; sondern dieses Wort mus in einem allgemeinen Verstande genommen werden. Rhodiginus sagt ausdrücklich, daß man den Aethiopiern die Gestalt eines Pferdes, andern hingegen die Figur eines Schiffs, nebst andern willkürlichen Bildern eingedruckt.

Die grausamen Einschnidungen, die bey denen mittägligen Americanern üblich sind, werden unauslöschliche Malereien. Die Wunden, welche die zu diesem Ende gebrachte Zähne von Acuty machen, schliessen sich niemals, ohne eine Narbe zu hinterlassen, die von der fressenden Asche der wilden Kürbisse und andrer Sachen, so sie hinein thun, bläulich werden. Das Werk selbst ist nicht so umständlich, und wird gar bald zu Stande gebracht, ehe als wenn es mit Knochen verrichtet wird. Allein es ist auch weit schmerzhafter: Und man kan süglich von diesen Völkern dasjenige sagen, was Solinus<sup>(34)</sup> von den Picten anführt: daß nichts einen grössern Begriff von ihrer Geduld und unüberwindlichen Beständigkeit, als die Herzhaftigkeit giebt, die sie alsdenn beweisen, wenn sie sich auf ihren Leibern eine so gar grosse Menge solcher Wunden schlagen lassen, deren Andenken wegen des dabey ausgestandnen Schmerzens so wenig aus ihrem Gemüthe, als die Narben von ihren Leibern kommen kan.

Ich habe bey ihren mancherley Einweihungsarten gezeigt, daß bis ein hergebrachter Gebrauch ihrer alten Religion gewesen. Man kan auch sagen, daß es bey ihnen ein Kennzeichen ihres Adels, gleichwie bey den Agathyrsen, bey den thracischen Völkern, bey den Picten, und überhaupt bey allen denen gewesen, deren die Schriftsteller bey dieser Gelegenheit Erwähnung gethan haben. Denn in der That machen sie sich aus diesen römischen Mälern eine Ehre; und man wird in dem Verfolg ihrer Einweihung angemerkt haben, daß sie deren eine weit grössere Anzahl empfangen, je nachdem sie sich hervor thun und ansehnlicher werden. Denn ein jeder neuer Grad des Vorzugs erfordert neue Merkzeichen und einen neuen Gebrauch, unter welchen man ihnen allemal eine grosse Menge schmerzhafter Einschnidungen macht. Ich weis zwar nicht, ob es ein Stück der Religion, oder ob es bey den mitternächtigen americanischen Wilden also von Anbeginn hergebracht ist: so viel ist inzwischen gewis, daß es Merkmale der Hochachtung sind; und die Vornehmsten machen sich eine Ehre daraus, wenn sie mit einer grössern Anzahl, als diejenigen, so unter ihnen stehen, prangen können.

Unter den mitternächtigen Wilden haben einige Völkerschaften mehr als andre zu den caustischen Gemälden Neigung. In Virginien, Florida und Louisiana sind selbige weit gemeiner und weit gekünstelter, als bey denen, so näher nach Norden wohnen; welche deren wenige an sich tragen. Ja, es giebt auch einige, wie ich glaube, welche dergleichen gar nicht im Gebrauch haben. Die Troquoisen scheinen es von ihren Nachbarn gelernt zu haben. Die Manspersonen sind fast nur die einzigen, die sich ritzen lassen: und die mehresten auch nur blos im Gesichte. Da im Gegentheil die Brasilianer

und







und Caraißen für ein Zeichen der Knechtschaft halten, wenn das Gesicht dergestalt gezeichnet ist. Die iroquoysischen Weiber lassen sich gar nicht rizen, außer einige wenige, die sich dessen, als eines Mittels wider die Zahnschmerzen, bedienen: und diese begnügen sich damit, daß sie sich eine kleine Wunde längs den Kinbacken einrizen lassen. Denn sie glauben, daß, wenn die Nerven, durch welche der Nervenfaß in die Zähne tritt, gerisset worden, derselbe nicht mehr zufließen könne; und daß sie auf solche Art das Uebel heilen, indem sie bis auf die Quelle desselben gehen. Von eben dieser Art caustischer Gemälde haben diejenigen sonder Zweifel handeln wollen, die von den Chinesen geschrieben: daß sie sich das Kin und den untersten Theil des Gesichts in ihrer Kindheit mit einem glühenden Eisen brennen lassen, damit keine Bärte wachsen möchten. Denn es ist nicht möglich, daß der Bart an solchem Orte, der dergestalt gebrant ist, hervorkeimen kan: und man mus dieses, was hiervon angeführet, aus dem, was Ammianus Marcellinus \*) da- von geschrieben, erläutern.

§. 9.

Die Figuren, welche die Wilden auf ihre Leiber und Gesichter äßen, dienen ihnen anstat der hieroglyphischen Bücher und Denkschriften. Ich wil mich deutlicher erklä- Caustica-  
und hierogly-  
phische Ge-  
mälde.  
ren. Wenn ein Wilder aus dem Kriege zurück kömt, und seinen Sieg denen benach- 22stes Kupfe  
barten Völkerschaften der Derter, wodurch er gehet, bekant machen wil; ferner, wenn er einen Ort zur Jagd bestimmet, und er wil, daß man wisse, er habe solche Gegend für sich ausersehen, und man würde ihm eine Beleidigung zufügen, wenn man gleichfalls da- selbst jagen wolte: so ersetzt er den Mangel der ihm fehlenden Buchstaben durch künftliche Merkzeichen, die ihn persönlich unterscheiden. Er bemalt eine Baumrinde, die er oben auf eine Stange nahe am Wege aufsteckt, oder er hauet mit seinem Beile einige Späne aus dem Stamme eines Baums: und wenn er daraus gleichsam eine ebne Tafel gemacht; so zeichnet er sein Bildnis darauf, und fügt andre Zeichen hinzu, welche alles dasjenige zu erkennen geben, was er von andern verstanden wissen wil.

Wenn ich sage, daß er sein Ebenbild malet, so bin ich versichert, man werde gar leicht begreifen, daß er nicht die Geschicklichkeit besitze, alle seine Gesichtszüge dergestalt natürlich vorzustellen, daß er einen jedem, der ihn gesehen, kentbar seyn solte. Dieses ist meine Meinung nicht. Sie haben bey dieser Gelegenheit keine andere Art zu malen, als diejenige, davon die Erfindung den Egyptern, auf deren Obeliskten man noch et- was davon antrifft, zugeschrieben wird, und die durch viele Jahrhunderte in ihrer ersten Einfalt verblieben ist. Ich rede von dieser monogrammischen oder linearischen Ma- lerey, welche fast in nichts anders als in den äußersten Linien, mehr des Schattens der Körper, als der Körper selbst, bestand. Diese Gemälde waren so unvollkommen, daß man oftmalen nötig gehabt, unten drunter den Namen der Sache zu setzen, die es vor- stellen solte, damit man selbige erkennen könnte. Indessen machten sich die Völker eine sol- che Ehre aus dieser Erfindung, daß Plinius (35) versichert, die Griechen hätten den Egyptern diesen Ruhm streitig zu machen gesucht.

Der Wilde also, wenn er sein Ebenbild machen wil, ziehet eine schlechte Linie in Gestalt eines Kopfs, ohne fast einen einzigen Zug hinzu zu fügen, der die Augen, Nase, Ohren

Pp. 2

(35) PLIN. hist. nat. lib. 35 c. 3.

\*) AMMIAN. MARCELLINVS lib. 31. de tempestivius emergens, corrugatis cicatricibus, humis. Ab ipsis nascendi principii infantum hebetetur. ferro sulcantur altius genae, vt pilorum vigor



Ohren und andre Gesichtstheile vorstellt; an deren Stelle zeichnet er die Kennzeichen, so er auf das seinige, wie auch auf die Brust schneiden lassen, und weil ihm diese ganz eigen sind, so wird er dadurch nicht allein denen, so ihn gesehen, kenntbar; sondern auch alle, die ihn dem Rufe nach kennen, wissen sein hieroglyphisches Sinbild: wie man ehemals eine Person in Europa durch ihren Wahlspruch unterschieden, und wie noch heutiges Tages ein Geschlecht durch das Wapen kenntbar bleibet. Ueber seinen Kopf zeichnet er dasjenige, so seinen Namen ausdrückt. Der Wilde z. E. Namens Sonne malet eine Sonne; auf der rechten Seite zeichnet er die Thiere, die die Sinbilder der Völkerschaft und des Geschlechts sind, wozu er gehöret. Der Nation Sinbild stehet über dem Geschlechtesinbilde, und der Schnabel oder die Schnauze des erstern ist dergestalt angebracht, daß er an den Ort seines rechten Ohres reicht, gleichsam als wenn diese symbolische Figur des Volks, die Neigung desselben, die sie ihm einhauchet, vorstellig mache. Kommt dieser Wilde aus dem Kriege zurück, so drückt er unter seinem Bildnisse die Zahl der Kriegesmänner aus, woraus seine Partey, die er angeführt, bestanden, und unter diesen die Zahl der Gefangnen, so er gemacht, nebst denenjenigen, die er mit eigner Hand erlezet. Auf der linken Seite sind seine Feldzüge und die Gefangnen, oder ihre Haarscheiteln, (*Chevelures*) so von denen, die zu seiner Partey gehören, genommen worden, ausgedrückt. Die Kriegesmänner sind entweder mit ihren Waffen; oder schlechweg durch bloße Striche, die Gefangnen aber durch einen mit Federn gezierten Stock und durch die *Chichis Koue*, welches die Zeichen ihrer Knechtschaft sind, vorstellig gemacht. Die Haarscheiteln oder die Todten durch Mans- Weibes- oder Kindergestalten ohne Köpfe. Die Zahl ihrer Feldzüge ist durch Matten angemerkt. Man unterscheidet diejenigen, wo er sich befunden, von denen, über welche er Befelshaber gewesen, dadurch, daß diese letzten durch Halsbänder, welche man an die Matten anhänget, bezeichnet werden. Gehet der Wilde auf eine Gefandtschaft, um Friede zu schließen; so sind alle Sinbilder friedfertig. Unterhalb seinem Ebenbilde ist er mit der Friedensspeiße oder *Calumet* in der Hand vorstellt. Ausser dem siehet man auch noch auf der linken Seite diese Friedensspeiße, oder *Calumet* im Großen; das symbolische Bild des Volks, zu welchem er dieser Angelegenheit wegen gehet; und die Zahl seiner Begleiter. Doch dieses alles wird sowol durch das beigelegte Kupfer, als durch die Erklärung jedweder Figur am deutlichsten erhellen.

Uebrigens ist dieser jetzt beschriebene Gebrauch denen Völkern, die oben an dem Flusse *St. Laurentii* und gegen *Louisiana* wohnen, fürnehmlich eigen. Die andern Völker haben auch ihre besondre Arten, indem selbige niemals einformig sind. Dasjenige aber, was darinnen veränderliches angetroffen werden möchte, ist allen wilden Völkern bekannt, die von einander nur einige Kenntnis haben. Ich habe dergleichen barbarische Gemälde zwar vielfältig in den Cabanen der *Troquoisen* gesehen, doch habe ich mir selbige dergestalt nicht eingeprägt, daß ich davon eine genaue und umständliche Nachricht sollte mittheilen können. Ich begnüge mich daher überhaupt zu sagen, daß alle diese Völker eine grosse Menge Sinbilder und allerley Arten Figuren unter sich haben, welche man als eine besondre Sprache ansehen kan, die sich ziemlich ausgebreitet hat, und in verschiedenen Dingen den Mangel des Schreibens auf eine solche Art ersetzt, daß darinnen selbst noch etwas bequemer als in den Buchstaben anzutreffen ist.

§. 10.

Vergänliche  
Gemälde.

Die unauslöschlichen caustischen Gemälde hinderten so wenig die Alten, als sie unsren Wilden hindern, sich mit einer andern Art nicht so dauerhafter Gemälde, gleich  
als

als mit Schminke zu puzen, und selbige allemal, so oft sie wollen, zu verneuern. Die alten Schriftsteller bezeugen solches überhaupt von den Indianern, Africanern, Picren, Gelonern, Agathyrsen und einer Menge andrer Völker. Allein einige unter ihnen bemalten sich den ganzen Leib, wie die Ethiopier noch zur Zeit des Plinius <sup>(36)</sup> thaten, welcher versichert, daß sie sich mit rother Farbe vom Haupt bis zu den Füßen angestrichen. Dagegen Zweifel waren dieses die Völker, die ganz nackt giengen, welche diese Gewohnheit hatten. Andre begnügten sich mit einigen Zierraten, als die Perser, von welchen Xenophon <sup>(37)</sup> schreibt: daß ihnen Cyrus erlaubt habe, sich die Augenbraunen zu bemalen, damit sie desto lebhafter und schöner lassen möchten.

Bei den Römern, die eben keinen sonderlichen Geschmack an den caustischen Gemälden, sonderlich in den letzten Zeiten, zu finden schienen, hatte die andre Art der Malerei, die ich veränderlich nennen kan, nicht allein etwas anständiges, sondern, wie uns Plinius <sup>(38)</sup> versichert, auch noch etwas religionsmäßiges und geheiligtes an sich. Aus dieser Ursache bemalten sie an den Festrägen des Jupiters Bildseulen mit rother Farbe, weil dieselbe der Feuerfarbe am nächsten kömt. Auf gleiche Weise überstrichen sie alle Bildseulen der Götter, der Halbgötter, der Helden, der Faunen und Satyren; welches uns folgende Verse des Virgilius <sup>(39)</sup> vollkommen ausdrücken:

Pan deus Arcadiae venit, quem vidimus ipsi

Sanguineis ebuli baccis minioque rubentem.

Eben hierauf deuten die Dichter und Maler, wenn sie den Faunen und Satyren feurige und blutfarbige Gesichter zueignen. Als wenn Aegle das Gesicht des Silenus mit Maulbeeren bemalet:

Sanguineis frontem moris et tempora pingit <sup>(40)</sup>.

Dieses kan keinesweges als ein Scherz, oder als ein übler Streich, den man einem schlafenden Menschen erweist, sondern als eine anständige Höflichkeitsbezeugung angesehen werden, wofür ihr Silenus, welcher bey einem ziemlichen Alter dennoch alle Annehmlichkeiten der Jugend an sich hatte, Dank schuldig seyn, und aus Erkenntlichkeit die Lieder singen mußte, die sie von ihm verlangte hatte.

Bei ihren Triumphen, welche gleichsam eine Vorstellung des Jupiters in seiner Herrlichkeit waren, erschien der Ueberwinder, wenn er sich nach dem Capitolio, diesem Gott zu opfern, begeben wolte, auf seinem Wagen; und war auch selbst vom Haupt an bis auf die Füße mit rother Farbe bemalet. Camillus hielt seinen Triumph auf diese Weise, wie solches Plinius <sup>(41)</sup> am angezogenen Orte bezeuget. Isidorus <sup>(42)</sup> von Sevillien sagt ebenfalls, daß dieses durchgängig in Ansehung aller derer beobachtet worden, denen man diese Ehre zuerkannt.

In dem urfinischen Pallast, den der verstorbene Cardinal von Tremouille inne hatte, habe ich eine Bildseule eines nackenden Hercules gesehen, der am ganzen Leibe mit lauter kleinen Circeln, nebst ihren Mittelpuncten, bestochen war. Darin erschiene nun nichts als diese caustische Malerei, und keine andre Farbe, welche die Zeit hätte auslöschen können. Aber einige Tage vor meiner Abreise aus Rom, wurde dem Bischofe von Sisteron, der damals die französischen Angelegenheiten beim Pabste zu besorgen hatte, ein Geschenk mit einem kleinen marmornen, ohngefähr einer handlangen, Brustbilde des

Pp 3

Bacchus

(36) PLIN. lib. 33 c. 7.

(37) XENOPHON Cyrop. lib. 8.

(38) PLINIVS l. c.

(39) VIRGIL. Eclog. 10 v. 23.

(40) Idem Eclog. 6 v. 23.

(41) PLIN. l. c.

(42) ISIDORVS HISPAL. originum lib. 13 c. 20.



Bacchus gemacht, so man kurz vorher in dem Weinberge des Novitiats der Jesuiten ausgegraben hatte. Dieses Bruststück schien mir wegen dieser zweierley Arten von Gemälden, die auf demselben annoch in die Augen fielen, sehr kostbar zu seyn. Das caustische ist nur auf dem linken Backen zu sehen, und fängt von dem äussern Winkel des Auges an, gehet schlangenweise längst über den Backen, und endiget sich unter dem Kinbacken. Die Figur, die dadurch vorgestellt werden sol, konte ich nicht sarsam unterscheiden. Vielleicht ist es die Schlange, als ein Symbolum dieser Gottheit, die bey den Orgien und Religionsgeheimnissen den Vorsitz hatte. Die veränderliche Malerey aber ist noch weit merklicher als die caustische. Der Zinnober haftet noch an den Augenlidern und in beiden innern Augenwinkeln, um die Ohren herum, in den Winkeln des Mundes, und oben an der Stirne, woselbst ein Epheuzweig anzutreffen, der ihm anstat der Krone dienet.

Ich hatte die Ehre, solches dem Herrn Cardinal Gualtieri einzuhändigen, und dieser Herr, der denen übrigen erhabnen Eigenschaften noch einen auserlesenen Geschmack der Altertümer beifüget, zeigte mir zu gleicher Zeit in seinem reichen Kunstgemach zwey Aschentöpfe, die in Umbria gefunden worden, auf welchen alle Figuren gemallet waren. Jede Figur bestund aus einer einförmigen Farbe, die durchgehends auf dem Gesichte, der Hand, und den Waffen der vorgestellten Person verbreitet war. Es schien mir, daß dieser Cardinal glaubte, als wären diese Urnen von der Zeit der alten Tyrhener; doch die Sauberkeit des Werks, die Gestalt der Helme und des Harnisches, die nach römischer Art gemachet sind, überreden mich, daß sie von einer weit neuern Verfertigung sowol als das kleine Götzenbild des Bacchus seyn.

## §. II.

Religionsge-  
brauch, die  
Haare zu ver-  
schneiden.

Man begnügte sich nicht nur damit, den Leib mit mancherley Farben zu bemalen; sondern man trieb auch dieses bis auf die Haare. Und alle barbarische Völker des Altertums machten sich ein Vergnügen daraus, selbige wohl einzuschmieren, und sie durch künstlich zubereitete Farben zu erheben. Die Art, solche zu tragen, war auch verschiedentlich: und ich glaube, daß dazu die Religion Anlas gegeben, weil Gott den Juden so ausdrücklich verboten, die ihrigen nach der Art der Heiden zu verschneiden; damit sie nicht auch hierin mit diesen Völkern, die den Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs nicht kanten, Abgötterey treiben möchten.

Jede Nation hatte hierin ihre besondern Begriffe, welche uns theils die alten Verfasser in ihren Schriften bekant gemacht, und welche man auch noch in den überbliebenen Denkmalen des Altertums erblickt. Die Egypter schoren ihre Köpfe, aus bereits angeführten Ursachen, reine ab. Die Lycier trugen lange Haare<sup>(43)</sup>, und hielten sehr eifrig darüber. Als sie Mausolus, König der Carier, überwunden hatte, beschwerte er sie mit ungeheuren Auflagen. Als diese nun dagegen vorgestellt hatten, daß ihnen solche abzutragen unmöglich fielen; so stellte sich der Ueberwinder, als ob er ihre Ursache gelten lies, und begnügte sich damit, daß er ihnen auferlegte, einen Theil ihrer Haare abschneiden zu lassen, welches der Zeit bey den Cariern ein Zeichen der Knechtschaft war, eben wie es noch jezo bey den Caraiben und mittägigen Wilden ist. Doch die Lycier wolten sich lieber denen beschwerlichsten Bedingungen unterwerfen, als diesen leßtern Befehl vollstrecken. Denn sie hielten davor, daß es doch noch besser sey, es koste auch was es wolle, nur zinsbar als leibeigen zu seyn. Die Ausen, ein africanisches Volk<sup>(44)</sup>, schnitten ihre Haare dergestalt ab, daß sie nur vorwärts einen Zopf stehen ließen: Da im Gegen-

theil

(43) ARISTOTEL. Oeconom. lib. 2.

(44) HERODOT. lib. 4 n. 180.

theil die Corybanten <sup>(45)</sup> von Chalcide, als sie merkten, daß sie von ihren Feinden bey den Haaren gefasset, und also leicht zur Erden geworfen wurden, sich die Köpfe vorwärts gan; kahl scheren, und nur hinterwärts von einem Ohre zum andern wenige Haare wachsen ließen. Die Abanter <sup>(46)</sup> waren auf eben die Art, sowol als die Machlyer, beschoren. Diese Art zu scheren nennete man dem Theseus zu Ehren Theseis, der seine Haare zu der Zeit, als er die Erstlinge derselben dem delphischen Orakel opferte, eben so verschneiden lies. Man nennete sie auch Hectoris, zum Andenken des Hectors. Die Macã <sup>(47)</sup> schoren die beiden Seiten des Hauptes, und ließen nichts weiter, als oben auf der Spitze einen Zipfel Haare stehen, welcher von der Stirne bis auf den Hals reichte. Die Maryer <sup>(48)</sup>, die sich von den Trojanern abzustammen rühten, und sich den ganzen Leib mit Röte bemalten, ließen sich die ganze linke Seite bis auf die Haut abschneiden, die rechte Seite aber blieb unberührt. Ich habe, ich weiß aber selbst nicht mehr wo, gelesen, daß andere ihre Haare auf der linken Seite wachsen lassen, auf der rechten aber gänzlich abgeschoren haben, damit sie dadurch mehr Freiheit beim Gebrauch des Bogens bekommen möchten. Die Araber ließen sich rundum beschoren, und trugen keine Haare, außer vor der Spitze des Kopfes bis an die Ohren; dadurch sie dem Gotte Bacchus nachzuahmen verlangten: Und dieses ist auch die Scherungsart, die man die bacchische nennet <sup>(49)</sup>.

America schließet noch eine Menge von Völkern in seinen Bezirk ein, bey welchen man das Bandscheckige fast in allen verschiedenen Haartrachten aufsigtig wird. Die Brasilianer tragen die theseidische, oder der Corybanten von Chalcide Scherart, alle überein: und Hieronymus Straad, dem dieser historische Umstand unbekant war, und der nur auf die Mönchsschur seine Aufmerksamkeit richtete, hat daraus einen üblen Schluss gemacht, wenn er glaubt, daß sie solche von dem St. Thomas oder andern Aposteln, die ihnen vor Alters das Evangelium geprediget, überkommen hätten. Die Troquoisen ließen ihre Haare lang wachsen, ohne selbige wie die Lycier zu verschneiden. Sie schmierten sie nur schlechtweg ein, ohne einige Farben dazu zu gebrauchen: derselben sie sich auch sonst nicht an ihren Leibern, außer bey Kriegeszügen, bedieneten; dergestalt, daß es eine Art der Anzeigung war, daß sie den Feind aufsuchten. Da aber die Vermischung der Völker, ihre Sitten, wie ich bereits gezeiget, verderbet hat; so sind sie auch hierin sowol, als in vielen andern Fällen, von ihren alten Gebräuchen abgegangen, so gar daß auch ihre Aeltesten sich heutiges Tages darüber beklagen; eben wie Juvenalis <sup>(50)</sup> zu seiner Zeit schon that, als er die Stadt Rom mit allen Unordnungen der Griechen angestoecker sahe.

Ihre jungen Mannspersonen, die insgesamt von der Eitelkeit oder Gefälligkeitsbegierde eingenommen sind, nehmen ihre Zuflucht zur Kunst, um sich anzuputzen, und erborgten von ausländischen Zierraten einen Anpuß, von dem sie glauben, daß er unter ihnen selbst nicht könne gefunden werden. Unsere Art des Anzuges, die denen Chinesern lächerlich vorkömmt, misfällt ihnen nicht: jedoch haben sie eine unendliche Gefälligkeit, wenn sie sich nach ihrer eigenen Mode ausstaffiret haben. Ihr Nachtmisch ist zwar eben nicht zum besten versehen, doch bringen sie eine geraume Zeit dabey zu, und beschäftigen sich beim Anpuße eben so lange, als das europäische Frauenzimmer, und noch weit länger als

(45) STRABO lib. 10.

(46) PLUTARCH. in Theseo. HERODOT. lib. 4 n. 180.

(47) HERODOT. lib. 4 n. 175.

(48) Idem lib. 4 n. 191.

(49) Idem

lib. 3 n. 8.

(50) JUVENAL. Satyr. 3.



als ihre Weiber selbst, weil diese überzeuget zu seyn scheinen, daß der Wohlstand, die Schamhaftigkeit und ihre häusliche Verrichtungen mehr Bescheidenheit und Einfalt erfordere.

Wenn also ein junger Troquaise seinen Kopf zurechte machen wil, so schneidet er auf einer Seite die Haare zween Finger hoch vom Kopfe weg, auf der andern Seite aber läßt er selbige so lang wachsen, als sie wollen. Wenn er selbige wohl eingeschnieret und gepuſet hat, so macht er oben auf dem Kopfe ein oder zween Sträuſſe in Gestalt eines Reigerbusches; daran befestiget er mit ein wenig zubereitetem Wachse ein klein Stück weißes Porcellain, und ſeſet mitten in den Busch einen Haufen mit verschiedenen Farben gezielter Federn. Auf der andern Seite wo er geschoren ist, steift er die Haare mit Pferdetalch aufwärts; auf der gegen derselben über befindlichen Seite aber flucht er sie ein, und bindet sie hintern Ohre mit einer Bandschleife zusammen. Mitten auf der Stirne macht er eine andre kleinere Flechte, die er über das eine Augenlied herunterhängen läßt, und auf der Seite wieder fest macht.

Seine Ohren sind insgemein an drey Orten durchboret. Diese Löcher sind sehr gros, und mit Porcellainstücken eines Daums dicke verzieret, welche mit Bändern, so ihnen bis auf die Brust reichen, umschlungen sind. Oder er hänget auch wol einen Kupferdrat, nach Art einer Spirallinie gewunden, eines Fingers lang, und im Durchmesser eines Daumens breit, hinein. Außer diesem fügt er noch sehr weiche Flaumfedern von einer Schwanenhaut hinzu. Diese Flaumfedern machen an jedem Ohre einen Bündel, ohngefär einer geballten Hand dicke, aus. An Musterungs- und Festtågen verbreitet er dergleichen Federbüsche auf dem ganzen Kopfe. Damit er nun das Werk krönen möge, so läßt er über einem Ohre einen Busch, einen Flügel, oder das ganze Gefieder eines seltenen Vogels hervorragen. Einige machen sich eine Art einer Krone von einem kleinen porcellainen Krinigel, oder von einer Marderhaut, welche, nachdem sie um den Kopf herum gewunden, sich hinterwärts anmutig auf ihre Schultern herabsenket.

Die hochrote und andre in Del getunkte, oder mit Fet und Talch vermischte Farben sind sehr buntscheckig, nicht allein auf dem Gesichte, sondern auch auf den Haaren, und der Federbüschel auf den Ohren und dem Kopf verbreitet: obgleich mit einigem Unterschiede dessen, welches sie, wenn sie in den Krieg ziehen wollen, zu thun gewonet sind. Denn alsdenn ist ihr Gesicht gånzlich bemalet, anstat, daß sie sich sonst gemeinlich mit einigen Schminkpflästerchen begnügen.

Die Wilden, die beständig nackend gehen, geben sich alle Morgen ein farbigtes Kleid. Der Grund davon ist hochrot, welchen sie mit vieler Sorgfalt damasciren, auch mancherley andere Figuren von verschiedener Farbe hinzufügen, und dadurch die Grundfarbe des Kleides zu erheben suchen. So bald sie das Bad verlassen, und sich ein wenig abgetrocknet haben, so kommen ihre Weiber in die Carbers mit grossen Flaschen voller Safran und andern Farben, die in Palm- oder Jenipatöl eingetunkt sind. Diese bemalen anfänglich den ganzen Leib mit Rocu, und fügen hernachmals noch andre Zierlichkeiten hinzu. An Festtågen und andern feierlichen Zeiten lassen sie sich noch überdis den ganzen Leib mit einem kleberichten Wasser reiben, auf welches sie ein aus Vogeleiern gemachtes Aschenpulver, oder auch wol Flaumfedern herumstreuen, die sich daran hängen, und sie wie die Vögel ganz befedert darstellen. Andere bedienen sich eines harzichten und starkriechenden Teiges, worauf sie die schönsten Blumen, so ihr Land hervorbringt, streuen.

Verschiedene Völker durchboren sich den Nasenknorpel zwischen den Naselöchern, und befestigen darin einen grünlichen durchsichtigen Stein, der die Form eines Pfeiles hat: oder sie stecken auch wol eine Feder durch, welche, da sie nach beiden Seiten wegsteht, die Gestalt eines Knebelbarts annimmt. Die Brasilianer und Cariben machen sich über dieses noch grosse Oefnungen in die Backen und Unterlippen. Dadurch stecken sie grosse Knöpfe, rundgemachtes oder gleich den Diamanten spitz geschliffnes Porcellain. Diese Zierraten sind ihnen zwar beim essen nicht wenig hinderlich; allein dem Frauenzimmer wird es nicht schwer zu begreifen seyn, daß man diese Beschwerlichkeit gar gerne erdulde, wenn man sich nur einbildet, daß man dadurch weit mehrere Annehmlichkeiten erlange.

Wenn dasjenige, was Lopes de Gomara (51) anführet, nach diesem Grunde zu beurtheilen ist; so kostet die Schönheit einem gewissen wilden Volke noch weit mehr. Denn dieser Schriftsteller sagt: das die Manspersonen unter ihnen eine Brust, andere auch wol alle beide Brüste durchboren, und durch die Oefnungen kleine anderthalbe handlange Röhren durchstecken. Und auf gleiche Art durchboren sie sich auch das fleischigte an den Schenkeln, und stecken so, wie sie bey den Brüsten thun, Röhren durch. Diese Wilden sollen am Ende des mexicanischen Meerbusens wohnen, und sich in einer ohnweit Panuco belegenen Insel aufhalten.

Die Weiber der Wilden halten viel auf ihre Haare, und sind darüber auf alle erfinliche Art eifersüchtig. Die schrecklichste Beleidigung, so man ihnen anthun könnte, würde darin bestehen, wenn man ihnen solche abschnitte: Sie würden sich sodann nicht unterstehen, sich sehen zu lassen. Und so sie ja bey einer Trauer etwas davon abschneiden, so hat dieses so viel zu bedeuten, daß sie sich selbst zur Einsamkeit verdammen. Ihre und überhaupt aller Wilden Haare sind sehr schön und von der tiefsten Schwärze. Sie schmieren sie mit Del, und wenden grosse Sorgfalt daran, sie zu kämmen. Die Art selbige zu tragen anbelangend, so unterscheiden sie sich durchgängig von der Mode, wie sie die Manspersonen zu tragen pflegen; ausgenommen bey den Cariben der antillischen Inseln und bey den Galibiern, woselbst die Weiber sie fast eben also, wie ihre Männer auspuhen: Doch haben sie noch etwas besondres, wodurch sie unterschieden werden, und welches bey den Weibern andrer Orten nicht angetroffen wird. Dieses nun bestehet in Halbstiefeln, so ein untriegbares Kennzeichen ihrer Freiheit, und denen Sclavinnen zu tragen nicht erlaubt sind. Solches ist eine Art von Fuswerk, so aus zwey Stücken bestehet, die von Rohr und Baumwolle künstlich gewebet sind, und die äussersten Theile der Beine dergestalt zusammendrücken, daß die Waden dadurch ganz in die Höhe getrieben werden, daher selbige viel fleischigter und vollständiger aussehen.

Die mehresten von den Weibern der wilden Völkerschaften flechten ihre Haare, und lassen sie herabhängen. Die iroquoischen und huronischen Weiber theilen sie auf beiden Seiten des Kopfs, und lassen sie sämtlich hinterwärts wieder zusammen steffen, woselbst sie solche so nahe als nur möglich, an dem Kopfe zusammen binden; hernachmals nehmen sie diese hangende Haare, und mischen gröblich gestoffene Asche von Peruche darunter, welche zu ihrer Erhaltung dienen: und nachdem sie dieselben dergestalt wieder aufgebunden haben, daß sie nicht länger als auf die Lenden reichen; so wickeln sie solche in eine zubereitete Haut eines Aals, welche mit hochroter Farbe bestrichen ist, ein. Hierin

sehen

(51) LOPES DE GOMARA Hist. gen. de Indias lib. 2 c. 2.



setzen sie ihre vornehmste Schönheit. Die Weiber der Wilden im mittägigen America schmücken ihre Leiber gleich den Manspersonen; doch geschiehet solches auf eine unterschiedene und ihnen besonders eigne Art. In dem mitternächtigen Theile begnügen sie sich damit, daß sie ihren Gesichtern einige vermeintliche Annehmlichkeiten von dieser Maieren geben: doch mus man die **Troquoisinnen** davon ausnemen, welche höchstens nicht mehr als eine Linie von rother Farbe, von dem obersten Theile des Hauptis bis an das Ende der Stirne, zwischen der Abtheilung der Haare ziehen. Ihre Nasen sind nicht durchboret, ihre Ohren aber sind es an drey Orten, gleich den Ohren der Manspersonen; doch sind die Oefnungen derselben kleiner: durch dieselben stecken sie einige Ohrgehänge von Porcellain oder rothen Steinen, in Gestalt des Eisens an einem Pfeil; oder porcellaine Röhren, welche wie holländische Pfeifenstiele gestaltet sind.

Die Oele, womit sich die Wilden bestreichen, verursachen, daß sie schrecklich stinken und unfähig seyn. Es sind dieses blos Oele von Thieren, Fischen oder einigen Pflanzen, die beinahe alle einen starken Geruch haben, und gar leicht stinkend werden. Doch sind ihnen diese Oele unumgänglich nötig, denn sie würden sonst, wenn sie deren ermangelten, vom Ungeziefer aufgefressen werden. Weil sie nun eben nicht sonderlich den Sachen nachgrübeln; so haben sie auch diesem Uebel durch wohlriechende Essenzen und Räucherwerk nicht abhelfen können, welche die gesitteten Völker seit geraumer Zeit, der Einsalt des Dels und Schmeres, so die Wilden annoch gebrauchen, unter sich eingeführt.

Alle übrige Zierraten der Wilden bestehen in Kronen, Hals- und andern Schnuren, von runden, länglichten, pfeilförmigen oder auch cylindrischen Porcellainstücken: in Armbändern von gleicher Art: in verschiedenem Federschmuck, oder von Elends- wildenochsen und Stachelschweinhaaren ausgearbeiteten Stücken, wovon ein jeder sich etwas nach seinem Geschmack zu verfertigen weis, so lange als er sich in denen zu dieser Ergötzlichkeit bequemen Jahren befindet. Sobald aber diese Zeit verstrichen; so sucht er eine Ehre darin, wenn er in einer dem vorigen ganz entgegen gesetzter Nachlässigkeit verbleibet, und nichts überflüssiges, oder was nicht bereits aus der Mode gekommen, tragen kan. Wodurch er zu verstehen geben will, daß er sich nunmehr mit weit ernsthaftern Gedanken beschäftige.

Die Krone war zwar in den ersten Zeiten ein Zeichen der königlichen Würde; jedoch sie konnte auch als ein Merkmal der Hochachtung und des Vorzugs angesehen werden. Sie wurde denenjenigen, die in den zu Ehren der Götter angeordneten Spielen den Preis erhielten, zur Belohnung aufgesetzt. Die Römer, als Feinde von den Königen, hatten deren verschiedene Arten, womit sie die, dem Staate mancherley erwiesene Dienste belohnten. Man trifft fast bey allen Völkern der Wilden Kronen an, deren Spitzen aus Federn verschiedener Farben bestehen, in deren Mittelpunkt Vogelschnäbel in Form der Diamanten, Klauen von außerordentlichen Thieren, und oftermalen Hörner von kleinen Ziegen befestiget sind. Das merkwürdigste dabey ist dieses, daß sich die Frauenspersonen niemalen damit schmücken: Und selbst die Manspersonen bedienen sich auch nur dergleichen Schmucks, bey grossen Solemnitäten; hauptsächlich aber, wenn sie den Krieg besinnen, oder in selbigen ziehen wollen. Bey ihren öffentlichen Einzügen, zieren sie auch die Häupter ihrer mitgebrachten Gefangenen damit. Der Spartaner Gesetzgeber hatte allen Lacedämonern ein Gesetz gegeben, nach welchem sie mit Purpur bekleidet, tanzend und mit Kronen auf den Häuptern in den Krieg ziehen solten. Welt nun zu des Lyncurgus Zeiten die Kleidungen nicht sonderlich gemein waren, daß auch bey ihren Feldzügen

Selbzügen und andern Uebungen ihrer Gymnasiasten, so gar die Mägdechen nackend gien-  
gen; so halte ich davor, daß die durch den Gesetzgeber geordnete Purpurtracht ein Anstrich  
von Carmoisin gewesen. Weshalb ich mir einen zu Felde ziehenden Lacedämonier  
eben so, als einen caraimischen Kriegesman vorstelle.

Die Halschnuren, so die Wilden mannigmal umbinden, halten bey nahe einen  
Fus im Durchmesser; und sind von denen, so man noch jezo auf einigen alten Denkmä-  
len barbarischer Bildseuen antrifft, nicht unterschieden. Die mitternächtigen Wilden  
tragen auch auf der Brust ein von gekrümmtem Porcellain gemachtes herabhängendes  
Schild, so einer Handlang ist, und eben die Wirkung als dasjenige thut, so bey den Rö-  
mern *Bulla* genennet wurde. Die mittägigen tragen Platten, so von einem Metal  
gefertiget sind, das zwischen dem Golde und Kupfer die Mittelstrasse hält, so man Cara-  
colis genennet. Diese Platten oder Schilder sind insgemein von der Gestalt des junemen-  
den Monds, eben wie diejenigen, die vor Alters *Lunulae* geheissen, und ein Schmuck  
des Frauenzimmers waren.

Man kan den Zierraten der Wilden annoch den Gummi oder Harz beifügen,  
wovon der Pater Neuville redet, und der etwas so besonderes an sich hat, daß dessen  
Worte gänzlich angefüret zu werden verdienen <sup>(52)</sup>.

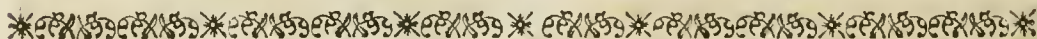
„Ich hätte bald vergessen, sagt er, von einem der sonderbarsten Werke unter den  
„Wilden etwas zu gedenken: dieses bestehet in einer Art einer hollen und geschmeidigen  
„Büchse in Form einer Birn, die sie an stat der Sprüze gebrauchen. Selbige ist von ei-  
„nem gewissen Gummi gemacht, das eine solche erstaunende springende Kraft hat, daß  
„es eben so stark als ein Handbal, aufgeprellet werden kan. Der Gummi wird niemals  
„schmelzen, so heis auch das Wasser ist, womit man die Büchse anfüllet, die eine ziem-  
„liche Aenlichkeit mit der Farbe einer stark gebrauchten kupfernen Windbüchse hat. Sie  
„dauert lange Zeit. Man dehnet selbige, ohne sie zu verderben, in die Länge einer halben  
„Elle aus, ungeachtet sie in ihrem Umfange nicht länger noch dicker als eine Art ziemli-  
„cher grossen Birnen ist, die man *Poires de bon Chretien* zu nennen pfleget. Aus eben  
„diesem Harze oder Gummi machen unsre Wilden Ringe, die sie in Armvärter, Knie-  
„värter, Halsvärter und Leibvärter verwandeln, und wieder Ringe daraus machen. Sie  
„pressen die Finger sehr enge zusammen, ohne sich an die Grösse und Kleine derselben zu  
„kehren. Man ziehe den Ring vom Finger, so wird er sich über alle Finger ausbreiten,  
„und über den Arm als ein Armvärter geschoben werden können; oder man lege ihn auf  
„das Haupt, so wird er sich ohne Zwang dergestalt ausdehnen, daß selbiges damit um-  
„geben werden kan. Wenn er über den Kopf herabgestreufet wird, so schließet er sich  
„so enge zusammen, das er ein Halsvärter abgiebt. Wenn er den ganzen Leib umgeben  
„sol, so wird er sich noch mehr verlängern, indem man ihn von dem Halse über die Ach-  
„seln, bis an den Gürtel streifet. Wenn er nun wieder ganz vom Leibe herunter ge-  
„nommen wird; so nimt er seine Gestalt des Ringes wieder an, ohne, daß er von seiner  
„Geschmeidigkeit und Stärke etwas verloren hat. Denn ausser, daß ihn nichts zu zer-  
„brechen fähig ist, so drückt er den Kopf, die Arme, Hals und Lenden nicht mehr und  
„nicht weniger als die Finger zusammen. Ich habe auch einen Wilden gesehen, der  
„aus diesem Ringe noch einen andern außerordentlichen Gebrauch machte, wodurch die  
„Stärke



„Stärke dieses Harzes noch weit mehr erhellet. Er gebrauchte selbigen nemlich anstat der „Scene seines Vogens (53).“

Aus demjenigen, was ich von der Art sich zu schmücken angefüret, wird leicht zu schliessen sehn, daß die Wilden anstat ihrer natürlichen Schönheit, indem sie beinahe durchgängig wohlgestalt sind, etwas hinzuzufügen, sie vielmehr beklissen seyn, sich hestlich und ungestalt zu machen. So viel ist aber auch gewis, daß, wenn sie sich nach ihrer Art recht ausgepußt haben, dieser eigensinnige Mischmasch aller ihrer Zierraten nicht nur nichts anstößiges, sondern vielmehr, ich weis selbst nicht was, gefälliges an sich hat, wodurch ihnen ein sehr gutes Ansehen gegeben wird.

(53) Hiervon kan die Göttingische Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen in 8. im 2 Theile p. 104 nachgesehen werden.



## Siebentes Hauptstück, Beschäftigungen der Weibespersonen.

### Inhalt.

Einleitung §. 1. Nahrung 2. Mays oder türkischer Weizen 3. Feldbau 4. Art die Nahrungsmittel zuzubereiten 5. Sesam 6. Wildhaber 7. Wurzeln 8. Cassava 9. Patate oder Batate 10. Sorge für die Felder 11. Verlegung der Dörfer 12. Weinstock und

Wein 13. Rauschende Getränke 14. Chica 15. Maby 16. Palnot 17. Chocolate 18. Paraguankraut 19. Casine 20. Andre americanische Gewächse 21. Toback 22. Cora 23. Zucker 24. Wachsbäume 25. Gewächse die in Faden gezogen werden 26.

### §. 1.

Einleitung.

**D**ie Weiber der Wilden, sowol als die Amazonen und Weiber der Thracier, Scythen, Spanier und andrer barbarischen Völker des Altertums, bauen das Feld (1); wie auch noch heut zu Tage die Gascognischen, Bearnischen und Brescischen thun, welche man oftermalen hinter dem Pfluge hergehen siehet, da unterdessen ihre Männer bey dem Spinrocken sitzen. Das Getreide, so sie säen, ist der Mays, der auch sonst unter den Namen indischer, spanischer und türkischer Weizen bekannt, und der Grund der Nahrung, fast aller stättigen Völkerschaften in America von einem Ende bis zum andern, ist.

### §. 2.

Nahrung.

Julius Scaliger (2) hat zwar behaupten wollen, daß diese Art von Getreide den Alten gänzlich unbekant gewesen. Ich bin aber seiner Meinung nicht. Denn kan man sich wol vorstellen, daß eine solche Menge verschiedener Völker, die sich nach America begeben, und sich nicht nur von dem äußersten Asien, sondern auch aus Africa und Europa dahin gewendet, gegenwärtig ohne alles andre Getreide, ausser einzig und allein diesen, seyn sollte; ohne zugleich dabey auf die Gedanken zu fallen, daß dieses also eben dasjenige seyn müsse, daß bey eben diesen Völkern zur Zeit ihrer Wanderungen im Gebrauch gewesen?

(1) STRABO lib. 3.

(2) IVL. SCAL. Exerc. 292.

gewesen? Wir treffen sie ja nach Ablauf so vieler Jahrhunderte, noch als getreue Bewahrer der Uebungen ihrer Vorfahren an, und sehen bey selbigen mit unsren Augen noch eben die Sitten, deren sammtliche Spuren wir mitten durch die Finsternis dererjenigen Zeiten entdecken, die durch ihre Entfernung am meisten verdunkelt sind: Sollte es also wol glaublich seyn, daß sie getreuer gewesen, wiltürliche Gebräuche fortzupflanzen, als einen solchen, der doch zu Unterhaltung des Lebens das meiste beiträgt, und dessen Fortsetzung unterstützt?

## §. 3.

Der Mays ist, so wie ich eben gesagt, die gemeinste Nahrung aller stättigen Wil-Mays oder den, von dem innersten Brasiliens bis an das äußerste Ende von Canada; auch selbst türkischer bey den mehresten, die sich der Wurzel Manioc bedienen. Würde es nun nicht natür-Weizen. licher seyn zu glauben, daß eben dieser Mays auch die erste Nahrung der Menschen nach den Eicheln oder dodonischen Buche gewesen? Daß er viele Jahrhundert hierzu gedienet, bis nachher andre Arten von Früchten ihm an die Seite gesetzt worden, die man nützlicher gefunden, und daher erstern zu verabsäumen angefangen.

Alles dieses ist auch nicht ohne Grund, und kan durch die Schriftsteller hinlänglich erwiesen werden. Denn eines Theils sind die Verfasser verlegen, und treffen mit der Benennung nicht überein, wenn sie uns die verschiedenen körnertragenden Gewächse erklären wollen; dergestalt, daß man sie heutiges Tages mehr erraten als verstehen kan. Zugleich mus man bekennen, daß sie einerley Wort gebrauchet, womit sie uns verschiedene Gewächse bekant machen; oder sich verschiedener Namen bedienet, womit sie einerley Gewächse andeuten. Selbst Plinius <sup>(3)</sup> sagt dieses ausdrücklich, wenn er anführet, daß die Arten des Getreides durchgängig nicht einerley sind, und daß man an verschiedenen Orten, wo man sich doch eben derselben Art bedienet, dennoch nicht einerley Benennung antrifft. *Frumenti genera non eadem vbique, nec vbi eadem sunt, iisdem nominibus.* Andern Theils ist leicht wahrzunehmen, wie zu unterschiedenen Zeiten und an unterschiedenen Orten eines stat des andern gebrauchet worden, so daß, was zu gewisser Zeit in einem Lande zur gemeinen und gewöhnlichen Nahrung gedienet, mit der Zeit darinnen so selten geworden, daß es nach Verlauf gewisser Jahre ganz aus der Gewonheit gekommen, auch wol völlig unbekant worden ist. Sodann kan man durch fast untriegbare Mutmassungen, aus den Schriftstellern gleichsam demonstriren, daß der türkische Weizen nicht allein vielen Völkern bekant, sondern auch bey selbigen im Gebrauch gewesen. Man kan auch endlich eben daraus ein starkes Vorurtheil ableiten, daß die Americaner noch gegenwärtig ihr Getreide eben auf die Art zubereiten, als die Alten ihr Korn zubereitet haben, ehe die Mühlen, Backofen und andre Dinge erfunden, welche die Zeit almählich an den Tag gebracht, und nach Erfordern der Nothwendigkeit, oder nach Beschaffenheit der Art des Getreides vollkommen gemacht, und in Uebung gesetzt hat.

Der mehreste Theil der Benennungen, deren man sich bey diesen saamentragenden Gewächsen bedienet, sind Geschlechtswörter, so durch die Stärke ihrer Bedeutung so wol die eine als die andre Art ausdrucken; ob man gleich hernachmals einige besondre Arten damit belegt hat. Diese Benennungen sind 3. *E. Far, Ador, Alica, Hordeum, Triticum, Frumentum.* Calepinus <sup>(4)</sup> in seinem Wörterbuche sagt unter dem Worte

¶ q 3

Far:

(3) PLINIUS Hist. Nat. lib. 18 c. 8.

(4) CALEPIN. Lexic. voce Far. Olim nomen generale fuit ad omnia genera frumentorum, ita dictum a ferendo, vel a faciendo.



*Far*: daß dieses ein Geschlechtsname sey, und alle Arten der körnertragenden Gewächse anzeige. Es wurde auch deswegen also genennet, weil es in die Erde gerohdet und durch selbige fortgebracht wurde; oder es kan auch von dem Worte *frangere* herkommen, weil es entweder in Mörsern oder Mühlen zermalmet werden mußte. Wenn das Wort *Far* einer besondern Art desselben beigelegt wurde, so hieß es *Ador*. *Festus* <sup>(5)</sup> leitet dieses Wort von *edere* essen ab, und sagt: daß es vor Alters *Edor* genennet worden. Er hält ferner dafür, daß es auch von dem Worte *Aduror* herkommen könne; weil man es vorher trocknete, ehe es klein gemacht oder zermalmet wurde. *Alica* war gleichergestalt ein Geschlechtsname, und *Festus* <sup>(6)</sup> leitet dieses von *Alere* ernähren ab. Wenn *Alica* von einer besondern Art gebrauchet wurde, so hieß dieses *Alicastrum*, welches ein weit nahrhafter Getreide, als alles übrige war. *Far* und *Alica* bestanden aus Zusammenfügungen, verschiedener kornhaltigen Gewächse. Daher kömmt es auch, daß man in den Schriftstellern oftermalen die Worte: *Far triticum*, *Far adoreum*, *Far hordeaceum*, *Alica ex Zea*, *Alica adulterina* u. s. w. antrifft. *Hordeum* oder Gerste, wurde wegen seines geschwinden Wachstums also genennet. Das Wort *Triticum* stammeth her von *Tritura*, des Wortes *Tero*, zermahlen, zerreiben; und *Frumentum* ist von dem Worte *Frumen* genommen, das in der alten lateinischen Sprache die Oefnung des Mundes bedeutet, wodurch alle Nahrung dem Leibe mitgetheilet werden mus <sup>(7)</sup>.

Ich wil mich in eine weitere Erklärung der andern Wörter nicht einlassen, weil selbige doch durch ihre eigentliche Bedeutung, keine unterscheidende Kenntis, von der besondern Art ihrer Bestimmung geben würden. Dahero werde ich mich damit begnügen, daraus zu folgern, daß, da die Benennungen Geschlechtsbenennungen sind, solche allmählich verschiedenen Arten beigelegt werden können, sobald man nur eine Aenderung darinnen getroffen, und etwas andres zur gemeinsten und gewöhnlichen Nahrung an dessen Stelle gesetzt, welches um deshalb *Alica* genennet werden können weil es nährt: *Far*, weil es durch die Erde hervorgebracht wird; und *Triticum*, weil man es zerstoßen oder zermahlen müssen. Gleiche Verwandnis hat es auch mit den übrigen, wovon man die *Erymologien* bey dem *Isidorus* weitläufiger antreffen wird <sup>(8)</sup>.

Die Allgemeinheit dieses Wortes hat sowol die alten als neueren Schriftsteller verwirret, und verursacht, daß unter ihnen Widerspruch und Zwiespalt in ihren Meinungen entstanden, welche auch nicht leichtlich werden vereinbaret werden können. *Plinius* <sup>(9)</sup> versichert, daß diejenigen, welche sich der Art, so *Zea* genennet wird, bedienen, den Gebrauch von *Far* nicht kennen. Indessen nennet sowol *Dionysius Halicarnassensis* <sup>(10)</sup> als *Strabo* <sup>(11)</sup> dasjenige *Zea*, was *Plinius* *Far* heißet. *Galenus* <sup>(12)</sup> füret zu Erleuterung derjenigen Arten, die durch die Wörter *Olyra*, *Typhe*, *Zea* unterschieden werden, die verschiedenen Meinungen der Alten an. Wenn er sie nun insgesamt ausgeleget, so beschließet er damit, wenn er sagt: daß einerley Sache unter verschiedenen Namen verstanden würde. *Anguillara* <sup>(13)</sup> unterscheidet sie, und begreift unter diesen drey Namen

(5) *FESTVS Ador*. *Farris* genus *Edor* quondam appellatum ab edendo: vel quod aduratur ut fiat tostum, unde in sacrificiis mola falsa efficitur.

(6) *FESTVS Alica*. *Alica* dicitur quod alit corpus. (7) *ISIDOR. HISP. Orig. lib. 17 c. 3.*

(8) *ISIDOR. HISP. Orig. lib. 17 c. 3.* *Frumenta* sunt proprie quae *Aristas* habent. *Fruges* autem, reliqua. *Frumenta* autem vel *fruges* a *frumendo*, hoc est a vescendo dictae, nam *frumen* dicitur summa pars gulae.

(9) *PLIN. lib. 18 c. 8.*

(10) *DIONYS. HALIC. Antiq. Rom. lib. 2.*

(11) *STRABO lib. 5.*

(12) *GALEN. lib. 1. de Alim. Facult. c. 3.*

(13) *ANGVILLARA P. 6.*

drey unter den Worten *Spelta*, *Scandella* und *Farro* in Italien bekannt gewesener Arten. Julius Scaliger <sup>(14)</sup> glaubt, daß unter *Typha* der Rocken, und unter *Zea* der Spelt verstanden werde. Er hält auch gleichergestalt davor, daß *Olyra* und *Oryza* zwey Benennungen des Reiffes wären. Dieses wird hinlänglich seyn, um begreiflich zu machen, daß, da die Schriftsteller, die wir als unsere Zeitverwandten ansehen können, sich darüber nicht haben vereinigen mögen, was Dionysius Halicarnassensis, Plinius, Strabo, und ihre andern Zeitgenossen davon geglaubt haben, diese also noch weit größere Schwierigkeiten gefunden haben können, dasjenige genau zu erörtern, was zu denen Zeiten üblich gewesen, die von der ihrigen, worinnen sie geschrieben, so weit entfernt, und noch dunkler als die zwischen ihrer und unsrer Zeit verstrichene Jahrhunderte sind; Inmassen diese ersten Zeiten, die da Zeiten der Barbarey und des Ursprungs der Völker waren, mit Finsternissen der Unwissenheit beständig umhüllet gewesen.

Ich wil eben nicht behaupten, daß *Far*, dessen sich die Römer einzig und allein, in den ersten drey Jahrhunderten nach Erbauung der Stadt Rom bedienet, mit dem *Mays* einerley sey; denn man möchte mir einen starken Einwurf machen, der darin bestehen könnte, daß diese Art von Getreide um deshalb nicht verloren gewesen seyn müsse, weil man sich desselben annoch zu des Plinius Zeiten, bey den Opfern, Verheirathungen und andern zur Religion gehörigen Verrichtungen, aus Hochachtung vor das Altertum bedienet. Ob wir nun gleich nicht ausdrücklich bestimmen können, welche Art Getreide unter *Far* verstanden worden, und ob es eben dasjenige *Farro* gewesen, dessen sich die Italiäner noch jezo bedienen; so sucht doch Plinius uns möglichst zu überreden, daß es kein *Mays* gewesen; wenn man nicht sagen wolle, daß diese, denen Uebungen ihrer Vorfahren so ehrwürdige Anordnung, ohnerachtet sie weit älter als Plinius ist, dennoch der Zeit, da man angefangen, an dessen stat verschiedene kornhaltende Früchte zu gebrauchen, allmählich den Namen *Far* bekommen haben können, weit nachzusetzen.

Selbst die Schriftsteller geben uns Beispiele von dergleichen Beifügungen. Und wir können uns, ohne uns deswegen weitläufiger aufzuhalten, damit begnügen, was sie von der Gerste angeführt haben, die bey den Griechen in eben dem Ansehen, als bey den Römern *Far* gestanden; weil sie ihr erstes Nahrungsmittel gewesen: Eben wie bey den teutschen Völkern der Haber; bey den Egyptern und Libyern die Gerste und Sonnenblumen; bey den Aquitanern der wilde Fenchel; bey den Maotern und Sarmatiern der Hirse und dergleichen mehr; die nicht nur ihre Nahrungsmittel gewis, sondern auch gar ofters verändert haben.

Das Getreide, so die Franzosen nach America überbracht, ist ganz unstreitig viel neuer als der *Mays*. Indessen nennen die Wilden sowol eins als das andre auf einerley Art. Wenn ich also nun anneme, daß sie mit der Zeit, da sie das französische Getreide dem türkischen Weizen vorziehen, so wie es auch in der That den Vorzug verdienet, sich nichts anders als des französischen bedienen; was werden die künftigen Jahrhunderte von dieser Substitution, da die Benennungen einerley sind, vor einen Begriff haben? Die Geschichte unsrer Zeiten mus ihnen also solche auf eine deutliche Weise, die in der nachfolgenden keine Verwirrung verursacher, beibringen. Die Wilden aber, die weder des Schreibens erfahren, folglich keine ausführliche Jahrbücher haben, können diese Kenntnis nicht durch sich selbst auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Da nun die allerersten Zeiten ebenfalls durch viele Jahrhunderte in diese tiefe Unwissenheit gestürzet gewesen, worinnen



worinnen die Americaner grössentheils heut zu Tage noch leben; so haben sie sich in eben dieser Beschaffenheit befunden, und daher entweder gar keine Spuren der Begebenheiten, so sich unter ihrer Barbarey zugetragen, oder wenigstens sehr fabelhafte, hinterlassen können.

Von diesen so mancherley Arten des Getreides, wovon sich so viele Völker nüteten, dienen einige derselben blos für das Vieh; andre hingegen sind unbekant, und in dem Lande, wo sie gebauet worden, nicht mehr anzutreffen; oder sie sind auf einige Zeit unsichtbar worden, wie solches in Absicht des türkischen Weizens leicht zu begreifen ist. Denn geseht, daß dieses Gewächse beständig zu Rom fremde gewesen, wie zu des Plinius Zeiten geschehen; so kan man doch nicht leugnen, daß solches nicht zum wenigsten zu dessen Zeit zum Vorschein gekommen. Scaliger mag auch sagen, was er wil, so mus man doch folgende Worte des Plinius <sup>(15)</sup> von dem türkischen Weizen erklären: *Milium intra hos decem annos ex India in Italiam inventum est nigrum colore, amphum grano, arundineum culmo, adolevit ad pedes altitudine septem, Lobas vocant, omnium frugum fertilissimum, ex vno grano terni sextarii gignuntur.* In dem Laufe dieser zehen Jahr hat man aus Indien eine Art Hirsen schwarz von Farbe, nach Italien gebracht, deren Körner sehr dick seyn, und deren Halme dem Rohr und Schilf gleichen. Er wächst sieben Fus hoch, und hat sehr grosse Zweige, die man *Lobar*, (oder nach des Harduins Anmerkung Phobas) nennet. Dies Gewächse ist unter allen Kornhaltenden das fruchtbarste, indem ein Korn sich auf drey Äsel vermehret.

Man setz den *Mays* mit Recht unter die hirsichte und rohrichte Gewächse, und zwar wegen der Gleichheit, die er mit diesen hat: Eine Gleichheit, die man in dem Theophrast und andern Kräuterverständigen gegen einander halten kan. Uebrigens hat Plinius den *Mays* nach seiner Fruchtbarkeit, Beschaffenheit, Höhe seiner Halme und Dicke seiner Körner sehr wohl bezeichnet. So viel die Farbe anlangt, so giebt es deren mancherley Arten; einige fallen ins schwarze, andre hingegen ins bläuliche, und wieder andre sind purpurfarbigt. Die gemeinste Art ist strohfarbig, und nach Beschaffenheit des Bodens und der Reife mehr oder weniger gelb. Dieser Unterschied ist entweder blos zufällig, oder er rüret von den verschiedenen Arten des *Mays* her. Die mehresten sowol alte als neue Erzählungen nennen den *Mays* entweder schlechtweg Hirsen, oder dicken Hirsen, womit sie selbigen von dem kleinen oder gemeinen Hirsen unterscheiden. Und wann sie von seinen Halmen reden, so nennen sie selbige indische oder türkische Weizenröhre.

Dieses dienet uns zur Verständlichkeit der Schriftsteller, die von gewissen Völkern erzählen, daß sie ihre Nahrung von den Früchten des Rohrs genommen; wie Aelianus <sup>(16)</sup>, Strabo <sup>(17)</sup>, Diodorus Siculus <sup>(18)</sup> solches von den Indianern überhaupt und von den taprobanschen Einwohnern, Aethiopiern u. s. w. insbesondre versichert. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist es auch eben der *Mays*, wovon diejenigen Schriftsteller reden, welche von den Indianern, und von den Sarmatiern aus der Gegend des *Palus Mäoticus* erzählen, daß sie von Hirse gelebt. Philostratus <sup>(19)</sup> bezeichnet diesen Hirsen eben so als Plinius. Denn, da er von Indien handelt, so sagt er: „daß die Erde „dasselbst schwarz sey, und allerley Früchte hervor bringe; daß das Stroh und die Halme „der Kornhaltenden Gewächse von der Dicke des Schilfrohrs wären; insbesondre aber, „daß

(15) PLIN. lib. 18 c. 8.

(16) AELIAN. lib. 3 c. 39.

(17) STRABO lib. 15.

(18) DIODOR. SIC. lib. 3.

(19) PHILOSTRAT. in Vita Apollon. lib. 3.

„daß sie Hirsen und Sesam von ungeheurer Grösse trügen.“ Man kan dieses gleichergestalt aus demjenigen, was Herodotus <sup>(21)</sup> in der Beschreibung der Sitten der Indianer davon anführet, nicht verkennen. „Sie leben, sagt er, von Kräutern, und haben eine Art von Saat, die dem Hirsen gleich komt. Die Erde bringt solche in ihren Hülsen eingeschlossen von selbst hervor: nachdem es eingesamlet worden, wird es in den Hülsen gekochet, und dienet solchergestalt zu ihrer Nahrung.“ Eben dieser Verfasser <sup>(22)</sup>, wenn er von dem babylonischen Getreide und Gerste redet, so sagt er: daß die Blätter ihrer Halme wenigstens vier Finger breit wären. Es scheint also, als ob dieses mit nichts als dem Mays übereinkomme. Vielleicht hat Theophrastus <sup>(23)</sup> von eben der Pflanze reden wollen, wenn er nach der Erzählung, die er davon gehöret, meldet, daß jenseit Bactrien das Getreide so gros sey, daß jedes Korn fast die Grösse eines Olivenkerns habe. Gegenwärtig nun, da uns diese Länder besser als unsern Vorfahren bekant worden, weis ich nicht, ob es andre Arten von Getreide giebt, mit welchen solches besser als mit dem türkischen Weizen übereinkommen könne.

Der Hirsen, wovon die Sarmatier und Maotier lebten, war eben dasjenige Getreide, was ihre Weiber, die Amazonen, baueten. Wenn Apollonius Rhodius <sup>(24)</sup> von den Chalyben, die der Amazonen Nachbarn gewesen, redet, so sagt er: daß ihnen der Feldbau nebst der Art zu säen, und das Korn, welches einen Honiggeschmack gehabt, hervorzubringen unbekant gewesen. Ferner hätten sie auch keine Heerden gezogen, sondern von ihren Nachbarn dasjenige, so sie nötig gebraucht, gekauft, und ihren Handel mit Eisenwerk, so sie wohl zuzubereiten gewußt, getrieben. Dieses Gewächse aber, so einen Honiggeschmack hat, wenn es nicht selbst der Gom \*) ist, dessen sich noch heut zu Tage die Mingrelrier bedienen, kan nichts anders als der indische oder türkische Weizen seyn. In der alten cretischen Sprache <sup>(25)</sup> bedeutet das Wort Mel eben sowol Miel als Mil, Honig und Hirsen. Es würde also um so weniger verwundernswürdig seyn, daß diese beiden leßtern Benennungen von einerley Wurzel abstammen, wenn dasjenige, was sie bedeuten, sich zugleich in einem Gewächse als der Mays ist, antreffen läßet, wie ich gleich mit mehreren zeigen werde. Aus diesem allen nun ist zu schließen, daß wenigstens in den ersten Zeiten der türkische Weizen die gemeine Nahrung fast aller barbarischen Völker des grossen Asiens gewesen.

Ich habe anfänglich gemutmasset, daß eben dieser Mays auch das Getreide der alten Ägypter gewesen seyn könne. Dasjenige, worauf ich meine Meinung gründen wolten, ist des Pharaos Traum <sup>(26)</sup>, in welchem von sieben Aeren auf Einem Halme geredet wird. Da es aber eine andere Art Getreide von verschiedenen Aeren auf Einem Halme giebt,

(21) HERODOT. lib. 3 n. 100.

(22) Idem lib. 1 n. 193.

(23) THEOPHRAST.

lib. 8 c. 4.

(24) APOLLON. RHOD. lib. 2 v. 1005.

(25) PEZRON.

Antiquité de la Nation et de la Langue des Celtes p. 399.

(26) 1 Mos. 41, 22.

\*) Gom ist eine Art von Getreide, so in Mingrelrien geerntet wird, klein als Coriander ist, und der Hirse ziemlich gleichet. Es bringet einen Halm von der Dicke eines Daums und von der Länge eines Menschen hervor, an dessen Spitze eine Aere befindlich, die mehr als 300 Körner hält, und mit der Aere des türkischen Weizens nicht übel zu vergleichen ist. Aus dieser aus dem Char-

din entlenten Beschreibung scheint es, daß der Gom eine Art von türkischem Weizen sey; nicht zwar von der gemeinen Art, dessen Korn an eine dicke Eichel befestiget, sondern von der andern Art ist, dessen Korn am Ende einer ziemlich langen Aere hervor wächst. CHARDIN voyage en Perse par la Mer Noire et par la Colchide.



giebt, so halte ich dieses vor hinlänglich, meine Meinung faren zu lassen. Obnerachtet dieses Getreide eben nicht alzugemein ist, und auch nicht einmal von derjenigen Gerste gesagt werden kan, wovon sich die Egypter gleichfals nüteten.

Wenn gleich der Mays, den man zu des Plinius Zeiten nach Rom brachte, daselbst gesäet worden ist, so ist doch offenbar, daß man mit der Zeit wenig daraus gemacht; indem er sowol daselbst, als in den übrigen Theilen von Europa, verschwunden, und nicht ehender wieder gesehen worden, als bis man selbigen aufs neue aus Westindien, nach Entdeckung der neuen Welt, oder auch wol aus Asien und der Tartarey, dahin wieder überbracht; weshalb er auch den Namen indischer oder türkischer Weizen bekommen. In Ostindien hat man ebenfalls wenig daraus gemacht, wie solches die angeführten Schriftsteller besagen. Denn, ob sie gleich annoch den Mays und ander unter uns übliches Getreide haben; so bedienen sich doch heutiges Tages, sowol die Egypter als Türken fast nichts anders als des Reisses. In Europa finden sich wenige Länder, die sich um die Fortpflanzung dieses Gewächses sonderlich bekümmert haben, und diejenigen, die ja dergleichen bauen, gebrauchen solchen zur Nahrung der Landleute und des Federviehes.

## S. 4.

Feldbau.

So bald in Canada der Schnee geschmolzen, fangen der Wilden Weiber ihre Arbeit an. Im Herbst säen sie nicht, weil der Mays eine solche Art von Getreide ist, so man *aetliua*, Sommergewächse, nennet; eben wie der Fenchel, Sesam, Hirse und andere Hülsenfrüchte mehr sind: oder auch wol, weil es aus einer Art solchen Getreides bestehet, das vom Theophrast<sup>(27)</sup> und Plinius<sup>(28)</sup> *trimestris* genennet wird; indem zu selbigem von der Saatzeit bis zur Ernte nicht mehr als drey Monat erfordert wurden, wenn dieses anders allemal von einer besondern Art allein gesagt werden kan. Denn der Gebrauch in Neufrankreich giebt uns das Gegentheil bey allen Arten des französischen Getreides zu erkennen. Es wird solches im April oder Maymonat gesäet, und im Julius oder August geerntet. In Florida und andern weiter gegen Mittag belegenen Ländern wird der Mays zweimal des Jahres gesäet und geerntet.

Die erste Zubereitungsart der Erde bestehet darin, daß die Stoppeln ausgerentet und verbrant werden. Hierauf wird die Erde umgegraben, und solchergestalt zubereitet, daß die Saat hineingebracht werden kan. Hierzu bedienet man sich keines Pfluges, so wenig als andrer Ackerinstrumenten; weil deren Gebrauch bey ihnen theils unbekant, theils unnütze ist. Stat dessen begnügen sie sich blos mit einem gekrümmten drey Finger breiten Stück Holze, das an einem langen Hest befestiget ist, und dazu dienet, das Erdreich aufzulockern.

Das Feld, so besäet werden sol, wird nicht in Morgen und Furchen nach europäischer Art, sondern in kleine runde Erdhausen, ohngefär von drey Fus im Durchmesser, abgetheilet. In jede diese Scholle werden neun Löcher gemacht, in jedes Loch ein türkisch Weizenkorn geleyet, und das Loch wieder mit Erde zugeschüttet.

Alle Weiber des Dorfes vereinigen sich zu der Hauptarbeit. Sie machen verschiedene zahlreiche Bänden aus, nach dem Unterschiede der Dörfer, wo ihre Felder liegen. Sie gehen von einem Felde auf das andre, und helfen sich unter einander getreulich arbeiten. Dieses geschiehet mit grosser Hurligkeit und mit desto weniger Mühe, weil die Felder nicht durch Hecken oder Gräben unterschieden sind, sondern insgesamt das Ansehen haben, als

ob

(27) THEOPHR. lib. 9.

(28) PLINIUS lib. 18 c. 7.

ob sie blos aus Einem Stücke bestünden; ohne daß dieserhalb der geringste Grenzstreit unter ihnen entsteht, indem eine jede wohl weis, wie weit sich ihr Bezirk erstreckt.

Die Eigentümerin desjenigen Stück Feldes, das bearbeitet wird, theilet unter ihre Gehülffinnen das Saatkorn aus, welches diese in kleinen Mannes, oder vier bis fünf Finger hohen und eben so breiten Körben, aufnehmen, dergestalt, daß sie alle Körner, die sie empfangen haben, bis auf das letzte berechnen können.

Ausser den Mays stecken sie auch kleine Bonen und Kürbisse; die aber von der europäischen Art unterschieden sind: desgleichen Wassermelonen und grosse Sonnenblumen. Die Bonen stecken sie dem türkischen Weizen zur Seite, weil dessen Halm oder Rohr ihnen zur Stütze dienet. Zu den Kürbissen und Melonen aber nehmen sie besondere Felder: ehe sie selbige pflanzen, so bereiten sie eine schwarze und leichte Erde zu, worin sie die Körner zwischen zwei Rinden in ihren Cabanen unter ihrem Feuerherd keimen lassen.

Ihre Felder halten sie sehr reinlich, und reissen das Unkraut mit vieler Sorgfalt bis zur Erntezeit aus. Hierzu ist auch noch eine Zeit bestimmt, in welcher sie alle gemeinschaftlich Hand anlegen: und alsdann bringet eine jede ein Bündel kleiner Ruten mit, die einen oder anderthalb Fus lang, auch mit rötlicher Farbe bemalt sind, und ihre besondre Kenzeichen haben. Diese dienen, ihr Tagewerk zu bemerken, und ihre gethane Arbeit zu erkennen zu geben.

Wenn die Zeit der Ernte kömt, wird der türkische Weizen gesamlet, den man mit den Blättern, die die Aeren einschliessen, und die Hülfsen hernachmals ausmachen, herausziehet. Diese stark daran befestigte Blätter dienen ihnen zu Strohseilen, selbiges in Garben zu binden, so wie man bey den Zwiebeln zu thun pfleget.

Dieses ist sonder Zweifel ein demjenigen ähnliches Fest, das die Alten Cerealia genannt, und bey Einsamlung des Kornes der Ceres zu Ehren gefeiert worden. Solches wird des Nachts auf dem Felde gehalten, und ist die einzige Gelegenheit, zu welcher die Manspersonen, die sich sonst weder um den Feldbau noch um die Ernte bekümmern, von ihren Weibern herbey gerufen werden. Ich weis nicht, ob hierunter nicht noch ein Ueberbleibsel eines Religionsdienstes verborgen liegt. Ob ich mich nun zwar nicht genau darnach erkundigen können; so hat es doch das Ansehen, daß man der Religion diese Anordnung zuschreiben müsse. Ich handle hier blos von den mitternächtigen Wilden. Denn von dem, was die andern hierbey beobachteten, bin ich nicht hinlänglich unterrichtet: und die Schriftsteller, die der mitterägigen Americaner Erwenung thun, begnügen sich blos damit, wenn sie überhaupt anführen, daß sich die Manspersonen ehrlos machen würden, wenn sie nur ein einzigesmal Hand angeleget, oder die dem weiblichen Geschlechte allein zugeeignete Arbeit berührt hätten.

Diodorus Siculus <sup>(29)</sup> sagt von den ersten Völkern Grossbritanniens, daß sie die von den Stengeln abgesonderten Aeren in unterirdischen Speichern verwahren, aus welchen sie täglich so viel, als ihnen zum Lebensunterhalte nötig, herausnähmen. Bey den ältesten machten sie den Anfang, und hätten also von diesem zermalmeten und zerstoßenen Getreide ihre Nahrung.

Die Wildinnen machen auf ihren Feldern eben dergleichen Arten unterirdischer Kornkammern. Da hinein bringen sie ihre Kürbisse und andre Früchte, die sie andergestalt vor der Strenge des Winters nicht würden verwahren können. Solche bestehen in grossen in die Erde gegrabnen vier oder fünf Fus tiefen Löchern, die inwendig mit Baum-

Rr 2

rinden



rinden ausgetäfelt, und oben wiederum mit Erde bedeckt sind. Darinnen halten sich ihre Früchte überaus gut, ohne den geringsten Anfall vom Froste zu bekommen, wovon sie auch noch überdem der darauf fallende Schnee bewaret.

So viel aber das Korn anlangt, so wird selbiges, ausser bey vorfallender Nothwendigkeit, keinesweges eingegraben, sondern auf grossen Stangen und auf dem Schirmdache oder äussern Vorhöfe ihrer Cabanen in die Luft gelegt. Zu Tsounonnuann macht man baumrindene Kornbehältnisse in Gestalt einer Reihe Orgelpfeifen an erhabnen Verttern, und boret die Rinde aller Orten durch, damit die Luft durchstreiche, und das Korn vor der Fäulnis bewaret werde. In Florida wird solches in öffentliche Kornhäuser gebracht, und darinnen so lange aufgehoben, bis man es auf eine proportionirliche Art, nach der Bedürfnis jeder Familie und deren Anzal einteilet. Eine gewisse Zeit hernach lässet man das Getreide in den Cabanen auf Querbalken, die das Feuer umgeben und auf den Grundseulen ruhen, trocknen. Der bey Tag und Nacht von ihrem Herd aufsteigende Rauch schwärzt zwar mit der Zeit dieses Getreide in etwas, doch benimmt er selbigem alle Feuchtigkeit, wodurch es verderben könnte. Im Winter wird es, wenn es ziemlich getrocknet ist, ausgehülset, und in grosse baumrindne Kasten, wie ich bereits anzeführt, gelegt; und sodenn jedesmal so viel man nötig hat, davon genommen. Dasjenige, so man zum Saatkorn gebrauchen wil, wird blos allein in dem Rauche so lange gelassen, bis es gesäet werden sol, und alsdenn erst ausgehülset.

## §. 5.

Art die nahrungs-  
mittel  
zu bereiten.

Oben habe ich eine vierte Ursache beigebracht, womit ich zu behaupten suche, daß der Mays den Alten, wenigstens denen, die nach America gewandert seyn, bekant, und der Grund ihrer Nahrung gewesen. Und diese bestund in der gleichförmigen Zubereitungsart eben dieser Alten mit derjenigen, die unsre Wilden noch jezo beobachten. Dieses mus ich nun gegenwärtig näher erörtern.

3tes Kupfer.

Nichts ist bekant, als die unter den Alten übliche Gewonheit, ihr Getreide zu dürrern, ehe es gemalen wurde. Unter einer unendlichen Menge von Verfassern, wil ich mich blos mit des Virgilius (30) Verse begnügen:

Et torrere parant flammis et frangere saxo.

Zugleich kan man auch dasjenige, was ich von der Ableitung des Wortes *Ador*, so man dem Far von dem Worte *aduror* beilegte, da es zuver, ehe es gemalen wurde, gedürret werden musste, alhier wiederholen. Apollonius Rhodius (31) giebt uns durch dasjenige, was er von der Betrübnis der Argonauten und Delionier nach dem Tode ihres Königes Cyzicus erzälet, das Altertum dieses Gebrauches zu erkennen. Denn diese Betrübnis war so lebhaft, daß sie viele Tage zubrachten, ohne sich zu unterstehen ihr Korn zu mahlen; sondern ihr betrübtes Leben dadurch unterhielten, daß sie bald hier, bald da, einige Körner, so wie sie waren, ganz roh, auch so gar ungedorret, verzehrten.

Das Mehl, so aus diesem in der Asche gerösteten Getreide gemacht wurde, war weit schmackhafter und das Korn weit leichter zu mahlen, und lösete sich dadurch bald aus seinen Hülsen oder ersten Häutlein.

Ehe sie den Gebrauch der Mühlen kanten, stießen sie ihr Korn in hölzernen Mörsern mit eben dergleichen Reulen. Hesiodus (32) zeigt uns die Maasse des Mörsers und der Reule, sowol der Alten als auch zugleich unsrer gegenwärtigen Wilden, durch folgende

(30) VIRGIL. lib. 1. Aeneid. v. 183.

(32) HESIOD. opera et dies v. 428.

(31) APOLLON. RHOD. lib. 1 v. 1072.









de Worte an: „Hau mit einen Mörser von drey Fus hoch, und eine Keule drey Ellenbogen lang.“ *Pilumnus* <sup>(33)</sup> war Erfinder davon; derothalben wurde er auch von den Schäfern und Landleuten verehret, welche sich noch lange Zeit hernach, da schon die Mühlen erfunden worden, dieser Art, ihr Korn zuzubereiten, bedieneten. Denn sie waren nicht im Stande, solches aus Ermanglung der Kosten auf Mühlen mahlen zu lassen. *Cato* <sup>(34)</sup> rechnet den Mörser und die Mörserkeule gleichfalls unter die Landgeräthschaft seiner Zeit.

Die *Pisones* <sup>(35)</sup> bekamen diesen Namen von dieser Art, das Getreide zu stampfen, gleichwie verschiedene andre römische Häuser, von mancherley bey ihnen gebräuchlichen fornhaltenden Gemächsen, oder auch Hülsenfrüchten, die Ihrigen erhalten. Vergleichen waren die *Sabier*, die *Lentuli* und die *Cicerones*, welche ihre Namen von Bohnen, Linsen und Kichern überkommen.

Die Becker wurden auch mit dem Namen *Pistores* <sup>(36)</sup> von *piso* oder *pistillo* belegt. Die ersten fünfhundert Jahre über, nach Erbauung der Stadt Rom, waren keine öffentliche Becker anzutreffen; und als sie anfiengen sich anzufinden, so waren sie auch zugleich Müller und Köche.

Das Brod wurde nur als ein Leckerbissen angesehen, wie etwan heutiges Tages das Gebäckne noch ist. Die Privatpersonen bucken solches bey sich, und es war eine Beschäftigung der Weiber, wie es noch gegenwärtig bey gemeinen Leuten der mehresten Nationen eben so gehalten wird. Das gemeinste Gerichte war eine Art von Gekochten, von im Wasser eingeweichten Mehl; oder es bestund in einer Brühe, wie der Italiäner *Farro*. *Plinius* <sup>(37)</sup> und *Valerius Maximus* <sup>(38)</sup> legen hievon zwey schöne Zeugnisse ab: „Es ist augenscheinlich, sagt ersterer, daß die Römer lange Zeit vom Gekochten, nicht aber vom Brodte gelebt. Unsere Vorfaren, sagt letzterer, waren so aufmerksam auf die Mäßigkeit, daß sie sich mehr des Gekochten als des Brodtes bedienen.“ Eben dieses druckt auch *Juvenalis* <sup>(39)</sup> seiner gewöhnlichen Art nach, sehr lebhaft, in der zwischen den Römern seiner Zeit und ihren Vorfaren angestellten Vergleichung, aus, wenn er sagt:

Quin et magnis fratribus horum,

A scrobe et fulco redeuntibus, altera coena,

Amplior, et grandes fumabant pultibus ollae.

Dieses in reinem Wasser zerlassene Mehl war der Grund der menschlichen Nahrung, und man behalf sich damit in Ermanglung besserer Gerichte; konnte man aber Fleisch haben, es mochte auch seyn wovon es wolte, so wurde es mit dieser Brühe gekochet. Es war dieses dasjenige, was man *Pulmentum* oder *Pulmentarium* nennete. Denn *Pulmentum* war kein besonderes gekochtes Gerichte, das man nebst diesen Mehlbrey gezeffen, der stat des Brodtes dienete; sondern dieser Brey wurde entweder schlechtweg gezeffen, oder ein Stück zubereitetes Fleisch hinein gethan, welches hernachmals, als das Brod gemeiner geworden, zu den Potagen Anlas gegeben.

Den Römern wurde der Schimpfname *Pultophagi* oder *Suppensfresser* um deshalb beigelegt, weil sie, allem Ansehen nach, diese Gewonheit länger als alle übrige Nationen beibehalten. Denn diesen war selbige nicht so eigen. Selbst die Römer gaben

R r 3

den

(33) *SERVIVS in lib. 9. VIRGIL. Aeneid. init.* Pilumnus pinfendi frumenti vsum inuenit: Inde a Pastoribus colitur: ab ipso etiam pilum dicitur. (34) *CATO de Rustica.* (35) *PLIN. lib. 18 c. 3.* (36) *PLIN. lib. 18 c. 11.* (37) *PLIN. 1. 18 c. 8.* (38) *VALER. MAXIMVS lib. 2 c. 6.* (39) *IUVENAL. Satyr. 14 v. 169.*



den Carthaginensern eben diesen Schimpfnamen. *Fortunatus Licetus* <sup>(40)</sup> versichert, daß dieser Gebrauch bey den Persern, Carthaginensern und Römern, ja selbst bey den Griechen üblich gewesen. Denn, obgleich *Plinius* <sup>(41)</sup> das Gegentheil anzuführen scheint, wenn er von den Griechen folgendergestalt redet: *Videturque tam puls ignota Graeciae, quam Italiae polenta*; so erklärt doch *Fortunatus Licetus* solches, und sagt, daß es einerley Sache unter verschiedenen Namen sey, daß aber die Benennung Puls in Griechenland eben so wenig als Polenta in Italien gebräuchlich gewesen. Meines Erachtens könnte man es noch besser erklären, wenn man anführte, daß die Zubereitung zwar in der That einerley, die Materialien aber unterschieden gewesen. Denn dasjenige, so Polenta genennet wurde, bestund aus gesäubertem Gerstenmehl; Puls hingegen ward von Roggen zubereitet. Nach dieser Erklärung hat *Plinius* recht gehabt zu sagen: daß das eine in Italien eben so, als das andre in Griechenland unbekant sey. Es hat auch nach demjenigen, so ich von der Nahrung sowol der einen als andern Nation angeführt, damit seine Richtigkeit. Denn die Römer brauchten nichts als Roggen, die Griechen hingegen Gerstenmehl.

Die Mäßigkeit sowol der Römer als andrer Völker in den ersten Zeiten, gereichte ihnen bey Unterhaltung ihrer Kriegesheere zu grosser Erleichterung. Ein jeder Soldat führte nebst seiner kleinen Gerätschaft auch seine Lebensmittel mit sich. Ein kleiner Sack vol Mehl dienete ihm lange Zeit zu seinem Unterhalte. Die Zubereitung seiner Mahlzeit kostete ihm wenig Mühe, und überdem war solche mit keinen Unkosten verknüpft. Selbst die Generalspersonen und Befelshaber unterschieden sich in Ansehung ihrer Mahlzeit-zubereitungen wenig von den gemeinen Soldaten. Auf solche Art waren die Völker beständig auf den Beinen, und allemal bereit, sich von einem Orte nach einem andern zu begeben, wohin man sie nur führen wolte: und die Ueppigkeit und der Wohlgeschmack, so zu unsern Zeiten unter der Miliz eingerissen, richteten ihre Staaten durch den ungeheuren Aufwand, den man anjesho mehr zu Anschaffung hinlänglicher Mundprovision, als zu andrer Kriegesgerätschaft machen mus, nicht zu Grunde, und gaben nicht Gelegenheit, bey den besten Unternehmungen, wobey Geschwindigkeit und eine mit weitläufigen Veranstellungen nicht übereinkommende Hurtigkeit erfordert wurde, den Kürzern zu ziehen. Eben diese Mäßigkeit verschafte auch den Römern starke und herzhafte Leute, die Hunger und Durst auszustehen vermögend waren; und ihre Absicht mehr auf die Auffuchung ihres Feindes, als auf Rettung ihrer Bagage richteten. Da sie auch durch das köstliche Essen nicht verzärtelt wurden, so suchten sie den Vortheil eines Feldzuges nicht darin, daß sie grosse Gastereien anstellen, und bey selbigen alles, was der Ueberflus darbietet, austragen lassen konten.

Ungeachtet das Brod nicht von allgemeinem Gebrauch gewesen, so ist doch dessen Ursprung sehr alt. Die eine Art bestund aus dem, welches man unter der Asche kochen lies, und wovon die heilige Schrift so oft Erwennung thut. Die andre aber war eine solche Art, die man in irdenen oder eisernen Döfen zubereitete. Denn dieses ist dasjenige, was die Alten unter den Worten *Furnus* und *Clibanus* verstanden <sup>(42)</sup>. Diese Arten von Brod hatten verschiedene Namen, wie aus dem *Athenäus* <sup>(43)</sup> und *Cato* erhellet. Diese mancherley Benennungen haben auch von den unterschiedenen Orten, wo sie zubereitet worden,

(40) FORTVNATVS LICETVS Respons. ad quaesita p. 57 seq.  
lib. 18 c. 8.

(42) HARDVINVS in Notis ad PLINIUM lib. 18.

ATHENAEVS lib. 3.

(43) A-

worden, oder auch wol von der verschiedenen Zubereitungsart entstehen können. Denn ausser den mancherley Arten des Mehls, als welches gleichsam die hauptsächlichste Materie dazu war, wurde Del, Schmalz, Honig, Früchte, Kressensaamen, Anis, Cardamummen oder Mahn u. s. w. hinzu gethan.

Die Sagamite der Wilden ist nichts anders, als dergleichen Art von Gemüse, so aus ihrem türkischen Weizen, der in der Asche gedürret, in hölzernen Mörsern mit Keulen gestampfet, und durch ein von Schilf gröblich geflochtenes Sieb gestäubet ist, zubereitet wird. Den Ursprung des Namens Sagamite, dessen sich die Franzosen in Canada bey Nennung des gekochten Gemüses, welches die Iroquoisen in ihrer Sprache Onmontara nennen, bedienen, weis ich nicht. Vielleicht ist es ein Wort, so aus der Mundart der algonquinschen Sprache genommen. Dem sey aber wie ihm wolle; genug, es ist in Canada in der zwischen der französischen und der wilden verdorbenen Sprache aufgenommen. Die Iroquoisen und Huronnen sprechen es Sagamite aus.

Alle Morgen bereiten die Weiber diese Sagamite, und kochen es zum Unterhalte ihrer Familie. Ehe ihnen die Europäer die Kessel bekant gemacht und überbracht, bedienten sie sich gewisser von Thonerde verfertigter Gefässe dazu, die sie sehr wohl auszuarbeiten mußten, und selbigen unterwärts eine gerundete Form gaben, oberwärts aber geräumlich machten. Wenn diese an der Sonne getrocknet waren, so ließen sie solche bey einem durch Baumrinde unterhaltenen schwachen Feuer vollends härten. Die herumschweifenden Nationen hatten nichts als hölzerne Kessel, die nicht so zerbrechlich und leicht fortzubringen waren: darinnen kochten sie ihr Essen, indem sie allmählich verschiedene heiße Kieselsteine ins Wasser warfen, wodurch dieses nachgerade erwärmet, und für diejenigen heis genug wurde, die gewont waren halb roh zu essen.

Wenn die Sagamite fertig, so wird sie in so viel kleine Kessel, oder kleine aus Baumrinden oder Wurzeln gemachte Schüsseln gethan, als Personen in der Cabane seyn; welche, so oft es ihr Hunger verlangt, es sey bey Tage oder bey Nachte, zulangen. Denn der Hunger ist bey ihnen der einzige Stundenweiser, nach welchen sie ihre Malzeiten halten. Ausserdem wird noch eine grosse flache Schüssel damit angefüllet, welche die Gastschüssel genennet werden kan, und allen Personen zu Dienste stehet, die in dieser Cabane ihren Besuch ablegen, sie mögen Fremde oder Einheimische seyn.

Augustin Calmet<sup>(44)</sup> hat sehr wohl angemerkt, daß in denen Zeiten der Helden, die Gäste erst insgemein nach der Malzeit, ihren Stand und woher sie gekommen, zu erkennen gegeben. Ostermalen geschähe solches auch wol erst drey, vier und acht Tage nach ihrer Ankunft. Eben dieses ist auch die erste Höflichkeitsbezeigung, die alle Americaner den Fremden erweisen, bey welchen die Gastfreiheit nicht weniger als in dem Altertume geheiligt ist: und diese obwol stumme Ehrenerweisung ist doch in der That weit redender und viel klüger, als unsre oft wiederholte europäische Verbeugungen, welche in Ansehung solcher Personen, die man natürlicher Weise von der Reise vor ermüdet halten muß, ganz ungereimt scheinen müssen. Jederman, der zu ihnen ingehet, ist wohl aufgenommen. Und kaum hat sich der Neuankommende, wenn er auch nur einen Besuch abstattet, eingestellt, so wird zu essen aufgetragen, ohne ein Wort dabey zu sprechen. Er isset sodann ohne Umstände, ehe er den Mund aufhüt, und die Ursachen seiner Ankunft bekant macht. Die Brasilianer, Sioux und einige andere Völker gebrauchen nach diesen gegen die Fremden viele Ceremonien, die ich weiter unten beibringen werde. Ja es finden sich

(44) AVG. CALMET Comment. lit. sur la Genese ch. 24 v. 33.



sich einige, die die Gewonheit an sich haben, selbigen die Füße zu waschen; welche Gewonheit bey den Hebräern gleichfalls heilig beobachtet wurde.

Die bloße Sagamite ist ein stark gekochtes Gerichte; und die Wilden gestehen selbst, daß sie sich nicht lange halten könne, wenn sie nicht mit etwas Fleisch oder Fischwerk zugerichtet ist, wodurch sie zusammengehalten wird, und etwas körperliches nebst einem Geschmack bekömmt.

Dergleichen schmackhafte Zubereitungsstücke würden ihnen, im Fal sie dergleichen benötiget wären, auch nicht ermangeln, wenn sie nur rathsamer damit umzugehen wüßten. Es ist aber ihrer Beschaffenheit nach fast unmöglich, diese Neigung zur Sparsamkeit zu haben. Die bey ihnen hergebrachte Gewonheit bestehet darin, von allen so lange zu essen, als etwas davon vorhanden ist; solten sie auch auf der Stelle bersten: gleichsam als ob es ihnen niemals woran gebrechen würde. Wenn sie nun nichts mehr haben, so erdulden sie auch den Hunger mit ungemeiner Geduld, ohne sich darüber zu beklagen.

Anfänglich habe ich zwar dieses Betragen vor etwas viehisches gehalten, und dem Mangel der Vorsichtigkeit beigemessen: da ich aber die Sache reifer überleget; so habe ich gefunden, daß sie unmöglich anders handeln können, ohne die Geseze des Wohlstandes zu beleidigen. Wenn eine Privatperson, die in einigem Ansehen stehet, auf der Jagd glücklich gewesen, oder einen guten Fischzug gethan; so ist sie verbunden, den Aeltesten, Angehörigen und Freunden, davon nach Beschaffenheit des Vorrats etwas mitzutheilen. Diese Arten der Freigebigkeit erschöpfen zwar alles, doch unterstehen sie sich nicht, es daran ermangeln zu lassen; auch würde es ohne Verletzung ihrer Ehre nicht süglich unterlassen werden können. Es kommen gewisse Zeiten, wo sie ihren Antheil zum öffentlichen Aufwand des Dorfes, bey einem Feste beitragen müssen. Diese Feste verursachen einen starken Aufgang, indem der größte Theil des Dorfes dazu eingeladen wird. Derjenige nun, in dessen Namen das Fest angestellt wird, ist genötiget, Paroli zu machen, und eine Höflichkeit durch eine andere gleichmäßige zu erwidern. Ich habe bereits von den Festen, in welchen alles verzeret und nichts übrig gelassen werden darf, geredet, woben man oft genötiget ist, verdeckte Gäste und Schmarozer mit sich zu führen, die ihre Glückseligkeit und Reichthum darinnen suchen, die Aeltesten aller Orten zu begleiten, und eine gute Malzeit zu erschnappen, auch selbigen in der völligen Aufzierung alles Vorrats treulich Hülfe zu leisten.

Dergleichen Festtage, die sehr häufig angestellt werden, und worinnen man sich aus Ueberflus und Verschwendung eine Ehre machet, gestatten gewis nicht, auf die Vermehrung des Vorrats auf lange Zeit bedacht zu seyn.

Ueberhaupt ist es die Ehre, die ihnen zu dergleichen Betragen Anlas giebt. Ich werde zum Beweise nichts anders als dasjenige anführen, wozu sie eben diese Ehre in den äußersten Mangel verleitet. Sie sind zur Zeit der Jagd oftmalen dem Hunger dergestalt ausgesetzt, daß fast kein Jahr hingehet, in welchem nicht einige davon umkommen. Wenn also eine ausgehungerte Cabane eine andere antrifft, die noch mit einigem Vorrathe versehen ist; so theilet diese mit den Neuankömmlingen den wenigen Ueberrest, ohne zu warten, bis sie darum angesprochen werde: ob sie sich gleich eben dieser Gefahr, vor Hunger nachher unzulommen, bloß gestellet siehet, worin sich diejenigen befanden, die sie auf ihre Unkosten mit so großem Mitleiden und Hoheit der Seele herausgerissen. Meines Erachtens würde man in Europa in dergleichen Fällen wenig Neigung zu einer so edlen und herrlichen Freigebigkeit antreffen.

Der Mangel, worin sie sich durch dergleichen Art von Verschwendung gar bald gesehet sehen, nöthiget sie, ohne Unterschied von allem zu essen, und alles gut zu befinden. Weil sie nun bey ihrem Ueberflusse ihrem Fleischwerke nicht die Zeit lassen, recht zu ersticken, sondern solches so zu sagen, noch halb lebendig in den Kessel thun, oder es an kleinen hölzernen Spiessen braten, die sie an einem Ende in die Erde stecken, und wenn eine Seite genug gebraten, es umkehren; so machen sie sich auch kein Bedenken daraus, das Fleisch stinkend und beinahe versaut zu genießen, wenn sie nichts anders mehr vorrätig haben. Sie schäumen es auch niemalen in ihren Kesseln ab, damit ja nichts davon umkomme. Sie kochen ganze lebendige Frösche, und verschlingen sie ohne den geringsten Abscheu. Sie lassen Ziegengedärme, ohne selbige vorher reine zu machen, trocknen, und finden sie bey der Verzerung von eben dem angenehmen Geschmack, als wir das Eingeweide der Waldschneppen. Sie trinken das Del von Bären und Seewölfen u. d. m. ohne sich darum zu bekümmern, ob es bereits angegangen, oder wol gar schon stinkend geworden. Der Talg vom Lichte ist bey ihnen ein rechter Leckerbissen. Die Eicheln, welche die dodonäischen Wälder so berümt gemacht, haben sie auch noch nicht gänzlich abgeschafft, und kochen sie nur zu dem Ende in verschiedenen Wassern, damit ihnen die Bitterkeit benommen werden möge. Auch sammeln sie die Buchmast und rösten sie. Sie essen mit Vergnügen Erdäpfel, verschiedene unschmackhafte Wurzeln, nebst allerhand wilden und bittern Früchten: diese lassen sie nicht völlig reif werden, auf daß ihnen nicht etwan andre zuvorkommen und sie wegnemen. Damit sie auch die Früchte von einem Baume desto leichter sammeln mögen, so hauen sie ihn bey der Wurzel um, ohne daß sie sich um die Früchte bekümmern solten, die in nachfolgenden Jahren annoch darauf wachsen könnten. Die Algonquinen und diejenigen, die nicht säen, sind noch weit elender daran, und werden oftmalen aus Hunger genötiget, eine Art von Moos, so Felsenwurzel genennet wird, wie auch die innere Haut und zweite Rinde, und Schosreiser von Bäumen zu essen. Aus dieser Ursache, werden die Algonquinen von den Troquoisen nicht anders als Kontak oder Baumfresser genennet. Du Tertre <sup>(45)</sup> sagt von den Cariben: daß sie oftmalen die pure Erde essen, so er ihrer finstern und melancholischen Gemütsbeschaffenheit zuschreibt, die mittelst der Säure ihres Magens ein unordentliches Verlangen verursacht; so sonsten dem weiblichen Geschlechte bey gewissen Zufällen allein eigen zu seyn pfleget; nach welchen sie Kreide und Kohlen mit der größten Begierde essen.

Die Wilden, die Korn haben, gehen damit weit ratsamer als mit dem Fleischwerke um, und betrachten solches als ihre beste Würze: Sie richten sich auch dergestalt ein, daß sie ein Jahr und wol noch länger damit reichen können. Wann es ihnen an andern Lebensmitteln gebricht; so thun sie in alle Brühen von dem Korne, damit sie eine Veränderung haben, und durch verschiedene Zubereitungen dasjenige verbessern mögen, was die sonst leichte Nahrung etwan leeres und unschmackhaftes an sich haben könnte.

Wenn dieser türkische Weizen noch zart und so zu sagen noch milchicht ist, so wird er ein wenig geröstet; jedoch ohne daß die Hülsen abgemacht werden. Und alsdann ist er schmackhafter. Man bereitet auch einen Vorrat von Getreide auf folgende Weise: Nachdem es in den Hülsen gekocht worden, thut man die Blätter davon, die es umgeben, und läßt es ein wenig dörren; nachher wird es ausgekörnert, auf Baumrinden an der Sonne getrocknet, und bis zum nötigen Gebrauch aufgehoben. Denn auf diese Weise

ist

(45) DU TERTRE histoire nat. des Antilles Traité 7 c. I.



ist es weit wohlschmeckender, und es kan die schönste Sagamite daraus zubereitet werden. Es giebt auch eine andre Gattung, die sie im Moraste faulen lassen, damit es stinkend werde. Dieses lieben sie über alle Maasse, und wenn sie das Wasser oder vielmehr den Roth davon thun, so lecken sie solches stinkende Wasser, davon andern blos der Geruch unerträglich ist, mit der grösssten Begierde auf. Ihre Weiber haben auch eine Art es einzulaugen, wenn sie es nemlich mit Asche kochen lassen, wodurch denn der Geschmack erhoben wird. Dieses wird auch nicht in Mörsern gestampfet, sondern wenn es zuvor gut gewaschen und in kochendem Wasser durchgeweicht ist; so zerquetschen sie jedes Korn zwischen zween Steinen, oder lassen es ganz in Kesseln kochen. Ihre Küchenordnung ist mir nicht hinlänglich bekant, daher kan ich auch, von den verschiedenen Arten ihrer Brühen, keine zuverlässige Nachricht mittheilen, zumalen ich solche eben nicht sonderlich berührt habe. Diejenige Art, nach welcher mir die Zubereitung ihres Getreides am erträglichsten geschienen, ist diese, wenn es nemlich, sobald die gerösteten Körner aus der Asche genommen worden, sogleich gegessen wird: alsdann hat es einen etwas brandrichtigen Geschmack, der mir ganz gut gefallen. Ueberhaupt haben sie eine besondre Art, die sie *Ogaritā* nennen, und von uns blühend Getreide (*Ble Fleuri*) genennet wird, weil es, sobald es die Hitze empfindet, pläset, und sich gleich einer Blume ausbreitet. Dieses übertrifft alles übrige an Schmachthaftigkeit. Die Franzosen halten viel darauf; und die Wilden unterlassen auch nicht, diejenigen, so zu ihnen kommen, und welchen sie eine besondre Ehre erweisen wollen, damit zu bewirten.

Mannigmal machen sie aus ihrem türkischen Weizen auch Brod. Ich sage mit gutem Bedacht mannigmal, und blos des Wohlschmacks wegen. Denn ein ordentlicher Gebrauch ist es bey ihnen nicht: ihre Felder bieten ihnen nicht genugsamen Vorrat in Ansehung ihrer Arbeit dar, daß es so viel austragen sollte, als zum Aufwande des Brodts erforderlich ist. Nichts aber ist schwerer und unverdaulicher, als eben dieses Brod: denn es bestehet aus einem sehr unreinlich geknäuterten Zeige, worin weder Sauerreig noch Salz gethan wird. Diesen Zeig wickeln sie in türkische Weizenblätter, und lassen ihn in der Asche gahr werden; oder sie kochen ihn auch wol in Kesseln. Ostermalen thun sie Del, Schmalz, Zwiebeln und Früchte hinzu: auf welche Art es zwar noch unangenehmer, für den Mund eines Wilden aber, ein köstliches und wohlschmeckendes Gebackenes wird. Dieses Brod hält sich nicht, und ist zu nichts bessers zu gebrauchen, als daß es so warm, als es vom Feuer kömt, verzeret wird. In Italien habe ich Brod fast von gleicher Beschaffenheit gesehen, so an den gemeinen Pöbel verkauft wird: solches bestund aus einem sehr dicht geknäuterten und in Safran eingerunkten Zeige, davon es eine gelbe Farbe bekam, und hernachmals mit Mandeln gekochet war. Ich habe es zwar so genau nicht betrachtet, daß mir dessen Zusammensatz so eigentlich bekant seyn sollte; Gleichwol aber halte ich davor, daß ein guter Magen dazu gehöre. Denn diese Art Brod ist von derjenigen, so in Gascogne und Bearn aus türkischem Weizenmehl gebacken und in der Landessprache *Cruchade* genennet wird, wenig unterschieden.

## §. 6.

Eesam.

Der Verfasser der neuen Geschichte von Virginien (<sup>46</sup>) sagt: daß die Indianer dieses Landes, Brod aus Sonnenblumen machen, die auf ihren Ländereien fortkommen. Bey den unsrigen habe ich dergleichen Gebrauch nicht angemerkt. Die Weiber der Wilden pflanzen auch dergleichen nur wenig, und machen sowol hiervon, als von einigen kleinen

kleinen bittern Nüssen oder andern Früchten und Pflanzen, Oele, womit sie sich bestreichen. Indessen glaube ich doch, was er davon anführt. Denn allem Ansehen nach ist die grosse Sonnenblume, welche den Kräuterverständigen unter dem Namen *Heliotropium magnum* bekannt ist, der Sesam <sup>(47)</sup>, woraus die alten Egypter und ersten Völker Brod und Del machten.

## §. 7.

Einige Völkerschaften im mitternächtigen America nehmen ihren Unterhalt von einer Art Getreide, so die Natur von sich selbst hervorbringt. Man nennet es Wildhaber, (Folle-Avoine) welchen Namen die Franzosen auf einige dieser Völker gebracht. Es ist solches ein Sumpfgewächs, so dem Haber ziemlich gleich kömmt, doch aber noch nahrhafter ist. Die Wilden suchen es, sobald es reif ist, in ihren Canots zusammen, und hüllen es nur aus, welches auch leicht geschehen kan; dergestalt, daß ihre Canots gar bald damit angefüllt, und ihr Vorrat also leicht gesamlet ist, ohne daß sie weder zu säen noch zu erndten nötig haben.

## §. 8.

Nicht nur aus körnertragenden Pflanzen haben die Menschen Mehl und Brod zu ihrem Unterhalte zu machen sich bemühet; sondern das Altertum giebt uns auch viele Beispiele von verschiedenen zu eben diesem Gebrauche dienenden Wurzeln. Eine solche war die zwiebelartige Wurzel *Asphodelus* oder Geldwurzel; die Wurzel *Chara*, wovon *Cäsar* <sup>(48)</sup> redet, und deren sich dieser grosse Held wenig Tage vor der berühmten pharaisischen Schlacht zum Unterhalte seiner Armee bedienete, als welche *Spirus* mit genugsamem Lebensmitteln nicht versehen konnte. Dergleichen war auch die bey den Egyptern so berühmte Papierstaude, wovon wir unten mit mehrern zu gedenken Gelegenheit haben werden. Dergleichen war auch noch in letzterverwichnen Zeiten diejenige Wurzel, welche das gemeine Volk in einigen französischen Landschaften, nach dem harten Winter des 1709 Jahres, wohl zu gebrauchen wußte, um sich aus dem Elende, worin es durch Hunger und Noth gebracht worden war, zu retten.

In Westindien giebt es verschiedene Wurzeln, deren man sich nicht nur im Fal der Noth, sondern auch zum gemeinen und gewöhnlichen Gebrauch bedienet. Die berühmteste ist die *Manioc* oder *Mandioc* Wurzel, welche eben dieselbe ist, die in den ersten Erzählungen der spanischen Schriftsteller *Xuca* genennet wird. Dieses Gewächs ist eine Art einer Staude, dessen Holzwerk sehr zart und geschlungen ist; seine Blätter sind schmal, eingekerbt und etwas länglicht, als wie beim Hanse, und kommen nicht alle zu Einer Zeit hervor. Denn, wie die Pflanze wächst, so fallen die untersten Blätter ab, und die obersten treten heraus; daß also der Strauch beständig grünend ist. Bey dem Abfal jedes Blats, bildet sich eine Knospe in der Grösse einer Bone. Ihre Wurzeln gleichen den rothen Rüben, und wachsen gros oder klein, nachdem das Erdreich und die darauf gewendete Sorgfalt beschaffen ist. Wenn sie recht reif werden sollen, müssen sie ein ganzes Jahr Zeit haben. Nicht etwan, als ob sie sich sodann gar nicht länger in der Erde halten könnten; sondern sie vermehren ihren Saft in so grossem Ueberflus, daß sie nach Ablauf dieser Zeit ihre Festigkeit verlieren, und alzuwässerig werden. Man hat sechs bis siebenerley Arten derselben, welche man an den verschiedenen Blättern und Rinden unterscheidet.

Weil die Einwohner blos von der Wurzel dieses Gewächses ihren Unterhalt haben;

(47) *Auſtuario* Auct. apud STROBAEVM in Notis ad cap. 3 lib. 8 THEOPHRAST.

(48) IVL. CAESAR de Bello ciuili lib. 3 c. 40.



so mus man auch die mancherley Gattung kennen lernen, wovon immer eine besser als die andre ist, und folglich auch besser Mehl und Brod giebt. Die violettblaue Manioc hat eine ziemlich dicke dunkelviolette äußerliche Rinde, inwendig aber ist sie so weiß, wie der Schnee. Diese hält sich weit länger in der Erde, und giebt Brod von ungemein gutem Geschmack. Die graue Manioc hat eine graue Wurzel und Rinde, doch ist sie sehr ungleich; und trägt oftermalen viel, mannigmal auch wenig ein, gibt aber noch ziemlich Brod. Die von ihren grünen Blättern so genante grüne Manioc braucht nicht völlig zehen Monat zur Reife zu gelangen, jedoch hält sie sich auch alsdenn nicht länger in der Erde. Das Brod davon ist sehr gut. Die weislichte hat weislichte Fasern und Rinde, wird auch weit eher als die übrigen Gattungen reif; doch lösen sich ihre Wurzeln im Wasser auf, dergestalt, daß ob sie gleich schönes goldfarbiges und wohlgeschmeckendes Mehl giebt, so ist sie doch nicht sonderlich vortheilhaft, und wird auch wenig gebrauchet. Es sind nur blos diejenigen, die wenig Vorrat haben, welche dergleichen pflanzen, damit sie desto geschwin- der etwas einsamlen können. Noch eine andre Art giebt es, die von dem weissen nicht sonderlich unterschieden ist; diese wird auf den Inseln selten, auf dem festen Lande aber häufig angetroffen: Man ißt sie roh, gebraten, gekocht, oder auf andre beliebige Art, ohne daß man den Saft zuvor auszupressen nötig hat, welches man doch bey den übrigen Gattungen des Manioc nicht unterlässet; indem derselbe ein schleunig tödtender Gift ist.

Es ist wunderbar, daß in einer so vortreflichen Wurzel, ein so schädlicher Gift von so betrübter Wirkung befindlich ist. Denn es ist gewis, daß der vierte Theil eines mit diesem Saft angefüllten Glases, einen Menschen in einer Viertelstunde tödten kan, wenn nicht ein schleuniges Hülfsmittel zur Hand genommen wird. Die Indianer gebrauchen es ofte, wenn sie sich, vermittelst dieses Saftes, freiwillig ums Leben bringen, eben wie die mittlernächtigen Americaner mit dem Volktraute zu thun pflegen. Im Anfange der spanischen Eroberungen <sup>(49)</sup>, als diese arme Unglückselige das Joch der spanischen Knechtschaft nicht zu ertragen vermochten, luden sie sich unter einander ein, in Gesellschaft zu sterben: und man sahe ganze Haufen von funfzig und mehr Personen, die sich mit dem Saft der Yuca vergaben. „Du Tertre <sup>(50)</sup> glaubt, daß dasjenige, was „sowol in diesem Saft, als in der Wurzel selbst dergestalt schädlich sey, blos von einer „alzustarken Narung, die der Magen nicht ertragen kan, bestehe: denn ob er gleich war- „haftig tödtlich sey; so wirke er doch auf eine dem andern Gifte ganz entgegen laufende „Art. Dieser verursache eine brennende Hitze, wenn er hitziger Art ist; wenn er aber eine „Kälte mit sich fñret, so bringt er eine Schlaffsucht zuwege. Beides aber vermerke man „bey denen, so sich dieses Safts bedienen, oder von der Wurzel geessen, keinesweges; „sondern blos eine Aufschwellung des Magens, die sie ersticket, und solchergestalt ums Le- „ben bringet; ja was noch mehr, so fände man bey denen daran verreckten Thieren kei- „nen ihrer edelsten Theile verleset, sondern blos den Magen aufgeblasen. Er behauptet also, daß sich alsdenn nichts anders zutrage, als dasjenige, so man bey Personen, die lange gefastet haben, antrifft, welche, wenn sie von frischem Brodte alzuviel essen, gemel- niglich zu bersten pflegen: oder, was man bey Pferden bemerkt, die stark saufen, wenn sie die Magen zuvor mit alzuvielm Korn angefüllet, welches man doch an sich selbst nicht für tödtlich halten wird.

Es

(49) GONZALES D'OVIEDO Hist. gen. lib. 7 c. 24.

(50) DU TERTRE Hist. Nat. des Antilles. Traité 7 ch. 1. §. 14.

Es hat auch das Ansehen, daß dasjenige, so in der Wurzel so schädlich ist, in der Feuchtigkeith bestehet. Dieser so schädliche und tödtliche Saft wird auch in der That, wenn er gut gekochet ist, ein angenehmer Honigsüßer Trank: denn wenn das Feuer dessen Unverdaulichkeit verbessert, oder das wässerigte ausgedunstet hat, so ist er sehr wohl zu trinken <sup>(51)</sup>. Die Indianer machen aus dem blossen Saft Zwiebacke von feinem und erhabnen Geschmack, wenn sie solche an der Sonne oder bey dem Feuer zuvor dicke werden lassen, wodurch alle Schärfe verzeret wird <sup>(52)</sup>. Gleichergestalt bereiten sie auch aus der getrockneten Wurzel des Maniocs gute Tränke, die bey Krankheiten rechte Herzkärkungen seyn. Oviedo <sup>(53)</sup> sagt: daß auch gute Brühen daraus gemacht würden; doch sobald der Saft kalt wird, trinken sie nicht ferner davon. Die Ursache, so er deshalb anfüret, ist diese, daß selbiger, ob er gleich, wenn er gekocht ist, nicht tödtlich sey, dennoch sobald er kalt wird, wieder unverdaulich werde, und in dem Magen nicht leicht koche. Die wilden Tapüas nebst andern des Festenlandes, verzeren jedoch sowol als die Thiere, diese schädliche Art des Maniocs ganz roh, ohne die geringste Zubereitung. In dessen mus solches almälich geschehen, damit sie sich bezeiten dazu angewöhnen, wenn er ihnen nicht eben sowol, als andern tödtlich seyn sol <sup>(54)</sup>.

Die Natur dieses Saftes aber mag nun beschaffen seyn, wie sie wolle, und alle Eigenschaften des stärksten Gifts an sich haben; so giebt doch du Tertre <sup>(55)</sup> drey Mittel an die Hand, die als ein Gegengift dienen. Solche bestehen darin, wenn man Baumöl mit laulichem Wasser trinket; oder einen guten Vorrat von Ananasshrop mit Citronensaft, auch endlich den Saft von Schlangenkraute, zu sich nimt, als womit alle Bäume dieser Länder versehen sind, und welches ein kräftiges Mittel wider alle Arten der Vergiftung ist.

Damit aus dieser Wurzel der schädliche und giftige Saft herausgebracht werden möge; so schaben solche die Weiber der Wilden nach ihrem alten Gebrauch, sogleich, und ziehen die äussere Haut ab: hierauf reiben sie selbige aus allen Kräften auf einer, aus verschiedenen spißigen höckrichten Steinen verfertigten, Reibe, welche Steine sie am Ufer häufig finden, und in einer, anderthalben Fus langen und sechs oder sieben Zol breiten, Diele festgemacher sind. Das eine Ende dieser Reibe halten sie vor den Leib, und das andre setzen sie in ein Gefäs, welches tüchtig ist, die geriebene Wurzeln in sich zu fassen. Diese geriebene Wurzeln werden hernachmals in Trauffässer von Schilf oder Laranienzweigen geschüttet, und diese unter eine Presse gestellt, oder an einen Baumzweig, an dem einen Ende mit einem grossen Steine, der zum Gewichte dienet, aufgehangen. Auf solche Weise gehet aller Saft dergestalt heraus, daß nichts als ein trocknes klümprichtes Mehl, das so weiß als der Schnee ist, übrig bleibet.

## §. 9.

Wenn nun dieses Mehl wohl gebeutelt und durch eine Art von Siebe, so in ihrer Sprache Sibichet genennet wird, durchgeseibet ist; so machen sie ihr Cassavabrod sologendergestalt daraus. Sie nehmen ein irden Gefäs in Gestalt eines Ziegels; dieses setzen sie aufs Feuer, doch so, daß es von der Flamme nicht berüret wird. Nachdem es durchaus heis geworden, streuen sie ohngefär zween Finger dicke von diesem wohl getrockneten Mehl hinein, das mit keiner Feuchtigkeith beneset wird. Die Hitze durchdringet es gar bald, und hält es zusammen. Wenn es aus der einen Seite gahr ist, so kehren sie es mit

S 3

kleinen

(51) THEVET *Cosm. Univ.* lib. 22 ch. 12. p. 980.(52) DE LAET *Ind. Occid.* lib. 15

cap. 10.

(53) OVIEDO *loc. cit.*

(54) DE LAET l. c.

(55) DU TERTRE l. c.



kleinen dazu besonders gemachten hölzernen Schaufeln, auf die andre Seite: daß also die *Cassava* fast in eben der kurzen Zeit, die zu Backung eines Eierbuchs erforderlich ist, zubereitet wird.

Dieses *Cassavabrod* ist eine gute Nahrung und von kräftigem Geschmack. Einige wollen es sogar dem Rockenbrodte vorziehen. Wenn man es aber recht genießen wil, so mus es längstens ein oder zweien Tage hernach, da es gebacken worden, gegessen werden: ohnerachtet es sich noch länger zu halten pfleget, insbesondre wenn es einige Tage über in der Sonne getrocknet worden. Es wird auch nach der Art des Zwiebacks zubereitet, womit die *Europäer*, die in diesen Gegenden Handlung treiben, sich auf eine lange Reise zu versorgen pflegen. Das gemeine Brod ist eines halben Fingers dicke: ja es wird auch wol noch dünner gebacken, und letzteres ist von noch weit angenehmem Geschmack.

Die Weiber der *Wilden* machen auch noch von diesem *Maniocmehle* sowol als von türkischen Weizen eine Art von Brühe, worin sie ihr Fleisch kochen. In *Brasilien* wird es *Mingant* genennet, und ist mit der *Sagamite* der mitternächtigen *Americaner* einerley. Sowol das eine als andre Mehl, ist von kräftigem Geschmack, und hat nichts unschmackhaftes an sich, wie wol unser Mehl, wenn es aus der Mühle kömmt, zu haben pflegt. Die *Indianer* essen es oftermalen ohne die geringste Zuthat und Zubereitung, ganz trocken weg.

## §. 10.

*Patates* oder  
*Batates*.

Ausser der *Maniocwurzel* und dem türkischen Weizen bietet das mittägige *America* den Einwohnern noch ein andres Lebensmittel, nemlich die *Patates* dar, die ebenfals anstat des Brodts dienen können, und eine vortrefliche Nahrung geben. Denn man hat angemerkt, daß diejenigen, so sich derselben bedienen, insgemein fet und von gesunder Farbe sind: dieses ist ein Vortheil, der sie bewegen solte, selbigen den Vorzug vor dem *Maniocmehl* zu geben. Denn, da dieses sehr austrocknend ist; so wird man an denen, die es essen, niemalsen weder Fettigkeit noch Farbe antreffen.

Die *Patate* ist eine zwiebelartige Pflanze mit niederhangenden Zweigen, und trägt weichlichte Blätter, von sehr dunkler Farbe, die von dem *Spinat* wenig unterschieden sind. Es giebt mancherley Arten, die nach der Farbe ihrer Wurzel unterschieden werden. Denn man trifft grüne, weisse, rothe, orangenfarbige und marmorirte an. Alle diese Arten sind gut. Sie werden in der Asche oder in einem Topfe gekocht, auf dessen Boden man nur ein wenig Wasser glesset, damit sie nicht anbrennen mögen, und welcher sodann sorgfältig zugedecket wird. Wenn man sie kochet, so werden sie so weich wie *Castanien*, haben auch fast eben den Geschmack; doch sind sie im übrigen weit besser, und beschweren den Magen nicht so sehr, verursachen auch keine Blehungen, als wie wol die mehresten Wurzeln, und insbesondre die Rüben, mit welchem man sie sonst vergleichen könnte, thun. Damit sie nun noch schmackhafter werden; so machen die *Europäer* eine Brühe von Citronensaft, Baumöl und langen Pfeffer daran.

Die andern Lebensmittel, deren sich die mittägigen *Americaner* bedienen, sind nicht so nahrhaft, auch nicht so wesentlich, als die Lebensmittel der mitternächtigen Einwohner, welche alle Arten der Thiere haben, die ihnen das Land und die Jagd darbietet. Denn jene leben mehr von Fisch als von Fleischwerk; und überdis unterstehen sie sich nicht einmal von allen zu essen. Insbesondre ist ihnen die Schildkröte eben so sehr verboten, als ehedem den *Troglodyten*. Noch weniger essen sie das Fleisch von Schweinen und *Lamentins*. Dasjenige, so sie am leichtesten antreffen, und womit sie sich am meisten begnügen,

gnügen, sind Krebse, und gewisse Arten von Muschelwerk, die sie a la Pimentade, nemlich mit Citronen und Pimentbrühen essen, welche insgemein so stark und beißend sind, daß die Europäer, so eben keine alzugewürzte Brühen lieben, sich zu dieser Zubereitungsart gar nicht gewöhnen können. Wenn aber die mitternächtigen Americaner vor ihnen den Vortheil in Ansehung des Fleischwerks haben; so haben diese wiederum in Ansehung der Erdgewächse und Früchte, die ihr Land in Ueberflus hervorbringet, einen ansehnlichen Vorzug. Denn bey ihnen wächst entweder von selbst, oder nach wenig angewendeter Mühe alles dergestalt reichlich, daß sie auf solche Weise aller Orten Lebensmittel antreffen, und keinesweges, als die andern, der Gefahr Hungers zu sterben, bloß gestellet werden.

Die Manioc wird besser durch Absenker als durch Saamen fortgebracht. Denn der Saamen bringt nur trockne und magere Wurzeln hervor. Die Gewonheit ist also diese: sie schneiden einen Reis, ohngefär eines Fußes lang, ab, und dieser wird auf zweierley Art gesteckt. Die erstere Art erfordert zwar mehrere Umstände, davor aber entstehen auch schönere Wurzeln daraus. Denn wenn das Unkraut verbrant, und das Erdreich in Erdhaufen abgetheilet ist; so werden drey dieser abgeschnittenen Reiser in Gestalt eines Dreiecks in die aufgeworfene Erde gelegt, und sorgfältig wieder zugeschüttet, und dieses wird (planter a la fosse) Grabenweise pflanzen genennt. Die andre Art ist zwar weit leichter, aber auch von wenigerem Nutzen. Denn dabey begnüget man sich, die Reiser von dem Maniocholge hin und wieder in die Erde zu stecken, wobey die Knoten allemal oberwärts gesetzt werden. Und dieses heisset man (planter en piquet) Picketweise pflanzen. Dabey ist man bemühet, die Erde zu lückern und rein zu halten, bis die Manioc hoch genug gewachsen, und von dem Unkraute nichts weiter zu besorgen stehet. Diese auf solche Weise fortgebrachte Pflanze vermehret sich dergestalt, daß ein damit besetzter Morgen Acker mehr Personen ernäret, als sechs andre, die mit dem besten Getreide bestellet sind.

Die Parara erfordert ein leichtes nicht alzufeychtes und etwas aufgeluckertes Erdreich. In selbiges werden halbe Fus tiefe Löcher, so nahe an einander, als möglich, gegraben: da hinein werden zwey oder drey Reiser von ihrem Holze oder abhangenden Zweigen gelegt, und mit Erde bedeckt. Wenn nun diese Zweige Wurzel gefasset, so bringen sie neue, und zwar diese in solcher Menge hervor, daß sie das ganze Feld, worauf sie gepflanzt sind, bedecken. An jedem Fusse oder an jedem Loche setzen sich fünf bis sechs Wurzeln von verschiedenen Gestalten, wovon manche so dicke als ein Menschenkopf sind.

Manche wilde Völker machen Brod aus blossen getrockneten und zu Mehl gemachten Früchten. Dieses Brod ist zwar sehr hart, aber doch ungemein wohlschmeckend. Diejenigen, so gegen Norden wohnen, die mehrest Zeit von Früchten leben, und weder säen noch pflanzen, machen Brod aus trocknen und in der Sonne gedürreten Fischen. Solche stampfen sie gleich dem Getreide in Mörsern zu Mehl.

#### §. II.

Die Weiber der Wilden wenden grosse Sorgfalt auf ihre Felder, und pflanzen aufser angezognen, noch verschiedene Hülsen- und andre Früchte. Das sonderbarste dabey ist dieses, daß die Cariben die Zeit des Mondes bey ihrer Saat beobachten; welches noch ein merklicher Beweis des Altertums, von dem Irrtum oder Vorurtheil ist, daß der Mond seine Wirkung dabey thue. Die Sorgfalt, so sie auf ihre Ländereien wenden, ist für sie, in Erwekung der wenigen Hülfsmittel, eine recht beschwerliche Arbeit, indem sie sich nur elender hölzerner Hacken zu Aufwerfung des Erdreichs bedienen können.

Alles,



Alles, was sie säen und pflanzen, erfordert Mühe und Wartung; und der türkische Weizen noch mehr als alles übrige. Er würde also gar bald auf einem Acker verschwinden, wenn man nicht dabei eben die Sorgfalt, als bey dem Korne, anwendete. Wenn also Herodorus (<sup>16</sup>) von derjenigen Art Hirsen redet, so aus Indien kömt, und meines Ermessens der *Mays* ist, daß selbigen nemlich die Erde von sich selbst hervorbringe; so hat es das Ansehen, als ob sich dieser Schriftsteller in diesem Falle geirret habe. Denn ich bin versichert, daß er nicht also fortwachsen kan, ohne sich auszuarten; wie es gemeinlich bey dergleichen Arten von Gewächsen zu geschehen pfleget, die Aufsicht und Verbesserung erfordern, und in Ermangelung nötiger Sorgfalt ausgehen. Ich glaube auch in der Wahrheit nicht, daß man an einem Orte in *America Mays* antrifft, der von sich selbst wachsen sollte. Denn er kömt so gar an denen Orten, wo er zuvor gebauet worden, nicht wieder zum Vorschein.

## §. 12.

Verlegung  
der Dörfer.

Weil die Wilden ihr Erdreich weder düngen noch brach liegen lassen; so wird es gar bald ausgehungert und erschöpft. Dadurch sehen sie sich genötiget, ihre Dörfer andrer Orten hin zu verlegen, und neues Erdreich zu Kornfeldern zuzubereiten. Hierzu werden sie auch, zumal in dem mitternächtigen *America* und in den kalten Ländern, noch aus einer andern und weit dringenderen Ursache gezwungen. Denn weil die Weiber alle Tage ihr Brennholz in die Cabane zusammen tragen müssen; so wird das Holz, je länger sie ihre Wohnung an einem Orte stehen lassen, immer seltner: daß sie also nach Ablauf gewisser Jahre, die beschwerliche Arbeit, ihr Holz auf ihren Schultern so weit herzuholen, nicht länger ausstehen können.

Dieserjenigen, die den französischen Städten in *Neufrankreich* nahe wohnen, haben dieser Beschwierlichkeit abhelfen wollen, und sich seit etlicher Zeit Pferde zugelegt, die ihr Brennholz im Winter auf Schlitten und im Sommer auf den Rücken in ihre Cabane bringen müssen. Die jungen Leute, denen es angenehm ist, mit Pferden umzugehen, nehmen diese Mühe recht gerne über sich, und die Weiber, denen dadurch eine schwere Bürde abgenommen wird, finden nicht weniger Vergnügen daran: doch dadurch ist ihnen wieder ein ander Unheil zugezogen. Denn die grosse Anzahl Pferde breiten sich haufenweise auf ihre mit türkischem Weizen bestellte Felder aus, weil sie auf selbigen weder Zaun noch Hecke finden, wodurch sie zurück gehalten werden können, und verwüsten solche von Grund aus, ohne daß man dagegen ein Hülfsmittel ausfindig machen kan. Weil sie sie keine Stallung für sie haben, so bestehet alles, was sie thun mögen, darinnen, daß sie selbige in elende Plätze einsperren, wodurch sie sich aber gar leicht einen Weg zu machen wissen. Wenn sie nun entweder nicht genug Futter in diesen Behältnissen antreffen; so sind sie von selbst geneigt, sich nach den türkischen Weizenfeldern umzusehen, den sie lieber als Haber fressen: oder, wenn die Kinder, so sich beständig mit ihnen etwas zu schaffen machen, sie durch Schläge zum laufen und springen reizen; so zwingen sie selbige dadurch, über die Zäune ihrer Behältnisse zu setzen.

Zu dergleichen Art von Transport schicken sie sich beizeiten an, und richten ihre Dinge dergestalt ein, daß ihnen ihre alte Felder so lange dienen müssen, bis die neuen im Stande seyn, ihnen neuen Unterhalt zu verschaffen: alsdenn können sie selbige ohne Mangel zu besorgen, süglich verlassen. Einige Jahre also zuvor, ehe sie ihre Dörfer verändern, bezeichnen sie den Ort ihres neuen Niederlagers in dem Holze. Zu dem Ende

begeben

begeben sie sich auch während des Winters dahin, und legen dafelbst kleine Cabanen zu Winterwohnungen an. Dabey finden sie einen gedoppelten Vortheil: denn theils räumen sie durch Abhauung eben der Bäume, die sie zu ihrer Erwärmung gebrauchen, die Felder; theils überheben sie sich dadurch, daß sie ihnen gleichsam vor der Thüre stehen, der Mühe, ihre Feuerung weit her zu holen. In ganz America sind die Manspersonen mit Abstechung ihrer Läger und Fällung der grossen Bäume beschäftigt. Eben diese sind es auch, die zu aller Zeit schuldig sind, das starke Holz zu hauen, womit die Weiber nicht umzugehen wissen: denn diese hauen es hernachmals nur in Scheite, und binden es zusammen.

Ihre Alters hatten sie nur steinerne Arten, die aber zu Fällung grosser Bäume nicht hinreichend waren: oder sie mußten wenigstens erstaunende Mühe dabey anwenden. Nachher aber haben ihnen die Europäer geschärfte eiserne Beile überlassen, und sie angewiesen, wie sie mit dem Holschlagen, spalten und sägen recht umgehen sollten. Dessen ohnerachtet aber haben sie sich diese Anweisung nicht sonderlich zu Nuze gemacht, sondern sich wieder zu ihrem alten Gebrauch gewendet, nach welchem sie die Bäume rundum einschneiden, abschälen, und auf diese Art ersterben und am Stamme vertrocknen lassen. Wenn sie vertrocknet sind; so legen sie unten am Stamme Feuer an, und untergraben sie nach und nach mit kleinen Feuerbrändern, die sie zu diesem Ende beständig unterhalten, daß der Baum also auf diese Weise umfallen mus. Auf eben diese Art spalten sie auch selbige von einander, indem sie dergleichen Bränder von Ort zu Ort in den Körper des Baums einbrennen lassen, bis er einen Ris bekommt. So viel die Wurzel anlangt, so lassen sie solche durch die Länge der Zeit verfaulen, und wissen sie hernachmals mit leichter Mühe auszurotten.

Diese steinerne Beile, davon ich eben Erwähnung gethan, sind seit undenklicher Zeit in America im Gebrauch gewesen. Sie sind von einer Art eines harten und mit vieler Arbeit zubereiteten Kieselsteins; und erfordern ungemeine Mühe, ehe sie diese Gestalt bekommen. Die Art der Verfertigung bestehet nemlich darin, daß sie durch starkes Reiben auf einem andern Kieselstein scharf gemacht, und ihnen durch Länge der Zeit und vielfältig angewandte Bemühung, die Gestalt einer Art gegeben wird. Oftermalen kan die Lebenszeit eines Wilden hierzu nicht allemal hinreichend seyn: daher kömt es auch, daß ein dergleichen Hausgeräthe, wenn es auch gleich noch so ungeschickt und unvollkommen ist, dennoch von den Kindern als ein kostbares Erbschaftsstück ihrer Eltern angesehen wird. Wenn der Stein nun endlich bereitet ist, so verursacht der dazu erforderliche Stiel neue Sorge. Hierzu mus ein junger Baum ausgesucht, und ein Stiel, ohne ihn zu hauen, daraus gemacht werden. Dieser Baum wird also in der Mitte des einen Endes gespalten, und der geschärfte Stein hinein geklemmet. Wenn nun der Baum fortwächst, so schließt er den Stein dergestalt in sich ein, daß er selten wieder davon los gemacht werden kan. In verschiedenen Kunstzimmern Frankreichs findet man noch dergleichen Steine, die (Cerauniennes) Donnerkeile genennet werden, und in diesem Königreiche an Dertern gefunden werden, wo die Steine insgemein von ganz andrer Beschaffenheit sind. Diese Steine sind ein abermaliger Beweis, daß die ersten Einwohner Galliens eben dergleichen Gebrauch, als die Americaner noch heutiges Tages thun, damit gemacht haben. Denn die Americaner, die entweder ganz und gar keinen oder doch sehr wenigen Umgang mit den Europäern haben, sind gezwungen, sich an ihre alte Gewohnheiten zu halten. Die Wilden haben auch eine Art Messer von gleicher Materie als ihre Beile, die von denen, so die

1. Theil. Z t Juden



Juden bey der Beschneidung gebrauchten, und welche unter den Heiden für die Priester der Lybele dienten, nicht viel unterschieden seyn können.

In Ansehung der Verlegung ihrer Dörfer und der Nothwendigkeit, worin sich die Wilden oftmalen befinden, ihren Boden zu verlassen, mus man anmerken, daß, da diese Nothwendigkeit in den ersten Zeiten gleich, und vielleicht in Absicht des Mangels und des wenigen Fleisses, der mehresten Völkerschaften, noch weit grösser gewesen, man daraus schliessen kan: daß die Städte der ersten Völker eben so unstättig, als die Völker selbst waren; und daß diejenigen, die in der folgenden Zeit, da man auf eine dauerhaftere Art zu bauen angefangen, und die Künste der Menschen Mangel mehr zu statten gekommen, stättiger geworden, nicht alle die ersten eben desselben Namens, noch von eben dem Volke, das dazu den Grund gelegt, entsprossen gewesen. Dieser Grundsatz kan zur Erleuterung der Zweifel dienen, die aus der Zusammenhaltung der neuen Erdbeschreibung mit der alten entstehen können.

## §. 13.

Weinstock  
und Wein.

Der Weinstock wächst aller Orten in America. Dessen ungeachtet aber legen sich die Wilden nicht auf den Weinbau; und es ist ihnen die Kunst, den Wein daraus zu bereiten, gänzlich unbekant. Sie sind von Natur so grosse Trunkenbolde, daß man gar füglich, ohne Unrecht zu thun, urtheilen kan, daß der Mangel des Weinbaues nicht ihre Schuld sey. Es mus also an dem Grund und Boden, oder an dem Weinstock selbst, liegen, der fast durchgängig nichts als wilde Reben bey ihnen hervorbringet. In Canada sind die Beeren sehr klein, und auch bey der völligen Reife ungemein sauer: in denen etwas wärmern Ländern aber sind sie dicker, und von etwas mehr Lieblichkeit. Die Europäer haben verschiedentlich versucht, diese wilden Weinstöcke zu bearten. Ich wels aber nicht, ob sie noch bis jeso ihren Zweck erreichen können. Der aus Europa mitgebrachte Entwurf ist in Brasilien, Neufcankreich und Neuspanien, ausgenommen in Peru und Chili, als woselbst er sehr gut ist, mistungen. Es ist fast nicht glaublich, daß in einem so weidläufigen Lande, als America ist, sich nicht ein Erdreich finden solte, welches zum Weinbau rüchrig wäre; insbesondre in denen Himmelsgegenden, welche mit den europäischen übereinkommen, woselbst doch allerhand Arten vortreflicher Weine gebauet werden. Es mus also etwas anders als das Erdreich daran schuld seyn, welches verhindert, daß man den verhofften Fortgang davon nicht erlangen können. Man hat mir versichern wollen, daß die Missionarien an den Grenzen der Illinois versuchet haben, aus den Trauben des Landes Wein zu machen, und daß sie sich dessen auch so gar bey ihren Messen bedienet: ich würde auch in der That glauben, daß dieses Land am rüchrigsten dazu sey; der Versuch aber, den man damit gemacht, scheint mir nicht hinreichend zu seyn, davon ein gewisses Urtheil zu fällen.

Das Altertum und der Ursprung des Weins ist aus der heiligen Schrift hinlänglich bekant; doch wie ich schon gesagt, so war einer grossen Anzal Völkerschaften dessen Gebrauch unbekant. Die mehresten Völker begnügten sich mit blossem Wasser. Andre ersetzten den Mangel des Weins durch andre berauschende Getränke, so von mancherley Getreide und Früchten zubereitet waren, denen ebenfals der Name Wein beigelegt wurde. Auf diese Art machten sie ehemals, und machen noch heut zu Tage, den Palmenwein. Die Egypter bereiteten dergleichen aus Lotos oder Sonnenblumen. Und diesen hat man auch die Erfindung des Bieres zu danken.

## §. 14. Die









## §. 14.

Die Völker im mittägigen America und die Mexicaner haben ebenfalls dieses Verauschiende Kunststück, und einen von undenklichen Jahren hergebrachten Gebrauch, starke und be. Verauschiende Getränke aus eben den Wurzeln, Getreide und Früchten, die zu ihrer gewöhnlichen Nahrung dienen, zuzubereiten. Es giebt verschiedene Arten derselben, die auch verschiedene Namen haben, welche sie aus den mannigfaltigen Materialien, woraus sie gemaschet werden, und aus der unterschiedlichen Zubereitungsart herleiten.

## §. 15.

Das gemeinste von diesem Getränke ist dasjenige, das man in Brasilien Caouin, Chica, bey den Indianern unter spanischer Botmäßigkeit Chica, und auf den antillischen Inseln und an verschiedenen Orten des westen Landes Ouicou nennet. Die Materie dazu ist die Maniocwurzel, oder der Mays. Die zuvor wohlgeschabte Manioc wird schelbenweise, wie in Europa die Steckrüben, geschnitten, und in den Topf gethan. Diese rund geschnittene Wurzeln werden in ein irden Gefäß geschüttet, und darin so lange gekocht, bis sie ganz weich werden: alsdenn kauern sich die Weiber, welchen dieses Geschäfte alleine zukommt, 24stes Kupfer. rund um diese grosse Gefässe herum, nehmen die solchergestalt erweichte Wurzeln, kauern und welzen selbige im Munde herum, ohne jedoch davon was hinter zu schlucken, und werfen diese gekaueten Wurzeln in andre irdne Gefässe, darin sie solche aufs neue kochen lassen, und sie beständig mit einer grossen Kelle so lange umrühren, bis alles zerkoht ist. Hernachmals nehmen sie solche zum andernmale vom Feuer, und schütten sie wiederum in andre irdne Gefässe, so denen fast gleich seyn, die man in Europa beim Einlaugen gebraucht, nur daß sie etwas länger sind, und einen engern Hals haben. Diese Gefässe werden in der Landessprache Canari genennet; welches ein Geschlechtsname ist, womit alle Arten irdner Gefässe, von was vor Grösse sie auch seyn mögen, angezeigt werden. Diese enthalten auf sechzig bis achtzig Maas. Wenn nun dieser Trank hineingegossen ist, läßt man selbigen einige Zeit offen gähren: nachher wird er so lange zugedeckt, bis er getrunken werden sol, und sodann durch ein Zibicher oder nach dasiger Landesart verfertigtes Sieb geschüttet.

Wenn aus dem gekochten Mays ein Trank zubereitet werden sol; so kauern ihn die Weiber auf eben die Art, wie sie es mit dem Ouicou, der aus der Maniocwurzel zubereitet wird, machen. Thevet<sup>(97)</sup> hat angemerkt, daß bey der Zubereitung dieses Getränks unter diesem Volke ein Aberglaube herrsche; nach welchem nicht erlaubt ist, daß sich andre Frauenspersonen als wirkliche Jungfrauen damit beschäftigen dürfen: und wenn ja eine verheiratete Frauensperson dabey unumgänglich nötig wäre; so müsse selbige sich zuvor, durch eine auf gewisse Zeit beobachtete Enthalttsamkeit von ihrem Manne, dazu angeschicket haben. Lery<sup>(98)</sup> lacht über diese Anmerkung, und widerspricht derselben: weil er aber zugleich mit anführet, daß die Manspersonen sich nicht unterstünden, solches Getränk bey der Verfertigung zu berühren, sondern davor hielten, daß selbiges dadurch seine Kraft und Wirkung verlöre; auch überdieses solches Getränk gar ofters, zu demjenigen Fest, so man (faire un vin) ein Weinfest nennet, (das ist, zu denen allgemeinen Versammlungen, wovon ich bereits angemerkt, daß sie aus einem Bewegungsgrunde der alten Religion bezeichnet sind,) gewidmet ist; so könnte man des Thevet Meinung nicht gänzlich verwerfen, wenn er von denen Gelegenheiten geredet, woran die Religion einigen Antheil hat. Da

T i 2

man

(97) THEVET *Cosmog. Univ. lib. 21 c. 16. F. 126. de l'Amerique chap. 9.*

(98) JEAN DE LERY *hist.*



man aber, wenn man bey andern Vorfällen, wo es nicht auf Religionsbeobachtungen ankömmt, sich dieses Tranks bloß zum gemeinen Gebrauch bedienen wil, es eben nicht so genau damit nimt; so kan dem Lery im letztern Falle gleichfalls beigeppflichtet werden.

Der Speichel der Weiber ist eine Gährung, wodurch dieser Trank eine grosse Kraft bekömmt: nur mus man so wenig, als in unsern Küchen, bey Verfertigung der Brühen und andrer schmackhaften Essen, zusehen. Das Feuer verbessert alles: und nach geschehener Gährung sind diese Arten der Getränke ungemein angenehm. Mehrentheils sind sie ziemlich dicke: daher kömmt es auch, daß sie an ihren Trinktessen nichts essen, weil sie daran etwas finden, so ihnen bey dem Trunk, zugleich anstat des Essens dienet. Sie verursachen auch, gleich unsern stärksten Weinen, eine beschwerliche Trunkenheit. Inzwischen solte ich doch davor halten, daß diejenigen, die sowol dieses Getränke als den Wein gewonet sind, sich in weit weniger Wein eher als in diesem Trank berauschen möchten: woraus abzunehmen seyn würde, daß es nicht eben die Stärke als der Wein, in sich halte.

§. 16.

Maby.

Maby ist eine andre Art von gemeinen, doch nicht so gewöhnlichen Getränke, und bestehet aus blossen Patates, die in einer Pfanne gekocht sind. Die Weiber der Wilden kauen ebenfalls die gekochten Patates, und spucken sie wieder in ein Cui, welches ein aus einem halben Kürbis gemachtes Gefäß ist. Wenn es darinnen geronnen, so wird es zu einer Art vom Sauerteige, wovon sie die Grösse eines Eies nehmen, ein Maas Wasser darauf gießen, und solches darin zergehen lassen: daraus wird augenblicklich ein starkes Getränk, das man vor vortreflichen weissen, rothen und andern Wein, nachdem die Farbe der Patate ist, ausgeben könte. Diese Art von Teige machen sie jedoch nur im Nothfall, wenn sie nemlich in der Geschwindigkeit ein Getränk bereiten müssen. Denn die gewöhnliche Art der Zubereitung des Maby bestehet darin, daß sie auf die Patates Wasser gießen, und sie gleich dem Meel darin kochen lassen. Die Europäer, denen die nicht alzu saubere Zurichtung dieser gekauerten Wurzeln nicht gefallen wil, begnügen sich damit, daß sie drey oder vier gekochte Patates zerstoßen, die eine fast eben so geschwinde Gährung verursachen, wenn der Saft nur wenige Zeit in den Gefäßen gestanden.

§. 17.

Palinot.

Palinot ist ein Trank, der aus gebranten Patates und Cassava bestehet. Die Wildinnen brechen die Cassava, und thun sie in Gefässe. Sobald sie recht heis ist, werfen sie in Strüßen geschnittene rohe Patateswurzeln hinein. Aus Bananen, Ananas und andren Arten von Früchten, machen sie gleichfalls Getränke. Da aber diese nicht so gesund als jene sind, so bedienen sie sich derselben eben nicht sonderlich. Die Negres in America machen Wein aus Palmbäumen und Rohr, welchen man sehr schön zu seyn ausgiebt.

Die Bequemlichkeit dieser Getränke bestehet darin, daß sie sogleich fertig sind, leicht gähren, und bald getrunken werden können: sie müssen aber auch geschwinde weggetrunken werden, weil sie sich nicht lange halten, sondern bald sauer werden. Eine Ursache des Trostes aber, und das Mittel einem unangenehmen Mangel abzuhelfen, bestehet darin, daß es ihnen selten an Materialien gebricht, dergleichen aus neue zu verfertigen.

Wenn Horn<sup>(52)</sup> von dem Chicatrunk redet, so sagt er: daß solcher den Americanern, Tartarn und Scythen gemein sey. Weil er nun durch die Gleichheit der Benennungen hintergangen wird; so vermeinet er, daß die Chica, mit der Cia der Chineser, Japaner,

Japaner, Persianer und Türken einerley wäre: da doch der Chineser, Japaner und der Tartarn, Cia oder Chia nichts anders als der Thee ist. Der Türken und Persianer Trank aber ist der Caffee; keines von beiden aber hat mit dem berauschenden Maystranke die geringste Verwandtschaft.

Außer diesen Tranken giebt es deren noch dreierley Arten, die theils ihrer Beschaffenheit, theils ihrer Eigenschaft nach, von denen andern sowol als unter sich selbst unterschieden sind. Diese sind die Chocolade, Paraguaykraut und Casine.

## §. 18.

Die Chocolade ist ein Geschenk, das Mexico den Europäern gemacht, unter Chocolade, welchen sie heutiges Tages, insbesondre in Spanien und Italien, dergestalt gemein ist, daß es scheint, als ob diejenigen, so sich darzu gewönet, insbesondere alte Leute, ohne diesen kostbaren Trank nicht leben können. Bey den Mexicanern war sie nicht weniger gemein und nothig, wie man solches daraus abnehmen kan, daß der Cacao, welches der Grund der Chocolade ist, ihnen stat der Münze, und in Handel und Wandel gleich denen bey uns gebräuchlichen Metallen, dazu dienete, sich alle Nothwendigkeiten des Lebens davor zu kaufen. Die Mexicaner veränderten dieses Getränk ungemein, durch die Vermischung mit andern Ingredienzien, woraus sie verschiedene Zusammensetzungen machten, die ihren Geschmack und ihre Eigenschaft von der Beschaffenheit der mancherley Vermischungen und verschiedene Zuthaten erhielten. Die Spanier haben einen angenehmen Trank daraus gemacht, wenn sie zu dem Cacao annoch Zimt, Vanille und Zucker hinzugesetzt; wie man sie auch noch jezo in Europa gemeinlich zuzubereiten pfleget. Der Cacao, der, wie ich bereits angezeigt, der Grund und das Hauptstück der Chocolade ist, hat die Form einer Melone oder Gurke: er ist streifich, geröhret, höckericht, und voller Kerne, die weit kleiner als Mandeln sind. Diese Nüsse oder Kerne, welche man eigentl. dazu gebrauchet, sind von kalter und feuchter Natur, und von einem zwischen süsse und bitter innenstehenden Geschmack. Der Baum, worauf sie wachsen, gleicht dem Pomeranzenbaum, und hat eben solche Blätter; nur ist er etwas grösser, und oben an der Spitze zeigt sich eine Art von Krone. Dieser Baum ist sehr schwach und zart, daß er eines andern Baums, den die Spanier la Madre del Cacao nennen, benöthiget ist, der dazu recht gemacht zu seyn scheint, daß er ihm Schatten geben sol. Die Cacaobäume werden in vier- bis fünferley Arten getheilet.

## §. 19.

Weil ich das Paraguaykraut nicht anders als trocken, wie Heckerling geschnitten, und fast in Staub verwandelt gesehen; so kan ich nicht eigentlich sagen, was es vor eine Pflanze sey. So viel ist mir bekant, daß es zwey Arten derselben giebt, davon die eine Hierva de Palos und die andre Hierva de Camini genennet wird; welche letztere weit seltner, aber auch weit besser als die erste ist. Man legt ihr auch den Namen St. Thomas- oder St. Bartholomäuskraut bey, indem sich die Spanier vorstellen, daß einer von diesen beiden Aposteln in diese Gegend gekommen sey, und dieses Kraut, das anfänglich giftig gewesen, heilsam gemacht, und in ein gesundes Kraut verwandelt habe; so wie ihre Ueberlieferungen lauten. Es hat aber das Ansehen, daß die Spanier von den Landeseingebornen den Gebrauch dieses Krauts erst kennen lernen. Bey dem Silberflusse in Chili und Peru machen sie, wenn man dem Frezier (60) alauben kan, einen starken Gebrauch davon, dergestalt, daß fast alle Jahre von Paraguay über 50000 Arrobes oder

Paraguaykraut.



1250000 Pfund, sowol von der einen als andern Gattung dieses Krauts, blos allein vor Peru ausgeführt werden: worunter doch kaum der dritte Theil von dem, so man Camini neinet, befindlich ist. Nach Chili aber werden auf 25000 Arobes gebracht, welche von der Zahl, die nach Peru gehet, die Hälfte ausmachet.

Die Art, sich dessen zu gebrauchen, ist beinahe eben so wie bey dem Thee. Man schüttet nemlich das Kraut in eine aus Perlmutter, Cocosnus oder Kürbis verfertigte und mit Silber eingefassete Schale, und thut Zucker dazu. Nachher wird auf beides warm Wasser gegossen. Damit es aber nicht zu stark ziehe, wird es mit einer silbernen Röhre, an deren Ende eine kleine runde vielfältig durchlöchernte Kolbe befindlich ist, sogleich herausgezogen. Diese kleine Kolbe dienet dazu, das Wasser von dem in dem Gefasse schwimmenden Kraute abzusondern, daß man also nur das bloße Wasser an sich ziehet. Einige machen anstat der Röhre auf dem Boden der Schale eine von Silber verfertigte und vielfältig durchlöchernte Abtheilung, die eben diesen Nutzen hat.

§. 20.

Casine.

Die Casine ist ein, den floridanischen Völkern insbesondre eigner, Trank; wovon sowol die alten als neuen Schriftsteller gehandelt haben: ich weis aber keinen unter allen, der dessen Zubereitung genau beschrieben; ja man trifft sogar unter ihnen eine Art der Verlegenheit, ja selbst des Widerspruchs an, so nicht leicht aus einander zu wickeln ist. Thuret<sup>(61)</sup> stellet sie uns als ein Getränk vor, das aus einem, dem lactukensallate ähnlichen, Kraute gemacht wird. Moyné gedenket ihrer, als eines aus vielen Kräutern bestehenden Getränks. Derjenige protestantische Schriftsteller, welcher unter dem spanischen Namen Franciscus Correal<sup>(62)</sup> bekannt ist, thut davon gar keine Erwähnung. Laet läßt uns glauben, daß sie ein aus den Blättern eines Baums zubereitetes Decoctum sey: und wenn ich demjenigen trauen sol, was mir ein glaubwürdiger Schriftsteller erzählt, der in den letztern Jahren eine Reise nach Mississippi gethan; so ist die Casine nichts anders als die Tinctur der Apalachinenblätter, so ein dem Myrtenstrauche ähnliches Gebüsch, und auch heut zu Tage in Frankreich bekannt ist, wohin man es aus Louisiana, seit dem letztern daselbst geschehenen Anbau, gebracht hat.

Laet und Mourgues handeln von der Casine weitläufiger, als alle die übrigen; sie sind aber doch unter sich nicht einstimmig. Was sie davon anführen, verdienet meines Erachtens mitgetheilet zu werden: und vielleicht könnte man beider Meinungen vereinigen, wenn man sagte, daß sich der eine blos mit einem Religionsgebrauche beschäftigt, wobey den Einwohnern die Casine zu ihren Weissagungen und zur Wahl ihrer Helden, welche zu einem vorhabenden Feldzuge ausgesucht werden sollen, dienet; da im Gegentheil der andere Verfasser blos von dem gemeinen Gebrauch des Volks gehandelt. Ich überlasse nachfolgende Erzählungen zu eigener Beurtheilung davon.

„Casine, sagt Laet<sup>(63)</sup>, ist ein Baum, der keine Früchte trägt, und aus dessen „Blättern die Wilden einen Trank bereiten, der zu Beförderung des Urins ungemeine „Wirkung thut. Unter den Spaniern und Wilden ist er in solcher Achtung, daß kaum „ein einziger angetroffen wird, der nicht Morgens und Abends noch weit übermäßiger da- „von trinket, als in Neuspanien von der Chocolate geschiehet. Wenn sie das Getränk- „ke machen wollen, so nehmen sie ein Haufen Blätter, lassen sie trocknen, thun sie in ei- „nen

(61) THEVET *Cosmog. univ.* liv. 23 ch. 1 F. 1004.  
aux Indes Occid. ch. 2 Part. 1.  
cap. 15.

(62) FR. CORREAL, *voyage*  
(63) IOAN DE LAET *Indiae Occid.* lib. 4

„nen irdenen Topf, und lassen sie darin mit einem dazu gefertigten Feuerbrande braun  
 „braten, mit der andern Hand aber rühren sie es dergestalt und so lange um, bis sich die  
 „grüne Farbe in eine rothe verwandelt. Hierauf giessen sie alnählich Wasser darauf, bis  
 „das Gefäs fast vol ist; alsdenn füllen sie das bloße Wasser ab, welches nunmehr der  
 „Farbe nach einem blasrothen Weine ähnlich siehet, und einen Schaum wie die *Chocola-*  
 „de von sich giebt, wenn man etwas *Atchole* \*) hinzuthut. Sowol die Spanier als die  
 „Wilden trinken dieses Getränk aus grossen Meermuscheln, und nehmen es in so grosser  
 „Menge und so heis, als sie es leiden können, zu sich. Sie glauben sogar, daß sie um-  
 „kommen müßten, wenn sie einen Tag hingehen liessen, und von selbigem nicht getrunken  
 „hätten. Eine oder anderthalb Stunden nachher, lassen sie eine unglaubliche Menge  
 „Urin, fast eine ganze Stunde lang, ohne Aufhören von sich; daher komt es auch, daß  
 „wenige unter ihnen an Nieren- und Steinschmerzen erkranken. Wenn die Wilden ih-  
 „ren Leib reinigen wollen, so mischen sie Seewasser drunter: und durch dieses Mittel füren  
 „sie alle Unreinigkeiten, sowol ober- als unterwärts ab. Ja es fügt sich oftermalen, wenn  
 „sie zuviel hinzuthun, daß einige wol gar daran sterben müssen.

„Zu einer gewissen bestimmten Zeit, sagt *Mourgues* (64), halten die *Floridaner*  
 „eine allgemeine Rathsversammlung, wozu sie sich des Morgens einfinden. Diese Raths-  
 „versammlung geschiehet an öffentlichen Orten, woselbst Bänke in einen halben Cirkel zu-  
 „rechte gesetzt seyn. Auf selbige lassen sie sich alle insgesamt, um ihren Befelshaber her-  
 „um, nieder; der alleine auf einer Art vom Throne sitzet, so aus neun runden Balken in  
 „der Mitte des Kreises gefertigt, und weit erhabner, als die Bänke der übrigen Raths-  
 „herren, ist. Die übrigen statten hernach in der Ordnung, wie sie auf einander folgen,  
 „demselben ihren Grus ab: die Ältesten machen den Anfang, welchen die andern folgen.  
 „Dieser Grus bestehet darin, daß sie ihre Hände bis zu dem Haupte empor heben, und ein  
 „Lied singen, auf welches das ganze Chor mit *He! He!* antwortet. Wenn nun jedweder  
 „seinen Grus auf diese Art abgelegt und sich niedergesetzt hat, so eröffnet der Befelshab-  
 „er die Ursachen der Versammlung, fragt die *Jauas*, die ihre Priester und Warsager  
 „sind, und die Ältesten wechselsweise um Rath, und verlangt eines jeden Meinung zu  
 „hören. Denn sie beschliessen niemalen etwas, wenn sie nicht lange darüber Berathschla-  
 „gung gehalten. Unterdessen bereiten die Weiber auf Befehl des Oberhaupts die *Casine*;  
 „also nennen sie einen aus gewissen Kräutern gemachten Trank, woraus die Weiber den  
 „Saft herausziehen, wenn sie selbige zuvor wohl gekocht haben. Ehe davon getrunken  
 „wird, so stehet ein dazu bestimmter Mann von seinem Platze auf, tritt mitten in die Ver-  
 „sammlung, so daß er den Befelshaber gerade vor sich hat, hält eine Rede und wünscht:  
 „daß dieser Trank denen, die davon trinken werden, nützlich seyn, und ihnen einen Geist  
 „der Stärke einflößen möge. Hierauf empfänget er aus den Händen der Weiber eine  
 „mit diesem Getränke angefüllte Schale, und bringet sie dem Befelshaber mit vielem Ge-  
 „pränge. Wenn dieser getrunken hat, so bietet er einem jeden insbesondere in eben der  
 „Schale eine gleichmäßige Menge dar. Diese Völker haben vor diesen Trank eine solche  
 „Hochachtung, daß nur blos die Kriegesmäner, und die sich bereits durch einige Thaten  
 „hervorgethan, davon zu trinken würdig geachtet werden. Dieser Trank hat die Eigen-  
 „schaft,

(64) LE MOYNE MOURGUES loc. cit.

\*) *Atchole* ist ein aus *Mayskörnern* gemachter Trank, der bey den *Mexicanern* stark im Ge-  
 brauch ist, und von ihnen anstat des Kräutertwas- fers getrunken wird; diesen vermischen sie mit ihrer *Chocolade*.



„schaft, daß er, so bald er getrunken ist, einen heftigen Schweiß erregt. Wenn sich auch jemand in der Versammlung befindet, dessen Magen diesen Trank nicht vertragen kan, sondern ihn wieder von sich zu brechen genötiget werden solte; so wird dieser als unnütze, und einem Feldzuge mit beizuwonen, für untüchtig gehalten, als auf welchem sie ostermalen drey bis vier Tage Hunger ausstehen müssen. Wenn sie aber davon getrunken haben, so können sie ganzer vier und zwanzig Stunden zubringen, ohne Hunger und Durst zu empfinden. Daher geschiehet es auch, daß die Hermaphroditen, oder die Weibskleider tragende Manspersonen, fast keinen andern Vorrat bey ihren Feldzügen, als die mit diesem Getränk angefüllte Calabassen tragen: indem es die Kraft hat, sie zu nähren und zu stärken, dennoch aber nicht zu Kopfe steigt noch berauschet, wie wir aus eigener Erfahrung sagen können, als wir uns bey dergleichen Versammlung gegenwärtig befunden.“

Die Floridaner machten mit Palmfrüchten berauschende Getränke. Doch der grössste Theil der mitternächtigen americanischen Völker, insbesondere aber die Einwohner in Neufrankreich, haben kein ander Getränke, als blosses Wasser: auch trunken sie niemals, als wenn es die Noth erforderte; und dieses um so mehr, weil sie an ihrer Sagamite zu essen und zu trinken fanden. Es wäre auch zu wünschen, daß die Europäer ihnen niemals den gefährlichen Trank, der blos zu ihrem Verderben gereicht, auch den zeitlichen Vortheilen der Colonisten, nebst der Befestigung der Religion, und sowol der einen als andern Wohlfart hinderlich ist, bekant gemacht hätten.

## §. 21.

Andere americanische Pflanzen.

Die andern Pflanzen, so in Westindien nach dem Mays, Manioc, Pataten und übrigen, so zur Nahrung reichen, insgemein gepflanzt werden, sind die berühmte Tobackspflanzen und das Zuckerrohr, welche heutiges Tages einen grossen Theil des Reichthums der europäischen Colonien in der Neuen Welt ausmachen. Weil aber diese Gewächse seit geraumer Zeit hinlänglich bekant geworden, ich auch gegenwärtig die Sitten der Wilden, und was damit in Verwandtschaft stehet, eigentlich nur untersuche, und mit den Sitten der ersten Völker des Altertums vergleiche; so werde ich mich auch bey diesen Pflanzen anderergestalt nicht aufhalten, als in so weit es die Kenntnis, welche die Alten davon gehabt, gestatten wird.

## §. 22.

Toback.

Obgleich der Toback in einem grossen Theile des grossen Asiens, Ostindiens und fast in ganz America gebräuchlich ist, und daraus erhellen solte, daß man bis auf dessen Ursprung leichtlich hinauf steigen könnte; so mus man doch, wenn man Spuren davon in dem Altertume antreffen wil, sich mit leeren Mutmassungen behelfen. Denn anstat daß die Zeugnisse der Schriftsteller, die deshalb angeführt werden können, verständlich genug seyn solten, etwas zuverlässiges zu bestimmen; so geben sie vielmehr denen, die zum Widerspruch geneigt sind, dazu hinlängliche Gelegenheit.

Denn erstlich ist gewis, daß, wenn auch die Alten diese Pflanze selbst gekant hätten, so ist sie uns doch unter keinem der Namen, die sich in den alten Kräuterbüchern finden, bekant. Wenn man ja in dem Theophrast und andern Kräuterverständigen etwas antrifft, dessen Beschreibung hiermit übereinkäme, so können wir doch davon nichts anders als Mutmassungen haben, die in der That ungewis und ostermalen verwegen seyn möchten. Hiernächst scheint es auch gar zuverlässig zu seyn, daß, wenn auch die Barbaren, welche zuerst Griechenland eingenommen, davon einen Gebrauch gemacher hätten, ihre Nachfolger

folger solchen entweder nicht geerbet, oder gar wieder ausgehen lassen: gleiche Bewandnis hat es auch mit den Lateinern, oder andern europäischen Völkern.

Plinius <sup>(65)</sup> zwar füret so viel davon an, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß die Pfeife nebst der Kunst zu rauchen, zu seiner Zeit nicht unbekant gewesen; und daß man in der Arzneikunst sich dergleichen bey gewissen Gelegenheiten bedienet habe. Ja er zeiget uns solches selbst als ein Mittel wider die Schwermut in folgenden entscheidenden Worten an: *Fimi quoque aridi, sed pabulo viridi pasto boue, fumum arundine haustum prodelle tradunt.* „Man sagt: daß der Rauch vom getrockneten Kote eines Ochsen, der auf grüner Weide gegangen, gute Wirkung thue, wenn er durch ein Rohr in den Mund gezogen werde.“ Jedoch in dieser Stelle ist keinesweges die Rede, weder von der Tobackspflanze, noch andern Kräutern, welche die Americaner anstat des Tobacks rauchen, oder damit vermischen. Gleichfalls ist hier die Rede nicht von einem so algemeinen Gebrauche, als das Tobackrauchen ist, welches, ob es gleich als ein Arzneimittel angesehen werden kan, doch auch zugleich vor einen Zeitvertreib und Phantasie zu betrachten ist.

Also können die Schriftsteller, auf deren Zeugnis wir uns etwan gründen möchten, davon nicht anders, als von einem Gebrauche, der sowol in Ansehung der Zeit als der Orter der entferntesten Völker, deren Sitten ihnen nur unvollkommen bekant gewesen, gleich denen geredet haben, die von America Erzählungen mitgetheilet, wo sie doch niemalsen selbst gewesen, sondern sich blos auf die Nachrichten derjenigen, die zuerst aus diesem neu entdeckten Lande zurück gekommen, verlassen müssen. Von dieser Beschaffenheit sind diejenigen Stellen, so ich anführen werde. Indessen aber sind sie doch ziemlich überzeugend, und befestigen einen Beweis, der einem jeden, welcher demselben weiter nachdenken wil, hinlänglich scheinen wird.

Der erstere ist Maximus Tyrius <sup>(66)</sup>. „Es giebt unter den Scythen, sagt er, ein Volk, ich glaube auch, daß es nur das einzige ist, welches, ungeachtet es nichts als Wasser trinkt, dennoch, wenn es Lust hat sich zu berauschen, einen kleinen Holzhaufen anstecket, und, nachdem sie starkriechende Kräuter in denselben geworfen, einen Kreis darum schließen; so bald ein jeder den Rauch an sich ziehet, gleichsam als wenn sie ihn aus Schalen tranken, werden sie eben so berauschet, als wenn sie Wein getrunken hätten. Daher tanzen, springen und singen sie auch, gleich betrunkenen Menschen.“

Diese Art sich auszudrücken: als ob sie ihn aus einer Schale tranken, scheint etwas gleichzeltendes und eine Pfeife ziemlich deutlich vorzustellen, aus welcher man zugleich den Rauch und den Saft des Tobacks an sich ziehet; gleichwie man das Getränk aus einer Schale zu sich nimt. Niemanden wird der Gebrauch der Morgenländer, den sie noch heutiges Tages beim rauchen beobachten, unbekant seyn, als welche eine Kolenpfanne oder Räucherbecken auf einen Tisch setzen, so gleichsam zur gemeinschaftlichen Pfeife dienet, woraus alle die, so herum sitzen, durch das Mittel verschiedener herausgehender Röhren rauchen, und jedweder das seinige nimt.

Zerodorus <sup>(67)</sup> giebt von den Massageten, welche jenseit des Flusses Araxes wohnten, beinahe eben ein solches Zeugnis. „Sie haben, sagt er, Bäume gefunden, die von der Natur eine Frucht tragen, welche, wenn sie ins Feuer geworfen wird, brennet, um welche sie sich haufenweise herumsetzen, und sich durch ihren Geruch, gleichwie die

„Grie-

(65) PLINIVS. histor. natural. lib. 28 cap. 17.

(66) MAXIMVS TYRIVS serm. 11.

(67) HERODOT. lib. 1 n. 211.



„Griechen durch den Wein, berauschen; und je mehr sie davon hineinwerfen, je trunkener werden sie, bis sie endlich aufstehen, und anfangen zu singen und zu tanzen.

Dasjenige, was Herodotus und Maximus Tyrius von den Scythen ansüren, sagt Pomponius Mela <sup>(68)</sup> und Solinus <sup>(69)</sup> auch von den thracischen Völkern.

„Einigen thracischen Völkern, spricht ersterer Verfasser, ist der Gebrauch des Weins unbekant. Nichts destoweniger, wenn sie ein Gastgebot halten, und einige Kräuter in das Feuer geworfen, um welches sie sich niedergelassen haben; so verursacht bey ihnen dieser Geruch eine solche Freude, die der Trunkenheit nahe komt.,,

„Bey ihren Gastgeboten, sagt Solinus, setzen sie sich um ein Feuer, sowol Weiber als Kinder, und wenn sie den Samen von gewissen Kräutern hineingeworfen, so machen sie sich, so bald sie den Geruch davon empfinden, ein Vergnügen daraus, sich den Betrunknen gleich zu stellen. Ihre Sinnen werden auch in der That dadurch eben so sehr verrückt, als bey denen, die übermäßig Wein getrunken haben.,,

Vielleicht hat Strabo <sup>(70)</sup> in seiner hinterlassenen Beschreibung von den Sitten der Indianer nur den Toback dadurch anzeigen wollen, wenn er sagt: daß ein jeder einen Beutel voller medicinischen Kräuter bey sich führe. Denn jeder Wilde hat allezeit seinen Perumbbeutel bey sich, in welchem er seinen Calumet oder Pfeife, Toback und Feuerzeug mit sich führt. Mir ist auch eingefallen, daß die Gewohnheit beständig zu rauchen, vielleicht zu der, unter den Alten bekant gewesenem Fabel, Anlas gegeben haben könne: daß es nemlich in Indien Völker gegeben, die keinen Mund, sondern nur zwey Nasenlöcher gehabt, wodurch sie sich von dem Geruche oder Rauche der Früchte und Blumen genühet <sup>(71)</sup>.

Man darf sich nicht wundern, daß die Alten in ihren Nachrichten, so sie uns von Dingen mittheilen, welche sie nur aus der Erzählung andrer erfahren, und die von ihnen noch dazu weit entfernt gewesen, in Beschreibung der einfältigsten Sachen solche Umstände mit eingemischet, wodurch selbige ganz verstelltet werden können: indem unsere heutigen Schriftsteller, wenn es zu sagen erlaubet ist, die von eben der Pflanze, wovon hier die Rede ist, Nachricht gegeben, und davon sogar als Augenzeugen reden wollen, uns ebenfals hierin kein Gnüge thun, sondern solche Erzählungen nach ihren eignen Begriffen davon machen, wovon die Unzuverlässigkeit sehr deutlich in die Sinne fällt.

Brebeuf <sup>(72)</sup>, der lange Zeit unter den Wilden zugebracht, und endlich sein Opfer in dem Feuer der Iroquoisen vollendet, sagt: daß sie mannigmal dreißig Tage mit Fasten zubringen, und nichts als Perum essen. Biard <sup>(73)</sup> versichert uns ebenfals: daß sie sich des Peruns bedienen, und nach der französischen gemeinen Art den Rauch trinken. Sollte man aus diesen Ausdrücken nicht urtheilen, daß sie den Rauch wirklich hinterzuschluckten, und den Toback gleich andern esbaren Dingen verzerefen? Findet sich aber wol jemand, der den Toback essen sollte? Trift man auch wol einen Tobackraucher an, der nicht Gefahr laufen würde, sich zu übergeben, wenn er nur einen Mund vol Rauch hinterzuschluckte?

Du Creux <sup>(74)</sup> ist auf eben die Gedanken der Alten gefallen, und hat sich eingebildet, daß die Wilden blos zu dem Ende rauchten, damit sie berauschet werden möchten.

»Sie

(68) POMP. MELA *geograph. lib. 2 cap. 2 de Thracia.*

c. 15 de Thracum moribus.

l. c.

(72) Relation de Canada de Pan. 1636 Part. 2 ch. 5.

de la nouv. France par le P. BIARD. ch. 7.

(69) SOLIN. *polyhistor,*

(70) STRABO lib. 25.

(71) STRABO

(73) Relation

(74) DU CREUX *hist. Canad. l. 1 p. 76.*

„Sie gehen, spricht er, niemals aus, ohne ein langes Rohr mit sich zu führen, wodurch sie diese Art von Rauch so lange an sich ziehen, bis sie beinahe trunken worden sind. Denn sie erschüttern dadurch alle kleine Geäder ihres Gehirns, und werden endlich so voll, als wenn sie Wein getrunken hätten.“

Benze <sup>(75)</sup> und verschiedene andre Schriftsteller nach ihm, haben sich eben diesen Begriff davon gemacht. Alle insgesamt schmälen auf den Toback, und sehen ihn als eine Pest, ja als einen aus der Hölle gekommenen Gift an. Diese Schriftsteller sind sowol als die Alten, durch die Wirkungen, welche der Toback bey denen thut, die ihn nicht rauchen können, und seinen Geruch nicht gewont seyn, hintergangen worden. Denn er veräübet sie in der That, verursacht ihnen grosse Herzensbeklemmung, und reizet zum Brechen: denen aber, die sich gleich denen Americanern dazu gewönet, die bey dessen Gebrauch wirklich keine Absicht sich zu berauschen haben, ist er keinesweges schädlich. Ferner können auch sowol die einen als andern darinnen irrig gewesen seyn, daß sie den Religionsgeist nicht eingesehen, der in dem Gebrauche des Tobacks verborgen lieget. Daher haben sie eine verstellte Trunkenheit vor eine wirkliche und wahrhafte gehalten; auch wol die Verdrehung der Glieder, so auf die Entzückung folgen, und ein Anfall derer sind, die des Pythons Geist eingenommen, oder solche, die dergleichen nachgemacht, für wirkliche Trunkenbolde gehalten. Oviedo <sup>(76)</sup> ist weit strafbarer, als alle übrigen Schriftsteller. Denn nachdem er in dem Gebrauche, den die Wilden vom Toback machen, einen wahrhaften Enthusiasmum beschrieben, da er doch vorher angeführt, daß sie diese Pflanze sorgfältig in ihren Gärten fortzubringen suchten, und zwar nicht nur, weil sie solche der Gesundheit zuträglich halten, sondern auch, weil sie bey ihnen etwas geheiligtes an sich haben sol: so vergisset er augenblicklich, was er gesagt, und was die Wilden selbst davon vorgeben; fällt auch sogleich wieder auf die Meinung der Alten. Er kan sich, wie er anführt, nicht vorstellen, was bey dem Tobackrauchen vor ein Vergnügen gefunden werden sollte, wenn es nicht eine viehische Ergögllichkeit sey, so bey denen angetroffen wird, die so lange saufen, bis sie vor Trunkenheit mannigmal todt niederfallen. Hernachmals stellet er einen gänzlichen Vergleich dieses Gebrauchs mit den thracischen Völkern an, wovon bereits gehandelt worden: süret aber nicht die alten Verfasser, deren Zeugnis von mir beigebracht, sondern den gelehrten Tostar an, der dem Eusebius von Casarien gefolget.

Es ist gewis, daß der Toback in America ein zu verschiedenen Religionsgebräuchen geweihtes Kraut ist. Denn ausser demjenigen, so ich bereits von den demselbigen beigeordneten Tugenden beigebracht, daß er nemlich die Begierde zur Wollust tödte, und die Lüste des Fleisches dämpfe; die Seele erleuchte und reinige, und selbige zu entzückenden Träumen und Erscheinungen tüchtig mache; die Geister beschwöre, und selbige zu dem Umgange mit den Menschen vermöge; eben diese Geister zur Wohlfart der Völker, so ihnen dienen, willig mache, und alle Krankheiten des Leibes und der Seele heile: so glaube ich, daß es gut seyn wird, dasjenige aufs neue zu bestätigen, was ich aus den Zeugnissen unverwerflicher Schriftsteller angeführt habe, die man denen süglich entgegen setzen könne, welche davon nichts gründliches angezeigt, sondern alles, was sie gemeldet, blos dergestalt angenommen, wie es ihnen in die äußerlichen Sinne gefallen.

Thomas Hariot <sup>(77)</sup> handelt von dem Toback überaus gelehrt. Er giebt eine

Un 2

genaue

(75) BENZ. lib. 10 cap. 25.

(76) OVIEDO hist. de las Indias lib. 5 cap. 2.

(77) TH.

HARIOT de commodis incolar. Virginiae p. 16.



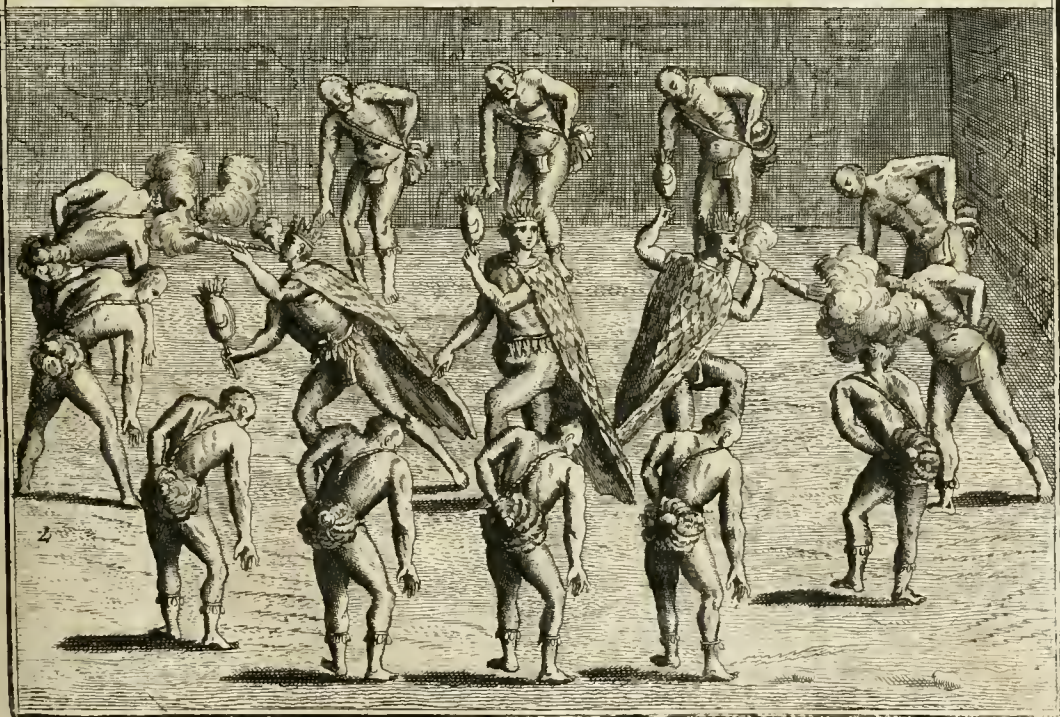
genaue Beschreibung von selbigem, und sehet die Art des Gebrauchs unter den Wilden, benebst dem daraus zu erwartenden Vortheil, deutlich ans Licht. Endlich fügt er hinzu: „Daß dieses Kraut unter den Indianern so hoch geachtet werde, daß sie selbst ihren Göttern einen Dienst dadurch zu thun vermeinen, wenn sie ihnen dergleichen darbiehen. „Daher kommt es, sagt er, daß sie von Zeit zu Zeit geheiligte Feuer anzünden, worein sie „dieses gehackte oder zu Pulver geriebene Kraut anstat eines Opfers werfen: wenn sie von „einem Ungewitter überfallen werden, streuen sie etwas ins Wasser und in die Luft. „Gleichergestalt thun sie es auch in ihre neuen Netze, damit sie bey der Fischeyen glücklich „seyn mögen: wenn sie von einer Gefährlichkeit befreiet seyn, beobachten sie ebenfalls diese „Gewohnheit, werfen ganze Hände vol in die Luft, singen, tanzen und springen dabey, und „bringen allerhand Dinge ohne Ordnung und Zusammenhang hervor. „ Hier haben wir eben das, was die Alten uns davon bekant gemacht, und das zugleich verschiedene merkwürdige Opfer anzeigt, die sie nicht beobachtet hatten.

In dem fünften Hauptstücke der Erzählungen, von dem, was sich im Jahr 1666 und 1667 in Neufrankreich zugetragen, findet sich ein Auszug eines Briefes von dem Jesuiten Allouer, eines Missionarii bey den Hurauacs, der zu erkennen giebt, daß der Toback ebenfalls bey ihren Opfern gebrauchet werde. Seine Worte sind folgende: „Einer der angesehensten Aeltesten des Ortes verrichtet das Amt eines Priesters, und macht „mit einer wohl ausgearbeiteten Rede an die Sonne den Anfang, wenn es nemlich dieses „Gestirn ist, dem zu Ehren das Fest gefeiert, und alles gleichsam wie ein Brandopfer aufgezeret „werden sol. Er giebt öffentlich zu erkennen, daß er derselben seine Danksagung dafür „abstatte, daß sie ihm bey Fällung eines Stück Wildes Licht verliehen: zugleich bittet er „sie durch dieses Fest, ihm und seiner Familie ferner ihre milde Sorgfalt angedeihen zu „lassen. Unter dieser Anrufung verzehren die Eingeladenen alles, bis auf den letzten Bissen. Hierauf nimt ein dazu bestimmter Mann ein Brod von Perun, bricht es von einander, und wirft es ins Feuer. Unterdessen, da dieses Brod verbrennet und der Rauch „davon in die Höhe steigt, schreiet die ganze Versammlung aus allen Kräften; und mit „diesem Geschrey endigt sich die Ceremonie. „ Dieser Schriftsteller hätte diesem Opfer annoch den Gesang und Tanz beifügen können, welche allemal auf dieses Fest folgen, und einen Theil desselben ausmachen.

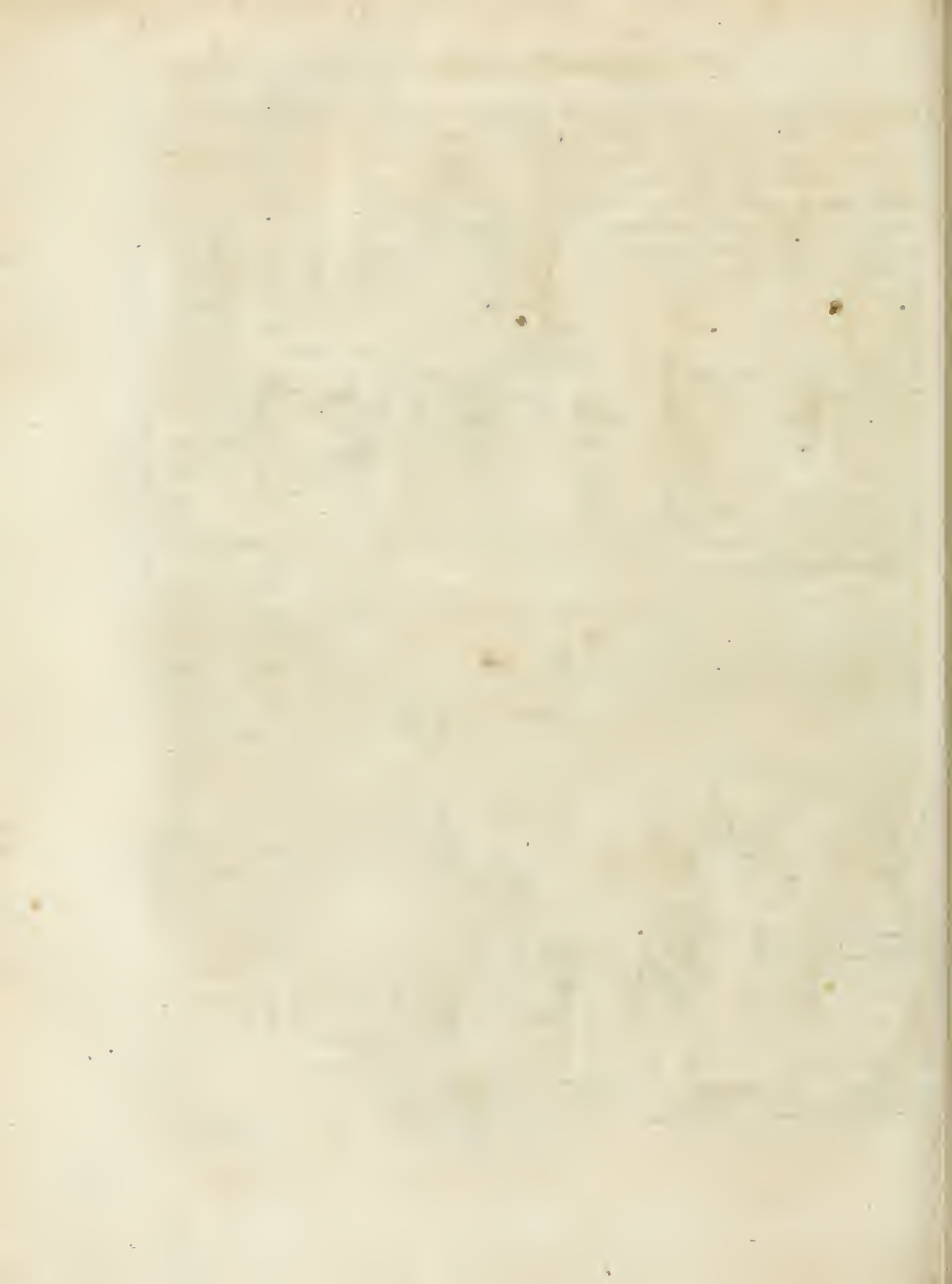
Lery <sup>(78)</sup> in der Zergliederung, die er von einem Religionstanze macht, dessen ich bereits Erwähnung gethan, und wovon er ein Zeuge gewesen, füret von dem Toback einen besondern merkwürdigen Umstand an. Ich werde seine eigene Worte beibehalten.

„Demjenigen zu Folge, was ich oben versprochen, als ich von ihren Tänzen, „Schmausereien und *Caunages* gehandelt, daß ich nemlich auch der andern Art ihres „Tanzes gedenken und solche deutlich beschreiben wolle; so bestehen ihre Bewegungen und „Stellungen darinnen. Sie stellen sich dichte neben einander, jedoch ohne sich bey den „Händen zu fassen, noch von der Stelle zu weichen. Nach geschlossenem Kreise bücken sie „sich vorwärts, richten den Leib ein wenig wieder in die Höhe, bewegen blos allein den „rechten Fuß und Arm; ein jeder hält seine linke Hand hinten auf die Hüfte, der rechte „Arm und Hand aber hängen herab: Auf diese Art singen und tanzen sie. Wenn die Versammlung stark ist, machen sie drey Kreise: mitten in jedem derselben befinden sich drey bis vier *Ca-* „raiben, die mit Röcken, Mägen und Armbändern, so theils von natürlichen, theils von gemachten Federn von allerhand Farben gefertiget, gepußet sind: ein jeder hält in beiden Hän-









„den eine *Maraca*, oder eine aus einer Frucht, so grösser als ein Strausen, gemachte „Glocke, wovon ich anderswo geredet; damit der Geist, wie sie sagen, hernachmals durch „sie reden könne, so weihen sie solche dazu ein. = = Hiernächst springen die *Caraiiben* „oder ihre *Warsager* bald vorwärts, bald hüpfen sie wieder zurück, und bleiben nicht be- „ständig an einem Orte, als die übrigen thun. Ja ich habe auch gesehen, daß sie zuwei- „len ein hölzern vier bis fünf Fus langes Rohr genommen, an dessen Ende trocknes und „angezündetes *Petunkraut* gewesen, wovon ich bereits oben gedacht. Wenn sie sich nun „herum wenden, so blasen sie den Rauch auf alle anwesende *Wilden*, und sprechen dabey „folgende Worte: *Nim hin diesen Geist der Kraft, damit du deine Feinde über- „winden mögest.* Und dieses thaten die *caraiibischen* Meister oftmalen.“

Bei den *Warsagern* ist der *Toback* vornemlich zu ihren magischen Unternehmungen in Uebung gekommen. „Wenn sie weissagen, sagt *Lopes de Gomara* (79), und je- „mandes Frage beantworten wollen; so essen sie ein Kraut, das *Cohoba* genennet wird, „(dieses ist *Toback*), oder sie zerreiben es, oder lassen den Rauch in die Nase ziehen: und „wenn sie solchergestalt verwirret worden sind; so stellen sich ihrem Gehirne tausenderley „Vorstellungen dar. Wenn sich nun die *Raserey* gelege, und das Kraut seine Wirkung „gethan; so erzählen sie, was sie gesehen, und in dem Rathe der Götter gehört haben, oh- „ne auf dasjenige zu antworten, was von ihnen verlangt wird: oder sie beantworten die „vorgelegten Fragen mit solchen Ausdrücken, daß man die Redensarten des *Waters* der „Lügen leicht daraus abnehmen kan.“

*Petrus Martyr* (80) sagt: daß sie aus dem Kraute *Cohoba* einen Saft machen, welchen der *Cacique*, der zugleich ihr *Weissager* ist, durch die Nase ins Gehirn ziehe. Gleich hernach gerate er in eine solche *Raserey*, daß es scheine, als ob alles in der kleinen zu diesem Ende für ihm aufgerichteten Hütte zu Grunde gehen wolle: und die Kraft dieses Krautes sey so stark, daß er alle Kenntniß verliere. Wenn er ausgeschäumt habe, so setze er sich auf die Erde, lasse das Haupt vor sich nieder sinken, und umfasse seine Knie. Nachdem er einige Zeit in dieser Stellung geblieben; schlage er die Augen auf, gleichsam wie einer, der aus einem tiefen Schlaf erwachet, sehe gen Himmel, murmle zwischen den Zähnen einige Worte, die niemand verstehen könne. Wenn die um ihn stehende nun sä- hen, daß er ein wenig wieder zu sich selbst gekommen, so dankten sie dem Schutzgeiste, und befrügen den *Warsager* um dasjenige, so er gesehen. Dieser antwortete hierauf, so unsin- nig er auch ist, daß er mit dem Geiste geredet: dieser habe ihm auch den Sieg über die Feinde verheissen, oder gedrohet, daß er von selbigen werde überwunden werden, indem er einige Dinge, die ihm von seinem Schutzgeiste befohlen worden, unterlassen habe. Al- so antworte er auf alles, es sey Mangel oder Ueberflus, Leben oder Tod, nachdem die Vorstellungen beschaffen gewesen, die er in seinem verrückten Gehirn empfunden habe.

*Oviedo* (81) hat ohne Zweifel einen solchen *Enthusiasmum* beschreiben wollen, wenn er von den *Caciquen* der Insel *Zispaniola* sagt: daß sie den *Toback*srauch durch ge- wisse, wie ein Y gestaltete Röhre, so sie in die Nasenlöcher steckten, so lange an sich zögen, bis sie ohne Verstand zur Erde fielen: nachher würden sie von ihren Weibern in ihre Hangematten getragen; es wäre denn, daß sie zuvor befohlen, sie in dem Zustande so lan- ge liegen zu lassen, bis sich die Dünste, womit ihr Gehirn angefüllet, zertheilet hätten.

Uu 3

Vor.

(79) LOPES DE GOMARA hist. univ. des Indes lib. I c. 27.

RIS nouus orbis dec. I lib. 9.

(80) PETRI MARTY-

(81) GONZ. OVIEDO hist. de las Indias l. 5. c. 2.



Vorgedachte Schriftsteller sagen auch, daß sie sich eben dieses Krauts zur Genesung von ihren Krankheiten bedieneten, und erzählen dasjenige umständlich, was die Warfager bei diesen Gelegenheiten zu thun pflegen: wir werden auch Gelegenheit bekommen, hiervon in der Folge mit mehreren zu handeln. Nicht weniger werden wir auch von dem Toback und dessen Gemeinschaft mit der Religion noch etwas gedenken, wenn wir von dem Friedenscalumet reden.

Weil nun die Wilden sowol aus Zeitvertreib als aus Gewohnheit rauchen; so haben sich einige eingebildet, daß sie sich des Tobacks blos wegen seiner Tugend so stark bedienen, indem er eine nahrhafte Kraft mit sich füren, und etliche Tage ohne Nahrungsmittel erhalten solle. Lery schwebt in diesen Gedanken, und fñret in seinen Erzählungen dergleichen Beispiele an: „Denn Benze versichert, sagt er, von den peruanischen Einwohnern, daß, wenn sie auf der Reise seyen, sie einige Blätter eines Krautes, so Coca genennet wird, im Munde fñren, die ihnen anstat des Essens und Trinkens dienen. Gleichergestalt fñret Marchisius in seiner Erleuterung des Dioscorides, indem er den Theophrast anziehet, an: daß die Scythien sich blos mit dem Latrisenholze zehen bis zwölff Tage lang begnñgeten, ohne einen Bissen Fleisch zu genießen; welches mit dem Perun unsrer Wilden übereinkommt.“

Es ist zwar an dem, daß der Toback die Säure stumpf macht, und auf diese Weise den Appetit benimmt; ùbrigens aber glaube ich nicht, daß er eine solche nãrende Kraft mit sich fñren sollte, wie ihm beigemessen wird, welche im Stande wãre, die Wilden so lange, als vorgegeben wird, zu erhalten, wenn sie sich sonst nicht bey Zeiten zu einem langen Fasten und Erduldung des Hungers angewñnet hãtten.

Verschiedene kluge Leute betrachten alle die dem Coca zugeschriebene Wirkungen, wovon Lery nach dem Zeugnis des Benze gedenket, als eine bloße Einbildung oder Uberglauben, wie Acosta<sup>(82)</sup> solches selbst davor hãlt. Indes halten die Indianer zu Peru diese Wirkungen vor wahr, und dieser Verfasser scheint auch, sich nach ihrer Meinung zu bequemen; weil man sie, wie er sagt, wirklich, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, viele Tagereisen thun, und durch nichts, als durch eine kleine Handvol von diesem Kraute sich erhalten siehet. Unter der Regierung der Incas war es in solcher Achtung, daß es dem gemeinen Volke nicht einmal erlaubt war, ohne Bewilligung ihres Herrschers, oder der mit seinem Ansehen begabten Statthalter, sich dessen zu bedienen. Der Kñnig selbst konte den Gñttern nichts bessers als den Coca zum Opfer bringen, den er vor den Gñzenbildern anzñndete: gleichwie man den Weyrauch sowol in den Tempeln des wahren Gñttes, als der falschen Gñzen in allen Religionen der alten Zeiten verbrennen lies.

#### §. 21.

Coca.

Coca ist das Blat eines vier bis fünf Fus hohen Baums, von sehr zarter Beschaffenheit, der dieserhalb mit sehr grosser Sorgfalt in acht genommen werden mus. Wenn die Blätter abgebrochen sind, erfordern sie nicht weniger Mñhe, wenn sie wohl aufgehoben bleiben sollen. Aus dieser Ursach werden sie sehr reinlich und mit grosser Behutsamkeit in lange und enge Kñrbe ùber einander gelegt, und also verwaret. Diese Blätter sind etwas ebner, und nicht so ãdrich als die Birnbaumblätter: andre vergleichen sie mit den Erdbeerstauden; sie sind aber noch weit zãrter. Die Art, wie die Peruaner sie genießen, ist diese: sie essen sie mit Asche von calcinirten Knochen, oder wol gar mit ein wenig

(82) ACOSTA hist. nat. de Indias lib. 4. cap. 21.

nig Kalk vermischet; beinahe auf eben die Weise, wie die Einwohner des grossen Indiens die Betelblätter und Areküsse essen, welche gleichfalls mit Kalk vermengt werden. Diese den zubereiteten Cocablättern beigefügte Kalkmischung verursacht bey denen, die solche nicht gewonet sind, daß die Haut von der Zunge gehet: daß sie einen widrigen Schweiß austreibt, und diejenigen, die es kauen, vor Gestank fast unerträglich macht. Die Coca dienet in dem Lande anstat der Münze: und es wurde ehemals damit ein solcher Verkehr getrieben, daß dasjenige, was wir von dem Cacao und Paraguaykraut angeführt haben, fast wie nichts dagegen zu rechnen ist. Von dem einzigen Porosi brachte man jährlich über hundert tausend Körbe zusammen. Diese ist bey den unter spanischer Botmäßigkeit stehenden Indianern nicht so stark mehr im Gebrauch, weil die Inquisition, da sie dessen Mißbrauch zu vielen abergläubischen Dingen entdeckt, solchen in dem ganzen nördlichen Peru unter harter Strafe verboten, und blos in dem südlichen Theile desselben, in Ansehung derer, die in den Bergwerken arbeiten, weil sie dessen nicht entbehren können, deshalb Nachsicht gestattet haben. Frezier<sup>(83)</sup> scheint zu glauben, daß dieses Kraut nicht nahrhaft sey, sondern nur den Appetit benähme, und denen Indianern eben dazu diene, als der Toback denenjenigen, die ihn zu kauen, doch ohne ihn hinterzuschlucken, gewonet sind.

Mit dem Gin-feng, wovon allem Ansehen nach Theophrast<sup>(84)</sup> reden wollen, und welcher bey den Tartarn, als wirklichen Scythen, stark im Gebrauch ist, hat es nicht gleiche Verwandnis. Denn dieser besizet eine stärkende Eigenschaft, und ersetzt die verlorne Kräfte. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Lacrißholze, wie ich in dem Tractate gemeldet, den ich von dem geschrieben, das ich in Canada angetroffen, und wovon man den Versuch mit der Pflanze selbst leicht machen kan. Theophrast giebt der Pflanze, wovon ich gehandelt, und der er eine so grosse Eigenschaft beigelegt, keinen andern Namen als Scythica.

Die Americaner, zum wenigsten die ich gesehen habe, brauchen weder Schnupf- noch Rauback; sondern sie bedienen sich dessen blos zum rauchen. Auch haben nicht einmal alle Calumers oder Pfeifen. Die Brasilianer, Cariben und der mehresthe Theil der mittägigen Wilden, machen aus einem grossen, wie eine Gewürzdeute zusammengelegten, Baumblatte eine Art von Pfeife, füllen sie mit Toback, legen an dem einen Ende Feuer darauf, und ziehen durch das andre den Rauch an sich. Es ist auch zugleich zu merken, daß die meisten Weiber vom Tobacksruchen nichts wissen.

## §. 24.

Die Kenntnis des Zuckers ist in den alten Schriftstellern besser als des Tobacks an-  
gemerket. Plinius \*) ist zwar der erste, der sich des Wortes Saccharum bedienet, welches man hernachmals in dem Galenus, Dioscorides und andern jüngern Schriftstellern findet. Er redet auch davon, gleichsam als von einer ganz Europa völlig unbekannten Sache, die blos durch den Handel mit den Arabern und Indianern herein gebracht worden. Und dieses ist es, was die Stelle des Plinius erleutert und genau bestimmet.

„Arz-

(83) FREZIER Voyage de la Mer du Sud, p. 246.  
Plant. lib. 9 cap. 13.

(84) THEOPHRAST. histor.

\*) PLINIUS *histor. natural. lib. 12 cap. 8.* mium modo candidum, dentibus fragile, am-  
Saccharon et Arabia fert, sed laudatius India: plissimum nucis auellanae magnitudine, ad me-  
est autem mel in arundinibus collectum, gum- dicinae tantum vsum,



„Arabien sowol als Indien verschaffet Zucker; von welchem aber der indianische weit „besser als der erstere ist.“

Ausser dem Namen *Saccharum*, so die Schriftsteller der schlechten lateinischen Schreibart mit der Zeit in *Zacharum*, *Zuccarum*, *Zachara*, *Zuccara*, *Zucra* verwandelt haben, hatte man selbigem noch andre Benennungen beigelegt. Denn erstlich hies man ihn Salz, daher bekam er den Namen indisch Salz, wodurch er von dem gemeinen Salze unterschieden wurde. Das indische Salz, sagt Archigenes, der von Paulo Aegineta im zweiten Buche angezogen wird, ist in Ansehung seiner Farbe und Dichtigkeit dem gemeinen Salze gleich, dem Geschmack nach aber kommt es dem Honig bey. Daher hat man es Honig oder wild Honig, Mel silvestre, oder Rohrhonig, μέλι καλάμινον, wie man bey dem Arrianus <sup>(85)</sup> findet, oder Canamella, Cannamella, Calamellus, von Canna und Mel genennet.

Ob nun gleich die Alten wegen des Rohres, welches die Materie ist, woraus der Zucker bereitet wird, keinen Zweifel übrig lassen; so kommen sie doch wegen des Schilfrohrs selbst nicht überein. Solinus \*) hat davor gehalten, daß es von Bambosried, oder von denjenigen indischen Rohren sey, die von ungeheurer Grösse sind, daß man aus dem, was zwischen zween Knoten ist, ein Canot oder klein Fahrzeug machen könne. Varro <sup>(86)</sup> hingegen hat es in seiner Beschreibung, die wir von diesem Rohre haben, besser getroffen, wenn er es einen Baum oder Pflanze von mittelmässiger Grösse nennet.

*Indica, non magna nimis arbore, crescit arundo.*

*Illius e lentis premitur radicibus humor,*

*Dulcia cui nequeunt succo contendere mella.*

Uebrigens scheint der Zucker, von welchem die Alten reden wollen, von denjenigen, der heutiges Tages gebräuchlich ist, sehr unterschieden zu seyn. Denn einen Theils hat es das Ansehen, daß sie eine Art Manna, das auf den Schilfblättern von selbst wächst, vor Zucker ausgegeben. Diese Art trifft man auch noch in den grossen Indien und in America in Californien an. Franciscus Maria Picolo <sup>(87)</sup> redet folgendergestalt davon: „Im Monat April, May und Junius fällt mit dem Thau eine Art Manna, das „auf den Rohrblättern rinnet und hart wird, daselbst mus es auch eingesamlet werden. „Ich habe es gekostet, meldet er ferner, es ist zwar nicht so weiß als Zucker, gleichwol „aber hat es alle dessen übrige Annemlichkeiten.“ Dieses trifft mit dem, was Plinius, Dioscorides und Seneca von dem Zucker anführen, völlig überein. „Es ist ein Honig, sagt Plinius, der auf den Rohrblättern gefunden wird, und weiß als eine Art von „Gummi ist; er zergethet unter den Zähnen, und ist nicht grösser als etwan eine Haselnus: „er wird blos in der Arzneikunst gebraucht.“ Es giebt, sagt Dioscorides <sup>(88)</sup>, eine Art von Honig, die man Zucker nennet, und auf dem indischen und arabischen Rohre gefunden wird: er hat die Festigkeit des Salzes, und schmelzt im Munde, gleich dem gemeinen Salze. Seneca <sup>(89)</sup> gehet noch weiter, und erkläret die Art, wie dieser Zucker zubereitet wird. Und aus seiner Meinung ist zu schliessen, daß die Alten geglaubt haben,

als

(85) ARRIAN. in Periplo maris Erythraei.

de originibus lib. 17 c. 7

5. Recueil.

(86) VARRO apud ISIDOR. HISPAL.

(87) Memoire de la Californie. Lettres edificantes.

(88) DIOSCORID. lib. 2 c. 104.

(89) SENECA Epist. 84.

\*) SOLINVS polyhist. cap 65. Quae Palustria sunt, (Indiae loca) arundinem creant, ita crassam ut fassis internodiis, lembi vice veatit

naugantes. E radicibus eius exprimitur humor dulcis ad melleam suavitatem.

als ob dieses Honig durch den Thau des Himmels bereitet würde, welches, wenn es auf die Blätter des Schilfrohrs fällt, sogleich gerinne: oder, wenn es aus dem Saft des Zweiges bey dem wachsen der Blätter heraus trete, und durch die Oefnungen der Pflanze in der Form eines Harzes hervorkomme; so werde es durch die Sonne gehärtet, gleichwie das Salz in den salzigen Moräften. Und dieses findet man in des Seneca eignen Worten, folgendergestalt ausgedruckt: *Aiunt inueniri apud Indos mel in arundineis foliis, quod aut ros illius coeli, aut ipsius arundinis humor dulcis et propinquior, gignit.*

Den Alten ist auch eine andre Art Zucker, so aus eben diesem Rohre genommen, bekant gewesen; solche bestand aber blos in einem Saft, Feuchtigkeit, oder höchstens einem Syrup. Lucanus<sup>(90)</sup> bezeichnet diese Art folgendergestalt:

*Quique bibunt tenera dulces ab arundine succos:*

Eben von diesem redet auch Solinus und Varro an den bereits angeführten Stellen; doch sie sind alle beide irrig, wenn sie vorgeben, daß er aus der Wurzel des Rohres ausgepresst werde, anstat daß er das Mark seines Stiels ist.

Der Zucker aber, den man heutiges Tages gebraucht, ist ein gemachter Zucker. Das Rohr, woraus er bereitet wird, ist knotig und schwammig, hat eine dünne Rinde, und hält eine dem Honig gleiche Materie von ungemeiner Süßigkeit in sich. Das Rohr wird in Mühlen gestampft, und der Saft durch Pressen heraus gebracht: endlich wird der völlige Saft durch das Feuer geläutert, und in Gefäße gegossen, worin er kalt werden und gerinnen mus; wie man dieses sowol im Latat, als auch andern Verfassern, ausführlich beschrieben findet.

Dieses ist die Art, den Zucker zu machen und zu reinigen, welche die Alten nicht gewußt, oder wenigstens davon nichts aufgezeichnet hinterlassen haben. Nichts destoweniger ist sie sehr alt, ja noch weit älter als die Entdeckung von America. Die Kenntnis davon ist zu den Zeiten der Kreuzzüge, und durch die Reisen, so die Christen damals nach den Morgenländern thaten, nach Europa gekommen; wie solches aus den Zeugnissen der Schriftsteller daziger Zeiten, nemlich aus dem Albert oder Alberic, Domherrn zu Achen, Wilhelm Erzbischofe zu Tyrus, Jacob von Vitre Bischofe und Cardinal, aus dem Sanutus, und andern mehr erhellet.

Albert \*) erzählt, daß als die Armée der Kreuzzüge in den äußersten Mangel geraten, dieselbige bey den Belagerungen von Albarien, Marra, Archas und um die Gegend von Tripolis durch das auf dem Felde angetroffene Zuckerrohr sehr erfrischt worden sey, dessen Süßigkeit den Soldaten so angenehm gewesen, daß sie sich kaum darin ersättigen können. „Man baut, sagt er, in diesen Ländern diese Pflanzen, die alle Jahr

„gesäet

(90) LVCANVS Lib. 3 v. 237.

\*) ALBERTVS AQVENSIS *Hist. Hierosolym.* lib. 5 c. 37. Calamellos ibidem mellitos per camporum planiciem abundanter repletos, quos vocant *Zucra*, suxit populus, illorum salubri succo laetatus; et vix ad satietatem prae dulcedine expleri hoc gustato valebant. Hoc enim genus herbae summo labore agrorum per singulos excolitur annos, deinde tempore messis maturum mortariolis indigenae con-

tundunt, succum colatum in vasis suis reponentes, quousque coagulatus indurescat sub specie niuis, vel salis albi. Quem rasum cum pane miscentes, aut cum aqua terentes, pro pulmento sumunt et supra sauum mellis gustantibus dulce ac salubre videtur. Aiunt quidam genus mellis esse, quod reperiens *Jonathan* filius Saul Regis super faciem terrae, inobediens gustare praesumpsit. His ergo calamellis melliti saporis populus



„gefaßt werden, und den Landleuten viel Arbeit verursachen. Zur Zeit der Ernte, wenn sie reif geworden, stampfen die Landeseinwohner dieses Rohr in Mörsern: und wenn sie den Saft heraus gepresst und ihn wohl gereinigt haben; so schütten sie ihn in Gefäße, worin er dicht und schneeweis wird. Hernachmals zerreiben sie ihn, und vermischen ihn mit Brod: oder sie lassen ihn in Wasser zergehen, und machen ihr Essen damit an. Die, so sich dessen bedienen, finden ihn weit angenehmer und gesünder als das Honig. Von dieser Art Honig sagt man, sol Jonathan der Sohn Sauls gegessen haben, als er seines Vaters Befehl übertreten, und wegen dieses Ungehorsams beinahe sein Leben eingebüßet.“ Als Marin Sanut, sagt Torsellus \*), die christlichen Mächte, zu einem Bündnis wider die Türken oder Saracenen, als Besizer des gelobten Landes, bewegen wolte; so fing er seine Sachen dergestalt an, daß er die großen Vortheile, welche der Sultan aus der indianischen Handlung, insbesondre aus der Specerey, so er aus der ersten Hand erhielt, zoge, woraus sein größter Reichthum bestünde, vor Augen stellte. Als denn kam er auf die Mittel, die zu seiner Schwächung reichen und seinen Handel hemmen könnten, den sich die Christen hernachmals zu nuzen zu machen suchen solten. Nach einer langen Zergliederung, sagt er endlich; „daß Seide und Zucker aus des Sultans Landen käme, und daß dieser Prinz, nebst den Saracenen daher ein großes Einkommen erlangte. Wenn sich also die Christen zu einer Reise über das Meer verbinden wolten, so würde der Handel dieses Monarchen einen großen Stos dadurch bekommen; indem auf der einzigen Insel Cypern der Zucker in so großer Menge wachse, daß sich die ganze Christenheit damit versorgen könne. Das Zuckerrohr käme ebenfals in der Insel Rhodis, Morea und Malta fort; und würde nicht weniger in Sicilien und andern christlichen Provinzen wachsen, wenn sie sonst ihren wahren Vortheil einsehen, und sich wider ihren algemeinen Feind verbinden wolten.“

Es scheint auch, als ob die christlichen Mächte sich dieses zur Nachricht dienen lassen. Denn das Zuckerrohr wurde nach Sicilien gebracht, daselbst gebauet, und bekam auch sehr wohl. Falcandus \*\*) sagt in Absicht des Zuckerrohrs, daß es bey Palermo gebauet würde. „Du wirst, sagt er, ganze Felder mit einer Art von bewundernswürdigem Rohre besetzt antreffen. Die Einwohner nennen selches Honigrohr, wegen der Süßigkeit des Safts, womit es angefüllt ist. Dieser Saft, wenn man ihm gewisse Grade der Wärme giebt, wird zu einem Syrup, zu einer Art von Honig: wenn er noch mehr gekocht wird, so sehet er sich, und verwandelt sich in Zucker.“

Es waren zu der Zeit gewisse Mühlen zu Zermalmung dieses Rohres angeleget, welche in der saracenischen Sprache Musara genennet wurden; wie solches aus dem Schen-

pnlus in obsidione Albariae, Marrae, et Archas multum horrenda fame vexatus, est resocillatus.

charo, nascitur in Rhodo, Amorea, Marra; et in Sicilia, et in aliis locis Christianorum Zucharum nasceretur, si hoc procuraretur.

\*) SANVTVS TORSSELLVS *secretor. Fidel. crucis.* lib. I part. I c. 2. Et cum in terris Soldano subiectis *Bombyx* et *Zucharum* crescant in non modica quantitate, de quibus Soldanus et Saraceni percipiunt magna *pedagia* et tributa, si *Chrilliani* adstricti fuerint, Soldano et Saracenis damnum non modicum eueniet, cum in Cypro tanta quantitas *Zuchari* nascatur; quod *Christiani* poterunt competenter furniri. Sed de Zur-

\*\*) FALCANDVS in *Praef. ad Hist. de Carlamit. Sicil.* Occurret tibi mirandarum seges arundinum (in agro Panormitano) quae cannae mellis ab incolis nuncupantur, nomen hoc ab interioris succi dulcedine sortientes. Harum succus moderate et diligenter decoctus, in speciem mellis traducitur, si vero perfectius excoctus fuerit, in saccari substantiam condensatur.

Schenkungsbriefe \*) **Wilhelms II.** Königes von **Sicilien** an das in dem Erzbischofthum **Montreal** belegene **Benedictiner** Kloster, erhellet. „Wir gestatten selbigen, sagt dieser König, in dem Gebiete von **Palermo**, und dessen Bezirk aus eigener Bewegung und als ein Geschenk, eine Mühle, das Zuckerrohr zu mahlen, welche man in **saracenischer** Sprache **Masara** nennet, mit allem Recht und Gerechtigkeiten und und andern Zubehörungen.“ Ich glaube aber nicht, daß der Bau des Zuckerrohrs in **Europa** fortgesetzt worden: wenigstens wird entweder nicht mehr solcher Fleis daran gewendet; oder man trifft, da der Handel nach der **Levante** nunmehr leichter geworden, mehr Vortheil dabey an, wenn der Zucker von den Kaufleuten erhandelt wird, als wenn man große Kosten auf eine ungewisse Fortpflanzung verwenden wolte, davon man sich keinen zuverlässigen Gewinn versprechen kan.

Das Zuckerrohr wächst in **America** von selbst, und ist eine solche Wohlthat, die dieses Reich der Güte des Himmels und dem fruchtbaren Erdreiche zu danken hat; wie **Labat** <sup>(91)</sup> wider das Vorgeben einiger Schriftsteller sehr wohl erweist, welche behaupten wollen, daß die **Spanier** solches von **Ostindien** nach den **canarischen** oder glückseligen Inseln, und von da erst nach **America**, überbracht hätten. Hauptsächlich aber kömte es im mittägigen **America**, auf den Inseln des **mexicanischen** Meerbusens, und vielleicht auch in dem mitternächtrigen **America** in dem südlichen Theile, am besten fort. Die **Spanier** dachten auch lange Zeit nicht darauf, und diejenigen, so am ersten Fleis darauf verwendet, hatten entweder anfänglich nicht die Absicht, Zucker daraus zu machen, oder sie konnten selbige nicht erreichen. Nach dem **Gonzales Oviedo** <sup>(92)</sup> wendete **Gonzales de Velosa** ungemeine Kosten daran, auf der Insel **Hispaniola** eine Zuckersiederey anzulegen; weshalb er auch aus den **canarischen** Inseln verständige Meister verschrieb. Indessen behaupten doch einige, daß es der **Castellan de la Vega**, **Michael Valesprier** von **Catalonien** gewesen. Sobald die Beispiele, sowol des einen als des andern, gut gerieten, so folgten demselben viele Personen, legten an unterschiedenen Orten der neuen Welt dergleichen Siedereien an, und gaben dadurch zu einem solchen blühenden Handel Gelegenheit, welcher auf gewisse Masse mit denen **peruanischen** Reichthümern gleich schätzbar ist.

**Vossius** <sup>(93)</sup> hält davor, daß die Abstammung des Wortes **Saccharum** von dem arabischen Worte **سكّر** **Sacar** oder von dem hebräischen **שכר** **Schakar** herkomme, welches so viel bedeutet als sich berauschen, weil man aus dem Zuckerrohre berauschende Tränke bereitet: dieser Meinung scheint auch **Strabo** <sup>(94)</sup> gewesen zu seyn. Denn er versichert uns nach dem Zeugnis des **Nearchus**: „daß das Rohr in **Indien**, „Honig ohne Zuthuung der Bienen hervorbringe; und obschon, sagt er, solches kein Baum, „oder fruchttragende Pflanze ist, so trägt es doch solche Früchte, die eine berauschende „Eigenschaft an sich haben.“

Das Ende dieser aus dem **Strabo** angeführten Stelle ist zwar ziemlich dunkel, und

Ex 2

scheinet

(91) **LABAT** nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique Tom. 3 ch. 5.

(92) **GON-**

**ZALES D'OVIEDO** Hist. de las Indias lib. 4 c. 8.

(93) **VOSSIUS** de Phy-

siol. chr. et Theol. gentil. lib. 5 c. 14.

(94) **STRABO** lib. 15.

\*) *Ex Diplomate GUILIELMI II. Regis Siciliae apud ROCCHVM PYRRHVVM notitia 3. Eccles. Moneregalensis. In Panormo etiam et pertinentiis eius . . . concedimus ei*

(monasterio supradicto) libere et absque datione aliqua, molendinum vnum ad molendas caninas mellis, quod saracenice dicitur *Masara*, cum omnibus iustitiis et pertinentiis suis etc.



scheinet auch einen Widerspruch in sich zu fassen: denn worin bestehet die Frucht des Baums oder der Pflanze, so keine Früchte träget? dem ungeachtet läßt sich solches durch das, was ich beibringen werde, erklären. Unter den Arten des Schilfs oder Rohres ist eigentlich keine befindlich, die Früchte tragen sollte: da aber der *Mays*, der *Gom*, der auch eine Art von kleinförnichten *Mays* ist, und andere hirsenartige Pflanzen, zu gleicher Zeit auch schilfartige sind (ob man ihnen gleich den Namen von Schilfrohr nicht beizulegen pfleget); so kan dasjenige, was *Strabo* meldet, gar wohl auf sie gedeutet werden. Und auf solche Art mus man diese Schriftsteller erklären. Denn bey diesen Gewächsen lassen sich dreierley Dinge antreffen. Das erste ist das Getreide, woraus die Wilden ihre gewöhnliche Nahrung zubereiten und Mehl machen. Das andere ist der Trank, so eine verauschende Eigenschaft an sich hat: denn man ziehet theils aus den Körnern, theils aus dem Stengel, einen ziemlich lieblichen Wein und guten Eßig. Drittens presset man aus dem *Maysrohr*, wenn der Saft hinein getreten, einen sehr feinen und lieblichen Zucker, wie solches in dem algemeinen Wörterbuche, so zu *Trevoux* heraus gekommen, angezeigt wird. Ich habe zwar dergleichen nicht gesehen, und unsre Wilden bereiten ihn auch nicht; indessen trage ich kein Bedenken, solches zu glauben. Denn wenn der Stengel des *Mays* voller Saft ist, so ist er mit einem sehr gesunden und erfrischenden Honigwasser angefüllet. Die *Troquoisen* nennen diese Stengel *Obere*, und die *Franzosen* *Sucets*. Diejenigen Stengel, so nicht tragen und keine Aeren haben, werden insgemein auf den mit türkischen Weißen bestellten Feldern zusammengetragen; und wenn man ihre Blätter und ihre Schale, die sehr dünne ist, von ihnen abgemachet, wird das Mark ausgefogen, das sehr fleischicht ist und einen Meetsgeschmack hat. Die andern Zuckerröhre tragen keine andre Früchte als den Zucker selbst. Aus diesen wird ebenfalls ein gebrantes Wasser, ein lieblich schmeckender Wein und Eßig gemachet. Auf was vor Art man also den *Strabo* erkläret, so ist allemal mit Grunde zu behaupten, daß das Rohr ein Honig bey sich führe, das nicht von Bienen herrüret, und aus dessen Saft und Früchten starke Getränke zubereitet werden.

Eben dieser *Strabo* lehret uns, daß die weitläufigen scythischen Reiche auch ihr Honig hervor bringen, woran die Bienen keinen Theil haben. Jedoch war es von dem Indischen und Arabischen darin unterschieden, daß das letztere sich in dem Rohre gezeuget: anstat daß er es schlechtweg saget, daß es in *Sircanien* und andern benachbarten Landen Bäume gewesen, die gleichsam eben so viel Bienenstöcke ausgemachet, und deren Honig durch alle Blätter herabgefloßen. Was die Zubereitungsart des Zuckers anbelanget, so redet *Strabo* hier nach der algemeinen Unwissenheit der Alten: daß er also eben so irrig als diejenigen zu seyn scheinet, die den Zucker vor ein Gummi, Saft oder Salz halten, so aus den Blättern schwisze; oder wol gar glauben, daß es ein vom Himmel fallender Thau sey, der sich *crystallisire*, und wie *Manna* verdicket werde. Indes ist es natürlich zu denken, daß *Strabo* hier nur blos die Art anzeiget, nach welcher unsre Wildinnen den Zucker bereiten, als die den Saft aus den Bäumen, inebesondre aber aus dem *Uhorn* ziehen, welches ich sogleich beschreiben werde.

26stes Kupfer.

Im Märzmonat, wenn die Sonne wieder einige Kraft bekommen, und der Saft in die Bäume tritt, machen sie quer in den Stam des Baums mit dem Beile Desnungen, worauf das Wasser in Ueberflus heraus läuft. Dieses sammeln sie in baumrindene Gefäße. Hernachmals lassen sie dieses Wasser über dem Feuer sieden, welches alles wässerliche verzeret, und das übrige als einen Syrup, oder wol als ein Zuckerbrod, verdicket, nachdem der









der Grad der Hitze beschaffen ist, die hiebey gegeben wird. Darin bestehet also das ganze Geheimnis. Dieser Zucker ist eine vortrefliche Brustarzney. Ob er nun wol viel gesunder als der Rohrzucker ist; so hat er doch dessen Lieblichkeit nicht, sondern ist vom Geschmack etwas brandrig. Die Franzosen geben sich zwar mehr Mühe, als die Wildinnen, von denen sie dieses Kunststück erlernt haben; dem ungeachtet aber haben sie ihren Zweck doch nicht erreichen, und selbigen weisser und feiner machen können.

Wenn die Bäume reichliches Wasser von sich geben sollen, so mus die Wurzel mit einem Haufen Schnee beschüttet seyn, und dadurch frisch erhalten werden; auch mus es die Nacht zuvor stark gefroren haben, und den Tag darauf helle, nicht windig noch wollicht seyn. Denn alsdenn hat die Sonne mehr Kraft; sie erweitert die Oefnungen des Baums, die durch den Wind zusammen gehalten werden, dadurch der Lauf des Wassers gehemmet wird. Sobald der Saft dicker wird, hört der Baum auf zu laufen, und dieses kan man gar bald merken: denn ausser dem, daß selbige weniger Wasser von sich geben, so ist solches auch weit schleimichter; und ohnerachtet es dicker als das erstere ist, so kan es sich doch nicht crystallisiren, noch in Zuckerbrodte verwandelt werden, sondern es bleibt blos ein zäher und unvolkommer Syrup.

Die Dichter führen in ihrer Beschreibung vom gildnen Alter, oder von den Jahrhunderten, die selbigem verglichen werden können, unter andern Wunderwerken dieses mit an, daß die steinharten Eichen von Honig tröfen, oder davon triefen würden. Wenn sie damit ihre ausschweifende Beschreibungen oder andere blos symbolische und verblümete Erscheinungen zu entwerfen Willens gewesen; als, wenn sie sagen, daß das Honig vom Felsen herabrinnen, daß die Dornsträuche Weintrauben hervorbringen, und aus Brunnen Wein und Milch heraus fließen werde: so haben unsre Wilden gewiesen, daß sie mehr als jene wissen, indem sie aus Ahornbäumen, welche doch eine Art der härtesten Eichen sind, einen natürlichen Saft heraus bringen können, der eben so viel, wo nicht noch mehr Lieblichkeit, als das Honig der Bienen, mit sich führt.

Man trifft verschiedene Bäume und Pflanzen an, woraus Zucker und mancherley Säfte gezogen werden können; der Arten des Palmbaums nicht einmal zu gedenken. Die Musbäume geben ein weit süßes Wasser, als die Ahornbäume, von sich. Der Zucker ist sehr gut, der davon gemacht wird. Das Wasser des Eschbaums ist sehr lieblich; doch gehöret eine ziemliche Menge dazu, weit mehr als von dem Ahornbaume, wenn es angezogener massen bereitet werden sel. Aus den Blumen des Baumwollenbaums, wird eine noch weit feinere Art des Zuckers gemacht, der den Kräuterverständigen unter dem Namen Apocynum Canadense bekant ist. Ich weis aber nicht, ob die Wilden Zucker oder Honig aus dem Safte der Blumen machen, wie wol ehemals die Giganten, ein africanisches Volk, gethan, die in diesem Stücke den Bienen gleich waren<sup>(95)</sup>.

Der Verfasser der neuen Beschreibung von Virginien<sup>(96)</sup> redet von einem Baume, der Honig trägt, welcher in einem dicken aufgeblasenen Gehäuse enthalten ist, das von weitem einer Erbsen- oder Bonenschote ähnlich siehet. Strabo<sup>(97)</sup> sagt: daß es in Indien Bäume von mittelmäßiger Grösse gebe, welche zehen Finger lange Schoten, wie Bonen trügen, und voller Honig wären. Dieses Honig sey aber so schädlich, daß diejenigen, die es kosteten, schwerlich mit dem Leben davon kämen. Eben dieser Verfasser gedenkt auch gewisser Bäume<sup>(98)</sup>, die an den äußersten ihrer Zweige, oder in den Knos-

F r 3

pen

(95) APOLLON. ALEXAND. Hist. Comment. c. 38.  
c. 4. a. 6.

(97) STRABO lib. 15.

(96) Hist. de Virginie liv. 2  
(98) Id. lib. 12.



pen der Blätter eine Art von Honig tragen. Durch dieses Honig würden diejenigen, die dessen gendessen, nährisch. Er erzählt auch zugleich, daß die Mosyndier, in deren Landen diese Bäume seyn sollen, sich dieses Honigs mit besondrer Arglist bedienet, als sie dem Kriegesheer des grossen Pompejus eine Verrätherey zugebracht. Sie kamen nemlich demselben unter verstellter Freundschaft entgegen, beschenkten es, und gaben ihm von diesem Getränke häufig zu trinken; und als drey Cohorten durch die Wirkung dieses Tranks ganz sinnlos und wehrlos gemacht worden, hieben sie selbige in Stücke. Es hat das Ansehen, als ob die Mosyndier auch aus diesem Honig angenehme Getränke gemacht, die aber gleich dem Weine diejenigen berauschten, die zu viel davon zu sich namen; und daß die römischen Kriegesvölker, welche dessen nicht gewonet waren, weit eher als diejenigen, die sie dazu einluden, und ihnen Gesellschaft leisteten, berauschet wurden. Gleichergestalt ist sehr wahrscheinlich, daß Herodotus <sup>(99)</sup> von einem berausenden Tranke, unter dem Namen eines Honigs redet, wenn er von den Arbeitsteuten zu Callatebus in Lydien sagt; daß sie ein künstliches Honig aus Mehl und Heidekraut gemacht hätten.

Das Ahornwasser ist sehr lieblich, ungekocht zu trinken. Es säuert von sich selbst, und giebt ziemlich guten Esig, wenn es einige Zeit aufgehoben wird. Man kan auch mit seinem Syrup einen sehr guten Meel bereiten; Brandwein aber kan man nicht daraus machen, wie wol aus dem Zuckerrohre geschieht.

Die neuern Schriftsteller glauben, daß sich die Alten des Zuckers blos in der Arzney bedienet. Plinius behauptet es eben auf die Art, wie ich bereits angeführt, und es auch vor möglich halte. Da nun der Zucker eben die Namen als das Honig, in seinem Gebrauche aber noch etwas angenehmeres hatte; was sollte sie also wol abgehalten haben, sich desselben anstat des Honigs zu bedienen, welches sie doch zu allen ihren Brähen, ja so gar zu ihrem Brod und Wein, gebrauchten?

Die Wildinnen lassen ihren türkischen Weigen nach Art der Mandelschnitte in ihrem Ahornsyrup kochen, und mischen ihren mit gebrantem Mehl vermengten zerriebenen Zucker mit ein. Davon machen sie einen Vorrat auf alle ihre Reisen zu rechte. Dieses Mehl hält sich weit besser, und ist sehr lieblich von Geschmack.

S. 25.

Wachsbäume.  
me.

Bei dieser Gelegenheit kan ich nicht unterlassen, annoch anzuführen, daß, gleichwie es Bäume und Pflanzen giebt, die Honig hervor bringen, ohne daß selbiges ein Werk der Bienen ist; auch gewisse Pflanzen angetroffen werden, die Wachs zeugen, ohne daß gleichfalls die Bienen daran Theil nehmen. Der Wachsbäum ist ein kleiner Strauch, der an Seen, Flüssen und Morästen wächst, und siehet einem Myrtenstrauche sehr ähnlich; seine Blätter sind von der Apalachine fast nicht unterschieden, so man in Louisiana entdeckt hat. Er trägt Beeren in der Grösse der Pfefferkörner. Diese Beeren werden in Wasser gekocht, auf dessen Oberfläche sich sodenn ein fettiges oder ölichtes Wesen erhebet, das man samlet, und die Substanz eben dieser Beeren ist, die sich im kochen von ihren Kernen absondert. Nachher wird die ganze Materie zusammen gegossen, die, wenn sie kalt wird, als ein grünes Wachs zusammen läuft, und dabey durchscheinend, hart und von lieblichem Geruche ist. Ich habe Wachslichter davon gesehen, die, wenn sie brennen, gar nicht ablaufen, und einen eben solchen balsamischen Geruch als das schönste Räucherwerk von sich geben; ohne die geringsten Kopfschmerzen oder Brustbeschwerden zu verursachen, wie der meiste Theil der Wiesambüchsen thut.

Diese

Diese Erfindung aber, hat man eben den Wilden nicht zu danken. Denn diese brauchen noch bis jezo Lichter von Ceres, das ist, Fackeln von leicht brennendem Holze, oder von zusammen gerolleten Birken oder andern harzigen Baumrinden. Es ist, wie man sagt, vielmehr ein Wundarzt aus Neuengelland gewesen, der diese Beeren zuerst gestossen; und aus eben dem Wachs, woraus oberwente Lichter gemacht werden, noch andere verschiedene schöne Werke in der Heilkunst zuwege gebracht, wenn er sie unter seine Arzneymittel gethan.

S. 26.

Die Wildinnen säen weder Hanf noch Lein. Denn sowol das eine als andere America bringet von sich selbst sadnichte Pflanzen hervor, die sie sehr wohl zu gebrauchen wissen, und sonder viele Mühe zu Werke richten, ohne daß sie sich der Spindel und Rocken dabey bedienen dürfen. Dergleichen sind eine Art wilden Hanfs, woraus ein sauberer Faden gemacht werden kan; zwey oder dreierley Baumwollenbäume, woraus die caraisischen Weiber vortrefliche Kattunbetten zu machen wissen, die Hamacs oder Hangematten genennet werden, und wovon bereits verschiedentlich gehandelt ist.

Pflanzen die  
in Faden ge-  
zogen werden.

Die iroquoisischen und andre Wildinnen in Newfrankreich machen aus der Rinde eines weissen Holzes eine Art Faden, woraus sie die Säcke fertigen, in welchen sie ihren Männern den Vorrat stecken, wenn sie eine Reise antreten; desgleichen Bänder und Stricke, die sie zu Fortbringung einer Last gebrauchen; und verschiedene andere kleine Werke, nachdem es die Nothdurft erfordert. Das zarteste von dieser Rinde und die dem Körper des Stammes am nächsten sijet, wird abgezogen. Diese reißen sie mit den Nägeln zu Streifen, rösten und weichen sie in Wasser eben so ein, wie mit dem Hanf und Lein geschieht: und nach einigen andern Zubereitungen, worauf ich so eigentlich nicht Achtung gegeben habe, machen sie solche saubere Faden daraus, daß sie es auf ihren Knien leicht drehen und auf Knäule wickeln können.

In diese kleine Gewirke, die sie mit verschiedenen Arten von Fäden zubereiten, wissen sie Glends = Wildeochsen = und Stachelschweine = Haare, die verschiedentlich gefärbet sind, sehr artig einzumischen. Diese mancherley Färbereien zu bewerkstelligen, bedienen sie sich allerhand Säfte, so aus gewissen Pflanzen gepresset werden; oder sie kochen sie mit gewissen ihnen bekanten Wurzeln und Kräutern, mit Rinden und abgehaucnen Spänen einiger Bäume, deren Saft in die Sachen, die sie färben wollen, nach wenigem kochen, ohne andre Zubereitung leicht eindringet.

Den Abgang des Zwirns wissen sie gleichfalls auf mancherley Art zu ersetzen. Wenn sie gefutterte Röcke nehen wollen, gebrauchen sie getrocknete Thiergedärme, oder aus Nerven gemachte Faden, oder lange aus Fellen sehr dünne geschnittene Riemen.

Wenn sie ihre Canots oder Fahrzeuge zusammen fügen wollen; so nehmen sie Baumrinde oder Wurzeln dazn.

Das kleine Wurzelwerk, das zu den aus Birkenrinden gemachten Canots gebraucht wird, ist von gutem Nutzen und besondrer Reinlichkeit.





# Achstes Hauptstück, vom Kriege.

## Inhalt.

Eingang §. 1. Buchette oder Zeichen der Anwerbung 2. Art den Krieg zu befehlen 3. Kriegszug 4. Waffen der Wilden 5. Reisen der Wilden 6. Pyroyen 7. Canots 8. Canots von Häuten 9. Walzen 10. Canots von Baumrinden 11. Pyroyen der Cariben 12. Canots von Birkenrinden 13. Canots von Ulmbäumen 14. Wasserfälle 15. Tragenwerk 16. Tragegerät 17. Schlitten 18. Raketen oder Schneeschuhe 19. Begriff von Unerdnuung ihrer Reise 20. Kenntniß der Gestirne 21. Sterne und Constellationes 22. Lager 23. Art

Feuer zu machen 24. Vorsichtigkeit in feindlichen Ländern 25. Scharmügel 26. Belagerungen 27. Eroberung eines Ortes 28. Erbeutete Haarscheitel 29. Zurückkunft der Kriegsmänner mit den Gefangnen 30. Art die Gefangnen zu bewahren 31. Todtengeschrey 32. Siegesgeschrey 33. Einführung der Gefangnen 34. Bestimmung der Sclaven 35. Todesart der Sclaven im mittlern America 36. Todtengesang 37. Todesart der Sclaven im nördlichen America 38. Annemung an Kindestat 39.

## §. 1.

Eingang.

**D**ie Mannspersonen, welche so müßig in ihren Dörfern leben, machen sich blos deshalb eine Ehre aus ihrer Faulheit, damit sie zu verstehen geben mögen, daß sie einzig und allein zu grossen Dingen und insbesondre zum Kriege geboren sind. Denn da derselbe ihren Muth auf die härteste Probe stellet, so giebt er ihnen auch häufige Gelegenheit, die Höhe ihrer Neigungen, nebst der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Grosmuth einer wahrhaftig heldenmütigen Seele, an das Licht zu stellen. Die Jagd und Fischey, so nächst dem Kriege ihre ganze Aufmerksamkeit an sich ziehen, sind ihnen allein deshalb angenehm, weil selbige ein Ebenbild vom Kriege seyn; und vielleicht überliessen sie derselben Sorgfalt gleich den Nahrungsmitteln und übrigen Hausgeschäften ebenfalls den Weibern, wenn solche nicht zugleich in einer Uebung bestünden, wodurch sie dergestalt gebildet werden, daß sie fürchterlichen Feinden noch schreckhafter als die wilden Thiere werden.

Die thracischen Völker müssen ungemein kriegerisch gewesen seyn, weil die ganze Fabellehre, um einen Begriff von ihrer Tapferkeit zu machen, sich darin vereinigt, daß sie den Gott Mars unter ihnen geboren werden läßt: und daß die sonst auf alle Nationen eifersüchtige Griechen, welche von den Barbaren alles, was ichtens möglich gewesen, an sich genommen, sich dennoch nicht unterstanden haben, ihnen die Geburt dieses Götzen zu entziehen, und sich die Ehre davon anzumassen. Wenn meine Mutmassungen von dem Ursprunge der Americaner gegründet seyn solten; so kan man sagen, daß ihre Tapferkeit blos dazu diene, solche noch mehr zu befestigen. Sie haben insgesamt einen erhabnen Geist, ein stolzes und edles Ansehen; ihren Ruhm suchen sie in ihrem Heldenmuth, und ihr guter Ruf gründet sich auf nichts, als auf oftmalige Proben, die sie von einer unerschrocknen Standhaftigkeit abgelegt.

Wie nun der Huronen und Troquoisen Areskovi, der Griechen Ares oder der wahrhafte Mars der Thracier ist; so mus man auch eingestehen, daß die Troquoisen und Huronen wegen ihres Vorzuges, den sie in Ansehung der Tapferkeit vor allen  
übrigen

übrigen barbarischen Nationen in America haben, auch weit würdiger als alle übrigen sind, diesem Kriegesgotte zugehören. In Absicht einiger Vortheile des Gemüthes und Leibes; in der Lebhaftigkeit des Umganges; in der Annehmlichkeit der Gesichtsbildung; in der Geschicklichkeit verschiedener Uebungen; in der Leichtigkeit im Laufen; und in mancherley andern Dingen, können sie wol einigen andern dieser Völker nachgesetzt werden: so viel aber die Tapferkeit anbelangt, so weichen sie hierinnen niemanden, sondern werden unwidersprechlich vor die besten Soldaten geachtet. Daher man ihnen wenigstens die Eigenschaft der Herzhaftigkeit nicht streitig machen kan.

Der Krieg ist für die Troquoisen und Huronen eine nötige Uebung: und vielleicht hat es in Ansehung der übrigen americanischen Völker gleiche Bewandnis. Denn außer denen gewöhnlichen Bewegungsgründen, wodurch sie angereizet werden, beschwerlichen Nachbarn den Krieg anzukündigen, die ihnen entweder verdächtig werden, oder ihnen rechtmäßige Ursache durch mancherley Beeinträchtigungen dazu geben; so sind sie auch, vermöge eines Grundgesetzes, dazu unumgänglich verbunden.

Die Familien erhalten sich, wie ich bereits angemerkt, durch die Anzal der Personen, woraus sie bestehen; es mögen nun Mans- oder Weibspersonen seyn. In dieser Anzal bestehet ihre Stärke und hauptsächlichster Reichtum. Der Verlust einer einzigen Person ist bey ihnen ein wichtiger und ein solcher Abgang, der notwendig durch eine oder mehrere Personen, nachdem die Wichtigkeit der verlorenen gering oder erheblich gewesen, wieder ersetzt werden mus.

Die Leute der Cabane dürfen diesen Verlust nicht wieder ersetzen, sondern alle ihre Bundesgenossen, oder ihre Athonni, wie sie sprechen, sind dazu verbunden. Und hierin bestehet der Vortheil einer Cabane, verschiedene Personen zu haben, die daraus entsprossen sind. Denn wenn ihre niemanden zugehörige, und in sich selbst eingeschränkte Manspersonen, sich in fremde Cabanen verheiraten; so sind die aus dieser Ehe gezeugten Kinder der Cabanen ihrer Väter, worin sie Fremdlinge sind, verpflichtet, und haben eine Verbindlichkeit auf sich, den darin sich erregenden Abgang wieder zu ersetzen: dergestalt, daß die Matrone, welche in dieser Cabane das hauptsächlichste Ansehen hat, diese Kinder nach ihrem Gutdünken nötigen kan, entweder in den Krieg zu ziehen, oder wenn diese einen Krieg anfangen wollen, der ihr nicht gefält, sie zurück zu halten.

Wenn also diese Matrone es Zeit zu seyn erachtet, den Stammbaum zu erheben, oder jemanden aus der Familie, der ihnen durch den Tod geraubet, wieder auf den Teppich zu bringen; so wendet sie sich zu einem derjenigen, der sich in ihrer Athonni aufhält, und welchen sie zu Ausführung ihrer Commission am tüchtigsten hält. Mit diesem spricht sie durch eine Porcellainschnur, und eröffnet ihm ihre Meinung, eine Partey zusammen zu bringen; welchem auch sogleich nachgelebet wird.

Bei andern Nationen mus sonder Zweifel eine ähnliche Gewonheit eingefüret seyn, die aber nichts desto weniger nach den Regeln, wornach die Gynäcocratie unter ihnen eingerichtet ist, gewisse Veränderungen leidet. In Florida versamen sich zu gewisser Zeit die Frauenspersonen vor dem Oberhaupte, nehmen die Stellung der Bittenden an, und beweinen die Todten ihrer Nation; indem jedwede insbesondre den Verlust, so sie in ihrer eignen Familie erlitten, vorstellet, insgesamt aber von ihm verlangen, ihrer Betrübniß dadurch einige Erleichterung zu verschaffen, daß an den Feinden, die solchen verursacht, Rache ausgeübet werden möge. Unter den Caraiben und Brasilianern sind es ebenfalls die Weiber, welche mit der Sorgfalt beladen sind, die Kriegesmäñner zu er-



suchen, daß sie die Beleidigungen, so ihrer Nation durch ihre gemeinschaftliche Feinde zugefüget worden, rächen mögen.

Während ihrer Festtage geschieht es auch, daß die Weiber unter ihnen weinen; dasjenige, was sie erlitten, ungemein betrübt vorstellen, und sich durch ihre Klagen und Worte bemühen, den Muth ihrer jungen Mannschaft aufzumuntern, damit sie hurtig zum Treffen gehen, und dadurch sowol Proben ihrer Tapferkeit, als auch der Liebe, die sie zu denen ihren Landesleuten getragen, deren Tod sie rächen wollen, ablegen mögen.

Außerdem mus noch eine besondere Verbindlichkeit in den Familien seyn, wenn die eine Antheil an der Streitigkeit der andern nehmen sol; obwol hiebey die Geseze ein wenig von den itoquoisfischen unterschieden sind. Dieses zeigt uns, was Thevet <sup>(1)</sup>, dessen Worte ich hier anführen wil, davon gedenket. „So viel die gemeldeten Witwen anlangt, schreibt er, so verheiraten sie sich an niemand anders wieder, als an die Brüder, oder nächsten Freunde ihres verstorbenen Mannes, die auch noch zuvor den Tod desselben rächen müssen, wenn er etwan von den Feinden gefangen und verzeret worden. Ist er aber vor Alter oder an einer Krankheit gestorben, so mus derjenige, der die Witwe heiraten wil, einen Gefangnen herbey schaffen, den er auf der Grube des Verstorbenen reinigen mus; das Dorf mag nun verändert seyn oder nicht. Gleichfals müssen alle Hausgeräte, Halsbänder, Bogen und Pfeile desselben, ja so gar sein grosses Bette, worin er bey seinen Lebzeiten geschlafen, von ermeldetem Gefangenen gewaschen werden. Auch verheiraten sich gedachte Witwen niemalen anders, als an einen solchen, der nicht weniger stark und herzhast ist, als ihr verstorbener Mann gewesen. Denn andrergestalt würden sie verachtet werden, und ihre Kinder und Verwandte übel auf sie zu sprechen seyn; daß sie also, wenn sie nicht eben einen solchen antreffen, lieber Zeit lebens im Witwenstande bleiben, und ihr Leben bey ihren Kindern beschliessen: und wenn sie ja zur andern Ehe schreiten, so darf solches doch nicht ehender, als ein Jahr nach ihres Mannes Tode, geschehen. Bey dieser Gelegenheit wil ich hier einer Frau gedenken, welche nach dem Tode ihres Mannes, der von den Feinden gefangen und gestreßen worden, sich nie wieder verheiraten wolte, weil sich niemand von dessen Verwandten seinen Tod zu rächen angelegen seyn lies. Daher nahm sie Bogen und Pfeile, und zog selbst mit den Kriegesmännern zu Felde, hielt sich auch so wohl, daß sie Gefangne mit sich brachte, die sie ihren Kindern übergab, sie zu tödten, wobey sie zu ihnen sagte: Schlaget todt, ihr lieben Kinder, rächet den Tod eures Vaters, weil es keiner von seinen Verwandten thun wollen. Es hat vielleicht solches wol deshalb nicht geschehen können, weil ich nicht mehr jung und schön bin; eines aber finde ich doch an mir, so darin bestehet, daß ich stark und herzhast genug bin, eures Vaters und meines Mannes Tod selbst zu rächen. Sie machte auch ihre Sachen so wohl, daß sie verschiedene Gefangene von den Feinden bekam, die sie von den jüngern Brüdern und Kindern ihres Mannes todtzuschlagen lies. Hernachmals setzte sie alle weibliche Verrichtungen bey Seite, und hielt sich zu lauter Manspersonen. Sie trug fernerhin, nach der Landesart der Weiber, keine langen Haare mehr, sondern sie fürete sich in allen äußerlichen Stücken wie eine Mansperson auf. Wir wollen uns wieder zu unserm Vorhaben wenden. Wenn sie nun brav geschmauset haben, so nehmen sie die aus den Gebeinen ihrer Feinde gemachten Flöten und andre Instrumente nach ihrer Mode, und gehen tanzend und springend um ihre Wohnungen herum, alwo unterdessen die Aeltesten nicht aufhören den ganzen Tag mit trinken, ohne dabey zu essen, nach

(1) THEVET Cosmog. vnii. lib. 21 c. 3.

„nach der Gewonheit zuzubringen: woben sie von den Witwen und Freunden des Verstorbenen bedienet werden. Als ich mich nach der Ursache erkundigte, so antwortete sie mir, daß solches darum geschehe, damit die junge Mannschaft dadurch aufgemuntert und angetrieben werden möchte, wider den Feind unerschrocken zu Felde zu ziehen; weil ihnen, im Fal sie etwan umkommen solten, nach ihrem Tode eben dergleichen Ehre angethan würde.“

Die Kriegesmäñner warten auch nicht allemal so lange, bis sie darum ersuchet werden. Ihre Obliegenheit giebt ihnen hinlänglichen Antrieb, und das Verlangen, Ehre zu erwerben, nötiget sie noch lebhafter, als ihre Pflicht und Gewonheit des Landes. Derjenige, der eine Partey zusammenbringen wil, oder solches zu thun sich anheischig gemacht hat, versiehet sich mit einer Porcellainschnur; so bald er selbige bekommen, zeigt er sie denen, die er zu seinem Zuge anwerben wil, als ein Zeichen sowol seiner als ihrer Verbindlichkeit; jedoch ohne ihnen dabey die Ursache seines Feldzuges zu eröffnen, noch ihnen die Personen, deren Abgang er ersetzen wil, bekant zu machen. Denn dieses bleibt unter den Kriegesmäñnern ein Geheimnis, wovon das Dorf eben keine Kenntis erlanget.

Der Krieg kan entweder als ein besondrer, wenn er nemlich durch verschiedene kleine Parteyen, dergleichen fast beständig herumstreifen, geschiehet, oder als ein allgemeiner angesehen werden; wenn sie in Form eines Kriegesheeres ausziehen. Und letzterer geschieht im Namen der Nation.

Bey den kleinen Parteyen werden die Aeltesten zwar nicht allemal von ihren Anführern zu Rathe gezogen, dem ungeachtet widersehen sie sich solchen nicht; es wäre denn, daß der Vortheil der Nation ihrem Vorhaben selbst widerspreche: vielmehr sehen sie gerne, wenn sich ihre junge Mannschaft zu üben suchet. Daher unterhalten sie selbige bey dieser kriegerischen Gesinnung, weil sie sich dadurch ihren Feinden furchtbar machen, und ihre eigene Sicherheit besetigen. Wenn sie aber besorgen, daß die Anzal dieser Parteyen ihr Dorf zu sehr schwächen, oder eine Nation, deren Freundschaft sie doch gerne beibehalten wollen, beleidigen möchten; oder wenn sie ihrer Kriegesmäñner zu einem geheimen Unternehmen auch wol selbst benötigt sind: alsdenn geschiehet es öftermalen, daß sie unter der Hand daran arbeiten lassen, ihre Anführer zurück zu behalten. Sind ihre Unterhandlungen nicht glücklich, oder finden sie einige Schwierigkeiten vor sich, so lassen sie die Parteyen zwar abgehen; jedoch aber werden diese durch erdichtete Nachrichten, die sie ihnen unter Wegens geschickt beibringen zu lassen wissen, zurück berufen. Das sicherste Mittel aber, so sie in Händen haben, ihr Vornemen zu hintertreiben, bestehet darin, daß sie die Matronen der Cabanen, alwo diejenigen, die sich mit den Anführern eingelassen, ihre Arbonni haben, zu gewinnen suchen. Denn diese dürfen nur mit ihrer Autorität ins Mittel treten, wenn sie die am besten angesehene Unternehmungen vernichten wollen. Daraus erhellet, daß sie einen solchen Credit haben, der auf gewisse Masse grösser als die Autorität der Rathsverammlung der Aeltesten selbst ist. Jedoch dieses Mittel wird selten ergriffen, indem die Wilden sehr behutsam mit einander umgehen, und den Weg des Credits und Ansehens, als wodurch der Neigung Gewalt geschehen möchte, sehr sparsam zu wälen pflegen.

Diese kleine Parteyen bestehen gemeiniglich nur aus sieben bis acht Personen eines Dorfes. Diese Anzal vermehret sich aber öftermalen durch Leute aus andern Dörfern, oder den mit ihnen im Bündnis stehenden Nationen, welche unterwegs zu ihnen stoßen.



Und sie können süglich mit den Argonauten <sup>(2)</sup>-verglichen werden, die zu ihren berühmten Unternehmungen anfänglich eine Armee ausmachten, die nicht zahlreicher als die schwächste Compagnie unsrer Fußvölker war.

Damit diese abgeschickten Parteien, welche sich solchergestalt mitten in Friedenszeiten zusammenschlagen, durch ihre Feindseligkeiten die Nation selbst nicht mit einflechten, und üble Folgerungen verursachen mögen, so überfallen sie die entlegensten Völker. Sie sind mannigmal zwey bis drey Jahr unterwegs, und legen zwey bis dreitausend Meilen hin- und herwärts zurück, um jemanden den Hals zu brechen, und eine Haarscheitel (Chevelure) davon zu tragen. Dergleichen kleiner Krieg ist in der That ein Meuchelmord und Strassenraub, der keinen Schein Rechtsens, weder in dem Bewegungsgrunde, noch in Ansehung der Völker, wider welche sie solchen unternehmen, vor sich hat. Denn kaum sind sie diesen entlegenen Völkern einmal bekant; oder, wenn sie es ja sind, so ist solches gewis durch den Schaden geschehen, den sie ihnen dadurch verursachet, daß sie selbige plötzlich überfallen, todtschlagen, und auch sogar unter den Thoren ihrer Umpfaltung Gefangene machen. Indessen wird dieses von den Wilden doch als eine löbliche That angesehen.

Diejenigen Kriege, welche Nachbarn unter einander füren, haben schon triftigere Ursachen zum Grunde. Die unter diesen Völkern herrschende Eifersucht verursachet, daß, da sie sich stillschweigens mancherley Verdrus anthun, auf eine rechtmäßige Ursache zu einem Friedensbruche nicht lange warten dürfen. So bald sie nur auf einander erbittert worden, oder Ursach zu haben glauben, misvergnügt zu seyn; so lassen sie keine Gelegenheit vorbehey, diejenigen mit Vorthail zu fassen, die sie leicht aus dem Wege räumen können, wenn sie selbige in ihrem Bezirk auf der Jagd antreffen, oder bey ihrer Zurückkunft von einem entfernten Kriegeszuge einen Umweg über ihre Ländereien nehmen. Die Hoffnung es ungeahndet thun zu können, und denen, die es sich anziehen möchten, dergleichen Arten des Meuchelmordes zu verbergen, macht viele so verwegen, dergleichen Unthaten zu begehen; jedoch können sie nicht dergestalt verborgen bleiben, daß das Geheimnis durch die Unbesonnenheit der Thäter, die entweder zu einem starken Verdacht Anlas geben, oder auch wol solche tiefe Wunden schlagen, welche zu einem solchen Beweise dienen können, nicht über kurz oder lang entdeckt werden sollte. Diejenige Nation, die Anlas zur Beschwerde gegeben, bemühet sich alsdenn, so gut sie kan, sich zu rechtfertigen. Sie suchet ihren Entschuldigungen den besten Anstrich zu geben: Sie bedeckt hiernächst die Todten, bringet allerley Geschenke, und suchet dadurch ein Band wieder zu befestigen, das bereits zu zerreißen das Ansehen gewinnt. Ob nun gleich diese Geschenke, wenn die Beschaffenheit der Umstände, eine völlige Rache auszuüben nicht gestatten wil, angenommen werden; so darf man sich doch nicht schmeicheln, daß die Beleidigungen dadurch gänzlich ausgelöschet worden, sondern das auf die Wunde gelegte Pflaster bedeckt selbige nur, ohne sie zu heilen: daher höret diese nicht auf so lange innerlich zu bluten, bis der Feind deshalb alle die Züchtigung empfangen, welche die Rache einflößet. Die Rathsversammlung hält ein richtiges Verzeichnis derjenigen, die in dergleichen Fällen umgekommen sind; und man erneuert deren Andenken so lange, bis man sich im Stande befindet, eine ausnehmende Genugthuung davor zu fordern.

Die Rathsversammlung entschliesset sich zu keinem Kriege, ohne dieses Vorhaben lange Zeit überleget, und die Ursachen, so vor und wider dasselbe seyn, reiflich erwogen

zu haben. Alle Zusammenkünfte handeln von dieser Sache. Man überlegt darin mit vieler Sorgfalt alle Folgerungen eines Unternehmens von dieser Art. In denselben ziehet man alle dienliche Mittel und zu nemende Maasregeln in Erwägung; und man läßt nicht die geringste Behutsamkeit aus der Acht. Sie ermangeln auch insbesondre nicht, sich ihrer Bundesgenossen und Nachbarn zu versichern. Zu allen diesen senden sie insgeheim Gesandtschaften und Porcellainbänder; damit sie selbige entweder an ihrer Sache Theil zu nehmen vermögen, oder sie durch das Mittel eines sorgfältig erweckten Mistrauens bewegen mögen, neutral zu bleiben: damit sie also einen durch den andern im Zaume halten.

Der Friede sowol als der Krieg hat in der Rathsversammlung seine Anhänger. Ob schon diejenigen, die blos durch den Verlust ihrer Mitbürger zur Rache angetrieben werden, dergleichen Art des Verlustes nicht gleichgültig ansehen; so gehet ihnen derselbe doch nicht so sehr als denen zu Herzen, die ihre Brüder und Verwandte in denen Verlorenen beweinen. Sie sind auch besser im Stande zu urtheilen, ob es dienlicher sey, ihren Zorn auszulassen oder zu verbergen. Inzwischen kömt es nicht allemal auf sie an, die Gründlichkeit ihrer Ursachen annemlich zu machen. Auf den Fal, da die Meinungen getheilet sind, suchen diejenigen, so am meisten aufgebracht, oftermalen die Partey unter der Hand zu veranlassen, und die Feindseligkeiten durch ausgeschickte Parteigänger anzufangen: wodurch denn sogleich das Gleichgewichte überwogen, und der Schlus eines durch die Umstände alsdenn notwendig gemachten Krieges, beschleuniget wird.

Wenn nun der Friede dergestalt gebrochen, oder alle Maasregeln dazu genommen sind; so wird das Beil öffentlich aufgerichtet. Man schickt, der Gewonheit gemäs, an die im Bündnis stehende Nationen, Gesandtschaften, und der Krieg wird in allen Dörfern besungen. Der Schrecken, den der Name Iroquoise verursacht, ist dergestalt allgemein, daß augenblicklich alle ihre Nachbarn davor erzittern, und ihre Beängstigung nicht eher schwinden lassen, bis sie sehen, wem der Streich eigentlich zugebracht ist. Es bestehet ein Staatsgrif darin, daß sie zu der Zeit, wenn sie auch schon den Krieg besingen, ihren Feldzug dennoch nicht übereilen, sondern ihre Absicht lange Zeit ungewis lassen, damit sie alles in Dithen setzen mögen; ingleichen, daß sie solchen oftermalen von einem Jahre zum andern verschieben, damit sie diejenigen, die sie überrumpeln wollen, einschläfern, oder in eine falsche Sicherheit setzen mögen. Bey denen andern aber ist nicht weniger eine Staatsmaxime, dem Gerüchte eines bevorstehenden Krieges, so ungegründet es auch seyn mag, nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern auch solches mit zu unterhalten, zu erneuern, oder wol selbst zu veranlassen; damit sie ihre junge Mannschaft aufmerksam machen, und im Fal eines plögliehen Ueberfalls nicht ins Bloss geſetzt werden.

Wenn die Notwendigkeit, sich wider die Ungerechtigkeit sicher zu stellen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und der Beleidigungen halber, so ein Volk dem andern anthun können, Rechenschaft zu fordern, den Krieg erheischet hatte; so wurde er auch durch die Religion, wie ich bereits angeſüret, geweiht, und hatte seine durchgängig hergebrachte Geseze, die auch selbst unter Feinden sehr genau beobachtet wurden, damit er nicht aus den Schranken der Gerechtigkeit treten, und das Völkerrecht, so er beschützen sol, verletzen möchte. Nach diesem Grundsaze sehen wir, daß in dem Altertume \*) ordentlicher

M n 3

Weise

\*) ALEX. AB ALEX. *Genial. dier. lib. 5 c. 3.* Ibat Pater Patratus ad hostium fines et verba solemnina praefatus, bellum a populo Romano con-

tra praescriptos hostes, ob legitimas quas censerat causas, clara voce indicabat, post quam Clarigationem mos erat, ut de Senatus consilio



Weise kein Krieg angefangen wurde, wozu man nicht rechtmäßige Ursachen hatte, und ehe er nicht förmlich angekündigt worden. Diese Gewohnheit beobachteten auch insbesondere die Römer sehr genau. Sie hatten gewisse Personen ernennet, die von der Gerechtigkeit ihrer Sache urtheilen mußten: und wenn sie sich durch die benachbarten Völker beleidiget zu seyn achteten; so sendeten sie vier Herolde ab, die schuldige Genugthuung davor zu fordern. Wenn diese Herolde das Eisenkraut, Verbena, und andere Kräuter, welche Sagmina hießen, als Kenzeichen ihrer Gesandtschaft auf dem Capitolio in Empfang genommen, und ihre Häupter mit wollenen Binden umwunden hatten; so begaben sie sich auf den Weg, und machten die Anforderungen des römischen Volks kund. Im Jal nun nach einer gewissen bestimmten Zeit ihrem Verlangen kein Gnügen geschähe, so giengen sie abermal bis an die Grenzen des Landes ihrer Feinde. Wenn nun daselbst ihr Oberhaupt, der Pater patratus genennet wurde, und allein das Recht hatte, Krieg anzukündigen, in Gegenwart dreier Zeugen eine gewisse Formel, verschiedener bey dergleichen Gelegenheit üblicher feierlicher Worte, mit einer deutlichen und vernemlichen Stimme, weshalb diese Ceremonie *Clarigatio* genennet wurde, ausgerufen hatte; so warf er auf feindlichen Grund und Boden eine mit Eisen beschlagene Lanze, oder mannigmal nur einen mit Blut bestrichenen und am Ende angebranten Schaft \*) von derselben. Als bald war erlaubt, mit den Feindseligkeiten den Anfang zu machen.

In America finden sich an einigen Orten noch Ueberbleibsel dieser alten Gewohnheit. In Florida bestand die Art den Krieg anzukündigen darin, daß auf der gangbarsten Strasse des feindlichen Gebietes ein Pfeil aufgerichtet wurde, auf dessen Spitze man eine Glocke von Kattun oder Wolle fest gemacht hatte. Verschiedene andere Völker im mittlern America bedienen sich anstat des Pfeils einer schwarz und roth angestrichnen Keule. Doch diese Art ist unter förmlichen Kriegesankündigungen etwas seltenes. Denn da sie über der Gerechtigkeit ihrer Sache eben nicht sonderlich gewissenhaft sind, so halten sie sich auch bey Beobachtungen der alten Feierlichkeiten heut zu Tage nicht sonderlich mehr auf; sondern da sie nur bedacht seyn ihre Feinde zu übermächtigen, so suchen sie solche zu überumpeln, und ihnen, wenn sie am wenigsten daran denken, auf den Hals zu fallen.

Die Verbitterung zweier feindlichen Nationen ist nicht allemal so heftig, daß sie sich blos zu dem Ende wafnen solten, einander völlig aufzureiben, und ihren gänzlichen Untergang zu befördern. Man hat an zweien Nebenbulerinnen, nemlich an Rom und Carthago, gesehen, daß sie ihren Sieg zu mäßigen gewußt, und aufgehört haben, ihre Feinde als solche anzusehen, so bald nur ihre Niederlage das zur Eifersucht angegebene Gleichgewichte aufgehoben. Ja man hat angemerkt, wie sie einander geschonet haben, damit sie Zeit gewinnen möchten, sich wieder zu erholen und zu erheben, und alsdenn  
neue

et populi iussu, fecialis hastam ferratam, aut sanguineam praeactam, ad fines illorum iaceret: et non minus tribus puberibus praesentibus bellum indiceret, et ita denunciari et iudici iustum piumque bellum putare etc.

\*) *SERVIVS* in haec verba *lib. 9 Aeneidos*. *En, ait*, (Turnus), *et iaculum intorquens emisit in auras, principium pugnae*, sic habet. Hoc de Romana solemnitate tractum est. Cum enim volebat bellum indicere, Pater Patratus, hoc

est princeps fecialium, proficiscébatur ad hostium fines: et praefatus quaedam solemnia, clara voce dicebat se bellum indicere propter certas causas, aut quia socios laeserant, aut quia nec abrepta animalia, nec obnoxios redderent. Et haec *Clarigatio* dicebatur a claritate vocis. Post quam *Clarigationem* hasta in eorum fines missa, indicabatur iam pugnae principium. Post tertium autem et tricesimum diem, quam res repetissent ab hostibus, feciales hastam mittebant.

neue Gelegenheit zu bekommen, sich unter einander den Vortheil und Vorzug streitig zu machen. Es hat auch gewisse Vorfälle gegeben, bey welchen der Krieg zwischen den Häuptern der streitenden Völker nur aus einer Staatsabsicht verabredet worden, damit ihre junge Mannschaft aufmerksam bleiben möchte; und also keinen andern Zweck gehabt, als durch mancherley kleine Scharmügel ihren Muth auf die Probe zu stellen.

Garnier hat mir eine Begebenheit erzählt, die ich um so mehr mittheilen wil, weil sie etwas besonders in sich hält, fürnehmlich aber wegen eines Ausdrucks merkwürdig ist, der sich bey einerley Gelegenheit in eben der Bedeutung in der heiligen Schrift findet. **Schommonkeritau**, Oberhaupt der **Tschommontau**anen, oder vielleicht **Sagosendagete**, Befelshaber der **Onnontagen**, (ich weis selbst nicht eigentlich mehr, welcher von beiden es gewesen,) lies den Befelshaber einer neutralen Nation ersuchen, zu gestatten, daß ihre junge Mannschaft gegen einander zu Felde ziehen, und sich durch kleine Scharmügel wackern möchten. Dieser, welcher durch dasjenige, was seinen Nachbarn den **Suronen** be gegnet war, deren Blut noch rauchte, und deren gänzliche Niederlage noch jederman im frischen Andenken schwebte, ganz schüchtern geworden, lies ihm zur Antwort vermelden: daß er nicht darein willigen könnte, indem er die betrübten Folgerungen befürchtete, die aus seiner Bereitwilligkeit, solches verstatet zu haben, entstehen könnten. Der **Iroquoise**, so zwar an dieser angeführten Ursache nichts auszusetzen vermochte, dennoch aber allemal seinen Willen haben wolte, lies ihn hierauf fragen: mit wem denn seine Kinder spielen solten? **Abner** bediente sich ehedem eben dieses Ausdrucks, indem er, als seine und des **David**s Armeen gegen einander stunden, dem Feldherrn **Joab** einen Zweikampf zwischen einigen von beiden Theilen dazu ausgesuchten jungen Leuten antragen lies, welche ihnen an der Spitze ihrer Kriegesheere dadurch eine Ergößlichkeit machen solten. **Abner** sprach zu **Joab**: **Las sich die Knaben aufmachen und vor uns spielen.** **Joab** sprach: **Es gilt wohl** (3). Es träten diesemnach aus jeder Armee zwölf Tapfere heraus, und als sich diese einander bey den Köpfen ergriffen, durchborten sie sich mit ihren Schwertern, und endigten dieses Spiel dadurch, daß sie an denen empfangenen Wunden starben. Eine merkwürdige That, die den Ort, wo sie geschehe, durch den demselben beigelegten Namen **Seltach Sazzurim**, oder das Feld der Starken, einweihe.

Es sey nun, daß der Befelshaber der neutralen Nation sich den geschehenen Antrag endlich gefallen lassen, oder, daß er durch einige wider die Seinigen vorgenommene Thätlichkeiten dazu gezwungen wurde: kurz, der kleine Krieg nahm seinen Anfang. Zum Unglück aber wurde gleich beim ersten Scharmügel des **iroquoisischen** Oberhaupt's eigener Nefe gefangen und in eine Cabane gebracht, worin man ihn zum Feuer verdammete. Der unglückliche Oheim, welcher geglaubt hatte, daß man vor eine ihm so nahe zugehörige Person einige Achtung haben solte, wurde wider den feindlichen Anführer ungemein aufgebracht, und rief oftermalen in der Heftigkeit seiner Betrübniß: **Ach! mein Bruder, warum hast du nicht meinen und deinen Nefen gerettet?** Als nun dadurch die Gemüther heftig gegen einander verbittert worden, so wurde der Krieg recht ernstlich, und nahm nicht eher als mit dem gänzlichen Untergange der neutralen Nation, welchen ihr Oberhaupt in voraus zu erblicken geschienen, ein Ende.

Zu der Zeit, wenn zwey mächtige Völker dergestalt heftig wider einander aufgebracht sind, daß es scheint, als ob der Krieg nicht ehender, als durch gänzliche Zerrüttung des einen oder des andern, seine Endschafft erreichen können, ist der einzige Lern ih

res



res Bruchs fähig, fast das ganze mitternächtige America in Bewegung, und von einem Ende bis zum andern in die Waffen zu bringen. Wenn z. E. der *Troquoise* dem *Utauach* oder *Illinoisen* den Krieg ankündigt, so bedarf es weiter nichts, als eine eben so allgemeine Entzündung anzurichten, als diejenige war, welche der berühmte *trojanische* Krieg verursachte, in welchem ganz Griechenland wider Asien in Waffen war. Diese Vergleichung ist nicht unrecht. Denn das durch die Dichter so sehr belobte Königreich des *Priamus* war in *Troas* und *Phrygien*, einem gar kleinen Strich *Kleinasiens*, eingeschränkt. Der Krieg, den die Griechen wider denselben führten, vereinbarte alle unterschiedene Völker des *ägäischen Meeres* und des *Peloponnesi*, unter mancherley Anführern in eine Hauptarmee: und diese Anführer wurden Könige genennet, ohneachtet ihre Staaten blos in einigen Dorfschaften bestanden. Als z. E. der spashafte König von *Ithaca*, welcher einer von denen war, die in diesem berühmten Bunde die größte Figur machten. *Priamus* sah auch nicht nur alle kleine Völker *Kleinasiens*, die seine Bundesgenossen waren, als die *Lycier* und andre mehr, sondern auch die entferntesten Nationen *Grosasiens* unter verschiedenen Heerführern zu seiner Vertheidigung herbei eilen. *Penthesilea*, Königin der *Amazonen*, langte von den *tanaischen Ufern* an. *Achilles* kam aus dem innersten *Thracien* herbei: und *Memnon*, den man vor einen *egyptischen*, *assyrischen* oder *äthiopischen* Feldherrn ausgiebt, führte der *Aurora* Kriegesvölker dahin. Diese Menge der Nationen aber machten eben keine zahlreiche Macht aus. Wie stark die Hülfsvölker des *Achilles* gewesen seyn müssen, ist daraus abzunehmen, daß sie von dem *Diomedes* und *Ulysses* ganz allein in der ersten Nacht ihrer Ankunft im Schlafe niedergemacht wurden, ehe noch ihre Pferde aus dem Flusse *Xanthus* getränkt werden können. Und wenn man, ohne sich bey der Dichter Vergrößerung aufzuhalten, erwegen wil, wie damals die Bauart und Geräumigkeit der Schiffe beschaffen gewesen; so war die Anzal von Tausenden, woraus der Griechen Flotte bestand, vielleicht nicht einmal vermögend, eine Armee von zwanzigtausend Mann zu fassen.

Wenn auch gleich der *Troquoisen* Cabanen vereinbaret sind, so sind sie meines Erachtens doch nicht im Stande, über dreitausend streitbare Mannschaft ins Feld zu stellen. Indessen verursacht der *Troquoise* ganz allein, denen entlegensten Völkern von der Mündung des Flusses *St. Laurentz* und den Küsten des *Oceans*, bis an die Ufer des *Mississippi*, eine ungemeine Eifersucht. Dieses kan denen, die von *America* und dessen barbarischen Einwohnern Kenntnis haben, auch nicht fremde vorkommen. Ob es gleich eine ungeheure Menge verschiedener Nationen daselbst giebt; so ist doch eine jede derselben insbesondre in einer Anzal Dörfer, oder wol gar oftmalen in ein einziges eingeschränkt: daß also einige kaum bis auf dreißig Kriegesmäner aufbringen können. Ferner haben sie unermesliche Strecken von dicken Wäldern und unbearbeiteten Ebenen inne, und befinden sich in einer solchen Entfernung von einander, daß sie oftmalen wol gar etliche hundert Meilen zurücklegen müssen, ehe sie eine lebendige Seele zu sehen bekommen. Daher konit es auch, daß ein solcher Weg in dieser weiten Einöde nicht sonderlich geachtet wird, worin ein sehr kleiner Haufen lange Zeit ohne Furcht fortgehen kan, und eine Reise von etlichen hundert Meilen daselbst eben so, als in *Europa* ein Spaziergang von einem Orte zum andern, angesehen wird. Ueberdem stehen die kleinen Nationen, (die, weil sie auf der Nachbarschaft liegen, sich unter einander ohngefordert Beistand leisten solten,) wegen der beständigen Eifersucht, entweder in keinem sonderlichen Vernemen mit

mit einander; oder sie liegen, ohnerachtet sie Nachbarn sind, dennoch nicht nahe genug, sich bey einem Ueberfal wider einen furchtbaren Feind die Hand zu bieten, der, ehe sie sichs versehen, vor ihren Cabanen stehet. Daher sie, um diesem gemeinschaftlichen Feinde zu widerstehen, genöthiget sind, Bündnisse mit solchen Nationen zu machen, die am andern äussersten Theile des mitternächtigen America wohnen, damit diese eine Diversion machen und ihn nöthigen mögen, sich durch Theilung seiner Macht zu schwächen.

Auf diesen gedoppelten Grund, nemlich auf die geringe Anzahl der Personen, woraus jede Nation in den ersten Zeiten bestanden, und denn, auf die Weitsläufigkeit unbewohnter Länder, müssen wir unsre Gedanken richten, wenn wir die langen Wanderungen, Reisen und Bündnisse gewisser von einander sehr entlegener Nationen erklären wollen; indem ohne solches, alles unverständlich seyn würde. Diodorus Siculus macht uns von den mittägigen Galliern eine solche Abschilderung, die derjenigen, die man heut zu Tage von Canada machen könnte, in allen ähnlich siehet. Gallien, Spanien, Germanien, ja selbst Italien und andere europäische Theile, waren wirklich mit Wäldern, welche die Natur angeleget, ingleichen mit Gebürgen angefüllte Reiche, welche letztere mit Schnee bedeckt, und woselbst die Kunst noch nicht beschäftigt gewesen, Wege und Fusstege anzulegen. In diesen fürchterlichen Wildnissen war es denen Galatern und Iberiern leicht, sich aus Asien nach Gallien und Spanien zu begeben; ingleichen von dort aus, den Rückweg wieder nach Asien zu finden.

Die hin und wieder zerstreuten Nationen waren gar nicht zahlreich. Denn, wie würde es sonst möglich gewesen seyn, sich begreiflich zu machen, daß eine so kleine Armee, als diejenige der Argonauten war, eine so ungeheure Weite von Ländern, wie die Dichter vorgeben, durchstreichen, und eben so viel Nationen schlagen können, als sich ihnen auf ihrem Zuge ihrem Unternehmen entgegen gestellt? Man wird mir zwar antworten, daß dieses eine fabelhafte Erzählung sey. Solches wil ich zwar einräumen; ohnerachtet ein jedes Gedichte nach den Regeln der Dichtkunst, in Absicht des wesentlichsten Theils des vornemlichsten Vorwurfs, sich auf Wahrheit gründen sollte: so sind aber dennoch die Dichter allemal bedacht, selbst in dem Fabelhaften, die Warscheinlichkeit in natürlichen Dingen, und wobey keine Wunder oder Entwicklungen nötig sind, die ohne Beihülfe der Götter nicht möglich gemacht werden können, zu beobachten.

Das was ich angeführet, kan zu Erleuterung einer Stelle (\*) der heiligen Schrift dienen, welche den Auslegern viel zu schaffen gemacht; und die ich zu dem Ende hier bringe, weil sie meinen Mutmassungen vom Ursprunge der Troquoisen und Huronen die Hand bietet. In derselben ist von vier verbundenen Königen die Rede, welche fünf andre, gleichfals in Bündnis mit einander stehende, Könige der schandbaren Städte, die Gott durch Feuer vom Himmel verzerten lies, bekriegten wolten. Die erstern vier Könige waren Chodorlahomer König der Elamiter oder der Perser, Amraphel König von Shinar oder Babylon, Arioch König von Ellasar oder aus Pontus, und Tideal König der Völker. In Ansehung der beiden letztern, sind die Uebersetzungen sehr unterschieden. Der hebräische Text, welchem Onkelos und die siebenzig Dolmetscher gefolget, nennet den Arioch König von Ellasar; die arabische Uebersetzung nennet ihn einen König von Sarian, und die symmachische einen König der Scythen. Hieronymus aber folgt des Aquila Uebersetzung, und nennet ihn einen König aus Pontus.

In

(\*) 1 B. Mos. c. 14. vit. Polyglotta et Bibl. maxim. in loc. cit.



In Ansehung des Tideal's ist man wegen Allgemeinheit der Benennung eines Königes der Völker noch weit ungewisser. Der hebräische Text führt ihn als einen König von Goim auf, die syrische Uebersetzung aber nennet ihn einen König der Geliter. Es sind aber die Länder Hellas, Sarian und Goim sowol in der alten als neuen Erdbeschreibung gänzlich unbekant. Nach dem Symmachus verstehen einige durch das Wort Völker, Pamphylien; oder, besser zu sagen, denjenigen Theil von Kleinasien, welcher viele getheilte kleine Völkerschaften in sich begriff, wovon jedwedes in seinen vier Pfälen sein eigener Herr war, und so die heilige Schrift ein Volk der Völker nennet; gleichwie sie den Inseln des ägäischen Meeres den Namen Inseln der Völker beileget.

Die Ursache dieser Verlegenheit der Ausleger entstehet aus der grossen Entfernung des einen Landes von dem andern, und aus der Art der Unmöglichkeit, die aus dieser grossen Entfernung zu erwachsen scheint; wie nemlich die Könige sich mit einander verbinden können, fünf Könige zu bekriegen, deren Länder ziemlich an einander gränzten. Damit sie sich aber aus dieser Verwirrung heraus reißen mögen; so suchen sie die Länder dieser Fürsten, so viel als möglich, näher zu bringen; und sagen daher, daß Arioch der König einer Stadt in Idlesyrien gewesen, die Stephanus Ellas nennet; und das Königreich der Völker setzen sie in den Theil von Galiläa, so Galiläa der Völker (Galilaea Gentium) genennet wird<sup>(5)</sup>, dem man aber diesen Namen durch einen Vorgriff in der Zeit, dergleichen Beispiele man in der heiligen Schrift verschiedene findet, beigelegt hat. Denn diese Benennung ist nicht so alt als Moses, und findet sich nicht im Josua, ungeachtet sowol der eine als andre des galiläischen Landes gedenket. Das niedre Galiläa wurde auch in der That nicht eher, als lange Zeit hernach, Galiläa der Heyden, und zwar wegen der Phönicier und anderer kleiner abgöttischen Völker von des Canaans Nachkommen, die daselbst wohnten, genennet.

Es heisset aber der Grund dieser Schwierigkeit in der That nichts, wenn man erwaget, daß es diesen Königen, sich zusammen zu verbinden, nicht schwerer als dem Priamus geworden, mit den entlegensten Völkern in Asien und Africa in ein Bündnis zu treten: ingleichen, wie es den Franzosen in dem im Jahre 1716 in America geführten Kriege gewesen, da sie, als sie den Tionmontaten zu Hülfe kommen wolten, sie eilliche hundert Meilen zurück legen musten, wenn sie zu den Utagamern gelangen und sie in ihren Verschanzungen angreifen wolten, woselbst sie eine kleine Anzahl streibare Mannschaft antrafen. Oder wenn man auch annimt, daß des Ariochs und Tideal's Länder in Kleinasien gelegen, so können sie doch nicht über zwey bis dreihundert Meilen, von des Chodorlahomers und Amraphels Landen entfernt gewesen seyn; und es würden nach dieser angenommenen Meinung diejenigen, die sie mit Krieg überziehen wollen, sowol in Ansehung des einen als des andern, im Mittelpuncte gelegen haben.

Indessen glaube ich, daß man die Länder dieser Fürsten näher zusammen bringen könne, wenn man der Vulgata und andern Uebersetzungen selget, welche den Tideal und Arioch in Pontus und gegen die caspischen Thore in das asiatische Scythien setzen. Der Name Arioch, welchen Eusebius Arejos nennet, komt mit der Barbaren Ares, und mit der Landschaft, so Arejana genennet wird, überein, die mit Persien benachbart war, und sich bis an die caspischen Thore ausbreitete. Selbst der Name Arejana oder Ariana komt dem Königreiche Saria der arabischen Uebersetzung sehr gleich. Tideal, König der Geliten nach der syrischen Version, wohnte in der Nachbarschaft

(5) MASIVS in Iosua, c. 12 v. 9.

barschaft des Arlochs. Denn es gewinnt das Ansehen, daß die Geliter eben diejenigen gewesen seyn, welche in der alten Erdbeschreibung Gela oder Geli genennet worden, und ebenfals nach dem caspischen Meere zu gewonet haben. Plinius <sup>(6)</sup> vermengt sie mit den Cadusiern: Strabo <sup>(7)</sup> unterscheidet sie von selbigen, und sagt, daß die Cadusier beinahe eben so viel Zusvölker als die Völker aus Aria gehabt hätten. Uebrigens waren diese beide Staaten, wenn sie in Pontus gegen Kleinasien verlegt werden, von ihren andern Bundesgenossen eben nicht sonderlich entfernt. Denn es wird vom Arrian <sup>(8)</sup> angeführt, daß während der Zeit, da Alexander Persien durchstreift, Gesandte der Nationen, die gegen den Pontus Euxinus wohnten, durch einen sehr kurzen Weg zu ihm gekommen, daß sich auch dieser Monarch darüber verwundert habe. Man kan diesem noch beifügen, daß, da die Städte und Völker in den ersten Zeiten herum-schweifend gewesen, man sich denen Staaten der andern beiden Könige, insbesondre des elamitischen, noch weit leichter nähern können; inmassen dessen Lande der Zeit nicht so entfernt noch so ausgedehnet, als hernachmals, gewesen. Man kan nicht leugnen, daß die Elamiter oder Perser bis auf des Cyrus Zeiten, wie ich aus dem Herodotus bewiesen, nicht nach Art der jetzigen Wilden gelebet haben solten.

Derjenige Krieg, wovon die heilige Schrift redet, war, auf der einen Seite betrachtet, so klein nicht, als man ihn machen wil. Denn, ohnerachtet die Könige von Pentapolis Nachbarn waren, so geschah es doch, daß durch den Krieg ein grosser Strich Landes beunruhiget wurde. Dieses scheint auch aus der Schrift selbst offenbar zu erhellen, indem diese vier verbundene Könige, ehe sie die fünf andere überwand, viele Völker zu Grunde richteten, die, allem Ansehen nach, mit ihren Feinden in Bündnis gestanden haben <sup>(9)</sup>. Diese waren die Rephaim, die Emim vom Geschlechte der Riesen, die Zuzim, die Horiter, die Amalekiter und Amoriter. Auf der andern Seite aber, war eben dieser Krieg wirklich als ein kleiner Krieg anzusehen. Denn alle diese Völker, welche eine Ausbreitung so wichtiger Länder inne hatten, waren nicht zahlreich. Nichts erweist dieses besser, als das, was den vier Königen, als Ueberwindern so vieler Völker, die noch dazu über die Bewohner von Pentapolis gesiegt hatten, begegnete. Denn es wurden diese hochmütige Eroberer mitten in ihren Siegen, durch den Abraham an der Spitze von dreihundert und achtzehn seiner Manschaft, vielleicht auch einiger Hülfsvölker der beiden Brüder Escols und Aners, mit denen er sich verbunden hatte, überwunden <sup>(10)</sup>.

Ich weis zwar wohl, daß man einige Schwierigkeiten, wegen desjenigen, so ich von der geringen Anzal jeden Volks gesagt, machen und mir einwerfen kan; daß diese Länder ungemein bevölkert gewesen: welches man auch selbst durch das Beispiel der Kinder Israel zu erweisen suchen wird, die sich in der Wüsten sehr vermehrt gehabt. Man mus aber meines Erachtens die Zeiten unterscheiden. Die Völker haben ihre Abwechslungen gehabt. Zu einer Zeit ist ihre Anzal geringe gewesen; zu einer andern Zeit aber sind sie dergestalt angewachsen, daß sie alle Lande ihrer Nachbarn gleich einem Strohnm überschwemmet haben.

S. 2.

Das Beil ist nicht so bald aufgerichtet, als sich die Kriegeshäupter anschicken, ihre (Buchette) Manschaft zu versamlen; und diejenigen, die Lust bezeigen, ihnen zu folgen, ihr Wer-Anwerbungszeichen (Buchette) zur Hand nehmen. Dieses bestehet aus einem Stücke geschmitten.

3 i 2

ten

(6) PLIN. lib. 6 c. 16.

(7) STRABO lib. 2.

(8) ARRIAN. Hist. Indica.

(9) 1 B. Mos. 14, v. 5, 6, 7.

(10) Ibid. v. 15.



ten und röthlich angestrichnen Holze, welches ein jeder Krieger mit einem Merkmale oder unterscheidenden Figur bezeichnet, und es dem Oberhaupte, gleichsam als ein *Symbolum*, so seine Person vorstellet, und so lange es bestehet, als ein Band seiner Verpflichtung angesehen werden kan, einhändiget.

Anfänglich habe ich zwar geglaubt, daß die Verbindlichkeit der Wilden bey der gleichen Gelegenheit, ohne viele Umstände wieder aufgehoben, und ihr gegebenes Wort, wenn es ihnen gefällig, wieder zurück genommen werden könnte; und zwar in Absicht der Freiheit, die ihnen so eigen zu seyn scheint, daß sie das Ansehen haben, als ob sie von einander ganz unabhängig wären, und man glauben sollte, daß ihre Oberhäupter blos in einem Ansehen ohne Zwang stünden, welches gewisser massen auf dem eigentlichen Willen einer jeden Privatperson beruhe: Nach der Zeit aber bin ich durch das, so sich bey der huronschen Mission zufrug, von meinem Irrthume befreiet worden. Denn als bey Gelegenheit, da ein Wilder auf die Jagd gegangen, einige Streitigkeiten vorgefallen waren, indem dieser einer Sache zuwider gehandelt, wozu sich doch das ganze Dorf aufs feierlichste anheischig gemacht, und welche Verbindlichkeit durch solche Buchetten, die denen ähnlich waren, welche man zu Kriegeszeiten einzuheben pflegt, annoch in ihrer völligen Kraft bestund: so wurde der Uebertreter mit einer empfindlichen Strafe belegt; und einer von den Aeltesten sagte zu dem Missionario, daß mit diesem noch gelinde verfahren werde, indem es bey ihnen ein von undenklichen Zeiten hergebrachtes Gesez sey, daß das Dorf das Recht habe, einem solchen, der, nachdem er seine Buchette überliefert, seinem dadurch gethanen Versprechen kein Gnüge leistete, den Tod zuzuerkennen. Ohnerachtet dieses Gesez heut zu Tage eben nicht mehr so strenge beobachtet wird, so finden sich dennoch verschiedene Beispiele, die noch ziemlich neu sind. Und man hat ofte genug gesehen, daß Oberhäupter, mit kaltem Blute und ohne viele Umstände, Privatpersonen den Kopf entzwey schlagen, die entweder wider ihren Willen in den Krieg gezogen; oder unterwegs ausgetreten, und den Haufen, wobey sie sich anwerben lassen, verlassen hatten.

Diese Art, ein Bündnis dadurch einzugehen, daß man gegen einander einige Warzeichen und einige die gegebene Versicherung anzeigende Unterpfänder auswechselt, war bey den barbarischen Völkern nicht allein anzutreffen; sondern diese Gewonheit war von ihnen auch auf die Griechen und Römer gekommen, und sie hat sich ziemlich lange nach dem blühenden Zustande der Republik bis auf den Verfall des Reichs erhalten. Diese *Symbola* wurden *Tesseræ* genennet, und bestunden in kleinen auf beiden Seiten gerade geschnittenen Stücken Holz, worauf man Ziffern oder Bilder zeichnete, je nachdem man dadurch etwas vorstellen oder andeuten wolte. Die achtbarsten, und die das meiste ehrwürdige Altertum vor sich hatten, waren die, so man *Hospitales* nennete, weil sie zum Zeichen der Gastfreiheit dienten, deren Rechte und Vorzüge ungemein heilig und unverleßlich waren, und auf die Nachkommenschaft fortgeerbet wurden. Wenn die Gastfreunde sich trennen mußten, so brachen sie diese Warzeichen mitten von einander, und huben die Stücken sehr sorgfältig als was köstliches auf, damit sie bey anderweiter Zusammenkunft solche wieder gegen einander halten könnten. Diejenigen aber, welche eine solche Helfte verloren oder zerbrochen hatten, wurden als solche angesehen, die der beschwornen Treue entsagten: Man hielt sie vor unehrlich, und überlies sie allem Zorne der Götter. Von einzelnen Privatpersonen kamen diese Zeichen auf die Gemeinheiten; und die Städte sendeten sie andern Bundesverwandten Städten zu, als eine sichere Gewürschaft ihres Bündnisses.

In der Kriegeskunst wurden deren vielerley Arten angetroffen. Denn ausser der Standarte, die man ebenfalls Tesserä nennete, wurde auch das Zeichen der Anwerbung, der Befehl oder das Lösungswort, so die Tribuni von dem Feldherrn empfiengen, und das durch dergleichen Hölzer ausgetheilet wurde, mit eben diesem Namen beleyet. Man hies ferner die Verbindlichkeit, den Kriegesvölkern die Löhnung zu bezahlen, eben also, selbige mochte nun entweder in baarem Gelde geleyet oder an Lebensmitteln ausgetheilet werden. Denn wenn zur bestimmten Zeit diese hölzerne Zeichen vorgezeiget wurden; so waren die Kriegeszal- und Proviantmeister gehalten, so viel Geld oder Mundprovisionen zu liefern, als auf selbigen ausgedruckt waren. Bey den Austheillungen, welche die Kaiser dem Volke thaten, beobachtete man eben dieses. Daher sind auch die Unterscheidungen entstanden, welche man in den Schriftstellern antrifft, woselbst dem Worte Tesserä die Beiwörter, als nummaria, frumentaria und andre mehr, die ihren Gebrauch und Bedeutung bemerken, und selbst durch das Beiwort völlig ausgedruckt werden, hinzugefüget sind. Die Gestalt dieser Arten Sinbilder trifft man noch auf kaiserlichen Münzen und einigen Alterthümern an.

§. 3.

Der Krieg wird in der Rathscabane, alwo sich jederman versamlet, wie ich schon Art den Krieg oben gezeiget habe, besungen, und der Kriegesansführer stellet das Fest an. Das sonder- zu besungen. barste dabey ist dieses, daß die Hunde den vornemsten Theil des Opfers ausmachen, welche in ihren Kesseln gekochet werden. Ein Opfer, so durch die Rede aufsehnlich gemacht wird, die sie zu dem Areskovi, dem Kriegesgotte, dem grossen Geiste Himmels und der Erden, oder der Sonne halten, welche sie bitten, daß sie ihren Füßen leuchten, ihnen den Sieg wider ihre Feinde verleihen, und sie gesund und wohl behalten wieder in ihr Vaterland zurück bringen wolle. Es ist sonder Zweifel ein diesem ähnliches Opfer, wenn die Lacedämonier, Carier und thracischen Völker dem Gotte Mars zu Ehren, Hunde zum Opfer schlachteten <sup>(11)</sup>. Anstat aber, daß dieses durch die Frömmigkeit, als die Seele der Opfer, veranlasset werden sollte, so ist vielmehr hierinnen ein Antriebe der Wuth und Tollheit zu suchen. Denn, da sich beim Anblicke dieser Gerichte ihre Einbildung erhitzet, so stellen sie sich vor, als ob sie das Fleisch ihrer Feinde albereits verzerehen, wie sie hernachmals in ihren Gefängen anführen. Ihr grössstes Vergnügen bestehet auch darin, wenn sie ihre gegen dieselbe hegende Verachtung durch die Vergleichung, die sie zwischen ihnen und ihren Hunden machen, zu erkennen geben. Sie pflegen auch ihre Sklaven wirklich nicht anders als Hunde zu nennen.

Die Krieges männer stellen sich bey dieser Zusammenkunft, auf eine gräßliche und seltsame, Schrecken verursachende, Art bemalet, und mit ihren Waffen gerüstet, ein. Ihr Befelshaber, der das Beil aufhebt, hat sein Gesicht, Schultern und Brust mit Krole angeschwärzet. Er ist sowol als ein oder zween Beiführer bewafnet, die sich ihm, nebst seiner Frau und Kindern, die sich mit ihren besten Kleinodien geschmücket haben, zur Seiten befinden. Nachdem er einige Zeit gesungen hat, erhebt er endlich seine Stimme, und macht allen Anwesenden bekant, daß er dieses Fest dem Kriegesgott zu Ehren angestellet. Hierauf wendet er sich zu diesem, und sagt: „Ich rufe dich an, daß du mir „in meinen Unternehmungen beförderlich seyst, und mit mir und meiner Familie Mitleiden „habest. Ich rufe auch alle guten und bösen Geister an: alle, die in der Luft über und „unter

3 ; 3

„unter

(11) PAUSANIAS in Laconicis. PLUTARCH. pr. 3. ARNOB. contra Gentes lib. 4. CLEMENS ALEX. in Protreptico.



„unter der Erden wohnen, damit sie mich und meine Landesleute erhalten, und wir insgesammt nach einem glücklichen Feldzuge wieder in unser Land zurück kommen mögen.“ Hierauf antworten alle Anwesenden ho! ho! und begleiten durch diesen wiederholten Ausruf sein Gebet und Wünschen.

Alsdenn hebet das Oberhaupt den Gesang auf, fängt den Tanz Athorront an, und schlägt mit seiner Streitkolbe dabey beständig an einen Pfosten der Cabane. Wären der Zeit, da er tanzet, antworten die andern durch ihr he! he! Jedweder von denen, die ihr Anwerbungszeichen gebracht, schlägt, sobald die Reihe an ihn kömt, ebenfalls an den Pfosten, und tanzet auf gleichmäßige Weise. Es ist dieses eine öffentliche Bekantmachung ihrer zuvor in geheim getroffenen Verbindlichkeit. Sofort werden die Köpfe derjenigen Hunde, die in den Kesseln gekocht worden, denen angesehensten Kriegesmännern öffentlich gezeigt, damit durch dieses Merkmal des Vorzuges, ihre Herzhaftigkeit aufgemuntert werden möge. Auch fangen sie sodann ihren satyrischen Tanz an, und streuen Asche auf derjenigen Häupter, die sie entweder aufmuntern, oder ihnen einen Vorwurf machen wollen, daß sie sich bey einigen Gelegenheiten nicht alzuwohl aufgeführt, und weniger Unerfrochtenheit bewiesen, als man von ihnen vermuten gewesen. Einige machen mit ihren Waffen ein Geräusch, und stellen sich, als ob sie einigen der Anwesenden zu Leibe gehen wolten: gleichsam als wolten sie durch diese Handlung so viel anzeigen, daß sie auf diese Weise viele ihrer Feinde getödtet und niedergemacht. Solches ist aber blos denen erlaubt, die sich bereits durch einige Heldenthaten hervorgethan, und Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Demjenigen aber, welchem sie diese Art der Beleidigung durch Bestreuung mit Asche angethan, müssen sie sogleich auf der Stelle ein Geschenk reichen. Wenn dieses unterbleibt, so hat er das Recht, sie öffentlich lügen zu strafen und sie vor Taugenichte und nichtswürdige Kerl zu schelten, die niemalsen Muth genug gehabt, jemanden zu beschädigen; wodurch sie ungemein beschimpft seyn würden. Auch ist hierbey anzumerken, daß ein jeder seinen besondern Gesang hat, den sich niemand in seiner Gegenwart, er sey auch wer er wolle, so wenig bey diesen öffentlichen Feierlichkeiten als auch sonst, zu singen unterstehen darf, ohne ihm eine Beleidigung zuzufügen, und dergleichen an seinem Theile hinwiederum davor zu gewarten.

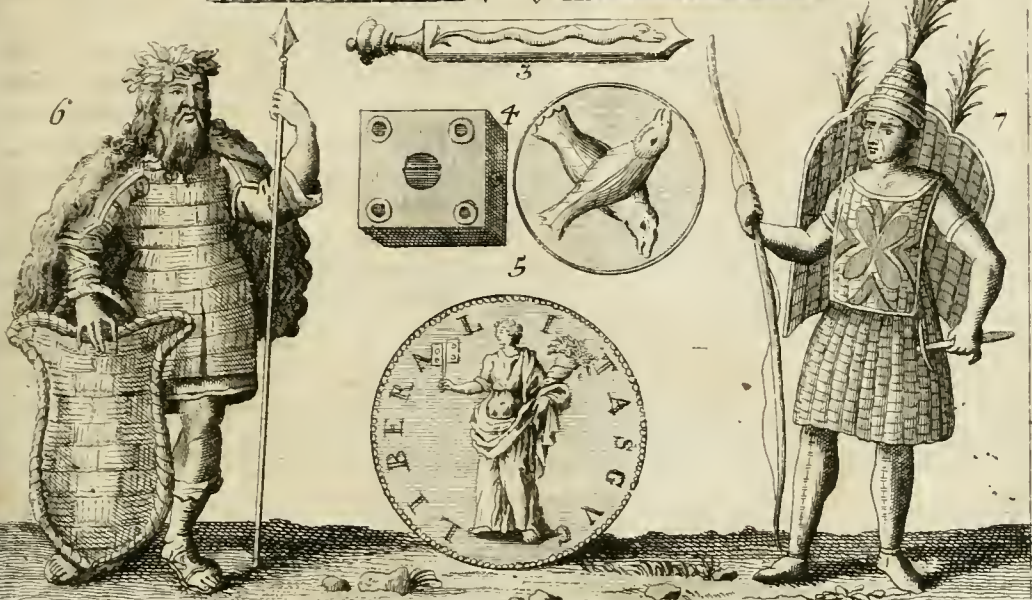
Je näher man der zum Ausbruche bestimmten Zeit kömt, je heftiger wird die Begierde zum Kriege. Alsdenn wird er fast alle Nächte besungen. Man muntert sich auch recht ernstlich dazu auf, sobald mit Herbeibringung der Mundprovision der Anfang gemacht wird, welches sie Jagoronkartagon oder die Hungersnoth nennen: es sey nun, daß sie diesen Vorrat zu Stillung des Hungers, dem sie auf einer langen Reise ausgesetzt sind, sammeln; oder weil die Kriegesmänner sich durch ein langes Fasten dazu anschicken, damit sie, wie sie sagen, besser im Stande seyn mögen, durch diese Vorbereitung den ihnen unvermeidlich scheinenden Hunger zu erdulden, und zu versuchen, wie lange sie solchen auszuhalten vermögend sind. Es ist zwar andern, daß sie vielleicht heut zu Tage keinen andern Bewegungsgrund zu ihren strengen Fasten haben können; es scheint aber auch offenbar zu seyn, daß solche vor Alters eine Religionsübung gewesen, die mit den Opfern aus einerley Absicht angeordnet worden.

Wenn endlich der bestimmte Tag herankömt, so nehmen die, welche im Dorfe zurück bleiben, Abschied von ihren Freunden, die den Feldzug mit antreten. Jederman verläßt alsdenn ein Unterpfand beiderseitiger Freundschaft. Sie wechseln ihre Röcke, Decken oder andere Mobilien, worin sie auch bestehen mögen, gegen einander aus. Daher  
ein

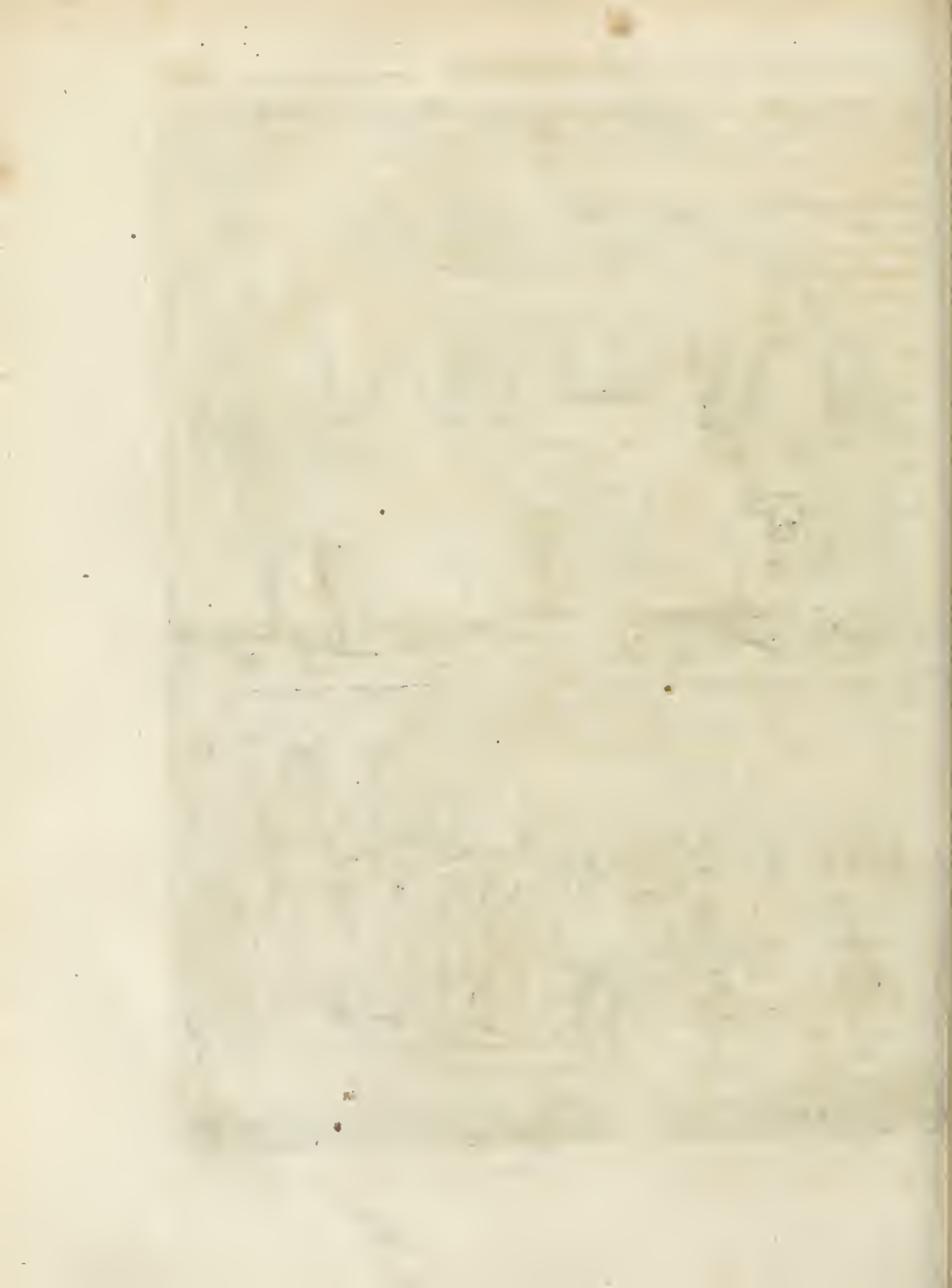
1. **VIVAS  
IN DEO**

2. **SP. K. FEB**

**FRUCTVS**







ein solcher Kriegesman oftermalen, ehe er noch das Dorf verläffet, wol zwanzig bis dreissig mal, nachdem ihn die Seinigen hoch achien, oder die Zahl seiner Freunde gros oder klein ist, aus und angezogen wird. Denn es wird alsdenn keiner von diesen angetroffen, der sich nicht bemühen solte, ihm einige Merkmale seiner Hochachtung zu geben, und sich eine Ehre daraus machet, etwas von dem, so ihm zugehöret, zu besitzen.

Der Verfasser der neuen Nachrichten von China <sup>(12)</sup>, die mit so vieler Zierlichkeit als Artigkeit geschrieben sind, giebt uns ein schönes Beispiel von einer ähnlichen Höflichkeit unter den Chinesern gegen Magistratspersonen, welche nach Ablauf der Verwaltung ihres Amtes verbunden sind, sich in eine andre Stadt oder Provinz zu begeben. „Denn so bald der Mandarin in Begriff stehet abzureisen; so begeben sich alle Einwohner auf die Heerstrasse, und stellen sich von Ort zu Ort, von dem Thore der Stadt, woraus er gehen mus, zwey oder drey Meilen weit hinaus. Allenthalben erblickt man vortreflich lackirte und mit Atlasdecken behangene Tische, die mit eingemachten Sachen, Tränken und Thee besetzt sind. Jederman hält ihn auch wider seinen Willen auf dem Wege auf, und nöthiget ihn, sich niederzulassen, zu essen und zu trinken . . . Das spasshafteste dabey ist dieses, daß ein jedweder etwas von dem, so ihm zugehöret, zu haben verlanget. Einige nehmen ihm die Stiefeln, andre die Mütze, und einige ziehen ihm seinen Ueberrock aus; zugleich aber werden ihm andre dergleichen Stücke dagegen gegeben; und es begiebt sich oftermalen, daß er, ehe er von dieser Menge Menschen und ihrer Dienstgeflissenheit befreiet wird, wol dreissig verschiedene Paar Stiefeln an- und ausziehen mus.,,

Diese wechselsweise bewiesene Höflichkeit, war nicht nur in alten Zeiten unter Mitbürgern, sondern auch unter Fremden üblich. Denn da Glaucus und Diomedes <sup>(13)</sup> in Begriff waren, gegen einander zu sechten, und sie die Bekanntschaft, so ihre Väter durch das Recht der Gastfreiheit mit einander errichtet hatten, erkanten; so erneuerten sie dieses alte Bündnis. Und als sie sich Merkmale ihrer Hochachtung geben wolten, so wechselten sie auf der Wahlstat ihre Waffen gegen einander aus, ehe sie weiter giengen, ihre Tapferkeit an solchen Feinden auszuüben, mit denen sie nicht in solchem genauen Verhältnisse standen.

§. 4.

Am Tage des Ausbruchs, versamlen sich alle Kriegesmännen in ihrem größten Staate, und mit allen ihren Waffen versehen, in der Cabane ihres Anführers, der beständig angeschwärzet und auf seine gewöhnliche Art bewafnet ist. Während dieser Zeit gehen die mit ihrem Mundvorrat beladene Weiber voraus, und erwarten ihrer in einer gewissen von dem Dorfe belegenen Weite. Sobald sie beisammen sind, so hält der Anführer eine kurze Rede, gehet zuerst heraus, und singet ganz allein sein Todtenlied, im Namen aller übrigen, die ihm Mann für Mann stillschweigend folgen. Ausserhalb der Umpfaltung geben sie eine Salve aus ihrem Schiesgewehr, wenn sie dergleichen haben, oder drücken einen Pfeil in die Luft; und der Anführer säret im wärenden Fortgehen so lange mit Singen fort, bis er das Dorf aus dem Gesichte verloren. Eben dieses thut er alle Tage und unterlässet niemalen, jeden Morgen bey dem Aufbruche das Todtenlied aufs neue anzustimmen, so lange bis er gänzlich ausser Gefahr, oder wieder nach Hause gekommen ist. Und alsdenn ist er gehalten, ein abermaliges Fest und Gastgebet anzustellen, um dem Geiste

Kriegeszug.  
27tes Kupfer.

(12) P. LE COMTE nouv. mem. de la Chine Tom. 2. (13) HOMERVS Iliad. lib. 6. v. 236.



Geiste seine Dankfagung abzustatten, der ihm in seiner Unternemung beigestanden, und ihn ohnbeschädiget wieder nach Hause begleitet.

Wenn die Kriegesmäñner an den Ort gekommen sind, wo die Weiber auf sie warten, so legen sie ihren sämlichen Fuß ab, kleiden sich als Reisende; geben ihren Weibern oder Anverwandtinnen alles, was ihnen nicht unumgänglich nötig ist, und beladen sich nur so wenig als sie können.

Die Iroquoisen und Huronen nennen den Krieg n'Ondutagette und Gaskenrhagette. Das Schluswort Gagetron, das sich bey dem Zusammensatz dieser beiden Wörter befindet, und so viel als tragen heisset, giebt gar wohl zu erkennen, daß man ehedem etwas dabey getragen, welches das Symbolum in solcher Masse davon gewesen, daß man auch die Benennung davon hergenommen. Das Wort Onduta bedeutet das Mark, so man in dem Schilfrohre findet; ja es wird auch wol das ganze Gewächse darunter verstanden, woraus sie die Matten oder Decken zu machen pflegen, worauf sie sich niederlegen. Daher es das Ansehen gewinnt, daß sie dieses Wort in die Benennung des Krieges aus der Ursach mit eingemischt, weil jedweder Kriegesman bey dergleichen Unternemungen seine Matte oder Decke mit sich fñret. Diese Matte ist auch wirklich noch heut zu Tage das Symbolum, so sie in ihren hieroglyphischen Gemälden gebrauchen, wenn sie die Zahl ihrer Feldzüge vorstellen wollen. So viel das Wort Gaskenrha anbetrifft; so ist dieses so alt, daß die Wilden dessen Bedeutung selbst nicht mehr wissen. Weil es also vergeblich seyn würde, zu den Erymologien Zuflucht zu nehmen, weshalb die Landeseinwohner selbst verlegen sind; so werde ich mich blos allein damit begnügen, wenn ich sage: daß alles das, was die Wilden auf ihren Feldzügen tragen, blos auf ihre Waffen, einiges zum Lager unentberliches Veräte und auf einigen Vorrat Mehl, so auf bereits angezeigte Weise zubereitet worden, eingeschränkt ist.

## §. 5.

Waffen der  
Wilden.

Die Waffen, welcher sie sich sowol beim Angriff als bey der Vertheidigung bedienen, sind theils noch eben dieselbigen, die man fast durchgänglg von der ersten Zeit an, und bis auf die Erfindung des Feuergewehres, so ihnen aus einer üblen Staatsmaxime bekannt gemacht worden, gebrauchet hat; als nemlich Bogen und Pfeile, deren erste Erfindung den Cretern beigemessen wird; Wurfspeeße und Streiksolben oder Keulen, Schilde, Panzer und Sturmhauben.

Ihre Bogen sind von rothen Cedern oder von einer andern Art Holze gemacht, und im Feuer gehärtet. Sie sind gerade, und beinahe von Manslänge. Die Pfeile sind von Schilf, und mit den Federn einiger dicken Vögel befiedert. Anstat des Eisens befestigen sie, mittelst eines starken Fischleims, scharf gemachte Knochen oder Steine daran, die verschiedentlich eingefärbet sind, damit die dadurch gemachte Wunden, desto gefährlicher werden mögen. Die mehresten caraibischen Völker vergiften sie so gar, daher auch die geringste Verletzung tödtlich ist. Von den mitternächtigen americanischen Völkern aber habe ich nicht gehört, daß sie dieses in Gebrauch haben, oder das Geheimnis der Vergiftung besitzen sollten: Mit diesen Pfeilen füllen sie ihre Köcher an, die von Baumrinnden gemacht und mit einer gegerbten Haut überzogen sind. Einige Völker stecken anstat der Köcher ihre Pfeile in ihre Haupthaare; so wie ehedem die Aethiopier zu thun pflegten.

Ihre Streiksolbe oder Keule dienet ihnen anstat des Degens, und bestehet entweder aus einer Baunwurzel, oder aus anderm sehr harten Holze. Sie ist zween oder drittehalb Fuß

Fus lang, auf den Seiten glat gehauen, und am äussersten Ende entweder in der Breite oder in der Rundung ohngefär von der Dicke einer geballenen Faust.

Die Schilder sind von Weidengerten geflochten, oder von Baumrinden gemacht, und mit ein oder mehrern gegerbten Häuten überzogen. Einige bestehen blos aus einer dicken gedürreten Haut. Ihre Grösse sowol als Verzierung ist mancherley.

Ihre Panzer bestehen ebenfals aus einem Haufen zusammengewebter Hölzer oder Schilfstengel, die nach einer gemessenen Länge abgeschnitten, und eines neben das andre dicht befestiget, auch mit kleinen aus Hirsch- oder Rehhäuten geschnittenen Riemen zierlich und künstlich durchflochten und verstrickt sind. Bein- und Armschienen sind aus gleichem Zeuge gemacht. Diese Panzer halten gegen alle mit Knochen oder Steinen gespißte Pfeile die Probe; gegen die mit Eisen beschlagenen aber, würden sie nicht dauerhaft genug seyn. Ich weis auch überhaupt nicht, ob solche anderswo, als im mittlernägigen America, in Gebrauch sind.

Seitdem die Europäer, Flinten, Pulver und Kugel an die Wilden verhandelt, haben diejenigen, die dergleichen bekommen können, fast alle übrigen Waffen, insbesondere die zur Beschützung gereichen, abgeschaffet; indem diese, da sie keine Flintenkugel aushalten, ihnen nur mehr beschwerlich als dienlich seyn würden. Die entlegensten Völker hingegen, die so glücklich sind, mit den Europäern keine Bekantschaft zu haben, bedienen sich vielleicht annoch ihrer alten Rüstung.

Sie gebrauchten unsre Degen nicht gerne auf die Art, wie wir zu thun pflegen; sondern sie befestigen sie am Ende eines Stocks, und werfen sie, wie die Wurffspieße, gerade vor sich hin: oder sie handhaben sie auch als ganze oder halbe Piken.

Die Völker in Chili <sup>(14)</sup> führen Schleudern; und sind sehr geschickt, auf der Jagd Schlingen zu legen, darin sich die Thiere verwickeln. Ich weis nun nicht, ob sie sich dergleichen auch im Treffen bedienen, wie ehemals die Fechter, so man Restiarios nennete, dergleichen in den circensischen Kämpfen gethan.

Thevet <sup>(15)</sup> gedenkt auch einer andern Art Waffen, deren sich die Patagonen oder die Riesen bedienen, die Nachbarn der Südländer sind, und auf einer am äussersten Ende von America belegnen Insel wohnen sollen. „Solches sind, sagt er, gewisse dicke und schwere Kugeln, so von hellem Erz genommen: Diese Kugeln sind insgesamt rund, und eben so, wie bey uns die bleiernen, mit einer aus den Nerven eines Thieres gefertigten Binde umwunden. Diese Art der Waffen lassen sie niemals zurück, sie mögen entweder auf die Jagd gehen, oder in den Krieg ziehen. Sie wissen auch so geschickt damit umzugehen, daß sie nach Beschaffenheit der Länge des Stricks, das, was sie treffen wollen, nicht leicht verfelen. Sie können auch, ohne daß sie an dem Seile befestiget sind, auf dreißig bis vierzig Schritte damit werfen, und werden nie ihr Ziel verfelen. Das Thier, so damit getroffen wird, müste entweder ein hartes Leben oder eiserne Knochen haben, wenn eine solche grosse Kugel selbige nicht zerschmettern sollte. Wenn sie es gefällt haben, so tragen sie es auf ihren Schultern nach ihren Hütten. Diese Kugeln thun eben die Wirkung, als unsre bleierne Flintenkugeln.“

Unter die Waffen mus man auch die Standarte rechnen, welche die Kriegermänner zu dem Ende mit sich führen, damit jeder weis, wozu er gehöret. Diese besteht in einer runden

(14) FREZIER Relat. du Voyage de la Mer de Sud.  
lib. 21 ch. 1.

(15) THEVET Cosmogr. Univ.



runden Baumrinde, und ist mit dem Wapen der Nation oder mit einigen andern unterscheidenden Zeichen bemalet. Sie stecken sie auf eine lange Stange gleich denen andern Standarten, so bey unsrer Reuterey gebraucht werden.

## §. 6.

Reisen der  
Wilden.

Ich habe des Apollonius von Rhodis Gedichte vom Kriegszuge der Argonauten mit vielem Vergnügen gelesen; weil ich in dem ganzen Werke eine vollkommne Aenlichkeit zwischen den berühmten Helden des Alterthums und den Barbaren gegenwärtiger Zeit, sowol in Ansehung ihrer Reisen, als auch ihrer Feldzüge angetroffen. Hercules und Jason, Castor und Pollux, Zethus und Talais, Orpheus und Mopsus nebst allen übrigen Halbgöttern, die sich unsterblich gemacht, und denen man mit alzugrosser Verehrlichkeit Beyrauch geopfert, sind durch einen Haufen Berler und elender Wilden so lebhaft abgeseildert, daß mich deucht, diese berufne Eroberer des goldnen Fließes mit meinen Augen zu sehen. Daher kan ich nicht leugnen, daß ich einen ganzen Theil meines Begriffs, den ich mir ansänglich von ihrem Ruhme gemacht, fallen lassen, und die grossen Könige und Fürsten gegenwärtiger Zeit herzlich bedaure, daß sie sich dadurch beehret zu seyn erachten, wenn sie mit ihnen in Vergleichung gesetzt werden.

Das berufne Schiff Argo (<sup>16</sup>), das anstat des Ankers einen Stein gehabt, der an einem aus der Wurzel eines Lorberbaums verkettigten Seile befestigt war; dem das Gewicht des Hercules allein, zur Zierde diente; das die Argonauten ganzer zwölf Tage lang und eben so viel Nächte, auf ihren Schultern durch die libyische Wüste trugen, hat nichts an sich, wodurch es von einer Pyroge, oder höchstens von einer Chaluppe, unterschieden werden möchte. Selbst dieser Hercules, der nebst andern seinen Platz auf der Ruderbank einnahm, und sowol als die übrigen sein Ruder in der Hand hielt, auch, da er solches zerbrochen, in den Wald gieng, und ein andres aus einer kleinen Tanne machen wolte; der allezeit, so oft sie ans Land stiegen, sich am Ufer unter freiem Himmel auf ein Unterbette von Laubwerk oder Zweigen niederlegte; eben dieser Hercules, sage ich, ist der völligen Gestalt nach ein Wilder, und hat nichts vor einem solchen voraus. Ich könnte zwar meine Vergleichungen noch weiter fortsetzen; es werden solche aber durch die vor kommende Zergliederungen von selbst merklich werden, und einem jeden, der meine Erzählung mit diesem Gedichte zusammen halten wil, leicht in die Augen fallen.

Die mehresten Reisen der Wilden geschehen zu Wasser; und zwar wegen der Bequemlichkeit der Bäche und Flüsse, die das beiderseitige America dergestalt durchschneiden, daß fast kein Ort anzutreffen ist, wo sich das Wasser nicht vertheilen sollte. Die europäischen Flüsse sind in Ansehung der Flüsse der neuen Welt als blosser Bäche zu achten. Im mittägigen America sind der Amazonenstrom, der Orenoke und der Fluss Plata wegen ihrer ungeheuren Breite und weiten Laufs wirkliche Meere. Im mitternächtigen America giebt es Seen von süßem Wasser, die Ebbe und Flut haben, und drey bis vier hundert Meilen in Umkreise halten. Fast alle diese Seen haben mit einander Gemeinschaft: und wenn man längst dem grossen Flusse S. Laurenz hinauf reiset, und die oberen Länder erreicht; so findet man schöne Flüsse, die sich in den Mississippi ergiessen, und der, da er fast beständig den Lauf von Norden nach Süden hält, das mitternächtige America in zween gleiche Theile einzutheilen scheint, um eine Menge schöner Flüsse gleichsam in seinen Schoos aufzunehmen, die sich in denselben auf seinen beiden Ufern ergiessen, und

mit

mit welchen er seinen Tribut dem Meere zu zahlen eilet, indem er sich in den mexicanischen Meerbusen stürzt.

Die Lage der Iroquoisen ist noch weit vortheilhafter, als der andern in der östlichen Seite wohnenden Völker. Denn da sie auf der einen Seite den S. Laurenzflus in ihrer Nachbarschaft, bey dem berühmten Wasserfalle zu Niagara; und auf der andern Seite den Ohio, oder den schönen Flus haben, der in den Mississippi fällt: sind sie vermögend, wenn sie nur dem Laufe dieser beiden Flüsse folgen, aller Orten, gegen Morgen oder gegen Abend, hin zu gelangen.

Die Art, nach welcher die Erde zur Vertheilung der Gewässer, die sie fruchtbar machen sollen, durchschnitten ist, hat die Schiffart fast eben sobald, als Menschen gewesen, notwendig gemacht. Diese Kunst aber, welche in den letzten Zeiten zu einer so hohen Vollkommenheit gediehen, ist durch verschiedene Jahrhunderte in einem sehr kleinen Anfang eingeschränkt gewesen. Und obgleich die Arche, wovon Gott selbst den Entwurf an die Hand gegeben, und die einen weitläufigen Umfang, in Betracht dessen, so sie in sich fassen müssen, haben sollen, seit der Zeit der Sündflut einige Muster von Erbauung der Schiffe geben können, die zwar in Wahrheit von einer davon unterschiedenen Gestalt, doch aber auch von gar grosser Geräumigkeit waren; so mus man doch nichts desto weniger eingestehen, daß selbst lange nach der Sündflut kein Schiffsgebäude, nicht nur der Arche nicht gleich gekommen, sondern es auch so gar das Ansehen gewinnen wollen, als ob alle Kenntnis davon verloren gegangen. Es kan nun vielleicht die Ursache seyn, daß, (da die Welt ein so grosses Unglück, als die Sündflut war, wodurch sie beinahe untergegangen, nicht ferner zu befürchten gehabt; auch der Ehrgeiz die menschlichen Begierden, wie wol nachher geschehen, noch nicht gereizet,) die Bewohner der Erden abgeschreckt worden, solche Werke zu unternehmen, die dem gleich waren, so die Frucht einer vieljährigen Arbeit gewesen; oder sie können auch solche zu ihren gegenwärtigen Umständen nicht nötig gefunden haben; auch haben sie vielleicht damals keine deutliche Kenntnis von der Grösse des Meeres gehabt, noch ein Verlangen empfunden, sich darauf zu wagen; oder es kan auch seyn, daß sie sich lieber mit alzugrosser Verwegenheit demselben anvertrauen, als sich mit alzuvieler Arbeit zu Beförderung ihrer Sicherheit beschweren wollen.

Ob man gleich den Phöniciern und Egyptern die Ehre erweist, und sie vor die Urheber der Schiffart halten wil; so glaube ich doch, daß man nicht unrecht thue, wenn man sagt, daß der Anfang davon beinahe aller Orten, wo sich Menschen befunden, eignerley und durchgängig von keiner sonderlichen Beträchtlichkeit gewesen. Es ist auch warscheinlich, daß, ehe noch die Phönicier sich vor andern hierin hervor gethan, die Einwohner der Inseln des ägäischen Meeres und der peloponnesischen Seeküsten bereits den Anfang gemacht hatten, vieles zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Die Insel Creta war schon vor der grossen Handlung der Tyrer und Sidonier berühmt. Jupiter hatte des Agenors Tochter, die Europa, entführt, und seine Kinder hatten lange Zeit die Herrschaft des mittelländischen Meeres besessen. Minos \*) hatte sogar in Phönicien

A a a 2

verschie-

\*) Dem Thucydides zu Folge lib. 1. p. 4. ist Minos der älteste, den man kennt, welcher eine Flotte in die See geschickt. Eusebius machet in seiner Chronica auf die Autorität des Castor von Rhodus, die Völker, die nach einander die Herrschaft des Meeres gehabt, namhaft; nemlich die

Lydier, die Pelasger, die Thracier, die Rhodier, die Cyprioten, die Phönicier, die Egypter, Milesier, Carier, Lesbier und Phocæer. Mit den Cretern aber hätte er füglich den Anfang machen können.



verschiedene Eroberungen gemacht, und Colonien angelegt. Dädalus und Icarus<sup>(17)</sup> hatten zu des Minos Zeiten Mast und Segel erfunden. Jason war einiger Meinung nach der erste, der den Bau der langen Schiffe aufgebracht, da selbige zuvor rund und gewissen kleinen Fahrzeugen gleich waren, die man annoch auf den Euphrat und Tigris gebraucht. Herodotus<sup>(18)</sup> beschreibt diese runde Fahrzeuge, wovon er redet, mit welchen man den Euphrat hinab gefahren.

Jedoch ohne zu solchen dunkeln Zeiten hinauf zu steigen, so ist gewis, daß man während einer langen Zeit, sich in den dreien Theilen der bekannten Welt, keiner andern, als derjenigen Fahrzeuge bedienet, die man noch in America gebraucht, und Pyrogen und Canots genennet werden.

## §. 7.

Pyrogen.

Die Pyrogen waren ehemals und sind noch heut zu Tage ausgehölte Bäume, wovon Virgilius<sup>(19)</sup> geglaubt, daß die Schiffart dadurch ihren Anfang genommen; wie er solches in folgenden Worten zu erkennen giebt:

Tunc Alnos primum fluvii sensere cauatas.

Man gebrauchte allerley leichtes Holz dazu. Die Egypter, Araber und Indianer machten dergleichen aus Schilfrohr; nemlich von solchem Schilse, wovon Diodorus Siculus<sup>(20)</sup>, Solinus<sup>(21)</sup> und Plinius<sup>(22)</sup> reden, daß es eine so erstaunende Dicke und Höhe erlange.

## §. 8.

Canots.

Die Canots bestanden aus zweierley Arten: Einige waren aus Weiden geflochten und mit Häuten überzogen. Dergleichen bedieneten sich die Lusitaner<sup>(23)</sup> und die Völker Großbritanniens auf dem Ocean; die Zeneter oder Veneter in dem adriatischen Meerbusen; die Assyrier auf dem Tigris und Euphrat; die Aethiopier auf dem Nil u. s. w. Die andern waren von Papierschilf oder Baumrinden gemacht, wie zum Exempel bey den Egyptern und andern Völkern ihrer Nachbarschaft. Lucianus<sup>(24)</sup> hat diese Art kleiner Schiffe in nachfolgenden Versen sehr prächtig beschrieben:

Primum cana salix, madefacto vimine, parvam  
 Textur in puppim, caesoque induta iuuenco,  
 Vectoris patiens tumidum superenatat animum  
 Sic Venetus stagnante Pado, fusoque Britannus  
 Nauigat Oceano. Sic cum tenet omnia Nilus  
 Conferitur bibula Memphis cymba papyro.

Die Schriftsteller legen diesen Fahrzeugen die Beiworte Sutes und Plicatiles bey, weil sie wegen der Materie, woraus sie bestanden, zusammen genehet werden müssen: in gleichen, weil einige sich leicht dergestalt zusammen legen ließen, daß sie flüchtig getragen werden konnten. Die Aethiopier hatten, des Plinius \*) Zeugnis zu Folge, dergleichen, die

(17) LIB. GREG. GYRALD. de Navigiis. (18) HERODOT. lib. I n. 194. (19) VIRGIL. Georg. I. v. 136. (20) DIODOR. SIC. lib. 2. (21) SOLINVS cap. 65. (22) PLINIVS lib. 7 c. 2. (23) STRABO lib. 3. (24) LVCANVS lib. 4.

\*) PLINIVS lib. 24 c. 9. Nauis plicatilis, quae facta ex corio complicata circumfertur ad traiciendos amnes.

Id. lib. 10 c. 29. Ibi aethiopicae conueniunt naues: namque eas plicatiles humeris transferunt, quoties ad cataractas ventum est.







die sie gleich ihrer übrigen Gerätschaft zusammen legten, und, sobald sie an die Fälle des Nils kamen, trugen.

§. 9.

Die Esquimaux und einige andre nordische Völker haben uns die Gestalt dieser Canots von häutenen Canots in denenjenigen, welche sie annoch gebrauchen, und von zwiefacher Art Häuten. sind, aufbehalten. Die erste ist blos für Eine Person, und zwölf bis funfzehn Fus lang, ganz plat und von der Gestalt einer Weberspule. Sie ist sowol ober, als unterwärts mit Häuten überzogen; und in der Mitte siehet man eine kleine Oefnung, worin ein Mensch mit halbem Leibe hineinsteiget und sich niedersehet. Diese Oefnung schnüret er, gleichsam als einen Beutel zu, und schlinget sie mit einem Gürtel um seinen Leib herum. Wenn er sich nun die Schnüren seines Oberrocks fest gemacht, daß blos das Gesicht unbedeckt bleibt: so scheint der Canot nebst dem, der darinnen sihet, nur ein einiges Stück zu seyn; und es kan kein Tropfen Wasser hinein dringen. Sie regieren solches Fahrzeug mit einem gedoppelten Ruder, welches an beiden Enden die Gestalt einer flachen Hand hat, solches wissen sie auf beiden Seiten mit solcher Gleichheit und Hurtigkeit zu füren, daß der Canot auf dem Wasser gleichsam fortzuglitschen und mit dem Winde in der Leichtigkeit zu streiten scheint. Ein auf den Seiten des Canots, mittelst eines langen Stricks, fest gemachter Wurffspies dienet ihnen, nach den Fischen zu schiessen, die sie roh verzehren. Da sie nun die Gewalt des Wassers nicht fürchten, ja sich oftermalen ein Vergnügen machen den Canot umzukehren, und mit selbigen drey bis viermal hinter einander ein Rad zu schlagen; so scheint es, daß sie ohne Besorgnis eine lange Reise unternehmen können, wenn sie nur versichert sind, daß es ihnen nicht an Fischen ermangeln werde.

28stes Kupfer.

Die andern Canots sind von gewöhnlicher Gestalt. Das Gerippe derselben ist von Holz; und die Stücken sind wohl in einander gefüget und zusammen geklammert, welche hiernächst, gleich den ersteren, von einem Ende bis zum andern mit dichte zusammen genetheten Häuten von Seehunden überzogen werden. Sie halten die Länge einer grossen Pyroge, und können funfzig bis sechzig Personen tragen. Bey stillem Wetter wird es mit Rudern fortgetrieben; sobald aber der Wind günstig ist, so hengen sie an den Mastbaum lederne Segel.

§. 10.

Die Indianer in Peru haben noch eine andre Art lederne Fahrzeuge, die sehr besonders sind, und Balzen heißen; wovon uns der Vater Feuillée (25) und Frezier (26) in ihren Reisen nach dem Südmeere die Abbildung geben. Diese bestehen aus zwey, in Form eines Canots, und aus wohl gegerbten und stark verschlossenen Seewolfshäuten verfertigten, Fahrzeugen, wodurch kein Wasser dringen kan. Diese beiden Gefässe werden mittelst einer an jedweden besonders befindlichen Mündung mit Winde angefüllet. Wenn sie, gleich einem Ballen, aufgeblasen sind, werden die Oefnungen sorgsam zugestopfet. Heknachmals werden sie dergestalt an einander befestiget, daß die Vordertheile näher als die Hintertheile zusammen stoßen; und dieses geschieht mittelst eines hölzernen Rahms, der aus zwey Daumen breiten Stangen zusammen gesetzt ist, an welche sie mit Riemen von Därmen fest angebunden werden. Die Stangen des Rahms sind dergestalt eingerichtet, daß die längste derselben von dem Hintertheile des Fahrzeuges bis zum Vordertheile gehet, und anstat des Kiels dienet. Die andern breiten sich an den Backbord bis an den

Balzen.

A a 3

Steuer-

(25) FEUILLE'E Journal des Observations etc. Tom. 2.  
de la Mer du Sud.

(26) FREZIER Voyage



Steuerbord; nemlich von einer Seite zur andern aus. Ueber diesen Rahm wird eine grosse Haut ausgebreitet, die aus verschiedenen andern kleinen zusammengeneheten Fellen bestehet, deren Enden an den vier Ecken des Rahms fest gemacht werden. Diejenigen, die auf dergleichen Fahrzeugen fahren wollen, setzen sich auf diese Haut, und schwimmen mittelst einer Payade oder Ruders mit einer doppelten Pärtsche, gleich denen Canoten der Esquimaux, wovon wir allererst geredet haben, auf dem Wasser fort. Wenn der Wind gut ist, so richten sie einen kleinen Segel darinnen auf. Damit auch die Luft, die sich zertheilen könnte, beständig beibehalten werden möge, so befinden sich jedesmal vorne zweien Därme, die an den Mundstücken der Ballone fest gemacht sind, durch welche, erfordernden Falls, neuer Wind hinein geblasen werden kan. Die Art, diese Windbehältnisse zusammen zu nehen, ist etwas besonderes. Man durchsticht nemlich die beiden Häute mit einer Pfriemen oder Fischgräte, und durch diese Löcher werden ebenfals Fischgräten oder hölzerne Plöcke gesteckt; woran von einem zum andern, ober- und unterwärts, eingeweichte Därme kreuzweis geschlungen werden, damit der Ausgang der Luft durch dieses Zusammenschnüren verhindert werden möge. Es werden auch solche Balzen gemacht, die, wie Frezier sagt, zwölf und noch mehr Centnerlasten tragen können. Thomas Candisth hat ohne Zweifel von Balzen reden wollen, wenn er von einem nach dem Südmeere gegen 23 Grad Südbreite gelegenen Volke sagt, daß es eine Art Canote von Häuten habe, die sich mittelst zweier mit Luft angefüllter Blasen auf dem Wasser halten. Die Abbildung aber, die davon in den Samlungen der westindischen Reisen vom Theodor de Bry<sup>(27)</sup> und dessen Erben mitgetheilet worden, ist von derjenigen, welche uns andre, die ebenfals davon gehandelt, vorstellen, sehr unterschieden. Und sobald man sie auch nur siehet, kan man sie vor nichts anders als solche halten, die in der blossen Einbildung bestehen.

Die celtiberischen Spanier bedienten sich zu Cäsars Zeiten ähnlicher Fahrzeuge, wie er solches selbst erzählt<sup>(28)</sup>. Denn als ihn die Nothwendigkeit seiner Angelegenheiten zwang, sich aus Italien nach Spanien zu wenden, indem sich alles zu des Pompejus Vortheil daselbst erklärte, so hielt er seine Armeen zwischen den Flüssen Sicoris und Einga gänzlich vor verloren; diweil diese durch den geschmolzenen Schnee aus den Ufern getreten, die Brücken, die er darüber schlagen lassen, weggerissen, und ihm dadurch alle Gelegenheit zur Zufure abgeschnitten hatten. Der Lusitaner und Celtiberier leichtes Fußvolk, welches der Lande vollkommen kundig, und gewonet war, mit aufgeblasenen Ochsenhäuten, die sie beständig mit sich in den Krieg führten, über die Flüsse zu gehen, beunruhigten seine Völker ohne Unterlas, und lieffen keinen von seinen Soldaten ungestraft sich von der Armee entfernen. In dieser äussersten Noth bedienete er sich einer Kriestgeßst, wodurch er seiner Feinde Erwartung betrog; indem diese sich schon eines gänzlichen Sieges getröstet wolten. Er lies nemlich durch seine Soldaten Canots verfertigen, deren Gestalt und Gebrauch er bey seinem Zuge nach den britannischen Inseln erlernet hatte. Der Kiel und Boden dieser kleinen Fahrzeuge war von leichtem Holze, das übrige aber von Weiden und mit Leder überzogen. Sein Anschlag gelang ihm auch dergestalt, als er sichs eingeildet hatte; und er entging dadurch der grösssten Gefar, in welcher er sich wol jemalen befunden.

Noch heut zu Tage fährt man, nach dem Zeugnis des P. Avrils<sup>(29)</sup>, auf einer, aus  
verschie-

(27) Indiae Occid. Part. 8.  
Voyage d'Orient liv. I.

(28) CAESAR de bello civ. lib. I.

(29) P. AVRIL

verschiedenen aufgeblasenen Bockshäuten bestehende Maschine über den Euphrat. Diese werden auf alle vier Seiten durch eben so viel Stangen, die dicht zusammen gebunden werden, an einander gefügt, und hernach mit vielen Zweigen, die in die Quere gelegt werden, bedeckt. Acosta <sup>(30)</sup> sagt: daß man in America gleichmäßige Fahrzeuge gebrauche, wenn man sich über die Flüsse und Ströme setzen lassen wolle; die aber anstatt der Bockshäute aus getrockneten, ausgeholten und wohl verstopften Kürbissen, damit das Wasser nicht hineindringe, bestehen.

§. II.

Die Canots von Baumrinden, welche die Wilden, die etwas weniger gegen Mit- Canots von ternacht wohnen, verfertigen, kommen denen gleich, welche die Egypter von Papier Baumrinden. machten. Das Papier ist eine Pflanze, die am Ufer des Nils wächst, und eine große Menge dreieckichte, höchstens sechs bis sieben Ellen lange, Zweige hat; ohnerachtet Theophrastus <sup>(31)</sup> und Plinius <sup>\*</sup>), demselben gehen und noch mehrere beilegen wollen. Dieses diente vor Alters fast zu einem allgemeinen Gebrauche. Man närete sich davon: es wurde in der Arzneikunst gebraucht: man riß die Blätter ab, und schrieb darauf: es gab Holz zur Wärnung; Licht zum leuchten: Leinwand sich zu kleiden: man bauete Schiffe daraus, und man verfertigte Mastbäume, Taue, Segel, allerhand Hausgeräthe, Teppiche, Kronen für die Götter <sup>(32)</sup>, und Schuhe für die Priester aus selbigen. Es war aber nicht allein in Egypten anzutreffen, sondern es wuchs auch in Syrien am Ufer des Euphrats, in der Insel Creta; ja selbst in Italien <sup>(33)</sup>. Indessen hat es das Ansehen, daß letzteres von einer unterschiedenen Art gewesen.

Es kostet mir Mühe zu begreifen, wie eine Pflanze, die keine Früchte trägt, sondern blos einen ziemlich dünnen Stam und keine Blätter, außer einen Straus hat, der aus der Spitze eines jeden Stammes wächst, zu so vielerley Dingen dienlich seyn kan. Ich kan überhaupt nicht fassen, wie daraus Schiffe und Segel gemacht werden können. Herodotus <sup>(34)</sup> scheint zu sagen, daß man sich zu diesem Gebrauch blos der Spitze des Stammes bediene; Theophrastus <sup>(35)</sup> aber versichert, daß man den Stam selbst dazu nehme. Man würde aber auch nicht einmal von dergleichen Stämme, viel weniger meines Erachtens von der Spitze desselben, eine solche dicke und zu dem Gebäude eines Schiffs tüchtige Rinde bekommen können. Denn letztere theilen sich in Blätter oder feine Glitter, als das chinesische Papier, und ist folglich nicht körperlich genug, Segel oder Decken eines Schiffs daraus zu machen, die doch ziemlich dicke seyn müssen, wenn sie sowol Menschen

(30) ACOSTA Hist. Nat. de Ind. lib. 3 c. 18.

(31) THEOPHR. Hist. plant. lib. 4

c. 9.

(32) ATHENAEVS lib. 15. hält sich über diese papiernen Kronen auf, die nach des Plinius Ansitzen, vor die Götter gemacht worden.

(33) STRABO

lib. 9 et MARTIALIS lib. 8.

(34) HERODOT. lib. 2 n. 98.

(35) THEOPHR. l. c.

<sup>\*</sup> PLINIUS lib. 13 c. 11. Papyrus, ergo nascitur in palustribus Aegypti, aut quiescentibus Nili aquis, ubi euagatae stagnant, duo cubita non excedente altitudine gurgitum, brachiali, radicis obliquae crassitudine, triangulis lateribus, decem non amplius cubitorum longitudine in gracilitatem fastigiatum, thyrsi modo cacumen includens semine nullo aut usu eius alio, quam floris ad Deos coronandos. Radicibus incolae pro ligno vtuntur: nec ignis tantum gratia, sed ad alia quoque utensilia vasorum.

Ex ipso quidam papyro nauigia texunt; et e libro vela, tegetesque nec non et vestem, atque stragula ac funes. Mandunt quoque crudum decoctumque, succum tantum devorantes. Nascitur et in Syria circa quem odoratus ille calamus lacum. Neque aliis usus est, quam inde, funibus Rex Antigonus in naualibus rebus, nondum sparto communicato. Nuper et in Euphrate nascens circa Babylonem papyrus intellectum est eundem usum habere Chartae. Similia his THEOPHRASTVS loco cit.



Menschen als Lasten tragen sollen. Es mus also meines Erachtens, ein sehr dicht geflochter Klump daraus gemachet seyn, wie noch heut zu Tage gewisse kleine Fahrzeuge beschaffen sind, deren sich die Aegyptier bey Beschißung des Nils bedienen.

Ich glaube auch, daß die Ausdrücke *Papyrus*, *Biblos*, *Charta*, *Liber*, so einerley bedeutende Worte sind, Geschlechtsnamen gewesen, die durchgängig allen Bäumen beigelegt worden, deren Rinde man zur Schreiberey gebrauchet. Plinius<sup>(36)</sup> zeigt uns, daß man gleich anfangs auf Palmblätter geschrieben. Hierauf deutet auch vielleicht Virgilius<sup>(37)</sup>, wenn er von der Sibylle redet, die ihre Weissagungen auf Blätter geschrieben. Plinius fügt hinzu, daß man sich hernachmals der Rinde gewisser Bäume dazu bedienet habe. Isidorus von Sevillien giebt nach der Meinung der strengsten Kunst-richter diese Erklärung vom *Papyrus* oder *Liber* (welches einerley): *Liber* ist die innere Haut der Rinde, die dem holzichten Körper am nächsten ist, worauf die Alten zu schreiben pflegten<sup>(38)</sup>.

Diese angeführte Geschlechtsnamen können der Birke vollkommen zugeeignet werden. Denn man kan von derselben feinsten Rinde, Blätter machen, worauf geschrieben werden kan: und ich habe mich dergleichen oftmalen selbst bedienet. Die dickste aber wird zu Bauung der Canots, und zu Verfertiung der Segel und Gezelte, gebraucht: weil selbige nun sehr reich von Gummi ist, so macht man auch Fackeln daraus, entweder des Abends zu fischen, oder sich bey Nachte nach Hause zu leuchten. Wenn die Etymologie des Wortes *Papyrus* von dem griechischen Worte πῦρ Feuer herkommt, so würde dieser Name demselben noch weit gemässer seyn.

## S. 12.

Pyrogen der  
Caraien.

Die Caraien und andre mittägige Wilden, die an dem Meere wohnen, gebrauchen lange Pyrogen, die bis auf sechzig Personen tragen können. Diese erhöhen sie durch Dielen, welche auf dem Bord an den Stam des Baums, woraus der Grund der Pyroge bestehet, fest gemachet werden. Sie sind ziemlich gut, die Küsten des Oceans zu beschiffen, und widerstehen noch weit eher den Wellen, als die blossen baumrindnen Fahrzeuge. Auf den Flüssen in Canada und im mittägigen America aber taugen sie zu keiner langwierigen Reise; und zwar wegen der vielen Wasserfälle, als wobey sie ihrer Dicke wegen, und weil sie schwer zu regieren seyn, gänzlich unbrauchbar seyn würden. Indessen findet man doch allezeit eine grosse Menge nahe um die Dörfer, woselbst sie entweder bey der Ueberfart eines Flusses, oder bey Einladung des Holzes und anderer Landprovision, wenn selbige zu Wasser herbeigeholet werden mus, sehr gute Dienste thun.

Im Gegentheil sind die baumrindnen Canote zu einer langen Reise sehr bequem, und die einzigen, die man hierzu gebrauchen kan; inmassen sie wegen ihrer Leichtigkeit auf dem schnellen Strome mit mehrerer Behendigkeit regieret und leichter in die kleinen Häfen eingefüret werden können.

## S. 13.

Canote von  
Birkenrinden

Die Canote von Birkenrinden sind ein Meisterstück der Wilden. Nichts ist artiger und bewundernswürdiger als diese Maschinen, womit man, ihrer Zerbrechlichkeit ungeachtet, unendliche Lasten füren, und dennoch mit vieler Geschwindigkeit fortschiffen kan. Sie sind verschiedener Grösse, von zwey, vier, auch zehn, durch Querkölzer unterschiedener

(36) PLIN. lib. 13 c. II.

HISP lib 6 c 12.

Liber est interior tunica corticis, quae ligno cohaeret, in qua antiqui scribebant.

(37) VIRGIL. Aeneid. 3 et 6.

(38) ISIDOR.

denen, Plätzen. Jedweber Platz mag gar leicht zween Ruderer in sich halten, die äussersten ausgenommen, als worin nur einer Platz finden kan. Die Anlage zum Canot bestehet aus einem oder zwey Stücken Borke: an diese werden andre, mit Wurzeln, die in- und ausserhalb mit Harz bestrichen sind, dergestalt fest gemacht, daß es gleichsam nur Ein Stück zu seyn scheint. Weil die Rinde, woraus die Anlage bestehet, nicht viel dicker, als ein oder zween Thaler ist: so befestiget man sie innerhalb durch ungemein saubere Klammern von Cedernholz, welche der Länge nach gelegt werden; ingleichen durch Bauchstücke und Knie von eben diesem Holze, die aber weit dicker sind, und nach dem Verhältnis der Krümmung des Canots von einem Ende zum andern neben einander gesetzt werden. Ausser diesen befinden sich längst denen Borden zween Ortbalken, in welchen die Spitzen der Bauchstücke eingefüret und die Querrholzer fest gemacht sind, die zur Zusammenhaltung des ganzen Gebäudes dienen. Man unterscheidet weder Hinter- noch Vordertheil des Schiffs. Die beiden äussersten Enden sind einander völlig gleich, weil man kein Steuerruder darinnen befestiget; sondern derjenige, der an dem einen Ende stehet, das Schiff mit einem Ruder oder mit einer Stange lenket, wenn es wider den Strom getrieben werden sol. Die Ruder sind leicht, ohnerachtet sie aus sehr hartem Ahornholze gemacht werden. Sie sind nicht leicht über fünf Fus lang, wovon die Schaufel anderthalb Fus ausmacht, und fünf bis sechs Zol breit ist.

Ob nun gleich diese Fahrzeuge sehr bequem sind; so haben sie doch auch ihre Unbequemlichkeiten. Denn man mus mit grosser Vorsichtigkeit hinein steigen, und sich eines ziemlichen Zwangs bedienen nicht umzukippen, und das Gleichgewichte des Canots zu erhalten, wenn er im Fortgehen begriffen ist. Ueberdem sind sie auch sehr zerbrechlich. Denn wenn sie nur ein wenig auf den Sand rutschen oder an Steine stossen; so entstehen sogleich Desnungen darin, wodurch das Wasser eindringet, und die Kaufmansgüter und Lebensmittel schadhast machet. Es vergehet also fast kein Tag, an welchem nicht ein oder anderer Ort beharzet werden mus. Man kan zwar bey gelindem und stillen Wasser aufgerichtet darinnen stehen; besser aber ist es, im starken Strome sich auf die Knie nieder zu lassen. Noch eine andere Unbequemlichkeit findet sich auch darin, daß sie wenig Segel leiden; welche man noch dazu nur bey gemäßigtem Winde gebrauchen kan, wenn man nicht Gesar laufen wil, umzukommen. Die Ueberfart über eine See ist dieser Ursache wegen sehr schwer. Die Klügsten werden auch dergleichen nicht leicht unternehmen, wenn sie nicht zuvor das Wetter geprüfet haben. Ueberdem bleiben sie allezeit, so nahe sie können, am Ufer, oder schiffen von einer Landspitze zur andern, und suchen eine Insel nach der andern zu erreichen. So oft man ein- oder aussteiget, mus man barfüß seyn; und sobald man den Fus ans Land setzet, mus der Canot ausgeladen, aus dem Wasser gezogen, und auf den Sand oder auf den Moder gebracht werden, damit ihn der Wind nicht zerstreute. Sobald eine Desnung hinein komt, mus solche, so wie ich bereits angezeigt, sogleich beharzet werden; daher der Canot vor Antretung einer Reise sehr genau besichtret werden mus. Die Canote, so von Birkenrinden gemacht sind, werden mit dem Harze aus Dornensträuchen oder andern harzigten Bäumen, woran in America kein Mangel ist, bestrichen. So viel aber die andern rindnen Canote anbetrifft, so verstopft man sie mit klein gemachter und gröblich-in Fasen zerschabter Peruchenrinde, wodurch die Desnungen völlig wieder geschlossen werden.

Die Völker der algonquinschen Mundart bedienen sich keiner andern Canote, als die aus Birkenrinden gebauet worden. Es ist aber unter diesen dennoch einiger Un-



terschied. Die Canote der Abenakis, zum Exempel, haben nicht einen so erhabenen Bord: sie sind nicht so gros, auch an beiden Enden viel platter, dergestalt, daß sie in ihrer Ausbreitung völlig gleich sind; indem diese, da sie auf kleinen schmalen Flüssen faren, durch die Sträucher, womit das Ufer auf beiden Seiten bewachsen ist, leichtlich gerissen und beschädigt werden könnten. Da im Gegentheil die Uraucas und die höher aufwärts wohnende Nationen, wenn sie auf dem Flusse S. Laurenz, wo es viele Wasserfälle giebt, oder auf einer See, wo die Wellen beständig gros sind, zu schiffen haben, solche Canote gebrauchen müssen, deren Spitzen hoch und aufgerichtet sind; damit sie die Wellen desto leichter durchschneiden, und um so weniger Gefahr laufen, Wasser zu schöpfen. In dem mittägigen America gegen die Küsten des Südmeeres giebt es Wilden, die sich mit birkenrindnen Canoten auf den Ocean wagen. Diese haben aus angeführter Ursache noch weit erhabnere Spitzen.

## §. 14.

Canote von  
Ulmbäumen.

Die Troquoisen bauen keine Canote von Birkenrinden, sondern sie kaufen solche entweder von andern Völkern; oder sie machen an deren stat andre von Ulmenbäumen, diese aber dauern nicht länger als zu einem Feldzuge, weil sie nicht so stark als die andern sind. Es kan aber derselben Abgang auch gar leicht wieder ersetzt werden. Es bestehen diese ulmbäumene Canote aus Einem Stücke, und sind sehr ungeschickt und ungemein plump zu rechte gemacht. Die Rinde wird an den vier Orten, wo es nötig ist, sie zusammen zu beugen und die Spitzen daraus zu machen, abgehoben. Wenn sie selbige an diesen Orten und an beiden Enden mit gespaltnem Holze oder Pföcken, sie desto besser zusammen zu halten und alle Defnungen zu verhindern, befestiget haben, so machen sie die Knie, Quers hölzer und Ortbalken aus schlechten Baumästen. Von diesen Aesten sind die Zweige nur abgeräumt, und sie sind so übel geordnet, daß einem bey dem blossen Anblicke übel zu Muth wird; und natürlicher Weise ein Mistrauen bey denen entstehen mus, die ihr Leben solchen elenden Maschinen, auf dergleichen gefährlichen Strömen und Flüssen, als in Canada angetroffen werden, anvertrauen. Inzwischen wagen sie sich mit einer bewundernswürdigen Zuversicht auf die reissendsten Ströme und Wasserfälle, wenn sie Fluss abwärts faren, oder selbigen mit unglaublicher Mühe und Arbeit durch beständiges rudern entgegen schiffen.

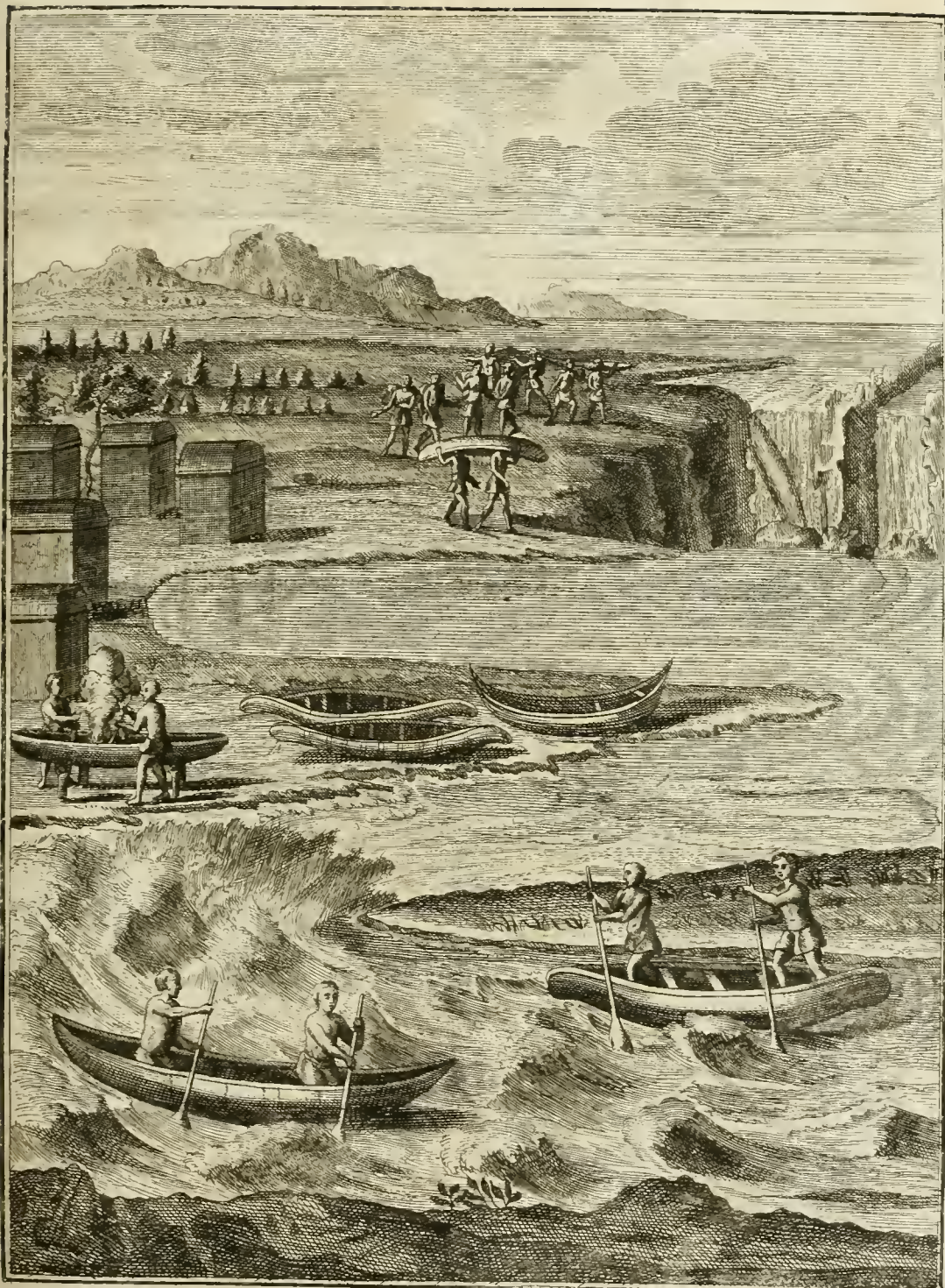
## §. 15.

Cascaden  
Wasserfälle.

Diese Wasserfälle entstehen durch die Höhe des Erdreichs, welche nach dem Verhältnis, daß man nach der Quelle des Flusses oder Stroms hinauf faret, an Höhen immer zunemen. An manchen Orten erheben sie sich ganz erstaunend; als bey dem Wasserstürzen des Nils, oder bey dem bekanten Wasserfalle Niagara geschiehet, der von ungemelner Höhe ist, und woselbst sich der Fluss S. Laurenz, der an diesem Orte eine halbe Meile breit ist, gerade herunter, gleichsam als in einen Abgrund mit fürchterlichem Geräusche herabstürzt: an andern Orten aber erheben sie sich auf eine nicht so merkliche Art, sondern gleichsam nur stufenweise, und von Ort zu Ort fünf bis sechs Fus hoch; wobey der Fluss S. Laurenz ebenfalls zum Beispiel dienen kan. Denn er läuft auf etliche 20 Meilen von einem Falle zum andern, die insaesamt nicht weit von einander entfernt, und wovon einige beinahe eine halbe Meile lang sind; woselbst er durch verschiedene Herabstufungen mit solcher Geschwindigkeit fortrauschet, als ein durch die Hand eines starken und geübten Schützen abgedruckter Pfeil kaum zu thun vermag. Weil nun an diesen Orten wenig Grund zu finden ist, so verursachen die, an den hin und wieder in seinem

Bette















Bette befindlichen Felsen sich zerstoßende, Wellen ein beständiges Geheule, und scheinen ganz in Schaum verwandelt zu seyn.

§. 16.

Bei diesen Cataracten oder Wasserstürzen, die ihre greuliche Höhe ganz unzugänglich macht, mus man sich des Tragwerks bedienen. Hierzu hat man sich auch in Zeiten anzuschicken, und aus dem Canal des Flusses weit über den Fal zu begeben, wenn man nicht seinem unvermeidlichen Untergange entgegen ellen wil. Bei kleinen Wasserfällen, die nicht so erhaben sind, überläßt man sich dem Laufe des Wassers. Die ganze Geschicklichkeit bestehet darin, den rechten Weg zu treffen, gewisse enge Derter zwischen der Reihe von denen Felsen zu wälen, und die losgegangenen Steine, die in dem Flusse gleichsam ausgesäet sind, zu vermeiden. Denn man darf nur auf einen mit dem Canot stoßen, so wird er augenblicklich zer scheitern, und einen unvermeidlichen Schiffsbruch veranlassen.

Tragwerk  
der Wilden  
(Portages.)

Diejenigen, die dergleichen Schiffart nicht gewonet sind, erschrecken bei der blossen Vorstellung, daß man sich in dergleichen gefährliche Passagen bloß mit einer elenden Borke wagen könne. Inzwischen sind die Wilden und canadischen Franzosen so geschickt, denen Felsen auszuweichen, daß ich verschiedene gefunden, die sich lieber von dem Wasserfalle S. Ludewigs herabwerfen lassen, als eine Reise von Montreal zu Fusse thun wollen. Ob nun zwar dieser Fal nicht über eine halbe Meile lang ist, so ist er doch einer der allergefährlichsten. Daher es sich auch öftermalen zugetragen, daß sonst geschickte Canotsführer, da sie zuvor alle übrige Wasserfälle passirt, bei diesem verunglückt seyn.

§. 17.

Zween Menschen tragen die Canote auf ihren Schultern mit ungemeiner Leichtigkeit bis über oder unter den Wasserfal. Das übrige der Ladung, es sey nun bei dem Tragwerke oder bei andern Reisen zu Lande, wird auf Tragen geleset, die aus einer Art hölzerner Rämme bestehen, und sehr bequem sind, große Lasten ohne sonderliche Mühe fortzubringen; oder es werden große Bündel daraus gemacht, die man auf den Rücken hänget, und an Bänder oder an lange, aus den Fäden von weißem geschabten Holze gemachte und zusammen geflochtene, Seile geknüpft sind, welche die Weiber an ihrer Stirne befestigen, die Männer aber vor die Brust über die Achseln hängen, und hierin demjenigen, was Herodotus (39) von dem alten Gebrauche der Egypter anführet, entgegen handeln.

30stes Kupfer.

§. 18.

Währenden Winters und der Schneezeit bedienen sie sich kleiner Schlitten, die aus zwey kleinen Brettern gemacht sind, und beide zusammen die Breite eines Fußes, in der Länge aber fünf bis sechs Fus halten. Diese Bretter sind einwärts gekrümmt, und vorwärts eines halben Fußes hoch zurück gebogen, damit der Schnee desto besser zertheilet werden kan; weil sie andrer gestalt, wenn sie den Schnee aufwülen würden, behindert werden möchten, mit erforderlicher Leichtigkeit fortzuschleifen. Zween etwas erhabne Stöcke erstrecken sich auf beiden Seiten der Schlitten, der ganzen Länge hin, und sind von Weite zu Weite fest gemacht. Diese dienen dazu, die Riemen, wodurch ihre Equipage ange schnüret wird, drüber zu schnüren. Ein Wilder, der das Zieband über die Brust geschlagen, und in seine Decke eingehüllt ist, zieht seinen wohlbeladenen Schlitten ohne viele Schwierigkeiten hinter sich her.

Bbb 2

§. 19. Im



Plaketten  
oder Schneeschuhe.

Im Schnee, wo sich kein gebahnter Weg findet, sehen sie sich genötiget, sich der (Raquettes) Schneeschuhe zu bedienen, ohne welche alle Arten der Reisen, entweder in den Krieg oder auf die Jagd, ihnen unmöglich fallen würden. Die Form dieser Schneeschuhe komt einer elliptischen sehr nahe, jedoch nicht ganz vollkommen, indem sie vorwärts eine grössere Rundung hat, am andern Ende aber etwas spitz zugehet. Die Größesten sind drittheil Fus lang und anderthalb Fus breit. Der Umfang, welcher aus einem im Feuer gehärteten Holze bestehet, ist in seinem Umkreise gleich denen Strangetten durchlöchert, die bey uns zum Walspiel gebraucht werden, welchen sie auch, blos mit dem Unterschiede, ähnlich sehen, daß die Maschen weit enger, und die Seiten nicht von Därmen, sondern von ungegerbter und sauber zerschnittener Hirschhaut, sind. Damit der Körper desto strammiger werden möge, so werden zwey Querhölzer hineingesteckt, die sie in drey Abtheilungen eintheilen, worunter die mitttelste die breiteste und längste ist. In dieser wird, gegen die Seite zu, deren Ende in die Rundung gehet, ein leerer Raum in Gestalt eines Bogens gemacht, dessen Querholz gleichsam den Riemen ausmachet. Hier mus die Spitze des Fusses, ohne Berührung des Querholzes, als welches ihnen Schaden thun würde, ruhen. An beiden Seiten des Bogens sind zwey kleine Löcher, wodurch die Riemen gezogen werden, die den Fus darauf fest machen. Man steckt diese Riemen einen in den andern, als wenn man anfangen wolte, einen Knoten über den grossen Zehe zu schürzen: wenn sie hernach kreuzweis über einander geschlungen sind, so werden sie in den Umfang des Bogens zurück geleitet; und alsdenn von hinten zu, über den Abfuß geschlungen, von da aber wieder vorwärts über den Fus geführt, und in Gestalt einer Schleife zusammen gebunden. Dieses geschieht auf eine solche Art, daß ungeachtet der Fus ziemlich fest darin sihet, er dennoch blos am grossen Zehe haltbar ist, und der Schuh, ohne eine Hand anzulegen, vom Fusse geschlenkert werden kan.

Es ist dieses noch ein aus den ersten Zeiten übrig gebliebner Gebrauch, der aus Asien nach America mit denen sich dahin gewendeten Völkern gekommen. Wenn Strabo<sup>(40)</sup> der Völker gedenkt, welche die lange Reihe von Bergen bewonet, die sich von dem Gebürge Taurus bis an das äußerste des riphäischen Gebürges erstrecken, und wovon der Berg Caucasus einer der berühmtesten bey den alten Schriftstellern ist; so füret er einen besondern Umstand an: „Man kan, sagt er, die Spitze dieses Gebürges zur Wintterszeit nicht erreichen; im Sommer aber begeben sich die Einwohner hinauf, und besetzen an ihre Füße spizige, und von rohen Ochsenhäuten gemachte Schuhe, die wegen des Schnees und Eises, so breit als Trommeln seyn. Hernachmals setzen sie sich, samt ihrer Gerätschaft auf ein Joch, und rutschen von der Höhe dieses Gebürges hinab. Eben dieses geschieht in Atropatien, in Medien, und auf dem in Armenien belegenen Gebürge Masius. Dasselbst befestigen sie auch an ihren Füßen hölzerne Scherben, die spiz zugehen, oder mit Stacheln versehen sind.“

Suidas<sup>(41)</sup>, nach des Arrians Ansäuren, sagt gleichfals, daß Alexanders des Grossen Soldaten, durch das Mittel gewisser mit Schilf versehener Zirkel, ohne Beschwerlichkeit über den Schnee gegangen, ohnerachtet er an manchen Orten über sechzehn Fus tief gewesen.

Wie man sich nun noch zu Colchis oder Mingrelieu, und in den Ländern wovon Strabo redet, der Schneeschuhe bedienet; so ist unteugbar, daß er in seiner Beschreibung

(40) STRABO lib. II.

(41) SUIDAS λεγοι.

lung durch oxsenhäutene Schuhe, die so breit als Trommeln seyn, nichts anders als Schneeschuhe ausdrücken wollen.

So viel die Art vom Berge herab zu rutschen anlangt; so schildert uns Strabo eine Gewohnheit ab, die noch heut zu Tage auf dem Berge Cenis und den Alpen üblich ist. Es ist eben das, was man la Ramasse nennet, und eine gewisse Art eines Schlittens ist, der auf dem Boden einen kleinen Sitz hat, worauf sich der Farende niederlassen mus. Die in Führung dergleichen Fuhrwerks geübte Landeseinwohner, setzen sich vorwärts ganz plat nieder, und lenken dieses Fuhrwerk mit ihren Händen durch die beiden Arme des Schlittens, und sobald er alzschnel zu werden anfängt, halten sie ihren Lauf auf, wenn sie wollen. Nichts ist flüchtiger und angenehmer, als dergleichen Herabfart. Die Wilden bedienen sich anstat der Häute, in Nothfal Baumrinden. Es ist dieses eine Ergöglichkeit, die sich die Kinder zur Schneezeit zu machen nicht ermangeln, wenn sich außer ihren Dörfern einige Anhöhen befinden, welche sie sich zu diesem Ende zu nuke machen können.

Die Krieges männer setzen ihre Reise mittelst kleiner Tagereisen fort. Nichts treibt die Wilden an, gleich wie ihnen auch kein Zufal hinderlich fällt: es wäre denn, daß der Aberglaube ihnen einen übeln Ausgang ihres Unternemens ankündigte. Denn sie führen, gleich wie die Argonauten, ihren Orpheus und Mopsus, nemlich ihre Zeichendeuter, mit sich, die alles beurtheilen, und nach ihren Grundsätzen gute oder böse Folgerungen aus allen Vorfällen ziehen, und veranlassen dadurch entweder den Fortgang oder Rückgang des ganzen Vorhabens, nachdem es ihnen gut deucht. Hierzu ist oftermalen nichts weiter als eine bloße Kleinigkeit erforderlich; und sie würden sich gar leicht überreden, daß sie den Mast ihres Canots gleich den bekanten Eroberern des goldnen Gießes hätten reden hören, wenn nur die Warfager behaupten, daß solches geschehen sey.

§. 20.

In ihrem eignen oder in einem andern nicht verdächtigen Lande, brauchen sie wenig Behutsamkeit. Denn unterdessen, da einige ihre Canote oder Gerätschaft fortbringen, gehen die andern in die Wälder, und sind die ganze Reise über fast beständig auf der Jagd. Diese Jäger nemen verschiedene Wege, zerstreuen sich von einander, und folgen den verschiedenen Windstrichen, damit sie nicht bey einerley Beute auf einander stoßen. Gegen Abend finden sie sich alle wieder an dem bestimmten Orte ein, wo sie Nachtlager halten, und keiner wird leichtlich zurück bleiben.

Begrif von  
Anordnung  
ihrer Reise.

Nichts ist bewundernswürdiger, als die Einbildungskraft dieser Barbaren. Es ist dieses eine solche Eigenschaft, die ihnen angeboren zu seyn scheint. So gar jedes Kind richtet sich allemal von Natur, in Ansehung der Derter wo es gewesen, oder wovon es nur reden hören, gleichsam wie mit einem Compas geschehen könnte, nach Morgen. In den dicksten Wäldern und bey dem dunkelsten Wetter verlieren sie, wie sie sagen, niemals ihren Stern. Wo sie hin wollen, darauf gehen sie gerade zu, ob sie schon ein unbewontes Land durchwandern, worin sie weder Weg noch Steg antreffen. Bey ihrer Zurückkunft haben sie alles bemerkt, und sie zeichnen, obwol ziemlich ungeschickt, auf Baumrinden oder in den Sand solche genaue Landkarten, daß ihnen nichts als das Meilenmaas ermangelt. Dergleichen Art von geographischen Rißen heben sie auch in ihrem öffentlichen Schaze auf, damit sie sich derselben im Nothfal bedienen können.

§. 21.

Von der Sternkunst haben sie ebenfals einige Kentnis, welche ihnen dienet, ihre Kentnis vom Zeit einzutheilen und ihre Reisen zu ordnen. Es ist auch bey ihnen noch einiger Schatten Stern.

W b b 3

dieser



dieser Wissenschaft übrig, deren Anfang man dem Prometheus, dem Atlas und Egeon zuschreibet, als welche sich zuerst beflissen, den Lauf des Gestirns zu betrachten: und zwar der erste auf dem Caucasus; der andere in Mauritanien; und der dritte in Arcadien, oder auf den thracischen Gebürgen.

Sie rechnen mehrentheils, nach Art der Numidier und anderer Völker des Alterthums, mehr nach den Nächten als nach den Tagen; mehr nach den Monden als Sonnenmonaten, so wie fast alle Völker der ersten Zeiten, insbesondre die Juden, zu thun gewont waren. Indessen ist diese Art zu zählen dem Sonnenlaufe untergeordnet, als der zur Anordnung der Jahre dienet, die in vier Jahreszeiten, gleich wie bey uns, und wieder in zwölf Monate abgetheilet seyn. Die Art nach den Monden zu zählen, ist auch nicht einmal so allgemein, daß sie nicht auch nach Sonnenjahren rechnen sollten. Mich deucht, ich habe angemerkt, daß sowol die eine als andre Art zu rechnen, an gewisse Dinge geknüpft ist, und daß sie bey andern Gelegenheiten solche ohne Unterschied gebrauchen.

Die Sonnenjahre sind dazu gewidmet, das Alter der Menschen anzuzeigen. Wenn man zum Exempel wissen wil, wie lange es sey, daß ein Mensch geboren worden; so fragt ein Huron, wie vielmal er seinen Geburtstag erlebet? Und dieses ist eben dasselbe, dessen sie sich in Absicht der Sonne bedienen, von welcher sie sagen, daß sie den Punct, wo sie ihren Lauf angefangen, so und so vielmal wieder erreicht. Nicht weniger drucken sie die Sonnenjahre durch den Namen einer der vier Jahreszeiten, insbesondre durch den Winter aus; indem sie eine der Jahreszeiten bey dieser Gelegenheit für alle viere zusammen und für ein ganzes Sonnenjahr annehmen. Sie sagen zum Exempel, es sind so und so viel Winter, an stat, so und so viel Jahre daß ich auf der Welt bin. Diese Art zu rechnen ist sowol in der alten als auch annoch in der neuen Dichtkunst üblich. Alle entfernte Sachen, die einen langen Zeitlauf in sich fassen, rechnen sie auf eben diese Weise, weil ihnen die Menge der Mondenmonate alsdenn zu vieler Vermirrung Anlas geben würde. Wenn aber im Gegentheil von einer ziemlich kurzen Zeit die Rede ist, und sie ihre Anstalten zu einem Feldzuge, Jagd, Fischerey, Versammlung, oder zu ihrer Heimreise u. s. w. machen wollen; so rechnen sie nach den Monden und nach den Nächten. Bey dieser Gelegenheit sagen sie sehr wohl, Skarakuat, so einen Sonnenmonat ausdrückt, gleichwie s'Mennitat einen Mondenmonat anzeigt; wovon ersteres aber nicht so, als das letztere gebräuchlich ist.

Es ist sehr warscheinlich, daß alle Völker des Alterthums die Mondenjahre dem Sonnenlaufe solchergestalt untergeordnet haben. Dieses scheint auch aus der heiligen Schrift <sup>(42)</sup> bey den Egyptern und Hebräern seine Richtigkeit zu haben. Wenn Joseph zu dem Pharao von sieben fruchtbaren und von andern sieben unfruchtbaren Jahren redet, so verstehet er ganz unstreitig solche Jahre, die von dem Laufe der Sonnen abhängen; weil selbige dazu dienet, die Zeit der Saat und Ernte durch Anordnung der Jahreszeiten zu bestimmen. Die Jubeljahre der Juden waren auch offenbar Sonnenjahre. Herodotus <sup>(43)</sup> erzälet von den Egyptern, daß die Priester dieser Nation sich zu rümen pflegten, als ob sie die ersten gewesen, welche die Jahre in zwölf Sonnenmonate, und jeden derselben wiederum in dreißig Tage eingetheilet, und am Ende jedweden Jahres noch

(42) 1 B. Mos. 41, v. 29. 30.

(43) HERODOT. lib. 2 n. 4.

noch fünf Tage hinzugefüget \*). Es ist warscheinlich, daß diese Eintheilung eben so alt als die Eintheilung der Sterne in Constellationes ist, deren Zwölfe in der Ecliptik sind, die man die zwölf Häuser der Sonnen nennet, weil sie sich in jeglichem einen Monat lang aufhält. Melnes Erachtens aber gehöret die Ehre, den Sternen Benennungen beigelegt zu haben, den andern Barbaren, wie aus dem, was ich anzuführen in Begriff bin, wird gefolgert werden können.

Was das, so ich von den Sonnenjahren angeführet, rechtfertigen kan, ist dieses, daß ausser den Barbaren, auch die gesitteten americanischen Völker ihre Jahre gleicherge-  
stalt nach dem Sonnenlaufe ordnen. Die Einwohner in Peru <sup>(44)</sup> rechneten in jedwedem Jahre eben so viel Tage als wir, und theilten sie in zwölf Mondenmonate ein, wovon jeglicher seinen eignen Namen hatte, und worinnen sie die übrigen elf Sonnentage vertheilten. Der Mexicaner Sonnenjahr bestund aus 360 Tagen, die in achtzehn Monate, und jeglicher Monat in zwanzig Tage, abgetheilet war. Wie aber nichts desto weniger der Sonnenlauf fünf Tage übrig lies, so machten sie mit selbigen zwar eben die Rechnung als die Egypter; indessen sahen sie solche als überflüssige und ledige Tage an, worin ihre Priester auch nicht opfern durften, sondern sie wurden mit Besuch und Ergötzlichkeiten zugebracht. Nach dieser Einschaltung fiengen sie ihr neues Jahr mit dem Frölinge und mit dem Wachstume der Blätter an; anstat, daß die Peruaner solches mit dem Anfange des Jammers, und hernachmals, da ihre Kalender durch einen ihrer Ancas verbessert worden, mit dem Wintermonate angehen ließen.

Ausserdem theilten die Mexicaner ihr Jahr nach den Jahreszeiten, in vier gleiche Theile ab, wovon jeglicher seinen besondern Namen und Warzeichen hatte. Ihre Monate kommen mit den unsrigen nicht überein; folglich waren auch ihre Wochen davon unterschieden, denn sie bestunden aus dreizehn Tagen. Gleichfals hatten sie auch Jahrwochen, wovon vier, welche 52 Jahre in sich fasseten, ihre Jahrhunderte ausmachten. Die Gestalt dieses secularischen Kalenders wurde durch ein Rad, oder durch ein Kreuz mit vier gleichen Ecken und Spitzen abgebildet, in dessen Mitte die Sonne stand. Jedwede Ecke oder Spitze hatte eine besondere Farbe und war in dreizehn Theile abgetheilet, um dadurch die Zahl der Jahre anzuzeigen. Auf den Rand verzeichneten sie durch hieroglyphische Bilder die merkwürdigsten Begebenheiten.

Ich kan nicht umhin, hiebey noch mit wenigen zu berühren, daß wie sie, bereits angezeigter massen, gleich denen peruanischen Völkern, eine Ueberlieferung hatten; daß nemlich die Welt am Ende der Jahrhunderte vergehen solte: so löschten sie, sobald sich ihr secularisches Jahr endigte, das heilige Feuer in ihren Tempeln, und das, so besonders in ihren Häusern brante, aus, und zerbrachen alle Gefässe, die zu dessen Unterhaltung dienen; gleichsam als ob sie solche nunmehr nicht weiter nötig hätten, und die Welt in eben der Nacht in einen Klumpen fallen, und sich in ihr voriges Nichts verwandeln würde. In dieser Einbildung brachten sie die ganze Nacht in der Finsternis zwischen Furcht und Hoffnung zu; sobald sie aber die Morgenröthe wieder erblickten, die ihnen die nochmalige Ankunft der Sonne verkündigte, so hörte man von allen Seiten unzählige Freudengeschreie; so mit dem Klange verschiedener musicalischer Instrumente von ihrer Art,

(44) ACOSTA Hist. moral de las Indias lib. 6 c. 2. 3.

\*) Von dieser Jahres Eintheilung ist die Explication de divers monumens singuliers, qui ont Rapport a la Religion des plus anciens Peuples, so der gelehrte P. MARTIN. ausgehen lassen, sowol in der Vorrede als auch S. 201 wo er von den verschiednen Jahren der Egypter handelt, nachzusehen.



Art, begleitet wurden. Man zündete aller Orten, sowol in den Tempeln als Häusern, aufs neue Feuer an, und es wurde ein Fest gefeiert, in welchem sie durch Oaser und feierliche Umgänge ihrer Göttheit Dank abstatterten, daß ihre Gütigkeit ihnen aufs neue das Licht geschenkt, und noch ein neues Jahrhundert zugestanden habe.

Die Benennungen der vier Jahreszeiten sind bey den Barbaren bestimmt. Die Monate erhalten den Namen vom Mondenscheine, oder von den davon abhängenden verschiedenen Wirkungen. Bey den stätigen Völkern Neufrankreichs, werden sie durch die Saatzeit, durch den zunehmenden Wachstum des Getreides, der Ernte u. s. w. angezeigt. Die herumschwärmenden Nationen aber haben andre, und jedwedem Scheine des Mondes eigne Umstände, die den ihm beigelegten Namen bestimmen. Von Eintheilung der Wochen und der Tage in gewisse Stunden aber wissen sie nichts. Sie haben selten über vier Puncte, nemlich den Anfang der Sonnen, den Mittag, den Untergang und Mitternacht. Den Abgang des Stundenzeigers ersetzen sie durch eine Aufmerksamkeit, die sie so genau ausüben, daß sie bey jedweder Stunde des Tages, fast mit den Fingern den Punct zeigen, wo die Sonne stehen sol.

Die Iroquoisen und Huronen haben eine gewisse Art zu rechnen, die nach dem Stilo des Senats eingerichtet ist, nach welchem die Nächte vor Jahre angenommen werden, wie ich bey der Abhandlung von dem öffentlichen Schafe bereits gezeigt habe. Es kan wol unter den Egyptern, Chinesern und andern alten Völkern eine gleichmäßige Zählungsart anzutreffen gewesen seyn, die zu der Rechnung einer grossen Anzal Jahrhunderte, welche sich in ihren Zeitregistern findet, und blos in ihrer Unwissenheit oder Eitelkeit gegründet ist, Anlas gegeben. Daher man bey den Juden Jahrwochen angetroffen, welche eben so als die gewöhnlichen Tagewochen ausgesprochen wurden.

La Fontan <sup>(45)</sup> sagt: daß das Jahr der Utauacs, der Uragamis, der Huron, der Sauleurs, der Ilinoisern, der Uimamis und einiger andern Wilden, aus zwölf synodischen lunatischen Monaten bestche, nur mit dem Unterschiede, daß sie am Ende von dreißig Monden, allemal einen überleien mit gelten lassen, den sie den verlorenen Mond nennen. „Zum Exempel, sagt dieser Schriftsteller, wir sind gegenwärtig im Monat März, den ich als den dreißigsten lunatischen Monat, und folglich als den letzten dieser Denzzeit annehme; es müste daher der April diesem unmittelbar folgen; inzwischen würde dieser nach ihrer Rechnung der verlorne Mond seyn, der zuvörderst verhehen müste, inmaffen er der ein und dreißigste ist: alsdenn würde erst der April eintreten, womit denn zugleich ein neuer Zeitlauf von andern dreißig synodischen lunatischen Monaten, so nach unsrer Zeitrechnung ongefahr drittehalb Jahr ausmachen, angefangen wird.“ Es scheint mir aber dieses Verfassers Vorgeben eine bloße Erfindung zu seyn, indem dieses sowol, als verschiedenes, womit seine Nachrichten angefüllt sind, der offenbaren Wahrheit widerspricht.

Das gewisseste, was man in diesem Falle von ihnen sagen kan, ist dieses, daß sie bey den Einschaltungen und bey der Vergleichung der Sonnenjahre mit den Mondjahren keine mathematische Richtigkeit beobachten. Selbst bey denen gesitteten Völkern in America ist solche nicht einmal anzutreffen: um so weniger kan sie von den Barbaren dieses Welttheiles verlangt werden. Acosta <sup>(46)</sup> und Anca Garcilasso <sup>(47)</sup> sind genötiget einzuzugestehen, daß der Mexicaner und Peruaner Wissenschaft in diesem Stücke sehr einge-

(45) LA FONTAN memoires de l'Amerique Tom. 2.

(46) ACOSTA loc. cit.

(47) GARCILASSO Comment. Real. lib. 2 c. 22.

eingeschränkt sey. Sowol der eine als der andre füret, wiewol auf eine etwas unterschiedene Weise, an, wie die Einwohner in Peru denen Irthümern abzuhelpen suchen, welche durch den Unterschied, der sich zwischen den lunatischen und Sonnenjahren findet, veranlasset werden möchten, indem sie sich selbst nicht nach dem Laufe des Mondes, sondern nach dem bestimmten Punct der Sonnenwenden und des Aequinoctii richten. Zu Beobachtung des einen hatten sie Thürme, und zu dem andern gewisse Seulen. Die angeführten Schriftsteller kommen zwar nicht in der Anzal und Stellung dieser Thürme, wol aber in dem Wesentlichen überein; welches darin besteht, daß sie dergestalt errichtet worden, daß man auf selbigen mathematische Beobachtungen anstellen können, die zwar sonder Zweifel nicht von der richtigen Beschaffenheit, wie wol heutiges Tages erfordert werden möchte, jedennoch aber zu ihrer Nothdurft hinreichend gewesen. Es war auch allemal ein Prinz vom Geschlechte der Incas verbunden, die Aufsicht über diese Beobachtungen zu übernehmen.

Da der Wilden Jahrbücher aus Mangel der Buchstaben nicht sonderlich angehäufet sind, so weis ihre Zeitrechnung auch nichts von Irthümern, die sich in ihren Berechnungen befinden, und aus der Wiederkehr mehrerer Jahrhunderte entstehen könnten. Nicht etwan als ob sie keine bemerkte Denkzeiten hätten, und sich keines Mittels bedieneten, das Andenken der historischen Vorfälle und anderer merkwürdigen Dinge aufzubehalten. Denn ausser dem, was ich von den Troquoisen, von den Huronen, und von denen, welche die landesangelegenheiten durch Porcellainbänder betreiben, angefüret; und ausser dem, so von der hieroglyphischen Schrift der Mexicaner und denen erwehnten Gemälden, gedacht worden: so haben auch noch alle Wilden eine Art von Jahrbüchern, die durch gewisse Knoten bezeichnet werden, ob sie gleich bey allen Barbaren sehr eingeschränkt und unvollkommen sind. Die Peruaner hatten sie zu einer etwas weitem Vollkommenheit gebracht. Denn wenn wir dem Acosta glauben, so ersetzen sie den Abgang des Alphabets durch ihre Quipos, welches gewisse Nachrichten und Register waren, die aus kleinen Stricken, und aus verschiedenen Knoten von mancherley Farbe bestunden. Es ist unglaublich, sagt er, wie viel unzählige Dinge sie auf diese Art ausdrucken. Denn mit diesen deuteten sie alles, was man sonst durch Schriften, Bücher, Erzählungen, Geseze, Ceremonien und Handelsrechnungen anzeigt, mittelst kleiner Schnuren oder Knoten an, und die Farben waren dergestalt daran verändert, daß man auch den allergeringsten Umstand gewisser Dinge, so dadurch angezeigt wurden, erkennen konnte. Es befanden sich unter ihnen gewisse öffentliche Personen, als bey uns die Notarien sind, die solche Register führten, und geordnete Lehrmeister, welche die Jugend in dieser Wissenschaft unterrichten mußten. Die Mexicaner hatten ihre chronologische Hieroglyphen noch zu einer grössern Vollkommenheit gebracht, und ganze Geschichte auf Rinden geschrieben, die als Bücher gebunden waren, und denen, so aus China zu uns kommen, gleichen. Wir würden auch sonder Zweifel von ihrem Staate eine weit bessere Kenntnis erlangt haben, wenn der wenige Geschmack an Altertümern zur Zeit der spanischen Eroberungen, und der mit einer groben Unwissenheit verknüpfte unbessene Religionseifer der ersten Missionarien, diese unwissende Eiferer nicht angetrieben hätte, alle diese historischen Samlungen zu verbrennen; gleich.



gleichsam als ob es lauter Zauberzeichen gewesen wären, und nichts anders als Hexerey zum Zweck gehabt \*).

Bei Gelegenheit ihrer Denkzeiten und Art zu rechnen, wil ich noch bemerken, daß man ebenfals als etwas bewundernswürdiges betrachten mus, daß die Wilden eben die Art zu rechnen haben, die aus dem Altertume zu uns gekommen ist, und die, da sie blos willkürlich, von eben der Quelle abgeleitet werden mus. Denn die Zahl Zehen ist bey ihnen eine Zahl der Vollkommenheit; eben wie sie es ehemals bey den Egyptern war, und es noch heut zu Tage bey den Chinesern, und wie man füglich behaupten kan, auch bey allen europäischen Völkern ist. Sie zählen anfangs die Einheiten bis auf Zehen, die Zehen durch Zehen bis auf Hundert, die Hunderte ebenfals durch Zehen bis auf Tausend, und so weiter.

## §. 22.

Sterne und  
Constellationes.

So viel die Sterne und Planeten anbelangt, so haben sie gegenwärtig unter sich noch eben die Begriffe, die man im Altertume davon gehabt. Die Troquoisen nennen die Sterne Orsistok ein Feuer im Wasser, von Orsista Feuer, und von O, welches im Zusammensatze eine Sache im Wasser bedeutet. Dieses scheint auf diejenigen Wasser zu zielen, wovon die heilige Schrift sagt: daß sie über dem Firmamente seyn. Sie sagen Orsistokuannion, und fügen also, die vermehrende Schlußbuchstaben hinzu, damit sie die Zahl der Sterne desto besser vorstellig machen mögen. Mannigmal nennen sie solche auch Orsistokuanntagon, angeheftete Feuer; um dadurch anzuzeigen, daß ob sie schon an dem Himmel beweglich seyn, sie nichts desto weniger ihre gewissen Bestimmungen und eine unter sich selbst gleiche Uebereinstimmung haben. Sie theilen sie in Constellationes ein; woben das sonderbarste ist, daß einige fewel dieser Constellationen als Planeten, eben die Namen führen, welche von dem Altertume auf uns gekommen sind. Die Venus oder den Morgenstern, nennen sie Te Keutenhanicha, sie bringe den Tag, welches von eben der Bedeutung als der Name Lucifer ist, den uns die Alten überliefert haben. Das Siebengestirn \*\*) nennen sie Te Jennonniakua die Tänzer und Tänzerinnen; welches im Altertume einigen Grund zu haben scheint, inmassen Hygin uns <sup>(48)</sup> solches anführet, und saget, das es darum also genennet worden, weil es das Ansehen hat, als ob es durch die Anordnung seiner Sterne einen runden Tanz fermirte. Ich habe bereits angeführet, daß sie die Galaxis oder Milchstrasse den Weg der Seelen nennen; zugleich habe ich die Uebereinstimmung gewiesen, welche diese Benennung mit der Lehre der Alten, von dem Zustande der Seelen in Ansehung ihres himmlischen Ursprungs und ihrer Rückkehr nach demselben hat. Das besonderste Gestirn aber, woben ich mich anjeko am meisten aufhalten werde, ist der grosse Bär, welchen die Wilden ebenfals den Bär oder die Bärin zu nennen pflegen. Der Troquoisen Wort heißet Okuari. Hiebey bleibe ich etwas stehen, weil diese Constellation bereits gemeldet massen die Betrachtungswürdigste unter allen übrigen ist, und in Absicht der ersten Schiffarten die mehreste Aufmerksamkeit verdienet. Denn man behauptet, daß die Alten

bey

(48) HYGIN. lib. 2. Art. Taurus.

\*) Dies von einem Römisch-catholischen selbst, gefällte Urtheil, ist viel zu vernünftig und unparthenisch, als daß es nicht ins besondre in Betrachtung gezogen werden, und von des Verfassers und seines Vorgängers des Acoffa aufgeklärten Begriffen ein Zeugnis ablegen solte.

\*\*) Varro eignet dasjenige allen Sternen zu, was Hygin blos von dem Siebengestirn anführet: Quum pictus aer feruidis late ignibus Coeli choreas astricas ostenderet. MANILIUS 2. V. Signorumque choros ac mundi flamma tecta.

ben ihren Reisen zu Wasser sich nach derselben gerichtet; daher sie aus einer natürlichen Folge durchgängig bekant, als alle andere, wovon man eben einen so bestimmten Gebrauch nicht anzugeben weis, gewesen seyn müste.

Ich werde hier nicht die Fabeln der Dichter \*) von dem Namen des grossen und kleinen Bärs untersuchen, sondern andern diese Nachforschung überlassen: ob die Beilegung dieser Benennung entweder in Betracht der Bärinnen, die den Jupiter zu Creta gesäuget, oder wegen der Verwandlung des Arcas und der Callisto geschehen? In Ansehung desjenigen, was die Geschichte anbetrifft, so glaube ich, daß diese beiden Namen diesen Constellationen, die einander sehr ähnlich seyn, nach einander, zu verschiedenen Zeiten haben beigelegt werden können. Wenigstens scheint es, daß die Meinung der alten Schriftsteller diese gewesen, daß man sich lange zuvor, nach dem grossen Bär gerichtet, ehe man den kleinen Bär in Betrachtung gezogen.

Hygin (49) sagt, daß Thales, der sich stark auf die Astronomie gelegt, derjenige gewesen, der den kleinen Bär, welchen man, um ihn desto besser von dem grossen zu unterscheiden, Minor geheissen, Arctos genennet habe: und daß eben dieser Thales, da er ein Phönicier gewesen, auch dieses Gestirn Phoenice benamete. Die Phönicier machten sich die Entdeckung ihres Landmannes zu Nuge; und da sie sich auf ihren Reisen nach dem kleinen Bär richteten, so konnten sie mit weit mehrerer Sicherheit schiffen. Alle peloponnesische Völker, benebst denen des ägäischen Meeres, fuhren fort, den grossen Bär zum Augenmerk zu haben. Und vielleicht ist dieses ein Bewegungsgrund der Eifersucht gewesen, der sie vermocht, sich an den alten Gebrauch zu halten. Dem sey aber wie ihm wolle, so waren die Phönicier lange Zeit die einzigen, die sich nach des Ovidius \*\*) Zeugnis nach dem kleinen Bär richteten.

Dieser Thales, von dem Hygin redet, war ein Milesier, und kan bloß deshalb, weil er sich in Phönicien aufgehalten, kein Phönicier genennet werden. Er ist von dem andern Thales, der an den Gesetzen der Creter gearbeitet, und den man unter die Zahl der Gesetzgeber rechnen mus, unterschieden.

Das Gewisseste hiebei ist dieses, daß die Troquoisen und der mehresthe Theil der Wilden den grossen Bär unter eben dem Namen, als wir, kennen: und wie die Benennungen der Constellationen gänzlich willkürlich sind, und denselben nach Gutfinden gegeben worden; so können sie mit uns in Gebrauchung einerley Namens, nicht anders als durch eine Gleichförmigkeit, in Mittheilung der Begriffe überein gekommen seyn, als welche solche Personen zum voraus sezet, die dergleichen Kenntnis von einem zu den andern überbracht. Uebrigens mus man nicht meinen, daß sie erst seit der Zeit, da die Europäer ihre Lande betreten, sich dieser Benennung zu bedienen angefangen; sondern diese sind gewis unter ihnen sehr alt. Ja sie treiben sogar ihren Scherz mit uns, daß wir einem

C c c 2

Thiere

(49) HYGIN. lib. 2 Art. Arctos minor.

\*) Aratus handelt im Anfange seines Gedichtes von den Bärinnen, die den Jupiter auf der Insel Creta gesäuget, woraus sie nachher an den Himmel verset, und unter die Zahl der Gestirne, zur Erkentlichkeit vor diesen Dienst verset, worden. Diese Fabel sowol, als des Arcas und der Callisto ihre, scheinen zu erweisen, daß es die Creter und Barbaren sind, die Griechenland besaßen, welche den Gestirnen die Namen bei-

gelegt, und den Himmel in Constellationes eingetheilt haben.

\*\*) OVID. Fast. 3.

Quis tunc aut Hyadas, aut Pleiadas Atlanteas  
Senferat, aut geminos esse sub axe po-  
los?

Esse duas Arctos; quarum Cynosura petatur

Sidonii; Helicen graia carina notet?



Thiere einen grossen Schwanz andichten, das doch fast gar keinen hat; daher sagen sie, daß die drey Sterne, die nach unserm Begriff den Schwanz an dem grossen Bäre ausmachen solten, vielmehr drey Jäger wären, die ihn verfolgten. Der andre dieser Sterne hat einen ganz kleinen Stern, der sehr nahe dabey befindlich ist. Dieser, sagen sie, ist der Kessel des zweiten Jägers, der das Geräthe und den Mundvorrat der andern trägt.

Le Clerc <sup>(50)</sup> versichert, daß die gaspesischen Wilden eine Kenntnis vom grossen und kleinen Bär haben \*), und den ersten Mubinne, den andern aber Mubinchiche nennen, so mit dem Namen Arctos maior et minor überein kömmt. Er fügt hinzu, daß sie vorgeben, als ob die drey Hüter des Nordsterns ein Canot wären, worin drey Wilden sassen, die den Bär verfolgten; den sie aber zum Unglück nicht einfangen können. Es ist zwar nicht leicht gewöhnlich, Bärenjagden zu Wasser anzustellen, wenn nicht von weissen Bären die Rede ist, als welche, wenn sie auf dem Eise Fische suchen, öftermalen ins Nordmeer geraten. Weil aber diese Jagd so unsicher als ungewöhnlich ist; so scheint mir dieser Canot, blos in des le Clerc Erfindung zu beruhen.

Diejenigen Iroquoisen, welche ich dieserhalb zu Rathe gezogen, haben nicht gesehen, den kleinen Bär unter diesen Namen zu kennen. Sie nennen den Polarstern *ia're Uattenties*, als einen der nicht fortgehet, weil seine Bewegung den Augen nicht merklich ist, daher er beständig an Einem Orte stehen zu bleiben scheint. Ohnerachtet sie von beiden Bären blos den grossen kennen, so ist er doch der Polarstern, der ihnen auf ihrer Reise zum Führer und dazu dienet, die verschiedenen Windstriche zu unterscheiden, welchen sie zu folgen haben. Die abenauquischen Wilden kennen den kleinen Bär eben so wenig; und ich glaube, des le Clerc Anführen ungeachtet, daß es mit den *Micmacs*, die ihre Nachbarn sind, eben diese Bewandnis habe.

Die Wilden haben ihren Compas in den Wäldern und grossen Ebenen des festen Landes nötiger, als auf den Flüssen, weil ihnen derselben Lauf bekant und leicht zu halten ist. Wenn ihnen aber der Sonnen- oder Sternenschein ermangelt; so haben sie einen natürlichen Compas an den Bäumen der Wälder, die ihnen durch fast untrügliche Merkmale Norden zu erkennen geben. Das erste Kennzeichen ist die Spitze der Bäume, welche beständig gegen Mittag zu gerichtet ist, als wohin sie durch die Sonne gezogen wird. Das andre bestehet in der Borke, die gegen Norden allezeit mat und dunkler ist. Wenn sie dessen desto gewisser versichert seyn wollen, so dürfen sie nur einige Splitter aushauen. Die verschiedenen Bedeckungen, welche den Stam des Baums umgeben, sind an der Seite, die gegen Mitternacht stehet, allezeit dicker, mittagswärts aber ungleich dünner. So zuverlässig inzwischen auch diese Zeichen seyn, so brechen sie, wenn sie ihre Rückreise auf eben demselben Wege antreten wollen, oder wenn etwan einer zurück geblieben, der sich verirren könnte, wenn Wind und Schnee ihre Fusstapfen bedeckt hat, von Ort zu Ort kleine Zweige ab.

Ehedem

(50) Relat. de la Gaspésie ch. 7.

\*) Unter allen verschiedenen Namen, welche man diesen beiden Gestirnen der Bäre gegeben, scheinen die Namen Arctos und Bär die ältesten, und in der Fabel der Mythologie am gegründetsten zu seyn. Dieses aber ist ungewis, ob die drey Sterne, die man den Schwanz des Bären nennet, allemal auf diesen Fus im Altertume betrachtet worden; wenigstens ist solches nicht allgemein

gewesen. Noch heut zu Tage, werden diese drey Sterne in Italien *i tri Cavalli* die drey Reuter genennet, wie solches aus des CORONELLI Himmelskugel erhellet. In Frankreich nennt man sie die Hüter des Bärs, eben auf die Art, wie le Clerc in seiner Relation de la Gaspésie am angezogenen Orte gethan hat.

Ehedem war es bey den Lacedämoniern, vielleicht auch bey andern Völkern des Alterthums, ein Aberglaube, keine Schlacht im abnehmenden Mond zu liefern. Ich kan zwar nicht versichern, daß die Wilden eben diesem Vorurtheile zugethan sind; so viel aber ist gewis, daß wenn sich verschiedene Völker zu einem gewissen Unternehmen zusammen ziehen sollen, so ist das Signal zur Versammlung allezeit der Vollmond. Dieser ist auch seit geraumer Zeit schon zu diesem Behuf unter ihnen das Zeichen gewesen. Sie werden auch niemals ermangeln, sich während desselben an dem bestimmten Orte einzufinden. Wannenhero dieses ebenfalls eine Anmerkung ist, daß die Gestirne zu Einrichtung ihrer Reisen dienen, und sie zu ihren Unternehmungen führen.

§. 23.

Wenn die Wilden an den Ort gelangen, wo sie ihr Nachtlager halten wollen, ist ihr Lager bald aufgeschlagen. Sie kücken ihre Canots auf die Seite, damit sie sich vor den Wind schützen können; oder sie stecken einige Zweige von Laubwerk in den Sand, und legen andere dergleichen unter ihre Matten. Einige führen gleich unsern Landkarten zusammengerollte Biekenrinden mit sich, wovon sie gar bald eine Art von Gezelt oder Hütte aufrichten können. Wenn sie keine Weiber bey sich haben, so machen die Jüngsten unter ihnen Feuer an, und sind schuldig, den Kessel beizubringen, auch alles übrige zum Unterhalte zu besorgen. Die Krieges männer haben die Gewonheit, allemal einige junge Bursche mit sich zu führen, deren Verrichtung bey ihrem ersten Feldzuge darin bestehet, denen andern aufzuwarten, eben so wie Syllas den Hercules bedienen mußte.

§. 24.

Bey dergleichen Gelegenheiten bedienen sie sich einer besondern Art, Feuer anzumachen. Die Montragnais und Algonquins schlagen mit zween Stücken Erz (pierre de anzumachen mine) über eine Adlerskeule, die samt den Federn getrocknet ist, und leichtlich Feuer fängt, weshalb sie ihnen auch stat des Zunders dienet. An stat des Schwefelfadens haben sie ein Stück faul und wohl getrocknetes Holz, das so lange brennet, bis es verzeret ist. So bald es Feuer gefangen, wird es in eine zu Pulver gestoffene Cederrinde gelegt, und so lange sanft angeblasen, bis es eine Flamme giebt.

Die Huronen und Iroquoisen, auch gewisse Völker im mittägigen America, bedienen sich bey dem Feueranschlagen, keiner Kieselsteine, sondern sie reiben Holz an einander. Sie nehmen zwey Stück trocken und leichtes Cedernholz: das eine halten sie fest mit den Knien; und stecken in eine Hölung, die sie mit einem Bieberzahn, oder mit der Spitze eines Messers am Rande des einen Stück Holzes, das plat und ein wenig breit ist, gemacht haben, das andre Stück, das rund und zugespitzt ist, hinein: und drehen es mit solcher Hurtigkeit und Strenge, daß die Materie des Holzes, die mit solcher Hestigkeit gehandhabet wird, durch eine Kerbe oder kleine Röhre, die von dieser Hölung auf den beschriebenen, oder diesem ähnlichen, Zunder stößet, in lauter Feuerfunken herabrollet. Dieser Zunder fasset die herablaufenden Funken auf, und erhält solche so lange, bis sie Zeit gewinnen, durch Herbeibringung trockner und zum Brennen tauglicher Materialien ein grosses Feuer zu machen.

Dieser Gebrauch, durch das Boren Feuer zu machen, ist um so sonderbarer und merkwürdiger, da es eben derselbe ist, dessen sich die Vestalinnen zu Rom bey Anmächung ihres neuen Feuers, oder bey Anzündung dessen, so durch ihre Nachlässigkeit verloschen, bedieneten. Denn, da nicht erlaubt war, das geringste weltliche Feuer dazu zu



gebrauchen, so war die Gewohnheit, sagt Festus<sup>(51)</sup>, ein Bret von leicht brennendem Holze so lange zu durchbohren, bis Funken daraus gefallen, die eine Vestalin mit einem ehernen Siebe auffing, und hernachmals in den Tempel brachte. Mos erat, tabulam felicis materiae tamdiu terebrare, quousque exceptum ignem cribro aeneo Virgo in aedem ferret. Bey den Griechen zündete man, nach des Plutarchus<sup>(52)</sup> Zeugnis, das heilige Feuer mittelst eines Brennsiegels an, der, da er die Stralen der Sonne zusammen zog, brennende Materien entzündete, die in einem zu diesen Gebrauch bestimmten Gefässe zubereitet waren.

## §. 25.

Vorsichtigkeit  
in feindlichen  
Ländern.

Die Art, nach welcher die Wilden den Krieg führen, ist allen ihren Feinden schrecklich; indem ihre ganze Kunst da hinaus läuft, selbige gleichwie die Rabe die Maus zu überrascheln. Ein kleiner Haufe richtet seine Absicht darauf, einige Cabanen der Jäger zu überfallen, und diese, wenn sie im Schlafe liegen, aufzuheben. Wenn sie auch in völliger Schlachtordnung fortgehen, so suchen sie ihre Maasregeln so wohl zu nehmen, daß sie zu einer solchen Zeit eintreffen, da man ihrer am wenigsten vermuten ist; nemlich, wenn die Manspersonen auf der Jagd, die Weiber auf dem Felde, und also außer Stand sind, ihnen die Spitze zu bieten.

Der gute Fortgang dieses Unternemens beruhet auf der Verschwiegenheit, und auf der Sorgfalt, die sie, ihre Ankunft verborgen zu halten, anwenden. Sie bedienen sich aller möglichen Mittel, damit sie die verschiedenen Parteien, die sich abwesend befinden, entdecken mögen, ohne selbst dabey entdeckt zu werden.

Bey jedem Lager, das sie aufschlagen, schicken sie ihre Kundschafter auf Partey aus, die das Land erforschen müssen. Diese haben solche Merkmale, die sie nicht leicht betriegen.

Das erste bestehet in dem Geruche des Rauchs. Wenn einige Wilden in den Wäldern Hütten aufgeschlagen, und daselbst in aller Sicherheit zu seyn vermeinen; so werden sie diejenigen, die sie suchen, sogleich, und zwar noch ganz von weitem, an dem Geruche ihres Feuers gewahr. Man kan versichert seyn, daß sie eben einen so feinen Geruch, als die Jagdhunde haben, die zum Ausstrühen des Wildes gebraucht werden.

Das zweite bestehet in den Fußstapfen der Personen, die von einem Orte zum andern gegangen sind. Es ist gewis, daß sie dergleichen an solchen Orten gewahr werden, wo wir nicht einmal den geringsten Anschein davon antreffen würden. Gleich bey dem ersten Anblicke werden sie, ohne sich zu irren, sagen können; von welcher Nation, von welchem Geschlechte, und von welcher Grösse die Personen gewesen, von denen sie die Spur antreffen, und wie lange ungefähr die Fußstapfen eingedruckt sind. Sind es nun vollends Personen von ihrer Bekanntschaft, so werden sie nicht unterlassen zu sagen, daß die Fußstapfen von diesem oder von jener sind. Ja sie sind auch so schlim, daß wenn sie dadurch den Ort einer verdächtigen Zusammenkunft entdeckt haben, sie alles Gras, was erwan auf einem dieser Fußstapfen befindlich seyn möchte, ausreißen. Eine zwar stumme aber ausdrückende Sprache dessen, was der Mund nicht ohne Verletzung der Wohlansständigkeit sagen kan; sie werden sich auch selten darinnen irren.

Ohnerachtet nun dieses etwas außerordentliches ist, so kan man doch nicht sagen, daß sie ein besser und schärfer Gesichtre als wir hätten. Ich glaube vielmehr, daß es die Wirkung einer ganz besondern Aufmerksamkeit und einer sehr langen Gewohnheit ist, dergleichen

(51) FESTVS voc. Ignis Vestae.

(52) PLUTARCH. in Numa.

gleichen Anmerkungen gemacht zu haben. Ich habe selbst einen Versuch gethan, nicht zwar, die Wahrheit zu bekennen, in Ansehung ihrer Fusstapfen, auf deren Beobachtung ich mich niemalsen gelege, sondern in Absicht zweier andrer Dinge, die sich oftermalen ereignen.

Bei dem Anfange meiner Mission wunderte ich mich nicht wenig, als ich sahe, daß die Wilden auf und abwärts fahrende Canote ganz in der Ferne, sobald sie sich nur bli- cken ließen, erkennen konnten. Nicht weniger bewunderte ich, daß, als ich mich mit ih- nen auf einem Canote besand, sie oftermalen eine Bewegung machten, als ob sie nach ei- nem Fische werfen wolten, den sie ganz unten auf dem Grunde des Wassers erblickten. Ich that zwar meine Augen so weit auf, als ich konnte, jedoch ich sahe nichts. Allmählich aber und durch starke Betrachtung des mir bezeichneten Ortes, gelangte ich doch dazu, daß ich etwas entdecken konnte. Ja endlich gewöhnete ich mich dergestalt dazu, daß ich of- termalen der erste war, der den Wilden was zu zeigen vermochte. Meiner Erfahrung aber ungeachtet habe ich doch nicht genug bewundern können, daß man unter dem Wasser viel Fus tief einen Fisch sehen, und über eine Meile Weges weit einen Canot erblicken könne, ohnerachtet er nur auf der Oberfläche des Wassers als ein Strich erschien.

Die Alten hatten ebenfalls diese Wissenschaft der Fusstapfen, und bedienten sich der- selben mit eben dem Vortheil als die Wilden. Apollonius von Rhodis <sup>(53)</sup> stellt uns die Argonauten davon zum Beispiel vor. Diese hatten den Hercules verlassen, als er sich von ihnen entfernt, und dem Zylas nachlief, den ihm die Nymphen geraubet. Als sie nun hierauf erfahren, daß er sich seit wenig Tagen in Libysa sehen lassen, und folglich nicht allzuweit seyn könne, so schickten sie viele von ihrer Mannschaft auf verschiedenen We- gen aus, Nachricht von ihm einzuziehen; und er sezer hinzu, daß es albereits zu spät ge- wesen, seiner Spur zu folgen, indem der einige Nächte hindurch anhaltende Wind, al- le Fusstapfen zugewehet, und solche von einer Seite zur andern mit Sande bedeckt gehabt. Wie noch heut zu Tage in diesen Landen zu geschehen pfleget, woselbst ganze Caravannen oftermalen von Sandbergen in den africanischen Wüsteneien verschüttet werden.

Es ist ihnen nicht unbekant, daß ihre Feinde eben die Wissenschaft, als sie, besitzen. Damit sie nun nicht von jenen entdeckt werden mögen, so nehmen sie alles sehr genau in acht, und setzen ihren Weg mit grosser Behutsamkeit fort. Sie bedienen sich keiner Feuer- röhre mehr auf der Jagd, sondern fangen an, von dem Mehl, das sie mitgebracht, ihren Unterhalt zu nehmen. Dieses besprengen sie mit ein wenig kaltem Wasser, oder verzeren es ganz trocken, und setzen einen guten Trunk darauf. Ja sie unterstehen sich so gar nicht einmal, Feuer anzuzünden. Auf dem Wege gehet einer hinter dem andern her, und der letzte bedeckt die Fusstapfen mit Laubwerk. Wenn sie sich nun endlich ihrem vorgesezten Ziele nähern, so setzen sie ihre Reise des Nachts fort, bey Tage aber ruhen sie. Indessen werden sie dieser Vorsichtigkeit ohnerachtet mannigmal überrumpelt, weil sie es an der wesentlichen Sicherheit, nemlich an Ausstellung einer Schildwache, ermangeln lassen. Denn an stat, daß sie sich zu dieser Verrichtung aufmuntern und einander dartin ablösen solten; so verlassen sie sich vielmehr auf die Versicherung, die ihnen ihre, vor Aufschla- gung des Lagers ausgesendete, Rundschafter gegeben. Sie schlafen mit solcher Sicherheit, als wenn sie zu Hause wären. Wenn sie nun in unbesorgter Ruhe liegen, geschicht es insgemein, daß sie überfallen, todt geschlagen oder zu Sklaven gemacht werden.

Dieser Ueberfallungskrieg, womit sich die Wilden nach Art der Parther, welche  
den



den Römern so lange Zeit beschwerlich fielen, einander heimsuchen, hat seinen Ursprung keinesweges aus einer Niederträchtigkeit; sondern er ist vielmehr dem Verlangen zuzuschreiben, ihren Sieg weit vollkommner zu machen, und ihre Mannschaft dabey möglichst zu schonen: denn der Verlust eines einzigen Mannes ist ihnen in Absicht ihrer geringen Anzahl ungemein empfindlich. Und dieser Verlust hat vor den Anführer der Parthey so wichtige Folgerungen, daß seine Ehre und Reputation darauf beruhet. Denn die Wilden verlangen nicht nur, daß dieser geschickt, sondern auch glücklich seyn solle. Ihr Eigensinn ist in diesem Falle wunderlich, so daß, wenn ihr Oberhaupt nicht seine völlige Mannschaft wieder zurück bringet, und wenn auch so gar nur einer eines blos natürlichen Todes stirbt, sein ganzer Credit verloren gehet. Dieses kan indessen die Wirkung einer Staatsklugheit seyn, wodurch sie diese Anführer in der Aufmerksamkeit erhalten, und sie verhindern, ihre Mannschaft nicht auf eine verwegene Weise der Gefar blos zu stellen. Im übrigen lassen sie erfordernden Fals häufig sehen, daß es ihnen nicht an Muth ermangelt, wenn sie entdeckt werden, sondern daß sie ihre Personen und Leben theuer genug zu verkaufen wissen: es sey nun, daß zwen feindliche Partelen auf dem Felde einander aufstossen, oder daß sie genötiget werden, einen in gutem Vertheidigungsstande befindlichen Platz anzufallen.

S. 26.

Scharmüzel.

Als Champlain (54) nebst noch einigen Franzosen die algonquinschen und montagnaischen Wilden, die wider die Iroquoisen zu Felde zogen, begleitete, hat er uns eine Beschreibung von einem solchen Scharmüzel hinterlassen, woraus abzunehmen ist, daß sie nicht nur Muth, sondern auch eine edle Herzhaftigkeit besitzen, die uns Europäern Ehre bringen würde. Seine Erzählung lautet ohngefär folgender massen.

Als Champlain und sein Haufe sich auf die See eingeschiffet, welche man nachmals nach seinen Namen Champlainssee genennet, und ihren Weg in aller Stille und ohne Geräusche fortgesetzt, sahen sie Abends gegen zehen Uhr an der Spitze eines Vorgebürges die Iroquoisen anlanden, die ihrer Seits ebenfalls zum Kriege ausgezogen waren. So bald beide Parteien einander ansichtig wurden, erhuben sie ein grosses Geschrey, und jederman schickte sich zum Gesechte an. Die Iroquoisen stiegen ans Land, stellten alle ihre Canote am Ufer in Ordnung, damit sie solche im Nothfal wieder besteigen könnten. Da sie mit ihren Beilen Holz abgehauen, versperreten sie den Zugang, so gut sie konnten. Die andern näherten sich ihnen auf einen Bogenschus, schichteten ihre Canote nach der Breite dichte an einander, und machten sie mit Stangen feste, sich aber zum Gesechte bereit.

So bald sie sich in Ordnung gestellet hatten, schickten sie zween Canote mit Herolden ab, die den Iroquoisen ein Treffen anbieten mußten, welchen sie auch mit Freuden, obwol erst des folgenden Tages, annahmen. Denn sie sagten: daß es nicht das Ansehen habe, als ob sie während der Nacht was rümlisches verrichten könnten, inmassen ihre tapfren Thaten durch die Finsternis verdunkelt werden möchten; man müsse also lieber den Tag erwarten, damit sie sich recht in die Augen sehen könnten: so bald sich auch die Sonne am Horizonte blicken lassen würde, wolten sie sich einstellen. Diese Erklärung ward angenommen: die beiden Canote stießen wieder zu der Armee, und die Nacht wurde auf beiden Seiten mit Singung des Todten- und Lobliedes ihrer Nation zugebracht, worin sie der Gewonheit nach, alles, was zu Verachtung ihres Feindes gereichen konnte, mit einfließen ließen. Denn jede Parthey war sich eines unsehlbaren Sieges vermuten.

Raum

Raum war der Tag angebrochen, so kamen die *Troquoisen* aus ihren Verschanzungen hervor. Sie waren beinahe zweihundert Mann stark, und rückten mit langsamen Schritten und einer *lacedämonischen* Ernsthaftigkeit und Gelassenheit in Schlachtdrängung, so daß sich auch *Champlain* darüber verwunderte. An ihrer Spitze befanden sich drey Anführer, die drey grosse Federbüsche föhren, wodurch sie sich in den Angriffen unterscheiden konnten. Diejenigen, so von der andern Parthey, als sie ans Land gestiegen waren, stellten sich in eben die Ordnung. Als nun *Champlain* zugleich mit anrückte, stunden die *Troquoisen* stille, damit sie sich von ihrer Bestürzung wieder erholen möchten. Und als sie ihn etnige Zeit angesehen, traten sie zurück, um ihre Pfeile abzurücken. Der Streit nahm also in bester Ordnung seinen Anfang, würde auch auf gleiche Weise fortgesetzt worden seyn, wenn nicht *Champlain* zween *iroquoisische* Anführer erschossen und den dritten gefährlich verwundet hätte. Als nun ein anderer *Franzose* zu gleicher Zeit aus dem Walde Feuer auf sie gegeben, so verursachte die unerwartete Wirkung der Feuerrohre, die in Absicht dieser *Barbaren* etwas neues war, daß sie ausser alle Fassung gesetzt wurden. Nunmehr machten sie den Sieg ihren Gegnern nicht länger streitig, welchen sie ohne diesen Zufal vielleicht davon getragen haben würden; sie verließen also die *Wahlstadt* benebst ihren Verschanzungen, und flüchteten in den Wald, wohin sie von ihren Feinden verfolgt, viele unter ihnen getödtet und zu Gefangnen gemacht wurden. Die übrigen aber retteten sich, so gut sie konnten.

Bei dergleichen Gelegenheiten, erlaubt ihnen ihre geringe Anzahl oftmalen, daß sie, so zu sagen, Mann vor Mann auf einander stossen, und wie in einem Zweikampfe mit einander fechten können; so wie die Helden des *Homerus* und *Virgilius* gethan. Man nimmal kennen sie sich einander, und erkundigen sich nach Neuigkeiten, reden mit einander, und schlagen sich nicht eher todt, ehe sie sich nicht zuvor einige Höflichkeiten, wie *Virgilius* seinem *Aeneas* thun läßt, erwiesen haben.

Obachtet der Wilden eigentliche Stärke darin bestehet, daß sie im Walde mit einander kämpfen, und von einem Baume zum andern laufen, so wissen sie sich doch ebenfals auf dem ebenen Felde und unbedeckt wohl zu betragen. Ja sie haben unter sich eine Art von Kriegesübung, nach welcher sie ihre Handgriffe und Schwenkungen wohl zu machen wissen. Woraus abzunehmen ist, daß sie nicht allein Rottenweise fechten, sondern ihre Reihen und Glieder zu halten wissen. Hiervon giebt uns *Champlain* ebenfals folgende Beschreibung.

„Die Oberhäupter, sagt er, nehmen, so viel ihrer sind, Stöcke eines Fusses lang, und unterscheiden durch andre etwas längere ihre Anführer. Hernach gehen sie in den Wald, und machen einen Ort von fünf bis sechs Fus ins Gevierte eben, auf welchen der Anführer gleichsam als ein Obristwachmeister alle Stöcke in einer solchen Ordnung, die ihm selbst gefällt, hinleget. Alsdenn ruft er seine Gefärten, die insgesamt bewafnet erscheinen, und zeigt ihnen diese Ordnung und Reihen, die sie halten sollen, wenn sie mit ihren Feinden schlagen wollen. Dieses alles betrachten die Wilden genau, und beobachten die Figur, die der Anführer mit den Stöcken gemacht hat. Darauf begeben sie sich hinweg, und fangen an, sich in Ordnung zu stellen, und zwar eben so, wie sie bemeldete Stöcke liegen gesehen. Alsdenn mischen sie sich unter einander, und begeben sich aufs neue in ihre Ordnung, welches sie einige mal hinter einander wiederholen. Sie machen also ihre gehörige Stellungen, ohne daß sie der so genante Obristwachmeister dazu anweisen



„weisen darf, welche sie auch, ohne die geringste Unordnung, wohl zu beobachten wissen.  
 „Dieses ist die Regel, die sie in ihren Kriegen befolgen.“

## §. 27.

Belagerun-  
gen.

sistens Kupfer.

Die Belagerungen der Dörfer, wo sie Widerstand finden, sind ebenfalls ein Beweis: tum, daß sie gewisse Kriegesregeln beobachten, woben Verschlagenheit und List mit der Tapferkeit und Stärke in vollkommener Gleichheit stehen. Wenn die Belagerer unglaubliche Bemühung anwenden, die Wachsamkeit der Belagerten zu belästigen und alle Hindernisse zu übersteigen; so vergessen letztere an ihrem Theile nicht, alles was zu einer lebhaften Verteidigung erforderlich ist, zur Hand zu nehmen. Verstellung, falsche Angriffe, mutige und unerwartete Ausfälle, Hinterhalte, Ueberrumpelungen; alles wird von beider Theilen wechselseitig ausgeübt. Es ist aber nicht leicht eine Belagerung von langer Dauer. Denn da die Umfassung bloß von Holz und die Cabanen von Baumrinden seyn, so mögen sie ihre Brustwehren mit Steinen, Balken und Wasser anfüllen; ja sie mögen beflissen seyn, wie sie wollen, die Angreifenden durch einen Pfeilhagel zurück zu treiben: so führen diese doch brennende Pfeile aller Orten mit sich, wovon sie, wenn ihnen der Wind nur ein wenig zu statuten kommt, eine geringe Zahl nötig haben, das ganze Dorf in Brand zu stecken. Sie nähern sich ohne Furcht mit hölzernen Sturmdächern, die sie vor sich tragen, und unter deren Bedeckung sie bis an den Fuß der Umfassung kommen können. Diese untergraben sie entweder mit ihren Beilen, oder sie legen Feuer daran. Sie machen auch wol eine Gegenumfassung, welche, da sie ihnen an stat des Schildes und Leiter dienet, ihnen Mittel an die Hand giebt, die Erstiegung der feindlichen Verschanzung zu erleichtern. Ich habe in einer unserer Erzählungen gefunden, daß auf diese Art sieben- hundert Troquoisen, das Dorf einer Nation die du Chat genennet worden, und worin sich mehr denn zwey tausend streitbare Personen befanden, erstiegen; ohnerachtet sie mit einem immervährenden Hagel aus Feuerröhren, auf allen Seiten empfangen wurden.

## §. 28.

Eroberung  
eines Ortes.

Es ist unmöglich, das traurige Schauspiel, das in einem eroberten oder erstiegenen Orte vorgehet, zu beschreiben. Der roth und schwarz befärbte Ueberwinder, der durch seinen Anblick allein Furcht und Schrecken einzujagen fähig, und von seinem Siege aufgeblasen ist, rennet als ein Besessener durch alle Straßen, singet sein Triumphlied, und schmähet die Ueberwundenen durch ein lästerliches Geschrey. Alles, was unter seine Fäuste gerät, wird seiner barbarischen Grausamkeit aufgeopfert. Alles wird von ihm, in der ersten Hitze seiner Wuth, in Feuer und Flammen gesetzt. Seine Raserey nimt auch eher kein Ende, als bis er ermüdet ist. Alsdenn wird seine Wuth scharfsinnig, wie sie den Unglückseligen, (die, da sie dem ersten Streiche entgangen, das widrige Schicksal haben, lebendig in seine Hände zu geraten,) desto grausamer fallen könne. Denen Ueberwundenen ist ihrer Seits nicht unbekant, was sie von der viehischen Unbändigkeit ihrer Besieger zu gewarten haben. Daher wollen sie lieber umkommen, und sich in die Asche ihres Vaterlandes begraben lassen, als dessen Untergang einen Augenblick überleben, und sich dadurch der Marter einer nachgrübelnden Grausamkeit ausgesetzt sehen. Sie beweisen also ganz erstaunende Tapferkeit. Da sie nun sowol durch die Begierde zur Rache als auch durch die Verzweiflung angetrieben werden; so machen sie sich Waffen aus allem, was ihnen in die Hände fällt, und suchen theils in ihrer Herzhaftigkeit, theils in dem Tode der Feinde, ihren eignen Untergang zu befördern. Sie geben auch nicht eher nach, als bis

sie









sie entweder übermannet, oder durch die Hestigkeit der Bewegung in die Unmöglichkeit geraten, fernern Widerstand zu thun.

Weil die Ueberwinder die grosse Anzal der in einem eroberten Dorfe gemachten Gefangnen nicht wohl fortbringen können; so giebt ihnen ihre Staatsflugheit, (nach welcher sie die Ueberwundnen, so viel möglich, verhindern, wieder empor zu kommen, und sich in einen anderweiten Bertheidigungsstand zu setzen,) an die Hand, sowol diejenigen, die sie ihrer barbarischen Wuth opfern, als auch die, so sie ihren Gemeinheiten einverleiben wollen, auszusuchen. Die Alten also, welche Mühe haben würden, ihre Sprache zu lernen, oder ihres hohen Alters halber unbrauchbar geworden; ingleichen die Anführer und Vornemsten unter den Kriegesmännern, von denen sie etwas zu besorgen vermeinen, im Fal sie ihnen entwischen solten; nicht weniger die noch kleinen Kinder, benebst denen Grechlichen, welche ihnen auf der Rückreise zur Last fallen würden, sind die unglückseligen Schlachtopfer, die sie ihrer Wuth und falschen Staatsflugheit weihen. Sie verbrennen viele von diesen, ehe sie noch das eingenomme Dorf verlassen, gleichsam auf dem Wahlplatze. Hernach verbrennen sie alle Abende, der ersten Tage ihrer Zurückkehr einige andre, wenn sie nemlich, ohne einen Nachsaz zu befürchten, ihren Weg ungehindert fortsetzen können.

Da die kleinen Parteyen nicht im Stande sind, etwas von Wichtigkeit zu unternehmen, so unterstehen sie sich auch nicht, sich bis an die Pforten der Dörfer zu nähern. Indessen giebt es doch einige, die es wagen. Dieses sind aber seltene Fälle und voller Verwegenheit. Wie nemlich ein Iroquoise that; dieser, da er sich in aller Stille der Umpfaltung eines Dorfs, worin der Krieg wirklich besungen ward, genähert, wurde er zweier Wilden in einem Schilberhause gewar. Er kletterte demnach ganz unvermerkt hinauf, schlug einem mit der Keule den Kopf entzwey; und als er auch den andern zur Erde geworfen, schnit er ihm den Hals ab, und lösete allen beiden die mit Haaren bewachsene Haut über den Hirnschädel ab, und machte sich fort. Ihre gewöhnlichen Streiche üben sie an den Verttern der Jagd und Fischen, auch mannigmal bey dem Eingange eines Waldes oder Feldes, aus; woselbst ihnen, wenn sie sich einige Tage lang hinter dem Gebüsche verborgen gehalten, das Unglück einiger Vorübergehenden, die an nichts weniger als an einen Ueberfal denken, Gelegenheit zur Ueberraschung oder zu einem kleinen Siege giebt. Wenn sie aber befürchten, verfolgt zu werden, so fliehen sie vielmehr, als daß sie im Zurückzuge streiten solten. Den Verwundeten, und denen die ihnen nicht folgen können, schlagen sie alsbald die Köpfe entzwey, und schleppen nicht mehr Gefangne mit sich, als nachdem sie selbst schwach oder stark sind. Wenn sie ein Verlangen tragen, einen dieser Unglückseligen zu verbrennen, und gleichwol nicht Zeit genug zu haben vermeinen, solches in der Ordnung thun zu können: so binden sie ihn an einen Baum, und zünden einen andern nicht weit davon stehenden an, der in einer gehörigen Entfernung ist, den Elenden lange zu quälen, und ihn langsam zu verbrennen. Diese Schlachtopfer, da sie sich dergestalt ausgesezet sehen, sterben wie die Rasenden, entweder von dem Feuer, so sie almählig verzeret, oder an einem grausamen Hunger, wenn das Feuer nicht recht anzündet worden, ihnen seine Kraft nachdrücklich empfinden zu lassen.

S. 29.

Wenn die Kriegesmänner sich in eine kleine Armee zusammen gezogen, so schneiden Erbeutete sie, ehe sie ein Treffen liefern oder einen Ort angreifen, denen, die sie getödtet oder ein-  
Haarscheiteln.  
zeln überfallen, die Köpfe ab, und bringen sie ins Lager. Daselbst stecken sie solche (Chevelures)

Obb 2

auf



auf die Spitze gewisser Spieße oder eines langen Stocks, Angesichts der Feinde, zu denen die Entleibten gehört haben. Wenn sie sich aber zurück ziehen, oder bey gewissen andern Gelegenheiten, ziehen sie allen, die in dem Treffen umgekommen, oder vor todt gehalten werden, die Haarscheiteln ab. Zu diesem Ende lösen sie die Haut über dem Hirnschädel unterhalb der Stirne und Ohren bis auf den hintersten Theil des Kopfes ab. Wenn sie solche dergestalt abgezogen, so bereiten sie sie zu, und weichen sie ein, gleich wie sie mit der Haut des Wildes, so sie auf der Jagd fällen, zu thun pflegen. Hernachmals schlagen sie solche auf eine runde Form, und machen sie daran feste. Auf beiden Seiten bemalen sie solche mit mancherley Farben. Oftermalen zeichnen sie auch auf der umgekehrten Seite das Bildnis, oder das hieroglyphische Kenzeichen desjenigen, von dem sie genommen worden, stecken sie auf eine Stange, und tragen sie solchergestalt im Triumph herum. Das bewundernswürdigste hiebey ist dieses, daß nicht alle die, mit denen diese Operation lebendig vorgenommen wird, daran so wenig als an einem Keulenschlage sterben, ohnerachtet man bey letztern glauben sollte, daß ihnen die Hirnschädel und alles zerschmettert seyn müste; sondern es sind viele wieder zurechte gebracht worden: und ich habe auf meinen Missionen eine Frau gesehen, der die Franzosen, nachdem sie dergleichen Schnitt ausgestanden, den Namen la Tete pelée oder Kahlkopf gegeben, und sich vollkommen wohl befand. Diese war an einen iroquoisirten Franzosen verheiratet, mit dem sie verschiedene Kinder erzeugt hatte.

Die Scythen und andre barbarische Völker in Asien und Europa, hatten sich ehemals durch schreckliche Merkmale ihrer viehischen Unbändigkeit berümt gemacht, welches den alten Schriftstellern auch nicht unbekant gewesen. Herodotus<sup>(55)</sup> drückt sich von den Scythen folgendergestalt aus: „Ein Scythe trinkt das Blut des ersten Gefangnen, den er machet, und bringet dem Könige die Köpfe aller derer, die er in der Schlacht getödtet hat. Denn sobald er einen Kopf überbringt, so hat er Antheil an der Beute, woran er ohne diese Bedingung keinen Anspruch machen darf. Den Kopf schneidet er folgendergestalt ab: Er löset nemlich solchen über den Ohren ab: wenn er solchergestalt die Hirnschädel von dem übrigen Theile des Kopfs abgesondert, so ziehet er die Haut davon herunter, die er mit den Händen sorgfältig weich reibet, und sie gleich einer Ochsenhaut zubereitet. Hernachmals gebraucht er sie zur Zierde, und hängt sie an sein Pferdezeug als ein Siegeszeichen. Je mehr nun eine einzelne Person dergleichen Art von Raub aufweisen kan, je mehr wird er geehret und angesehen. Es finden sich auch einige, die dergleichen Häute zusammen sticken, gleichsam als wenn es Thierhäute wären, und sich Kleidungen daraus machen. Viele ziehen auch von der rechten Hand ihres Feindes die Haut samt den Nägeln ab, und bedienen sich derselben, ihren Köcher damit auszumäusen, indem die Menschenhaut viel dicker, und wegen ihrer Weiße viel glänzender als eine Thierhaut ist. Es finden sich auch eine grosse Anzahl, die den menschlichen Körper gänzlich schinden, die Haut trocknen, und sich ihrer hernachmals anstat der Pferddecken bedienen.“

Dieses sind, sagt dieser Schriftsteller, die bey diesen Völkern angenommene Gewohnheiten. Weiter erkläret er, auf was Weise sie aus den Hirnschädeln ihrer ansehnlichsten Feinde, ja selbst ihrer besten Freunde, Trinkgefäße machen; wenn nemlich unter letztern Zwistigkeiten entstanden, und sie genöthiget werden, einander heraus zu fordern, und einer von ihnen sodenn in einem Zweikampfe in Gegenwart ihres Landesherrn erlegt wird.

Die

Die Gallier waren nicht weniger, als die Scythen, Barbaren; und Diodorus Siculus (<sup>56</sup>) schreibt von ihnen fast eben dasselbe. „Wenn jemand, sagt er, sich zum Streite einstellt, so besinget er die edlen Thaten seiner Vorfaren benebst seinen eignen. „Gegen ihre Feinde lassen sie eine völlige Verachtung blicken, und vergessen nichts, wodurch diesen der Muth benommen, und sie zaghaft gemacht werden können. An ihres Piers des Hals hängen sie die Köpfe, die sie abgehauen. Durch ihre Sklaven lassen sie die mit Blut besprühte Beute derer, die sie überwunden haben, tragen, unterdessen da sie selbst durch ihre Lieder den erhaltenen Sieg feierlich begehen. Diese Siegeszeichen stellen sie in den Vorhöfen ihrer Häuser auf. So viel die Köpfe ihrer wichtigsten Feinde anlangt, so heben sie solche in Kisten auf, die mit Harz von Cedernholz ausgepicht sind, und zeigen sie den vorübergehenden Fremdlingen. Sie machen sich auch einen besondern Verdienst daraus, wenn ihre Vorfaren, oder sie selbst, eine ziemliche, ihnen vor diese Köpfe angebotene Summe Geldes ausgeschlagen.“

Die alten Teutschen, so von eben den Scythen, wovon Herodotus nach dem Anführen Elias Skeed in seinem Buche von der Religion der alten Teutschen, Gallier, der Völker Grossbritanniens und der Vandalen, redet, abstammen, beobachteten in Ansehung der Köpfe ihrer Feinde eben diese Gewonheit; welches auch durch den Strabo (<sup>57</sup>) bestätigt wird, der versichert, daß die mehresten nordischen Völker hieninnen von den Galliern nicht unterschieden gewesen.

Elias Skeed behauptet gleichfalls, daß dieser barbarische Gebrauch fast bey allen Morgenländern üblich gewesen. Vielleicht wird auch in den Büchern Moses (<sup>58</sup>) darauf gedeutet, wenn es heisset: Ich wil meine Pfeile mit Blut trunken machen, und mein Schwert sol Fleisch fressen. Wessen ist aber das Blut, womit die Pfeile trunken gemacht werden sollen? Das Blut der Erschlagenen und der entblösten Häupter der Feinde. Der Verstand dieser Stelle ist weit vollständiger, wenn diese Verraubung von der blutigen Operation verstanden wird, durch welche die Haut des Gefangenen bis auf die Hirnschädel abgelöset wird; als wenn man es mit dem Auslegern von der Gewonheit erkläret, den Kriegesgefangnen die Sturmhauben abzunehmen, und sie mit entblösten Häuptern fortzuführen.

Die Iroquoisen begnügen sich also angeführter massen mit Ablösung der Haut auf dem Kopfe auf vorbeschriebene Art. Es giebt aber auch einige Völker in America, die ihre todten Feinde schinden, und mit ihrer Haut Staat zu machen suchen, sich auch insbesondere der Hände bedienen, um daraus Tobacksbeutel zu verfertigen, die in Canada Sacs à petun genennet werden.

§. 30.

Diejenigen Gefangnen, die durch kleine Parteien gemacht worden, sind auf dem Wege nicht so übel daran, als die, welche durch eine Armee weggenommen werden. In dem die Ueberwinder wegen ihrer geringen Anzahl blos auf ihre Flucht bedacht und besorget sind, ihre gemachte Beute sicher nach Hause zu bringen. Daher binden sie ihnen nur die Arme über den Elbogen feste, und schürzen hinterwärts auf den Rücken einen Knoten, daß sie also auf gewisse Maasse ihre Hände frey behalten, ohne sich jedoch ihrer Bande entledigen zu können; auch noch im Stande sind zu laufen, und sich allensals mit der Flucht zu retten. Ob ihnen zwar diese Bindung die zum Laufen nötige Bewegung der Arme benimmt, so sind doch einige gewonet, auf diese Weise eben so stark zu laufen, als wenn sie

Zurückkunft  
der Krieges-  
männer mit  
den Gefang-  
nen.

Ddd 3

ganz

(56) DIODOR. SIC. lib. 5.

(57) STRABO lib. 4.

(58) 5 B. Mos. c. 32, v. 42.



ganz ungebunden wären. Ja es hat mir ein Missionarius versichern wollen, daß er einen Wilden gesehen, der sich dergestalt hierin geübt, daß er fast nicht anders als auf diese Weise laufen können, und noch dazu vor allen andern den Vorsprung behalten.

S. 31.

Art die Gefangnen zu bewahren.

Die unangenehmste Zeit vor diese Elende ist die Nacht. Denn alle Abend werden sie fast ganz nackt auf die bloße Erde geworfen. In diese werden vor jeden Gefangnen vier Pfäle eingeschlagen, woran man sie mit den Händen und von einander gesperreten Füßen in Gestalt eines Andreaskreuzes anbindet. Alsdenn wird noch der fünfte Pfahl eingerammelt, und ein Strick daran befestiget, welcher dem Gefangnen drey oder viermal um den Hals geschlungen ist. Endlich werden sie mitten um den Leib mit einem andern Stricke oder Riemen umgürtet, dessen beide Enden derjenige, so die Aufsicht über den Gefangnen hat, die Zeit über, da er schläft, ergreift, damit er sogleich erwachen möge, wenn etwan sein Gefangner einige Bewegung zur Flucht machen wolte.

Diese gezwungne Lage ist sonder Zweifel, da sie eine ganze Nacht durch wäret, eine Marter, insbesondre aber in den Jahreszeiten, da sich die grossen Mücken einstellen. Denn es ist fast nicht zu beschreiben, wie weit sich die Dreistigkeit dieses Ungeziefers erstrecket. Sie schwärmen Millionenweise herum, machen ein unerträgliches Gesumse, und wenn sie auf einen Körper fallen, stecken sie ihren Stachel bis ins Fleisch, saugen das Blut heraus, und flößen stat dessen ihren Gift in die Wunde, also daß dieser nebst einem beschwerlichen Jucken auch einen heftigen Schmerz verursacht.

Im übrigen machen sie diesen armen Leuten beständig Hofnung, daß ihnen bey ihrer Zurückkunft das Leben geschenkt werden solle. Auch selbst wenn sie von dem Orte ihrer Heimath, alwo sie gefangen genommen worden, entfernt sind, wird nicht mehr so genau auf sie Achtung gegeben, sondern ihnen eine so grosse Freiheit gestattet, daß sie oftmalen vor die Ueberwinder traurige Folgerungen nach sich ziehet. Denn nicht selten hat sich gegeben, daß sich die nur nachlässig beobachteten Sklaven von ihren Banden losgemacht, einen Theil ihrer schlafenden Feinde todt geschlagen, sich hernachmals der übrigen bemächtiget, und sie nunmehr gefangen genommen, auch ihnen nachher hinfällige Gelegenheit gegeben, ihre alzu grosse Fahrlässigkeit und unbesonnene Sicherheit, als die Ursache ihres Unglücks, zu beklagen.

S. 32.

Todtengeschrey.

Sobald die Krieges männer sich entweder ihren eignen oder einem Dorfe ihrer Bundesgenossen nähern, so senden sie einen von ihrem Haufen voraus, der ihre Zurückkunft anmelden mus, sie selbst aber halten stille, und erwarten die Einholung. Derjenige nun, dem dieses aufgetragen worden, fängt, sobald er nur das Dorf erblickt, oder verhoffen kan, gehört zu werden, sein Todtengeschrey an, welches in dem Worte Kohe! besteht. Dieses Wort dehnet er so lang, als er kan, und wiederholet es unzählig male, und so oft, als unter seinem Haufen Personen, entweder im Gefechte geblieben, oder unter Wegens gestorben sind. Dieses Geschrey ist durchdringend und sehr kläglich. Es erstreckt sich insbesondre auf dem Wasser und zur Nachtzeit sehr weit. Sobald dieses Geheule gehört wird, läuft jederman aus dem Dorfe, und wendet sich gegen die Seite, wo es herkommt. Unterdessen setzt der Vorausgeschickte seinen Weg fort, und wiederholet von Zeit zu Zeit sein Todtengeschrey. Er bleibt nicht eher stehen, als bis er mitten im Dorfe ist, alwo ein Kreis um ihn herum gemacht wird. Wenn er daselbst sich wieder erholet, so sagt er zu einem der Aeltesten, der sich einfindet, ihn anzuhören, mit leiser Stimme den kurzen







Handwritten text, possibly a signature or name, appearing in the upper section of the page.

Handwritten text, possibly a signature or name, appearing in the lower section of the page.

kurzen Inbegriff der Reise, macht ihm die Namen der Verlorenen und die Art ihres Todes, ohne den geringsten Umstand dabey zu vergessen, bekant. Wenn nun der Älteste seinen Vortrag angehört, so wiederholet er mit erhabner Stimme in Gestalt eines Redners alles, was er von ihm erzählen hören. Hierauf gehet ein jeder wieder nach seiner Wohnung. Diejenigen, die ihre Angehörige dabey verloren, beweinen sie in ihren Cabanen, woselbst sie auch die gewöhnliche Condolenz annehmen. Der Abgeordnete aber begiebt sich in die seinige, oder wenn er in diesem Dorfe nicht zu Hause gehöret, in eine andere, worin er entweder Verwandte oder einen mit ihm in dem Bündnis der Gastfreiheit stehenden Freund hat. Ihm wird sodann zu essen vorgesetzt, und hierauf erzählt er alles umständlich, was sich auf der Reise zugetragen; und nimt die Glückwünsche an, die ihm wegen seiner gesunden Zurückkunft abgestattet werden.

Einer hat so viel Achtung vor dem andern, daß, so vollkommen auch ihr Sieg seyn mag, und was sie auch vor Vortheil davon getragen, doch allemal die erste Regung, der Betrübniß, wegen des dabey erlittenen Verlustes ihrer Freunde und Angehörigen, gewidmet ist. Das ganze Dorf ist schuldig, Theil daran zu nehmen. Wenn nun dieses geschehen, so wird alsdenn erst von dem glücklichen Fortgange ihres Unternehmens gesprochen. Sobald die Todten beweinet sind, so wird sämtlichen Einwohnern durch ein anderweites Geschrey Nachricht von dem Vortheile gegeben; und alsdenn überläßt man sich gänzlich der Freude, nachdem es nemlich die Beschaffenheit des Sieges erfordert.

Die Weiber thun in Ansehung der Männer, die auf die Jagd gehen oder in den Krieg ziehen, eben dergleichen. Denn in dem Augenblicke ihrer Zurückkunft, gehen sie ihnen entgegen, und erwarten ihrer an dem Flusse. An stat ihnen aber ihre Freude zu bezeigen, die sie natürlicher Weise über ihre glückliche Zurückkunft empfinden sollten, so beweinen sie zuerst ihre Verwandten, die während ihrer Abwesenheit in dem Dorfe gestorben; und kündigen ihnen den Verlust an, den sie durch ihre Töchter und Klagelieder, wovon wir unten mit mehrern handeln werden, unterdessen beweinet.

§. 33.

Wenn von Seiten der Ueberwinder niemand geblieben oder gestorben ist, wie sich Siegesgesolches zuweilen bey kleinen Parteien begiebt, welche mehr auf Rauberey ausgehen, als in schreyen Krieg ziehen; so stimmt der Abgeordnete an stat des Todtengeschreies ein Triumphlied an, woben er sich zwar eben des Wortes Rohe bedienet, solches aber nicht so lang ausdehnet, sondern es weit abgekürzter und freudiger ausruft: dieses wiederholet er so viel male, als sie Gefangne oder Haarschädeln mit zurück bringen; und das ganze Dorf, so sich der Freude, so ein solches Geschrey verursacht, gänzlich überläßt, läuft ihm mit der größten Begierde, umständliche Nachricht davon zu erhalten, entgegen.

Es ist wundernswürdig, daß eine so besondre Gewonheit uns von den alten Schriftstellern nicht ausführlich mitgetheilet worden; da sie doch allem Vermuten nach aus Asien nach America gekommen, und noch heut zu Tage in Colchis <sup>(59)</sup> beobachtet wird: das Ohi, als der Mingrelier Todtengeschrey, ist auch bey den Huronen anzutreffen.

Wenn die Ältesten benebst den Verwandten der Kriegesmännen ihre Ankunft wissen, so schicken sie ihnen einige entgegen, die ihnen theils Glück zu ihrer Rückkunft wünschen, theils ihnen Erfrischungen mitbringen, und die Ueberneming der Sklaven besorgen müssen.

§. 34.

(59) LAMBERT. Relat. de la Colchide cap. 11.



Einführung  
der Gefang-  
nen.

An dem zu diesem Einzuge bestimmten Tage entschlagen sich die Krieges männer ihrer Gefangnen, als wenn sie weiter kein Recht über sie hätten; und ziehen ganz allein in das Dorf, ebenfalls einer hinter dem andern, so wie sie ausgegangen seyn, jedoch ohne Gefang, ohne Anstrich, und auch wol in zerrissener Kleidung, gleichsam als Leute die von einer langen Reise kommen. Inzwischen bereiten diejenigen, welche die Gefangnen einführen sollen, diese zu dieser Ceremonie, welche eine Art von Triumph seyn sol, so in Ansehung ihrer, zwar etwas rümliches aber auch zugleich etwas trauriges an sich hat. Denn, es sey nun, daß man ihnen eine Ehre erzeigen wolle, oder solches blos zu dem Ende thue, den Ruhm der Sieger noch mehr zu erheben, so werden ihre Angesichter roth und schwarz, gleich wie bey Festtügen geschieht, angestrichen. Man setzt ihnen Kronen von erhabnen Federn auf; in die linke Hand wird ihnen ein weisser mit einer Schwanenhaut überzogner Stock gegeben, der eine Art eines Commandostabes oder Scepters ist; gleichsam als ob sie die Anführer der überwundnen Nation, oder die Nation selbst vorstellten. In der rechten Hand müssen sie die Schildkrötenklapper halten, und dem ansehnlichsten unter ihnen wird das porcellaine Halsband umgethan, das der Anführer des Krieges bey Anwerbung der Manschaft, und bey dem die übrigen Krieges männer sich anheischig gemacht, entweder erhalten oder ausgetheilt hat. Da ihnen aber auf der einen Seite eine anscheinende Ehre erwiesen wird, so werden sie auf der andern, um ihr Elend desto fühlbarer zu machen, hinwiederum beinahe ihres gänzlichen Anzuges beraubt; so daß sie fast ganz nackt seyn, und mit über den Elbogen angeschnürten und auf den Rücken festgebundenen Armen, bereits angeführter massen, fortgehen müssen.

Ich habe mich zwar bey den erfahrensten Canadern nach der Bedeutung des weissen und mit einem Schwanenfelle überzognen Stocks erkundiget. Einige von ihnen haben mir auch gesagt, daß dieses ein Warzeichen sey, woran diese arme Slaven ihr betrübtes Schicksal erkennen und erfahren könten, daß sie nunmehr ihres Rechtes sowol über sich selbst, als auch über ihr eigen Leben verlustig geworden. Indessen hat mir ein Officier eine Begebenheit erzälet, davon er ein Augenzeuge gewesen, und woraus man abnehmen kan, daß dieser Stab ein Ehrenzeichen sey. Denn als eine kleine Partey bey einer gewissen Gelegenheit zween Gefangne gemacht; so habe einer von diesen beiden, sein widriges Schicksal nicht ertragen können, und deshalb den Stab mit grosser Nachlässigkeit, woraus seine Betrübniß abzunehmen gewesen, gehalten. Der andere Gefährte seines Elendes aber, habe ihm solchen aus der Hand gerissen, und verächtlich zu ihm gesprochen: daß seine Niederträchtigkeit, die er so stark blicken liesse, genug zu erkennen gebe, daß er solchen zu tragen unwürdig sey. Hierauf sey er fortgegangen, habe beide Stäbe, nemlich den, so man ihm gegeben, und den, so er dem andern weggerissen, mit erhabner Mine getragen.

Der Einzug der Gefangnen wird von denen, so aus dem Dorfe sind, und welche die Haarschädeln der Todten tragen, so sie auf lange Stangen, gleich den Piken, stecken, angefangen, und diese gehen in einer gewissen Entfernung hinter einander her. Nachmals folgen die Slaven, welche den ganzen Weg über singen, und ihre Schildkrötenklappen zu ihrem Todtenliede einstimmen lassen. Da nun die Einwohner des Dorfs von der ungefähren Zeit ihrer Ankunft benachrichtiget worden, so gehen sie ihnen eine Viertelmeile oder noch weiter entgegen, und jedweder von ihnen hat sich geschickt, sich eine grausame Belustigung auf dieser Elenden Unkosten zu verschaffen. Sobald sie auf sie zukommen, müssen sie stehen bleiben; und während der Zeit, da sie ihren Todtengesang anstimmen, tanzen die

die andern des Dorfs um sie herum, und beobachten den Tact dieses Gesanges durch ihr wiederholtes he! he! so sie aus vollem Halse ausrufen. Wenn sie nun solchergestalt angehalten worden, so müssen sie nunmehr anfangen zu laufen; und alsdenn bemühet sich ein jeder, ihnen so viel Uebels zu thun, als es ihm selbst gefällig ist. Stein- und Faustschläge fallen alsobald gleich wie ein Hagel auf sie. Man nimt ihnen auch nicht übel, wenn sie sich vertheidigen, sondern lachet vielmehr darüber; denn ihre Vertheidigung ist ohnedem, bey dergestalt angeknürten Armen, und in Ansehung der Menge derer, so auf sie losschlagen, vergeblich. Jedweder hat das Recht, sie aufzuhalten, und ehe sie das Dorf erreichen, müssen sie verschiedentlich Halte machen. Ehe sie noch hineinkommen, hält sie auch wol noch so gar ein Aeltester auf, damit er ihnen ein paar Nägel abbeißen oder einen Finger abschneiden kan, so wie es zuvor in dem Rathe beschlossen, oder von einer Privatperson verlangt worden.

Inzwischen sind auch deshalb gewisse Gesetze bey ihnen gegeben, worüber zwar vor dem mehr als jezo gehalten wird. Die Krieges männer haben an ihren Gefangnen so lange ein Recht, bis sie selbige überliefert haben. Dieses Rechtes aber begeben sie sich einigermaßen, wenn sie das Dorf betreten, damit sie ihren Landsleuten oder Bundesgenossen das Vergnügen lassen mögen, sich an ihnen zu ergößen; welches auch von einem jedweden mit mehr oder weniger Tolheit geschieht, nachdem er mehr oder weniger an dem durch den Krieg erlittenen Verlust Antheil nimt. Es ist dieses eine Art eines Triumphs, wovon den Krieges männern, ohnerachtet es nicht das Ansehen hat, die sämtliche Ehre beigezessen wird, und womit sich das Volk zugleich eine Ergözung machet. Nichts destoweniger aber, da die Krieges männer sich ihres Rechts über die Gefangnen nicht dergestalt begeben, als ob sie ferner gar keinen Antheil mehr daran hätten; ihnen auch überdem daran gelegen ist, daß sie selbige gesund, und so wenig verstümmelt als möglich, wieder erhalten, damit das Geschenk, so sie den Cabanen ihrer Väter damit zu machen gedenken, woselbst sie die Stelle der Verstorbnen wieder ersetzen sollen, desto angenehmer seyn möge: so ist bey ihnen üblich, daß diejenigen, welche einige verstümmeln wollen, gehalten sind, nach Beschaffenheit der Verstümmelung ein Geschenk davor zu bringen, damit derjenige, dem sie zugehören, schadlos gehalten werde.

Oftermalen mischt sich auch Parteiligkeit und Leidenschaft in dergleichen Vorfälle mit ein, und es hält zuweilen schwer, diejenigen, die man doch gerne retten wil, blos dieser Verstümmelung halber, als wodurch sie gänzlich unbrauchbar werden, beim Leben zu erhalten; derothalben verbirgt man ihre Bestimmung sorgfältig. Wenn aber das Geheimnis dem ungeachtet bekant wird, und diejenigen, denen sie zugebacht, in einigem Ansehen stehen; so gehen sie denen Sklaven, die sie retten wollen, entgegen, und führen sie bey der Hand neben sich her. Die Ehrerbietung also, die man vor ihnen hat, befreiet diese Unglückseligen von dem Uebel, so ihnen ohne diese Vorsichtigkeit ohnfehlbar widerfahren seyn würde. Sonsten sind sie bey Erreichung des Dorfs mehrentheils so übel zugerichtet, daß das Blut aller Orten herabläuft; und sie befinden sich sehr ofte in solchen erbarmenswürdigen Umständen, daß noch zu verwundern ist, wie sie so viele Streiche und Stöße aushalten können, und nicht auf der Stelle liegen geblieben seyn.

Das Recht der Einholung gebüret einem jedweden Dorfe der Nation, oder ihrer Bundesgenossen, die auf dem Wege liegen, worauf sie ihre Rückreise antreten, bis an dasjenige, wo ihr Schicksal völlig entschieden werden sol. Aller Orten ist einerley Recht und einerley Gebrauch. Inzwischen hat man in den Dörfern, welche unterwegs liegen,



und wo sie nur durchreisen, noch etwas mehr Achtung vor sie, und beweiset weit mehrere Mäßigung.

Sobald sie das Dorf betreten, hören die Schläge auf. Sie werden in die Cabane der Rathsversammlung geführt, woselbst sich die Aeltesten nebst den sämtlichen jungen Leuten wieder einfänden; und die Kriegesmannen, die sie mitgebracht, übernehmen nunmehr wieder ihr ehemaliges über ihnen zustehendes Recht. Es wird diesen Elenden zu essen gereicht; nachher befielt ihnen der Anführer der Kriegesmannen, ihr Todtenlied anzustimmen, und die Gesellschaft auf eigne Unkosten zu ergötzen. Uebrigens widerfähret ihnen weiter kein Leid, als daß man sie ihres elenden Zustandes halber verspottet. Das ganze Vergnügen bestehet darin, sie tanzen zu sehen, und die Lieder ihres Landes, oder diejenigen, so ihnen ihre Ueberwinder unterwegs gelehret, singen zu hören. Aus einer Cabane werden sie in die andre gebracht, und man führt sie also einige Tage lang im Dorfe herum, bis sich die Kriegesmannen wieder auf den Weg machen. Wenn es aber das Dorf ist, worin sie wohnen, so werden sie so lange zur Schau geführt, bis man beschloffen hat, wem sie zugetheilet werden sollen.

## §. 35.

Bestimmung  
der Sklaven.

Ihre Bestimmung wird in dem Rathe fest gesetzt: nachher geschehen öffentliche Ausrufungen im Dorfe, woselbst sich jederman nach den öffentlichen Platz begiebt, um das Schicksal der Sklaven daselbst zu erfahren. Ein Aeltester macht hierauf ihre Vertheilung, nebst denen mit ihnen im Bündnis stehenden Nationen, oder die Personen bekannt, denen sie überliefert werden sollen; und nennet zugleich diejenigen, deren Stelle sie ersetzen werden. Zu gleicher Zeit werden die Haarscheiteln ausgeheilet, welche an stat der Sklaven dienen, und gleichfalls eine Person wieder ersetzen. Diejenigen, die solche Haarscheiteln erhalten, verwahren sie daher sorgfältig, und hängen sie einige Zeit an die Pforten ihrer Cabanen auf. Bey öffentlichen Feierlichkeiten, insbesondere wenn der Krieg besungen wird, bedienen sie sich ihrer zur Zierde. Hernachmals hängen sie selbige aufs neue an ihren vorigen Ort, und heben sie so lange auf, bis sie durch die Länge der Zeit endlich verzerret werden.

Nach gemachter Eintheilung werden die Sklaven in diejenigen Cabanen geführt, denen sie zugefallen, und daselbst entweder hinein gebracht, oder an der Thüre des Vorhofes gelassen. Welches letztere insbesondere bey denen geschieht, welcherhalb man noch nicht einig werden können, ob ihnen das Leben zu lassen sey oder nicht. Daselbst wird ihnen sogleich zu essen vorgesetzt. Unterdessen beweinen die Einwohner der Cabane den Verlust desjenigen, an dessen Stelle dieser Sklave wieder überliefert wird, eben so sehr, als wenn er vor wenig Stunden gestorben wäre. Es werden auch bey dieser Ceremonie viel ernstliche Thränen vergossen, um das Andenken der Person, so durch Erblickung dieses Sklaven wieder erneuert, und die über deren Verlust gehabte Betrübniß wieder hergestellt wird, aufs neue zu befehren.

Die Kriegesmannen, die einen Sklaven ausantworten, überliefern ihn mit dem Halsbande, das zur Anheischigmachung bey ihrem Kriegeszuge gedienet, oder ihnen an stat eines Warzeichens ist, daß sie ihrer Verbindlichkeit ein Gnüge gethan. Uebrigens nehmen sie den Sklaven, dasjenige ausgenommen, so sie ohne Verletzung des Wohlstandes ihm nicht entziehen können, alles ab. Wenn die Cabane, in welche er gebracht wird, sein Leben erhalten wil, so mus sie, das ihr dadurch gebrachte Geschenk durch ein andres vergelten. Wird er aber verbrant, so ist das Dorf verbunden, solches zu übernehmen. In-

massen

massen es die Billigkeit erfordert, daß es das grausame Vergnügen, einen Sklaven verbrennen zu sehen, bezalen mus.

Es werden allemal zween oder drey Sklaven verbrant, wenn sie an die Stelle angesehener Personen, ob selbige gleich auf ihren Decken oder eines natürlichen Todes gestorben, überliefert worden. Man wundert sich nicht, daß diejenigen, denen sie ausgeantwortet werden, sie ihrem Ausdrücke nach, ins Feuer werfen; Nachmals aber müssen sich die daran Theil nehmenden Personen beruhigen. Denn da die Verbindlichkeit, die Todten wieder herzustellen, allemal den Kindern in Absicht der Cabane ihrer Väter und Mumen so lange obliegt, bis man einer Person das Leben geschenkt, so diejenige vorstellt, die man wieder erpecten wil: so würden diejenigen, denen diese Verbindlichkeit obliegt, sich zu beschweren berechtiget seyn, daß man ihrer so wenig schone; dieweil sie, um einen Sklaven zu machen, selbst Gefar laufen, gefangen genommen, getödtet, oder auf eben die Art, als bey ihnen geschiehet, verbrant zu werden.

Oftermalen legen die Aeltesten einlge Gefangne als ein Gut, so dem Gemeinen Wesen zugehöret, und hiernächst zu einigen Landes-Angelegenheiten gebraucht werden kan, dem Fisco bey. Alsdenn unterlässet man nicht, sie einer Cabane zu geben, und durch sie einen Namen erwecken zu lassen, damit der geheime Entschlus, den man ihrenthalber entweder bereits gefasset oder noch fassen wil, desto verborgner bleiben möge. Zu einer andern Zeit lassen die Aeltesten und Krieges männer selbst, wenn sie einen Sklaven einer Cabane ausantworten, ihre Meinung merken, die sie wegen Entscheidung des Lebens oder des Todes desselben hegen. Und dieser Meinung wird auch, aus der zu ihnen tragenden Achtung, beigetreten, ohnerachtet sie eben kein Geseß ausmachet. Uebrigens sind diejenigen, denen sie zugestellet werden, dergestalt Herren über sie, daß sie die Reigung des ganzen Dorfs nicht retten würde, wenn sie die Besizer ins Feuer geworfen wissen wollen; oder ihren Tod veranlassen kan, wenn diese verlangen, daß sie beim Leben gelassen werden sollen.

Die kritischen Umstände, worin sich diese Unglückselige befinden, entscheiden oftermalen ihr Schicksal gar bald. Wenn sie einer Cabane zu theil werden, woraus man viel Krieges männer oder andre Personen, wer sie auch gewesen seyn mögen, solte es auch nur ein saugendes Kind seyn, verloren, deren Abgang noch in frischem Andenken stehet; so ist ihr Untergang unvermeidlich. Nicht weniger laufen sie in eben die Gefar, wenn entweder ihre Jahre, Gestalt und Gemütsbeschaffenheit nicht einnemend sind, und man sich von ihnen eben keine sonderlichen Dienstleistungen verspricht: oder wenn sie gewissen Megären überantwortet werden, die sich ein Vergnügen aus ihrer Unmenschlichkeit machen: oder wenn sie armseligen Cabanen zu Theil werden, die nicht im Stande sind, das Geschenk zu erwiedern, und die Sklaven mit Nahrung und Kleidern zu versorgen. Die Jesuiten haben verschiedene dieser unglückseligen Schlachtopfer von dem Feuer dieser Barbaren dadurch gerettet, daß sie zu ihres Lebens Unterhalt nötigen Vorrat herbeigeschaffet.

Wenn die Personen, denen sie zu Theil worden, im Dorfe gegenwärtig sind, so ist ihr Schicksal gar bald entschieden. Sind diese aber abwesend, so leben die Elenden bis zu ihrer Zurückkunft, ihres Lebens oder Todes halber in einer grausamen Ungewisheit. Nichts destoweniger lässet man ihnen eine vernünftige Freiheit. Sie sind weder gebunden noch gefesselt, sondern man unterhält sie in der Hofnung, daß ihnen das Leben gelassen werden solle, und giebt nur blos so weit auf sie Achtung, daß sie nicht entwischen können. Oftermalen wird ihnen auch bey dergleichen Gelegenheiten, sie desto eher zu beruhigen, verschwiegen, wem sie zu Theil geworden sind.



Todesart der  
Sclaven im  
mitternächti-  
gen America.

Die Todesart der Sclaven in dem mitternächtigen America, so uns bekant ist, bestehet darin, sie bey langsamen Feuer zu verbrennen. Jedoch diese Scene geschlehet mit so vielen Umständen einer entsetzlichen Grausamkeit, daß die einzige Vorstellung davon, schon ein Grausen verursacht. Es ist auch so unangenehm als schwer, davon eine genaue Beschreibung mitzutheilen. Weil aber doch auch hiervon Erwähnung geschehen mus, so will ich nur mit wenigen folgendenes anführen, welches genug seyn wird, sich einen Begriff davon zu machen.

Wenn die Zeit der Hinrichtung heran gekommen ist, so wird der Sclave mit mancherley Farbe bemalt; welches bey ihm eben den Eindruck machen mus, als wenn ein Missethäter sein Todesurtheil verlesen höret. Dem ungeachtet ist es doch eine Ehre, so man ihnen erweist, und giebt eine gewisse vor sie hegende Achtung zu erkennen. Inzwischen werden die Einwohner des Dorfs durch einen Ausrufer zu diesem Trauerspiele eingeladen, das entweder in einer Cabane der Rathsversammlung, oder an einem andern öffentlichen Orte gehalten wird. Daselbst wird entweder ein Pfal oder ein viereckiger Rähm auf einem kleinen Gerüste aufgerichtet, die Feuerhaufen zu recht gemacht, und die Stücke Eisen, alte Beile, Nägel und Flintenläufe, welche letztere sonderlich bald glühend werden, hinein geworfen.

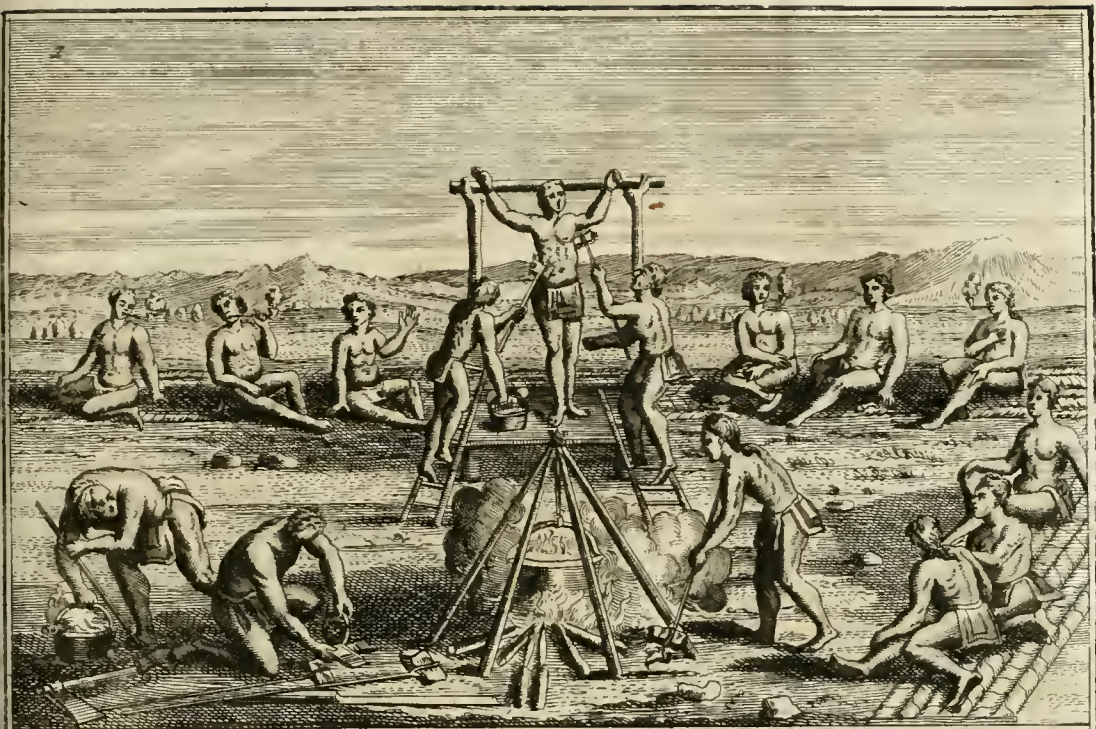
Wenn man den Zusammenlauf der Menschen bey der Hinrichtung eines solchen Sclaven siehet, der sein Leben durch die unerhörteste Marter endigen sol, so würde man glauben, daß nichts weniger als eine so erbärmliche Execution in ihrer Gegenwart vorgenommen werden solte. Denn jedweder erscheinet mit der größten Gelassenheit. Man setzt oder legt sich auf die ausgebreiteten Decken, gleich wie bey der Rathsversammlung nieder, und ein jeder unterredet sich mit seinem Nachbar ganz gleichgültig, zündet seine Pfeife an, und raucht mit wunderbarer Gemütsruhe. Selbst diejenigen, die das Schicksal dieses Unglückseligen beklagen, sind genötiget, ihr Mitleiden zu verbergen, aus Furcht, daß ihnen nicht als ein Verbrechen ausgelegt werde, wenn ihnen das Elend eines Menschen von feindlicher Nation zu Herzen gehet.

Die Personen der Cabane, der er überliefert worden, rühren ihn nicht an. Denn es würde wider den Wohlstand laufen, wenn sie die Henker desjenigen werden solten, der ihnen zu dem Ende zugetheilet worden, daß er jemanden, der aus ihrer Familie abgegangen, wieder vorstellig machen sol. Jede Cabane aber hat eine andre, welche verbunden ist, ihr dergleichen Art von Dienst zu erweisen, und die Henkersknechte zu demjenigen, den sie verworfen haben, her zu geben. Diese sind es also, die insgemein den Anfang machen. Hernachmals stellen sich andre mit Geschenken ein, damit sie auch das Vergnügen haben mögen, einen Theil des Leibes dieses Unglückseligen nach eigenem Gefallen zu verbrennen. Zuletzt mischt sich ein jeder ohne Unterschied darein. Insbesondere aber pflegt sich die Jugend dabey hervor zu thun, und ihre finreiche Einfälle, des Sclavens Marter zu verlängern, sehen zu lassen.

Die Alten opferten dem Gott Mars die Kriegesgefangnen, und richteten sie oftmalen auf den Gräbern ihrer Verwandten und ihrer in den Treffen getödteten Freunde hin, und glaubten durch dergleichen Art von Opfer ihre Manes zu beruhigen. Auf solche Weise lies Achilles <sup>(60)</sup> zwölf Trojaner auf des Patroclus Scheiterhaufen erwürgen, und Polyxena wurde auf eben die Art auf des Achilles Grabe aufgeopfert. Es ist un-

so









so warscheinlicher, daß hier ein Ueberbleibsel dieser barbarischen Gewohnheit angetroffen wird, da die gewöhnlichste Art der unter den Mexicanern üblichen Menschenopfer aus Kriegesgefangnen bestand. Und ohnerachtet heut zu Tage unter den Barbaren nichts angetroffen zu werden scheint, das einem Opfer ähnlich siehet, so glaube ich doch, daß es ursprünglich ein solches gewesen. Und ich erinnere mich in einer alten Erzählung gelesen zu haben, daß als einmahl ein Sklave dergestalt verbrant wurde, einer von den Anwesenden Franzosen bemerkt hat, daß ein Aeltester dabey war, der dem Arestovi alle Stücke, die er von dem Körper dieses Elenden abschnit, dargeboten.

Wenn der Sklave in der Cabane oder außerhalb derselben sich befindet, und an nichts weniger als daran gedenkt, so wird er plötzlich angehalten; und so bald er an den Pfal gebunden ist, wird mit der Execution der Anfang gemacht. Damit aber dieses grausame Vergnügen desto länger dauern möge, so wird er anfänglich gleichsam nur von weiten berührt, und keine Uebereilung und Geschwindigkeit dabey bewiesen. Bey dem äußersten der Füße und der Hände wird der Anfang gemacht, und man steigt also allmählig zu dem Leibe hinauf. Einer reißet ihm die Nägel aus; ein andrer beißt ihm einen Finger ab, oder gebraucht hierzu ein stumpfes Messer. Der dritte nimt diesen abgelöseten Finger, steckt ihn in seine angezündete Pfeife, und raucht selbigen an stat des Tobacks, oder läßt den Sklaven selbst davon rauchen. Auf diese Weise werden ihm nach gerade alle Nägel abgesondert, seine Finger zwischen zween Steinen zerquetschet, oder Glied bey Glied abgelöset. Ein Ort wird verschiedene male mit glühenden Eisen oder Feuerbränden berührt, und zwar so lange, bis sie von dem herabfließenden Blute oder Fette gelöscht sind. Das dergestalt gebratene Fleisch wird sodann stückweise abgeschnitten, und von einigen dieser Raufenden gegessen, da unterdessen sich andre mit seinem Blute ihre Gesichter bestreichen. Wenn die Nerven entblößet sind, so werden Eisen hineingesteckt, sie zu zerreißen; oder man schindet ihm Arm und Beine durch lange Stricke, die an beiden Enden mit äußerster Stärke hin und her gezogen werden.

Dieses alles aber ist gewisser Maasse nur ein Vorspiel, und mannigmal wird der Unglückselige, nachdem er vier bis fünf Stunden lang, auf solche erbärmliche Art gehandhabet worden, losgebunden, in Ruhe gelassen, und das übrige der Execution einige Stunden ausgesetzt. Dasjenige aber, was hiebey am allerbewundernswürdigsten ist, ja fast unglaublich zu seyn scheint, ist dieses, daß die mehresten dieser Elenden, während dieses Zwischenraums, so ruhig einschlafen, daß sie auch so gar mit Feuer wieder aufgeweckt werden müssen. Insgemein aber wird ihnen auch diese Ruhe nicht gestattet, und nicht eher von ihnen abgelassen, bis sie gänzlich hingerichtet sind.

Wenn man endlich an den Obertheil des Leibes kömt, so sind natürlicher Weise die Schmerzen noch weit heftiger; und die Grausamkeit dieser Unmenschen kömmt sodann auch neue Kraft, an stat daß der erbarmenswürdige Zustand des Duldenden solche erlöschten sollte. Oftermalen machen sie ihm eine Art von Hemde, so aus Birkenrinde bestehet, in welches Feuer gelegt wird, das sich lange darinnen erhält, und eine ganz kleine Flamme giebt. Zuweilen begnügen sie sich auch damit, Fackeln daraus zu machen, womit sie ihm Brust und Seiten brennen. Ein andermal hängen sie an einen eisernen Cirkel verschiedene glühend gemachte Beile, und thun ihm diese an stat eines Halskragens um. Die Beile und Fackeln verursachen, daß Blasen aufstehen, woraus ein Getöse gehet; in dieses tunken die Henkersknechte Brod, und verschlingen es, als Unsinnige.

Wenn sie nun endlich alle Theile des Leibes dergestalt langsam verbrant, daß nicht



ein Fleck anzutreffen, der nicht eine Wunde seyn sollte; auch das Gesicht bergestalt verstümmelt, daß es ganz unkentlich geworden; nicht weniger das Fell vom Kopfe gezogen, die über dem Hirnschädel befindliche Haut abgelöset, auf die solchergestalt entblöste Hirnschale einen Regen von Feuer, glüender Asche oder von siedendem Wasser fallen lassen: so binden sie den Unglückseligen los, und lassen ihn, wenn er noch so viel Kräfte hat, laufen, und schlagen ihn sodenn mit Prügeln oder Steinen vollends todt; oder sie wälzen ihn in der Blut so lange herum, bis er den letzten noch übrigen Odhem ausbläset, wenn ihm nicht vorher von einem Mitleidigen das Herz aus dem Leibe gerissen, oder durch Dolchstiche während der Zeit, da er an den Pfal gebunden, hingeopfert ist.

Die Grausamkeit dieser Unmenschen läset sich über diese Unglückselige auch nach dem Tode aus. Denn unterdessen, da einige auf die rindnen Dächer der Cabanen klopfen, damit sie die herumirrende Seele des Verstorbenen nötigen mögen, das Dorf zu verlassen, und sie nicht unter der Gestalt einer Furie zu erschrecken; so finden sich gleich den alten Scythien und den mehresten barbarischen Völkern erster Zeiten Anthropophagi oder Menschenverschlinger, die den Leichnam vollends zerstückten, in Kessel werfen, und ihm kein ander Begräbnis als in ihren Bäuchen gestatten.

Auf solche Weise endiget sich dieses blutige Trauerspiel: und ich weis nicht, ob man dabey die außerordentliche Grausamkeit dieser Unmenschen, die einen armen Slaven, welcher oftmalen so weit hergebracht wird, daß er in Ansehung seiner Mörder ganz und gar unschuldig ist, mit solcher Wuth mishandelt; oder die ausnehmende Standhaftigkeit dieser Slaven selbst, mehr bewundern sol, als welche mitten unter der abscheulichsten Marter eine Hoheit der Seele und einen Heldenmuth beibehalten, daß es unsern Begriff übersteiget \*).

Dieser Heldenmut ist was Wesentliches, und die Wirkung einer edlen und erhabnen Herzhaftigkeit. Dasjenige, was wir bey den Märtyrern der angehenden christlichen Kirche bewundern, und was bey ihnen eine Wirkung der Wunder und Gnade gewesen, ist bey diesen eine Natur und Folge einer Stärke ihres Geistes. Die Wilden, wie ich sie bereits abgeschildert, scheinen sich von ihrer zarten Kindheit an, zu dergleichen Begebenheiten anzuschicken. Man hat Kinder gesehen, die ihre nackende Arme in einander geschlungen und glühende Kolen darin getragen, auch mit einander gewettet, wer diese schmerzhafter Uebung mit größerer Standhaftigkeit am längsten aushalten würde. Ich selbst habe ein Kind von 5 bis 6 Jahren gesehen, dessen Leib durch Unvorsichtigkeit ganz mit kochendem Wasser verbrant worden, und welches allemal, so oft es verbunden wurde, seinen Todtengesang mit unglaublicher Freimütigkeit anstimmte, ohnerachtet es alsdenn natürlich Weise die heftigsten Schmerzen empfunden haben mus. Scävola, als er seine Hand in die glühende Kolenpfanne hielt, um sie deshalb zu bestrafen, daß ihr, ihr Vorhaben

\*) Der berühmte Herr von Haller hat diesen Heldenmut in seinem Versuche schweizerischer Gedichte S. 59 seiner gewöhnlichen Art nach, mit einer rührenden Lebhaftigkeit folgendergestalt ausgedruckt:

Wenn aber ein Huron in tiefen Schnee ver-  
irrt,

Bey Erins langen See zum Raub der Fein-  
de wird;

Wann dort sein Holzstos glimt, und schon von  
seinem Leben

Des Weibes tödtlich Wort den Ausspruch hat  
gegeben,

Wie stelt sich der Barbar? wie grüßt er sei-  
nen Tod?

Er singt, wann man ihn quält, und lacht,  
wann man ihm droht:

Die aufgewölkte Stirn rümpft weder Angst  
noch Schmerzen,

Die Flamme, die ihn fängt, dient ihm zum  
Ruhm und Scherzen.

haben mislungen, ist nicht bewundernswürdiger als diese Völker, die sich beständig angewöhnen, das Leben zu verachten, solches ohne Furcht, der Gefahr bloß zu stellen, und es in den abscheulichsten Martern zu beschließen, ohne das geringste Merkmal einer Zaghaftigkeit dabey blicken zu lassen.

Ich weis fast nicht, ob man einen solchen wahrhaftig männlichen Mut barbarisch nennen kan: Inzwischen ist mir auch so viel bekant, daß man weit mehr Beispiele von einer solchen unerschütterlichen Standhaftigkeit bey denen, die man Barbaren nennet, als bey allen gesitteten Völkern antrifft, denen die Künste nebst allen, was sie gesittet und menschlich machet, dazu dienen, ihnen einen Ueberflus und ein bequemes Leben zu verschaffen, das aber bloß zur Weichlichkeit und Niederträchtigkeit beförderlich ist.

Unter den alten Völkern Indiens <sup>(61)</sup> war es gewöhnlich, daß man nach Erreichung gewisser Jahre, lange genug gelebt zu haben glaubte, daher man sich mit größter Gelassenheit lebendig verbrennen lies, und gleich dem Hercules sein Leben beschloß, der seinen Scheiterhaufen auf dem Berge Oeta selbst zusammen trug. Alexander der Grosse sahe während der Zeit seines Aufenthalts in diesen Landen dergleichen Exempel; und einige von denen, die dem Glücke der Macedonier folgen wolten, gaben den Griechen ein Schauspiel davon. Der von ihren Lehrsätzen wohl unterrichtete Zeno <sup>(62)</sup>, welcher vielleicht von einem dergleichen Vorfalle ein Zeuge gewesen, bewunderte sie, und sagte: Daß es ihm weit rührender wäre, wenn er sähe, daß sich ein Indianer selbst verbrennete, als wenn er alle Vorlesungen eines Weltweisen von der Standhaftigkeit anhörte.

Bei einigen Völkern Indiens, alwo eine verabscheuungswürdige Staatsklugheit die Gewonheit eingeführet, die vor Alters die Weiber gewisser thracischer Völker gehabt, daß sie sich nemlich auf den Leibern ihrer verstorbnen Männer verbrennen ließen <sup>(63)</sup>, siehet man noch heut zu Tage an den Weibern Grundsätze eines Heldennuts, den ihnen unser europäisches Frauenzimmer gewis nicht streitig zu machen suchen wird. Denn, weil es unter diesen Weibern, deren Menge durch die Landes Gewonheit bestätigt wird, bloß diejenige ist, die der Verstorbene am meisten geliebet, der die Ehre gebühret, ihn in die andre Welt zu begleiten, indem sie sich nebst seinem Leichnam auf dem Scheiterhaufen durch die Flamme verzehren läßt; so siehet man mit Verwunderung, wie sie mit einander um diesen vermeintlichen Vorzug streiten: und wenn endlich einer dieses Vorrecht vor den übrigen zuerkant wird, so schließt sie sich zu ihrem traurigen Ende dergestalt an, als wenn sie sich auf einen Bal begeben wolte: da hingegen die andern, welche zurück gesezet worden, so betrübt darüber werden, daß auch manche, die ihr dadurch vermeintlich zugefügte Beleidigung nicht länger überleben können. Eben diese Nachahmung traf man in America bey den Völkern an, woselbst die ihren Oberhäuptern zugethane Personen gehalten waren, zugleich mit ihm zu sterben, damit sie im Reiche der Seelen zu seiner Aufwartung eben so, wie im Leben geschehen, auch bereit seyn möchten: wovon unten mit mehrern wird gehandelt werden.

Curcius <sup>(64)</sup> erzählt, daß man unter den gefangnen Sogdiern dreißig junge Söhne der Vornehmsten des Landes zu Alexander dem Grossen gebracht, die insgesamt wohl gewachsen und von sehr gutem Ansehen gewesen. Da diese nun erfaren, daß sie auf Befehl dieses Herrn zum Tode geführt werden sollen, so singen sie Freudenlieder an zu singen, sprungen,

(61) STRABO lib. 15. (62) ZENO apud CLEM. ALEX. Stromat. lib. 2. (63) STRABO l. c. POMPONIVS MELA lib. 2 cap. 2. (64) QVINT. CVRTIVS lib. 7.



springen, tanzten und bewiesen ein ungemeines Vergnügen darüber. Der Monarch wunderte sich, da er sie so freudig zum Tode gehen sehe; daher lies er sie zurück rufen, und fragte sie, woher denn die außerordentliche Freude bey ihnen entsünde, welche doch bey Personen, die ihren Tod vor Augen sehen, eben nicht gewöhnlich zu seyn pflegte. Hierauf antworteten sie: daß wenn sie von einem andern als von ihm, zum Tode verurtheilet worden, so würden sie sich freilich ebenfalls betrüben; da sie aber auf Befehl eines so grossen Beherrschers und Ueberwinders, ihren Ahnen wieder überliefert werden sollten, so priesen sie einen so rühmlichen Tod glücklich, woraus sich die grössten Helden eine Ehre machen würden. Alexander wurde durch diese ausnehmende Unerschrockenheit dergestalt gerührt, daß er ihnen Gnade wiederfahren lies, und viere von ihnen unter seine Leibwache nahm, welche ihm auch beständig treu verblieben.

Die Cantabern<sup>(65)</sup> und die ersten Völker Spaniens sungen, wenn sie zum Tode geführt wurden und am Kreuze hingen. Ich weis nicht, ob Strabo, der diese Gewohnheit von ihnen anführt, Ursache gehabt, sie vor Thoren zu halten, und diese Standhaftigkeit vor eine Frucht ihrer Wildheit und viehischen Dummheit auszugeben. Vielmehr halte ich dafür, daß man sie eben so sehr als die schönsten Beispiele, die uns die Geschichte von den Tugenden der Römer aufbehalten, bewundern müsse.

§. 37.

Todengesang.

Was waren aber die Hymni und Gesänge anders, als was bey unsern Wilden die Todtenlieder, Festgesänge und kriegerische Tänze, wenn sie das Weil aufheben und bereit seyn, den Feind anzugreifen, noch wirklich sind? Sind sie zu Sklaven gemacht worden, so singen sie eben den Gesang, und faren die Zeit ihrer Gefangenschaft damit fort, stimmen auch solchen noch heftiger in der grössten Qual an, gleichsam als ob sie niemals ein ander Lebensende gehoffet hätten.

Weil die Sklaven völlige Freiheit haben, alles zu sagen was ihnen gefällt, so besingen sie sowohl ihre eigne als auch ihrer Nation Heldenthaten; sie stoßen wider ihre Tyrannen die abscheulichsten Flüche aus; sie suchen sie durch ihre Drohungen zu schrecken; sie rufen ihre Freunde zu Hülf, und muntern sie zur Rache auf; sie schmähen ihre Henker, als ob sie ihr Handwerk nicht recht verstünden, und lehren ihnen wie sie recht peinigen sollen; sie erzählen wol gar, was sie hiebei selbst in Ansehung der Gefangnen ausgeübet, die ihnen in die Hände gefallen; und wenn etwan unter den Gefangnen einer von der Nation befindlich gewesen, die sie zum Tode verdammen; so führen sie alles umständlich an, was sie ihnen vor Qual angethan, ohne die Folgerungen einer Erzählung zu befürchten, wodurch doch die Zuhörer ungemein erbittert werden müssen.

Dürfte ich es wagen, den 137 Psalm Davids, der sich mit den Worten: An den Wassern zu Babel saßen wir, anfangt, anzuführen; so wolte ich wol sagen, daß dieser Psalm ein Todtengesang sey, der uns die ehemalige Gewohnheit der Morgenländer vorstellet, und eben den Begriff und Character der Gesänge unsrer Sklaven mit sich führt? Es sind gefangne Hebräer, die hier redend eingeführt werden, und die in den Banden sauzten. Ihre Ueberwinder trieben sie an, die Lieder Sions, das ist, die in ihren Landen übliche Gesänge, anzustimmen. Es scheint zwar, als ob die Hebräer solches zu thun sich geweizert; nichts destoweniger ist der ganze Psalm ein solcher Gesang, der dem Geschmacke der Wilden völlig ähnlich siehet. Denn sie machen mit einer gänzlichen Verachtung des Landes und seiner Einwohner, welchen sie zu Theil geworden, den Anfang.

Jeru.

Jerusalem liegt ihnen am Herzen, wohin sie alle ihre Seufzer und Wünsche richten. Damit sie auch den Widerspruch ihrer Liebe und des Abscheues desto besser zu erkennen geben mögen, so rufen sie Gott an, das Unrecht nicht zu vergessen, so die Kinder Edom oder die Assyrier, in deren Gewalt sie waren, den Juden am Tage der Zerstörung Jerusalems gethan. Endlich beschließen sie mit den schrecklichsten Flüchen, wenn sie sagen: Du verführte Tochter Babylon, wohl dem, der dir vergelte, wie du uns gethan hast! Wohl dem, der deine jungen Kinder nimt, und zerschmettert sie an einem Stein. Was unsre Sklaven anlangt, so unterreden sie sich die Zeit über, da ihnen einige Ruhe verstattet wird, entweder ohne Dolmetscher, wenn sie die Sprache verstehen; oder durch Beihülfe eines solchen, wenn sich einer findet, der die ihrige redet. Sie sprechen ganz gelassen von gleichgültigen Dingen, Neuigkeiten, oder von dem, was in ihrem Lande vorgehet; und erkundigen sich in größter Gemütsruhe nach den Gebräuchen derer, die mit ihrem Tode beschäftigt sind.

Selbst mitten in der größten Qual, wenn sie vor unerträglichen Schmerzen schäumen, und sich gleich den Besessenen geberden, wird ihnen nicht leicht ein niederträchtiges Wort entfahren. Diesen Heldenmut trifft man bey Weibern eben sowol als bey Mannspersonen an. Ich habe eine Frauensperson gesehen, der in meiner Gegenwart zweyen Nägel ausgerissen wurden: es geschah aber so hurtig, daß ich solches nicht zeitig genug gewahr wurde, um es verhindern zu können. Sie sties aber weder einen Seufzer noch ein Geschrey aus; und ich merkte in ihrem Gesichte weiter nichts, als blos eine empfindliche Mine. Es giebt so gar einige, welche die Zeit ihrer Qual über nur lachen; und ihren Körper, der Marter so zu sagen recht darbieten; auch denen, die ihnen am heftigsten zusetzen, auf eine freundliche Art Dank abstatien.

Alle sind zwar, die Wahrheit zu bekennen, nicht von gleicher Standhaftigkeit, sondern manchen entfäret auch wider ihren Willen ein Geschrey, und sie lassen ihre Ungeduld gar zu sehr blicken. Es haben sich zwar auch Franzosen sowol Männer als Weiber gefunden, die unter der Marter eben eine solche Stärke des Geistes als die Wilden bewiesen, daher auch diese selbst zu sagen bewogen worden, daß sie gar keine Empfindung haben müssen. Jedoch diese Beispiele einer solchen heldenmäßigen Standhaftigkeit sind unter uns Europäern etwas seltenes, unter den Americanern hingegen sehr gemein. Denn da diese bey weitem nicht so zärtlich erzogen worden, so sind sie auch ohne Zweifel, weniger empfindlich. Vielleicht auch, da sie keine Hölle glauben, wovon ihre Qual nur ein Schatten seyn möchte, so sind sie auch der Liebe zum Leben eben nicht sonderlich ergeben, und fürchten auch das Zukünftige nicht; welches bey einem durch das Licht des Glaubens aufgeklärten Gemüte oftmalen mehr Eindruck, als die abscheulichsten Martern des gegenwärtigen Lebens verursacht.

Ich gestehe, daß man nach der Beschreibung, die ich von der Todesart der Sklaven gemacht, diese Völker nicht anders als mit Entsetzen betrachten kan, und so gleich einen solchen Begriff von ihnen fassen mus, daß die wilden Thiere mehr Warmherzigkeit als sie an sich haben. Die Troquoisen, welche den Franzosen durch die Menge derer, die sie durch abscheuliche Marter ums Leben gebracht, so fürchterlich geworden, haben sich hiein noch einen üblern Ruf als alle Völker erworben. In eben diesem Rufe stehen sie auch so gar bey andern Wilden; und die Abenakis heißen sie nicht anders als Magieie, oder Grausame. Damit ihnen aber auch ihr gebührendes Recht widerfare, so haben sie sich, was diesen Punct anbelangt, einander nichts vorzuwerfen. Denn wenn man die Tro-



quoisen sprechen höret, so geben sie sich allezeit vor weniger grausam als die andern Wilden aus, gegen welche sie blos nach dem Rechte der Wiedervergeltung sich so hart bezeigen.

Was thun sie überdem auch anders, als was ehemals die Griechen und Römer thaten? Wer war wol unmenschlicher, als die Helden des Homer? was war grausamer, als der Kampf der Fechter und Sklaven unter ihnen; oder eben dieser Sklaven mit den grimmigsten Thieren, welche die römischen Kampfsplätze mit so vielem Blute bespuckten? Dieses Volk, welches beinahe alle Künste und Wissenschaften, die eine Mäßigung verursachen, und die Verbesserung der Sitten, so weit als die Grenzen ihres Reiches giengen, ausbreiten können, zur Vollkommenheit gebracht, fand nichts destoweniger in der Unmenschlichkeit dergleichen Kämpfe, eines ihrer grösssten Vergnügens: sie suchten die grösste Unnützlichkeit ihrer Gastgebote in dem Anblicke dieser blutigen Schauspiele, und machten sich ein besondres Vergnügen daraus, wenn sie das entscheidende Signal zum Leben oder zum Tode des Unglückseligen geben konnten, der bey dem Kampfe den Kürzern gezogen, ohnerachtet er um Gnade bat.

Von der Grausamkeit der Juden habe ich zwar bereits etwas, aber noch nicht alles gesagt. Wie giengen diese mit ihren Feinden nicht um? Als zu den Zeiten Trajans die Juden, durch die Zerstörung Jerusalems, und die annoch in frischem Andenken schwebende Verwüstung ihrer Länder, so zu sagen in ein Nichts verwandelt wurden; so empörten sie sich dem ungeachtet in verschiedenen Landschaften wider die Römer, und trieben in Egypten und Cypern solche Ausschweifungen, wobey mehr denn vierzigtausend Menschen umkamen: hierbey fanden sie ein besondres Vergnügen, wenn sie sich von den Körpern ihrer Feinde nähren, und mit deren Blute ihre Gesichter befärben konnten. Ja, wenn sie einige lebendig geschunden hatten, so hingen sie die abgezogenen Häute um, und suchten daraus ein Siegeszeichen ihrer Wuth zu machen. Ihre Geschichte kan uns verschiedene dergleichen Beispiele an die Hand geben. Es scheint, als ob der 77 Psalm v. 69.: Das Feuer verzere ihre junge Mannschaft, und man stellet ihrer jungen Töchter halber keine Klage an, natürlicher Weise auf die Feuerstrafe, womit die gefangnen Juden belegt wurden, sowol, als auf Schwerdt und Krieg, wie die Ausleger dafür halten, gedeutet werden könne. Die Marter, welche Antiochus den Maccabäern und ihrer Mutter anthun liess, ist eben keine Wirkung einer besondern Grausamkeit dieses Barbaren; sondern da er sie in Stücken zerschneiden, die Haut über den Hirnschädel ablösen liess, und sie in Del zu braten befahl, so hat er warscheinlicher Weise die unter den Morgenländern übliche Strafe beobachtet.

Das Feuer ist unter den mitternächtigen Americanern seit undenklichen Jahren die gewöhnliche Strafe: dadurch macht sich ein Volk dem andern fürchterlich, und sie vermeinen sich auf solche Art einander in Zaum zu halten. Wenn sie diejenigen, die so grausam mit ihnen umgehen, nicht mit gleicher Münze bezaltten, so würden sie sich gewis am meisten betrügen, und ihre Mäßigung würde nur die Dreistigkeit ihrer Feinde vermehren. Die allergemäßigsten Völker sind gezwungen, die Grenzen ihrer natürlichen Leutseligkeit zu überschreiten, wenn sie sehen, daß sie ihren barbarischen Nachbarn Gelegenheit giebt, noch weit stolzer und unbegreiflicher zu werden. Die Franzosen können hiervon aus der Erfahrung reden. Denn als ihnen, um sich an den Troquoisen zu rächen, gestattet wurde, ihre Gefangne eben so zu handhaben, als den übrigen widerfur; so haben sie solches auch mit solcher Raserey und Grimm verrichtet, daß sie hierin diesen Barbaren nicht nur nichts

nichts nachgegeben, sondern es ihnen auch wol zuvor gethan. Die Wahrheit zu sagen, sie haben sich so verhalten müssen; denn diese nöthige Härtigkeit hat sie etwas behutsamer gemacht, und sie veranlaßet, mit den Franzosen desto eher den Frieden zu schließen. Ich kan noch hinzusetzen, daß als die Franzosen und Engelländer sich unter den Wilden naturalisiret haben, sie zwar alle Unarten ihrer Sitten und Gewohnheiten, nicht aber das Gute, dergestalt angenommen, daß sie noch weit schlimmer als sie selbst geworden. Dieses wissen ihnen die Wilden auch sehr wohl vorzuwerfen. Die Sache ist auch dergestalt erwiesen, daß sie nicht wissen, was sie ihnen darauf antworten sollen.

Wenn unter den Iroquoisen ein Slave verbrant wird, so sind wenige, die nicht ein Mitleiden mit ihm haben, und ihn bedauernswürdig achten sollten. Viele, und insbesondre die Weiber, (wenn man einige Furien, die aller Orten anzutreffen, und welche noch weit ausgelassener als die Manspersonen sind, ausnimmt,) haben nicht das Herz, dieser Hinrichtung beizuwonen. Unter denen, die gegenwärtig sind, thun ihm die mehresten nichts; auch selbst diejenigen, die ihn martern, thun es oftermalen aus Menschenfurcht, und weil sie dazu verbunden sind. Einige setzen auch so gar alle Bedenklichkeit so weit auf die Seite, daß sie ihn mit allem, was er fordert, erquicken. Die Rathsversammlung hat den Missionarien nicht selten verstattet, manchem die letzten Augenblicke seines Lebens zu weihen, und ihn auf den Weg zum Himmel zu führen. Und wenn sich ein Iroquoise gefunden, der des Slaven Sprache verstanden, so hat er ihnen zum Dolmetscher gedient, ihm die ewigen Wahrheiten mit solchem Nachdruck und Gütigkeit vorzuhalten, daß die Missionarien selbst darüber erstaunen müssen: welche Bemühung auch Gott durch seine Gnade, sowol durch das Heil des einen, als des andern, nicht fruchtlos seyn lassen. Endlich geschieheth es auch wol, daß nach Verlauf einiger Zeit einer von denen, die durch das Alter und Ansehen dazu berechtiget sind, ihm Gnade auswirken, und von dieser abscheulichen Marter befreien.

So gros auch die Unmenschlichkeit der Wilden seyn mag, die sie in Absicht ihrer Feinde, welche ihnen in die Hände geraten, erweisen; so mus man ihnen doch auf der andern Seite die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie unter sich selbst mit weit mehrer Behutsamkeit als die Europäer mit einander umgehen. Die Völkerei der Zweikämpfe betrachten sie ganz recht, als etwas barbarisches und wildes. Desgleichen verabscheuen sie die Vessessenheit, sich unter einander Schaden zu thun, die eine übel verstandne Nelgung zur Ehre eingeführet, welche täglich einer nichtigen Ursach halber, als wegen eines leichtsinnigen und unrecht verstandnen Wortes, das Leben der Verwandten und der vertrauesten Freunde blos stellt. Nicht weniger wundern sie sich über die Gleichgültigkeit, welche die Europäer für diejenigen ihrer Nation blicken lassen, und die wenige Achtung, die sie für ihre Landesleute haben, welche von ihren Feinden getödtet werden. Bey ihnen bringt ein einziger, von einem andern einer fremden Nation, erschlagner Mensch, beide Nationen dergestalt gegen einander auf, daß dadurch ein Krieg veranlaßet wird; da hingegen unter den Europäern der Tod vieler der ihrigen niemanden anzugethen scheint. Sie haben desfalls Beispiele einer Unempfindlichkeit gesehen, die ihnen nicht wenig befremdlich gewesen, und einen Unwillen und Has gegen die Europäer zu fassen, Anlas gegeben. Oftermalen haben sie sich so gar selbst erboten, der Franzosen halber Rache auszuüben, weil diese ihrer Landesleute und Brüder wegen, die durch andre wilde Völker umgebracht, so wenig gerühret gewesen. Weil man ihren Antrag aber nicht beantwortet, so hat man ihnen dadurch noch ein größeres Kergerniß gegeben.



Der Krieg der mittägigen Americaner ist, einige Umstände ausgenommen, mit derjenigen Art, die ich eben beschrieben habe, ziemlich gleichförmig. Ich sage mit Bedacht, einige Umstände ausgenommen; denn in der Hauptsache ist es in allen Stücken eben derselbe. Durchgängig sind einerley Bewegungsgründe, einerley Art ihn zu besingen, eben dieselbe Zubereitung, einerley Beobachtungen auf ihren Feldzügen und des Ortes ihrer Bestimmung oder Sammelplatzes, einerley Art den Angriff zu thun und sich zu verteidigen; und wenn man den Panzer ausnimmt, auch einerley Waffen. Mit einem Worte, man trifft durchgängig einerley Bezeichnung des Muths und der Wildheit, der Verbitterung, Wuth und Unsinnigkeit gegen ihre Feinde unter ihnen an.

S. 38.

Todesart der  
Sclaven im  
mittägigen  
America.

Die Todesart der Sclaven im mittägigen America, hat ebenfalls etwas besonderes an sich, das angemerkt zu werden verdient. Sie ist, die Wahrheit zu gestehen, zwar nicht mit so vielen Umständen einer ausgrübelnden Grausamkeit und so merkwürdigen Unmenschlichkeit, als das Beginnen der mitternächtigen Americaner, wovon ich oben handelt, verknüpft; in gewissem Verstande aber hat sie noch etwas schrecklicheres darin an sich, daß, so bald diese Unglückseligen gefangen genommen werden, sie sich als gewisse zum Tode bestimmte Opfer ansehen können, und die lange genug in der ungewissen Furcht dieses widrigen Augenblicks zubringen müssen, dessen Bestimmung auf diejenigen ankommt, die Herren davon seyn. Denn, da ihnen mit ihren Feinden, Friede zu schließen oder einen Waffenstillstand einzugehen, gänzlich unbekant, und aus dieser Ursach ihr Has unauslöschlich ist: so wissen sie auch noch weniger, was das sey, Gnade zu erweisen; und ihre Rache erlöschet nicht anders, als in dem Blute der Elenden, die durch das Schicksal der Waffen in ihre Hände geraten.

Einige Erzählungen <sup>(66)</sup> bringen mit sich, daß der Sclave, so gleich ein Eingangsrecht, wie in Neufrankreich, zu bezahlen habe, so bald er das Dorf seiner Ueberwinder betritt: die Kriegesmäñner überlassen ihn der Willkür der Weiber und Kinder <sup>(67)</sup>, die um ihn herum tanzen; ihn auch nötigen, ein gleiches zu thun, und dadurch gleichsam seinen elenden Zustand verspotten. Ueberdem lassen sie auch ihre erste Wuth und Verbitterung wider seine Landesleute an ihm dadurch aus, daß sie ihm vielfältig übel begegnen.

Da hingegen sagt Thevet <sup>(68)</sup>, daß sie den Gefangnen allerhand Liebkosungen machen, und ihn mit verschiedenem Federschmuck dergestalt puzen, daß man ihn vielmehr selbst vor das Oberhaupt derjenigen, deren Sclave er doch ist, halten sollte. Das erste, so man mit ihnen vornimt, bestehet darin, daß sie zu den Gräbern derer geführt werden, an deren Stelle sie überliefert worden, um ihnen dadurch zu Gemüthe zu führen, daß sie sich als gewisse Opfer anzusehen haben, die zu Beruhigung der Seelen der Verstorbnen bestimmt sind. Alsdenn werden sie ins Dorf gebracht. An stat aber sie übel zu halten und sie ins Gefängnis zu werfen, so werden sie vielmehr als Herren der Cabanen derjenigen angesehen, deren Grabmal sie hiernächst zieren sollen. Alles, was die Verstorbnen bey ihrem Leben gebraucht haben, wird ihnen eingehändiget, nemlich die Hangematten, Bogen, Pfeile und Federpuß, welches sie zuvor waschen und reinigen müssen, ehe sie sich desselben bedienen. Haben die Verstorbnen auch Witwen hinterlassen, so werden sie ihnen zu Weibern gegeben: sonst überliefert man ihnen die Schwwestern derer, die sie gefangen genommen, oder auch dererjenigen, welchen sie aufgeopfert werden sollen. Sie haben

(66) HIERON. STAAD. Hist. Bresil. lib. 23. cap. 29.  
du Bresil. ch. 15.

(67) JEAN DE LERI Hist.

(68) THEVET Cosmogr. Univ. liv. 21. ch. 15.

haben desfalls gewisse unter sich festgesetzte Regeln, welche aber die Schriftsteller gleichsam nur von ferne zeigen: keiner aber von denen, die diese Verbindlichkeit auf sich haben, findet einiges Bedenken, diesem Unglückseligen seine Schwester zur Frau zu geben, sondern er macht sich vielmehr eine Ehre aus diesem Bündnis.

Derjenige, der Herr von dem Sklaven ist, wählet zu gleicher Zeit eine Person, der er den Vorzug, ihm den letzten Streich zu versetzen, zugebracht. Dieser nun, den diese Handlung ehrwürdig machen sol, ladet die Nation benebst ihren Bundesgenossen zu dem Ende ein, damit der Tag der Hinrichtung anberaumet werden möge. Derothalben stellet er ein grosses Fest an, woben sich alle Eingeladene einfinden; und woselbst der Sklave, so die Hauptperson vorstellet, mit der grösssten Kältsinnigkeit und ohne sich zu bewegen, die Wahl mit ansieheth, die ein jeder wegen eines oder des andern Gliedes seines Leibes machet; auch die Geschenke betrachtet, die zu Bezahlung desjenigen, der ihn bisher aufbehalten, gewidmet sind. Unterdessen wird ihm ein Halsband umgethan, woran an einer baumwollenen Schnur gewisse Arten von Körnern oder Fischgräten angenehmet sind, deren Anzahl die Monde oder Monate anzeigt, die ihm noch zu leben übrig gelassen werden. Bey jedweden Mond wird allezeit ein Korn oder eine Fischgräte davon genommen. Wenn nun also nur noch ein einzig Stück davon übrig bleibt, so kan er sicher glauben, daß am Ende des Monats sich auch sein Leben endigen, und er zum Opfer dienen werde.

Ich sage mit gutem Bedacht, daß er zum Opfer dienen werde. Denn dieses schreckliche Fest wird mit so vielen Zubereitungen und Feierlichkeiten begangen, daß es einem Religionsfeste völlig ähnlich siehet. Man schickt sich lange vorher dazu an, indem man alles und jedes zu diesem Vorhaben anordnet, das niemals ohne den grossen Wein (Grand vin,) oder ein solennes Fest ausgeführt wird, wozu alle Freunde, Nachbarn und Bundesgenossen derjenigen Nation, so die Kosten darauf wendet, eingeladen werden.

Die mit der Zubereitung beladene Weiber, sind lange zuvor beschäftigt, von einer fetten Erde grosse Gefässe zu verfertigen, und ihr berauschendes und unter den Namen Caouin, Ouicou, und Chica bekantes Getränk, wovon bereits gehandelt worden, darin gären zu lassen. Ausserdem machen sie noch einige kleinere, die dazu dienen, die Farben hinein zu thun, womit der Sklave und die Instrumente seines Todes bemalt werden sollen. Diese Gefässe lassen sie insgesamt an einem langsamen Feuer, auf ebenfals schon beschriebene Art härten. Nachher drehen sie einen langen Strick, entweder von Baumwolle oder von Baumrinde, womit der Sklave gebunden werden sol; und machen mit vieler Kunst verschiedene herabhängende Schleifen von bunten Federn, womit sie den Butu oder die Keule zieren, mit welcher er hingerichtet werden sol. Der Sklave, welchem nicht verborgen gehalten wird, daß alle diese Zubereitungen ihn angehen, siehet solche insgesamt mit gelassenem Gemüthe an, und ist so ruhig dabei, als wenn von ganz gleichgültigen und von nichts weniger, als seine Person betreffenden Dingen die Rede sey.

Damit er aber zu einer solchen Feierlichkeit angewöhnet werden möge, woben er die Hauptperson abgeben sol; so wird er einige Tage lang an dem öffentlichen Ort, wo er hingerichtet werden sol, gezeigt. Dasselbst ergeht man sich auf seine Kosten damit, daß man ihn zum tanzen und singen nötiget, woben zugleich die Anwesenden um ihn herum singen und springen. Als denn wird er ganz ruhig wieder zurück geführt.

Diejenigen, welche zu dem Feste eingeladen worden, stellen sich zur bestimmten Zeit von allen Seiten ein, und das Oberhaupt des Caribers oder des Dorfs bittet sie, nach vorhergegangener Bewillkommung, Theil an ihrer Freude zu nehmen, und wünscht ihnen



im voraus zu der Annemlichkeit, so sie in Verzerung des Fleisches ihrer Feinde empfinden werden, Glück.

Nachdem alle Zubereitungen geschehen sind, so bestimt man den Tag zu eben der Zeit, wenn der Caouin in seinen Gefässen seyn mus. Abends vor diesem solennen Tage holen die Weiber den Sklaven ab; schlingen ihm den Strick um den Hals, den sie zu dem Ende gefertigt haben, und in ihrer Sprache *Mussurana* nennen. Nachmals bemaleet ihm eine unter ihnen den ganzen Leib mit allerhand Farben, worauf sie ein aschfarbiges, und aus zerstoßenen Eierschalen gewisser Vögel gemachtes, Pulver streuen. Diesem Zierrate fügen sie noch verschiedene Reihen Federn hinzu, daß er also als einer, der einen solennen Einzug halten sol, gepuget ist. Unterdessen, da dieser Sklave dergestalt geschmückt wird, so umgeben ihn alle die übrigen Weiber, lassen die Luft von dem Lärme ihrer Gefänge, erschallen, und erschüttern die Erde durch das Trampeln ihrer Füße. Auf eben die Art und unter eben der Harmonie wird auch der *Butu* oder die widrige Keule bemaleet, womit er den tödtlichen Streich empfangen sol. Hierauf wird dieses Mordinstrument mit großem Pomp in eine ledige Cabane gebracht, welche uns Hieronymus Strad fast als einen Tempel vorstellet, worin sie ihre *Maracas*, die er für ihre Götter hält, mit grosser Ehrerbietung aufbehalten. Mitten in dieser Cabane wird sie aufgehänget, und die Weiber bringen die ganze Nacht mit tanzen und singen aus allen Kräften dabey zu.

So bald sich des folgenden Tages die Sonne am Horizont blicken lässet, und die Wilden, nach ihrer gewöhnlichen Art, nach welcher sie sich alle Morgen baden, gereiniget, auch sich mit ihrem schönsten Schmuck aufgepuget und bemaleet haben; so versamen sie sich an dem Orte, wo das Fest gehalten werden sol, führen den Sklaven ebenfalls dahin, und stellen ihn mitten unter sich. Auf der andern Seite zünden die Weiber, um die Gefässe, worin sie ihr Getränke haben, ein klein Feuer an, und lassen es so lange brennen, bis sie laulich geworden. Es ist also dieses blos ein Trink- keinesweges aber ein Esfest. Die mittägigen Wilden aber trinken, nach Art der alten *Scythen* so wohl, und sind einer unmäßigen Trunkenheit deegestalt ergeben, daß anjeko fast keine Nation auf der Welt angetroffen wird, die es ihnen hierin zuvor thut. Welches *Lery* <sup>(69)</sup> durch folgenden prächtigen Ausruf zu erkennen giebt, wenn er sagt: „Zurück ihr Teutschen, Gländrer, Lanzknechte! Zurück, ihr Schweizer, und alle, die ihr Profession vom Trinken macht! denn auf die Maasse, als ihr gehört habt, wie unsre Wilden dieser Verrichtung ein Gnüge thun, werdet ihr bekennen müssen, daß ihr in Ansehung ihrer nichts dabey thut, und ihnen folglich den Vorzug einräumen müßet!

Wenn nun die Weiber ihre Gefässe aufgethan haben, so füllen sie damit grosse aus halben Kürbissen gemachte Schalen an, wovon einige fast mehr als drey Nösel in sich fassen, und treten damit mitten ins Carbet, woselbst die Manespersonen um sie herum tanzen, solche aus ihren Händen nehmen, und sie mit Einem Zuge ausleeren. Man siehet also nichts als das Ab- und Zugehen der Weiber, die beständig Getränke holen, und sich selbst auch nicht dabey vergessen, indem sie insgeheim eben so viel zu sich nehmen, als von den Männern öffentlich geschiehet. Wisset ihr aber nicht, wie viel mal? säret angezogener Verfasser fort, so lange, bis die Gefässe, solten es auch hundert seyn, alle ausgeleerer sind, und nicht ein einziger Tropfe von dem Caouin mehr darinnen ist. Ich habe sie auch in der That, nicht nur drey Tage und drey Nächte ohne

ohne Aufhören trinken sehen; sondern auch nachher, da sie so vol und betrunken waren, daß sie nicht mehr konnten (indem derjenige, der das Spiel zuerst verläßt, für weibisch und für einen bey den Teutschen üblichen Schelm gehalten seyn würde) mit Verwunderung betrachten, daß sie, nachdem sie den Ueberflus von sich gebrochen, so gut als zuvor wieder angefangen haben.

So lange dieses Gefaule dauert, fügt er weiter unten hinzu, so muntern sich untre brasilianische Stutzer, damit sie das Gehirn desto mehr erhitzen mögen, durch tanzen und pfeifen auf, und ermahnen sich unter einander, sich tapfer zu halten, gleichsam als wenn sie in den Krieg zögen und Gefangne machen wolten; Sie hören auch mit dieser Art von Tanz, hin und herlaufen durch die Hütte, wo sie sich versamlet haben, nicht eher auf, als bis alles vollendet ist: nemlich, sie gehen nicht eher von dannen, als bis sie keinen Tropfen mehr in den Gefäßen merken. Und gewis, damit ich dasjenige, so ich angeführt, daß sie nemlich, in Anschung des Trunks die ersten sind, und im Superlativo stehen, desto wahrer mache; so glaube ich, daß es welche giebt, die bey einer solchen Zusammenkunft mehr als zwanzig Schalen vom Caouin ausaufen. Ueberhaupt aber, nach der Art, wie ich sie im vorhergehenden Hauptstücke beschrieben habe, sind sie besedert, und in diesem Aufzuge tödten und fressen sie einen Kriegesgefangnen, und begehen die Bacchanalien nach Art der alten Heiden ic.

Der Slave, welchem eben sowol als den andern zu trinken gegeben wird, läßt keine Schale vorbehen, sondern er schluckt sie mit grosser Begierde hinunter. Dabey zwinget er sich, aufgeräumt zu seyn, und vergnügter, als alle die, welche die Versammlung auszumachen scheinen. Er singt und tanzt nach seinem besten Vermögen: und da ein jeder von denen, die ihn umgeben, entweder seine oder seiner Vorfaren Heldenthaten erhebt, und sich angelegen seyn läßt, den Ruhm der feindlichen Nation zu verkleinern; so singet der Slave nicht weniger lauter Triumphlieder, von seinen grossen Unternehmungen, und schonet diejenigen, deren Gefangner er doch ist, und die sich an seinem Unglück belustigen, im geringsten nicht, sondern er belegt sie mit den empfindlichsten und beleidigendsten Schimpf- und Schmähworten.

Nach diesem solennen Feste ist ein Ruhetag; und nunmehr wird der Slave seiner gänzlichen Freiheit beraubt in einer kleinen Hütte, die man blos zu dem Ende mitten auf dem öffentlichen Plage, selbst an dem Orte, wo er hingerichtet werden sol, auftrichtet, gefänglich aufbehalten, und sehr genau bewacher. Die Nacht vor der Execution bringen die Weiber noch in der Cabane, wo der Butu aufgehangen ist, mit tanzen zu, und setzen ihr Gesänge so lange fort, bis die Morgenröte anbricht.

Endlich wird die letzte Handlung dieses Trauerspiels dadurch angefangen, daß der Slave aus seinem Gefängnis geholet wird, welches man sogleich niederreißet, und den Ort zur Ceremonie zurechte machet. Wenn nun dieses geschehen, so stellen sich die mit vielen Federn ausgepukte und mit ihren runden Schildern versehene Krieges männer ein, und holen den Slaven ab. Sie binden ihm den Strick, den er bisher um den Hals getragen, los, und schlingen ihm solchen um den Leib; und in diesem Zustande mus er laufen. Einige Krieges männer fassen die beiden Enden des Stricks an, damit sie ihn, so bald sie es vor gut befinden, aufhalten können. In diesem Aufzuge wird er mitten auf den Platz geführt, wohin ihm alles Volk, sowol Männer, Weiber als Kinder, haufenweise folget,  
und



und sich jederman schon im voraus freuet, wie er sein Gleich kochen und verzehren helfen wil. Inzwischen ermanet man ihn, seinen herannahenden Tod zu rächen: und man läßt ihm auch die Freiheit, Steine und alte Topfscherben, die zu diesem Ende auf dem Plage herum gestreuet sind, aufzuheben. Er wirft auch in der That aus Leibeskräften auf die Anwesenden ohne Unterscheid, alles, was er habhaft werden kan. Die Krieges männer bedecken sich zwar mit ihren Schildern; die Weiber aber, welche seine Würfe treffen, und die sich nicht decken können, werden oftmalen gar hart dadurch beschädiget.

Nachdem diese Uebung einer so übel angewendeten Ergögllichkeit geendiget ist, wird der Slave mitten auf dem Plage fest gehalten, daß er sich nicht rühren kan. Zween Schritte vor ihm wird ein Feuer angezündet, das mir als diejenige Gottheit zu seyn vorgekommen, welcher er aufgeopfert werden sol. Zu gleicher Zeit bringt eine Frau, der man die Keule zu holen aufgetragen, solche mit großem Pomp getragen, stößet ein heftiges Freudengeschrey dabey aus, und überliefert sie einem Kriegesmanne, der sich unmittelbar vor den Slaven hinstellet, sie vor seinen Augen aufgerichtet hält, und ihm solchergestalt das widrige Werkzeug seines Todes beständig vorstellt.

Derjenige, dem die Ehre zugebracht ist, ihm den tödtlichen Streich zu versetzen, und der sich bis auf diesen Augenblick verborgen gehalten, damit er sich durch Fasten und Einsamkeit zu diesem wichtigen Unternehmen desto besser anschicken können, zeigt sich hierauf, auf dem Plage; und ist von funfzehn bis zwanzig Krieges männern begleitet, die ihm gleichsam wie Puthen zur Seite stehen, und gleich wie er, gepuget, auch mit mancherley Farben bemalt sind, worauf vom Haupte bis zu Füsse, das aschfarbige Pulver, womit bereits der Slave nebst der Keule bestreuet ist, gestreuet worden. Das Oberhaupt des Carbets oder des Dorfs, nimt die Keule aus den Händen desjenigen, der sie bisher gehalten, gehet dem Opferer entgegen, reichet ihm solche, und steckt sie, gleichsam aus Ehrerbietung, durch die Beine durch. Dieser ergreift sie hierauf mit beiden Händen, und stellet sich in die Stellung loszuschlagen, spricht aber zuvor folgende Worte zu ihm: Bist du nicht von der oder der Nation, die mit der unsrigen in Feindschaft lebet; viele von unsern Vätern, Brüdern, Weibern, Kindern und Bundesgenossen umgebracht? Ja, ohnfehlbar, antwortet der Slave, bin ich einer davon, und ich mache mir eine Ehre daraus; ich habe auch selbst nicht unterlassen, euch übel zu thun: So und so viel Personen habe ich getödtet, und mich von ihrem Fleische genäret. Hierauf erzählt er alles, was er gethan, erhebt seine Thaten, und vergisset nichts, was er fähig zu seyn glaubt, diejenigen, so ihm zuhören, aufs äufferste zu erbittern. Nun, erwiedert der Kriegesman, aus dieser Ursach geschieht es denn, daß du, da du in unsrer Gewalt bist, uns nicht entwissen solst. Ich werde dir also den Tod anthun, wir werden alle deine Glieder braten, und bis auf die Gebeine verzehren. Viel Glück dazu, versetzt der Slave, ich bin es zufrieden, und ihr thut wohl daran; jedoch seyd versichert, daß meine Landesleute meinen Tod nicht ungerochen lassen werden, sondern derselbe euch theuer zu stehen kommen wird. Kaum hat er diese letzten Worte gesprochen, so thut der Opferer einen solchen heftigen Streich mit der Keule nach ihm, und schlägt ihm an der Seite des Ohres dergestalt an den Kopf, daß er insgemein todt zu seinen Füßen stürzet, oder doch wenigstens, wenige Zeichen eines noch übrigen Lebens von sich giebt.

Als bald nähert sich die Frau dieses Unglückseligen seinem Leichname. Man läßt ihr einige Augenblicke Zeit, dabey etliche Thränen zu vergießen, und seinen Tod mit Klage-  
liedern

hiedern zu betrauern. Diese Trauer aber ist sehr kurz; und gehet auch sonder Zweifel nicht eben alzufern von Herzen, indem sie sich des Rechtes nicht begiebt, gleich den übrigen von seinem Fleische zu essen; ja oftmalen zeiget sie die mehresten Begierde dazu.

Nach Vollendung dieser Ceremonienthränen, nehmen die Weiber den Leichnam, rösten ihn auf einem gelinden Feuer, damit sie ihn desto besser reinigen mögen; und waschen ihn so lange mit heissem Wasser, bis die Haut ganz weiß geworden. Derjenige, dem der Slave zugehört hat, stellet sich hernachmals mit einigen Gehülfen ein, den Körper zu zerstückten. Gleich zuerst scheidet er die Arme in den Gelenken der Achseln, ingleichen die Hüften unter den Knien ab, welche von vier Weibern mit grossem Freuden- geschrey durch das ganze Dorf gleichsam als im Triumph herum getragen werden. Hernachmals öfnet er den Leib: wenn er das Eingeweide herausgenommen, macht er verschiedene andre Theilungen, gleich wie ein Fleischer, der ein Stück Vieh in den Fleischbänken zerleget. Die Väter und Mütter, welche diesem Schauspiele bewohnen, sammeln sorgfältig das herauslaufende Blut, reiben die Angesichter, Arme, Hüften und Beine ihrer Kinder damit, auf daß sie, desto besser, in ihren noch zarten Herzen eben den unversöhnlichen Haß gegen ihre Feinde anzünden mögen, als sie selbst zu hegen gewonet sind.

Wenn der Körper solchergestalt zerstückt ist, so behalten die Manspersonen das derbe Fleisch, nach der von Alters her gebrachten Theilungsart, für sich; und lassen es auf eben die Weise, wie sie mit ihrem andern Fleischwerke thun, rösten. Der Kopf und das Eingeweide aber fällt den Weibern und Kindern zu; jedoch dergestalt, daß blos die letztern das Gehirn und die Zunge verzehren, welches ohne Zweifel aus einer abergläubischen Meinung geschiehet. Die Weiber lassen Kopf und Eingeweide in Kesseln sieden, und mischen von ihrem Mehle darein, und machen eine Art Sagamite daraus.

Es sey nun ein Verlangen nach Menschenfleisch, oder eine Wuth und Tolheit gegen ihre Feinde; so ist niemand, der nicht davon essen, und eine überaus grosse Schmachthaftigkeit daran zu finden bezeigen sollte. Wenn nun alles verschlungen ist, so werden unter den Knochen diejenigen ausgesuchet, woraus Pfeifen gemachet werden können, womit sie noch dem Andenken derjenigen, die das Unglück gehabt, durch ihre Hände umzukommen, Hohn sprechen. Die Hirnschale nebst übrigen Gebeinen wird in ein Weinhaus gebracht, das man in dem Dorfe beibehält, und ihnen gleichsam zum Denkmale ihrer Siege dienet, auch den Fremden, die sie besuchen, gleich als ein bewärtetes Zeugnis ihrer Tapferkeit gewiesen wird.

Der Opferer, welcher dieses unglückselige Opfer hingerichtet, erwirbt sich durch diese edle That einen solchen Ruhm, nach welchem er unter den Seinigen verewiget wird: und er mus auch hernachmals solche Ehrenzeichen an seinem Leibe tragen, die eben so lange, als sein Leben, dauern. Gleich anfänglich wird ihm ein neuer Name unter besondern Feierlichkeiten beigeleget, der ihm gleichsam als ein neuer Titel des Adels dienet, und ihn in ein vorzügliches Ansehen zu bringen fähig ist. Das Oberhaupt des Carbers verrichtet solches selbst. Er nimt einen scharfen Zahn von einem Acuti oder andern Thiere, riset ihm lange Sriemen auf seine Schultern, Brust, Arme, Hüften und Beine, woraus viel Blut fließet, welches man mit geriebener Rote zu stillen beflissen ist. Diese Desnungen lassen ihm auf dem Leibe unauslöschliche Merkmale, die denen, wovon ich bereits geredet habe, da ich von ihren caustischen Gemälden gehandelt, gleich seyn. Diese sind eben solche ewige Zeichen seiner Tapferkeit; als auch zugleich eine Art der Einweihung, wovon

Pruden.



Prudentius (70) uns einen Beweis giebet in demjenigen, was er dem S. Romanus in Absicht der Priester der Cybele in den Mund leget:

Quid cum Sacerdos accipit sphragitidas,  
 Acus minutas ingerunt fornacibus:  
 His membra pergunt vrere, vtque igniuerint,  
 Quamcumque corporis partem feruens nota  
 Stigmatit; hac sic consecratum praedicant.

Es scheint auch, als ob dieses eine Begräbnisgenugthuung und ein Ueberbleibsel von demjenigen ist, was ehemals im Morgenlande unter den Heiden, ja selbst unter den Hebräern, üblich gewesen, welche letztere alle abergläubische Dinge, die sie an ihren Nachbarn bemerkten, annahmen. Es läßt sich dieses aus dem Verbote schließen, so Gott seinem Volke gethan, wenn er zu ihnen sagt (71): Ihr solltet kein Maal um eines Todten willen an euren Leib reißen, noch Buchstaben an euch setzen; denn ich bin der **ELXX**.

Nach dieser Verrichtung mus er sich hinweg begeben, und verschiedene Tage in Fasten und Einsamkeit zubringen, und in seiner Hangematte beständig sitzen oder liegen. Damit ihm aber die Arme nicht erstarren, und die Abscheulichkeit des begangnen Todtschlages ihn nicht zitternd und unfähig mache, den Bogen ferner zu siren; so übet er sich, während dieser Zeit, nach einem zu diesem Ende aufgerichteten Ziel, Pfeile abzudrücken.

Dasjenige aber, so bey ihrem Hasse, den sie gegen ihre Feinde hegen, am barbarischen und schrecklichsten ist, bestehet darin; daß wenn der Slave mit der ihm zugegebenen Frau, ohngeachtet selbige oftermalen zu den angesehensten Familien des Dorfs gehöret, ein Kind erzeuget, so wird in solchem blos das Geblüt seines unglückseligen Vaters in Betracht gezogen; und es geschiehet unfehlbar, daß solches spät oder früh, gleich ihm hingerichtet und auf gleiche Weise verzerset wird: eine Barbarey, die nach meiner Einsicht ihres gleichen nicht hat, welche nichts übertreffen kan, und die der viehischen Gefinnung dieser Anthropophagen vollends das abscheulichste Ansehen giebt.

Wenn durch das Schicksal des Krieges, Frauenspersonen gefangen werden, so bedienet man sich bey ihrer Hinrichtung eben dieser Ceremonien. Die Brasilianer aber geben ihnen keine Männer, ob sie schon den Manspersonen Weiber beilegen. Die Cariben bedienen sich dabey eines Unterschiedes. Denn mannigmal schenken sie diesen Frauenspersonen nicht nur das Leben, sondern sie nehmen sie auch wol gar zu Weibern: sie dürfen aber keine Halbstiefeln anziehen, ingleichen müssen sie ganz kurze Haare, als ein Merkmal ihrer Slaverrey, tragen; ferner sind sie auch oftermalen das Opfer ihres Eigensinnes, wie ich bereits angezeigt habe (72).

Es sind zwar fast alle barbarische Nationen in America Menschenfresser; diejenigen aber, die im mittägigen Theile dieses grossen Welttheiles leben, sind mit dieser Unmenschlichkeit am meisten besetzt. Mir sind keine als die Abenakis bekant, die einen Abscheu davor haben, und denen man wegen der Grausamkeit, wie andern Nationen, keinen Vorwurf machen kan.

S. 39.

(70) PRUDENT. in *Roman. Martyr.*

(71) 3 B. Mos. 19, v. 28.

(72) ARISTOT. lib. I. Rhetor. und LUCIAN. in seinen Gesprächen sagt: daß die langen Haare gewisse Kennzeichen einer freien Geburt und eines freien Standes sind.

§. 39.

Der Zustand eines Slaven, dem man die Freiheit schenkt, ist bey den Algonquinen allezeit hart: unter den Troquoisen und Huronen hingegen eben so lieblich, als die Beschaffenheit derer, die man zum Feuer verdammet, grausam ist. So bald er die Cabane betritt, der er zugeheilet worden, und woselbst man ihn zu behalten beschloffen hat, so entlediget man ihn seiner Bande; man ziehet ihm seinen traurigen Puz aus, in welchem er die Gestalt eines zum schlachten bestimmten Opfers hatte; man wäscht ihm mit laulichem Wasser die Farben, womit er im Gesichte beschmieret war, ab, und man legt ihm reinliche Kleidung an. Nachher empfängt er Besuch von den Verwandten und Freunden der Familie, worin er eingegangen ist. Kurz hernach, wird das Dorf zu einem Gastmal eingeladen, und ihm sodann der Name derjenigen Person beigelegt, die er vorstellen und auf die Maasse wieder herstellen sol. Gleichergestalt stellen die Freunde und Verwandte des Verstorbenen in seinem Namen Gastgebote an, und von Stund an, trift er in alle dessen Rechte. Wenn es ein gefangnes Mägdchen ist, die einer Cabane zugeheilet worden, worin sich sonst niemand ihres Geschlechtes findet, selbige zu erhalten; so ist solches sowol für diese Cabane, als auch für sie selbst, ein besondres Glück. Denn die ganze Hofnung der Familie beruhet auf dieser Slavin, welche alsbald Meisterin von der Familie und von den davon abhängenden Zweigen wird. Ist es eine Mansperson, die einen Aeltesten oder Vornehmen erwecken sol; so wird er selbst vornehm, und bekömt in dem Dorfe ein Ansehen, wenn er anders den angenommenen Namen durch seine persönliche Verdienste zu erheben weis.

Annehmung  
an Kindes stat.

In der That, wenn die Slaven klug sind, so haben sie Ursach, sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern, und die Wohlthat, so ihnen erwiesen wird, beständig vor Augen zu haben. Sie müssen sich durch ihre Gefälligkeit angenehm zu machen suchen, anderergestalt ihr Glück eine andre Gestalt bekommen kan, wenn sie auch gleich verschiedene Jahre an Kindesstat angenommen gewesen, insbesondre, wenn die Familien, in welche sie eingegangen, zahlreich sind, und ihrer süßlich entberen können. Ihre Herren aber, ungeachtet sie ihren Vorzug wohl wissen, lassen sich doch dieserhalb nichts gegen sie merken, sondern sie befeßigen sich vielmehr, sie zu überreden, daß, da sie nunmehr ihren Familien einverleibet worden, sie eben sowol Herren als in ihrem Eigenthume, und ihnen in allen gleich zu achten wären. Mannigmal sagen sie auch wol gar zu ihnen, daß ihnen frey stehet, zu bleiben, oder sich wieder nach Hause zu begeben: indessen würde das letztere gefährlich seyn, wenn man ihre Absicht desfalls zeitig merken solte, und ihnen unselbar das Leben kosten, wenn sie das Unglück erfahren solten, zum andern male gefangen zu werden.

Eine so liebreiche Aufführung der Troquoisen gegen ihre Gefangne, ist die Wirkung einer vortreflichen Staatsklugheit. Denn da diese Slaven fast keinen Unterschied zwischen den eingebornen Troquoisen und sich selbst vermerken, so werden sie auch eben so viel weniger ihre Knechtschaft gewar, und nicht in die Versuchung geführt, sich durch die Flucht davon zu machen. Selbst diejenigen Nationen, welche der Troquoise bekriegeret, oder wenn sie sonst durch unruhige Nachbarn belästiget werden; und zu schwach sind, so wenig einem als andern nachdrücklichen Widerstand zu thun, nehmen sodann den Antrag weit geneigter an, der ihnen von den Troquoisen in der Maasse gethan wird, sich ihnen zu überlassen, und also ein gemeinschaftliches Volk auszumachen. Auf solche Art erhalten diese ihre beiden wesentlichsten Puncte ohne Mühe, die darin bestehen, ihren sinkenden Familien aufzuhelfen und ihre Anzal zu vergrößern; vermöge derer sie die Obermacht, die sie seit so langer Zeit vor andern Völkern haben, beibehalten.



# Neuntes Hauptstück, von Gesandtschaften, Handlung und Gewerbe.

## Inhalt.

Gesandtschaften §. 1. Friedenscalumet 2. Vergleichung des Friedenscalumets mit des Mercur's  
Schlangenstabe 3. Handelschaft 4.

### §. 1.

Gesandtschaften.

**U**nter dessen da der Krieg geführt wird, unterläßt diejenige der streitenden Parteien, die den Kürzern dabey ziehet, nicht, das Ungewitter zu beschwören, und, so viel möglich, gut Wetter über den Horizont zurück zu rufen. Sie machet sich zu dem Ende alle Gelegenheiten zu Nuge, die sich zu einer Unterhandlung darbieten. So bald sie glaubt, alles in der Verfassung zu treffen, nach welcher man sich einen guten Fortgang versprechen kan, so werden Abgesandte mit Friedensvorschlägen fortgeschickt. Der Ueberwinder nimt dergleichen Antrag, insgemein begierig an, wenn ihn der Krieg, welcher denen, die ihn führen, allemal beschwerlich ist, nur einigermaßen belästiget, und er sich schmeicheln kan, anständige Vortheile durch den Frieden zu erlangen. Er ist auf diese Maasse oftmalen der erste, der verborgner Weise hiezu Gelegenheit an die Hand giebt.

Weil es aber, da die Gemüther auf einander verbittert sind, gefährlich seyn würde, sich dem Gutbefinden aufgebrachter Menschen blindlings zu überlassen; so nimt man vorher, ehe Gesandten geschicket werden, alle mögliche kluge Vorsichtigkeit zur Hand: Man bedienet sich nemlich neutraler Völker, und läßt durch diese den Grund erforschen: wenn man Kriegesgefangne von der Nation hat, die man zu gewinnen suchet, so sendet man einige, die dem Fisco anheim gefallen, mit Geschenken zurück. Es finden sich auch allemal Privatpersonen, die es wagen, und mit Porcellainsträussen den Weg öfnen, die Dornen und Diefsteln, wie sie sprechen, auf die Seite schaffen, und den Gesandten die Bahne brechen, die sich in Vereinschaft setzen abzureisen, so bald sie nur versichert sind, daß sie eine erwünschte Gesinnung, wohl aufgenommen zu werden, antreffen.

Zu Ausrichtung dergleichen Gesandtschaften wählet der Rath allemal einige der Aeltesten, deren Gaben und Fähigkeit bekant sind. Und wenn sie sich nun lange genug über die öffentlichen und geheimen Friedensvorschläge, die sie thun lassen wollen, berathschlaget haben; so ist man bemühet, ihnen alles, was sie sagen sollen, wohl ins Gedächtnis zu prägen. Man giebt ihnen ihre Instruction durch Halschnuren oder kleine Stückgen Holz von mancherley Farbe gleichsam schriftlich mit, auf daß sie, auf der einen Seite nichts vergessen, auf der andern aber ihren Befehl nicht überschreiten mögen.

Nachdem die Gesandten ihren Unterricht erhalten, machen sie sich auf den Weg, und nehmen die Geschenke mit, die sie austheilen sollen, und welche fast alle aus dem öffentlichen Schatze genommen werden. Ihr Gefolg bestehet aus einer Anzahl junger Leute, damit ihr Character desto ansehnlicher werden möge. Und dieses ist bey ihnen der ganze Aufwand, welchen sonst die Minister grosser Herren, so an fremde Höfe geschickt werden, mit schweren Kosten bestreiten müssen.

Vor seiner Ankunft schickt der vornemste Gesandte einen von seinem Gefolge einige Tagereisen voraus, der Nachricht von seiner Anlangung geben mus, damit man zu seinem

nem Empfang Anstalt machen könne. Eine halbe Meile vor dem Dorfe hält er stille, und schickt aufs neue jemanden voraus, seine Anwesenheit bekannt zu machen. Als bald sendet der Rath des Ortes, wohin er gehen wil, einige Aeltesten, den Abgesandten, die sie bewillkommen müssen, nebst einigen jungen Leuten entgegen, die ihre Bagage tragen sollen. Derjenige unter den Aeltesten, der das Wort füret, setzt sich einen Augenblick bey ihnen nieder; und wenn er seine Pfeife angesteckt und genug gehustet und gereuspert hat, so heist er sie mit besonderer Beredsamkeit willkommen, und versichert, daß man ihnen für ihre Bemühung, eine so beschwerliche Reise angetreten zu haben, verbunden sey; zugleich erkundiget er sich, ob sie wegen Weite des Weges, viel Hitze oder Kälte ausstehen müssen; endlich meldet er ihnen, daß man eine Cabane für sie und ihr Gefolge zubereitet habe. Nach Endigung dieser kurzen Rede, begeben sich die Aeltesten hinweg, und die Gesandten halten ihren Einzug.

So bald sie eintreffen, finden sie ihre Cabane bereit, und den Kessel über dem Feuer stehen. Nunmehr stellen nicht die Weiber, sondern die jungen Manspersonen des Dorfs, welche allemal den Oberhäuptern der Familie zur Hand gehen, das Fest an. Die Kosten werden aus dem öffentlichen Schatze genommen; und niemand rüret ausser den Neuankommenden davon etwas an, welche die Zeit ihres Aufenthalts, durch das Gemeine Wesen, nach der unter ihnen hergebrachten Gewohnheit frey gehalten werden; und derjenige, der das Fest anstellet, widmet alles den Eingeladenen; ohne daß er selbst den geringsten Antheil daran nimt, oder etwas davon genießet.

Nachdem die Gesandten ein paar Tage ausgeruhet haben, so thun sie ihren Antrag, und überreichen ihre Halschnuren in öffentlicher Versammlung, welche sich blos mit singen, tanzen und Anhörung des Vortrages beschäftigt. Indessen sind sie wegen ihres Vortheils sters wachsam, und machen sich die zu ihren geheimen Unterhandlungen besonders ausgelegte Zeit sehr wohl zu Nutze, als worauf der Erfolg ihrer Geschicklichkeit hauptsächlich ankommt. Die Aeltesten berathschlagen sich ihres Orts über die Vorträge: und auf den Fal, daß sie sich entschliessen, Friede zu machen; so schicken sie, nach einer etliche Tage durch gedauerten geheimen Ueberlegung und öffentlichen Freudenfesten, die Gesandten auf ihr Wort zurück; oder folgen ihnen wenige Zeit hernach, durch andre Abgesandten ihres Orts nach, welche auf ihren Matten durch eine Menge Halschnüre, auf alle geschahene Anträge, beinahe auf eben die Weise, Antwort ertheilen.

Wenn aber durch die mehresten Stimmen des Rathes die Fortsetzung des Krieges beschlossen wird, so sind die armen Gesandten übel daran. Denn das Völkerrecht wird bey ihnen nicht sonderlich beobachtet. Und man hat blos so lange vor ihren Character einige Achtung, als die Sache noch unentschieden ist; so bald man aber den letzten Entschlus ergriffen, so wird ihnen ohne weitere Umstände, auch oftermalen selbst auf der Matte, der Kopf entzwen geschlagen. Indessen ist es doch am gewöhnlichsten, um das Verhaßte bey einer That, wodurch das Recht der Gastfreiheit und des Vertrauens beleidiget wird, zu vermeiden, daß sie freundschaftlich beurlaubet, unterwegs aber einige Tagereisen vom Dorfe erst ermordet werden. Ob nun gleich bey ihnen nicht üblich ist, die Gesandten anderer Völker, gleich den Sklaven zu verbrennen; so verbranten doch die Troquoisen einige von denen, die den Ritter von O begleiteten, den der Graf von Frontenac zu ihnen als Gesandten geschicket hatte; vielleicht würde ihm auch eben ein solches Unglück begegnet seyn, wenn er nicht bey den Engelländern Schutz gesucht. Jedoch die Troquoisen behaupten, daß solches aus dem Rechte der Wiedervergeltung geschehen sey.



Bei den oberwärts und gegen Louisiana an den Ufern des Mississippi wohnenden Nationen, ist das Völkerrecht in weit größerem Ansehen. Diese bedienen sich des Friedenscalumets, wovon die Troquoisen so wenig, als die andern Wilden in der Gegend von Quebec und unterhalb des Flusses S. Laurenz, etwas wissen.

S. 2.

Friedenscalumet.

34stes Kupfer.

Als der Jesuite Marquette, der als Missionarius nach Canada gesendet worden, sich mit dem Joliet, einem canadischen Franzosen, zu Wasser begeben, in der Absicht, das Meer gegen Westen zu entdecken, und durch Canada einen Weg nach China zu finden; so war er der erste Franzose, der bis in den großen Fluß Mississippi gelangte, und von den louisianischen Völkern, die in den Landen, welche durch diesen großen Fluß befeuchtet werden, ausgebreitet sind, Rentnis erlangte. Solches geschah den 17 Julii 1673, und also sieben Jahr vorher, ehe Cavelier de la Salle seinen Fußstapfen folgte, und im Namen des Königs von Frankreich, Besitz von diesen Landen nahm. Nachdem Marquette den Fluß S. Laurenz wieder hinauf gefahren war, und vierzig Meilen auf dem Flusse Ouisconsin oder Wisconsin, wie er ihn nennet, zurück gelegt hatte, geriet er auf einen noch weit wichtigeren im zwey und vierzigsten und einen halben Grad nördlicher Breite. Als er sich nebst seinen Gefärten durch die Schönheit des Flusses überreden lassen, daß er an einem Orte seinen Abfal ins Meer haben müsse; so giengen sie mit dem Strohme fort, blieben auch wirklich bis auf vier und dreißig Grad, zwey oder drey Tagereisen von dem mericanischen Meerbusen ihres Davorhaltens, auf demselben. Da sie aber nunmehr vermerkten, daß er sie durch seinen Lauf von ihrem ersten Wege ableitete, und die Furcht vor den Spaniern sie gehindert hatte, bis zu seiner Mündung fortzugehen; so furen sie durch das ilinoissische bey Missilimakinak wieder zurück, von da kamen sie nach Quebec, und erzählten die besondern Umstände ihrer Entdeckung.

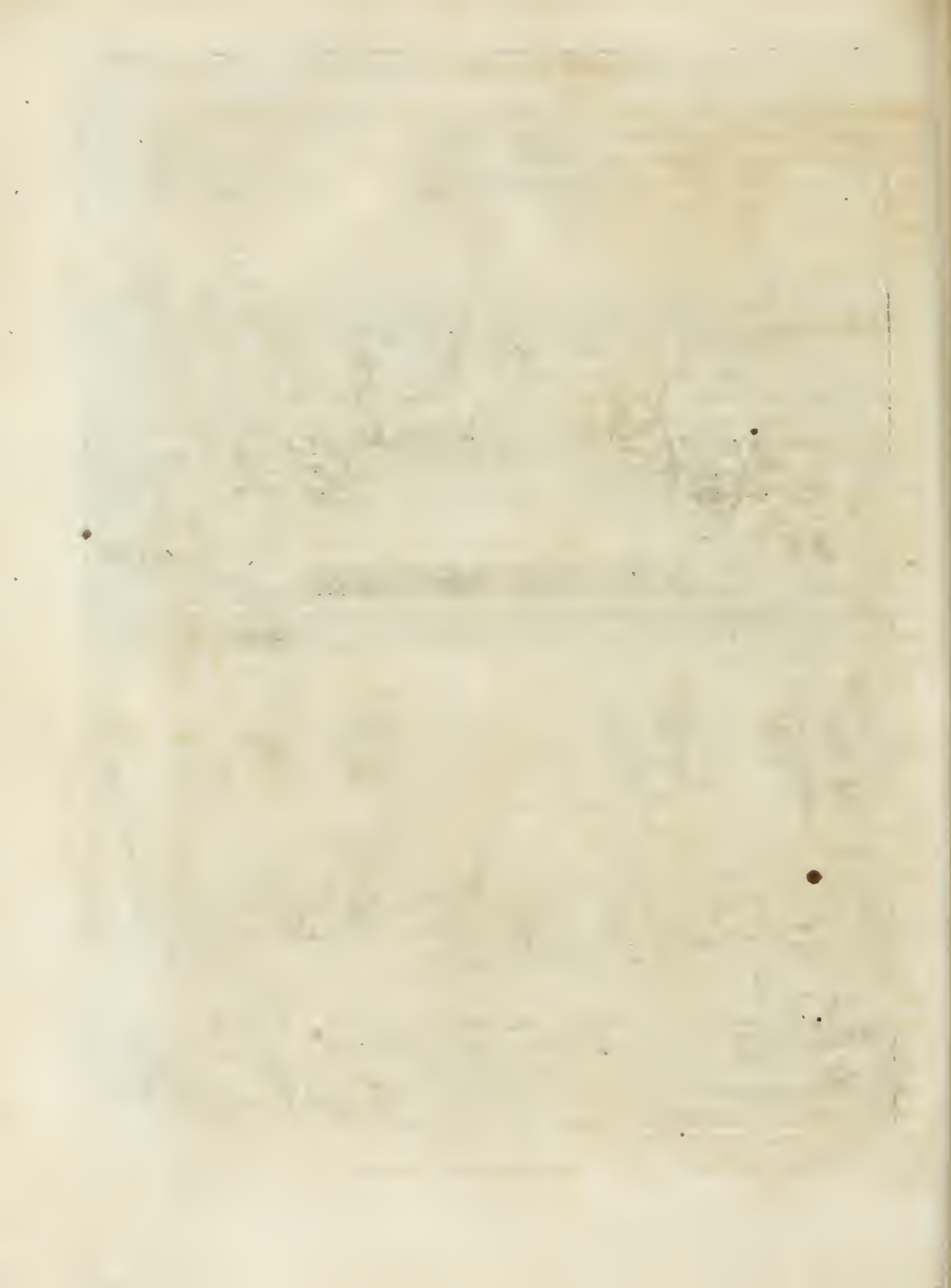
In eben dieser Beschreibung seiner Reise, die damals durch den Druck bekant gemacht wurde, giebt uns der Pater Marquette von dem Friedenscalumet Rentnis. Wie er nun der erste ist, der davon gehandelt, so ist er auch derjenige, der sich am umständlichsten dabey aufhält, daher ich das, so ich alhier anzuführen habe, von ihm entlehnen werde.

Als am 25 Julii eben desselben Jahres Joliet und Marquette am Ufer des Flusses Mississippi einige menschliche Fußstapfen, nebst einem eben getretenen Fußsteig, wahr genommen, so entschlossen sie sich, selbigem zu folgen, und eine vor zwey Personen ziemlich verwegene Unternehmung zu wagen, indem sie sich dem Gutbefinden einer barbarischen und unbefanten Nation dadurch überließen. Es wäre nicht lange, so entdeckten sie drey Dörfer. Hierauf empfahlen sie sich dem göttlichen Schutze, giengen ihren Weg in möglicher Stille fort, und kamen, ohne entdeckt zu werden, so nahe an eines dieser Dörfer, daß sie die Wilden konten sprechen hören. Nunmehr glaubten sie Zeit zu sehn, sich zu melden; daher fingen sie aus Leibeskräften an zu rufen, stunden stille, und erwarteten den Ausgang. Bei Vernemung dieses Geschreies kamen die Wilden haufenweise aus ihren Cabanen gestürzt; und da sie, die Ankömmlinge so gleich vor Europäer ansahen, so ordneten sie vier der Ältesten ab, mit ihnen zu reden. Zween von ihnen trugen Tobackspfeifen, die schön geschmückt und mit verschiedenen Federn ausgepußt waren. Sie giengen mit langsamen Schritten, und als sie ihre Pfeifen gegen die Sonne hielten, so schien es, als ob sie ihr solche zum Rauchen anbieten wolten; doch dieses geschah, ohne ein Wort dazu zu sagen. Sie brachten ziemlich lange auf dem zwischen dem Dorfe und ihnen befindlichen









lichem kurzen Wege zu. Da sie sich nun endlich genähert hatten, stunden sie stille, damit sie sich recht aufmerksam betrachten konnten. Der durch diese Ceremonie und ihre stoffne Decken wieder ermunterte Pater redete zuerst mit ihnen, und erkundigte sich, wer sie wären. Sie antworteten alsofort, daß sie Ilinoisien wären, und ihnen ihre Pfeifen zum Rauchen zu dem Ende mitbrächten, Frieden dadurch anzuzeigen. Hernachmals wurden sie von ihnen in ihr Dorf zu kommen gebeten, woselbst sie von jederman mit Verlangen erwartet wurden.

An der Thüre der Cabane, worin sie aufgenommen werden sollten, fand sich ein Aeltester, der sie in einer wunderbaren Stellung, die aber unter ihnen bey dem Empfang aller Fremden üblich ist, erwartete. Dieser Mann stand aufgerichtet, und war ganz nackt, hielt seine Hände ausgebreitet und nach der Sonne aufgehoben, gleichsam als ob er sich vor ihren Strahlen beschützen wolte, welche ihm aber dem ungeachtet durch die Finger ins Gesicht schien. So bald sie nahe bey ihm waren, machte er ihnen folgendes Compliment: Wie schön ist die Sonne nicht, Franzose, da du uns besuchest? Unser ganzes Dorf erwartet deiner, du kannst in Friede in alle unsre Cabanen gehen. Hierauf führte er sie in die Seinige, woselbst sich eine grosse Menge Menschen befand, die sie gleichsam mit den Augen verschlingen wolten, dabey aber ein genaues Stillschweigen beobachteten. Man hörte weiter nichts als blos die Worte, die man von Zeit zu Zeit an sie richtete: Wie wohl thut ihr nicht, ihr Brüder, daß ihr uns besuchet?

Als sie nun Platz genommen, so wurde ihnen die gewöhnliche Höflichkeit, durch Ueberreichung der Calumete oder Pfeifen bewiesen. Wenn man nicht als feindlich gesinnet angesehen werden wil, so darf man sie nicht ausschlagen; es ist aber hinlänglich, wenn man sich nur anstellet, als ob man rauchte.

Unterdessen nun, da alle Aeltesten nach ihnen, nach einander rauchten, um ihnen dadurch Ehre zu erzeigen, so wurden sie von dem obersten Befelshaber der Ilinoisien eingeladen, sich in sein Revier zu begeben, woselbst er sich mit ihnen berathschlagen wolte. Sie giengen auch in guter Gesellschaft dahin. Denn das Volk, welches niemalen Franzosen bey sich gehabt, und sie blos dem Rufe und der Handlung nach, die diese mit den gegen Misilimakinau wohnenden Völkern trieben, kennen lernen, konten sie nicht genug ansehen: bald legten sie sich auf das Gras nieder, bald liefen sie voraus, und kehrten wieder um, sie recht genau zu betrachten. Jedoch alles dieses geschah ohne Lärm, und mit Kennzeichen einer zu ihnen tragenden Ehrerbietung.

Der oberste Befelshaber erwartete sie bey dem Eingange seiner Cabane, mitten zwischen zween Aeltesten. Sie waren alle drey nackt, stunden aufgerichtet, und hatten den Calumet gleichsam gegen die Sonne aufgehoben. Er redete sie mit wenig Worten an, wünschte ihnen Glück zu ihrer Ankunft, überreichte ihnen sein Calumet, und lies sie so gleich, als sie in seine Cabane traten, rauchen, woselbst sie auch alle die Liebkosungen empfingen, die man bey dergleichen Gelegenheiten dasigen Ortes zu erweisen gewohnt war.

Als sich die ganze Versammlung eingefunden, und ein genaues Stillschweigen beobachtet, so redete der Pater durch vier Geschenke mit ihnen, welche der oberste Befelshaber der Ilinoisien durch drey andre beantwortete. Auf diese Rathsversammlung folgte ein grosses Gastmal, das aus vier Gerichten bestand, welche man sich gefallen lassen, und dadurch ihrem gewöhnlichen Ceremoniel sich unterwerfen mußte. Das erste war eine grosse Schlüssel Sagamite mit Fette begossen. Der Vorleger hatte einen damit angefüllten Löffel in der Hand,



Hand, und hielt solchen dem Pater dreyimal vor den Mund; und eben dieses widerfur dem Joliet. Hernach folgte das zweite Gerichte, so aus drey Fischen bestand. Der Cereemonienmeister nahm einige Stück davon, und machte die Gräten heraus; als er nun die Hitze zu mindern, darauf geblasen, so steckte er ihnen die Bissen in den Mund, eben wie man die jungen Vögel zu futtern pfleget. Die dritte Schüssel wurde nach diesen aufgetragen, und bestand aus einem grossen blos dieserhalb geschlachteten Hunde. Da sie aber vernamen, daß sie davon ohnmöglich essen könnten, trugen sie die Schüssel weg. Das vierte Gerichte bestand endlich aus einem Stücke Pisikiu oder wilden Dhsen, wovon ihnen die fettesten Bissen gleichfals in den Mund gesteckt wurden.

Nach der Malzeit mußten sie die Cabanen im Dorfe besuchen. Während Zeit sie nun auf der Strasse giengen, ermahnete ein Redner beständig das Volk, sie zwar zu betrachten, jedoch ihnen nicht beschwerlich zu fallen: aller Orten wurden ihnen Gürtel, Kniebänder, nebst anderer aus Bären- und Wildenochsen-Haaren gemachter Arbeit, als die einzigen unter ihnen befindlichen Seltenheiten, dargereicht. Sie schloffen endlich in der Cabane des obersten Befelshabers, und nahmen des folgenden Tages wieder Abschied von ihm. Er begleitete sie mit mehr, denn sechshundert Personen, die sich recht angelegen seyn ließen, ihnen durch allerhand Freundschaftserweisungen die Freude, die sie über ihrem Besuch empfunden, zu erkennen zu geben.

Der Pater Marquette, nachdem er eine kurze Abschilderung von den Illinoisen und ihren Sitten gemacht, redet von dem Calumet folgendergestalt:

„Nichts ist unter ihnen geheimnisvoller und verehrungswürdiger. Keinem königlichen Scepter wird so viel Ehre erwiesen, als sie dem Calumet erzeigen. Es scheint, der Gott des Friedens und des Krieges, des Schiedsrichters über Leben und Tod zu seyn. Es ist genug, solches bey sich zu tragen und es sehen zu lassen, wenn man mit aller Versicherung, mitten durch die Feinde hindurch gehen wil, die in dem hitzigsten Gefechte so gleich ihre Waffen niederlegen, so bald sie es nur erblicken. Derohalben stellten mir die Illinoisen eines zu, damit ich mich dessen zum sichern Geleite bey den Völkern, die ich auf meiner Rückreise antreffen würde, bedienen könnte. Man hat ein Calumet des Friedens, und eines so den Krieg anzeigt. Des erstern bedienen sie sich auch dazu, ihre Zwistigkeiten beizulegen, ihre Bündnisse zu befestigen, oder mit Fremden zu sprechen.“

„Es bestehet aus einem rothen gleich dem Marmor geglätteten Steine, der auf eine solche Art durchboret ist, daß das eine Ende dazu dienet, Toback hinein zu stopfen, das andre hingegen an den Stiel befestiget wird, der zween Fus lang, und so dick als ein gewöhnliches Rohr, auch in der Mitte hohl ist. Vom Kopf bis an den Hals ist es mit verschiedenen Vögeln ausgepußt, die insgesamt schöne Federn haben: diesen fügen sie noch grosse rothe, grüne und andre farbige Federn hinzu, womit es ganz umwunden ist. Sie machen besondern Staat damit, hauptsächlich, wenn sie es als den Calumet der Sonne ansehen; daher bieten sie es auch derselben zum Rauchen an, wenn sie stille Wetter, Regen oder sonst eine gute Bitterung verlangen. Im Anfange des Sommers halten sie bedenklich, sich zu baden, oder neue Früchte zu essen, ehe sie solchen nicht zuvor anzen lassen. Dieses geschieht folgendergestalt.“

„Der Tanz des Calumets, der unter diesen Völkern sehr berühmt ist, geschieht, blos wichtiger Ursachen halber. Mannigmal geschieht er, den Frieden zu befestigen; oder, sich zu einem vorhabenden wichtigen Kriege zu verbinden: bald erweist man dadurch, einer Nation, die man einladet, eine besondre Ehre: bald bedienen sie sich dessen bey

„Aufnahme

„Ausnahme einiger angesehenen Personen, gleichsam als wenn sie denenselben eine Erhö-  
 „lichkeit durch einen Bal oder Schauspiel machen wolten. Im Winter geschieht diese  
 „Ceremonie in einer Cabane, im Sommer aber unter freiem Himmel. Wenn der Platz  
 „ausgesuchet worden, so wird derselbe rings herum mit Bäumen besetzt, damit jederman  
 „unter ihren Blättern im Schatten und vor den Sonnenstralen sicher seyn könne. Es  
 „wird eine aus Weiden geflochtene und mit allerhand Farben bemalte Decke mitten auf dem  
 „Platze ausgebreitet: und diese dienet gleichsam zum Teppich, worauf desjenigen Gott,  
 „der den Tanz anstellet, ehrerbietig niedergesetzt werden kan. Denn ein jeder unter ihnen  
 „hat seinen Gott, der Manitou genennet wird. Dieser bestehet entweder aus einer  
 „Schlange, aus einem Vogel, aus einem Steine, oder aus einer andern gleichmäßigen  
 „Sache, wovon ihnen geträumet hat, und worauf sie in Absicht des Fortgangs ihres  
 „Krieges, Jagd, oder Fischey ihr ganzes Vertrauen setzen. Diesem Manitou zur  
 „Rechten wird der Calumet, zu Ehren desjenigen, der das Fest giebt, niedergelegt.  
 „Er ist gleichsam ein Siegeszeichen, und es werden alle Waffen, deren sich die Krieges-  
 „männer dieser Nation bedienen, als die Keule, Streitart, Bogen, Köcher und Pfeile  
 „rings herum gelegt.“

„Wenn nun alles dergestalt eingerichtet ist, und die Zeit zum Tanze heran nahet,  
 „so nehmen diejenigen, die dazu singen sollen, die vorzüglichsten Plätze unter den Bäumen  
 „ein. Diese bestehen sowol aus Manns- als Weibespersonen, welche die besten und mit ein-  
 „ander harmonirende Stimmen haben. Jederman setzt sich alsdenn unter dem Schatten  
 „der Bäume herum; ein jeder aber, der sich anfindet, mus bey seiner Ankunft dem Ma-  
 „nitou seinen Grus abstaten: dieses geschieht unter beständigem Schmauchen, und er mus  
 „einen Mund vol Rauch auf ihn blasen, gleichsam als wenn er ihm Wehrauch opferte.  
 „Hernachmals erscheint derjenige, der den Tanz anfangen sol, in der Mitte der Ver-  
 „sammlung, hebet gleich anfangs den Calumet ehrerbietig auf, hält ihn mit beiden Hän-  
 „den, lässet ihn nach dem Tacte tanzen, und richtet sich beständig nach der Melodey des  
 „Gesanges. Er lässet denselben mancherley Stellungen machen; bald zeigt er ihn der  
 „Versammlung, indem er ihn von einer Seite zur andern kehret; bald stellet er ihn der Son-  
 „ne dar, gleich, als ob er sie daraus rauchen lassen wolte; bald neiget er ihn auf die Er-  
 „de; und bald breitet er die Flügel von einander, als ob er ihn fliegen lassen wolte: of-  
 „termalen hält er ihn auch der Versammlung vor den Mund, damit sie rauchen können;  
 „alles dieses geschieht nach dem Tacte, und ist gleichsam der erste Austritt des Ballers.“

„Der andre bestehet in einem Zweikampfe, der nach dem Klange einer gewissen Art  
 „von Trommel gehalten wird, so auf den Gesang folget, oder, wenn sie zugleich gerüret  
 „wird, einen ziemlichen Wohlklang verursacht. Der Tänzer giebt einigen Kriegesmän-  
 „nern ein Zeichen, herbey zu treten, und die Waffen zu ergreifen, die auf dem Teppich  
 „liegen; und ladet sie ein, nach dem Klange der Trommel mit einander zu kämpfen. Der  
 „eine tritt also näher, nimt den Bogen und Pfeil, ingleichen die Streitart, und hebet ge-  
 „gen den andern den Streit an, der nichts als den Calumet zu seiner Vertheidigung in  
 „Händen hat. Dieses Schauspiel ist ungemein angenehm, zumalen da alles nach dem  
 „Tacte geschieht. Der eine greift an, und der andre parirt aus; der eine fliehet, der  
 „andre verfolget ihn: so bald nun derjenige, der geflohen ist, sich umdrehet, so bringt er  
 „seinen Gegner zum weichen; welches alles nach dem Tacte mit gemessenen Schritten und  
 „nach dem Klange der Trommel so artig eingerichtet ist, daß es gewis mitten in Europa  
 „vor ein sehenswürdiges Ballet gehalten werden dürfte.



„Der dritte Auftritt bestehet in einer weitläufigen Rede, die derjenige hält, der den Calumet trägt. Denn so bald der Zweikampf, wobey kein Blut vergossen wird, geendiget ist; so erzälet er die Schlachten, welchen er beigewohnt, und die Siege, welche er ersehten helfen. Er machet die Völker und Dörfer, nebst den Gefangnen namhaft; und beschenkt den, der bey dem Tanze den Vorsitz gehabt, mit einem Pelze von Castor, oder mit einer andern Sache; und überreicht den Calumet einem andern, dieser dem dritten, und sofort an, bis sie insgesamt ihre Schuldigkeit abgelegt. Der Präsident der Versammlung schenkt hierauf eben denselben Calumet der Nation, die zu dieser Ceremonie eingeladen worden, um dadurch einen immerwährenden Frieden anzudeuten, der unter ihnen beiden beibehalten werden sol.“

Anbey fñhret der Pater Marquette einige von den Liedern an, die bey diesem Calumetstanz abgesungen werden, welchen sie, wie er sagt, einen gewissen Ton geben, der, ob er zwar nicht süßlich durch Noten ausgedruckt werden kan, jedennoch die ganze Annehmlichkeit desselben ausmachet. Ich habe auch in der That gemerkt, daß die Lieder der höher aufwärts wohnenden Völker weit harmonischer als der Iroquoisen, Huronen und der übrigen in der Nachbarschaft von Quebec lebenden Wilden ihre sind.

Nach dem Kriege, womit in den letztern Jahren die Utagamis, sonst die Füchse genant, überzogen worden, wurde von dieser Nation den Wilden, bey welchen ich mich in meinen Missionsverrichtungen aufhielt, ein Slave geschenkt, die ihm nach Gewohnheit der, den christlichen Glauben angenommenen Wilden, das Leben geschenkt hatten. Dieser brachte ihnen einen Geschmack zu dem Calumetstanz bey, und unsre Leute starben beinahe vor Verlangen, solchen zu lernen. Sie versamleten sich dieserhalb öftermalen in der Cabane, worin er an Kindes stat aufgenommen war, damit sie ihn tanzen sehen und singen hören möchten. Ich hielt mich selbst einigemal deshalb darin auf, weil ich an der Ceremonie des Calumets, so mir noch nicht bekant war, nichts üßels, sondern vielmehr etwas angenehmes antraf. Was mich aber am meisten befremdete, war dieses, daß er in seinem ganzen Gesange kein ander Wort als Alleluja vorbrachte, und solches auf italiänische Art aussprach, auch das Wort in zween gleiche Theile als Alleluja zertheilte. Die erste Abtheilung wiederholte er öftermalen hinter einander, und sodann die andre, wendete sich bald von der einen zu der andern, und führte es durch verschiedene musicalische ziemlich angenehme Töne nach einander durch. Lescarbot (\*) schreibt, daß er in den Iroquoischen Liedern eben dieses Wort bemerkt habe. Ich weis aber nicht, was dieses in ihrer Sprache vor eine Bedeutung haben mag.

## §. 3.

Vergleichung. Nichts stellet des Mercurius Schlangensstab natürlicher vor, als der Friedenscalumet. Mercurius war in Absicht der Griechen eine fremde Gottheit, die sie von den Egyptern und andern barbarischen Völkern angenommen hatten. Daher ist es nicht zu verwundern, daß ihn die Griechen durch Fabeln verkleidet, da ihnen verschiedene, diese Gottheit angehende, Dinge unbekant gewesen seyn. In der hieroglyphischen Religion der Alten war der Jupiter und Mercurius in Absicht der Menschen, allem Vermuten nach, ursprünglich ein solches Geheimnis, das ihnen das höchste Wesen vorstellte, so ihnen die Verbindlichkeit auflegte, sich einander zu lieben, und die Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft, auch sogar gegen Fremde, auszuüben; das Völkerrecht als ein geheiligtetes Recht anzusehen, solches in denen Personen, die in Absicht des Friedens zu ihnen kommen, und

sich

(1) LESCARBOT Hist. de la Nouv. France liv. 3 ch. 6.





und Svidas <sup>(8)</sup>: und man kan aus dem, was diese alten Schriftsteller, und nach ihnen Alexander ab Alexandro <sup>(9)</sup> und Cölius Rhodiginus <sup>(10)</sup> davon angeführet, so viel abnehmen, daß eistlich, es Priester und Warsager gewesen, die zugleich das Amt eines Abgesandten und Herolds übernommen, deren Personen dergestalt geheiligt waren, daß man als eins der größesten Verbrechen ansah, sich des Rechtes des Krieges wider sie zu bedienen, und ihnen die geringste Beleidigung zuzufügen. Zweitens, daß sie in ihren Händen einen Altar, der Pyrano genennet wurde, und ein geheiligtes Feuer trugen, wodurch sie den Namen Pyrophori bekamen; welches dasjenige Feuer war, das ihnen auch so gar von Seiten der Feinde Ehrerbietung erwarb. Drittens, daß man durch sie die letzte Hand an den Krieg oder Frieden legte. Viertens, daß sie vor dem Anfange des Treffens, vor der ersten Fahne vorher giengen, Vorschläge zu thun, denen zu Folge entweder die Waffen niedergeleget, oder das Treffen angefangen wurde. Fünftens, daß die Ehrfurcht, so man zu ihnen hatte, die Sieger nötigte, alle Feindseligkeiten einzustellen, so bald sie sich nur in der Absicht blicken ließen, entweder neue Friedensvorschläge zu thun, oder ihres Volks Unterwürfigkeit zu erkennen zu geben. Wenn man also einen vollkommen Sieg und eine gänzliche Niederlage beschreiben wolte, so bedienete man sich des Ausdrucks, daß auch nicht einmal ein Pyrophorus übrig geblieben, der den Ueberwinder die Waffen nieder zu legen vermögen können. Sechstens, daß es bey den Griechen, und insbesondere bey den Lacedämoniern, eine allgemeine Gewonheit gewesen, sich dieser Pyrophoren zu bedienen, und sie an der Spitze ihrer Heere vorhergehen zu lassen. Und siebendens, daß es eine so alte Gewonheit gewesen, welche lange vor Erfindung der Trompeten, welcher man sich hernachmals zum Signal bedienet, gebraucht worden. Die pontischen und cappadocischen <sup>(11)</sup> Völker hatten eine Menge von diesen Warsagern, die sie Pyrethes nenneten. Ein Name, dessen Bedeutung mit der Bedeutung der Pyrophoren überein kömt. Die Wahrheit zu gestehen, so unterrichten uns die Schriftsteller nicht genugsam, daß wir abnehmen könnten, wie dieser tragbare Altar beschaffen gewesen. Es ist uns aber hinlänglich, an dem Calumet einen wirklichen Altar, ein geheiligtes Feuer und ein Opfer anzutreffen, das aus denjenigen Kräutern bestehet, die, wie ich bereits gemeldet, die Alten den Göttern zu opfern pflegten.

Ich habe auch in einigen Schriftstellern gelesen, daß man den Caduceus mit Haaren gezieret, die sauber und auf eben die Art, wie bey dem Calumet, zusammen gestochten wurden; ich kan mich aber, aller Bemühung ohnerachtet, nicht mehr auf derselben Namen besinnen. Man wird inzwischen keine Mühe gebrauchen, sich solches zu überreden, wenn man erweget, daß die Beiwörter, so die Schriftsteller des Mercurius Schlangensstabe zu geben pflegen, so viel anzeigen, daß er verguldet und ungemein verzieret gewesen: daß man in alten Zeiten den Göttern Haare geopfert: ingleichen daß die Römer, die an stat des Caduceus sich der Delzweige, Eiskrauts oder anderer Gewächse, die man Sagmina nennete, bedieneten, solche mit wollenen oder andern schmalen Bändern ausschmückten.

Im übrigen ist der Caduceus mit dem Calumet einerley. Denn die Wilden sind eben so, wie man im Altertume war, versichert, daß es ein Symbolum des Friedens sowol von Seiten derjenigen, die es bringen, als auch in Absicht derer, die es empfangen; ein Symbolum des Krieges aber denen, die es nicht kennen, oder es verwerfen,

(8) SVIDAS πύροφορος.

RHODIGIN. lib. 8 cap. 12.

(9) ALEX. AB ALEX. lib. 5 cap. 8.

(11) RHODIGIN. lib. 7 c. 29.

(10) CÖEL.

werfen, sey: Ingleichen, daß es das Recht über Leben und Tod mit sich führe: Daß es aus der Hölle erlöse, und darein stürze: daß sie den Zorn der Götter auf sich laden, und sich großes Unglück zuziehen, wenn sie die demselben schuldige Treue gebrochen. Es ist auch in der That kein sicherer Gewährungsmittel als der Calumet, der, wie der Pater Marquette sagt, die Waffen aus den Händen fallen läßt, wenn man sie auch mitten im heftigsten Treffen führt. Endlich sagen auch die Wilden, daß sie den Calumet von der Sonne und zwar auf eben die Art empfangen, wie die Alten vorgeben, daß Mercurius den Schlangensab aus der Hand des Apollo erhalten habe.

Weil es nun sowohl Friedens- als auch Krieges- Calumete giebt, so mus man selbige zu unterscheiden wissen, sonst möchte man Gefahr laufen, seine Unwissenheit und Nachlässigkeit theuer zu bezahlen. Denn die Wilden unterstehen sich nicht, die Treue des Calumets unmittelbar zu brechen, daher suchen sie diejenigen, wider welche sie eine Verräthery im Schilde führen, zu belästigen, damit sie zum wenigsten einigermaßen strafbar scheinen, und ihre Widerwärtigkeit bloß sich selbst beimessen mögen. Ein französischer Officier, dem die Sitten der Wilden sonst sehr wohl bekant waren, wäre dem ungeachtet beinahe in die ihm gelegte Falle geraten. Die Siur, unter denen er sich befand, hatten ein Verlangen, sich einiger Wilden zu entledigen, die sich zu diesem Befelshaber gewendet hatten; Sie würden ihn auch nebst allen Franzosen, die er unter sich hatte, umzingelt, und in ihrer ausgedachten Massacre mit niedergemacht haben, wenn ihm nicht in Zeiten die Verräthery wäre entdeckt worden. Sie stellten sich nemlich, als ob sie mit ihm von Angelegenheiten sprechen wolten, und überreichten ihm zwölf Calumete. Der Officier, dem die Zahl der Calumete verdächtig vorkam, übereilte sich mit der Antwort nicht, sondern als er sich wieder in seine Festung zurück gezogen hatte, so erkundigte er sich desfalls, bey einem seiner Wilden, der überaus klug und erfahren war. Dieser entdeckte ihm, daß unter diesen Calumeten einer befändlich sey, der nicht gleich den übrigen mit Haaren besetzt, sondern auf dessen Stabe die Gestalt einer Schlange gezeichnet worden, womit er gleichsam umschlungen war: zugleich machte er ihm bekant, daß solches ein Zeichen einer verdeckten Verräthery sey. Der Officier machte hiernach seine Anstalten, verachtete den Antrag der Siur, und war in der Verschanzung nebst seiner Mannschaft auf seiner Hut. Wenn sie den Stock des Calumets zwischen den Haaren mit röthlicher Farbe bestreichen, so ist es, wie man mich benachrichtigen wollen, ein noch gewöhnlicher Zeichen des Krieges.

#### S. 4.

Der Calumet ist nicht nur ein Symbolum des Krieges und Friedens, sondern Handlung, auch der Handlung; eben wie der Schlangensab des Mercurius, der aus dieser Ursache die Sicherheit der Heerstrasse befördern sollte, als welche ihm insbesondre anvertrauet worden, und dem man aus eben derselben Absicht einen Beutel in die Hand gegeben, um dadurch anzuzeigen, daß er der Gott der Kaufleute und ein Gewährungsmann ihrer Treue und Glaubens sey. Man thut daher dem Mercurius zu viel, wenn man ihn als einen Gott der Straßenräuber ansieht. Denn nichts ist seiner Obliegenheit, die Sicherheit der Reisenden zu befördern, mehr entgegen, als eine solche Gottheit aus ihm zu machen, die den Dieben und Straßenräubern Vorschub thue. Es scheint auch, als ob diese Beimessung eine Wirkung von der Bosheit der Alten gewesen, welche die Treue der Handelsleute dadurch verdächtig machen wollen, daß sie ihre Gottheit in einen Gott der Diebe verwandelt.



Die wilden Nationen handeln zu allen Zeiten mit einander. Ihre Handelschaft hat dieses mit den Alten gemein, daß es ein blosser Umsatz einer Waare gegen die andre ist. Sie haben aber insgesamt etwas besondres an sich, so bey andern nicht anzutreffen: und dieser Verkehr machet, daß alle Dinge aus einer Hand in die andre laufen. Solche bestehen nun aus Getreide, Porcellain, Pelzwerk, Röcken, Toback, Teppichen, Canoten, allerhand aus Elends- Stachelschwein- oder wilden Ochsen-Haaren gefertigter Arbeit, baumwollenen Betten, Hausgeräte, Calumeten; mit einem Worte, aus allem, was bey ihnen zur Bedürfnis des menschlichen Lebens erforderlich ist.

Die Lustbarkeiten und Tänze, so die Wilden, wenn sie zu andern Völkern auf die Handelschaft reisen, anstellen, machen aus ihrem Gewerbe eine angenehme Ergötzlichkeit. Sie reisen von einem Volke zum andern; gleich als ob sie auf eine Gesandtschaft ausgiengen. Eben so war ehemals die Kaufmanschaft der thracischen und pontischen Völker beschaffen, da sie nach Griechenland reiseten, und ihre Waaren daselbst feil boten, die aus Korn, Kürschnerarbeit, Viebergeil und eingesalznen Fischen, die sehr beliebt waren, bestanden. Denn ihre Hinreise geschah fast unter immerwährenden Tänzen, indem sie nach Art der Völker, die den Bacchus begleiteten, beständige Lustbarkeiten hielten. Auf diese Weise erkläret Dalechamp<sup>(12)</sup> ein gewisses Wort, eines Verses des Nicostatus oder des Philetarus der von dem Athenäus angeführet wird.

Ihre Art zu handeln geschiehet durch das Mittel der Geschenke. Einige derselben, werden dem Befelshaber und der Nation überhaupt, mit der man handeln wil, gebracht, welche allezeit durch andre von gleichem Werthe erwidert werden, so man jedesmal, ohne sie eben alzugenu zu betrachten, annimt, indem diese Art des Geschenks, gleichsam als eine gewisse auf die Waaren gelegte Abgabe angesehen werden kan. Hernachmals fangen sie ihren Handel insbesondre, und von einer Cabane zur andern, an. In eine dieser Cabanen, wird die zu verkaufende Waare gesendet, und von dieser schickt man davor etwas anders, das den Preis davor ausmachet, zurück: ist man aber damit nicht zufrieden, so wird sie wieder hingebbracht, wo sie hergekommen, und das Kaufmansgut zurück genommen; es wäre denn, daß etwas mehreres oder anständigeres davor geboten würde. Die Bedürfnis einer Waare und das Verlangen nach derselben, setzen blos den Preis feste. Man mus aber bey den Wilden die Augen sehr wohl aufstun; denn sie bedienen sich, gleichwie aller Orten geschiehet, einiger Kunstgriffe, und sind, zumalen gegen Fremde, ein wenig betrügerisch.

Serezier<sup>(13)</sup> erzählt eine besondre Sache von der Handlungsart einiger Indianer in Chili, die auf dem Gebürge Andes wohnen, die vollkommen mit der Gemütsart und mit dem Geschmacke der Wilden überein kömt. Er sagt, daß, so bald die spanischen Kaufleute an einen Ort kommen, so begeben sie sich gerade zu dem Befelshaber des Fleckens, dem sie sowol als einer jedweden Person insbesondre, die zu seiner Familie gehört, ein Geschenk bringen. Hierauf läset der Befelshaber seinen zerstreuten Unterthanen die Ankunft der Handelsleute, mit welchen sie nunmehr handeln können, durch den Trompetenschal bekant machen. Wenn sich selbige eingefunden, so besehen sie die Waaren, welche insgemein aus Spiegeln, Messern, Beilen, Rämmen, Nadelwerk u. s. w. bestehen. Nachdem sie alles besehen, und wegen des Preises einig geworden, so nimt ein jeder, was er davon behalten wil, und zwar ohne Bezahlung, mit sich nach Hause; daß also

der

(12) DALECHAMP in Not. ad ATHENAEVM lib. 3.  
Mer du Sud.

(13) Relation du Voyage de la

der Kaufmann alle seine Waaren los wird, ohne zu wissen, wer sie bekommen, und ohne seine Abkäufer zu kennen. Wenn er sich endlich wieder hinweg begeben wil, so läßt der Befelshaber durch einen andern Trompetenschal die Bezahlung ankündigen; und ein jeder stellet sich auch alsdann getreulich ein, und bringt dasjenige mit sich, so vorher abgerechnet worden.

Es giebt auch bey den Wilden, wenn sie eine Reise der Handlung wegen aufstellen, und das Gebiete eines Volks betreten, bey dem sie sich nicht lange aufzuhalten gedenken, sondern ihre Absicht anderswo hin gerichtet haben, gewisse Abgaben, die sie an den Orten, wo sie durchgehen, entrichten müssen. Denn die geringste Person dieses Volks, würde zwanzig bis dreißig Canote aufhalten, und sagen: Daß der Fluss verriegelt wäre, weil entweder dieses oder jenes Anführers Leib nicht bedeckt, oder was sonst vor ein anderer beliebiger Vorwand gebraucht werden möchte. Bey dergleichen Begebenheiten unterfährt sich niemand den geringsten Widerstand zu thun; sondern mit einem Geschenk wird der Weg wieder frey gegeben.

So uneigennützig auch der Wilde scheint, so ist er es doch in der That nicht; sondern er weis im Gegentheil seinen Vortheil mehr als zu sehr in acht zu nehmen. Gleichwie nun aber die Fremden nicht allemal vor seinen Händen, die sehr leicht sind, gedeckt seyn; so ist er ebenfalls vor denjenigen nicht sicher, die ihn betrügen wollen, oder die sich schmeicheln, ihn betrogen zu haben, wenn sie in Absicht seiner eine Gewalt gebraucht, wo bey er wohl siehet, daß ein Widerstand vergeblich seyn würde.

Ehe ich diesen Artikel schliesse, mus ich noch anführen, daß die Europäer, die mit den Illinoisen und andern louisianischen Völkern Handlung treiben, sich bis auf gegenwärtige Zeit, des Friedenscalumers, nach dem Beispiele dieser Völker bedienen; und an allen Ceremonien Antheil genommen haben, die sie bey dem Empfang der Ausländer, bey Erhaltung eines freyen Durchgangs, bey Gewährung der Sicherheit ihrer Handlung, bey Beweinung der Todten, und bey Befestigung der geschlossenen Bündnisse, zu beobachten pflegen. Ich weis nun zwar nicht, was die Missionarii andrer Orden dieserhalb für Gedanken haben, ob sie den in diesem Gebrauche verborgen liegenden Religionsantrieb einsehen, und denen, die solchen beobachten, einen Gewissensscrupel deshalb erregen; oder ob sie solchen zu gestatten vor gut erachten, indem sie annemen, daß die Wilden entweder ganz und gar keine Religion haben, oder daß dasjenige, was vor Alters als Religionsmäßiges ausgeübet worden, keinen weitem Eindruck bey ihnen macht, sondern nunmehr nicht anders, als auf den Fus einer bloßen bürgerlichen Gewonheit, betrachtet werden müsse. So viel mich aber anlanget, da mir bekant ist, daß die Wilden sehr abergläubisch seyn, und ich unter ihnen die grossen Ueberbleibsel des Heidentums antreffe, auch hierin eine besonders bezeichnete Abgötterey bemerke: so halte ich davor, daß ich die Verbindlichkeit zu erkennen geben mus, nach welcher man diesen Gebrauch gänzlich abschaffen, und nicht nur den Europäern solchen untersagen, sondern auch diese Völker selbst, die entweder bereits den christlichen Glauben angenommen, oder solches zu thun in Begriff seyn, dahin bewegen sol, gänzlich davon abzustehen.





## Zehntes Hauptstück, von der Jagd und Fischen.

**D**er Krieg ist unter allen Uebungen die edelste, und diejenige, woraus sich der Wilde die meiste Ehre macht. Hierin folget er den allgemeinen Begriffen aller der Völker, die ihren Ruhm darinnen suchen. Die Uebung der Jagd und Fischen sind für ihn die gewönlichsten, weil sie zu seines Lebens Unterhalt am unentbehrlichsten seyn, und er den mehresten Theil der Dinge dadurch überkömmt, die er zu seinem täglichen Gebrauch nötig hat; nemlich das Fleischwerk wovon er sich nähret, die Kleidung womit er sich decket, das Del womit er sich bestreicht, benebst dem Rauchwerke, womit er Handlung treibt. Die herumstreifenden Völker leben fast von nichts als von Fleisch und Fischwerk. Einen Theil des Jahres sind sie Ichthyophagi, und streifen ohne Unterlas an den Ufern des Meeres, Bächen und Flüssen herum: den andern Theil aber bringen sie mit Durchstreichung der Wälder und mit Erlegung des Wildes zu.

Ich werde mich hier nicht in die Zergliederung ihrer mancherley Jagden und Fischen reien, und in die Art, wie sie das Fleisch dörren und an der Sonne trocken werden lassen, und solches zu Mehle machen, einlassen: denn dieses sind alzubekante Dinge, als daß ich mich dabey aufhalten sollte. Es wird nach meiner Absicht genug seyn, anzuführen, daß die Jagd und Fischen, so zu sagen, die ersten Beschäftigungen der ersten Menschen gewesen, welche die Noth getrieben, in den Wäldern zu leben, deren Erdreich der Zeit sehr geborsten und ungleich war; oder sich an den Ufern der Flüsse und des Meeres aufzuhalten, welches den nachfolgenden Geschlechtern Gelegenheit gegeben, selbige unter den Namen der Saunen, Tirypren, Sylvanen, Dryaden und Monticolen zu verehren. Da sie sich nun endlich von dieser ausschweifenden Einbildung gänzlich überzeuget zu seyn erachtet, so giengen sie endlich gar so weit, daß sie der Religion gemäs zu seyn erachteten, wenn sie glaubten, es habe jedweder Baum seinen Schutzgeist, der ihn bewone; und daß auf gleiche Weise jedweder Bach, jedweder Fluss, jedweder Brunnan seine Götter und Göttinnen, seine Napeen, seine Najaden habe; gleichwie das Meer ausser seinen grossen Gottheiten, seine Nereiden und Tritons haben sol. Da nun der Aberglaube mit der Zeit anwuchs, so wurde eine ungeheure Menge kleiner Gottheiten von einer unteren Ordnung eingefüret, welche ihr Daseyn, wie wir bereits in der Abhandlung von der Religion gesehen, blos der Unwissenheit der Zeit, und der verwirten Einbildung der Dichter zu danken haben; welchen letztern es nicht sauer wurde, Berggötterungen zu machen, und

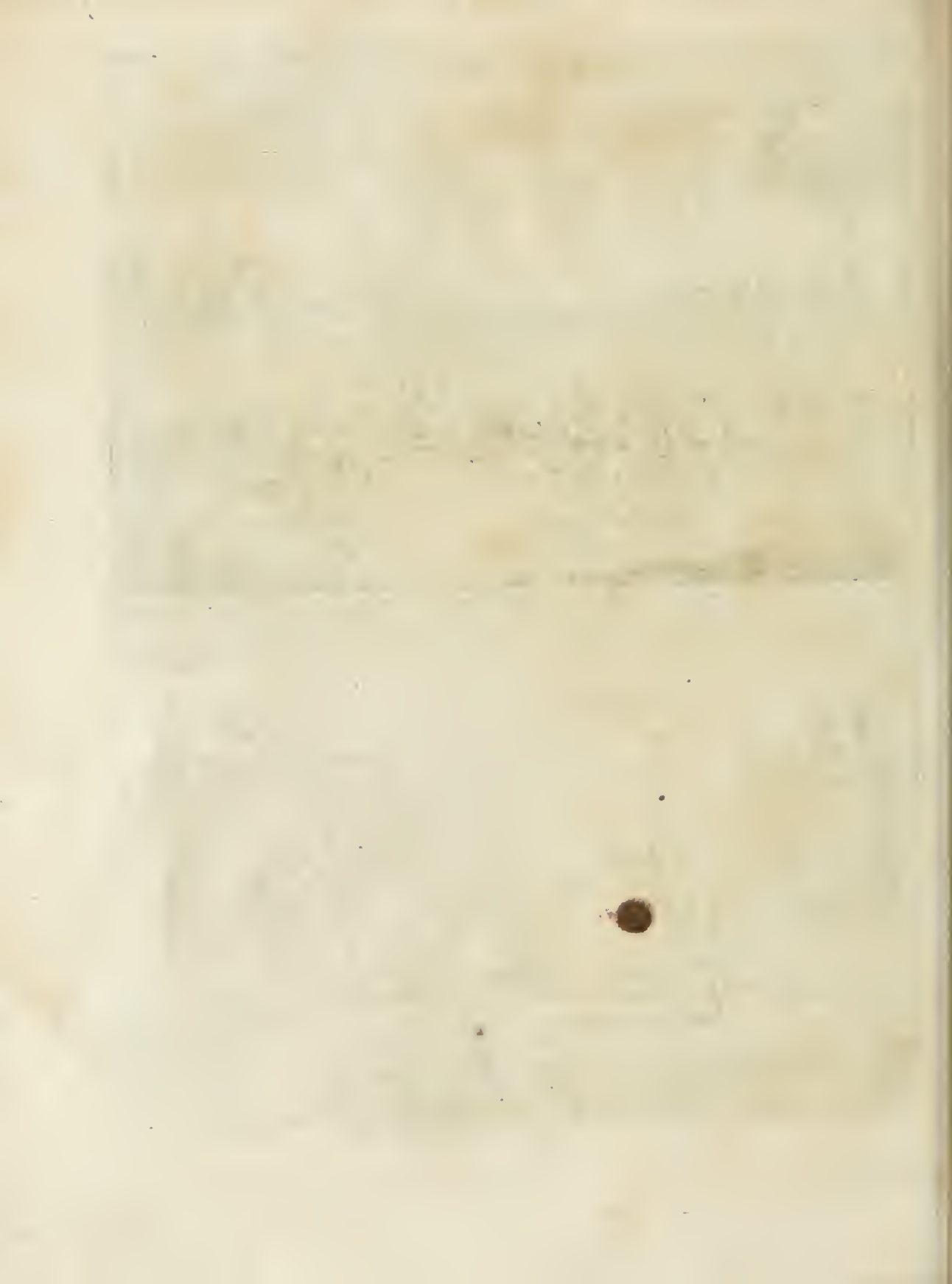
die Menschen nach ihrem Tode in etwas anders, als sie bey ihren  
lebzeiten wirklich gewesen, zu  
verwandeln.











# Elftes Hauptstück, von Zeitvertreib und Spielen.

## Inhalt.

Einleitung §. 1. Knochenspiel 2. Strohspiel 2. Sphäristik 4.

### §. 1.

**N**usser den notwendigen Beschäftigungen haben die Wilden annoch andre, die theils Einleitung.  
blosse Zeitverkürzungen, als z. E. das Glücksspiel; theils auch mit einer Leibes-  
übung verknüpfte Ergötzlichkeiten sind, die zu der Gymnastik gehören, und dazu  
dienen, den Leib auszudehnen, und gefestete Gliedmassen zu machen. Diese Spiele  
rühren ebenfalls aus der menschlichen Anordnung her, und sind die ersten, wovon uns die  
alten Schriftsteller eine Kenntnis gegeben. Sie sind älter als alle die, welche Palamedes  
während des trojanischen Krieges erfand: und vielleicht sind sie es auch in Absicht derer,  
so die Lydier erfunden, als welche man entweder nach einer von dem Herodotus (1)  
angezognen Geschichte, oder wegen der Gleichheit der Wörter Lydii und Ludi zu ersten  
Urhebern aller Arten von Spielen machet; welches aber eine ziemlich schwache Mutma-  
sung zu seyn scheint.

### §. 2.

Das unter den Wilden berühmteste Glücksspiel, ist ein Spiel, so mit Steinfen- Knochen-  
nen, oder kleinen aus den Kniebscheiben der hintersten Beine der Elendsthiere gefertigten Spiel.  
Fangknöcheln, oder mit den runden Beinlein eines andern Thieres gespielt wird. Diese  
sind ungefähr zweimal so gros als die Kirschkerne, und beinahe ebenfalls von einer länglich  
runden oder elliptischen Gestalt. Ohnerachtet man auf selbigen sechs Seiten bemerken  
könnte, so haben sie doch eigentlich nicht mehr als zwo, die breiter als die andern sind, als  
mällich plat werden, und etwas von ihrer Ründung verlieren, worauf der Knochen desto  
bequemer stehen kan. Die eine von diesen Seiten ist schwarz, die andre aber weisgelblich  
angestrichen. Ihre Anzal ist nicht bestimmt. Man kan nach dem Gutbefinden der Spie-  
ler viel oder wenig derselben gebrauchen; jedoch es wird die Zahl von Achten nicht über-  
schritten, und die gewönllichste bestehet aus Sechsen. Diese Steine oder Knochen werfen  
sie in eine hölzerne sehr eben gemachte Schüssel, die am Rande erweitert, und sowol in ih-  
ren beiden concaven als convexen Seiten eine ziemliche Ründung hat. Diese Schüssel  
gleichet einer Gamelle, so man auf den Schiffen zu gebrauchen pfeget. Sie schütteln  
die Steine in der Schüssel lange Zeit herum. Wenn solches nun lange genug geschehen,  
so stampfen sie mit derselben hart auf den auf der Erde ausgebreiteten Teppich, damit die  
Steine in die Höhe fliegen. Zu gleicher Zeit geben sie selbigen auch einen Antrieb, wo-  
durch sie sich lange Zeit von sich selbst herum drehen, und helfen ihnen überdem noch mit  
Händewehen fort, damit sie sich auf die Art, wie sie es wünschen, entweder drehen oder  
stehen bleiben mögen.

Männigmal thun sie auch weiter nichts, als daß sie, ohne sich der Schüssel zu bedie- 32tes Kupfer.  
nen,

(1) HERODOT. lib. I n. 94.



nen, die Steine bloß mit den Händen in die Höhe werfen, und solche auf eine auf die Erde straff ausgebreitete Haut oder Teppich herunter fallen lassen. Dieses pflegen aber insgemein nur die Weiber zu thun, und die Steine, die sie dazu gebrauchen, sind etwas dicker als die andern. Dieses Spiel ist von einem andern nicht sonderlich unterschieden, so bey den Negern in Africa angetroffen wird, und wovon Libat <sup>(2)</sup> folgendergestalt redet: „Das Spiel, so die Negern spielen, und welches sie mit auf die Inseln gebracht haben, ist eine Art eines Würfelspiels. Es bestehet aus vier Schnecken oder Muschelschalen, die sie an stat der Münze gebrauchen. Solche haben in ihrem converen Theile ein ziemlich grosses und besonders dazu gemachtes Loch, damit sie auf der einen Seite sowel, als auf der andern stehen bleiben können. Diese schütteln sie in der Hand herum, wie man mit den Würfeln zu thun pfleget, und werfen sie auf eine Tafel. Wenn nun alle gelöcher- te oder alle diesen entgegen gesetzte Seiten, oder zwey und zwey von jedweder Seite eberwärs zu stehen kommen, so hat der Werfer gewonnen; ist aber die Zahl der Löcher oder der andern Seiten ungleich, so hat er verloren.“

Ohnerachtet nun auf den Steinen bloß zwey bemerkte Seiten, als nemlich eine weisse und eine schwarze, anzutreffen; so kan man doch eine Menge verschiedener Versetzungen dabey finden, wodurch das Spiel verlängert und angenehm wird. Die Wilden haben auch eine solche Neigung zu diesem Spiele, als die heftigsten Spieler immer haben können. Man siehet die Häupte eines Dorfs mit der andern spielen; ja oftermalen versamen sich ganze Dörffschaften, ein Spiel mit einander zu machen. Zuförderst werden Pelzwerke, Porcellain, und alles was dem Gewinrer zum Preise dienen sol, ausgeleget. Man trift auch bey dergleichen Gelegenheiten nicht selten so viel Waaren beisammen an, daß sie einen Werth von etlichen tausend Thalern ausmachen. Ich habe an einem Orte gelesen, daß sich Privatpersonen gefunden, die nicht allein alles, was sie bey und an sich gehabt, verspieler, und sich in der strengsten Kälte nackend und bloß wieder nach Hause begeben, sondern auch noch dazu ihre Freiheit aufs Spiel gesetzt haben. Gleichergestalt verabsaumen sie nichts, ein glückliches Loos zu bekommen; daher sie sich auch einige Tage durch strenges Fasten dazu anschicken.

Es ist in der That eines der größesten Vergnügen, sie spielen zu sehen, so heftig und erpicht scheinen sie darauf zu seyn. Obgleich nur zwey einzelne Personen im Namen der spielenden Haufen die Schüssel regieren; so solte man doch nicht anders davor halten, als ob sie alle insgesamt zugleich mitspielerten. Jene machen bloß die Erschütterung, alle die übrigen aber folgen der Bewegung, die sie bestimmen wollen, gleichsam als ob sie alle Hand ans Werk legten. Unterdessen, da der eine Spieler die Schüssel rüttelt, so schreien die, welche mit ihm Partie machen, insgesamt, und wiederholen ohne Unterlas den Wunsch, den sie vor die Farbe oder Lage der Steine thun: die andern von der Gegenpartey aber schreien ebenfalls ihrer Seits, und wünschen das Gegentheil zu sehen. Sie stoßen ihre Worte mit ungemeiner Lebhaftigkeit und erstaunender Fertigkeit der Zunge aus; oftermalen kürzen sie auch solche ab. Inzwischen schlagen sowol die einen als andern auf sich selbst los, geben sich heftige Stöße, und geraten in eine so ungestüme Bewegung, daß ohnerachtet sie halb nackend sind, sie dennoch augenblicklich über und über in Schweiß geraten; gleich als ob sie Bal gespielt, oder eine andre noch so starke Leibesbewegung gehabt hätten.

Die Abhandlungen, welche die Gelehrten über die Worte Tali, Tesserae, Calculi, die man oftermalen ohne Unterschied eines vor das andre genommen, gemacht haben, geben

(2) Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique Tom. 4.

geben uns dreierley Spiele an die Hand, und lehren uns, wie solche unterschieden werden müssen; dergestalt, daß wir heut zu Tage zu wissen glauben, daß das Spiel, so Talorum genennet wird, ein Spiel sey, das mit Knochen oder Steinen gespielt werde, welches aber seit langer Zeit in Europa nicht mehr üblich gewesen zu seyn scheint; und daß dasjenige, so Tessellarum genennet wurde, das Würfelspiel sey: die Gelehrten scheinen auch versichert zu seyn, daß durch dasjenige, so man Calculorum genennet, das Bretspiel verstanden werden müsse.

Das Spiel der Wilden, so ich anjeho beschrieben habe, ist offenbar dasjenige Knochenpiel der Alten, so sie Talorum genennet. Ich glaube auch dieses durch die Anmerkungen hinlänglich zu erweisen, welche die Gelehrten, die davon geschrieben, und insbesondere Cölio Calcagnini, Julius Cäsar Bullinger und Adrian Junius, so am besten davon gehandelt, über diese Materie gemacht haben. Dasjenige, so sie hiervon angeführt, kan zu Festsetzung meiner Mutmaßung dienen, und meine davon gemachte Beschreibung wird die ihrige vielleicht erläutern können.

Es hatte dieses Spiel seinen Namen von einem kleinen Knochen \*) erhalten, der sich in den Kniescheiben der hintersten Beine fast aller Thiere, so gespaltne Klauen haben, findet, und von den Lateinern Talus, von den Griechen aber ἀστράγαλος genennet wird. Dieser Knochen war allem Ansehen nach die erste Materie, woraus man die Beine, womit man spielte, verfertigte: und es ist ihnen auch dieser Name geblieben, ob man gleich seitdem nicht nur allerhand Arten runder Knochen, sondern auch allerley unterschiedene Materien dazu gebrauchte, als Metalle \*\*), Elfenbein, ja selbst Obstern, als der Datteln, Palmen u. s. w.

Talus oder Astragalus war von dem Würfel oder Cubus sehr unterschieden. Denn dieser hat sechs viereckichte vollkommen gleiche Theile; dergestalt, daß er auf allen gleich feste stehen konnte. Der Astragalus im Gegentheil \*\*\*) war länglich rund: er hatte zwar sechs unterschiedene, aber ungleiche und mehr oder weniger gerundete Seiten, nachdem die Verhältnis der Flächen, gegen einander beschaffen war.

Die beiden äußersten Theile der Ellipsis, die man Antennas nennete, und welche die beiden äußersten am weitesten von einander entfernte und rundesten Seiten sind, waren dergestalt gekrümmt, daß der Astragalus sich nicht stärker darauf, als ein Ey auf der Spitze, halten konnte. Es war also etwas sehr seltenes, wenn man die Knochen in dieser Stellung antraf, wenn nicht zum wenigsten einer diesen sonst unnatürlichen Stand, durch das Einpressen der andern nebenstehenden Beine, anzunehmen gezwungen wurde.

Gellius und Calcagnini sagen: daß die andern vier Seiten den Spielern vernemlich

Thi 2

lich

\*) CALCAGNINI de Talorum ludo p. 288. Est autem Talus proprie bisculorum in suffragine pedum posteriorum ossiculum non rotundum plane, sed rotunditatis tamen parte magna particeps etc.

Talum eum esse apud Latinos, quem Graeci vocant Astragalum, ita certum est ut vix probatione indigeat - - PLINIVS lib. 34. Vbi de Polycleto verba facit. Fecit, inquit, et disstringentem se et nudum telo incessentem duosque pueros item nudos talis ludentes, qui vocantur Astragalizontes.

\*\*) Tali aurei apud APOLL. RHOD. lib. 3. Ex cornu vel osse vel talo Hinnuli apud CAL- LIMACHVM. Ex dactylo Palmae. ATHEN. lib. 5. Eburnei PROPERT. lib. 2.

\*\*\*)) Sex vero sunt Tali latera, et si quatuor in vsu ludentium sunt. Nam duo sunt ita incurua, ut illis Talus vix possit consistere: has xogalus id est, Antennas, videtur ARISTOTELES appellasse.

GELLIVS lib. 1. Talus quatuor tantum partes habet, quibus insistat, cum ab utroque longitudinis extremo rotundetur.



lich dienen, und daß der Astragalus auf den beiden engsten Seiten-Flächen stehen bleiben könnte. Bullingerus behauptet solches ebenfalls; jedoch sagt er, daß sie darauf weniger, als auf den andern breiteren Flächen, standhaft wären: inzwischen setzt er noch hinzu, daß der Astragalus nicht leicht fallen, und eine festere Stellung, als auf eine dieser beiden letztern Seiten, haben könne.

Dieser Schriftsteller glaubt, daß von diesen beiden breitesten Seiten die eine concav und die andre convex sey; woraus der Unterschied des Suppus und Planus \*) entstanden, welches zwei Benennungen seyn, die die Stellung des Steins zu bezeichnen scheinen. Vielleicht aber irret sich Bullinger in diesem Stücke. Denn die Seiten der Steine kamen vollkommen mit einander überein, und waren insgesamt convex, jedoch mit einigem Unterschiede; indem die beiden breitesten weit platter als die übrigen viere, und überhaupt die beiden äußersten weit erhabener waren. Calcagnini hat solches sehr wohl angemerkt, wenn er sagt: er habe schon gezeigt, daß der Astragalus keine vollkommne Rundung habe, sondern unvermerkt in die Breite gehe, und von seiner Rundung etwas verliere. Bullinger sollte billig aus dem, was er andrer Orten sagt, von selbst begriffen haben, daß keine Seite ganz plat und eben sey; alsdann würde es ihm leicht gewesen seyn, zu mutmaßen, daß jedwede Seite, mit der ihr entgegen gesetzt dadurch, daß sie auswärts in eine Rundung fiele, eine gleiche Verhältnis habe: um so mehr, da diese Cavität gänzlich unnötig zu seyn scheint; inmassen die Farben, womit sie angestrichen, sie zu unterscheiden hinlänglich sind. Dieses ist um so wahrscheinlicher, da in der Baukunst der Astragalus eine gerundete Figur ist, und die Lateiner den convexen Theil ihrer gerundeten Tempel Talus \*\*) nennen.

Dieses sind meines Erachtens die mit den Astragalen der Alten, in Absicht der Gleichförmigkeit, übereinkommende Steine unserer Wilden.

Noch etwas mehr Mühe aber haben die Schriftsteller, dasjenige auseinander zuwickeln, was auf den Seiten dieser Beine gezeichnet gewesen, als ihre Gestalt selbst ausfindig zu machen. Nichts destoweniger kommen sie in zwey Stücken überein. Das erste ist dieses, daß nemlich der Astragalus keine bemerkte Augen habe \*\*\*); sondern daß zweitens die Lage und der Stand desselben an stat des Auges diene, und eben die Wirkung thue.

Doch nehmen sie an, daß sie nebst diesen noch unterschiedene Figuren gehabt, und quälten sich ungemain, damit sie erforschen mögen, was Unio und Senio, Chius und Tous, Canis und Venus nebst andern gleichen Benennungen eigentlich gewesen seyn. Inzwischen wenn man diese angebliche Figuren wohl erweget, so möchte alles auf zweierley Farben

\*) BULLINGERUS *de ludis veterum*. In latera minus lata si cadat, stat; sed minus stabilis est quam si in latiores duas superficies caderet, suppusque aut planus fieret. Talus igitur non fere cadit nisi duobus modis, vel in eam faciem e duabus quas habet latiores, quae caua est, vel in oppositam quae eminet et protuberat.

BULLINGER. *loc. cit.* Ei (Talo) nulla facies plana perfecte.

\*\*) CORNEL. *in PERSII Satyram* 5. Talum, eminentem rotunditatem esse dicit, eamque ob causam fastigium Templi rotundi talum quocumque dici affirmat.

\*\*\*) BULLINGER *loc. cit.* Talis, ipse casus fuit pro punctis numerorum, quia ipsis sua figura fuit.

CALCAGNINI *p. 293.* Astragalos plane rotundos negauimus, perfecta scilicet, et abfoluta rotunditate, sed parte sui leuiter pressa.

ADRIAN. IVNIUS *Anim. lib. 2.* In Talis, positus ipse, siue ratio lapsus, vicem obtinebat numeri testante Polluce.

Farben oder auf zwei bezeichnete Seiten hinauslaufen. Denn ihrer Meinung nach, ist mit denen Augen nichts gleichförmig, die auf den Würfeln alle zwey, alle drey, Vieren und alle Fünfen anzeigen. Sie hatten nichts als den Gegenwerth vom As und der Sechse. Ich glaube auch wirklich, man könne daher schließen, daß darauf eben nicht mehr als zweierley Farben, wie auf den Steinen unserer Wilden, befindlich gewesen, als nemlich die weiße und die schwarze, oder wol auch zwey andre unterschiedene Farben, die eben da hinaus laufen, und unumgänglich nötig gewesen, wenn man daran einen Unterschied bemerken wollen.

Eustathius gedenkt im sechsten Buche über die Ilias einer Art vom Spiele, welches man mit sechzig weißen und schwarzen Steinen spielte. Dieses Spiel konnte nun weder Trictrac, Dame noch Schachspiel seyn: sollte es also wol nicht dem gleich kommen, wovon wir handeln, und wobey die Zahl der Steine weit willkürlicher ist? Dyrerachtet man ebenfalls geirret haben kan, wenn man in der Zahl ein Gezehtes mehr angenommen, und an stat Sechse, sechzig Steine gerechnet hat.

Bullinger nimt ferner an, daß eine dieser beiden bezeichneten Seiten glücklich, die andre aber unglücklich gewesen. Dieses kan und mus auch so seyn, wenn man blos mit Einem Würfel gespielt: und in diesem Falle war dasjenige, was verlohr, Unio; und Senio, was gewonnen hatte. Eben dieser Schriftsteller sagt auch nach dem Cicero \*), daß der Venuswurf derjenige wäre, worin sich die Steine insgesamt unter veränderten Seiten zeigten; der Caniswurf aber, wenn sie alle unter einerley Figuren liegen geblieben. Der glücklichste Wurf war der Königswurf Basiliscus oder Venus; der unglücklichste aber hieß *Damnosus Canes*. Bey den Wilden ist der Venuswurf ganz weiß oder schwarz, nachdem man zuvor dieserhalb einig geworden.

Diese unterschiedliche Vereinbarungen sind bey den Alten an der Zahl fünf und dreißig gewesen, wie die Schriftsteller sagen. Indessen ist solches schwer zu begreifen, wenn sie insgemein nur mit vier Steinen gespielt haben sollen. Ihre Bedeutungen waren von den Namen ihrer Götter, Helden, oder ihrer berühmtesten Begebenheiten und Denkmale, entlehnet (3). Also war der Wurf, der Stesichorius genennet wurde, von dem Grabe dieses Mannes, so von achteckichter Form war; und der Wurf Euripidius von dem Namen eines der vierzig Vorsteher, die zu Athen, nachdem man die dreißig Tyrannen daraus vertrieben, ernennet worden, hergenommen. Da aber alle ihre verschiedne Vereinbarungen willkürlich waren, und nach Beschaffenheit der Zeit und des Ortes geändert werden konten; so mus man sich schlechterdings an dasjenige halten, was Pollux von der unterschiedlichen Stellung der Steine saget, daß deren mannigfaltiger von ihrem Stand und Farben hergenommener Zusammensatz, ohne Zweifel an verschiedenen Orten auch unterschiedliche Namen und verschiedene glückliche und unglückliche Würfe veranlaßet haben könne.

Wenn Apollonius Rhodius (4) den Cupido mit dem Ganymedes, spielen  
Jii 3
läßt,

(3) CALCAGNINI de ludo Talor.

(4) APOLL. RHOD. lib. 3 v. 117.

\*) BVLLINGER *ibid.* In Talis, Binio, Ternio sen trio, quaternio non fuere; soli Senio, id est Venus, et Vnio, id est Canis, fuere. Venus si diuerso omnes vultu, Canis si vno omnes Tali vultu, caderent. Si vnico Talo luderent, Senio felix fuit, Vnio damnosus.

Cicero sagt zwar ausdrücklich, daß der Venuswurf darin bestanden, wenn sich jeder von den Afttragalen unter verschiedenen Seiten zeigte: inzwischen füret er nicht an, daß jede dieser Seiten ihre besondren Bilder gehabt; und dieses mus mit dem, was Pollux sagt, zusammen gehalten werden.



läßt, so sezet er ihnen zum Gewin ihres Spiels, selbst die Astragalen, womit sie spielen. Er stellet den Ganymedes in trauriger Gestalt vor, weil ihm nicht mehr als noch zween übrig sind: da im Gegentheil Cupido seine Hände und Rock bereits damit angefüllet hat. Die Kinder spielen noch täglich also um die Würfel, die sie zum Spiel gebrauchen.

Pausanias <sup>(5)</sup> sagt: daß die, welche sich in des Hercules Tempel, der auf der Burier Gebiete lag, die Götter um Rath zu fragen, eingefunden, an stat der Antwort ihre Verkündigung aus dem Loose der Astragalen hergenommen. Sie warfen vier auf einen Tisch, und die Erklärung von dem was sie suchten, befand sich auf eben der Tafel unter den Astragalen beschrieben. Dieses war allem Ansehen nach, ein so genanntes Glücksrad. Die Loose der Lycier <sup>(6)</sup>, die in dem Altertum so berühmt gewesen, wurden vielleicht durch ein gleichmäßiges Knochenspiel erhalten: welches sich denn auch noch jezo auf die Gewohnheit der Wilden gründet, die auf ihre Krankheiten und auf alles andre, aus einem Schüsselspiele, die ihre Warfager häufig verordnen, die Deutung machen.

Die Schüssel, worin diese Steine gethan werden, ist von den Alten eben sowel, als die Becher, die man heutiges Tages zum Würfelspiel gebrauchet, zu dem Ende erfunden worden, damit der Betrügeren der Spieler dadurch vorgebeuget werden möchte. Die Namen Orca, dessen Oefnung sehr enge war, und Turricula dessen Gestalt von sich selbst redet, kan mit nichts als mit den Hornbechern verglichen werden. Die Namen Alveolus und Abacus stellen die Schüssel der Astragalen ziemlich deutlich vor; sowol als das Wort Tabula Lusoria das Brettspiel, worauf man Dame, Triptrak und Schach zu spielen pfleget, anzuzeigen scheint. Die Benennungen Pyrgus und Tritillus, können theils den Schüsseln als Hornbechern gemein gewesen seyn; weil man sowol in dem einen als andern die Steine und Würfel mit großem Geräusch herum geschüttelt.

Damit ich aber diesen Artikel endlich beschliesse, so sezten sich die Alten bey ihren Glücksspielen in eben solche Bewegung, als die Wilden noch heut zu Tage thun, und ließen eben die Lebhaftigkeit dabey blicken. Bey jedweden Wurf, den sie thaten, riefen sie die Namen ihrer Götter, Patronen, Liebhaber und Liebsten an. Sie verlangten mit lauter Stimme das Loos, so sie wünschten, sie schrien und bewegten sich mit solcher Hestigkeit, daß der Schweiß tropfenweise von ihnen herabließ; wodurch auch Augustus bewogen wurde, als er an den Tiberius schrieb, mit einfließen zu lassen: forum aleatorium calefecimus, wie Svetonius solches bezeuget. Dieses ist auch eben dasjenige, was die Mutmaßung veranlaßet, daß das lateinische Wort Alea von dem griechischen Ἀλέα herkomme, welches eine feuchte Hitze anzeigt: inmassen die Begierde zum Gewin die Spieler dergestalt aufrischete, daß sie dabey schwigten, und durch die Hestigkeit ihrer Bewegungen die Academien, worinnen gespielt wurde, erwärmeten.

### §. 3.

Sirohspiel.

Ein ander Glücksspiel bey den Wilden, das aber zugleich Geschicklichkeit erfordert, ist das Siroh- oder besser zu sagen Rohrspiel. Denn es sind kleine weiße Schilfröhre von der Dicke der Kornhähme, und ohngefär zehn Zol lang. Ich habe dergleichen zwar niemalen selbst spielen sehen, finde auch in dem Altertume keine Spur davon. Boucher aber,

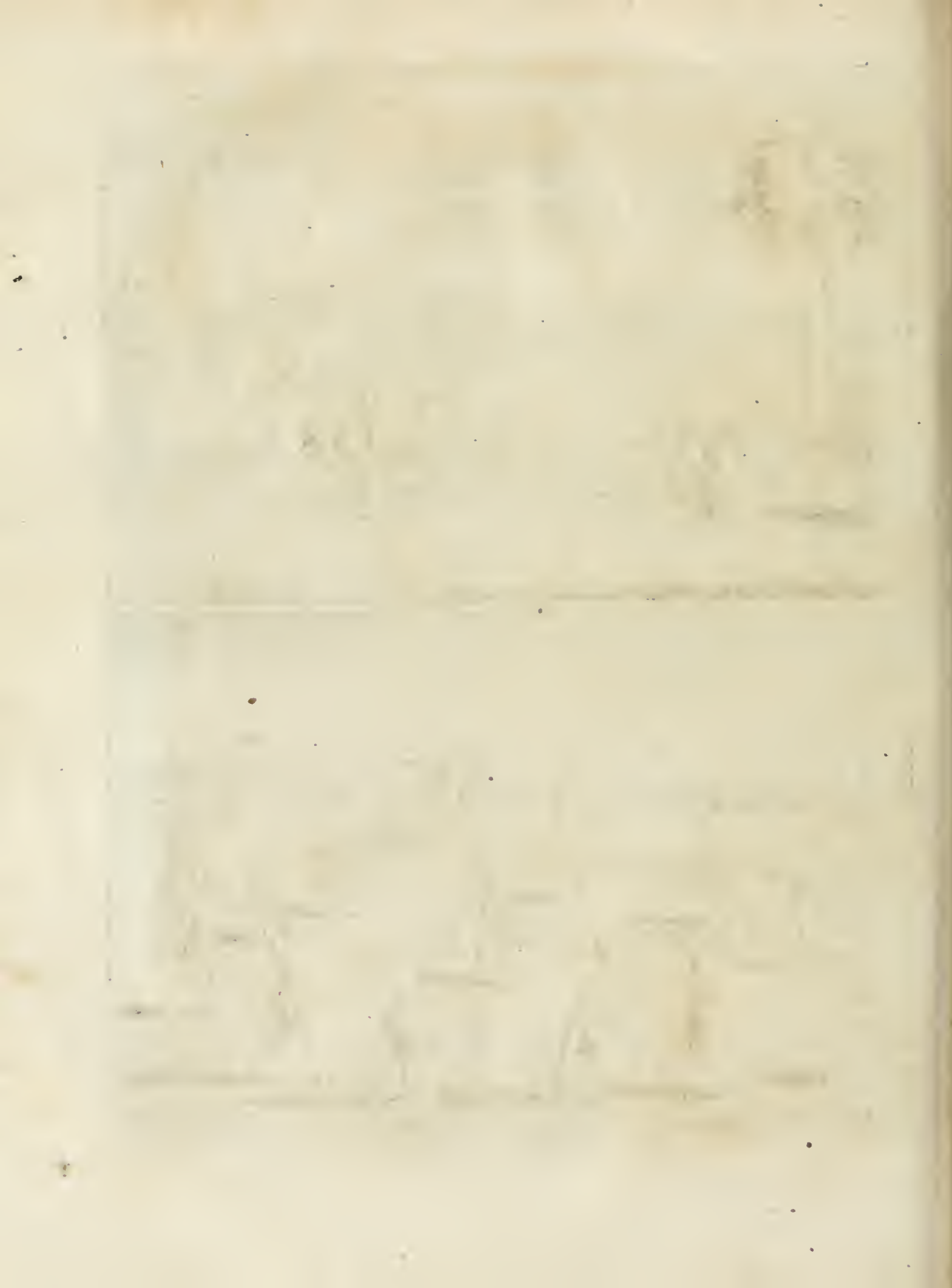
(5) PAUSANIAS in Achaicis.

(6) STATIVS lib. 3. de Thebaid. VIRGILIUS lib. 4. Aeneid. reden zwar von der Lycier Loosen, sie sagen aber nicht, worin sie eigentlich bestanden.









aber, der in einem Alter von 95 Jahren verstarb, und nachdem er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, die noch bis jeso der Colonie, wegen der Dienste, worin er sich verzeret, Ehre bringet, redet von diesem Spiele in seinem kleinen Werke, daß er *Histoire du Canada* nennet, folgendergestalt:

„Das Strohspiel wird mit kleinen dazu verfertigten Strohsstückchen gespielt, die „in die Zahl drey, und also ungleich, eingetheilet sind. Unfre Franzosen haben es noch „nicht lernen können. Es ist sehr sinreich, und das Stroh ist unter ihnen eben so viel, „als bey uns die Karten.“

Der Baron la Fontan macht ebenfalls ein nachdenkendes und zählendes Spiel daraus, wobey derjenige, der durch das Stroh am besten zählen, theilen, abziehen und vermehren kan, des Gewinstes allemal versichert ist. Es mus eine Gewonheit und starke Uebung dazu gehören. Denn sonst pflegen die Wilden eben keine sonderlichen Rechenmeister zu seyn. Und man kan füglich behaupten, daß ihre Rechenkunst eben nicht mit überflüssigen Zahlen versehen, und sich nicht alzuweit erstrecket.

Perrot, der ein berühmter Seefarer und einer von denen Europäern gewesen, welchen die Wilden in Neufrankreich am meisten geliebet, hat in seinen geschriebenen Nachrichten eine Beschreibung von diesem Spiele hinterlassen. Ich würde selbige auch gerne hier mittheilen, wenn sie nur nicht alzudunkel, und fast unverständlich wäre. Niemand von denen andern in Canada wohnenden Franzosen, die ich gekant, hat mir einen deutlichen Begriff davon beibringen können; sondern alles, was ich davon erfahren habe, bestehet darin, daß, nachdem sie das Stroh getheilet haben, sie solches mit unbegreiflicher Geschwindigkeit aus einer Hand in die andre legen: daß die ungleiche Zahl glücklich ist, die Zahl Neune aber, alle die übrigen übertrifft: daß die Eintheilung des Strohes das Spiel steigen oder fallen lässet, auch die Wetten nach den unterschiedenen Zahlen bis auf den Gewin des Spiels verdoppelt, welches mannigmal so lebhaft ist, wenn Dorfschaften gegen einander spielen, daß es drey oder vier Tage lang dauert. Ohnerachtet nun alles mit einer anscheinenden Ehrlichkeit dabey zugehet, so läuft doch auch mancher Kunstgriff und manche Betrügerey mit unter. Die Wilden haben erstaunliche leichte Hände. Und ob es gleich schwer zu seyn scheint, in dem Spiele mit den Knochen oder Steinen, die nur bloß zwey merkliche Farben haben, und jederman in einer räumlichen Schüssel vor Augen liegen; so wissen sie dem ungeachtet doch verschiedene Kunstgriffe dabey anzubringen. Uebrigens ist mir nicht bekant, daß diese beiden angezogenen Spiele anderswo, als im mitternächtigen America, üblich sind.

§. 4.

Das Valspiel, welches zu der Uebung der Gymnastik gehöret, ist nicht weniger alt Sphäristik. als das Astragalenspiel. Apollonius<sup>(7)</sup>, nachdem er den Cupido mit dem Ganymedes spielend aufgeführt, wie kurz zuvor angezeigt, lässet auch denselben mit allen Vortheilen in der Hoffnung von ihm gehen, daß ihm Venus seine Mutter einen schönen Val schenken werde; und zwar eben denselben, welchen Jupiter von seiner Säugamme der 35tes Kupfer. Adrastea bekommen, und womit sich dieser Gott in seiner Kindheit auf der Insel Creta manchen angenehmen Zeitvertreib gemacher; wenn er ihr nur auf seiner Seite die Gefälligkeit erzeigen wolte, warum sie ihn vor die Juno und Minerva gebeten hatte.

Homerus im sechsten und achten Buche der Odysssea lässet den Phäaciern dieses Spiel

(7) APOLL. RHOD. lib.3 v.133.



Spiel spielen. An dem ersten Orte ist es *Tausicae*, des Königs Tochter, die sich mit ihren Kammerfräulein diese Ergöglichkeit machet. Am leßtern aber sind es zween junge Manspersonen, die in dieser Kunst sich dergestalt hervorgethan, daß sich niemand mit ihnen in Gleichheit zu stellen getraute. Auf des *Alcinous* Befehl tanzten sie unter währenddem Spiel beständig allein, und verrichten solches mit so viel Annehmlichkeit und Ordnung, daß sie sich den Beifal aller gegenwärtigen Zuschauer erwerben. Die Alten beflissen sich, allen ihren Bewegungen eine Ausständigkeit zu geben; dadurch wurde auch die *Spharistik* als ein Theil der *Orchestik* angesehen, worin in den öffentlichen *Gymnastis* Unterweisung gegeben ward. Es ist inzwischen schwer zu begreifen, wie man mit dem Balle spielen und zugleich dabey tanzen könne.

Unter den Arten der *Spharistik* hatten die Griechen und Lateiner, ausser dem *Co-rycus* und *Ballon*, annoch verschiedene Ballspiele, die in dem *Bullinger*, *Mercurialis* und in des *Bürette* *Neden* <sup>(3)</sup> auseinander gewickelt werden können. Ich werde aber hier nichts weiter davon anführen, als was mit den Spielen unserer *Wilden* übereinkömmt, unter welchen gleichfals noch vier oder fünferley Arten davon üblich sind.

Die erste Art, wird folgendergestalt gespielt. Nachdem zwey ziemlich entlegene Ziele, ohngefär auf fünfhundert Schritte von einander, gesteckt worden, so versamlen sich die Spieler in der Mitte derselben. Derjenige, der das Spiel anfangen sol, hält einen zwar dickern aber nicht so dichten Bal, als die unsrigen sind, in der Hand. Diesen mus er so grade als möglich in die Höhe werfen, damit er ihn beim Herabfallen wieder fangen kan. Alle die übrigen schliessen einen Kreis um ihn herum, und halten ihre Hände über die Köpfe hinaufwärts, damit sie ihn ebenfals beim Herabfallen auffangen mögen. Derjenige nun, der desselben habhaft wird, sucht eines von den gesteckten Zielen zu erreichen: da hingegen die andern ihre Beflissenheit dahin richten, ihm den Weg abzuschneiden, und ihn von dem Ziele dadurch entfernt zu halten, daß sie ihn wieder in die Mitte treiben; damit sie sich seiner bemächtigen, und ihm den Bal aus den Händen entreissen können. Da aber dieser alle ihre Gänge genau beobachtet, so wachet er bald zur rechten bald zur linken aus, und hält seinen Bal beständig feste; sucht sich auch, so viel möglich, von denen, die ihn verfolgen, los zu machen; und stößet und purzelt alle, die ihm begegnen, übereinander: und dieses geschiehet so lange, bis er unmöglich länger Widerstand thun kan. Alsdenn wirft er den Bal einem der Ansehnlichsten von der Gesellschaft zu, der ihn am besten verwahren kan. Damit aber das Spiel desto länger dauern möge, so bestehet die Geschicklichkeit fürnehmlich mit darinnen, solchen denen zuzuwerfen, die hinter ihm stehen, und von dem Ziele, wohin er gedenket, am weitesten entfernt stehen; auch diese hintergehet er dadurch, daß er sich stellet, als ob er den Bal auf die eine Seite werfen wolte, da er doch solchen, ehe sie sich versehen, einem andern gegen über stehenden zuschmeisset. Alsobald wird er aus einem Verfolgten selbst ein Verfolger, und giebt seine Hoffnung nicht auf, den Bal wieder zu bekommen; der also aus einer Hand in die andre kömmt, woraus ein angenehmes und auch zugleich künstliches Spiel entstehet, bis endlich einer so glücklich ist, eines von den gesteckten Zielen zu erreichen. Hierin nun bestehet der Gewin der Partie, welche denn hernachmals auf eben diese Weise wieder angefangen wird.

Der Anfang dieses Spieles ist dem gleich, welches die Alten *Οὐρανία* nenneten; und nach des *Pollux* <sup>(2)</sup> Beschreibung darin bestund, daß einer von den Spielenden den

Val

(2) Dans les recueils des memoires de litterature de l'Academie Royale des inscriptions.

(3) POLLUX lib. 9 c. 7. Segm. 205.

Bal in die Luft warf, die andern aber solchen, ehe er auf die Erde fiel, zu fangen suchten. Die Beschreibung ist aber entweder sehr unvollkommen, oder das Spiel, wenn es sonst in nichts als darin bestanden, sehr trocken gewesen. Dieser Schriftsteller glaubt, daß es dasjenige sey, welches Homer den Phäaciern spielen läßt. Dasjenige aber, so ich beschrieben habe, kan nicht bloß mit zween gespielt werden, so wie Halius und Laodamas bey dem Alcinous gethan. Daher glaube ich, daß es vielmehr dasjenige Spiel gewesen, so Phaininda, Pheninda oder Phennida genennet worden; und welches Pollux von dem Episcyrus, wovon ich sogleich handeln werde, unterscheidet. Nach der Meinung eben dieses Verfassers wurde es entweder von dem Phenindus, seinem Erfinder, oder von dem griechischen Worte *φεναιζειν* also genennet, weil man in diesem Spiele die Anwesenden dadurch irre zu machen suchte, daß man sich stellte, als ob man den Bal nach der einen Seite zu werfen wolte, da es doch nachher auf der andern geschahe.

Der Dichter Antiphanes <sup>(10)</sup> scheint solches auch in einigen, durch den Archanäus angezogenen, Versen anzudeuten, deren Inhalt folgender ist: „Indem der eine den Bal nahm, so warf er solchen lustig einem andern zu, und wick zugleich dessen Streich aus, sties ihn von seinem Plage, und rief zugleich den andern aus allen Kräften zu, sich wieder aufzurichten.“

In Unterbretagne wird noch heut zu Tage ein Spiel gespielt, so diesem sehr gleich komt, und in diesem Lande unter dem Namen la Soule sehr bekant ist.

Die andre Art der Sphäristik der Wilden ist das Kolbenspiel. Die Regeln davon sind durchgängig eben dieselben, als bey dem Episcyrus, wovon Pollux <sup>(11)</sup> folgende Beschreibung machet: „Die Spieler theilen sich nach ihrer Anzal in zwe Vanden, mit solcher Gleichheit als ihnen möglich ist. Hernachmals ziehen sie auf der Mitte des Erdbodens eine Linie, die *σύνος* genennet und worauf der Bal gelegt wird. Auf eben die Art ziehen sie hinter jedweder Bande zwe andre entfernte Linien, die ihnen zum Ziele dienen. Diejenigen nun, welche das Loos getroffen, treiben den Bal zuerst auf die gegenseitige Bande, welche ihrer Seits alle Kräfte anwendet, solche wieder dahin zurück zu schicken, wo sie her gekommen. Dieses Spiel währet solchergestalt so lange, bis der eine oder der andre Theil seinen Gegner zu dem Ziel oder zu der Linie föret, die er vertheidigen sollte.“

Der einzige Unterschied, der zwischen dem Kolbenspiel und dem Episcyrus oder Harpastum seyn möchte, ist dieser, daß man sich bey dem ersten zu Fortreibung des Bals gekrümmter Stäbe bedienet, an deren Ende verschiedene Wilden eine Art von Strangeten haben; da es im Gegentheil nicht scheint, daß man sich bey letztern so wenig des einen als des andern bedienet gehabt. Denn ausser den Armschienen, die man bey dem Ballonspiele gebrauchet, finden wir keine Spur eines einzigen Instruments, so die Alten bey ihrer Sphäristik nötig gehabt hätten. Dem ungeachtet scheint es, daß man nicht nur in dem Altertume ein Kolbenspiel annehmen könne; indem es fast unmöglich ist, daß die Alten dergleichen nicht gehabt haben solten, da es heut zu Tage in ganz Europa dergestalt ausgebreitet worden, daß es auch in den äussersten Enden, von Lapland sowol als in ganz America von Mitternacht bis nach Chili, anzutreffen ist: sondern man kan es auch sowol aus der Beschreibung, die Pollux davon giebt, (indem diese mit sich föret, daß man darin den

(10) ANTIPH. apud ATHEN. lib. I.

(11) POLLUX lib. 20 c. 7. Segm. 104.



den Bal auf den Scyros oder auf die mittelfte Linie lege); als auch aus dem Beiworte bestäubt, welches Martialis \*) dem Harpastus, so oft er seiner gedenket, beileget; nicht weniger aus dem Worte Arenaria, das sich in dem Isidorus von Sevillien \*\*) finder, schließen, welches so viel anzeigt, daß diese Kugel beständig im Staube fortgerollt. Die Mungrellier halten dieses Spiel zu Pferde, und die Beschreibung, die der italiänische Verfasser der Erzählung von Colchis <sup>(12)</sup> davon macht, ist sehr artig und lesenswürdig.

Die dritte Art von der Sphäristik der Wilden ist eine Uebung mit einem kleinen Balle, so aber blos von jungen Mägdchen getrieben wird. Die Regeln sind, so viel mir wissend, von den Regeln der Trigonale der Römer nicht unterschieden. Es kan solches von zwey, drey oder vier Personen gespielt werden. Der Bal mus beständig in der Luft schweben, oder aus einer Hand in die andre gehen; und diejenige, die ihn fallen läßt, hat das Spiel verloren.

Bei den Abenacis findet sich noch eine vierte Art. Ihr Bal bestehet blos aus einer ausgedehnten Blase, die ebenfalls beständig in der Luft erhalten werden mus, und in der That durch die Vielheit der Hände lange genug darin erhalten wird, als durch welche sie ohne Unterlas wieder in die Höhe geschickt wird; welches ein ziemlich artiges Schauspiel abgiebt.

Die Floridaner haben noch die fünfte Art. Sie richten eine viele Ellen hohe Stange auf, worauf sie einen von Weiden ordentlich geflochtenen Vogelbauer hängen, der sich beständig an seinem Zapfen, woran er fest gemacht ist, herum drehet. Die Geschicklichkeit hiebey bestehet darin, diese Art vom Vogelbauer mit dem Balle zu treffen, und durch diesen Wurf zu verursachen, daß er sich vielmale hinter einander herum drehen mus.

Ihre Bälle haben keine elastische Kraft, und können nicht aufgeprället werden. Diejenigen, so sie beim Kolbenspiel gebrauchen, sind von Leder gemacht, und mit Hirsch- oder Elendshaaren ausgestopft, eben so wie bey den Alten geschah. Daher auch der Name Pila oder Pilis, nach des Isidorus \*\*\*) Anmerkung, entstanden. Er ist auch etwas platter, damit er nicht zu geschwinde fortfullern kan. Die andern können ebenfalls von solchem Zeuge seyn, insgemein aber stopfen sie solche mit Hülsen von Feldfrüchten, ohne etwas dazu zu gebrauchen: daher sie auch ungemein leichte sind, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Trigonal noch weit kleiner ist.

Von den andern Uebungen der Gymnastik haben sie ausser diesen keine andere, als das Bogenschießen, Werrennen, und eine Art von Gefechte, wovon ich in der Folge handeln werde. So viel ich weis, kennen sie selbige nicht einmal; und scheinen auch weder von der bey den Alten durch den Tod des Hyacinthus, welchen Apollo durch ein Versehen veranlaßet, so berühmten Werfkunst, Ictus, noch Pancratium und andern dergleichen Uebungen etwas zu wissen, welche den Griechen und Römern so lange Zeit zur Ergötzlichkeit gedienet.

Zwölftes

(12) Historia della Colchide cap. 18.

\*) MARTIALIS lib. 4. Epigr. 19.

Sine Harpasta vagus puluerulenta rapis.

Id. lib. 14. Ep. 48.

Hæc rapit Antæi velox in pulvere draucus

Grandia qui vano colla labore facit.

\*\*) ISIDOR. HISP. lib. 18 cap. 65. Pila proprie dicitur, quod sit pilis plena.

Nec tu parce pilos viuacis condere certi

Vnica donec erit geminam superaddita librari.

\*\*) ISIDOR. HISP. lib. 18 cap. 65. Arenaria, qua in grege dum ex circulo astantium spectantiumque emissâ, ultra iustum spatium pilam excipere, ludumque inire consueverunt.

Id. ibid. Trigonalia est, qua inter tres luditur.

# Zwölftes Hauptstück, von Krankheiten und Arzneimitteln.

## Inhalt.

Eingang §. 1. Krankheiten 2. Zwiefache Arzneikunst 3. Natürliche Arzneimittel 4. Schweiz-  
haus 5. Arzneikunst durch Warfagercy getrieben 6.

### §. 1.

**D**ie gewaltsamen Leibesübungen der Wilden, ihre Reisen und die Einsamkeit ihrer Nahrungs-  
mittel befreien sie von vielen Krankheiten, welche sonst notwendige Folge-  
rungen einer weichen, müßigen und wenig beweglichen Lebensart sind, von  
der Schmachhaftigkeit der Malzeiten, von der Uebermaasse und Mannigfaltigkeit  
des Weins, von dem erhobnen Geschmack des Salzes und Gewürzes, von denen damit  
angemachten Speisen, und endlich von einem nachgrübelnden Wohlgeschmack, den die Prae-  
sereyen erfunden, entstehen: welches insgesamt mehr dazu dienet, den Geschmack zu vergnü-  
gen und den Appetit zu reizen, als die Gesundheit zu erhalten, und eine gute Leibesbe-  
schaffenheit zu verursachen.

Da aber die Wilden schlechte Nahrung zu sich nehmen, und durch die Beschwer-  
lichkeiten ihrer Reisen, ingleichen durch die wenige Vorsichtigkeit, die sie wider die Wit-  
terung, welche durch eine außerordentliche Hitze und Kälte sehr strenge wird, gebrauchen,  
sehr abgehärtet werden; so sind sie beinahe insgesamt von einer starken Leibesbeschaffenheit,  
haben gesund Fleisch, und süßes, wenig salziges, sondern weit balsamischer Blut als die  
Europäer. Man trifft daher unter ihnen wenig Ungestalte und Gebrechliche an; und sie  
sind weder mit der Gicht, Steinschmerzen und dergleichen Zufällen beschweret, noch  
Schlagflüssen und plötzlichen Todesfällen unterworfen. Vielleicht würden ihnen auch die  
Kinderblattern, Scharbock, Priesel, Masern und die mehresten ansteckenden Krankheiten,  
ohne der Europäer Umgang, ebenfalls unbekant geblieben seyn.

### §. 2.

Da sie aber indessen ebenfalls Menschen, und folglich auch Schwachheiten und Krank-  
heiten unterworfen sind; so finden sich einige unter ihnen, welche ihnen besonders eigen  
sind. Dergleichen sind die Kröpfe und Drüsen, so durch die Rohigkeit und Härte des  
andern sowol als des Schneewassers, entstehen, welches sie auf der Jagd schmelzen  
lassen müssen, theils davon zu trinken, theils ihre Sagamite damit zu kochen. Viel-  
leicht geschiehet es aus eben der Ursache, und weil sie beständig mit entblößter Brust und  
Magen gehen, daß sie sich eine Art von Schwindsucht zuziehen, wodurch sie allmählig aus-  
gezeret und der größste Theil von ihnen ins Grab gebracht wird: wider welche Zufälle sie  
auch noch kein Mittel haben ausfindig machen können.

Wenn sie diese Art der Krankheiten, womit sie gemeinlich in ihren besten Jahren  
befallen werden, und die Zufälle, denen man nicht allemal ausweichen kan, vermeiden  
können; so gelangen sie zu einem sehr hohen Alter, worin man sie entweder todtschlagen  
oder gewärtigen mus, sie aus blosser Hinfälligkeit und Mangel der Kräfte sterben zu sehen,  
gleich einem zu Ende gebranten Lichte, das aus Mangel des Talges erlöschen mus. Ich  
habe



habe auf meinen Missionen eine Frauensperson angetroffen, die Kindesfinder bis ins fünfte Glied vor sich sehen konnte. Dem ungeachtet war sie doch nur in Ansehung zwe oder drey andrer, insbesondre aber der einen davon, als ein Kind zu rechnen, weil derselben Alter so hoch gestiegen war, daß man gar keine Gedenzzeit davon angeben konnte, ausser daß die ältesten Einwohner sich nicht erinnern konnten, sie anders als alt gesehen und gekant zu haben. Sie war von sehr guter und grader Leibesgestalt: einige Monate aber vor ihrem Ende schien ihr Leib gleichsam wieder in sich selbst zu gehen: denn er schrumpelte und bog sich dergestalt ein, daß ich recht erschrock, als ich bey ihrer Beerdigung kaum einen drittehalb Fuß langen Sarg erblickte.

## §. 3.

Zweifache  
Arzneikunst.

Die Arzneikunst der ersten Zeiten war einfältig, schlecht und jederman begreiflich. Daher sie jedweder treiben konnte, ohne vorher den Doctorhut, den Ruf eines geschickten Arztes, und das Recht, über das Leben der Menschen zu gebieten, erworben zu haben. Könige und Helden gaben sich eben sowol, als die gemeinsten Menschen, damit ab. Einige Pflanzen, deren Kraft und Tugend man mehr durch einen langwierigen Gebrauch, als aus übertriebenen Beurtheilungen, kennen lernen, waren die natürlichen Stärkungen, wonach sich die Menschen wieder besser befanden. Man würde eben dergleichen noch antreffen wenn man nicht das Geheimnis dadurch, daß man alzu sehr nachforschen wollen, verloren; und die Arzneikunst nicht durch eine unendliche Menge Wörter verworren gemacht, die sie nur alzu sehr verdunkeln, und eine Wissenschaft gleichsam zu einem unauflöselichen Räthsel machen, die doch von rechtswegen von jedweden Menschen um deshalb begriffen werden sollte, weil jederman daran Antheil haben mus, und einem jeden besonders daran gelegen ist, daß dasjenige, was zu Unterhaltung der Harmonie des Leibes und der Gesundheit erforderlich, nicht blos in den Händen einiger weniger Personen verwarlich aufbehalten werde, deren Profession sie berechtigt, durch beirübte Proben und durch Unsträfllichkeit des Menschenmordes, sich einen Ruhm zu erwerben. Jedoch rechtschafne und gewissenhafte Aerzte unsrer Zeit, haben sich dieses nicht anzuziehen, indem man ihnen in der That ihren Ruhm nicht schmälern kan; inmassen man die Kunst seit einiger Zeit zu weit mehrerer Vollkommenheit gebracht: daher sie vor ihren Vorgängern einen ungleich stärkern Vorzug verdienen.

Ausser dieser leichten und gemeinen Arzneiwissenschaft gab es noch eine andre, die gänzlich vor die Religion gehörte. Diese hatte man dem Apollo zu danken, der auch aus dieser Ursache, eben sowol ein Gott der Arzneikunst, als des Krieges, des Tanzes und der Music genennet wurde. „Dieser war es nach dem Zeugnis des Diöдорus Siculus<sup>(1)</sup>, der ein Erfinder dieser Arzneiwissenschaft gewesen, welche ehemals durch die „Kunst der Divination oder Weissagung ausgeübet wurde, und durch deren Kraft die „Krankheiten geheilet werden konnten.“ Zu den Zeiten dieses Schriftstellers hatte man ohne Zweifel das Vertrauen zu dieser warsagenden Kunst entweder völlig verloren, wie solches aus dem Worte ehemals deutlich abzunehmen; oder sie war wenigstens nicht ferner im Gebrauch, oder die Kranken hatten keine Hülfe weiter davon zu gewarten. Sie ist aber in diesem Verstande nicht dergestalt völlig abgeschafft, daß man nicht noch gegenwärtig mit Wahrheit sagen sollte, daß die Aerzte die mehresten unsrer Krankheiten nicht sowol erkennen, als vielmehr erraten: derer nicht zu gedenken, die sie weder verstehen noch

(1) DIODOR. SICVL. lib. 5.

zu erraten vermögend sind. Doch dieses ist nicht ihre Schuld, sondern die Beschaffenheit der Sache bringt es so mit sich.

Aus dem Ueberbleibsel einer verworrenen Kenntnis dieser warsagenden Wissenschaft hat Hippocrates <sup>(2)</sup> von der Arzneikunst überhaupt zu sagen, sich berechtigt zu seyn erachtet: Daß sie ein Geschenk der Götter wäre, und der Weissagung sehr nahe komme. Hippocrates scheint also diese Arzneiwissenschaft, worin sich ein wenig Teufelch oder Hexerey mischte, mit der natürlichen und leichtern zu vermengen. Man mus sie aber keinesweges verwechseln: denn sie sind sehr wohl von einander zu unterscheiden, und unsre Wilden, als treue Beobachter der Gebräuche erster Zeiten, wissen einen vollkommenen Unterschied darin zu machen; denn sie üben sie beinahe noch eben in der Maasse aus, als sie selbige, ihrer ersten Einföhrung nach, überkommen haben.

In allen Krankheiten, deren natürliche Ursachen sie zu wissen vermeinen, und bey welchen sie kein Geheimnis argwonen, thun sie, (einige gemeine abergläubische Dinge ausgenommen, die sie bey Brechung der Pflanzen und Zubereitung derselben beobachten,) nichts mehr zu ihrer Genesung, als daß sie sich solcher ohne Bedenken bedienen, deren Kraft ihnen bekant ist, und daß sie gewisse unter ihnen gewöhnliche Mittel gebrauchen. Wenn sie einen Arzt verlangen, so haben sie zwar nicht nöthig, einen Fus aus der Cabane darnach zu setzen; denn Männer und Weiber, alle verstehen diese Kunst: dem ungeachtet aber hindert solches nicht, daß man sich nicht zu denjenigen wenden sollte, die im stärksten Rufe sind, insbesondrer wenn sie in der Cur einer dergleichen ähnlichen Krankheit, woran man geheilet seyn wil, glücklich gewesen.

Sobald er aber argwonet, daß die Krankheit von der Unruhe der Seele entstanden, indem selbige nach einer Sache lechzet, die sie wünschet und nicht erlangen kan, es sey nun, daß sie ihr Verlangen entweder im Traum oder sonst offenbare; serner, wenn der Kranke oder seine Angehörige sich in den Kopf gesetzt, daß die Krankheit von einer Zauberey herrühre: alsdenn nehmen sie zu übernatürlichen Mitteln ihre Zuflucht, und machen den Warsagern etwas zu schaffen; welche auch nicht ermangeln, ihre Kunst bey dergleichen Gelegenheiten geltbar zu machen und allerhand Narretzeien gebrauchen, damit sie die Zauberey, womit der Patient behaftet worden, entweder entdecken oder wol gänzlich heben können.

§. 4.

Es würde eine nicht wenig angenehme und nützliche Beschäftigung seyn, die natürlichen Hülfsmittel der Wilden ausführlich zu untersuchen. Denn sowol das eine als <sup>Natürliche</sup> das andre America ist in seinem weitläufigen Umfange mit vortreflichen Pflanzen versehen, worunter gar viele, absonderlich zu gewissen Krankheiten dienlich sind, womit sie erstaunende Curen thun. Weil aber ein Missionarius überhaupt nicht die Zeit übrig hat, sich auf dergleichen Untersuchungen zu legen; ja selbst solches zu thun bedenklich hält, indem er dadurch auf gewisse Maasse den Aberglauben und die thörichte Einbildung der Wilden, von ihren schlechtesten Hülfsmitteln zu genemigen scheinen möchte: so sind sie auch um deshalb sehr eifersüchtig, und ein jeder macht aus dem, so er entdeckt hat, oder dessen Kenntnis in einer Familie erblich ist, ein sonderliches Geheimnis. Wenn ich indessen bey meinen Missionsverrichtungen länger geblieben wäre, so würde ich doch nicht alle Hoff-

Stk 3

nung

(2) HIPPOCRATES in Epistolis, Epist. ad Philop. quae habetur in 4 Classe p. 67. apud Mercurial.



nung aufgegeben haben, einige nützliche Entdeckungen zu machen, worauf meine Amtsverrichtungen während meines Aufenthalts viel Zeit zu verwenden nicht gestatten wollen.

Die Heilung der Wunden ist ein Meisterstück ihrer Operationen, und sie leisten hierin so etwas außerordentliches, daß es fast unglaublich scheinen möchte. Ich könnte zwar verschiedene Beispiele davon anführen; ich wil mich aber mit zweien begnügen, wovon ich ein Zeuge gewesen. Das erste ist von einem abenauischen Wilden, welcher, da er in der Trunkenheit dergestalt verwundet gewesen, daß ihm die Gedärme zerschnitten und durchstochen worden, durch diejenigen von seiner Nation, die ihn zu Montreal in der Cur hagen, wider die Hofnung aller Aerzte und Wundärzte geheilet wurde. Das zweite ist von einem unserer Kriegesmäñner, der wider die Nation der Utagamis oder Fächse mit zu Felde gezogen war. Diesem wurde bey dem Angriffe des Dorfs Kitapus durch einen Schus die Schulter zerschmettert. Da nun derjenige, so ihn verbunden, wenig Zeit hernach, da er sich bey Auffuchung einiger Kräuter unbedachtsamer Weise alzuweit gewaget, getödtet wurde; so war weiter niemand, der sich um ihn bekümmern konnte: und er mußte sowol Hunger und Durst, als alle übrige Unbequemlichkeiten, die eine Reise von sechshundert Meilen mit sich fñhret, erdulden. Er stellte sich also bey seiner Zurückkunft mit einer Wunde ein, die schon seit sechs Monaten für veraltet angesehen werden konnte. Man unternahm indessen seine Cur: und ob er gleich so schwach war, daß ich ihm die Sacramente reichen mußte, auch von seiner Besserung fast gar nichts zu hoffen stand; so gelangete er doch aus einem solchen Zustande, worin ein Europäer gewis tausendmal sein Leben verloren haben würde, wieder zu seiner vorigen Gesundheit.

Sie wissen ein Theriakwasser zuzubereiten, das dergleichen bewundernswürdige Wirkung thut. Dessen Zubereitung geschieht auf mancherley Weise. Die eine Art bestehet aus einigen Wundenheilenden Kräutern, worunter sie auch gewisse Ordnungen, nach den verschiedenen Graden ihrer Kraft und Wirkung machen. Die andere Art bestehet aus Wundenheilenden Bäumen, von deren Stamm und Wurzel sie einige Splitter abhauen, und vorgedachtes Wasser daraus bereiten. Die dritte Art wird endlich aus den Leibern verschiedener Thiere und insbesondre von den Herzen gemacht, so sie trocknen lassen, und daraus ein Pulver oder eine Art von Mastix verfertigen.

Dieses Theriakwasser von der einen Art, ist der Farbe nach von dem gemeinen Wasser wenig unterschieden, ausser daß es etwas gelblich ausseheth, weil nicht viel Materialien dazu gebrauchet werden. Seine Wirkung bestehet darin, die scharfe Feuchtigkeith, die sich insgemein in den Wunden zu setzen pfleget, insbesondre aber die Splitter von zerschmeterten Knochen oder die Eifen von den Pfeilen, aus dem schadhafsten Theile heraus zu treiben.

Der Kranke machet mit der Cur solchergestalt den Anfang, daß er dieses Wasser trinket, welches ihm die ganze Zeit, so lange er in Gefar ist, an stat aller Nahrungsmittel dienet. Wenn der Arzt seine Wunde besichtiget, so trinkt er selbst davon, damit dessen Kraft seinem Speichel mitgetheilet werden möge, ehe er die Wunde aussauget, oder sie mit dem Munde besprühet.

Wenn die Wunde dergestalt wohl gereiniget ist, so bedeckt sie der Arzt so, daß nichts das verwundere Fleisch berühren kan. Zum Ueberflus schlägt er noch medicinische Kräuter rund herum, woraus das Decoctum gemacht wird. Sie glauben, daß ein jedweder fremder Körper, der die Wunde berührt, solche entzündet, und die Feuchtigkeith in Eiter

**Eiter verwandele**, welcher, da er sich um die Verbindung sehet, das Fleisch anfrisst und vergiftet, wodurch die Heilung der Wunde aufgehalten wird.

Die Bandage wird ordentlicher Weise von Zeit zu Zeit abgenommen, und eben diese Operation aufs neue vorgenommen, welche auch so wirksam ist, daß man fast in keiner Wunde roth und faul Fleisch antrifft, das ausgebeizet werden mus; sondern die Seiten der Wunde sind beständig röthlich und das Fleisch frisch: und wenn der Kranke nur eine gute Diät und Ordnung dabey hält, so ist seine Genesung bald wieder hergestellt.

Einige glauben, daß weil die Wilden kein Salz essen, sie ein weit süßer und besser Fleisch als wir haben. Ich mus auch bekennen, daß dieses zu ihrer Genesung etwas beitragen kan; jedoch halte ich hauptsächlich dafür, daß diese die Wirkung ihrer heilsamen Wundpflaster, insbesondere aber der Art, solche zu gebrauchen, und derjenigen Sorgfalt ist, die sie anwenden, daß keine Luft zu der Wunde gelangen können.

Nicht weniger sind sie auch bey Arm- Bein- und andern Brüchen, Lähmungen, Verrenkungen und Verdrehungen der Gliedmassen überaus glücklich in Curen. Man hat Exempel, daß Brüche und Verrenkungen dergestalt wieder geheilet und eingefugct worden, daß der Kranke in Zeit von acht Tagen den völligen Gebrauch seines beschädigten Gliedes wieder haben können.

Ueberhaupt sind ihre äusserlichen Mittel sehr gut. Dergleichen Beschaffenheit aber hat es nicht mit ihren Brech- und Purgierarzneien. Denn sie sind genöthigt, die Dosis zu verdoppeln, wenn sie einige Wirkung thun sollen. Diese Mittel sind gleich wie die von Kräutern abgekochte Wasser, so zu Clystiren gebraucht werden, von heftlichem Geschmack, und überschwemmen den Magen. Uebrigens glauben sie, den Leib nicht gnugsam reinigen zu können, wenn sie nicht solche starke Arzneimittel gebrauchen, die sie mit der größesten Heftigkeit angreifen, und wovon ein Pferd verrecken möchte.

Vor solche Krankheiten, die wir ehemals vor unheilbar gehalten, haben sie unendliche Mittel. Ein Wilder heilte einen unsrer Missionarien in Zeit von acht Tagen an einer Lähmung aller Glieder, die ihn, solche zu gebrauchen, gänzlich hinderte; und ihn nöthigte, sich nach Quebek tragen zu lassen. Dieses Geheimnis hat man zwar erfahren, aber leider nachher abhanden kommen lassen. Alles, was mir noch davon erinnerlich ist, bestehet darin, daß man in den tiefften Morasten eine Wurzel aussuchte, und solche hernachmals mit Schierling vermischte. Gleichfalls habe ich auch auf meiner Mission eine Wildin gesehen, von welcher mir versichert werden wollen, daß sie an einer völligen Wassersucht geheilet worden. Sie bewaren sich vor venerischen Krankheiten, und heilen sich an denselben durch geriebenen Gayac und Sassafras, welche die Europäer aus America nach Europa überbracht haben. Das sonderbareste dabey ist dieses, daß sie in Gewohnheit haben, denen, die mit dieser schändlichen Krankheit befallen seyn, eine besondere Hütte in dem Walde aufzurichten, und sie solchergestalt von den andern Einwohnern abzusondern; so wie es die Juden in Ansehung der Ausfägigen zu machen pflegten. Bey der Pleuresie und andern stechenden Krankheiten, suchen sie die Stiche durch die Repercussion zu heben, daher brauchen sie die Mittel, an der entgegen stehenden Seite. Bey Fiebern dämpfen sie die Hitze, und kommen derselben Wirkung durch kühlende, aus Kräutern bestehende, und zum waschen zubereitete Wasser zuvor, welche der Hitze widerstehen.

Die Ordnung in essen und trinken ist eben sowol bey ihnen, als aller Orten, ein starkes Hülfsmittel: dem ungeachtet aber ist sie nicht allemal übertrieben noch allgemein, und bestehet oftmalen in nichts anders, als in der Enthaltbarkeit von verschiedenen Speisen, welche



welche sie der Heilung der Krankheit, womit sie befallen worden, hinderlich zu seyn glauben.

Vor Ankunft der Europäer wußten sie nichts von Aderlassen, und können es auch noch nicht recht gebrauchen; sie ersetzen es aber durch das Schröpfen, so sie mit einem scharfen Steine ohne Unterschied an allen schadhafsten Theilen des Leibes verrichten. Hernachmals setzen sie ausgehöhlte Kürbisse, die man mit mehrern Rechte als die gläsernen Körper Cucurbitas nennen kan, und füllen sie mit leichtbrennender Materie an, die sie anzünden. Dieses war ehemals und ist noch jezo, sowol bey den Egyptern als Morgenländern, ein allgemeines Hülfsmittel.

Sie gebrauchen auch nicht selten das Beizen, Brennen und die Feuerköpfe, welche bey allen Morgenländern so sehr gebräuchlich sind. Anstat des Höllensteins (Lapis infernalis) gebrauchen sie ein faules Holz, dessen Hitze nicht so lebhaft als vom frischen Holze ist.

Von Clystiren wissen sie nichts. Und mir ist nur ein einzig Beispiel bekannt, so der Pater Garnier seiner Erzählung nach, von einem Wilden in dem Oberlande nach der Gegend der Utanacs zu, erlernet, welcher dergleichen zubereiten wußte. Er that es in eine Blase, woran er eine Sprüze fest machte, und sprüzte dieses Mittel gehörigen Ortes durch das Zusammendrücken der Blase hinein.

## §. 5.

## Schweishaus

Die Schweiscur ist das allgemeinste und gebräuchlichste Mittel unter ihnen. Dieses dienet sowol für Kranke als für Gesunde, die sich dadurch ihrer überflüssigen Feuchtigkeit entledigen, welche entweder ihre Gesundheit bereits beschädiget, oder mit der Zeit noch allerhand Ungemächlichkeit verursachen möchten.

Das Schweishaus ist eine kleine runde und sechs bis sieben Fus hohe Cabane, darin sieben bis acht Personen Platz haben. Diese Cabane ist mit Matten und Pelzwerk bedeckt, damit die äußere Luft zurück gehalten werden möge. In der Mitte derselben wird eine gewisse Anzahl Kieselsteine auf die Erde gelegt, die so lange in dem Feuer gelassen werden, bis sie durchaus glüend geworden, und oben drüber wird ein Kessel mit frischem Wasser aufgehangen. Diejenigen nun, die schwitzen wollen, gehen ganz nackend, so weit es nemlich die Ehrbarkeit gestattet, in diese Cabane: und wenn sie ihren Platz eingenommen, (man setzt aber zum voraus, daß sie keine geheime Angelegenheiten, nach der Gewonheit, wovon ich gleich handeln werde, vornemen wollen) so fangen sie an, sich heftig zu bewegen, und ein jeder singt seinen besondern Gesang. Da nun diese oftmalen, so wol in Ansehung der Melodey als auch der Worte, von einander ganz unterschieden sind, so entsteht daraus die erbärmlichste Music, die man auf der Welt hören kan.

Wenn die Kieselsteine ihre Hitze zu verlieren anfangen, so besprengen sie solche mit dem oben drüber hängenden kalten Wasser. Dieses Wasser hat auch kaum den Stein berührt, so entsteht ein Dampf, der die ganze Cabane anfüllet, und die Hitze nicht wenig vermehret. Sie sprühen sich gleichfals dieses frische Wasser einander ins Gesicht, damit sie der, aus der Hitze erwan zu befürchtenden, Dymmacht zuvor kommen mögen. Sie sind augenblicklich am ganzen Leibe voller Schweistropfen. Wenn die Schweislöcher völlig geöffnet und der Schweiß am heftigsten ist, so gehen sie alle im tanzen und springen heraus, und stürzen sich in den Fluß, worin sie herum schwimmen und sich mit vieler Heftigkeit herum balgen. Einige, insbesondre die Kranken, begnügen sich damit, daß sie sich mit frischem Wasser besprengen lassen. Allem Vermuten nach sollte die jählige Abwechselung der Hitze und Kälte des Wassers ihnen auf der Stelle den Tod verursachen; und vielleicht

würde

würde solches auch einem andern ehrlichen Manne begegnen; sie wissen aber aus der Erfahrung, daß es ihnen sehr wohl bekomme, welches denn in der That besser als alle überflüssige Beurtheilung ist.

Aus dem, was Herodorus<sup>(3)</sup> von der Reinigung der Scythen erzälet, läßt sich mutmaßen, daß sie sich eben dieser Art zu schwitzen bedienen haben. „Wenn die Scythen,“ sagt er, ihre Todten begraben, so reinigen sie dieselben auf die Art, wie jeso angeführer werden sol. Wenn sie den Kopf ausgenommen und abgewaschen haben, so verfahren sie mit dem Leib folgendergestalt: Sie lehnen drey Stücken Holz aufgerichtet gegen einander; um dieselben spannen sie wollene Filze, so dichte zusammen, als möglich ist, und werfen glühende Steine in einen Feldkessel, der mitten auf dem Holze und denen damit bedeckten Filzdecken stehet. Es wächst bey ihnen eine Art Hanf, der dem Glasse sehr gleich kömt. Von diesem Hanfe nehmen sie den Saamen, und legen ihn unter die Maschine und Decken; und alsobald entsteht daraus ein solcher starker Dampf, daß der gleichen in ganz Griechenland kein Räuchfas verursachen kan. Die über diesen Geruch erfreuete Scythen schreien alsbald, gleichsam voller Verwunderung, und dieses dienet ihnen an stat des Bades. Denn sie waschen niemalen den Leib, und blos die Weiber pflegen sich zu reiben u. s. w.,

Die Lacedämonier und Lusitaner pflegten auf eben diese Art zu schwitzen, wie uns solches Strabo<sup>(4)</sup> lehret: „Die lusitanischen Völker, sagt er, die an den Ufern des Flusses Duero wohnen, haben, wie man versichern wil, eben dieselben Gebräuche, und Gewonheiten, die in Lacedämon beobachtet werden. Sie reiben sich des Tages zweimal mit Del; sie schwitzen bey glühenden Steinen; sie baden sich im kalten Wasser; und haben nur Eine Art von Nahrungsmittel, weil sie ungemein mäßig leben.,

Vor Alters war der Gebrauch der warmen Bäder sehr häufig anzutreffen. Die Griechen und Römer hatten die Schweiscur und der Ausdünstung zu einer besondern Volkommenheit gebracht.

Die Schweiscur ist nicht allein ein Mittel bey den Wilden des mitternächtigen America, sondern sie ist auch ein Gebrauch der Höflichkeit, ja vielleicht auch der Religion bey Aufnahme eines Fremden. Denn sobald der Fremde angelanget, und ein wenig von dem, so man sogleich bey der Hand gehabt, gegessen hat, da unterdessen ein andrer Kessel zu seiner Bewirtung zugerichtet, und ferner das Schweisshaus zubereitet wird, auch die Steine glühend gemacht werden; nötiget man ihn, sich auf eine reinliche Matte nieder zu setzen. Schuhe und Strümpfe werden ihm ausgezogen, und seine Arme und Beine mit Fette bestrichen. Hierauf läßt man ihn in das Schweisshaus gehen, und der Herr der Cabane, der ihn aufgenommen, begleitet ihn hinein. Dasselbst handeln sie, als in einem Heiligthume der Wahrheit, die geheimsten Angelegenheiten ab; der Fremde bringet alle Bewegungsgründe seiner Reise vor, und beantwortet insgemein alle an ihn gethane Fragen mit ziemlicher Aufrichtigkeit. Wenn man gewar wird, daß er die Wahrheit verbirgt, und seine Gedanken oder die eigentliche Beschaffenheit der Sache, worüber er befragt wird, verschweiget; so bringt die Gewonheit mit sich, daß er dem ungeachtet nicht weniger gut bewirtet und geliebkoset wird. Es hindert solches auch nicht, daß man ihn bey seiner Abreise nicht mit Geschenken überhäufen solte, eben so, als wenn man Ursache gehabt, vollkommen mit ihm zufrieden zu seyn.

Die

(3) HERODOT. lib. 4 n. 73. seq.

(4) STRABO lib. 3.



Die Wilden lassen ihre Kranken auch durch Dornen und andre Gesträuche, die sie in einem grossen Kessel kochen lassen, schwitzen; und wovon sie die Dünste auf einer Erhöhung, worauf sie sich ausstrecken, auf sich steigen lassen.

Man machet in America eben so, wie bey uns geschieht, von Arzneimitteln, die aus der Ferne kommen, viel Wesens, und ziehet sie denen, die man bey der Hand haben kan, weit vor. Denn diese scheinen durch ihre vielfältig dargebotene Hülfe zu gemein und zu geringschätzig geworden zu seyn. Eben also gehet es auch mit dem Arzte selbst. Der Fremde hat allemal vor den Einheimischen den Vorzug; man hält ihn weit geschickter, ohne zu wissen warum: das Verurtheil ist vor ihm, und dieses ist genug. Aus diesem Grunde ziehen ebenfalls die Wilden ein Mittel, weil es die Annehmlichkeit einer Neuigkeit hat, dem andern vor, welches als ein bereits abgenutztes Mittel angesehen wird: daher sie auch die Aerzte andrer Nationen vorzüglich vor den andern gebrauchten. Sie vertrauen sich den Europäern sehr gerne an; sie lassen auch, und zwar ohne Noth, blos zur Gesellschaft, mit zur Ader. Gleichergestalt bedienen sie sich aus blosser Gefälligkeit unsrer Brech- und Purgiermittel. Wenn sie aber den fürchterlichen Vorrat chirurgischer eiserner Instrumente sehen, womit in Europa gebrant, geschnitten und gesägt wird; so sinken sie beinahe in Ohnmacht, und können die Vorstellung von den grossen Desnungen, die die Schneidemeser unsrer Wundärzte machen, deren Gebrauch ihnen gar nicht gefallen wil, keinesweges ertragen.

## §. 6.

Eur der Kran-  
ken durch die  
Divination.

Da ihre Jongleurs oder Warsager blos alsdenn erst herbey gerufen werden, das der Seele eingefloßte Verlangen zu erkennen, von der Zauberey zu urtheilen, und selbige zu heben; so müssen sie als Aerzte einer über die gemeinen Geseze erhabnen Ordnung betrachtet werden. Sie gehen auch in ihren bey ausserordentlichen Krankheiten zu gebrauchenden Mitteln von der natürlichen Ordnung sehr ab, und verlangen mit den Geistern Gemeinschaft zu haben. Sie werden mit einer durch Entzückung erhigten Einbildungskraft eingenommen, oder sie geben wenigstens vor, daß solches geschehe: und dieser Ausschweifung folgen sie weit lieber, als daß sie sich andrer natürlicher und der Krankheit gemässer Mittel bedienen sollten.

Ich habe bereits in dem Artikel von der Religion der Länge nach von diesen Warsagern und Marktschreibern geredet, die als Erben des Ueberrestes einer nichtswürdigen Kunst, welche das Heidentum so lange Jahre unterstützet, und so viele Nationen durch verschiedene Jahrhunderte verführt, annoch fortzaren, die Menschen dadurch zu betrügen, daß sie entweder ihr gottiloses Zutrauen, in wirklichen Verrichtungen des Geistes der Finsternis fortsetzen, oder die leichtgläubigkeit der Thoren, bey Verrichtung ihrer Profession misbrauchen, mit denen sie durch allerhand gauckelhafte Verblendungen und Taschenspielerkünste ihren Scherz treiben. Da ich nun einem jeden die Freiheit lasse, über unsre Jongleurs ein selbst beliebiges Urtheil zu fällen; so wil ich nur blos die Art beschreiben, wie sie bey Heilung derjenigen Kranken, die so unglücklich sind, in ihre Hände zu geraten, verfahren.

Der Jongleur bereitet vor dem Anfange seiner Operation das Schweishaus, oder eine andre sechs bis sieben Fus hohe Cabane, auf vorherbeschriebene Art zu; welche Hütte mit dem übereinkommt, was man in den Heidentum-e Adyca oder Penetrabilia nennete, die dunkle und finstre Derter waren, worin die Wöthersprüche ertellet wurden. Jedoch ist zwischen dem Schweishause und der Cabane dieser Unterschied, daß letztere das Licht von obenwärts empfängt.

empfanget, gleichsam als ob man dem Geiste dadurch Mittel verschaffen wolte, herein zu kommen: da im Gegentheil ersteres völlig verschlossen ist. Der Jongleur verbirgt sich in dieses Heiligtum mit seinem Bündel, worin er auſſer ſeinem Toback und Pfeife, auch zugleich allemal dasjenige Stük hat, ſo ich ſeinen Diaron oder Mantu geheiffen, und als ſein Talisman, in welchem alle ſeine Weiſſagungskraft wohnet, angeſehen werden kan. Damit macht er ſich oftmalen einen ihn dazu zubereitenden Trank, auf daß er deſto geſchickter ſeyn möge, den Eindruck des Geiſtes zu empfinden. Eben auf die Art, wie die Pythia vorberblätter kauete, ehe ſie den Apollo befragte, und den geheiligten Dreifuß beſieg \*), oder ſich vielmehr in ſelbigen hinein begab und verborgen hielt. Denn, ohn-

|| 2

erachtet

\*) ATHENAEVS lib. 2. ſagt: Daß man zwei Arten des Dreifuſſes unterſcheide: die erſtere ſey ein Kelch; die andre aber ein Keſſel, oder beſſer zu ſagen eine Art von Möſer; der unten auf drey Fuſſen ruhe. Dieſe dienten dazu, Wein hinein zu füllen. Nicht weniger waren ſie auch Weiße der Ueberwinder bey denen dem Bacchus gewidmeten Spielen, und wurden ſowol dem Apollo als dem Bacchus zugeeignet. Erſterem, wegen der Gewiſheit einiger ſeiner Orakel; letzterem aber, aus der Urſach, weil der Wein die Wahrheit zu ſagen veranlaſſet; daher man auch inſgemein von denen, welche die Wahrheit reden, zu ſagen pflegt: daß ſie e Tripode ſprechen. Dieſes alles aber, war keinesweges der Pythia Dreifuß; und dieſes iſt dasjenige, was Semus von Delos, welchen Athenäus an dieſem Orte anführt, ausdrücklich meldet.

Eben dieſer Verfaſſer redet im 14 Buche von einer andern Art des Dreifuſſes, der ein muſicaliſch Inſtrument geweſen, und deſhalb ſo genennet werden, weil es nach dem Model des delphiſchen Dreifuſſes gemacht war. Dieſes rührete von der Erfindung des Pythagoras von Zacynthus her. Auſſerdem aber, daß er einen Schriftſteller anführt, welcher ſagt: daß dieſes Inſtrument eines von denen geweſen, wovon man nicht zuverläßig wiſſe, ob ſie jemalen wirklich angetroffen worden, oder die wenigſtens von ſo ſeltenem Gebrauch geweſen, daß ſie faſt gänzlich unbekant geblieben; ſo iſt die Beſchreibung, die Athenäus davon giebt; auch ſo beſchaffen, daß man daraus keine Gleichheit mit dem delphiſchen Dreifuße abnehmen kan.

Man trifft ſowol auf Münzen als auf alten Denkmäler Dreifuße an. Dieſe unterſtügen inſgemein eine Art von Labrum oder Schwenckkeſſel, der zum geweihten Waſſer, auch wol zum Empfang des Trankopfers beſtimmt war. Denn man ſiehet verſchiedentlich einen Opferprieſter oder Kaiſer dabey ſtehen, der ſeine Opferschale zu dem Keſſel neiget. Und dieſes war eben ſo wenig der Pythia Dreifuß; ohngeachtet er ebenſals zu Warſa-

gungen und Zeichenedeutungen gebraucht worden, ſo iſt doch ganz unwiderſprechlich, daß er nicht derjenige geweſen, deſſen ſich die Pythia bediente.

Nach des Jamblichus Zeugnis, war der Pythia Dreifuß ein kleiner Sitz mit drey Fuſſen. Einige glauben, daß es ein Tiſch mit drey Beinen geweſen, worauf ſie ſich niedergeſeßet. Andre hingegen unterſcheiden zweierley an demſelben. Das erſtere iſt der Dreifuß ſelbſt, oder dasjenige, ſo etwas anders, ſo ihr zur Bedeckung diente, unterſtüßte: Das zweite aber iſt dasjenige, ſo Cortina genennet wurde. Denn ſie ſagen, daß Cortina ein Tiſch ſey, worauf die Pythia aſtiegen oder geſeßen, welches aber mit der Beſchaffenheit einer Perſon, die in einen begeiſterten Zuſtand verſeßt worden, nicht ſüglich überein komt. Dieſer Tiſch, ſagen ſie ferner, ſey rund geweſen. Um nun dieſe runde Form zu erweiſen, ſo beziehen ſie ſich auf den Ennius, der das Gewölbe des Himmels Cortinam coeli nennet; ingleichen auf den Servius, der Cortinam Theatri das oberſte eines in der Runde anwärts conver, innerhalb aber concav gebaueten Schauplatzes nennet. Wenn alſo dieſem ſo wäre, ſo kan man daraus ſelbſt nichts anders abnehmen, als daß dasjenige, ſo Cortina genennet worden, keinesweges ein Tiſch, worauf man ſich niederſeßen können, ſondern vielmehr ein Deckel oder ſenſt etwas gewölbtes geweſen. Alles dieſes trifft nun mit dem, ſo ich von der Cabane unſrer Jongleurs geſaget habe, überein. Es würde alſo der Dreifuß nichts anders als die drey aufgeführten Balken ſeyn, welche die Stütze des Gebäudes ausmachtet, und blos dazu beſtimmt iſt, die Felle zu halten, womit ſie bedeckt werden ſel, ipſum ſuſtentaculum cui imponebatur Cortina, wie Fabrizio ſagt: Und man wird das Wort Cortina durch das Wort Operculum erläutern können, welches Plinius zu deſſen Erklärung gebrandet hat, inſgleichen durch das Wort Aulaea, durch Tapeten, jedoch aber lederne Tapeten, nach der Erklärung, die Iſidorus davon machet, wann er ſaget: Cortinae ſunt Aulaea, id eſt vela de pellibus, dictae a coriis.



erachtet man insgemein den delphischen Dreifus als einen Tisch oder Stuhl, mit drey oder wol gar vier Beinen anseheth, wie Jamblichus saget: so glaube ich doch, aus denen Mutmassungen, die ich davon haben kan, daß der geheiligte Dreifus eine geweihte Hütte, und beinahe eben so beschaffen gewesen, als Herodotus das Schweisshaus der Scythien beschreibet, welches aus drey Stücken bestanden, die oberwärts zusammen gefügt gewesen, unterwärts aber von einander gestanden; und die man hernach mit Häuten, Decken oder Tapeten bedecket, weshalb sie auch von den Lateinern den Namen Cortina, so einen in Falten gelegten Umhang bedeutet, bekommen haben.

Wenn sich der Jongleur solchergestalt angeschicket, so läset er die in der Hand haltende Schildkröte sich bewegen, und fängt an, den Geist durch einen Gesang zu beschwören, der ihm seine Gegenwart eben auf die Art, wie ehemals geschehe, durch einen ungestümen Wind, Murmeln der Erde und heftige Bewegung der Zauberhütte, worin er eingesperrt ist, zu erkennen giebt. Als der Pater le Jeune (\*) der wilden Nittmaks auf der Jagd gefolget, war er bey einer solchen Handlung gegenwärtig. Er sagt, er habe anfänglich geglaubt, daß der Jongleur die Cabane erschüttert habe: dem ungeachtet aber sey er darüber sehr bestürzt geworden, da er gesehen, daß die jungen Leute, welche die Hütte aufgerichtet und die Pfäle fest gemacht, vor aller dabey gehabter saurer Mühe und Arbeit vielen Schweiß dabey vergossen. Zudem habe er auch nicht begreifen können, wie ein einziger Mensch die Cabane so lange und mit solcher Heftigkeit bewegen und so viel Kräfte haben könne, diese Bewegung auszuhalten. Er säret aber fort, daß ihm die Wilden aufrichtig versichert, daß der Warsager keinen Theil daran habe, indem das Gebäude mannigmal so stamhaft sey, daß es kaum ein Mensch rühren könne: und wenn es nun am heftigsten geschüttelt würde, daß sich auch so gar der Gipfel gegen die Erde neige, so sähe man unterwärts die Arme und Beine des Warsagers hervorragen; daher wäre es offenbar, daß er die Cabane nicht berüre.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist dieses diejenige Zeit, da der Warsager in eine begeisterte Raserey verfällt, welche die Heiden an ihren Pythien, Sibyllen und Warsagern ebenfalls gewar wurden. Es ist dieses diejenige Zeit, da er alle die Wunder und Gaukelwerke thut, womit er die Augen der Zuschauer blendet, die solches alles der Kraft des fremden Geistes beimessen, und glauben, daß dieser alle seine Glieder belebe, und durch seine Organa handele. In eben diesem allerheftigsten Bewegungszustande fället er das Urtheil von der Beschaffenheit des Kranken und von den ihm dienlichen Arzneimitteln.

Diese zu Wiedererlangung der Gesundheit dem Vorgeben nach dienliche allgemeine Hülfsmittel, bestehen nun in Singe- Fres- und Tanzfesten von verschiedenerley Art. Insbesondere ist eines darunter merkwürdig, wobey sie sich einander zu bezaubern scheinen, und das Ansehen geben, als ob sie sich umbrächten; bey welchem man verschiedene antrifft, von denen man glauben solte, daß ihnen das Blut aus Nase und Mund häufig hervorschösse. Es sind Schüssel- Kolben- und Strohspele: ingleichen das Fest Onnonhuarori oder das Narrenfest, und verschiedene andre solche Dinge, welche, so unbesonnen und ausschweifend sie auch sind, dennoch, sobald nur der Jongleur den Ausruf gethan, mit solcher Hurligkeit und Ordnung ausgeföhret werden, daß, so ausserordentlich auch die Sache seyn mag, die er verlangt, dennoch jederman, solche ausfündig zu machen, in Bewegung ist; dergestalt, daß der einzige Ausspruch des Jongleurs oftermalen ganze Dorfschaften in Othen sehet.

Der

Ogleich der Kranke ganz unselbar der Ruhe mehr, als alles übrige, benötigt ist, wird diese doch, in Ansehung seiner gewis recht grausamen Feielerlichkeit, so lange auch das bacchanalische Geschwärme dauren mag, gänzlich ausgesetzt, dessen blosses Geräusch schon allein hinlänglich ist, alle seine Sinne zu betäuben. Dieser Lärm aber ist in Absicht des übrigen eine blosser Kleinigkeit: denn es sind diese Unglückseligen dem Wohlgefallen dieser Rasenden gänzlich überlassen, die den armen Kranken entweder mit Maulschellen lieblosen, beissen, oder mit einer rasenden Hestigkeit an dem schadhafteu Theile, wo er den meisten Schmerzen empfindet, kneipen, daß sie also mehr das Ansehen der Henkersknechte als der Aerzte haben. Mannigmal mus er auch mit ihnen ins Schweishaus wandern: zu einer andern Zeit lassen sie ihn tanzen und spielen: mannigmal führen sie ihn auch mit langsamen Schritten mitten durch die in den Cabanen befindliche glühenden Kohlen, ohne daß ihn das Feuer im geringsten beschädiget: Kurz, sie matten ihn dergestalt ab, daß er von der Cur selbst weit elender wird, als er kaum bey seiner Krankheit selbst seyn können.

Man erwartet sodenn von dem Warsager, daß er denjenigen bekant mache, der die Hererey veranlasst, und worin sie eigentlich bestehe; ferner, daß er von dem Zustande der Krankheit ein Prognosticon stelle, und sie, wenn es möglich seyn wil, vertreibe.

Es fällt denen von der Nation nicht schwer, ein Urtheil über den Urheber des Uebels zu fällen. Denn sie brauchen nur einige von denen zu benennen, die in übeln Ruse sind, und sich verhasst und verdächtig gemacht haben. Die Person, die sie unter denen dieses Gelichters angeben, mag sodenn seyn, wer sie wolle, so können sie sich gemis Glauben versprechen, und versichert seyn, daß sie dem übrigen Volke einen Gefallen damit erweisen. Ein fremder Jongleur mus hierbey sonder Zweifel etwas verlegner seyn; er gebraucht aber die Vorsichtigkeit, zuvor in geheim Erkundigung einzuziehen. Ueberdem wird er auch, ohne sich dieser Behutsamkeit zu bedienen, durch eine ziemliche Anzahl Menschen davon benachrichtiget, die ihm ihren Verdacht entdecken, und hernachmals auch thöricht genug seyn, zu glauben, daß er geweissaget, oder sich wenigstens also geschickt anzustellen wisse.

Es ist auch dem Warsager noch weit leichter, die Art der Bezauberung zu entdecken und hervor zu bringen. Er darf sich nur im voraus selbst dazu anschicken, und sie verstecken, wo es ihn gut deuchtet. Gemeiniglich aber ziehet er sie aus des Kranken Leibe hervor, und bestehen aus solchen Anzeichen, wie sie ihm selbst gefällig seyn, als kleine Knochen, Haare, Stückgen Eisen oder Leder, die er in den Mund steckt, und sie hernachmals, nachdem er den Kranken dergestalt hestig gebissen, daß er Wiß und Verstand darüber verlieren mögte, geschickt hervor zu bringen weis, und sich stellet, als ob er solche aus der Wunde gesogen habe; dabey ist er auch so glücklich, die Elenden zu überreden, daß er ihnen dadurch eine besondre Wohlthat erwiesen. Wenn er einem Kranken ein Brechmittel eingegeben, wodurch er das Herz aus dem Leibe von sich geben mögte, und etwan ein Stück geronnenen Geblüte oder von einer schwarzen faulen Materie unter dem Auswurf befindlich ist; so heisset dieses alsobald der Orkon, der Geist oder die Hererey, die ihn tödten sollen. Hierauf zeigt er solches mit grossen Freuden, und lobt seine Geschicklichkeit, daß er einen so grausamen Feind überwältigen können.

Das Prognosticon, so sie zu stellen pflegen, ist allemal weit eher glücklich als unglücklich, und macht insgemein grosse Hofnung. Sollte auch der Kranke nachher plagen, so wird solches auf seine eigne Diehnung geschrieben. Denn der Jongleur weis tausenderley Wege sich aus dem Handel zu wickeln; er behält allezeit seinen Credit, und wird



nichts desto weniger wohl bezahlt. Es mus sodenn die Zauberer, worwider kein Mittel helfen wollen, oder der unterlassene Gebrauch eines wirksamen Arzneimittels, so der Warsager verordnet, die Ursache der mislungenen Besserung abgeben. Mit einem Worte, der Todte mus allezeit unrecht haben. Diese Armseligen verschleiden mannigmal während der Zeit, da man ihre Genesung verkündiget: daher kan ihr widriges Schicksal ihre verblendeten Landesleute, die der Satan mit Ketten der Finsternis gefesselt, nicht aus ihrem Irthum reißen; sondern sie setzen beständig ihr Vertrauen auf ihre falschen Propheten, ohnerachtet eine tausendfache Erfahrung sie überzeugen solte, daß niemand in dieser Narren Händen, seine Genesung erhält; daß nichts unzuverlässiger, als ihre Vorherverkündigungen sind, und daß sie sich oftmalen selbst, wenn verschiedene verglichen Gauckler beisammen sind, einander widersprechen, oder ihre Aussprüche dergestalt eingehüllet sind, als die Orakel der falschen Götter, die durch den Mund ihrer Warsager und Pythinnen mitgetheilet werden.

Wenn die Cariben zu ihren Warsagern Zuflucht nehmen, so begleiten sie diese Ceremonie jedesmal mit einem dem Dämon gewidmeten Opfer, wovon ich bereits in der Abhandlung von der Religion weitläufig gehandelt habe. „Vor allen Dingen, sagt Rochefort<sup>(c)</sup>, mus die Hütte, welche der Boye betreten sol, sehr reinlich zubereitet seyn. Der kleine Tisch, den sie Marutu nennen, ist mit Maakri vor dem Maboya, das ist, mit einem Opfer von Cassava und Ouicu vor den bösen Geist, oder auch wol mit den Erstlingen ihrer Gärten, wenn es um diese Jahreszeit ist, besetzt. Ingleichen müssen an jedem Ende der Hütte so viel kleine Sessel hingesezt werden, als Personen bey dieser teuflischen Ceremonie gegenwärtig seyn sollen.“

„Nach dieser Zubereitung, und nachdem der Boye, der dieses Werk der Finsternis niemalen anders als des Nachts vornimt, sorgfältig alles Feuer in der Hütte sowol als umher ausgelöscht, so gehet er in dieser Dunkelheit hinein; wenn er nun seinen Platz bey dem schwachen Schimmer einer brennenden Tobackspfeife, die er in der Hand hält, erwischet, so spricht er gleich anfänglich einige unbekannte Worte. Hernach stampft er mit dem linken Fusse zu verschiedentlich wiederholten malen auf die Erde; und wenn er den Kopf seiner in der Hand haltenden Pfeife in den Mund genommen, so bläset er den Rauch vier bis fünfmal heraus; worauf er den Pfeifenkopf mit der Hand zerdrückt, und die Stücke in die Höhe wirft. Als bald erschüttert der durch diese Zeichen beschworne Geist das Sparrwerk der Hütte, oder er erreget sonst einen schrecklichen Lärm, erscheint sodenn, und antwortet deutlich auf alle Fragen, die der Boye an ihn ergehen läset.“

„Wenn nun der böse Geist versichert, daß die Krankheit desjenigen, weshalb er zu Rathe gezogen worden, nicht tödtlich sey; so nähert sich der Boye mit dem Geiste dem Kranken, um ihn die Versicherung einer baldigen Besserung zu hinterbringen. Damit dieser nun in dieser Hoffnung unterhalten werden möge, so wird der schmerzhafteste Theil seines Leibes sanfte berührt; und wenn sie ihn ein wenig gedrückt, so stellen sie sich, als ob sie Dornen, Splinter, Knochen, Holzspäne und kleine Steine, die, wie diese elenden Aerzte alsdenn vorgeben, die Ursache der Krankheit seyn sollen, heraus holeten. Mannigmal besuchten sie auch diesen schadhafsten Theil mit ihrem Dhen, und wenn sie ihn verschiedene male hinter einander ausgefogen haben, so überreden sie den Kranken, daß sie dadurch allen in seinem Körper befind-

„befindlichen Gift, welcher seine Krankheit veranlaßt, herausgebracht hätten. Zum „Beschlus dieser abscheulichen Handlung, reiben sie des Kranken ganzen Leib mit dem „Safte von der Frucht Junipa, wodurch er eine ganz dunkelbraune Farbe bekömmt, „und das gleichsam das Merkmal seiner Genesung ist.“

„Derjenige nun, der glaubt durch ein so verdamliches Mittel geheilet zu seyn; „ist schuldig zur Erkenntlichkeit ein grosses Gastmal anzustellen, wobey der Boye unter den Eingeladenen den obersten Platz einnimmt. Zugleich mus er auch den An- „kri vor den bösen Geist nicht vergessen, der sich gleichfalls einzufinden nicht erman- „gelt. Hat aber der Boye aus dem Umgange mit dem Dämon erfahren, daß die „Krankheit zum Tode gereichen werde, so begnügt er sich damit, den Kranken zu „trösten, und sagt zu ihm, daß sein Gott, oder besser zu sagen, ihr gemeinschaftlicher „Teufel, sich über ihn erbarmen und ihn zu sich nehmen wolle, damit er von seinen „Schmerzen gänzlich befreiet werden möge.“

Die Art, durch die Divination zu genesen, ist durchgängig unter allen ameri- canischen Völkern ausgebreitet, die, wie wir bereits gezeigt, insgesamt ihre War- sager oder Gauckler haben. In Absicht der Nebendinge, kan wol bey den verschie- denen Völkern ein oder anderer besondrer Umstand angetroffen werden; in Ansehung des Hauptwerks und des Grundes aber, findet sich unter allen eine völlige Gleich- heit. †)

So lange noch Hofnung übrig, und an des Kranken Genesung etwas gelegen ist, so wird er ziemlich sorgfältig in Acht genommen; sobald man aber an seinem Auf- kommen zu zweifeln beginnt, so wird er auch mit desto größerer Unachtsamkeit verab- säumet. Ich habe einen solchen elenden Menschen zweimal aus der Lebensgefahr, und zwar das erstemal vor Frost, und das andremal vor Hunger umzukommen, befreiet: es würde auch ohnsehlbar um ihn geschehen gewesen seyn, wenn ich nicht zu seinem Glück herbey gerufen wäre, und Mittel gefunden hätte, beiden Uebeln abzuhelpen.

†) Obgleich der Verfasser alle diese magischen Hilfsmittel vor Betrügereien und Gauckelpossen zu halten scheint; so gewinnt es doch aus der dabey behaupteten Verblendung sowol, als aus andern vor- her angeführten Stellen, das Ansehen, daß er der Meinung derjenigen, welche davor halten, daß es noch wirkliche Bündnisse mit dem Saten gebe, und dadurch verschiedene unnatürliche Dinge hervor ge- bracht werden könnten, zugethan sey. Weil aber unsre Absicht nicht ist, den Grund und Ungerund derselben alhier zu untersuchen, so überlassen wir jedwedem Leser alle diese Stellen seiner eignen Ueberlegung.





# Dreizehntes Hauptstück, vom Tod, Begräbniß und Trauer.

## Inhalt.

Einleitung §. 1. Die erste dem Leichnam bewiesene Sorgfalt 2. Besondre Art den Körper zu balsamiren 3. Tränen, und Art die Todten zu beweinen 4. Trauermahl 5. Verschiedene Ar-

ten, die Leichen beizusetzen 6. Meinung der Heiden in Absicht der Manen 7. Trauer 8. Allgemeines Todtenfest 9.

## §. 1.

Einleitung. **W**en Herannäherung derjenigen letzten Augenblicke, die durch die Frömmigkeit aller Jahrhunderte und durch die Wünsche geweiht sind, welche ein jeder thut, in den Händen derer, die ihm am liebsten gewesen, zu sterben, damit ihm diese die Augen zudrücken können, thut sich der Wilden gleichmäßiges Verlangen zwar auch hervor; ihre thörichte Besorgnis aber, ihren Kranken Mund und Augen nicht dergestalt fest schliessen zu können, daß sie nicht nach ihrem Tode ungestalt verbleiben sollten, machet ihr Mit leiden während der Zeit, da diese in letzten Zügen liegen, grausam, und ihre Befähigkeit, ihnen diese letzten Pflichten zu leisten, beschleuniget den Tod verschiedener, ohne daß ihre Zärtlichkeit dadurch beunruhiget wird; indem sie keine Hoffnung weiter haben, auch wol gar ihre Qual zu verkürzen vermeinen. Ich habe oftermalen Mühe gehabt, Mütter zurück zu halten, die ohnsehlbar Mörderinnen ihrer Kinder geworden seyn würden. Daher ich mir kaum vorstellen können, daß sie solche wahrhaftig geliebet haben sollten.

Zu allen dem, was ich bereits von der Meinung der Americaner in Absicht der Unsterblichkeit der Seelen gesagt, glaube ich, gleichsam als einen neuen Beweis, alles dasjenige annoch hinzufügen zu können, was sie in Ansehung ihrer Todten zu beobachten pflegen. Die Beschreibung, die ich davon machen werde, wird eine Art einer mehr als hinlänglichen Demonstration einer Meinung seyn, welche, da sie von den allerbarbarischen Völkern angenommen worden, von Rechts wegen keinen Widerspruch leiden sollte. Das Verderben des menschlichen Herzens ist aber zu einem solchen Uebermasse gediehen, daß es lasterhafte Menschen dasjenige als wahr betrachten läßt, was ihr Verderbniß wünschet, damit sie ihre Laster ohne Gemüthsammer ruhig ausüben können; inmassen die Ausschweifung nichts mehr als die Ueberredung bestätigt, nach welcher sie wünschen, daß alles mit dem Leibe vergehen mögte. Denn alsdann glauben sie, ihre Neigungen ohne Gewissensscrupel vergnügen zu können; und schmeicheln sich, daß sie in der Ewigkeit nach dem Maasse ihrer Verbrechen keine Bestrafung zu besorgen haben.

Nicht nur die Americaner kommen mit allen andern bekanten Völkern in denen Ehrenbezeugungen, die sie den Todten erweisen, und in den Bewegungsgründen, warum sie solches thun, überein; sondern sie sind auch in diesem Puncte mit den Gebräuchen der Alten dergestalt einstimmig, daß ich ganz verlegen bin, was ich in meiner Erzählung wegen Vielheit der Autorität, die diese Gleichförmigkeit zu erkennen giebt, und natürlicher Weise eine Unordnung veranlassen mus, vor eine Ordnung erwählen sol.

Damit









Damit ich aber dieser Unordnung, so viel möglich, entgehen möge; so werde ich dasjenige schlechtweg anführen, was sie in dergleichen Fällen zu beobachten gewont sind; und mich blos damit begnügen, mich bey einigen Hauptumständen, welche Aufmerksamkeit verdienen, etwas weiter auszubreiten.

§. 2.

Wenn der Kranke seinen letzten Odem ausgeblasen, so wird die erste Sorgfalt auf die erste dem Leichnam gewendet, damit dieser zum Begräbniß zubereitet werde. Jede Cabane Leichnam hat ein besonder Geschäfte: denn da sind Libitinarii und Pollinctores (1), d. i. solche, wiesene Sorge die über ihre Todten die Aufsicht haben; und dieses sind, wie ich dafür halte, insgemein die Cabanen, die mit dem Verstorbenen in Verwandtschaft stehen. Wenn diejenigen, die zu einer dergleichen traurigen Verrichtung bestimmt sind, in den letzten Augenblicken des Lebens, davon benachrichtiget worden, oder sich schon vor dem Ableben dahin begeben und dazu angeschicket haben; so waschen sie den Leichnam, bestreichen ihn mit ihrem Oele, bemalen sein Haupt und Gesicht; weshalb dergleichen Personen vor Alters den Namen Pollinctores von poliendo oder auch von Polline erhielten, welches letztere eine Art von Kleister oder Schminke war, die deshalb gebraucht wurde, daß man in ihren Angesichten die fürchterliche Gestalt des Todes nicht so sehr gewar werden sollte. Diese Schminke war nichts anders, als die Farben, womit sich die Wilden noch jezo bestreichen: wie ich solches auf den alten Aschenöpfen selbst gesehen, die in des Cardinal Gualtieri Kunstammer befindlich sind. Hiernächst bekleiden sie den Leichnam von Haupt bis zu Fuß, zieren ihn mit seinen Halsbändern und andern Schmuck. Wenn sie ihn nun in die Beschaffenheit gesetzt, wie er im Grabe liegen sol, und ihn mit einem ganz neuen Kleide von Pelzwerk umhüllet haben; so wird er auf einen erhabnen Ort gebracht, und daselbst bis an den Tag seiner Beerdigung zur Schau aufgesetzt.

§. 3.

Einige Völker im mittlern America haben ein Mittel gefunden, die Leiber Besondere Art ihrer Befelshaber und anderer ansehnlicher Personen ihrer Nation, vor der Verwesung die Körper zu sicher zu stellen, ohne dazu weder Balsam noch Gewürze, die bey den Morgenländern üblich gewesen, und dadurch Egypten so berühmt geworden, zu gebrauchen. Sie lösen dem Todtenkörper die Haut sehr sauber ab, wenn sie selbige zuvor, längst des Rückens aufgerizet haben, und entfleischen die Knochen auf eben die Art, ohne die Juncuren, mittelst welcher sie zusammen gehalten werden, zu beschädigen, damit das Gerippe in seiner ganzen Gestalt verbleiben möge. Wenn diese Knochen einige Zeit über getrocknet, so werden sie aufs neue wiederum in die abgezogene Haut eingehüllet, die zuvor geschmeidig gemacht und zubereitet worden. Diese wird alsdenn mit feinem Sande durch alle Winkel ausgefüllet und wieder zugenehet, daß es scheint, als ob sie niemals sey berüret worden. Alsdenn wird der Leichnam auf eine am Ende der Cabane, die ihnen an stat des Tempels dienet, aufgerichtete Erhöhung gestellt. Zu den Füßen des Körpers wird das Fleisch, so entweder in der Luft getrocknet, oder beim Feuer geröstet, in wohl verwahrten Kisten nieders

(1) SERVIVS in Virgilii lib. 9. Aeneid. Pollinctores dictos scribit, quod mortuis os Polline oblinirent, ne liuor appareret extincti.



niedersezet. Und die Wache, so über das geheiligte Feuer die Aufsicht hat, mus auch auf diese Körper zugleich mit Achtung geben.

In dem spanischen Indien \*) lieffen die Wilden die Leiber ihrer Taciken rösten. Sie legten sie auf eine hölzerne Rüste, daß sie bey einem langsamen Feuer trocknen müsten. Durch dieses Feuer wurde das Fet und Fleisch durch die Transpiration ausgedunstet: wenn nun nichts weiter als Haut und Knochen übrig geblieben, so trugen sie selbige in ihre Tempel, woselbst sie mit vieler Sorgfalt und Ehrerbietung aufbehalten wurden.

Sonder Zweifel wurden die Leichname der Incas von Peru nebst den ihnen ergebenen Personen, die ihnen im Tode Gesellschaft leisteten, auf eben diese Art aufbehalten.

Verschiedene Völker des Altertums hatten ausser den Egyptern und Aethiopiern ebenfalls ihre Art und Weise, die Leichname auszutrocknen und zu balsamiren, die uns aber von den Schriftstellern nicht ausführlich genug beschrieben worden. Diejenigen Arten, so ich beschrieben habe, sind in Virginien, Florida, bey den Narschern, Oumas, bey andern Völkern in Louisiana und des spanischen Indiens, die eine monarchische Regierungsforn und ein Oberhaupt von unumschränkter Gewalt haben, üblich. So viel die Troquoisen und Huronen anlanget, welche noch eher Republicaner seyn, so habe ich von denselben weder gelesen noch gehört, daß sie jemalen diesen Unterschied unter ihren Oberhäuptern und gemeinem Volke beobachtet.

#### S. 4.

Mänien und  
Art die Tod-  
ten zu beweisen.

Nachdem der Leichnam bekleidet und ausgestellt ist, so nehmen die Thränen und Klagen, die man bis auf diesen Augenblick zurück zu halten gezwungen wird, in der Dichtung und Cadenz ihren Anfang. Eine Matrone, die bey dieser Gelegenheit stat der Person dienet, welche die Römer Praefica oder die Klagefrau \*\*) genennet, stimmt den Tremulanten zuerst an, der alle die übrigen Weiber nachfolgen; die zwar eben denselben Tact beobachten, jedoch andre Worte gebrauchen, so wie es sich vor jede Person am besten schickt, und mit der Beschaffenheit, die jedwede mit der Verwandtschaft oder Freundschaft des Verstorbenen gehabt, übereinkommt. Diese Music dauert einige Zeit; nachher aber legt ihnen einer der Ältesten ein Stillschweigen auf, worauf augenblicklich eine allgemeine Stille erfolgt, so daß niemand keine Klage weiter höret.

Diese Art, die Todten nach der Kunst und nach dem Tact zu beklagen, verdienet eine besondre Betrachtung, weil selbige behülfflich seyn kan, uns einen Begriff von den Mänien, und von dem wahren Verstande der Worte der Alten, *facere lessum*, zu machen.

Gruter (2) sagt: es sey den gelehrtesten Verfassern des Altertums keinesweges eine Schande, daß sie in der Bedeutung dieser Riedensart zweifelhaft gewesen. Er füret auch wirklich aus dem Cicero (3) eine Stelle an, welcher bey Gelegenheit der Worte der Geseze des Solons, so den zwölf Tafeln einverleibet worden, *Mulieris genas ne radunto, neve lessum funeris ergo habento*, sagt: „Daß die alten Ausleger Sextus Aelius, und L. Atilius eingestanden hätten, daß sie solche zwar nicht satfsam verstanden, sich aber

(2) GRUTER. de funerib. lib. I c. 14.

(3) CICERO 2 de Legib.

\*) GOMARA lib. 3 c. 18. PET. MARTYR. Sommario dell. India F. 12. nella Racolte di Ramusio Tom. 3. GONZALES D'OVIEDO Sommario del Hist. del. India cap. X. nella Racolte di Ramusio Tom. 3.

\*\*) CALEPINVS, Praefica. Praefica mulier in funere conducta ad lamentabilem cantum, quae caeteris modum plangendi ostendit, et fortia Defuncti facta laudat. Ita dicta, quasi in hoc ipsum praefecta.

„aber einbildeten, daß es eine Art eines Trauerkleides seyn könne. Lilius, fährt dieser „große Redner fort, hat geglaubt, daß Lessus eine Art des Klageliedes, so wie es das „Wort mit sich bringet, gewesen; welches ich auch, fügt er hinzu, um so wahrscheinlicher „halte, da es eben dasselbe ist, welches Solon verbietet.,,

Nachdem Gruter nachher des Cicero Meinung annimmt, so bestätigt er sie durch eine Stelle des Plautus <sup>(4)</sup>, woselbst gesagt wird, daß Thetis ihrem Sohne Achilles durch ihre Klagelieder den Lessus gemacht habe: Thetis quoque etiam lamentando lessum fecit filio. Endlich fügt er hinzu, und beschliesset damit, wenn er sagt: daß noch zu seiner Zeit in der alten campanischen Sprache eine Lesse von dem Worte-Lessus, der traurige Klang der Glocken genennet worden, der den tödtlichen Eintritt angezeigt, und die Todten zu beklagen scheint. Gleichfalls nennet man noch in der alten gallischen Sprache un Lay den klagenden Ton und die Todtengeänge.

L'Escarbot <sup>(5)</sup> giebt uns noch neuere Beispiele von diesen musicalischen Klageliedern, die in einigen französischen Landschaften üblich sind. Denn, wenn er dasjenige, was uns die Geschichte von dem Gebrauche der Egypter und römischen Klagweibern aufbehalten, angeführt hat, so fährt er folgendergestalt fort. Jederman weis, daß die Weiber in der Piccardie ihre Todten mit großem Geschrey beklagen . . . Die bearnischen Weiber sind noch weit spasshafter; denn sie erzählen einen ganzen Tag lang den völligen Lebenslauf ihrer Männer: La mi amou la mi amou, cara rient oeil de splendou, caina leugé, bet dansadou, lomé balem balem, lomé fourbat, mati de pes fort tard cougat, und dergleichen mehr: Welches so viel heißen sol: Mon amour, mon amour, visage riant, oeil de splendeur, jambe légère et beau danseur, le mien vaillant, le mien eveille, matin debout, fort tard au lit etc. Er füret auch noch den Lery <sup>(6)</sup> an, welcher von den gascognischen Weibern eben dergleichen erzählt, und folgende Worte von ihnen beibringt: Yere, Yere, o le bet Jougadou quere, das ist hélas! hélas! ô le beau Renieur, ô le beau Joieur qu'il étoit. Die bearnischen und gascognischen Weiber müssen diese Gewohnheit von den alten iberischen Celten beibehalten haben, von welchen, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Völker dieses Landes ihren Ursprung erhalten.

Die nach dem Tact eingerichteten Klagelieder wurden auch mannigmal nur schlechtweg Lieder geheissen, nach Art derer die man Threni nennet, weil sie eben so viel als die Klagelieder des Propheten Jeremias waren. Mannigmal hießen sie auch Eulaciones oder ein Geheule; indem ihr Ton so betrübt war, daß er dem Geheule der Wölfe sehr gleich kam. Auf solche Weise hat Homer <sup>(7)</sup> in seiner Odyssea der Penelope Bekümmernis, über die Abwesenheit ihres Sohnes des Telemachs durch das Wort ἐλάνυζε, eulauit ausgedrückt. Dieser Dichter sagt, daß als Penelope ein Opfer gebracht, und sich wieder in ihr Zimmer begeben, so habe sie durch Heulen ihren Sohn beweinet. Hierauf zielen auch die Propheten, wenn sie die Töchter Sions, nach vorhergesehenem bevorstehenden Unglück anmanen zu heulen. Das Wort heulen ululare kömmt sehr häufig in der heiligen Schrift vor. Endlich nennete man sie auch schlechtweg Thränen, wegen ihres Gebrauchs und Zweckes. Wenn Ezechiel <sup>(8)</sup> von den Weibern redet, die er in dem Tempel Abgötterey treiben sehen, und Trauerlieder dem Tamas zu Ehren singen

M m m 2

hören,

(4) PLAUTVS in Trucul.  
de l'Ameriq. ch. 19.  
c. 2, v. 14.

(5) Hist. de la nouv. France, 3. Part. ch. 26.  
(7) HOMERVS Odyssea lib. 4 n. 767.

(6) Hist.  
(8) Ezech.



hören; so sagt er: sie weinten über den **Tamus**. Also mus man das Weinen der egyptischen Weiber über ihren Gott **Apis**, sowol als der libyischen, erklären, von denen **Herodotus** <sup>(9)</sup> sagt, daß man ihnen den Ursprung dergleichen **Nänien** in den Tempeln beimesse, indem sie vortreflich damit umgehen können.

Es ist auch zu merken, daß blos den Weibern diese **Nänien** zugeeignet werden. Denn die Manspersonen sehen sie als eine ihrem Geschlechte unwürdige Verrichtung an, und schliessen ihre Betrübniß in dem Innersten ihres Herzens ein, indem sie ihr Haupt gebückt und in ihre Röcke eingehüllet haben, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Es scheint, als ob dieses zu allen Zeiten also gehalten worden. Das **Gesetz Solons**, worin die **Eiulationes** verboten, gehet blos die Weiber an. Wenn **Jason** die Betrübniß ausdrücken wil, welche man über die Abwesenheit der **Argonauten** in ihren Familien haben wird, so redet er blos von ihren Müttern und Weibern. „Unsre Mütter und Weiber, sagt er, sitzen gegenwärtig an dem Ufer, und halten unsernthalben den **Leffus**, gleichsam als ob wir schon gestorben wären <sup>(10)</sup>.“, **Thetis** und **Penelope** beweinten solchergestalt ihre Kinder. Von Manspersonen aber liest man dergleichen nicht.

Inzwischen beweinen doch die Manspersonen ebenfals ihre Todten, aber auf eine edle Art, die keine Schwachheit blicken läßt; gleich wie sie bey ihren Festen zu thun gewonet sind, wenn sie ihr Todtenlied anstimmen, und den **Athorront** tanzen, so sie ebenfals beweinen nennen. Es ist wahr, daß wenn sie bey ihren Festen singen, um ihre Todten zu beweinen, so haben ihre Gefänge und Tacte etwas weit traurigers an sich, als ihre gemeinen Singefeste zu haben pflegen.

**Macrobius** <sup>\*)</sup> giebt Rechenschaft von der Einführung dieser Leichenlieder, und sagt: daß der Bewegungsgrund, der die Nationen veranlaßet, sie in Uebung zu bringen, die innerliche Ueberzeugung gewesen, nach welcher sie geglaubt, daß die Seelen bey ihrer Trennung von den Leibern gerade in den Himmel stiegen, woselbst der Ursprung der Music und derjenigen bezaubernden Harmonie anzutreffen, die ihre Glückseligkeit ausmache, und worin die Schönheit dieses Weltgebäudes bestehe; so wie wir bereits angemerkt haben, daß solches der gemeine Begriff der Heiden gewesen.

Wie nun der Tanz einen Theil dieser Harmonie ausmacht, und sie annamen, daß die Geister, welche die himmlischen Körper belebten, und die Seelen der Menschen, die zu ihren Sphären wieder hinauf stiegen, beständig in einer dem Tanze ähnlichen Bewegung sind; so mus man sich nicht wundern, wenn die Alten eben sowol, als die Wilden unsrer Zeit, auch threnische Tänze gehabt, und ihre Todten, gleichwie sie es singend thaten, auch tanzend bechret haben. Ich werde mich damit begnügen, zum Beweise dieses Gebrauchs der Alten, und insbesondre der Morgenländer, dasjenige anzuführen, was **Ammianus Marcellinus** <sup>\*\*)</sup> von den Begräbnispflichten erzälet, die dem **Grumbates**, Könige der **Chionier** und Kronprinzen von **Persien**, geleistet wurden. „Während einer Zeit von  
„sieben

(9) HERODOT. lib. 4 n. 182.

(10) APOLL. RHOD. lib. 5 v. 993.

\*) MACROB. in *Somnium Scip.* lib. 2 cap. 3. Mortuos quoque ad sepulturam prosequi, oportere cum cantu plurimarum gentium vel Religionum instituta sanxerunt, persuasione hac, quia post corpus, animae ad originem dulcedi-

nis musicae (id est ad Coelum) redire credantur.

\*\*) AMMIAN. MARCELLIN. lib. 19 cap. 1. Per dierum spatium septem, viri quidem omnes per contubernia et manipulos epulis indulgebant  
follando,

„Sieben Tagen, sagt er, brachten alle Manspersonen, die in verschiedene Häusen vertheilt waren, keiner davon ausgenommen, die Zeit mit Begräbnißfesten zu, stellten dieses jungen Prinzen halber Klagelieder an, und hielten durch tanzen und singen eine Art von Tänzen, deren Ton sehr betrübt lautete. Die von Schmerz und Betrübniß ganz eingenommene Weiber ihres Theils, da sie ihre Hoffnung als eine Blume verwelken sehen mußten, die kaum zu blühen angefangen, erfüllten die Luft mit einem erbärmlichen Geschrey, das demjenigen gleich kam, welches die den Religionsgeheimnissen der Venus gewidmete Frauenspersonen anstelleten, als sie den Tod des Adonis beweineten, u. s. w.

Die ersten Klagelieder sind nicht sobald zu Ende, so gehet sogleich einer von denen aus der Cabane hin, und giebt dem Oberhaupte des Tribus, von dem erlittenen Verluste Nachricht. Dieser ist alsdenn besorget, solches im ganzen Dorfe bekant machen zu lassen. Er schickt auch zugleich in die benachbarten Dörfer, wo der Verstorbne Verwandte oder Befreundte gehabt, Abgeordnete. Ist es nun ein Oberhaupt, so lästet man dessen Tod, so viel möglich, den ganzen Nationen wissen, damit sich jederman von allen Ecken und Orten zu Leistung der letzten Pflicht sodann efinden möge.

Unterdessen schlägt man auf die Baumrinden, und macht ein Häusen Larms, damit man die Seele des Verbliebenen nötigen möge, sich von dem Leibe zu entfernen, und zu ihren Vorfaren zu verfügen. Ich habe bereits in der Abhandlung von der Religion angemerkt, daß es ein Gebrauch des Altertums, insbesondre aber bey den Lacedämoniern gewesen, bey Ableben ihrer Könige, ihre metallene Cymbeln aller Orten erschallen zu lassen, welchen sie die Kraft, die Gespenster, die Manes und bösen Geister zu vertreiben, beimaßen.

Wenn die Freunde und Verwandte des Verstorbnen von seinem Ableben benachrichtiget worden, so begeben sie sich nach seiner Cabane, und ein jeder nimt, ohne ein Wort zu sprechen, Plaz. Sobald die Versammlung geschlossen, so erhebt die Matrone, welcher ich den Namen Praefica oder Klagefrau beigelegt, alsbald ihre Stimme, und ergälet bis auf die geringsten Kleinigkeiten alles, was in Absicht des Verstorbnen vorgefallen, und zwar von dem ersten Anfange seiner Krankheit an, bis auf den Augenblick seines Ablebens. Wenn diese Rede geendiget ist, so nimt das Weinen aufs neue den Anfang; und alle Weiber, sowol die aus der Cabane als alle übrige anwesende, begleiten ihre Music mit wirklichen Thränen, welche die Weiber allemal in ihrer Gewalt haben. Diese Thränen werden sodann von einem der Oberhäupter, oder von einer andern angesehenen Person unterbrochen, der ihnen ein Stillschweigen auferleget; damit eine andre Rede gehalten werden könne, die an stat einer Standrede dienet, und die Fabeln ihrer Religion, die Heldenthaten ihrer Vorfaren, Lobeserhebungen des Verstorbnen, und endlich solche Bewegungsgründe in sich fasset, wodurch die leidtragenden sich über den erlittenen Verlust trösten sollen. Dergleichen Reden, ohnerachtet sie nichts gekünsteltes in sich halten, ermangelt es doch nicht an einer gewissen Art der natürlichen und nachdrücklichen Beredsamkeit, die alle gute Eigenschaften des Verstorbnen ans Licht stellet, und worin keine von den Betrachtungen ausgelassen werden, die fähig sind, die Betrübniß der Anwesenden

M m m 3

und

saltando, et cantando tristitia quaedam genera Naeniarum, regium iuuenem lamentantes. Feminae vero miserabili planctu, in primaeuo flore succisam speciem gentis solitis fletibus concla-

inabant; vt lachrymare cultrices Veneris saepe spectantur in solemnibus Adonidis sacris, quod simulachrum aliquod esse frugum adulterum Religiones mysticae docent.



und insbesondre derjenigen Personen, die den mehresten Theil daran nehmen, zu mindern.

Wenn diese Versammlung, die gleichsam allgemein ist, beurlaubet worden, so werden nach einander einzelne Familien eingeladen, ihre Ordnung bey dem Weinen gleichfalls zu halten, und einer jeden wird ihr Tag und ihre Zeit zu dieser Ceremonie bestimmt. Die Klagefrau wiederholet vor die Neuangefomne ihre Rede. Der Lessus wird auf neue Unkosten gemacht, und es findet sich auch allemal ein Lobredner: dergestalt, daß so lange der Todte ausgesetzt ist, er auch beständig bewachtet, und fast ohne Unterlas gelobet und beweinet wird.

## §. 5.

## Trauermahl.

Die Bestimmung, welche die Anwesenheit des Todten in seiner Cabane verursacht, macht, daß Essen und Trinken darüber vergessen wird. Bloss die Kinder rößen einige türkische Weizenkörner, damit sie ihren grossen Hunger nur einigermaßen stillen mögen, welchen sie nicht so wie erwachsene Personen aushalten können, denen es wenig Mühe macht, einige Tage, ohne das geringste zu sich zu nehmen, zuzubringen. Am Beerdigungstage aber, lästet der Befelshaber gleich des Morgens im Dorfe ausrufen, daß jede Cabane vor den Verstorbenen den Kessel über das Feuer bringe. Und dieses ist das wirkliche Trauermahl, so bey den Alten unter dem Namen *Silicernium* \*) bekannt gewesen; indem diejenigen, so es veranstalteten, ein Stillschweigen dabey beobachteten, und selbst nichts davon anrührten. Die Wilden behalten ebenfalls nichts für sich von ihren Kesseln; sondern sie theilen das Gekochte in verschiedene Schüsseln, und schicken solche in unterschiedene Cabanen, von welchen ihnen mit eben dieser Höflichkeit geantwortet wird. Auf solche Weise pflegen sie sich wegen einer gemeinschaftlichen Trauer unter einander zu trösten. Man kan dieses füglich ein Gastmal nennen. Denn vor einen Kessel vol, den sie zubereitet haben, wird ihnen von mancherley Orten ein Ueberflus von Gerichten zugeschildet, womit sie sich etwas zu gute thun können. Dieser Gebrauch ist ebenfalls noch in verschiedenen Länden üblich, also das Begräbniß durch eine für die Eingeladenen angeordnete prächtige Mahlzeit begleitet wird, wobey die Weiningung des Todten durch essen und trinken vollendet wird.

Der erste oder der dritte Tag nach dem Ableben, ist zum Begräbniß bestimmt; es wäre denn, daß einige besondre Ursachen solches auf etliche Tage zu verschieben veranlassen: welches geschiehet, wenn der Todte von einem solchen Ansehen ist, daß man die Oberhäupter der benachbarten Dörfer bey dessen Begängniß gegenwärtig zu sehen verlangen kan, welches in einer Zeit von drey Tagen nicht zu verhoffen ist. Alsdenn wird die Ceremonie bis auf den siebenden oder wol gar bis auf den neunten Tag verschoben. Denn diese Tage waren im Heidentume zu dieser Trauerpflicht geweiht, ja selbst unsre Kirche hat noch etwas von diesem Gebrauche beibehalten.

Wenn alles zu dem Begängniß zubereitet ist, so geschiehet im ganzen Dorfe der Aus-

\*) *Silicernium* varie exponi solet. Scribit NONIVS, esse fimbriae convivium, quod senibus exhibetur. VARRO; Funus exsecuti, laute ad sepulchrum antiquo more *Silicernium* confecimus. FESTVS docet, esse sarciminis genus, quo familia in luctu purgatur, quia cuius no-

mine instituebatur ea res, is iam silentium cerneret. DONATIVS ait, esse coenam, quae inferretur Diis Manibus; vel quod eam silentes cernant umbrae, id est, umbrae possideant; vel, quod qui haec inferunt, cernant neque deguant.

Ausruf, und man begiebt sich von allen Orten in die Cabane des Verstorbenen, woselbst die Nänien, wie zuvor, ihren Anfang aufs neue nehmen. Nachher stellen die Pollin-cores den Leichnam auf eine Art von Tragesessel, und viere tragen ihn auf ihren Achseln an den Ort des Begräbnisses, wohin ihn jederman mit Beobachtung eines tiefen Stillschweigens begleitet.

Einige haben dafür gehalten, daß die Alten ihre Todten nicht aus der Hausthüre tragen lassen, weil die Thüre etwas geheiligtes gehabt, und durch diesen Durchgang auf eben die Art als diejenigen entweiht worden seyn würde, die einen Todten angerührt, als welche unrein wurden und einer Reinigung bedurften. Doch dieses hat nicht in allen Fällen seine Nützlichkeit. Denn die Alten setzten ihre Todten an die Hausthüre aus, wie noch heut zu Tage, an vielen Orten in Europa geschieht. Dieses geschah auch ohne Zweifel darum, weil man sie durch die Thüre zum Hause hinaus bringen lassen wolte. Persius <sup>(11)</sup> giebt uns in dem Beispiele eines liederlichen Menschen hiervon einen Beweis an die Hand, der sich durch seine Ausschweifung sein Leben verkürzte; diesen stellet er uns dergestalt vor, daß er in dem Sarge gelegen, und seine Beine gegen die Thüre des Hauses ausgestreckt gewesen.

In portam rigidos calces extendit. Inzwischen gab es auch einige Gelegenheiten, die der Aberglaube bezeichnet hatte, wobey ersitzgedachte Gewonheit beobachtet wurde:

Le Comte <sup>(12)</sup> erzählt uns einen gleichmäßigen Gebrauch der Chineser, und sagt: daß als die Mutter des jetzt regierenden Kaisers verstorben, die Bonzen diesem Monarchen vorgestellt, daß er der alten Gewonheit gemäß, einen Theil der Mauern seines Palastes niederreißen lassen möchte, damit der Leichnam dadurch gebracht werden könnte, weil sonst die Kaiserliche Familie vielen Unglücksfällen unterworfen seyn würde, wenn er durch die ordentlichen Thüren herausgebracht werden sollte. Der Kaiser aber, der von dergleichen abergläubigen Pöffen nichts hielt, setzte sich dagegen, und verachtete die Thorheit ihrer nichtswürdigen Besorgnis.

Le Jenne <sup>(13)</sup> macht ein allgemein Gesetz der Wilden daraus, wenn er folgen- dergestalt davon spricht: „Mein Wirth, benehst den Alten, wovon ich verschiedentlich Erwennung gethan, haben mir dasjenige versichern wollen, was ich zu einer andern Zeit angemerkt, daß nemlich die Körper der Verstorbenen nicht durch die gewöhnlichen Thüren der Cabanen getragen würden, sondern daß man das baumrindne Dach an dem Orte, wo der Mensch gestorben, aufhebe, damit der Leichnam dadurch gebracht werden könne.“

Le Jenne mus es aber übel verstanden haben, daß er eine allgemeine Regel aus dem machen wil, was doch nur blos von einigen besondern Fällen zu verstehen ist.

## §. 6.

Die Beerdigung, wodurch der Erde ein Leib wieder zurück gegeben wird, der aus verschiedne Erde gemacht worden, ist die Art der Beisetzung der Körper nach ihrem Ableben, welche Arten die Alten zuerst in Uebung gebracht. Es war diejenige, welche die Erzpäter des alten neuen Testaments, die Egypter und selbst die Perser beobachteten, welche letztere Cicero <sup>(14)</sup> ken-

bezeuget,

(11) PERSIUS Satyr. 3.

(12) Nouv. Mem. de la Chine Tom. 2.  
lat. de la Nouv. France pour l'an 1634. ch. 4.

(13) Re-

(14) CICERO de Legib.



bezeuget, wenn er von des **Cyrus** Grabe folgendergestalt spricht: *Mihi quidem antiquissimum sepulturae genus fuisse videtur, quo apud Xenophontem Cyrus utitur.*

Aberglaube, Eigensin, die Furcht vor der Entweihung nebst andern Leidenschaften haben aber nachher verschiedene andre Uebungen eingeführet, wobey man eine Veränderung, nicht allein bey verschiedenen Nationen, sondern auch noch bey jeder Nation insonderheit, wahrgenommen. Die Griechen, Indianer und andre Völker, ließen ihre Verstorbenen durch das Feuer verzehren, und samieten ihre Asche in Urnen. Die Römer nahmen diese Art nach dem Beispiele, so ihnen **Sylla** hiervon gab, ebenfalls an; als der seines Grabes halber eben die Beschimpfung besorgte, die er dem Grabe des **Marcius** bewiesen. Die Römer haben auch die Verbrennung der Leichen bereits von Anfang in Gewenheit gehabt, daher **Numa** verbot, daß sein Leichnam nicht verbrant werden sollte<sup>(15)</sup>. Die Perser hingegen betrachteten das Feuer als ein Symbolum der Gottheit; daher glaubten sie, eine Gottlosigkeit zu begehen, wenn sie durch dasselbe eine so unreine Sache, als eine Leiche nach dem Begriffe der Alten war, verzehren lassen sollten<sup>(16)</sup>. Indessen versichern doch einige Schriftsteller, daß sie hierin ihre Meinung geändert, und sie in den spätern Zeiten verbrant hätten. **Agathias**<sup>(17)</sup> nebst verschiedenen andern erzälet, daß ihnen nicht erlaubt gewesen, ihre Todten eher einzuscharren, ehe sie solche nicht zuvor den Hunden und Raubvögeln Preis gegeben; und nach der Art, wie diese Thiere mit den Körpern umgegangen, von ihrem glückseligen oder unglückseligen Zustande geurtheilet. Dieses wird auch noch durch die Gauren, welche man von ihnen abzustammen glaubt, und in **Hyrcanien** ausgeübet, woselbst gewisse Hunde blos hierzu gefuttern werden, welche die Alten Begräbnishunde nenneten.

So viel die andern barbarischen Nationen anlanget, so hatten diese noch weit ausserordentlichere Begräbnisgebräuche. Wir lesen in den Schriftstellern<sup>(18)</sup>, daß verschiedene scythische und indische Völker ihre Anverwandten, wenn sie gewisse Jahre erreicht, gemästet, sie hernachmals geschlachtet, und ihren Freunden ein Gastmal davon zubereitet haben. Andre setzten ihre Kranken in Wälder, und überliessen sie der Wuth der wilden Thiere, die auch nicht verabsäumeten sie zu fressen, und dadurch dem Hunger und andern Zufällen einer so grausamen Verlassung zuvor zu kommen. Die Troglodyten trieben ihr Gespöt mit den Todtenkörpern der ihrigen; sie brachten sie auf einen hohen Berg, banden ihnen einen Stein an die Beine, und machten ihnen ein paar Ziegenhörner auf dem Kopfe feste: in dieser Stellung warfen sie so lange mit Kieselsteinen nach ihnen, bis sie von der Höhe in die Tiefe herab stürzen mußten, nachher giengen sie davon, lachten und ergözten sich über das Vergnügen, so sie sich bey dieser Ceremonie gemacht hatten. Die Ichthyophager<sup>(19)</sup> warfen alle ihre Todtenkörper ins Meer, gleichsam als ob sie sowohl dem Meere als den Fischen, die ihnen zur Nahrung dienten, eine Art von Tribut bezahen wolten. Die colchischen Völker<sup>(20)</sup> begruben die Weiber; die Männer aber neheten sie in Ochsenhäute, und hingen sie an Bäumen auf. Die Völker Thraciens, die bey der Geburt ihrer Kinder weineten, erwiesen ihnen die letzte Schuldigkeit mit aller ersinnlichen Freudenbezeugung.

D6

(15) VALER. MAX. lib. I c. I. PLINIUS lib. 13 c. 13. (16) NICOL. DAMASC. apud *Strobacum* Sermon. 120. STRABO lib. 15. AMMIAN. MARCELL. lib. 19. PROCOP. de bello persico lib. 1. (17) AGATHIAS lib. 2. (18) HERODOT. lib. 1. 3 et 4. STRABO lib. 14. DIODOR. SIC. lib. 4. (19) DIODOR. SIC. lib. 3. (20) NIC. DAMASC. *αλχη*.

Ob nun wol die von diesen Gewonheiten handelnde Schriftsteller, in Absicht des Grundes und des wesentlichen Inbegriffs der Sachen, die Wahrheit gesagt haben mögen; so bin ich dem ungeachtet überzeugt, daß die mehresten davon in Ansehung gewisser Umstände, die uns diese Völker weit wilder vorstellen als sie wirklich gewesen, falsch sind. In America, woselbst wir noch die mehresten von diesen Gebräuchen, oder wenigstens solche, die ihnen fast gleich kommen, antreffen, entdecken wir Bewegungsgründe, die dasjenige auf gewisse Maasse mildern und verbessern, welches, wenn es nur schlechtweg betrachtet wird, sich als etwas alzu wildes darstellt. Es ist wahr, daß es verschiedene Völker giebt, die ihre Alten auf vorbeschriebene Art umkommen lassen; sie denken ihnen aber einen Dienst damit zu erweisen, und sie dadurch von der Beschwerlichkeit eines Alters zu befreien, das gewisse Umstände weit unangenehmer als den Tod selbst machen. Es ist ferner wahr, daß sich einige finden, die mit den Leichen ihrer Verwandten ein Gastgebot anstellen; falsch hingegen ist, daß sie solche deshalb umbringen sollten, auf daß sie sich mit ihrem Fleische etwas zu gute thun wolten. Einige Völker in mittägigen America, die noch die Gewonheit haben, die Leiber ihrer verstorbenen Verwandten zu verzehren, thun dieses aus blossem Mitleiden: ein zwar übel angewendetes doch aber durch einigen Schatten der Vernunft angestrichenes Mitleiden; denn sie glauben ihnen ein weit ehrlicher Begräbniß dadurch zu verschaffen, als wenn sie selbige den Würmern und der Verwesung zum Raube überließen. Es kan nicht weniger möglich seyn, daß die alten Schriftsteller darin irrig gewesen, wenn sie von den thracischen Völkern erzählen, daß sie bey der Geburt ihrer Kinder geweinet, bey dem Tode der Menschen hingegen ungemein vergnügt gewesen: sie können darin geirret haben, sage ich, weil sie nicht verstanden, daß die Thränen der Eltern bey der Geburt ihrer Kinder eine Buß- und Religionsübung waren, die ursprünglich vor die Sünde angeordnet, und demjenigen gleiche, was die Tibaren in Gewonheit hatten, und was noch heut zu Tage die mittägigen Americaner bey ihrer Weiber Niederkunft beobachten. Gleichergestalt können sie in Absicht der Begräbnißgebräuche hintergangen worden seyn, da sie bey den thracischen Völkern Tänze und Gefänge dabey angetroffen; indem ihnen unbekant gewesen, daß tanzen und singen nach ihrem Begriff und nach ihrer Sprache eben so viel als Weinen ist. Ueberhaupt kan man auch sagen, daß aller Warscheinlichkeit nach falsch sey, daß es eine einzige Nation gegeben, die sich aus dem Tode der Ihrigen eine Freude gemacht haben sollte: heutiges Tages ist uns zum wenigsten keine bekant, die nicht über das Ableben ihrer Freunde, und Mitbürger, und über alle andre Personen, die ihnen nicht anders als lieb seyn können, sehr betrübt seyn sollte, insbesondre wenn diese die Welt frühzeitig verlassen müssen.

Einige Völker im mittägigen America zerfleischen die Leiber ihrer Krieges männer, und ihre Verwandte verzehren ihr Fleisch, wie ich bereits angeführt habe: und nachdem sie damit fertig worden, heben sie eine Zeitlang ihre Gerippe mit besondrer Ehrerbietung in ihren Cabanen auf; und füren selbige an stat der Fahnen mit sich, wenn sie zu Felde ziehen, wodurch sie den Muth der Ihrigen anfrischen, ihren Feinden aber ein Schrecken einzujagen vermeinen. Andre hingegen lassen sie in der Erde bis nach Ablauf eines Jahres verwesen, und alsdenn erweisen sie ihnen neue Pflichten, wie ich bald mit mehrern zeigen werde.

In dem mitternächtigen America beobachten die Illinoisen aumoch den Gebrauch der colchischen Völker, indem sie blos die weiblichen Leichen einscharren, die Leichname der Männer aber in rohe Häute wilder Ochsen, oder andrer auf der Jagd erlegter Thiere



einnehen, und sie an Bäume aufhängen. - Die Huronen und andre Völker dieser Gegend legen ihre Todtenkörper in grosse Kasten, welche auf vier, zehn, oder funfzehn Fus hohen Pfeilern ruhen; eben auf die Art, wie *Nicolaus Damascenus* <sup>(21)</sup> schreibt, daß die Phrygier mit den Leichen ihrer Priester oder Corybanten zu thun pflegten. Die Troquoisen, Caraiben und Brasilianer nebst den mehresten andern folgen der Art, die Todten in die Erde zu scharren, und beobachten solche, wenigstens in Ansehung der Kriegesmäñner, eben so, wie der Verfasser anführt, dessen letztere Worte von angezogener Stelle besonders merkwürdig sind; denn sie geben der Erde, als der allgemeinen Mutter der Menschen, den Leib nicht nur wieder, sondern sie stellen ihn auch in eben die Stellung, worin die Frucht im Leibe der Mutter liegt: *Redditur enim terrae corpus, et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur* <sup>(22)</sup>. Sie beobachteten auch selbst mannigmal dasjenige, was *Herodotus* <sup>(23)</sup> von den Tasamonern erzählt, welche, da sie eben die Gewohnheit hatten, die Todten zu beerdigen, sie solche schon in diese Stellung brachten, ehe sie noch den letzten Odem von sich bliesen.

Wie sie dem Tod mit einem weit ruhigeren und gelassenern Wesen, als wir, in die Augen sehen; so trifft man bey ihnen auch nicht die Behutsamkeit in Bezeigung eines falschen Mitleidens, noch die, Christen so unanständige, Zärtlichkeit an, welche veranlaßt, daß man sich nicht unterstehet, einem Sterbenden die Gefahr, worin er schwebt, anzukündigen, ohnerachtet es seine Ewigkeit betrifft; man wil ihn lieber gefären, als ihn erschrecken. Unter den Wilden aber geschieht es gar häufig, daß man einem Kranken ohne Bedenken saget, daß es mit ihm zu Ende gehe, und er nicht davon kommen werde. Man glaubt auch so gar, ihn dadurch aufzurichten, wenn man ihm, gleichsam als ein Merkmal der zu ihm tragenden Achtung, die kostbaren Kleider und andre Zierrate zeigt, die er mit ins Grab nehmen sol; welche mehrentheils lange zuvor mit eben dem Gleisse und aus eben dem Grunde der Zärtlichkeit, als die Penelope an dem Sterbekleide ihres Schwiegervaters Laertes gearbeitet, verfertigt worden. Der Kranke ist auch oftmalen der erste, der sich das Urtheil fället, und seinen Tod den Anverwandten zuerst ankündigt. Er läßt zu dem Ende seine Freunde zusammen berufen, giebt ihnen ein Gastmal, und nimt Abschied von selbigen: er giebt ihnen selbst Trostgründe über seinen Abgang an die Hand, und dieses geschieht mit eben der Gleichgültigkeit, als wenn er sich nur zu einer kleinen Reise anschicken wolle; er läßt sich waschen, mit Del bestreichen, bemalen, und noch bey seinem Leben in die Kleidung einhüllen, womit er ins Grab gelegt seyn wil. Wie viel Europäer würden nicht in diesem widrigen Zeitpuncte bey dem Anblicke einer so traurigen Zubereitung blos vor Schrecken des Todes seyn?

Einen Augenblick zuvor, ehe der Leichnam ins Grab gelegt wird, schneidet ihm der Ceremonienmeister auf dem Wirbel des Haupts einen Büschel Haare ab, und giebt solchen seinen nächsten Verwandten, wie *le Jeune* <sup>(24)</sup> anführt. Dieses Beginnen ist nicht ohne ein Geheimnis: es war bey den Heiden geheiliger, welche die Haare als den höllischen Göttern gewidmet betrachteten, und glaubten, daß die Sterbenden oder Todten nicht in die Hölle gelangen könnten, wenn sie nicht durch die Opferung dieser Erstlinge dazu

(21) NICOL. DAMASC. apud *Strobachum* Serm. 120.

(22) CICERO loc. cit.

(23) HERODOT. lib. 4 n. 150.

(24) Relation de la Nouvelle France pour

L'an 1634. ch. 4.









dazu eingeweiht worden. Welches dem Euripides <sup>(25)</sup> Anlaß gegeben, den Orcus oder Charon aufzuführen, welcher, da er von der Alceſtis redet, ſagt: „Dieſe Frau ſteigt in des Plutos Haus hinab; ich gehe zu ihr, ſie mit dieſem Eiſen dazu einzunweihen. Denn jederman, wer er auch iſt, dem dieſes Eiſen die Haare abgeſchnitten, iſt ein den höllischen Göttern gewidmetes Opfer.“ Nach dem Euripides hat Virgilius <sup>(26)</sup> gleichfalls gedichtet, daß Juno die Iſis zu der ſterbenden Dido geſchicket, daß ſie ſelbiger die der Proſerpina geweihten Haare abſchneiden ſolte, weil ſonſt ihre Seele nicht von dem Leibe entbunden werden und die Ufer des Styx erreichen könnte. Selbſt denen zum Opfer beſtimmten Thieren wurden von der Stirne oder zwiſchen den Hörnern einige Haare abgenommen, und den höllischen Vertheilt, ehe ſie geſchlachtet wurden, geopfert. Es ſcheinet, daß die Kirche in ihren Kindern dieſen heidniſchen Gebrauch heiligen wollen, da ſie geordnet, daß diejenigen, die ſich dem Altar widmeten, ſich durch Scherung einer Platte dazu erſt einweihen müſſen, welches für ſie ein Symbol eines myſtiſchen Todes und einer gänzlichen Entſagung der Welt und alles irdiſchen Prachtes iſt.

Fast alle Völker ſind der Thorheit ergeben, mit den Todten, insbeſondere wenn es fürſtliche oder andre angeſehene Perſonen geweſen, koſtbare Mobilien, groſſe Schätze, Opfer, und allerhand Gerichte in Ueberfluß, entweder mit zu verſcharren, oder ſie nebst ihnen auf dem Scheiterhaufen durchs Feuer verzehren zu laſſen. Ja dieſe Gewohnheit wurde dergelt übertrieben, daß ſie auch ſo gar alle den verſtorbnen liebgeweſene Perſonen, bis auf die Sklaven, ja ſelbſt ihre Weiber, ſo wie noch heut zu Tage in Indien geſchiehet, mit aufopfert; gleichſam als ob alle dieſe Dinge und Perſonen ihnen nach dem Tode noch nützlich ſeyn, und ihre Seelen bis an den Ort der Ruhe begleiten würden. Selbſt die Juden und Chriſten haben den Jhrigen dergleichen Ehre erwieſen, welche dieſen heidniſchen Gewohnheiten faſt bis auf die Barbarey ſehr nahe gekommen.

Cäſar <sup>(27)</sup> gedenkt gewiſſer tapferer Gallier, die ſich der Perſon eines Groſſen dergelt gewidmet gehabt, daß ſie ſein gutes und widriges Schickſal mit ihm getheilt: wenn es ſich alſo zugetragen, daß er umkam, ſo lieſſen ſie ſich inſgeſamt entweder mit ihm tödten, oder ſie brachten ſich nach ſeiner Niederlage ſelbſt ums Leben, ohne daß ſich bey Menſchen Gedenken ein einziger gefunden, der es an dieſem Antriebe der Ehre ermangeln laſſen. Bey den Natchern in Louiſiana hat der Befelshaber oder die Befelshaberin (nemlich ſeine Mutter, Mühnen oder Schwestern mütterlicher Seite, welche nach den Regeln der Gynäcocratie der Nation vorgeſet, weſhalb man ihr eben die Ehrerbietung als dem Befelshaber ſelbſt erweiſet) ebenſals ſowol einer als die andre, eine gewiſſe Anzal Perſonen, die ihnen eben auf ſolche Art ergeben ſind, und denen ſie in ihrer Sprache einen ſolchen Namen beilegen, der mit der Bedeutung gänzlich ergeben überein kömt. Dieſe Perſonen begleiten den Befelshaber oder die Befelshaberin aller Orten; ſie werden auf ihre Koſten unterhalten, ſind allemal über ihre Wohlfart wachſam, und nehmen an allen ihnen zuſtoſſenden Glücks- und Unglücksfällen, Theil. Die gröſſte unter allen dieſen Widerwärtigkeiten iſt der Tod deſjenigen oder derjenigen, denen ihr Leben gänzlich gewidmet iſt; denn ſobald dieſe die Schuld der Natur bezalet, ſo ſind ſie ebenſals zu ſterben gehalten. Auch ſtehet ihnen nicht einmal frey, die Art des Todes

M n n 2

zu

(25) EURIPIDES in Alceſt.  
de bello gallico lib. 3.

(26) VIRGIL. Aeneid. lib. 4.

(27) CAESAR



zu wälen, sondern sie müssen sich den Landesgebräuchen unterwerfen, und im Gepränge sterben. Denn wenn der Leichnam des oder der Verstorbenen annoch auf dem Steine ausgefetzt ist, der sich am Eingange des Tempels befindet, und man im Begriff ist, das Begängnis zu beschließen; so wird diesen unglückseligen Schlachtopfern ein langer Strick um den Hals geschlungen, der sie insgesamt zusammen hält, und an beiden Enden durch die, so sie erwürgen sollen, fest gehalten wird. In diesem Zustande fangen sie eine Art eines Tanzes und Gefanges an, so einige Zeit währet: nachher wird an beiden Enden gezogen, und man siehet sodenn diesen Elenden auf eine klägliche Art die Hälse zuschnüren; wobey sie sich noch bis auf den letzten Augenblick befeßigen, Tact und Cadenz bey zu behalten. Dieses war, wie man mir versichern wollen, (denn ich rede hier nicht nach eignem, sondern nach anderer Reisenden Zeugnis) das unter ihnen befindliche Geseze. Seitdem sich aber die Franzosen in diesem Lande niedergelassen, sind sie gehindert worden, ein so unmenschliches Opfer ferner zu verrichten. Man kan sicher glauben, daß diese Hinderung denen, die einem so strengen Geseze unterworfen waren, eben nicht zuwider gewesen seyn wird.

Auf der Insel Hispaniola war ein gleichmäßiger Gebrauch üblich. Oviedo <sup>(28)</sup> sagt, daß man bey dem Tode der Befelshaber, die sie Taciken nennen, nebst ihm, viele Personen beiderley Geschlechtes, insbesondre aber viele seiner Weiber, lebendig begrabe; welche sich aus dergleichen Tode eine Ehre machten, und sich fest einbildeten, daß sie ihre Herren in den Himmel oder in die Sonne begleiten würden. Lopez de Gomara <sup>(29)</sup> versichert eben dieses, das annoch durch Petrus Martyr <sup>(30)</sup> bestätigt wird, als welcher sagt: daß, als der Tacike Behucio die Schuld der Natur bezahlet, seine Schwester Anacaona viele seiner Weiber lebendig mit ihm begraben lassen wollen; einige sich eben gegenwärtig befindne französische Mönche aber hätten durch ihr Bitten so viel erhalten, daß sie sich damit begnügen, eine einzige mit ihm beerdigen zu lassen, welche durchaus den Vorzug vor den andern haben wolte: diese Person sey sehr schön gewesen, und habe ihren schönsten Schmuck an sich gehabt, auch vor ihrer Einscharrung nichts weiter als ein Gefäß mit Wasser, ein Mays- und ein Cassavabrod ins Grab bringen lassen.

So viel die übrigen Wilden anlanget, öhnerachtet sie in diesem Falle eben den Grundlehren, als die alten Heiden, zugethan sind; so habe ich doch nicht gehört, daß sie die Sache bis auf diese Ausschweifung der Grausamkeit getrieben, und Personen aufgeopfert haben, an welchen die Nation viel eher Antheil nehmen, als durch die Menge der Schlachtopfer die Trauer vergrößern sollen. Es ist zwar an dem, daß sie ein Hundeffressen aus dem Verstorbenen machen; und, indem sie einen Sklaven todt schlagen oder verbrennen, der ihnen an stat eines ihrer Todten überliefert worden, dabey glauben, daß sie des Verstorbenen Geist dadurch beruhigen, wenn sie ihn auf bereits beschriebene Art ums Leben bringen: an dem Tage ihrer Beerdigung aber siehet man weiter nichts blutigeres noch unmenschliches; sie legen überdem nur gar wenig Sachen in das Grab oder in den Sarg: das Kleid womit er angethan ist, einige kleine Brodte, ein wenig Sagamite, sein Kessel, sein Petumbentel, Calumet, ein Krug vol Del, etwas weniges Porcellain, ein Kam, Waffen, Farbe sich zu bemalen, und andre dergleichen Kleinigkeiten machen den ganzen Vorrat aus, den er ihrer Meinung nach, mit in die andre Welt nimt.

Viel-

(28) GONZALES D'OVIEDO Hist. de las Indias lib. 5 c. 3.  
Hist. gen. des Indes liv. 1 c. 28.

(29) GOMARA

(30) PETR. MARTYR decad. 3 lib. 9.

Vielleicht glauben sie den Todten noch einen grössern Gefallen zu thun, wenn sie unter seine zurückgebliebene Freunde und alle ihm lieb gewesene Personen alles, was ihm zugehört hat, und was sie ihm selbst noch länger gebrauchen zu können gewünschet, theilen.

Man würde sagen, daß alle die Bearbeitungen, aller vergossener Schweiß und alles Gewerbe der Wilden fast einzig und allein da hinaus laufe, ihre Todten zu beehren. Zu diesem Ende ist ihnen nichts zu kostbar. Sie verschwenden alsdenn ihre Wiber-  
röcke, Getreide, Beile und Porcellain in solcher Menge, daß man glauben sollte, als ob sie solches im geringsten nicht achteten, ohnerachtet es des Landes grösste Reichthümer sind. Man siehet sie in der strengsten Winterung fast nackend gehen, da sie doch Pelze und andre Röcke im Kasten liegen haben, welche sie aber zu ihrem Begräbnis aufbehalten. Denn ein jeder suchet eine Ehre oder Religionsantrieb darinnen, zu dieser Zeit bis auf die Pracht und Verschwendung freigebig zu seyn; daß man mit Recht sagen kan, daß bey allen Wilden überhaupt in Absicht ihrer alten Gewohnheiten nichts mehr Aufmerksamkeit erfordere, als die Ehrerbietung vor die Todten und das Andenken ihrer Vorfaren.

Damit der hierzu erforderliche Aufwand bestritten werden möge, so bedecken die Anverwandten und Freunde den Leichnam die Zeit über, da er noch in der Cabane aufgesetzt ist: sie bringen nemlich Geschenke herzu getragen, sein Vergängnis damit zu beehren. Diese Geschenke machen gleichsam einen Theil des Testaments des Verstorbenen aus, wozu die von der Cabane den mehresten Theil beitrugen; und nicht das geringste vor sich, auch nicht einmal die Sachen, die ihm zugehörig gewesen, behalten, dieweil durch derselben Erblickung das Andenken seines Todes nur erneuert werden möchte: sie thun vielmehr von dem Ihrigen in so grossem Ueberflus hinzu, daß sie sich beinahe gänzlich dadurch erschöpfen.

Von diesen Geschenken werden einige auf Stangen gesteckt, andre auf erhabne Gerüste gelegt; solches geschieht erstlich in der Cabane, hernachmals aber an dem Begräbnisorte. Während der Zeit, da man den Leichnam in seinem Grabe zuschickt, steigt einer der vornehmsten auf ein zwey oder drey Stufen erhöhtes Gerüste, und macht mit erhabner Stimme die Austheilung dieser frommen Vermächtnisse, deren Werth sich nach dem Vorzuge und nach dem Ansehen des Verstorbenen sehr hoch erstrecket.

Diese Austheilungen waren bey den Römern ebenfalls sehr gemein, und bestunden entweder in Gelde, oder andern brauchbaren Dingen, als Getreide, Wein, Del, Esswaaren und Salz; so wie es noch auf Münzen, Aufschriften, Leichensteinen und andern uns von der Verwefung des Altertums übrig gebliebenen Denkmalen angetroffen wird.

Ausser dieser Verschwendung der Dinge, welche doch denen, die sie erhalten, nützlich sind, trift man bey den Troquoisen und Huronen noch eine andre Art an, welche keinen andern Zweck als die Ruhmsucht zu haben scheint, weil sie darin bestehet, daß eine grosse Menge Getreide vor die Thüre der Cabane geschüttet und sorgfältig mit Füßen zertreten wird, damit es von niemanden aufgehoben und genuset werden könne. Das allergeringste, so vor eine Privatperson dergestalt ausgeschüttet wird, ist sein gehabter Vorrat, und dasjenige, wovon er sich ein Jahr lang nähren können. Ich habe nötig erachtet, diesen Umstand um deshalb zu berühren, weil er uns Gelegenheit geben kan, zu mutmassen, daß man ehemals in einigen Landschaften Frankreichs eben diese Gewohnheit gehabt, woselbst man noch jezo vor den Thüren verstorbenen Personen, wenn sie verheiratet



gewesen und eine Familie hinterlassen, zwar kein Getreide, sondern an stat dessen Stroh und Hülsen, zum Zeichen des Todes zu streuen pflegte. Dieses kan wirklich ein Ueberbleibsel der alten Übung seyn, wovon die Religion und die Zeit den Mißbrauch abgefondert, indem sie einer nutzbaren Sache, die dem Aberglauben und der Eitelkeit geopfert wurde, das Unnütze eben derselben Sache an die Stelle gesetzt; um so mehr, da man daraus eine Lehre nehmen können, daß nach der Redensart der heiligen Schrift<sup>(31)</sup> alles Fleisch wie Heu ist.

Ihre Gräber sind kleine runde und einem Brunnē gleiche Behältnisse; weshalb sie auch vor Zeiten bey den Alten *Puticuli* genennet wurden<sup>(32)</sup>. Inwendig werden sie aller Orten mit Baumrinden ausgetäfelt, und nachdem der Leichnam hinein gebracht ist, so wird ein klein Gewölbe, mit dem Erdboden fast horizontal, von eben dergleichen Baumrinden und Pfälen darüber errichtet, und mit Steinen und Erde auf eine gewisse Höhe beschüttet; weshalb dergleichen Grab ehemals auch *Agger* und *Tumulus* genennet ward. Nachher wird dieser ganze Raum eingeschlossen, und ein Gehäule von Baumrinden oder Brettern darüber erbauet; oder man umpflanzt es auch wol mit Sängern, die oberwärts an einander gefügt werden, dergestalt, daß dieses Gebäude eine kegel- oder pyramidenförmige Gestalt überkomet: Gewis, ein einfältiges Model von dem, was diese Denkmale ihrem ersten Ursprunge nach gewesen; die aber durch die Eitelkeit der Menschen allmählig in prächtige *Mausolea* verwandelt worden, welche, diesem ohngeachtet aber, die alles verzehrende Zeit sowol, als die darunter begraben liegende Leichname, aufreibet.

Dem Grabe wird der *Cippus* beigefügt. Dieser bestehet aus einer Seule in Form eines Siegeszeichens, woran man, wenn der Verstorbne ein Kriegermann gewesen, sein Ebenbild und seine große Thaten auf eben die Art entworfen erblickt, als ich bereits bey Gelegenheit der caustischen und hieroglyphischen Bilder beschrieben habe; diesen werden annoch einige seiner Waffen oder sein Ruder beigefügt. Ist es aber eine Frauensperson, so werden die Riemen, womit sie ihr Geräthe getragen, oder andre ihrer Verrichtung gemäße Dinge daran aufgehänget.

Und endlich, damit diese Begräbnisceremonie durch eine noch mehrere Kenlichkeit mit den Gebräuchen der Alten (auf eben die Art, wie man vor Zeiten bey einem Grabe das Schauspiel eines Zweikampfs der Fechter angestellt, deren Einföhrung dieser Trauerceremonie zuzuschreiben, und die selbst von dem Namen des Grabmals *Bustuarii*<sup>(33)</sup> genennet wurden,) beschlossen werden möge; so endigen die Wilden ebenfals dieses Trauerfest durch ein Spiel, welches aber nicht so was blutigeres und barbarisches, als der Kampf der römischen Fechter war, an sich hat. Einer der Befelshaber, der bey dieser Ceremonie den Vorrath hat, wirft von dem Grabgehäule mitten unter den Haufen der jungen Leute, einen Stock eines Fusses lang herab, oder er giebt solchen einem der stärksten unter ihnen selbst in die Hand: so gleich bemühen sich alle die übrigen, ihm solchen zu entreißen; da hingegen derjenige, der ihn hält, solchen, so viel möglich, zu behalten sucht. Dieser Befelshaber wirft auch ebenfals unter die jungen Weiber oder Mägdchen einen gleichmäßigen Stock, die nicht weniger bemühet sind, solchen zu überkommen oder zu behalten. Nach Endigung dieses Kampfs, der ziemlich lange dauert, und ohnerachtet er ernst-

(31) *Esaiä* 47, v. 6

(32) *RHODIGIN.* lib. 10 c. 17.

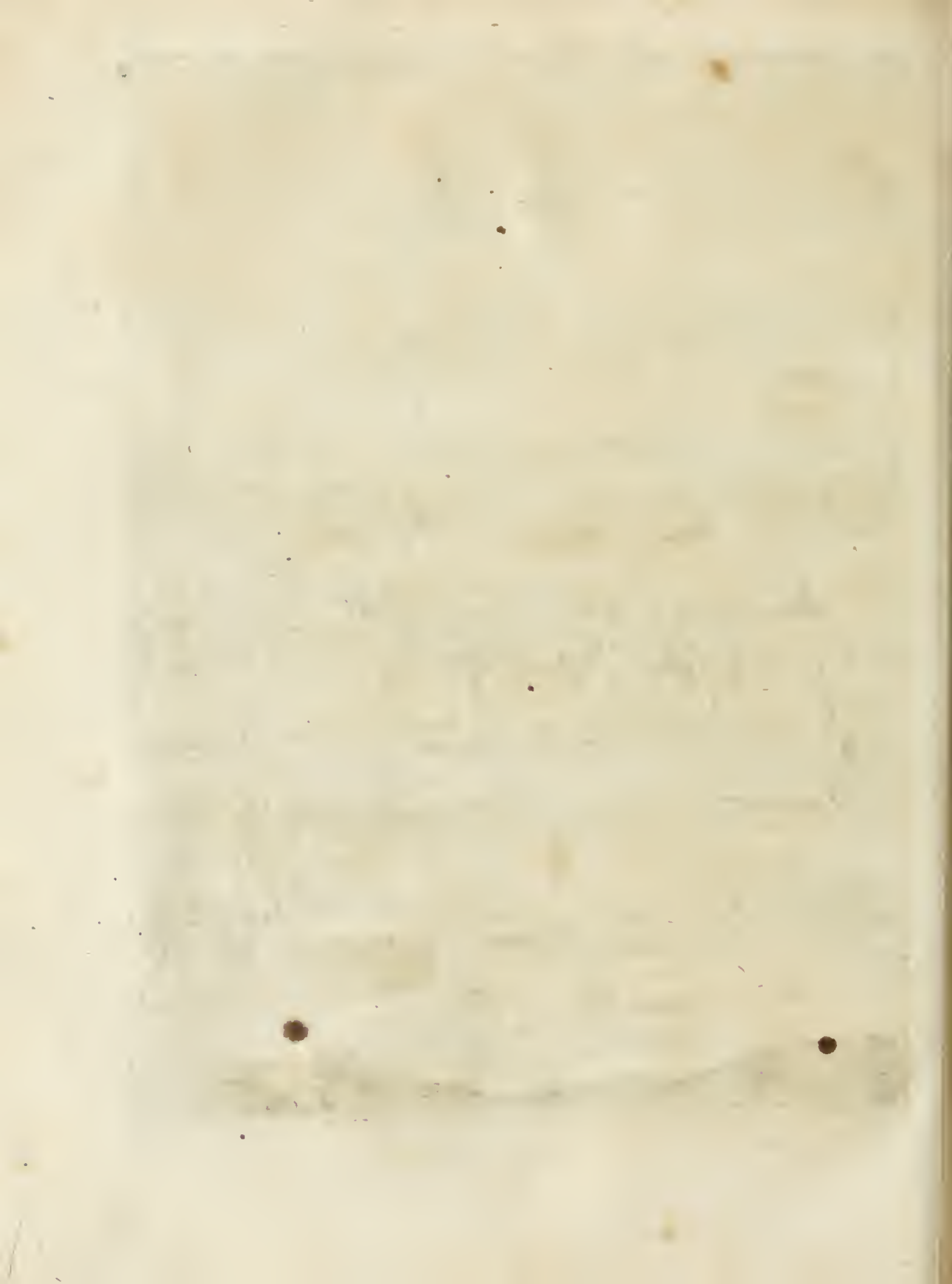
(33) *CALEPIN.*

*Bustuarii.* Gladiatores dicti sunt, qui ante sepulchra in honorem defuncti digladiabantur. *CIC. in Pison* Si mihi cum illo Bustuario gladiatore et tecum et cum Collega tuo decertandum fuisset.









ernsthaft ist, dennoch spasshaft anzusehen ist, wird der Preis, der diesem oder jenes, so den Sieg davon getragen, bestimmt ist, ausgetheilet; hernachmals begiebt sich jederman nach Hause. Man wird aus dem, was ich bereits angestrichet, bemerkt haben, daß die Spiele an ihren Religionsübungen mit Antheil haben; ich habe bereits gezeigt, wie die Warsager einige derselben zu Beförderung der Genesung vor die Kranken anordnen: hier siehet man nun Begräbnißspiele, die zu Ehren der Verstorbenen angestellt werden. Auf eben die Art wurden die feierlichen Spiele der Griechen zu Ehren ihrer Halbgötter veranstaltet, und bey dem Grabe ihrer Helden gehalten: solches könnte einen Beweis abgeben, daß diese Spiele ihren ersten Ursprung der Religion schuldig sind.

Ob schon diejenigen, die von der Gymnastik der Alten gehandelt, dieser Spiele nicht gedacht, auch selbige wol nicht gekant haben mögen; so sind doch die Uebungen mit dem Hebebaume unter den Römern sehr üblich gewesen. Salustius<sup>(34)</sup> giebt uns solches zu erkennen, wenn er von dem grossen Pompejus sagt: daß, als er den Anfang gemacht, sich zu bilden, um der grosse Held zu werden, der er auch nachher wirklich geworden ist, so habe er mit den leichtesten gesprungen, mit den Flüchtigsten gelaufen, und mit den Stärksten um den Hebebaum gerungen.

Vorgemeldete Beerdigungsart ist fast allen mittägigen americanischen Völkern<sup>(35)</sup> gemein. Ihre Gräber sind auch insgesamt rund. Und wenn sie den Leichnam wohl mit Fette bestrichen haben, so lassen sie ihn in seiner Hangematte hinab. Er behält im Grabe die Gestalt eines sitzenden Menschen, indem er die Beine gegen die Hüften gebogen, die Elbogen zwischen den Beinen und das Gesicht auf seine Hände gestützt hält. Ehe der Körper bedeckt wird, so umgeben die Weiber unmittelbar das Grab, und setzen sich auf ihre Fersen; hinter ihnen sitzen die Manspersonen in eben dieser Stellung<sup>(36)</sup>. Als denn fangen die Weiber ihre Nänien an, vergiessen Thränen in Ueberflus, und machen ein solches erbärmliches Geheule, daß dadurch die unempfindlichsten Herzen bewegt werden möchten. Ihre Männer thun es ihnen nach, und schwimmen ebenfalls in Thränen, jedoch ohne einen Laut von sich zu geben: sie umarmen sie mit der einen Hand, und schlagen die andre öftermalen um ihre Arme, gleichsam als wenn sie ihnen Trost zusprechen oder zum fernern Weinen anreizen wollen. Wenn die Nänien geendigt sind, so bedeckt eine Mansperson das Grab mit einem Brete, und die Weiber beschiitten solches mit Erde. Endlich zünden sie auf dem Grabe die Opfer und alles Hausgeräthe des Verstorbenen an. Ist der Verbliebene ein Hausvater gewesen, so wird das Grab in seiner eignen Cabane oder in dem daran stossenden Garten gemacht; wobey sie die Gewonheit haben, auf dem Grabe ein kleines Gehäuf aufzurichten.

Bei allen Völkern, waren die Begräbnisceremonien nicht vor jederman einerley; sondern es wurden mehr oder weniger angestellt, nachdem der Verstorbne gering oder vornehm gewesen. Dabey hatte auch sowol die Religion als die Pollicey ihre eignen Gesetze. Die weltliche Gerechtigkeit beraubte die Missethäter von dem Rechte der Beerdigung; und sie war um deshalb genötiget, auch nach dem Ziele ihres Lebens hart mit ihnen zu verfahren, damit das Laster desto stärker in die Augen fallen und bey andern einen Abscheu

(34) SALVST. apud Vegetium de re militari lib. 1 c. 9. p. 5. Cum alacribus saltu, cum velocibus cursu, cum validis vecte vertabat. (35) ROCHEFORT. Hist. Morale des Antilles liv. 2 c. 24. (36) DU TERTRE Hist. Nat. des Antilles Traité 7. ch. 1. §. 12.



Abscheu verursachen möchte. Es war durch ein von dem Numa gegebenes Gesetz verboten, denenjenigen die Beängnisfeierlichkeiten zu erweisen, welche vom Donner erschlagen wurden. Man verfuhr nicht weniger gegen die Leiber derer grausam, die sich selbst entleibet hatten. Bey denen, die im Kriege geblieben, auf der See umgekommen oder in fernen Ländern gestorben waren, gebrauchte man auch verschiedene und mancherley Arten der Feierlichkeiten.

40stes Kupfer.

Bey den Americanern ist die Veraubung des Begräbnisses ein unauslöschlicher Schandfleck und eine grausame Bestrafung. Es fanden sich Gesetze, sagen unsre Beschreiber, vor Kinder, die kurz nach der Geburt wieder verstorben waren. Es scheint auch, als ob sie dergleichen nicht weniger vor mancherley andre Fälle gehabt: wovon ich hier ein Beispiel von denen anführen wil, die erfroren oder im Schnee umgekommen; ingleichen von denen, die das Unglück gehabt zu erlaufen.

Sie glaubten sodann, daß dem ganzen Lande ein grosses Unglück bevorstände, und daß der Himmel auf sie zürne. Daher vergassen sie nichts, womit sie ihn zu besänftigen vermeinten. Sie suchten die Körper mit besondrer Sorgfalt auf, und wenn sie so glücklich waren, selbige wieder zu finden, so ereignete sich ein ungemeiner Zusammenlauf der ganzen Dorfschaft, gleichsam als wenn dieser Vorfall die ganze Nation anglenge. Man vermehrte die Zahl der Geschenke, und verdoppelte die Feste. Hernachmals wurde der Körper an den algemeinen Beerdigungsort gebracht, und auf eine erhabene Matte aufgestellt: an der einen Seite derselben wurde eine Grube gegraben, an der andern aber ein gros Feuer, gleich als wie bey einem Opfer, gemacht; und das Fleisch des Verstorbenen mußte dabey das Opfer seyn. Unterdeß umgaben die Pollinctores, oder die jungen Leute, die dazu bestimmt waren, den Leichnam, und schnitten mit Messern alle fleischichte Theile davon ab, die zuvor durch einen Ceremonienmeister oder durch einen Warsager abgezeichnet waren. Diese Stücken Fleisch wurden, sobald sie abgeschnitten waren, so gleich ins Feuer geworfen. Nach diesem öffneten sie den Leichnam, und nahmen das Eingeweide heraus, welches ebenfalls der Flamme zur Beute dienen mußte; worauf sie den solchergestalt zerklüfteten Körper in die gemachte Grube schmissen.

Während dieser Zeit hielten die jungen Weibespersonen, unter welche sich des Abgelebten Verwandtinnen mit einmischten, eine Art von Procession; giengen um die Manspersonen herum, und ermahnten sie, sich bey dieser betrübten Verrichtung wohl zu betragen; woben sie jedwedem einige Porcellaintörner in den Mund steckten, die ihrer barmherzigen Grausamkeit gleichsam zur Vergeltung dienen sollten. Wenn man es an dieser Ceremonie ermangeln lies, so sahen sie alle widrige Zufälle, die ihnen hernachmals begegneten, als eine Strafe des Himmels an.

Thomas Fuller <sup>(37)</sup> wil bey dieser Gelegenheit zwey Stellen der heiligen Schrift, die von dem Leichnam des Königes Sauls und seiner Kinder aufgezeichnet sind, in Verbindung stellen. Die eine findet sich im 31 Cap. des 1 Buchs Samuelis, woselbst gesagt wird: daß die streitbaren Männer zu Jabes in Gilead des Sauls Leichnam und seiner Söhne von der Mauer zu Bethsan hinweggenommen, sie nach Jabes gebracht, und sie daselbst verbrant; hernachmals aber ihre Gebeine unter dem Baum zu Jabes begraben hätten. Die andre Stelle findet sich im 10 Cap. des 1 Buchs der Chronica, welche nur blos dieses in sich faßet, daß sie ihre Gebeine unter einer Eiche zu Jabes Gilead begraben. Ermeldeter Verfasser verbindet beide Stellen aber folgendergestalt:

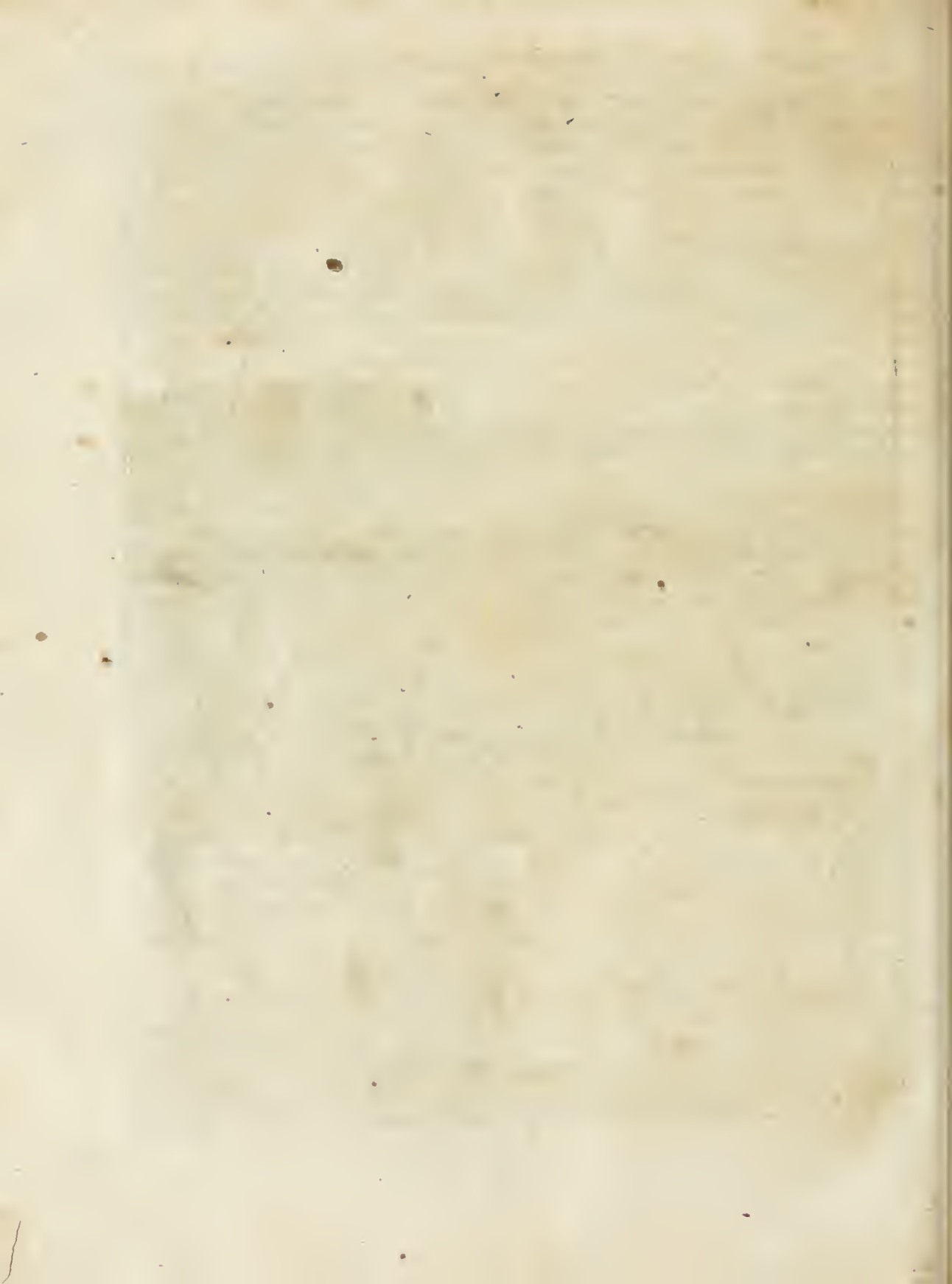
„Die

(37) THOM. FULLER in Pisgah. Sigt of Palestin. lib. 2 c. 2.









„Die Starken in Jabes Gilead machten sich des Nachts auf, giengen über den Jordan, nahmen die Leichname Sauls und seiner Söhne, brachten sie mit sich, verbrannten ihr Fleisch, und begruben ihre Gebeine unter einer Eiche zu Jabes.“ Ich weis nun nicht, auf welche Autorität er sich stützet, eine solche Erklärung zu machen. Vielleicht könnte man sagen, daß sie in Gebrauch gehabt, den Körper, da er verbrant wurde, vorher zu entfleischen, so wie wir von der gegen die Taciken auf der Insel Hispaniola üblichen Gewonheit, angefüret haben.

Die Troquoisen und Huronen nebst den mehresten stättigen Völkern, haben gemeinschaftliche Begräbnißörter bey ihren Dörfern. Unter denen Nationen, die oberhalb Neufrankreich wohnen, finden sich Leute, die, da sie die Leichname ihrer Verwandten und der ihnen lieb gewesenenen Personen dörren lassen, solche endlich wieder zu sich nehmen, und sie in ihren Cabanen sorgfältig aufheben: worin sie dem nachahmen, was von den Egyptern gesagt wird, die sie ihren Gläubigern als ein Unterpfand in die Hände lieferten; die denn bey diesem Unterpfande weit gesicherter als bey der bündigsten Schuldverschreibung waren<sup>(38)</sup>. Die Algonquinen und übrige herumsehweifende Völker begruben die ihrigen in den Wäldern an dem Fusse eines grossen Baums.

Thomas Fuller<sup>(39)</sup> mutmasset, daß es bey den Hebräern ein Religionspunct gewesen, ihre Begräbnißstätte an dem Fusse einer Eiche zu wählen: indem diese Bäume den Winter über erstorben zu seyn, im Frölinge aber wieder aufzuleben scheinen; welches er als ein Symbolum der künftigen Auferstehung der Leiber am Tage des Gerichts an giebt. Wir haben Beispiele genug, daß die Heiden in den erstern Zeiten eben diese Gewonheit gehabt. Ich wil mich aber blos mit dem begnügen, welches Virgilius<sup>(40)</sup> von dem Grabe des Königes der Laurentiner Demetrius beibringt:

Fuit ingens, monte sub alto  
Regis Derceni terreno ex aggere bustum  
Antiqui Laurentis, opacae ilice tectum.

Vielleicht ist warscheinlicher, daß dieses die allezeit grünenden Eichen gewesen, welche auf eine weit natürlichere Art ein Symbolum der Unsterblichkeit abgeben können.

Die Begräbnißfeierlichkeiten, welche man zu allen Zeiten den Verstorbenen erwies, und die Vorsichtigkeit, die man gebrauchte, nichts an der eingefürten Gewonheit er mangeln zu lassen, haben nichts als die gemeine Meinung aller Völker zum Grunde gehabt, nach welcher die abgeschiedenen Seelen, bey Unterlassung der geringsten Kleinigkeit von dem, was man bey dem Begängnis der Leiber nödig zu seyn erachtete, viel auszustehen hätten.

§. 7.

Es ist schwer, dasjenige recht aus einander zu setzen, was die Alten in Absicht der Meinung der Seelen nach ihrer Trennung von den Leibern vor Meinungen gehabt haben. Sie schei-  
nen in Absicht der Meinen.

(38) DIODOR. SIC. lib. I.  
GIL. Aeneid. lib. XI. sub fin.

(39) THOM. FULLER loc. cit.

(40) VIRG.



nen zwei Seelen in Einem Körper geglaubt zu haben: die eine nemlich, welche an dem Ufer des Styx so lange herum irrete, bis dem Leichnam die letzte Ehre erwiesen worden, hierauf fuhr sie über diesen Fluß; sie erhielt von den dreyn fürchterlichen Richtern, dem Minos, Aeacus und Rhadamanthus, ihr Urtheil; sie erduldet entweder die durch ihre Verbrechen verdiente Bestrafung in den verschiedenen Stufen des Tartarus, oder sie empfing die ihrem Wohlverhalten gemäße Belohnung in den Elysäischen Feldern, oder wol gar in dem Himmel selbst, wenn sie ihre Heldenthaten unter die Zahl der Helden und Halbgötter erhoben hatten. Die andre Seele war nicht so wesentlich, sondern nur gleichsam der Schatten, Ebenbild und Bildnis der erstern: diese blieb in dem Grabe zurück, oder flatterte mannigmal um selbiges herum; sie konnte durch den Weg der Zauberey leichtlich beschworen werden; sie zeigte sich auch von selbst verschiedenen Personen, insbesondre aber den Anverwandten und Freunden; sie erschreckte ihre Feinde, indem sie das Amt der Furien verwaltete, und verschwand wie ein Dunst, wenn man sie am festesten zu halten vermeinere.

Andre hingegen setzen blos den Schatten und das Bildnis in die Hölle. Auf diese Maasse läßt Homerus <sup>(41)</sup> dem Ulysses sagen, daß er des Hercules Schatten in den Elysäischen Feldern gesehen; er selbst aber sey im Himmel gewesen, wo er dem Götterfeste mit beigewonet habe. Lucretius <sup>(42)</sup> drückt sich hiersehalb sehr deutlich aus, wenn er sagt; daß Ennius sich eingebildet, als ob er in dem Tempel des Palus Acherusien sis gewesen, wohin weder unsre Leiber noch Seelen jemalen, wol aber gewisse Bildnisse gelangen, die von einer ungemein blassen Todtenfarbe seyn.

Esse Acherusia Templa

Ennius aeternis exponit versibus Edens,  
Quo neque perueniunt animae, neque corpora nostra,  
Sed quaedam simulachra modis pallentia miris.

Ovidius unterscheidet in einigen Versen, die ihm zugeignet werden, viererley Dinge an dem Menschen, die sich nach seinem Tode zertheilen: Die Manes, das Fleisch, den Schatten und den Geist. Das Grab schließt die Haut oder das Fleisch in sich; der Schatten flattert um selbiges herum; die Manes faren in die Hölle und gehen über den Styx; der Geist aber schwinget sich hinauf zu den Gestirnen.

Bis duo sunt homini: Manes, caro, spiritus, umbra.  
Quatuor ista, loci bis duo suscipiunt.  
Terra tegit carnem, Tumulum circumuolat umbra,  
Orcus habet Manes, Spiritus astra petit.

Inzwischen gebrauchen die Dichter ihrer Gewenheit nach, die Worte †) Manes, Schatten, Bildnisse und Bilder, ohne Unterscheid, gleichsam als wenn es gleiche Benennungen wären, und nichts als einerley Sache anzeigten.

Ihre Meinungen, die vielleicht nicht allzu deutlich gewesen, mögen nun beschaffen seyn, wie sie wollen, so ist doch so viel gewis, daß sie etwas im Grabe Zurückbleibendes glaubten,

(41) HOMER. Odyss. lib. XI. v. 601. LUCIANI dialog. mort.  
p. 4.

†) Manes, umbræ, imagines, simulacra.

(42) LUCRET. lib. I.

glaubten, selbst auch zu der Zeit, wenn der Leib mit allen Ceremonien hineingelegt worden, die deshalb gewöhnlich waren, damit die Seele in Ruhe gelassen werden sollte: es sey auch, daß es Schutzgeister gewesen, die im Leben die Führung gehabt, und welche sich noch bey dem Leichnam aufhielten; so wie die Schlange, welche Virgilius (43) aus dem Grabmale des Anchises hervorkommen, und selbige hernachmals, da sie von allen Opfern gekostet, welche Aeneas am jährlichen Begängnistage des Todes seines Vaters gebracht, wieder hinein gehen läßt: es sey auch endlich, daß es Arten der Gottheiten gewesen, die unter dem Namen Diis Manibus, wie man noch auf alten Aufschriften Dis Manibus, die man auf alle Aschentöpfe zu setzen pflegte, bekannt waren.

Dieser Meinung zu Folge, hatte die nachgrübelnde Frömmigkeit der Menschen ihnen verschiedene Arten der Erfindung an die Hand gegeben, wodurch die Manes einer vollkommenen Ruhe genossen und sie vor den Beleidigungen der Lebenden sicher gestellet werden konnten. Sie unterließen nicht nur, nichts von dem, was des Begängnisses halber vorgeschrieben worden, und wodurch die Seelen, wie sie sagten, im Grabe eingeschlossen bleiben sollten; sondern sie fuhren auch lange Zeit fort, gewisse Begräbnißfeierlichkeiten zu begehen.

Diese waren zweyerley. Einige wurden durch das gemeine Wesen oder durch die Verwandtschaft gemeinschaftlich veranstaltet, und Parentalia genennet (44). Die andern aber wurden durch Privatpersonen begangen und Inferiae genennet. Sowol bey der einen als andern Art dieser Ceremonien wurde das Grab gereinigt, die Dornen und Disteln ausgerissen und Blumenkränze darauf gesetzt; und nachdem die Manes angerufen worden, wurden in gewissen besonders dazu gemachten Gruben Schalen mit Wein, Milch und mit Blut von Opferthieren hinein gesetzt; nicht weniger legte man Bohnen und andre Hülsenfrüchte hin, von denen man sich einbildete, daß die Seelen ihren Theil davon genossen. Es waren auch gewisse Tage zu diesen frommen Handlungen gewidmet, nemlich der dreißigste jeden Monats und der Jahrestag, worunter diejenigen doch nicht mit begriffen waren, welche von der Wahl der Gewogenheit und Zärtlichkeit abhiengen.

Aus dieser Ursache, war der Begräbnißort ein geheiligter Ort, den man nicht, ohne ein Verbrechen zu begehen, entweihen konnte, und der selbst von den Feinden verschonet wurde (45); es mußten denn rechte Unmenschen gewesen seyn, so wie die Griechen selbst in den ersten Zeiten waren. Homerus, Dictys Cretensis und Dares aus Phrygien führen verschiedene Beispiele von der unbändigen Wildheit ihrer Helden an, die auch mit ihrem Haß so gar die Grenzen des Lebens überschritten, ihre Wuth an den Leibern ihrer todten Feinde ausließen, und sie mit allerhand Schmach belegten (46). Auf eben die Weise schleifte Achilles des Hectors Leichnam auf eine schändliche Weise um die Mauern von Troja: und es ereignete sich zwischen den Trojanern und Lyciern auf der einen, und den Griechen auf der andern Seite, ein grausamer Scharmügel, indem die einen des Sarpedons Leichnam verlangten, um ihm noch vielerley Beschimpfung anzuthun; da

Do 2

hln.

(43) VIRGIL. Aeneid. lib. 5 v. 84.

(44) CICERO lib. 2. de Legib. Inferiae prinae sunt feriae; parentalia, publicae: atque omnis parentatio a civibus aut incolis festo colebatur.

(45) CICERO lib. 3. de Legib. Poena fuit Solonis lege constituta, si quis bustum aut violasset aut deiecisset.

(46) HOMERVS Iliad. 22.



hingegen die andern unglaubliche Tapferkeit anwendeten, solchen wider ihre Wuth sicher zu stellen.

Da nun die Bewegungsgründe der Religion nicht allemal hinlänglich sind, diejenigen, die davon nichts wissen, zurück zu halten; oder die aufzumuntern, welche Ursache haben, eine Schändung der Gräber zu befürchten: so haben die Alten zu Abhelfung dieses Uebels nötig erachtet, Wachen, nicht sowol wider die Feindseligkeiten der mit ihnen im Krieg begriffnen Völker, als vielmehr wider die Gläubiger, Zauberer und Räuber, zu ihrer Beschüzung dabey zu stellen. Apulejus (47) hat hiervon eine merkwürdige Stelle angeführt, welche man bey ihm nachsehen kan.

Eben also ist auch noch heut zu Tage die Meinung der americanischen Völker beschaffen. Sie glauben, daß die Seelen der Verstorbnen eilen, damit sie in das Land ihrer Voreltern kommen mögen, woraus sie sich nicht wieder zurück wagen, weil sie auf dem Hin- und Herwege viel ausstehen müssen. Inzwischen bilden sie sich doch noch etwas ein, so in den Gräbern ihre Stellen ecksetzt; und sie glauben, sie in den Irlichtern ihrer Begräbnisplätze und der morastigen Dörter zu erblicken, und erzählen davon so viel wunderbare Erscheinungen, als die alten Weiber beim Spinrocken, hinterm Ofen, vorzubringen pflegen.

Sobald die Seele von dem Körper getrennet ist, so hören sie auf, ihr die Namen beizulegen, die sie ihr während der Zeit ihrer Vereinigung gaben. Die Huronen und Iroquoisen nennen sie *Esken*; ein Name, der die völlige Bedeutung mit den Namen, Schatten, Bildern und Vorstellungen hat, die ihr die Alten angedichtet.

Brebeuf (48) erzählt, daß als er einen alten Huron zu Rathe gezogen und ihn befragt, warum sie den ausgetrockneten und dürrn Körpern seit so langer Zeit die Namen *Esken* oder *Zatiskenn* beilegen, die doch eigentlich der Seele zugehören: so schloß er hernachmals aus seiner Antwort, daß sie glaubten, als ob wir zwey Seelen hätten; beide wären zwar theilbar und materialisch, jedoch aber auch zugleich vernünftig: die eine entferne sich von dem Leibe in der Stunde des Todes, bliebe aber nichts destoweniger so lange auf dem Begräbnisplätze, bis das Todtenfest gehalten worden; hernach verwandle sie sich in eine Turteltaube, oder nach der gemeinen Meinung gehe sie gerade ins Land der Seelen: die andre sey gleichsam an den Körper angeheftet, und bliebe auch nach dem Todtenfeste in dem Grabe, gieng auch nicht ehender heraus, als bis sie in einen andern Körper führe; und daß der Beweis dieser *Metempsychosis* die völlige Kenlichkeit wäre, welche einige lebende Personen mit andern hätten, die lange vor ihrem Daseyn verstorben.

Die Begriffe der alten Theologie haben sich unter einander dergestalt verworren, ehe sie zu den Wildern unsrer Zeit gelangt, daß es fast unmöglich ist, von dem, was sie sagen, etwas gewisses zu schließen. Ein jeder hat hierin seine eigne Meinung, und erzählt die Sache auf eine von dem Begriff andrer ganz unterschiedene Art. In der Verwandlung der Seele in eine Turtel, oder wilde Taube (denn eine andre Art von Tauben kennen sie nicht) entdeckte ich annoch einen Ueberbleibsel der hieroglyphischen Theologie, worin die Taube ein Symbolum der Seele oder des Geistes bey den Morgenländern war, und die Seele dergestalt anzeigete, daß sie in Gewohnheit hatten, ein Bildnis davon auf den *Cippus* aller Gräber zu setzen; oder sie machten an stat dessen einen Sommer-

vogel,

(47) APVLEIUS *Metamorph.* lib. 2.  
1636. 2 part. ch. 9.

(48) *Relation de la Nouv. France pour l'an*

vogel, der ebenfalls das Symbolum der Psyche oder der Seele war. Mannigmal wurden sie auch beide zusammen gesetzt, wie man noch auf einigen Aschentöpfen bemerken kan. So viel die Art der Palingenesie oder der Wiederbelebung anlanget, wovon Brebeuf redet, so nehmen sie solche nicht leicht für jemand anders als für Kinder an, denen der Tod fast keinen Gebrauch des Lebens übrig gelassen. Dieser Ursache halber pflegen sie selbige auch nahe an der Heerstrasse zu begraben, in der Meinung, daß ihre herum irrende Seele sich leicht in den Schoos einer vorüber gehenden Frau einschleichen könne.

Der allgemeinen Meinung zu Folge, daß etwas im Grabe übrig bleibe, stellet die ganze Nation ostermalen ein Fest an, die Todten zu beweinen. Die Einwohner eines Dorfes verfügen sich nach einem andern, dieser Begängnißfeierlichkeit beizuwonen. Die Benachbarten und Bundesgenossen ermangeln ebenfalls nicht, diese Pflichten der Höflichkeit und des Wohlstandes zu beobachten. Auch Privatpersonen verfügen sich nicht selten zum Grabe, um daselbst ihre Thränen zu erneuern, welche die Römer ehemals sorgfältig durch einige in die Urnen gemachte Oefnungen bis auf die Asche fallen ließen. Sie reißen das auf den Gräbern wachsende Kraut weg, und bringen ofters Getreide und Sagamite hin, so sie durch ein kleines in der Wand der Cabane, die an stat des Mausolei dienet, gemachtes Fenster hinein werfen. Nach Ablauf einiger Monate öfnen sie das Grab aufs neue, um zu sehen, ob sich der Körper noch im guten Stande befinde, und damit sie ihnen andere Sterbekleider, wenn etwan die ersten vermodert seyn sollten, anlegen können: da nun aber ihrer Meinung nach, die Seele mit dem Leibe nicht dergestalt vereinbaret ist, daß sie nicht um das Grab herumflattern und die Dertter besuchen solte, die der Leib in seinem Leben betreten hat; so werfen sie zuweilen Opfer in das Feuer ihres Heerdes. Insbesondere ermangeln die Mütter, die ihre Kinder in einem zarten Alter verloren, nicht, von Zeit zu Zeit Milch aus ihren Brüsten zu nehmen, und sie ins Feuer oder ins Grab, für ihre an der Brust verstorbenen Kinder zu sprützen (49).

Die Völker in Florida (50) ließen ihre Begräbnißörter bewachen; und als Ferdinand von Soto daselbst ankam, fand er einen Spanier, der von den Wilden zum Sklaven gemacht worden; dieser, als er voller Freuden war, Personen von seiner Nation anzutreffen, erzählte ihnen unter andern seine Begebenheiten, daß eine seiner grössten Beschwerlichkeiten diese gewesen, daß er zum Hüter über die Todtenkörper, auf dem allgemeinen Begräbnißorte bestimmt worden, die er wider die wilden Thiere beschützen müssen, welche selbige ofters des Nachts aus der Erde wületen, und wobey er selbst in Gefahr gewesen, zerrissen zu werden. Diese Vorsichtigkeit kan auch wol in Ansehung der Thiere, und aller, die sich, wie Caridia, Zauberey halber den Gräbern nähern möchten, von einigem Nutzen seyn; in Absicht eines feindlichen Hausens aber, dergleichen sich in dasigen Gegenden mannigmal einfinden, und ihre Wuth an den Leichen ihrer Feinde auslassen, welches sie als das äußerste Kenzeichen der Feindseligkeit betrachten, möchte sie von schlechtem Nachdruck seyn. Vor einigen Jahren ereignete sich dergleichen Vorfal, indem die feindlichen Völker der Tionmontaten, welches die an der Meerenge wohnende Zuronen seyn, ihre Begräbnißörter entweihten, die Gebeine zerstreueten, und sie an den Bäumen aufhingen.

(49) Relation de la Nouv. France pour l'an 1634. ch. 2.  
de la Florid. lib. 2 cap. 2.

(50) GARCILASSO Hist.



Mir ist eigentlich nicht bekannt, ob die *Troquoisen* jemalen besorgt gewesen, die Wache über die Gräber ihren *Skaven* anzuvertrauen; so viel aber weis ich wol, daß sie jederzeit in Absicht ihrer Todten und Gräber sehr eifrig gewesen. Nichts destoweniger, seit der *Europäer* Anlangung, und da seit der Zeit der Handel und Wandel mit diesen vielerley Völkern zugenommen, ausser daß sie sich wegen des *Porcellains*, so sie mit in die Gräber zu legen pflegten, sehr eingeschränkt; so hat auch der Mangel, den sie mit der Zeit daran gelitten, einige nicht alzugewissenhafte Privatpersonen veranlasset, in der Asche ihrer Vorfaren herum zu wühlen, und das verblichene ja wol gar halb vermoderte *Porcellain* hervor zu suchen, welches dem ungeachtet vor seinen gewöhnlichen Werth angenommen wird; daß also eben derselbe Geiz, der die *Europäer* und Völker *Asiens* angetrieben, die *Mausolea* der Könige, worin man grosse Reichthümer anzutreffen verhoffte, zu verunehren, auch diese elenden Völker vermocht, die Freistätten ihrer Todten zu entweihen, und solche Dinge heraus zu holen, die in unsern Augen die elendesten Kleinigkeiten, in den ihrigen aber Dinge von grössster Wichtigkeit sind, und ihre Begierigkeit eben so sehr, als die unsrigen das Gold, anreizen.

Der unersättliche Geiz der Eroberer sowol von *Peru* als *Mexico* trieb diese ebenfalls an, die alten Gräber der *Indianer* in der Hoffnung zu entweihen, darin viel Reichthümer anzutreffen, welche der dasigen Landesart nach, den Leichen mit ins Grab gegeben wurden. Sobald sie selbige eröffnet, traten sie die Todtenkörper auf eine schandbare und vernünftigen Menschen, geschweige Leuten, die sich zum Christentum bekennen, höchst unanständige Weise mit Füßen, und warfen sie gleich den Gebeinen des Viehes auf den Schindacker. Die armen *Indianer* wolten darüber fast in Verzweiflung geraten; und ohnerachtet ihres heftigen Schmerzens, den sie bey Erblickung einer so schändlichen Entweihung empfunden, konnten sie, wie die Schriftsteller sagen, sich dennoch nicht entbrechen, diese gottlosen Grabschänder aufs demüthigste zu bitten, daß sie doch nur die Schätzbarkeiten von der Asche ihrer Vorfaren aussuchen möchten, weil sie ihnen doch zu nichts nützlich seyn könnte. Solche könnten sie ja an sich nehmen, so viel ihnen beliebte, nur möchten sie die Leichen in ihrer Ruhestätte lassen, damit sie ihnen nicht an der Vereinbarung mit den Seelen am Tage der Auferstehung hinderlich seyn möchten: Inmassen selbige, wenn die Theile des Leibes so sehr zerstreuet würden, mit vieler Schwierigkeit verknüpft wäre (51).

Es sey nun eine Ehrerbietung für die Verstorbenen, oder eine Hochachtung für ihre Verwandten, so ist so viel gewis, daß ihnen nicht erlaubt ist, eine verstorbene Person bey einem der Namen zu nennen, die sie in ihrem Leben geführt hat; und alle die, so dergleichen Namen etwan führen, sind gehalten solchen faren zu lassen, und einen andern zu wählen, welches auch bey dem ersten begangnen Feste bewerkstelliget wird. Diese Namen werden gleichsam mit dem Körper eingescharrt, so lange bis der Gram und Betrübniß zertheilet worden und nachgelassen hat; alsdenn gefället es den Anverwandten, den Baum wieder aufzurichten und den Todten zu erwecken.

Wey meiner Ankunft zu dem Wasserfalle *S. Ludewig*, meinten die *Missionarien*, daß ich, wenn ich ein rechtes Vertrauen bey den Einwohnern erlangen wolte, ich den wilden Namen des Verstorbenen *Paters Brüyas*, eines berühmten und bey den *Troquoisen*, unter denen er sich lange Jahre aufgehalten, beliebten *Missionarii*, wieder erwecken müste. Er war ohngefär vier Monat zuvor gestorben, daher würde der Baum

ihrer

ihrer Gewonheit nach, alzugeschwind wieder erhoben seyn: jedoch ich hatte das Glück von ihnen dergestalt angesehen zu werden, als ob ich selbst seine Person leibhaftig vorgestellt; denn mir wurden alle diejenigen Rechte zugestanden, die ihm von den Landeseinwohnern waren verstattet worden.

Man kan den Wilden keine grössere Beleidigung zufügen, als wenn man von ihren verstorbnen Anverwandten mit ihnen spricht; man erneuert das Andenken dieses Verlustes blos bey dem Falle einer besondern Nothwendigkeit, und überdem mus man noch dazu alle mögliche Behutsamkeit gebrauchen. Denn, ausser daß man sich nicht unterstehet, den Namen des Verstorbenen zu nennen, so wie ich angeführt habe; so unternimmt sich auch niemand plat weg zu sagen, daß er gestorben sey: eben wie bey den Römern üblich war, denn da muste man an stat mortuus est, nur sprechen vixit, abiit, fuit, wie solches auch auf die Urnen gesetzt zu werden pflegte. Man mus auch bey ihnen in diesem Falle Umschreibungen gebrauchen, zum Exempel: der grosse Held, der uns verlassen, den wir beweinen u. s. w. Inzwischen erlöschet das Andenken des Verstorbnen nicht mit seinem Tode; sondern, wie man lange Zeit seinem Grabe noch verschiedene Ehre erzeiget, so wird auch die Trauer und Betrübniß durch eine geraume Folge der Zeit fortgesetzt.

§. 8.

Da die Trauer ein Kenzeichen einer gegen einander hegenden Zärtlichkeit ist, die sich unter Blutsverwandten sowol, als unter denen, die ein Freundschaftsband mit einander ausgerichtet, findet: so mus sie notwendig als ein durch die Natur gegründetes Recht angesehen werden. Alle Völkerschaften haben sie dergestalt vernünftig zu seyn gefunden, daß sie dieserhalb gewisse Geseze gegeben. Da aber unter diesen sowol, als bey allen übrigen guten Sachen, sich nicht selten eine Ausschweifung oder Pralerey hervorhuh: so war auch nöthig, daß eben diese Geseze gewisse Ordnungen vorschrieben, und dem menschlichen Willen gehörige Grenzen setzten.

Trauer.

Das allerwesentlichste Geseze und merkwürdigste Zeugnis der Trauer bestund darin, sich die Haare abschneiden zu lassen: denn gleichwie man die Todten oder Sterbenden durch Abschneidung der den höllischen Gottheiten gewidmeten Haare zum Grabe einweihete; so war es auch für diejenigen Personen, die dem Verstorbnen nahe angehörten, eine Art der Einweihung und eines mystischen Todes, welche, da sie gerechte Bewegungsgründe hatten, ihn zu bedauern, dadurch so viel zu erkennen geben wolten, wie es nicht an ihnen läge, daß sie ihm nicht folgen könnten; dem ungeachtet wolten sie so viel als ihnen möglich wäre, dem Tode gleich zu kommen trachten.

Die Juden hatten, ohngeachtet des Gesezes <sup>(52)</sup>, diesen heidnischen Gebrauch dennoch nicht abgeschaffer. Derohalben lästet ihnen auch Gott durch die Propheten eine gänzliche Verütlung androhen. Das schrecklichste Kenzeichen, so er ihnen ihrer Beschimpfung halber gegeben, bestund darin <sup>(53)</sup>: Daß alle ihre Angesichter jämmerlich sehen, und alle Häupter kahl seyn würden: desgleichen, daß sie alle umkommen, und unbegraben liegen bleiben solten, man würde sie nicht beweinen, und niemand würde gefunden werden, der sich zum Zeichen der Trauer die Haare abschneiden würde; wodurch natürlicher Weise ihr Verderben verursacht werden solte.

Die heilige Schrift giebt zu erkennen <sup>(54)</sup>, daß die Heiden sich die Haare zum Zeichen

(52) 5 B. Mos. 14, v. 1.

(53) Ezech. 7, v. 18.

(54) 5 B. Mos. 14, v. 1.



Zeichen der Trauer über die Todten, zwischen den Augen abschneiden, welches so viel heisset, als oben auf dem obersten Theile des Haupts; vielleicht waren auch einige, die sich den Kopf ganz kahl scheren liessen. Es scheint aber wahrscheinlicher zu seyn, daß man nur sehr wenig abgeschnitten, die übrigen nachlässig herabhängen lassen, ohne sie einzuflechten und zusammen zu schürzen, wie Virgilius (55) von den trojanischen Weibern sagt:

Et circum Iliades crinem de more solutae.

Es waren auch einige, die ihre Haarscheiteln ihren Freunden widmeten, und welche solchen, wenn man sie begrube, oder sie auf den Scheiterhaufen legte, um verbrant zu werden, zugestellt wurden. Auf diese Weise händigte Achilles dem Patrocles seine Haarscheitel ein, welche sein Vater Peleus dem Flusse Sperchius gewidmet hatte, indem er verhoffte, wieder in sein Vaterland zu kommen (56).

Man bedeckte auch sein Haupt mit Asche, und seinen Leib mit einem Sacke, der aus einem abgenutzten und zerrissenen Rocke von dunkler Farbe bestand; um durch die Unordnung seiner ganzen Person eine außerordentliche Betrübniß anzuzeigen, welche sich blos mit sich selbst unterhält. In diesem Zustande setzte man sich auf ausgebreitete Thierhäute nieder auf die Erde, und mischte unter dasjenige, was man aß, Asche mit unter: und in dieser Hefrigkeit der Wehmut neigte man das Angesicht nieder zur Erden; man rißte sich den Leib hin und wieder auf, und schlug sich die Brust mit harten Tauschschlägen. Insbesondere thaten sich die Weiber durch diese Ausschweifung hervor, sie zerkrachten sich das Angesicht, betäubten jederman mit ihrem Geheule, und beglengten hunderterley andre Thorheiten; daß man endlich genötiget wurde, solche zum Trost derer zu mindern, die vielmehr aus Wohlstand und mit äußerlichen Geberden, als aus einer wahrhaften Bekümmernis vor solche Personen weineten; welche, da sie ihnen eben nicht so werth waren, als sie billig seyn sollen, insgemein alzulange nach dem ersten Wunsche, sie bereits vorlängst gestorben zu sehen, zu sterben pflegen. Alle diese Zeichen der Trauer sind sowol in der heiligen Schrift, als auch in den weltlichen Geschichtschreibern, so oftmalen anzutreffen, daß es unnötig seyn wird, sich bey jedem Umstande besonders aufzuhalten, und solchen durch Gewärsmänner zu unterstützen.

Bei den Wilden hat die Trauer ebenfalls ihre Geseze, die durch einen Gebrauch von undenklichen Zeiten her geheiligt sind, der den Character des ehrwürdigsten Altertums mit sich fñhret. Nach Verlauf der ersten Tage, in welchen der Leichnam in der Cabane zur Schau gestanden, und welches eine Zeit ist, worin beständig Thränen vergossen werden, so werden annoch zehn Tage zur grossen Trauer, und ein ganzes oder wol gar zwey Jahr zu einer ermäßigten Trauer gewidmet.

Die Geseze der grossen Trauer sind ungemein strenge; denn während dieser zehn Tagen, halten sie, nachdem zuvor die Haare abgeschnitten, das Gesicht mit Erde oder geriebenen Kohle bestrichen, und überhaupt ein fürchterlicher nachlässiger Aufzug gemacht worden, sich ganz am Ende der Matte mit niedergeschlagenen Augen auf; oder sie richten solche nach der Erhöhung, und haben den Kopf mit den allerschmutzigsten und unreinlichsten Lappen, die sie nur finden können, verbunden. Sie sehen niemand an, sprechen auch mit keinem Menschen, ausser im höchsten Nothsal; und sodann geschieht es noch dazu mit

(55) VIRGIL. Aeneid. 3. v. 65.

(56) HOMER. Iliad. 23. v. 152.

mit sehr leiser Stimme; sie halten sich von allen Pflichten der Höflichkeit und des Wohlstandes in Absicht derer, die sie besuchen, entlediget zu seyn; sie essen nichts warmes; sie nähern sich auch dem Feuer nicht, wenn es auch gleich im Winter wäre, sich zu wärmen; und gehen nicht eher als des Nachts aus der Cabane, wenn sie ihre Nothdurft verrichten wollen.

Während der kleinen Trauer lassen sie es dabey bewenden, daß sie nur selten ausgehen; denen öffentlichen Festen und Feierlichkeiten nicht beivohnen; sich von einigen Pflichten der gewöhnlichen Höflichkeit losmachen; sich nicht pußen, und ihre Haare nicht einschmieren.

Da nun die Begräbnißpflichten nicht für alle Personen einerley sind, so sind die Gesetze der Trauer ebenfals nicht für jederman gleich. Diejenigen, denen die stärksten Pflichten hierbey obliegen, sind der Mann oder die Frau. Sobald von diesen beiden jemand die Schuld der Natur bezalet hat, so erlangt die Cabane des Verstorbenen ein Recht über denjenigen der übrig bleibt, dergleichen sie bey beider Lebzeiten nicht gehabt hat. Denn da die Ehe die verbundenen Theile nicht zwinget, daß einer in des andern Cabane gehen müsse, sondern jedweder in der seinigen bleibe; so mus hingegen, sobald der Tod die Bande der Ehe zerrissen, der überbleibende Theil, es sey nun Mann oder Frau, seine Cabane verlassen, und sich auf einige Zeit in des Verstorbenen Cabane begeben, um den Todten daselbst vorzustellen, und ihn in Gesellschaft seiner Verwandten zu beweinen; und diese sind sodenn solchergestalt Herren über seine Trauer, daß sie ihn entweder zwingen können, sich genau nach den Gewonheiten zu achten, oder ihm dergleichen Ceremonien entweder ganz oder zum Theil, nachdem es ihnen selbst gefällig ist, zu erlassen.

Wenn sich ein Paar Eheleute einander zärtlich geliebet haben, so suchen sie in ihrem verwitweten Stande ihre Trauer der Strenge nach zu halten; und die Anverwandte, die Ursach haben, damit zufrieden zu seyn, finden ein völliges Vergnügen daran. Die Trauer gehet sodann ihren Lauf, und ermäßiget sich almählich in Kraft gewisser Nachsichten, die die Verwandten zugestehen, und welche bey den Festen öffentlich durch Geschenke bekant gemacht werden, welche ihren Willen bezeugen, so lange bis die Zeit der Trauer versircht: alsdenn werden sie durch ein Schlusswort oder Schlussgeschenk gänzlich frey gesprochen, und ihnen nachgelassen, sich anderweit zu verheiraten. Dieses geschieht bey versamletem Rath, mit besondern Ceremonien, wobey man die Witwe wieder ordentlich ankleidet, und ihre Haare ordentlich aufpußt, die bisher wegen der Trauer zerstreuet gewesen. Haben aber die Anverwandten nicht Ursache gehabt, mit dem Betragen des Ehemannes oder der Frau zufrieden zu seyn; und aus ihrem verächtlichen Bezeigen angemerkt, daß sie vor die Verwandtschaft eben keine sonderliche Achtung gehabt: so gestatten ihr diese nicht, die Zeit der Trauer zu erfüllen; und säumen nicht, ihr durch ein Geschenk zu erkennen zu geben, daß dieses das einzige ist, was sie annoch erwarten können; da sie zugleich sie aller ihnen noch schuldigen Pflichten erlassen, und ihnen ihre völlige Freiheit gestatten, zu thun, was ihnen gefället. Mit alle dem aber würde es doch einem Witwer und einer Witwe ungemein schimpflich seyn, wenn sie sich, ehe die gewöhnliche Zeit der Trauer verstrichen, wieder verheiraten wolten: und wenn sie es ja thun solten, ehe die Freunde des Verstorbenen ihnen durch das Schlusswort die Erlaubnis dazu gegeben; so würden sie sowol sich, als auch ihre neue Ehegatten, allerhand Beschimpfungen aussetzen, wozu sich jederman berechtiget hält, und auch nicht ermangelt, ihnen solche zuzufügen.



Die iroquoisfischen Weiber, die sich die Haare abschneiden, lassen solche nicht gänzlich absheren. Eigentlich solten sie nur die Flechte, die ihnen auf den Rücken herunter hängt, bey der Achsel abschneiden; da aber die Freunde der Frau in Betrachtung ziehen, daß darin ihre meiste Zierde bestehe, und lange Zeit erfordert werde, ehe die Haare wieder ihre vorige Länge bekommen, und die Weiber nicht eher, als solches geschehen, aus der Cabane gehen dürfen, so bitten sie sie, solche lieber zu behalten. Alsdenn glauben sie schon genug zu thun, wenn sie nur einen kleinen Zopf davon abschneiden, die übrig behaltenen aber lassen sie nachlässig um den Kopf herumfliegen, ohne die geringste Sorgfalt darauf zu wenden. Die Manspersonen lassen gleichfals etwas von ihren Haaren abschneiden; und während dieser Verrichtung, die nicht schmerzhaft ist, erfordert doch das Ceremoniel, daß sowol Weiber als Männer durch Worte zu erkennen geben, als ob sie eben so viel Schmerzen dabey ausstünden, als ob man ihnen den Lebensfaden abschnitte. Die Weiber in Virginien streuen ihre Haare auf dem Begräbnisplatze herum, oder werfen sie auf das Grab, wenn sie sich selbige zuvor abschneiden lassen. Die Weiber in Brasilien und die Caraiiben lassen sich solche plat bey dem Kopfe wegschneiden, und endigen ihre Trauer nicht eher, als bis sie wieder gewachsen. Dieses ist, sagt Homer<sup>(57)</sup>, fast das einzige Geschenk, so die Freunde ihren verstorbenen Verwandten machen können, wenn sie sich die Haare abschneiden, und selbige auf ihren Grabmälern herumstreuen, und ihnen ihre Thränen opfern.

Die Schriftsteller schreiben von den Lyciern<sup>(58)</sup>, daß sie sich während der Trauer als Weiber kleiden, um dadurch anzuzeigen, daß die Thränen und Seufzer blos dem schwachen Geschlechte eigen sind, sie auch selbigen bald entsagen und wieder einen Muth fassen müssen, so wie es ihr männliches Geschlecht erfordert, das sich durch keinen Schmerz unterdrücken lässet. Ich finde nicht, daß die Iroquoisen und andre Wilden ihnen hierin gleich kommen, wenn es nicht darin geschiehet, daß da zwischen beiden Geschlechtern unter ihnen in Ansehung der Kleidung eben kein sonderlicher Unterschied ist, sie sich während dieser Zeit den Kopf gleich den Weibern einhüllen, dadurch sie ihre Betrübniß zu verbergen suchen. Eine Gewonheit, die vor Alters auch von den Persern beobachtet wurde<sup>(59)</sup>.

Der Lessus und das musicalische Geheule geschiehet ordentlicher Weise durch die Weiber während der Trauerzeit, des Tages dreimal, nemlich bey dem Aufgange der Sonne, um die Mittagszeit und gegen Abend. Bey einigen brasilianern und iroquoisfischen Völkern ist dieses insgemein eine Beschäftigung der Weiber, so ofte sie ins Holz oder auf das Feld gehen, oder von da wieder zurück kommen; unterwegs macht eine jede ihr Stück: jedoch thut dieses ihrem aufgeräumten Wesen im geringsten keinen Eintrag, denn wenn sie damit zu Ende gekommen, sind sie so bereit zu lachen, als ob sie an gar kein Weinen gedacht hätten.

Die Gewonheit die Todten zu beweinen, ist von einigen americanischen Völkern auch als eine Pflicht des Wohlstandes und der Höflichkeit bey Empfang fremder Personen angesehen worden. Denn sie meinten, sie nicht besser verehren zu können, als wenn sie die Neigung zur Trauer und Betrübniß, die sie über den erlittenen Verlust einiger ihnen ange-

(57) HOMER. Odyss. 4.

(58) VALER. MAX. lib. 2. de institut. antiq. PLUTARCH.

Orat. consol. ad Apollon.

(59) CVRT. lib. 10.

angenehm gewesener Personen ihrer Nation, empfinden, bey ihrer Empfangung auch annehmen. Sie nennen alsbald alle diejenigen, die sie von den Leuten der Nation, die sie besuchen, gekant haben, und stimmen um so heftigere Klagelieder an, weil sie selbige als das Band ihrer Einigkeit und des Rechtes der Gastfreiheit, das unter einen und andern obwaltet, ansehen. In Brasilien sind es die Weiber, die dergestalt weinen; sie hocken auf ihren Fersen, halten ihre beiden Hände vor das Gesicht, und verbleiben einige Zeit in dieser Stellung, wobey sie beständig nach dem Tact klagen und Thränen vergießen. Bey den Siour und einigen andern Völkern ihrer Nachbarschaft, sind es die Mannspersonen, die solchergestalt weinen, indem sie die Hand den Fremden auf den Kopf legen, die sie besuchen, um die Todten ihrer Nation zu beehren.

Die heilige Schrift zeigt uns solches als einen alten Gebrauch der Morgenländer an. Es wird uns darin <sup>(60)</sup> erzählt, daß als Jacob die Rachel zum ersten male gesehen und erfahren hatte, daß sie seine Muhme und eine Tochter Labans war, so küßete er sie, und hub mit lauter Stimme an zu weinen. Hernachmals sagte er zu ihr, daß er ihres Vaters Bruder und der Rebecca Sohn sey. Man siehet bey dem Jacob nicht den geringsten Bewegungsgrund, der ihn zu weinen veranlassen können. Vielmehr mußte ihm die Aufstossung der Rachel mehr eine Neigung zur Freude als einen Antrieb zum Weinen erwecken. Es ist also glaublich, daß Jacob bey dieser Gelegenheit der gewöhnlichen Pflicht der Morgenländer ein Genüge gethan, nach welcher sie bey Erblickung der Personen, mit denen sie verwandt waren, noch mehr aber bey denen, von welchen sie ihren Ursprung ableiteten, unter einander an zu weinen sängen. Und diese Art, bey Vergießung der Thränen seine Stimme zu erheben, welche hier durch die heilige Schrift angezeigt wird, kömmt mit derjenigen, die bey den Americanern üblich ist, die unter während dem Weinen singen, ziemlich überein.

§. 9.

Beim mehresten Theile der wilden Völkerschaften, werden die Leichname dergestalt betrachtet, als ob sie den Gräbern, worein sie zuerst gelegt sind, nur gleichsam zur Todtenruhe. Allgemeines Verwahrung eine Zeitlang überlassen würden. Denn nach Verlauf einiger Zeit stellet man neue Begängnisse an, und entlediget sich sodann vollends von demjenigen, was man selbigen vermöge einer neuen Pflicht der Begräbnisfeier annoch schuldig geblieben. Die Cariben und ein großer Theil der miträgigen Wilden, lassen ein ganzes Jahr vorbeystreichen, damit sie dem Fleische Zeit lassen mögen, zu verwesen; nachher feiern sie den Jahrestag, und laden zu diesem Feste die Dorfschaften der Nation ein. Man versamlet sich aus allen Caribets <sup>(61)</sup>; und nachdem verschiedene Tage mit Tanzen und Singen zu Ehren der Verstorbenen zugebracht worden, werden die Gebeine calciniret, und in Staub verwandelt; dieser Staub oder Asche wird mit ihrem Getränke vermischt, und so lange davon getrunken; bis nichts weiter in dem Gefäße übrig bleibt. Dadurch geben sie häufige und einer ganzen Nation angeerbte Beispiele einer heftigen Liebe zu ihren Freunden und Mitbürgern zu erkennen, wodurch sich auch die berühmte Artemisia, Königin von Carien, unsterblich gemacht: Denn da diese dem Leichname ihres Gemals, des Maus-

P p p 2

solus,

(60) 1 B. Mos. 29.  
voux, Mars 1723.

(61) 2 Lettre du P. de la Neuville dans les Memoires de Tre-



solus, keine andre Grabstätte als ihren eignen Leib verstaten wolte: so weihte sie ihr Andenken, der Nachkommenschaft durch diese glänzende That noch weit mehr, als durch die Errichtung des Denkmals; ohnerachtet letzteres so prächtig gewesen, daß man es unter die sieben Wunderwerke der alten Welt gezälet.

Biet (<sup>62</sup>) zergliedert dieses Beginnen der Caraißen noch weit mehr. Er sagt, daß einige die Leiber unmittelbar nach dem Tode verbrennen ließen; andre aber legten sie in das Grab, und schmückten sie mit ihren Köchern und Waffen. Nachher brächten sie ihnen mit grossen Ceremonien zu essen, und sagten: daß ihnen so lange Nahrung gereicht werden müßte, bis kein Fleisch mehr an den Gebeinen übrig sey; denn sie glauben, daß sie nicht eher in das Reich der Seelen gelangen können, ehe und bevor sie nicht gänzlich entfleschet wären. Wenn sie nun vermeinen, daß das Fleisch gänzlich verzeret, so stellen sie einen Wein oder eine Versammlung zu ihrer Verbrennung an, woben es folgendergestalt zugehet: Sie legen sie auf ein gros Tuch von sehr weissem Rattun: vier junge Mägden halten dieses Tuch an allen vier Enden, und lassen die Gebeine darin nach dem Klange einiger Instrumente herum tanzen; woben zugleich die ganze Versammlung tanzet, und der Gewonheit nach beständig trinket. Wenn sie die Gebeine also genug haben tanzen lassen, so wird ein Scheiterhaufen aufgerichtet, worauf sie nebst allem, was ihnen im Leben gedienet hat, verbrant werden. Wenn nun alles in Asche verwandelt ist, sich aber noch etwan ein Knochen finden solte, der noch nicht verzeret worden wäre, so stossen sie ihn auch zu Pulver; hernachmals sieben sie die Asche durch eine Art von Siebe, und thun sie ins Wasser, womit sie sich die Füße reiben. Sie faren dabey beständig mit trinken fort, und alsdenn begiebt sich jederman nach Hause. Biet sagt zwar nicht, daß sie die Asche trinken; vielleicht aber war er hierin nicht so gut als der Pater Neuville unterrichtet, der nach ihm geschrieben, und von eben diesen Wilden gehandelt hat. Lopes de Gomara (<sup>63</sup>) sagt von den Einwonern bey dem Flusse Palmas, daß sie alle, die gestorben sind, begraben, die Warfager ausgenommen, als welche sie aus Ehrerbietung verbrennen, woben sie während der Zeit, da der Körper von der Flamme verzeret wird, beständig singen und tanzen; hernach samlen sie die Asche, und heben sie bis zu Ende eines Jahres auf, zu welcher Zeit die Freunde und die Frau des Verstorbenen selbige trinken, und die Ceremonie dieses Jahrfestes mit allerhand blutigen Aufzügen an ihren Leibern begleiten.

Die Völker im mitternächtigen America halten ein allgemeines Fest, bey welchem sie alle Körper derer, die in dem Zwischenraume eines Festes zu dem andern verstorben sind, zusammen tragen; und nachdem sie alle benachbarte und mit ihnen in Bündnis stehende Völker eingeladen, solche insgesamt verbrennen, wie es der Gebrauch der nordischen Völker mit sich bringet; oder sie begraben sie in einer gemeinschaftlichen Grube.

In Ansehung der Gewonheit sowol als auch der Zeit, wenn dieses Fest gefeiert wird, ist unter diesen Völkern einiger Unterschied anzutreffen. Einige begehen es von einem Jahre zum andern. Die Huronen und Troquoisen feiern es alle zehn oder zwölf Jahr, oder so ofte sie das Dorf verändern. Weil ich nun dergleichen Festen niemals beigewonet habe, so werde ich mich nach der Beschreibung des P. Brebeuf (<sup>64</sup>) richten,

(62) BLET Voyage de la Terre equinoxiale liv. 3 ch. 14.  
MARA Hist generale de las Indias lib. 2 cap. 2.  
France pour l'an 1634. 2 Part.

(63) LOPES DE GO-  
(64) Relation de la Nouv.









richten; der ich einige Umstände beifügen werde, die ich in den geschriebenen Nachrichten **Nicolas Perrors** angetroffen habe.

Das allgemeine Todtenfest ist unter allen Verrichtungen diejenige, woran die **Widen** auf das feierlichste und solenneste Antheil nehmen. Sie geben ihm den Namen **Seculenfest**, und es scheint ihnen von solcher Wichtigkeit zu seyn, daß sie sich von einem Feste zum andern dazu anschicken, damit sie es desto prächtiger machen, und mit desto mehrern Glanz und Pomp begehen mögen.

Sobald die Zeit heran naht, wird Rath über Rath, sowol in den Dörfern insbesondre, als auch in der allgemeinen Versammlung der ganzen Nation gehalten, damit man sich wegen des Ortes vereinbaren möge, wo das gemeinschaftliche Grab gemacht werden sol; ingleichen, damit die Zeit des Festes fest gesetzt, und die dazu dienliche Maasregeln genommen werden mögen, auf daß es durch eine Menge anwesender benachbarter Völker und Bundesgenossen, die man zu dieser Feierlichkeit einladet, desto prächtiger und ansehnlicher werde.

Die Arten von Rathversammlungen sind doch zuweilen durch die Eifersucht der Oberhäupter, grossen Schwierigkeiten unterworfen. Denn da einige mit Verdruss bemerken, daß ihre Racheisrer sich mehr in Ansehen zu bringen und mehr Theil an den Angelegenheiten zu überkommen suchen, so lassen sie verschiedene Nebenpuncte unter mancherley Vorwand mit einfließen, wodurch das Fest gestört und eine Art von Spaltung erregt wird, nach welchen sie ihr Fest besonders feiern, und die Todten ihrer Abhänglichkeit in eine andre Grube legen lassen; so wie es auch zu der Zeit geschah, da Brebruch dieser Solennität mit bewonete.

Nachdem man wegen der Zeit und des Ortes überein gekommen, so wird unter den Oberhäuptern ein Ceremonienmeister ausgesuchet, welchen man **Meister des Festes** nennet. Dieser stellet aller Orten seine Befehle, damit alles zur Ceremonie bereit seyn, und nichts ermangeln möge.

Als denn ist jedwede Dorfschaft in Bewegung. Bey dem ersten guten Tage begehen sie sich nach den Beerdigungsplatz, alwo die **Libitinarii** und **Pollinctores** jeder Familie, die sie **Archeionné** nennen, in Gegenwart der Anverwandten eben diejenigen Körper, die sie zuvor sorgfältig in die Gräber gelegt, wieder heraus nehmen; da unter dessen die, welche die Todten besonders in der Ferne, an welchem Orte des Landes es auch seyn mag, begraben haben, solche, ohne sich über die dabey anzuwendende viele Mühe zu beschweren, ebenfalls wieder herbey bringen.

Es mus ohne Zweifel ein recht rührender Anblick seyn, wenn man diese Gräber eröffnen siehet, und das menschliche Elend in den Bildern der Todten erblicket, welches dem Ansehen nach recht beflissen ist, sich auf tausendfache Art an den Leichen auszudrücken, indem sie insgesamt von einander unterschieden sind, nachdem nemlich die Verwesung ihren Fortgang gehabt. Einige sind trocken und zusammen geschrumpelt; einige haben noch eine Pergamenthaut über den Gebeinen; einige sind gleichsam gebacken und geröstet ohne das geringste Zeichen einer Verwesung; andre hingegen wimmeln von Würmen, und schwimmen in der Fäulnis. Ich weis aber nicht, was dabey am meisten rühret, ob es der Abscheu vor dergleichen widrige Erblickung, oder das zärtliche Mitleiden und die Liebe dieser armen Völker zu ihren Anverwandten ist; denn nichts auf der Welt verdienet mehr Bewunderung, als die übertriebene Sorgfalt, mit welcher sie sich dieser traurigen Pflicht ihrer



Zärtlichkeit entledigen, indem sie alles bis auf die kleinsten Gebeine zusammen lesen, die vor Fäulnis stinkende Körper angreifen, sie von den Würmen säubern, und verschiedene Tagereisen auf ihren Schultern fortschleppen; ohne sich durch derselben unerträglichen Gestank abhalten zu lassen, und ohne die geringste andre Bewegung als ein besondres Mitleiden dabey zu bezeigen, daß sie solche Personen verloren, die ihnen in ihrem Leben jederzeit lieb gewesen, und auch nach ihrem Tode von ihnen noch werth gehalten werden.

Wenn die Eröffnung der Gräber geschehen, so läßt man diese Leichen dergestalt aufgedeckt, zu jedermans Anschauen ausgesetzt, und giebt einem jeden völlige Freiheit, dasjenige in Voraus zu betrachten, was er selbst eines Tages seyn wird; da unterdessen der Leßsus und die Klagen, gleich wie am Tage des Absterbens, aufs neue ihren Anfang nehmen. Nachher werden sie mit neuen Röcken umhüllet, und kurz darauf alle Knochen entfleischt, wovon die Haut und das Fleisch nebst den Decken und Matten, worin sie eingewickelt gewesen, ins Feuer geworfen werden. Diejenigen Körper, die erst kürzlich begraben worden, und sich noch in ihrer völligen Gestalt befinden, werden nicht angerührt, sondern man begnügt sich blos damit, sie zu reinigen. Wenn die Gebeine solcher Gestalt von aller Unsauberkeit abgesondert, und theils in Säcke, theils in Röcke von Biberfellen eingehüllet sind, werden die ganzen Körper auf Tragen gelegt; andre laden die mit Knochen angefüllte Bündel auf ihre Schultern, und jederman begiebt sich in seine Cabane, woselbst er seinen Verstorbenen ein Fest feiert.

Zween oder drey Tage vor der Abreise, werden alle Körper und Gebeine in eine Cabane der Rathsversammlung getragen, woselbst ein Theil derselben aufgehangen, die andern aber nach der Reihe in der Cabane ausgelegt und alle zu dem Feste bestimmte Geschenke beigefügt werden. Das Oberhaupt der Cabane giebt ihnen ein prächtiges Gastmal, und bewirbt sie im Namen des verstorbenen Hauptmans, dessen Namen er wieder erwecket hat. Er singet das Todtenlied dieses Hauptmannes, woraus abzunehmen ist, daß diese Lieder bey ihnen eben sowol als die Namen erblich sind, damit sie dadurch eine weit größere Gleichförmigkeit mit der wieder erweckten Person zu erkennen geben mögen, und es scheinen könne, als ob nichts von ihr verloren gegangen sey. Die Eingeladenen haben hiebey weit mehrere Freiheit, als ihnen bey keinem andern Feste gestattet wird; sie können nemlich ihren Freunden von dem, was gutes dabey angetroffen wird, Theil nehmen, und alles was ihnen gefällt, nach Hause tragen lassen; bey dem Beschlusse dieses Festes endlich gehet jederman aus der Cabane, und singet haé! haé! welches sie als eine Nachanung der Stimme der Seelen annehmen.

Hiernächst schickt sich jederman zu der Reise an, und wenn alles veranstaltet ist, ziehet man sie bey zwey bis drehhundert abziehen, und sie sind alle insgesamt mit ihren Todtenkörpern oder Knochenbündeln beladen, die sie mit feinen Castorröcken bedeckt haben. Einige geben sich die Mühe diese Gebeine in ihrer gehörigen Stellung zusammen zu fügen, und zieren hernach diese Gerippe mit Porcellainschnuren und schönen Kränzen, die aus langen und hochroth gefärbten Haaren geflochten sind. Sie legen lauter kleine Tagereisen zurück, und kehren aller Orten ein. Bey dem Ausgange aus ihren Dörfern, unterwegs, und bey Annäherung der Dörfer wodurch sie gehen müssen, erneuern sie ihr Klagegeschrey und Seelengesang. Die ganze Dorfschaft kömmt ihnen sodern entgegen: bey dergleichen Begegnungen erzeigen sie sich viele Freigebigkeiten, und die Ordnung ist so

so wohl gemacht, daß ein jeder durchgehends für seine Begleiter und Todten einen Wegweiser bekömt, ohne daß die geringste Unordnung dabey vorgehet.

Es ist ein wahrhaftes Vergnügen, alle diese unterschiedenen Haufen an den allgemeinen Ort der Versammlung ankommen zu sehen, alwo die Ordnung durchgängig gleich beobachtet, die Aufnahme prächtig, und das Fest zahlreicher und feierlicher als alle die übrigen, vollzogen wird.

Die Fremden, die zu diesem Feste eingeladen werden, bringen ihre Geschenke, die sie zu Bedeckung der Todten mit sich führen, zusammen. Man empfängt sie in einer besonders dazu gewidmeten Cabane, woselbst jede in Bündnis stehende Nation ihren bezeichneten Platz hat. Sobald sie angekommen sind, so bleiben sie in der Cabane, worein sie geführt werden, stehen: sie geben die Ursache ihrer Ankunft benebst der Einladung zu erkennen; hernachmals bringen sie ihre Geschenke, ziehen ihre sämtliche Kleidung aus, und fangen an nach dem Klange der Trommel und der Schildkröte zu tanzen, und gehen hinter einander Mann vor Mann, um drey dazu besonders in der Cabane aufgerichtete Tannen herum. Inzwischen werden die mitgebrachten Geschenke benebst ihrem abgelegten Anzüge angenommen; und diejenigen, die sie eingeladen haben, legen andre und weit wichtigere an deren Stelle, und ihnen wird sodenn ein Gastmal gegeben.

Einige Tage verstreichen also in Versammlung der Volks, sowol von den Nationen, die ihre Todten herbey bringen, als auch der Fremden, die zu diesem Feste eingeladen worden. Während dieser Zeit ereignet sich nichts, als eine wieder vergoltene Freigebigkeit zu Ehren der Todten. Die Oberhäupter und Privatpersonen halten unterschiedene kleine Feste, wozu sie zwanzig bis dreißig Personen bitten; an stat sie aber mit Lebensmitteln und Gerichten zu bewirten, so geschiehet solches mit Geschenken von mancherley Art, als Röcken, Weilen und Kesseln. Das Oberhaupt und die Angesehensten thun sich bey dieser Gelegenheit durch ihre Freigebigkeit dergestalt hervor, daß sie sich insgemeln dadurch erschöpfen.

Man beschäftigt sich gleichfals mit verschiedenen Spielen. Auf der einen Seite üben sich die jungen Manspersonen, und auf der andern die jungen Mädchden, jede Parthey besonders vom Morgen bis auf den Abend, entweder mit Bogenschießen, mit Laufen, oder mit dem Hebebaume. Jedwede Uebung hat ihren besondern Preis, der zur Belohnung des Siegers bestimmt ist; und diese Begängnisfeier, wobey Stärke und Geschicklichkeit ihre Vergeltung zu gewarten haben, erinnern mitten in America das Andenken derjenigen Spiele zu Elis, welche durch die Denkzeiten bemerkt sind, die dazu dienen, die Zeitrechnung der ersten Zeiten zu ordnen, und welche durch verschiedene Jahrhunderte den Ehrgeiß ganz Griechenlandes angetrieben haben.

Endlich bereitet man unter wärenden Feierlichkeiten mitten auf einem grossen Platz, weswegen man sich in der Rathsversammlung mit einander verglichen, eine ohngefär zehn Fus tiefe Grube, die viele Klafter im Durchmesser hält. Diese Grube wird mit einem erhabnen Gerüste oder Amphitheater, so zehn Klafter tief, und zehn oder zwölf Fus hoch ist, umgeben. Rund herum befinden sich eine Menge Leitern, daran hinauf zu steigen; oben drüber aber sind von Ort zu Ort Stangen aufgerichtet, die lange Querbalken unterstützen, welche dazu dienen, die Knochenbündel vor den Augen der Zuschauer daran zu hängen. Hernachmals werden Decken von Rinde über das Theatrum gebreitet, und verschiedene Gerüste von der Grösse eines Menschen an dem Rande der Grube aufgerichtet,



richtet, welche für die annoch ganzen Körper bestimmt sind, die man auch den Abend vor dem Feste sorgfältig dahin zu schaffen bemühet ist.

Am Tage der Ceremonie höret man verschiedene Ausrüfer im Dorfe, damit sich ein jeder bereit halte, zur bestimmten Stunde aufzubrechen. Jede Familie stellet sich in Ordnung, und jederman bemühet sich mit der Berrichtung, die ihm aufgetragen worden. Nachher werden die Bündel, die in den Cabanen aufgehängt gewesen, los gemacht, und in Anwesenheit der Verwandten, die vor ihren letztem Abschiede noch einmal das Vergnügen haben wollen, sie zu sehen, zu betasten und sie zu schmücken, gezeigt: bey diesem berrührten Anblick erneuert sich die Betrübniß, und der Lessus nimt, eben wie bey dem Begräbnistage geschehen, aufs neue seinen Anfang, daß man also fast nichts als Heulen und klägliches Schreien höret.

Nach Endigung der Klagen werden neue Bündel gemachet, und jedes Dorf, jeder Tribus unter seinem Oberhaupte, macht sich in ordentlicher Proceßion auf den Weg, und beobachtet eine denen Todten selbst wohl anständige Ordnung unterwegs; dergestalt, daß derjenige, der den Leichnam eines Anführers trägt, voran gehet, die andern aber, nach dem Unterschiede des verschiedenen Standes, Alters und Geschlechtes nachfolgen.

Sobald nun die Proceßiones auf den grossen Platz eintreffen, wo die Grube befindlich ist, stellet sich jede in besondre Quartire, die ihnen durch den Ceremonienmeister, nach der Ordnung der Dörfer und Anzal der Familien angewiesen werden: man legt alle diese Knochenbündel auf die Erde, gleichwie die töpferne Waare auf einem Topfmarkte ausgetramet wird; und wenn sich jederman an seinem Orte befindet, so werden die ausgelegten Geschenke gezeigt, und theils auf die Erde gelegt, theils auf Stangen gesteckt, woselbst sie eine Zeitlang gelassen werden, damit die Fremden Zeit haben mögen, ihre Schönheit und Ansehen, der Länge nach zu betrachten. Bey dem Todtenfeste, welches uns Brebeuf erzälet, waren es zwölfhundert, welche einen Raum von fünf bis sechshundert Klaftern einnahmen, und über zwey Stunden lang, zur Schau liegen blieben; die Versammlung selbst aber bestund kaum aus zwey tausend Personen.

Jede Dorfschaft, die unter ihrem Anführer in Ordnung stehet, schickt sich endlich an, auf die Schaubüne zu steigen, wo jede Familie ihren angewiesenen Platz hat. Bey dem mindesten Signal, so der Ceremonienmeister giebt, laufen sie gleichsam als zu einem Sturm, und die Büne ist augenblicklich, vermittelt der solche umgebenden Leitern, angefüllet. Sie stecken die Knochenbündel auf gewisse zu diesem Gebrauch aufgerichtete Stangen. Alle insgesamt steigen mit eben der Eil wieder herab, nehmen alle Leitern zurück, und lassen blos einige Oberhäupter auf der Büne zurück, welche zu dem Ende da bleiben, daß sie die Geschenke ausheilen können.

Gegen das Ende dieser Ceremonie wird der Grund der Grube gepflastert, und mit grossen und aus zehn Castorn bestehenden Röcken eingefasset: Mitten hinein werden einige Kessel und andre zum Gebrauch der Todten bestimmte Hausgeräte gelegt, und man läßet sodenn die ganzen Körper hinab, davon jeder zween oder drey Castorröcke um sich geschlagen hat. Es entstehet nunmehr eine grausame Verwirrung, denn jederman wirft sich in den Graben, damit sie einige Hände vol Sand erbeuten können, welcher ihrer Meinung nach ungemein behülflich seyn sol, ihnen beim Spiele Glück zu verschaffen.

In dem Jahre, da Brebeuf ein Zeuge von dieser Ceremonie war, hatte man sich in Ordnung gelagert, um die Nacht auf dem Platze zuzubringen, woselbst verschiedene grosse Feuer

Feuer angezündet und Schmausereien gehalten wurden. Vielleicht würde man den folgenden Tag auch meistens da zugebracht, und das Fest alsdenn beschlossen haben; da aber ein Knochenbündel von sich selbst los gerissen und in die Grube gefallen war, so setzte dieses Geräusch, worüber jederman erschrock, alles in die grössste Verwirrung; man lief von allen Orten haufenweise mit einem erschrecklichen Getümmel auf die Schaubühne, und schüttete alle Bündel augenblicklich in die Grube, jedoch wurden die Röcke, womit sie bedeckt waren, zurück genommen. Als dieser Lärm auf einige Zeit nachgelassen, fiengen sie an zu singen; es geschah aber auf eine so traurige und klägliche Art, daß Brebenf, der alles vermittelst der angezündeten Feuer sehen konnte, sich das betrübte Bild der Verzweiflung, worin die Seelen dieser Ungläubigen in der Hölle gestürzt seyn würden, lebhaft vorstellen konnte.

Einige junge Leute brachten durch lange Stangen die Gebeine in der Grube in Ordnung, welche bis auf zwei Fus nach, damit angefüllt war. Ueber selbige streueten sie Castorröcke, und das übrige bedeckten sie mit Decken und Baumrinden, welche hernachmals mit Holz, Steinen und Erde verschüttet wurden. Einige Weiber brachten Schüsseln mit Sagamite aus indischem Getreide herbey; und viele Cabanen des Dorfs lieferten, sowol am folgenden als auch nachkommenden Tage, grosse Körbe davon, welches man insgesamt gleichsam als das letzte Kennzeichen der Güte gegen die Todten, dem zu Ehren es aufgeopfert wurde, über die Grube austreuete.

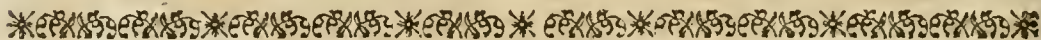
Von zwölfhundert Geschenken, welche bey diesem Feste, ohne der Freigebigkeit der Privatpersonen und vor zu verschiedenen Uebungen bestimmten Preise zu gedenken, waren ausgestellt worden, wurden noch vierzig Röcke, die Grube damit auszufüllen, angewendet: viele derselben blieben mit denen annoch ganzen Leibern verscharrt, und zwanzig wurden den Meistern des Festes zugestellet, damit sie den fremden Nationen, welche zu diesem Schauspiele eingeladen worden, die Dankagung abstatten konnten. Die Todten theilten vermittelst der Oberhäupter und ihrer annoch lebenden Freunde eine Menge davon aus. Ein Theil diente blos zum Staate, und wurde von denen, die sie ausgestellt, wieder zurück genommen: die Aeltesten, welchen sie anvertrauet worden, schafften unter der Hand eine ziemliche Anzahl auf die Seite; und der Ueberbleibsel wurde, nachdem die Grube angefüllt worden, in Stücken zerschnitten, und lappenweise über die Schaubühne dem Volke zugeworfen, das sich darum stritte, dergestalt, daß sie annoch unter die Personen, die daran Anspruch machten, vertheilt werden mußten; welches ohne Zweifel die Wirkung eines Aberglaubens ist, denn die Lappen können ihnen sonst zu nichts auf der Welt nützlich seyn.

Solchergestalt endiget sich dieses Trauerfest, welches dazu dienet, die Völker noch mehr zu vereinbaren; die Bande, wodurch sie bereits mit einander verknüpft, noch enger zusammen zu ziehen: und welches unter Barbaren ein Beispiel zu unserer Demütigung ist, wenn wir ihre Ehrfurcht gegen ihre verstorbenen Elteen und Mitbürger, mit der Gleichgültigkeit, die wir vor die unsrigen bezeigen, indem selbige insgemein sogleich mit der Beerdigung vergessen werden, zusammen halten.

Die Gottlosen, die da glauben, daß alles mit dem Leibe verweise, mögen auch vorgeben was sie wollen, so können ihnen doch diese Uebungen der grössten Völker lehrreich seyn; denn, ohnerachtet dessen, was sie vorschützen mögen, so ist doch diese seit ihrem Ursprunge aufrecht erhaltene Anordnung offenbar ein Werk der Religion, und ein Zeugnis



des alten Glaubens. Und obgleich heut zu Tage die Meinungen der Religion durch die Unordnung ihrer Sitten, ja auch wol durch die Gottlosigkeit der sich unter ihnen aufhaltenden Europäer sehr verwildert seyn mögen; ohnerachtet gedachte Gewohnheit fast durchgängig an den Orten, wo sich Europäer befinden, abgeschafft worden, indem sie ihnen eines theils die Unnützlichkeit dieser Verschwendung, und andern theils den Schaden, der ihnen daraus zuwachse, vorgestellt haben; ohnerachtet sie auch an manchen Orten selbst bereits gänzlich erloschen: so ist doch dasjenige, was sie ehemals gethan, ein überzeugender Beweis von der allgemeinen Meinung, daß die Seelen die Verwesung des Grabes überleben. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie nur der Ueberlieferung zu Folge, welche ihre Voreltern von unsern ersten Vätern überkommen, (nach welcher die verweseten Leiber eines Tages ein neues Leben antreten würden, welches so lange als die Ewigkeit dauern sollte,) so viel Sorgfalt auf die durren und vermoderten Leichen, die in Eiter und Fäulnis schwammen, verwendeten.



## Bierzehntes Hauptstück, von der Sprache.

**N**unmehr ist zum Beschluß dieses Werkes weiter nichts übrig, als von der Sprache zu handeln. Der Finger Gottes läßt sich darin nicht weniger, als bey den andern Wundern, die Wirkungen seiner Weisheit und Almacht sind, bemerken. Denn indem die Sprache zu Bildung der Bande der Geselligkeit dem Menschen nötig ist, so kan der Finger Gottes in dieser Menge der in der Welt ausgebreiteten Sprachen nicht anders als bewundernswürdig seyn. Es herrschet ja selbst in den Sprachen der ungesittetsten Völker eine Ordnung und Regelmäßigkeit, welches sie weder durch Kunst noch durch Grundsätze von sich selbst einzuführen vermögend gewesen, und die sie noch heut zu Tage beobachten, jedoch ohne sie recht begreifen zu können: dergestalt, daß sie ungemein verwundert geschienen, als die Missionarien, die ihre Art zu sprechen durch einen langen Umgang, durch einen beständigen Fleiß, ja wol gar durch eine obere Kraft gelernt, ihnen in ihrer eignen Sprache diesen methodischen Zusammenhang begreiflich gemacht, den sie niemals darinnen angemerkt gehabt.

Die Menschen haben bis auf die Zeit des unsinnigen Unternehmens ihrer Eitelkeit einerley Sprache gehabt <sup>(1)</sup>, welches Gott dadurch zernichtete, daß er eine solche Verwirrung ihrer Gedanken anrichtete, daß sie durch eine plötzliche und unerwartete Unordnung in ihrem Vorhaben nicht anders als in eine unbeschreibliche Verlegenheit geraten konnten, welche, da sie alle ihre Theile und die Bedeutung der Worte vermischet hatte, sie in die Unmöglichkeit versetzte, sich fernerhin einander verstehen zu können.

Nichts ist zwar in der heiligen Schrift bezeichneter, als dieser wunderbare Vorfal <sup>(2)</sup>. Ich glaube aber, daß es eine vergebliche Bemühung seyn würde, wenn man erforschen

(1) 1 B. Mos. c. 11, v. 7. 8.

(2) Allgemeine Weltgeschichte 1ster Theil.

erforschen wolte, in wie vielerley Muttersprachen diese merkwürdige Theilung geschehen sey. Ich weiß nicht, worauf man sich gegründet, wenn man vorgeben wollen, daß die Zertheilung in zwey und siebenzig Originalsprachen geschehen; und ich glaube, daß sehr wenig daran gelegen ist, ob man eine stärkere oder geringere Zahl anneme.

Ich sehe noch weniger ab, warum man sich besonders bemühen sollte zu behaupten, daß die hebräische Sprache diejenige gewesen, welche die Menschen bis auf die Zeit des Thurms zu Babel geredet, woselbst sie einen Freiheitsbrief bekommen, in der Familie Hebers aufbehalten zu verbleiben; und daß sie durch den Abraham auf das von ihm abstammende jüdische Volk gekommen. Diejenigen, die nach dieser Meinung alle andre Sprachen den hebräischen Wurzeln, die sie darin zu erblicken vermeinen, zu nähern suchen, geben sich leerer und blos in der Einbildung bestehenden Mutmassungen halber, vergebliche Mühe.

Die hebräische Sprache ist zwar, die Wahrheit zu gestehen, deshalb ehrwürdig, weil sie die Sprache des Volkes Gottes und die erste gewesen, worin die heiligen Bücher abgefaßt worden sind; ohnerachtet es nicht der Klang der Worte, oder die Bildung der Character, sondern die darin begriffne Wahrheit ist, die ihr solche Hochachtung zuziehet. Doch hat diese Sprache an sich selbst nicht viel mehr Schönheiten als die andern, und sie hat nichts an sich, welches zu behaupten veranlassen sollte, daß sie einen Freiheitsbrief, so wie man annemen wil, verdiene, in den Zeiten der Verwirrung aufbehalten zu verbleiben. Wenn Gott nicht diese erste Sprache, welche Adam und seine Nachkommenschaft geredet, aufbehalten hätte, würde das Wunder, so er bey Erbauung des Thurms zu Babel gethan, alsdenn mangelhaft gewesen seyn? Es scheint mir im Gegentheil dadurch weit vollkommener geworden zu seyn, wenn selbige nicht aufbehalten worden. War denn Heber frömmere als die andern Menschen, die die letzte Hand an ihre unbesonnene Verwegenheit, durch dieses allgemeine Unternehmen der Menschen gegen Gott, legten? Woher sollte denn wol ihm ein so besonderes und so vorleuchtendes Privilegium erteilet worden seyn?

Der gelehrte Luet <sup>(2)</sup> hat nach dem Theodoretus geglaubt, daß man davor halten könne, daß diese erste Sprache, die man bis zu Erbauung des Thurms zu Babel geredet, bey dieser Gelegenheit gänzlich erloschen; und daß die hebräische, welche er mit der Sprache Canaans vor einerley hält, eine von denen gewesen, die dabey entstanden: daß Abraham, als er aus Chaldäa gezogen, so sein Vaterland gewesen, genötiget worden, die Sprache des Landes Canaan zu lernen, welche seine Nachkommenschaft seitdem beständig geredet.

Es würde in der That schwer zu begreifen seyn, wie in der einzigen Familie Abrahams, die seit langer Zeit unter den Chaldäern vermengt war, diese Sprache sich mittheilen unter einem zahlreichen Volke, das doch eine ganz andre Sprache geredet, erhalten können; und ob solches zwar nicht unmöglich seyn kan, so verbindet uns doch nichts, solches ohne gründliche und bewährte Beweisgründe vor wahr anzunehmen.

Indes glaube ich nicht, daß die hebräische Sprache eine von den fremden Sprachen gewesen, die Abraham gelernt gehabt. Es ist weit natürlicher zu glauben, daß Abraham, dessen Muttersprache diejenige war, die man zu seiner Zeit in Chaldäa redete, allezeit eben dieselbe Sprache unter den Seinigen geredet; obwol die verschiedenen

D. q. q. 2

Reisen,

(2) H. VET. Demonst. Euang. prop. 4 cap. 13.



Reisen, die er zu thun genötiget worden, ihn in die Notwendigkeit gesetzt, die Sprachen seiner Nachbarn, zum wenigsten so weit zu begreifen, daß er sie verstehen, und selbst darin verstanden werden können. Dieses kan ihm auch nicht viel Mühe verursacht haben, indem die Sprachen der benachbarten Völker insgemein in Ansehung der Mund- und Redensarten mit einander überein kamen. Es ist warscheinlich, daß seine Muttersprache auf allen seinen Reisen einige Veränderung erlitten: eine Veränderung, welche bey der Nachkommenschaft weit merklicher geworden, welche, (da sie ein besondres Volk ausgemacht, das einen Religionspunct darin gesetzt, mit den Heiden wenig Uebereinkommendes zu haben,) eine besondre Mundart gebildet, die sich durch den langen Aufenthalt dieses Volks in Egypten, in der Wüsten und in dem Lande Canaan, woselbst es fast alle Landeseinwohner ausrotteie, beständig von der Quelle immer weiter entfernete; da unterdessen eben dieselbe Sprache Abrahams sich auf der andern Seite, unter denen, die in Chaldäa geblieben waren, durch das gewöhnliche Schicksal der lebenden Sprachen, welche fast beständig mit einigem Verhältnis als die Moden verändert werden, ebenfalls keiner geringen Abänderung wird unterworfen gewesen seyn. Wir haben ein nahes Beispiel in der französischen Sprache, welche von sich selbst sehr unterschieden ist, wenn man dasjenige, wie sie jezo lautet, mit dem, was sie ehemals vor vier oder fünf Jahrhunderten gewesen, zusammen hält †).

Auf diese Art würde die hebräische Sprache blos eine Mundart von derjenigen seyn, die man zu der Zeit in Chaldäa geredet, als Abraham auf Gottes Befehl heraus gieng, und ein Vater eines Volks werden sollte, daß so zahlreich als die Sterne am Himmel und der Sand am Meere zu werden, bestimmt war. Die phönicische oder cananäische und andere morgenländische Sprachen, die der hebräischen nahe kommen, werden ebenfalls Mundarten Einer Muttersprache seyn; welches aber in einer so grossen Entfernung schwer zu unterscheiden ist, indem alle Mundarten eben derselben Muttersprache von dem grösssten Theile der Wörter, woraus sie bestehet, einerley und eben dieselben Wurzeln haben.

Die Meinung von der hebräischen Sprache, mag nun beschaffen seyn, wie sie wolle, so ist gewis, daß die americanische Sprachen keine Analogie so wenig mit derselben, als mit andern Sprachen haben, die damit überein kommen, oder davon abgeleitet werden, so wie diejenigen, welche die gelehrten Sprachen verstehen, und eine mit der andern in Vergleichung gestellet haben, versichern wollen.

Ich merke wohl, daß meiner Meinung, als ob ein grosser Theil der americanischen Völker, und vielleicht die Iroquoisen und Huronen ins besondere, von den barbarischen Völkern, die Griechenland zuerst eingenommen, abstammen, ein Einwurf gemacht werden kan. Denn, wenn dem so seyn sollte, so ist nicht anders möglich, als daß sich in ihren Sprachen nicht eine Menge von Wurzeln aus der griechischen, und mithin auch ein Vorrat aus der hebräischen, phönicischen und allen andern Sprachen, womit die griechische überein komt, antreffen lassen sollte: es sey nun, daß sie selbst davon abgeleitet, oder original, jedoch aber mit einer Menge von Worten und Redensarten, die aus den morgenländischen Sprachen genommen, vermischt und bereichert sey.

Diese

†) Was der Verfasser alhier von der französischen Sprache anführet, kan auch füglich beinahe auf alle europäische Sprachen gedeutet werden.

Diese Schwierigkeit wird aber leicht zu heben seyn. Denn ausserdem, daß ich anführen könnte, daß der mehresthe Theil dieser Völker in der lange Reihe der Jahrhunderte, die seit ihrer Wanderung verstrichen, und des langen Durchzuges, den sie aus Griechenland nach America gemacht haben, gar wohl ihre ursprüngliche Sprache, so wie es andern verpflanzten Völkern zu begegnen pfleget, verloren haben können: so ist doch, ohne meine Zuflucht sogleich zu dieser Antwort zu nehmen, gewis, daß diese Menge der Barbaren, die unter den Geschlechtsnamen der Pelasgier und Zellenier begriffen, nicht nur unter sich selbst verschiedene Sprachen gehabt; sondern daß sie auch noch mehr von der Sprache derjenigen Eroberer unterschieden gewesen, die sich, nachdem sie sie von verschiedenen Orten vertrieben, in Griechenland fest gesetzt.

Es ist wahr, daß die hernachmaligen Griechen den Namen der Barbaren nicht nur denen Völkern beigelegt, welche solche Sprachen geredet, die der ihrigen ganz und gar fremde waren; sondern auch denen, die zwar die ihrige gesprochen, solche aber, entweder durch eine Vermengung verschiedener, von Ausländern und durch den Umgang mit denen unter dem Namen Barbaren begriffnen Völkern, angenommener Worte, oder mit einem groben und verdorbnem Ton, übel gesprochen; so wie man in unsern französischen Provinzen, die vom Hofe und von den Orten, wo sie in ihrer völligen Reinigkeit geredet wird, entfernt liegen, dergleichen üble Aussprache annoch antrifft.

Man mus dieses aber nicht in dem letztern Verstande allein annehmen, was ich von denen Barbaren anführe, die Griechenland zuerst eingenommen haben. Denn sie hatten ohne Zweifel Sprachen von einer solchen Oeconomie, die von der nachfolgenden Griechen ihrer gänzlich unterschieden war. Herodotus <sup>(3)</sup> versichert solches ausdrücklich von den Völkern, die die Insel Creta zuerst bewonet. Ja, er bekennet ebenfalls, daß die Sprache der Pelasgier sich in Griechenland völlig verloren habe, und zu mutmassen sey, daß diese Sprache eben diejenige der Pelasgier seyn müste, die sich zu Creaston in der Nachbarschaft der Tyrrhenier niedergelassen, und eine von diesen letztern sehr unterschiedene Sprache geredet.

Wenn dieses aber von den Pelasgiern seine Richtigkeit haben sollte, so mus es von den Eteocretern und Cydoniern, die noch weit älter waren, und vor Eingeborne gehalten wurden, noch mit mehrerm Rechte gesagt werden können. Ich kan eben dieses fast von allen peloponnesischen Völkern und Insulanern des ägäischen Meeres anführen <sup>(4)</sup>, davon der mehresthe Theil aus cretischen oder asiatischen Colonien bestand. Herodotus und Thucydides nehmen sie, um den Atheniensern desto mehr Ehre zu erweisen, aus, und versichern, daß ihre Sprache niemalen verändert worden; weil die, da sie das Land gebauet, und weit stättriger als die andern herumirrenden Völker gewesen, ihnen in ihrem Lande weit beständiger zu seyn geschienen. Es ist aber nicht warscheinlich, daß die Atheniensern der Vergänglichkeit und Veränderung der ersten Zeiten nicht unterworfen gewesen seyn solten <sup>(5)</sup>; und ich verlange keinen andern Beweis davon, als dasjenige, was Thucydides selbst im Anfange seines Werks, von der Lebensart der ersten Menschen anführet. Im übrigen, wenn auch die Atheniensern in ihrem Lande beständig stättrig gewesen wären, wie viel Völker haben wir nicht, welche, ohne aus ihrem Lande zu weichen, die Sprache dererentgen angenommen, die sie unter das Joch gebracht?

Q q q 3

Es

(3) HERODOT. lib. I n. 57.

(4) STRABO lib. 7.

(5) HERODOT. lib. I n. 58.



Es stamten fast alle kleine Völker von Kleinasien ursprünglich von den Griechen ab; inzwischen betrachteten sie doch die nachkommenden Griechen als Barbaren, nicht nur in Ansehung ihrer Sitten und ihrer Art zu streiten, sondern auch in Absicht der Sprache, wie Homerus und Dictys Cretensis <sup>(6)</sup> solches weitläufiger erörtern. Endlich waren alle diese Colonien der Carier, Termlier, Telmisier, Caunier, Lycier, Miziesier, ja selbst der Trojaner, ohngefär um die Zeit des Cadmus des Sohnes Agenors und der Cananäer errichtet, die sich nach Bœotien gewendet, wohin sie meiner Mutmassung nach nicht nur die Buchstaben, sondern auch die Sprache, so die Griechen seitdem geredet, mit überbracht haben.

Nichts desto weniger kan es wol seyn, daß in der Folge der Zeit diese Völker Kleinasiens ebenfalls, durch die Nachbarschaft und ihre Abhängigkeit von den Griechen; deren Republiken lange Zeit in einem blühenden Zustande gewesen, ihre Sprache angenommen und ihre eigene verloren gehen lassen; so wie es verschiedenen andern Völkern, in Absicht der griechischen Sprache selbst, ergangen, indem keine von den griechischen Colonien, die sich in Africa, oder im grossen Asien niedergelassen, dieselbe beibehalten; ingleichen in Ansehung der lateinischen Sprache, welche sich durch die Eroberungen und Bündnisse der römischen Völker in ganz Europa ausgebreitet, hernachmals aber in verschiedene Mundarten vertheilet worden, wie man solches aus der französischen, italiänischen, spanischen und alten in Griechenland annoch üblichen fränkischen Sprache erweisen kan, deren Etymologien mehrentheils insgesamt lateinisch sind. Inzwischen nennete man, und zwar mit Recht, alle diese Völker Barbaren oder βαρβαροί, wie es Homerus <sup>(7)</sup> erkläret, wenn er von den Cariern redet; und zwar wegen der Schwere ihrer Kinacken und der groben Art ihrer Aussprache, und weil sie die griechische Sprache durch den uneigentlichen Gebrauch der mit eingemischten Redensarten oder den grössten Theil zerstückelter Worte, ganz verkleideten.

Herodotus und einige andere Schriftsteller führen viele Benennungen verschiedener barbarischer Sprachen, als der phrygischen, egyptischen, der scythischen, thracischen, persischen, von der Sprache der Amazonen und Indianer, ingleichen von einigen andern Völkerschaften in Asien und Africa, an. Diejenigen, so die verschiedenen americanischen Sprachen besitzen, könnten ohne Zweifel, zwischen diesen alten Redensarten und denen Sprachen, wovon sie Kenntnis haben, eine Analogie antreffen.

Es ist wahr, die thracischen, scythischen, persischen Völker, ja selbst die Amazonen waren nicht ein einziges unter jedwedem dieser Namen begriffnes Volk, sondern eine Menge barbarischer Nationen, und sowol der Sprache als den Sitten nach unterschieden; wie man selbst noch heut zu Tage, unter den Geschlechtsnamen der Indianer und Tartarn eine grosse Menge vieler Völker einschliesset, wovon uns eine ziemliche Anzahl gänzlich unbekant sind.

Es ist auch an dem, daß die Geschichtschreiber, welche in ihren Erzählungen, die sie uns von den Sitten und Gewohnheiten der Barbaren hinterlassen, (welche sie nur von ferne gesehen, und sie also nicht zuverlässig erkennen können,) wenig getreu gewesen, die Worte ihrer Sprache eben sowol, als die Gestalt ihrer Personen, verstümmelt haben können; indem sie uns selbige durch ihre alzugrosse leichtgläubigkeit nicht selten als Ungeheuer vorge-

(6) DICTYS CRETENS. lib. 2 de bello Troiano.

(7) HOMER. Iliad. 2 v. 867.

vorgeſtellt. Es mus mit uns, in Abſicht der barbariſchen Sprachen, beinahe eben die Verwandnis haben, als es mit den Barbaren ſelbſt in Anſehung der unſrigen hat; denn auf eben die Art, als es den Troquoifen unmöglich ſeyn würde, gewiſſe Worte, die uns leicht fallen, auszusprechen, indem ſie z. E. an ſtat Lucifer, Pontius Pilatus zu ſagen, ohnſelbar Rouſſikouer, Konſkonirar ſprechen würden; ſo iſt es auch natürlich, daß ſie in ihrer Sprache gewiſſe Ausdrücke haben, bey welchen wir nicht umhin könnten, ſie anders einzukleiden.

Dem ungeachtet aber, ſo finde ich doch in dieſen alten Benennungen ſolche, welche mit der huroniſchen und iroquoifiſchen Sprache keine Analogie haben, ingleichen ſolche, die ſich im Gegentheil zu allen beiden wohl ſchicken können.

Unter dieſen Benennungen gehören diejenigen in der That nicht, die mit Lippenbuchſtaben verſehen ſind, weil die Huronen und Troquoifen dergleichen nicht haben; welches ihnen eine ungemeine Leichtigkeit verurſachet, beſtändig mit ofnem Munde und den Calumet zwiſchen den Zähnen haltend, zu reden. Ich rede von denen, die dergleichen haben; denn es giebt auch andre, bey denen ein Lippenbuchſtabe gar leicht an die Stelle eines andern geſetzt werden kan, welcher in Anſehung des Wohlklangs eben von der Wirkung iſt.

Ich habe bereits erwenet, daß die Benennungen, die mich am meiſten gerüret haben, diejenigen waren, welche von der Sprache eines Volks aus Thracien, deſſen alter Name ſich in ein oder zwey Landſchaften Aſiens, als nemlich Arien und Arejana, erhalten, hergenommen. Denn außer denen, die ich bereits angezogen, kan ich noch andere anführen, worin keine Veränderung nötig iſt, ſondern die bloß iroquoifiſch und huroniſch ſind; und andre, die, da ſie die ganze Conſtruction und den Geſchmack dieſer Sprachen haben, ihnen, mit einer geringen Veränderung gar leicht beigeſügt werden können.

Oritá<sup>(8)</sup>, waren ein Volk in Arejana. Dieſes Wort iſt bloß iroquoifiſch und huroniſch. Es bedeutet eine Art von einer wilden Taube, die unter dem Namen Turteltaube, den ihr die Franzoſen gegeben, in Canada bekant iſt. Dieſes ſind Strichvögel, die ſaſt alle Jahr ihre Neſter in den iroquoifiſchen Landen machen<sup>(9)</sup>. Sie ſtellen ſich in ſolcher Menge ein, daß man ihren Flug dem Wachtelzuge in Italien füglich gleich achten kan. Es giebt auch annoch viele Wilden, die den Namen Oriten führen, welcher gewiſſen Familien erblich iſt. Es iſt wahr; daß zwar keine iroquoifiſche Nation anzutreffen iſt, die heut zu Tage durch dieſen Namen bezeichnet wird; inzwiſchen ſind die Völkernamen unter ihnen der Veränderung unterworfen, und hängen von verſchiedenen Umſtänden ab, ſo wie ich bereits angemerket habe.

Von den Flüſſen in Arien und Arejana wurde ehner Arejos, und der andere Tonderon<sup>\*)</sup> genennet. Der erſte hat eben die Wurzel als der Name der Landſchaft ſelbſt, und entſtehet von dem Worte Ares, der gleichfalls der Name des Martis oder der Gottheit dieſer Völker war. Der andre iſt ein iroquoifiſch Wort, das wohl bezeich-

(8) STRABO lib. 15.

(9) ARRIAN. lib. Hiſt. Ind.

\*) PLINIVS lib. 6. cap. 23. Ariana Regio gregat circa duos flumines Tonderon et Aresapen: ambuſta ſervuoribus, deſertisque circumdata, Arius qui praefluit Alexandriam ab Alexandro multa tamen interfuſa opacitate, cultores con- conditam.



bezeichnet ist, und sowol einem Menschen als auch einem Fluss nach dem Gebrauche der alten Zeiten, beigelegt werden kan. Thonneron oder Thonderon kömt von dem Worte Kanneron oder vielleicht von Ganneron. Jedoch es ist wahrscheinlicher, daß es wegen des umschliessenden T. viel eher von dem erstern abzuleiten.

Die Schriftsteller verstümmeln ihrer Gewonheit nach den Namen der Hauptstadt Ariens ein wenig; Arrianus <sup>(10)</sup> nennet sie die Königliche Stadt. Ptolomäus <sup>(11)</sup> heisset sie Artagena; Strabo <sup>(12)</sup>, Arctagena; Quint. Curtius <sup>(13)</sup>, Artacacna; Arrianus und Plinius <sup>(14)</sup>, Artacoana oder Artacoanna nach einigen Uebersetzungen \*). Dieses letzte Wort hat eine völlige iroquoisische und huronsche Gestalt; und wenn es recht ausgesprochen werden sol, so müste es Artakoann-ha geschrieben werden, wenn man im Anfange eine kleine Aenderung machet, und an stat Artakoann-ha, Annatakoann-ha sezet, welches so viel als die grosse Stadt oder der grosse Flecken heissen und vollkommen mit dem Hauptflecken dieser Barbaren überein kommen würde. Die andern Namen der Städte in Arien und Arcjana, waren offenbar der Sprache des Landes fremde, und waren ihnen von Fürsten beigelegt, die sich Meister davon gemacht hatten. Dergleichen ist der Name von Alexandrien, die durch Alexander den Grossen erbauet worden, damit er diese leichtsinnige und unbeständige Völker im Zaum halten könte. Sie standen unter der Herrschaft der Perser, die einen Satrapen nebst Kriegesvölkern daselbst hielten, sie desto besser zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.

Urioch wird in der Vulgata der König aus Pontus und durch den Symmachus der König der Scythen genennet, dieser hatte seine Staaten in diesem Theile, und war sonder Zweifel einer von den Oberhäuptern der arcjanischen Völker. Dieser Name kan von dem Worte A'ens entstanden seyn, und Eusebius nennet ihn A'geios; nicht weniger kan er von dem huronschen Worte Ario, und von dem iroquoisischen Gario, welches so viel als Tödtet oder Schlagen heisset, herkommen. Garioß, Garioß oder Rarioß in der dritten Person des Masculini, bedeutet den Tödter oder den Ueberwinder; ein Name, der einem grossen Kriegesmanne oder einem Oberhaupte der Völker, völlig gemäs ist.

Es mus sonder Zweifel befremdlich scheinen, daß in den wenigen Benennungen, die sich in einer oder zwo so wenig bekanten Landschaften antreffen lassen, und die man aus den Trümmern des Altertums gerettet, diejenigen, so die Gottheit, die Landschaften, die Hauptstadt, die Oberhäupter, die Völker und Flüsse bedeuten, mit der huronschen und iroquoisischen Sprache eine so grosse Uebereinstimmung haben.

Nummehro füre ich einige andre an. Orontes, welches der Name eines Mannes, eines Berges \*\*) und eines Flusses in Asien ist, ist ebenfals ein iroquoisischer Name, der

(10) ARRIAN. lib. 3 de expedit. Alex.  
BO lib. II.

(11) PTOLOM. Tab. 8. Asiae.

(12) STRA-

(13) Q. CURT. lib. 6 c. 12.

(14) PLIN. l. c.

\*) Die Veränderungen, die sich in den Schriftstellern in Absicht der Hauptstadt Ariens finden, geben zu erkennen, wie sehr sie gewonet gewesen, die Worte fremder Sprachen zu verstümmeln. Naderus über das 12 Cap. des 6 Buchs des Q. Curtius sagt, daß man in verschiedenen Versfassern oder unterschiedenen Handschriften eben derselben Schriftsteller, Artacanna, Arctactana, Artacoana, Chartaacana, Arctacana, Articaudana, Artacoanna und Articaudana lese.

\*\*) Orontes ist ein Fluss, der Syrien und die Stadt Antiochia trennet. Ebenfals ist es auch der Name eines Berges, zwischen welchem und diesem Flusse, diese Stadt belegen ist. Virgilius giebt den Namen Orontes dem Oberhaupte der Lycier, die den Menas nach Italien begleiteten:

Vnam quae Lycios fidumque vebat Orontem.

der von Garonta komt, und mit der vermehrenden Schlussylbe es, Garontes oder Orontes einen sehr grossen und hohen Baum bedeutet. Orontobates scheint aus eben der Wurzel zu entstehen, und wenn er auf iroquoisfisch, (das ist, durch Veränderung des Lippenbuchstabens B, der des Wohlklangs halber hinzu gesetzt ist, in ou, so die Troquoissen aus eben der Ursache an stat der Lippenbuchstaben, die sie nicht haben, setzen,) ausgesprochen wird, so wird man sagen Orontoouatet von Garonta ein Baum; von Oronto ein Baum im Wasser, oder ein Canot, Orontoouatet ein durch den Lauf des Wassers und durch die Schnelle des Stroms fortgetriebener Canot.

Tarr'ha war eine Stadt und eine Colonie, welche sich von der Insel Creta nach Pontus in Asien hinwendete. Dieser Name bedeutet im iroquoisfischen einen Wald, von Garr=ha Wald, Tarr'ha, mit dem umschliessenden T, daselbst ist ein Wald. Es giebt auch noch Völker, welche die Troquoissen, Garr hagon=ronnon oder Einwohner der Wälder oder der Hölen unter der Erde, nennen. Dieses sind diejenigen, welche die Franzosen Tetes de boule (Kugelhöpfe) nennen.

Tharca ist ein Name eines Oberhauptes der Familie und des Tribus bey den Onneicours. Er scheint eben derselbe, als derjenige des Tereus Königes in Thracien, zu seyn, der durch die Fabel der Philomela und der Progne so berühmte war <sup>(15)</sup>.

Sonnogares oder Sannagares, Shonnogares sind iroquoisfische Namen, und wenig von einander unterschieden, deren Wurzel ist Sannagara oder Onnagara das Horn, Onnacharesse das lange Horn; s'Sonnagaresse, das sehr lange Horn. Man kan diesen Namen denjenigen, des berühmten Scythen Anacharsis nähern, der durch seine Weisheit die Achtung von ganz Griechenland verdienete. Die Griechen haben in diesem Namen wenig wichtige Veränderungen gemacht. Sie haben den Hauchlaut, der das charakteristische Kennzeichen der dritten Person des Masculins ist, und das gedoppelte n davon gethan, und zwischen dem r und dem e, ein s eingeschaltet, indem sie an stat Sannachares, Anacharses sagten. Ich könnte auch die scythischen Namen Toraris, Dandamis und verschiedene andre der iroquoisfischen Sprache nähern; ich wil aber den Leser nicht mit vielen Etymologien beschwerlich fallen, worauf ich selbst eben nicht sonderlich zu bauen pflege: sondern ich werde nur schliesslich hinzu fügen, daß sich noch gegenwärtig in Moscau eine See findet, die die See Onega genennet wird; Onnega bedeutet bey den Troquoissen, Wasser, und daher ist dieser Name einer See ziemlich gemäs.

Nicht nur die americanischen Sprachen, haben mit der hebräischen, mit den morgenländischen, mit der griechischen und lateinischen und allen andern Sprachen, die als gelehrte Sprachen angesehen werden, keine Analogie; sondern auch nicht einmal mit denen annoch lebenden europäischen und andern uns bekanten Sprachen, wenn man der Eskimaur ihre ausnimmt, als welche, wie man sagt, der biscajischen sehr gleich kommen sol. Wenn sich die Gleichheit in der Deconomie beider Sprachen wirklich findet, so könnte man daraus in Absicht ihres Ursprungs einige Folgerungen herleiten, und sich überreden, daß die Eskimaur von diesen Iberiern abstammten sind, welche, da sie mit den Cantabren hingegangen waren, Spanien zu bevölkern, hernachmals, nach des Strabo Zeugnis auszogen, wieder nach Asien zurück zu kehren, woselbst sich der Name Iberien annoch aufbehält, ohnerachtet seine alte Einwohner, die nicht leichtlich stätig blieben,

(15) OVID. lib. 6. Metamorph. ARIST. lib. 3. Rhet.



ben, sich nach *America* gewendet haben können: wenn sich aber blos gewisse *biscasische* Wörter in die Landessprache der *Estimaux* eingeschaltet finden, so kan man glauben, daß sie selbst durch den Umgang mit den *Biscasern* angenommen, weil diese ihre Seeküsten zuerst besuchet, wohin sie durch den Stöckfisch- und Walfischfang gelockt worden; auf eben die Art, wie die *Griechen* einige Worte aus der Sprache der *Barbaren*, mit denen sie Umgang gehabt, angenommen hatten. Es finden sich auch also in der *butonschen* und *iroquoisischen* Sprache einige Worte, die sich in der griechischen, lateinischen ja selbst in der französischen Sprache finden.

Die ganze barbarische Sprache ist einem, der eine andre redet, die eine ganz andre *Deconomie* hat, außerordentlich schwer zu lernen. Er wird nicht leicht allein ohne eine außerordentliche Befähigung und einen Gebrauch von vielen Jahren, damit zu Stande kommen können. Ja man kan sicher sagen, daß er sie dem ungeachtet doch nicht anders als unvollkommen erlernen werde, wenn ihm nicht zu Hülfe gekommen wird, und er die Gabe besizet, den Mangel der Bücher dadurch zu ersetzen, daß er sich eine Lehrart erwälet, wodurch die Schwierigkeit erleichtert und der Weg abgekürzet wird. Wenn also zwey Völker, die solche entfernte Sprachen reden, so wie die *iroquoisische* und französische sind, wegen Notwendigkeit der Handlung, oder sich beizustehen, zusammen kommen; so sind sie beide gezwungen, sich einer wie der andre auf gleiche Weise in ihrer Sprache einander zu nähern, damit sie sich verstehen mögen: der Anfang davon ist zwar ungemein schwer, am Ende aber kommen sie, nach einiger Uebung doch so weit, daß sie sich ihre Gedanken, theils durch Geberden, theils durch gewisse zerstückelte Worte entdecken können, die weder zu der einen noch zu der andern Sprache gehören, weil sie sehr verdrehet sind, und eine Rede ohne Wiß und Verstand ausmachen, jedoch aber durch den Gebrauch gewissen Bedeutungen eigen geworden, welche zu Erreichung ihres vorgesezten Zwecks dienlich seyn.

Auf diese Weise ist in *Canada*, auf den *americanischen* Inseln und an verschiedenen andern Orten, wo die *Franzosen* Handlung treiben, ein solch erbärmliches *Kothwälsch* entstanden, dessen Wörterbuch ungemein kurz und blos auf die Handlung selbst gerichtet ist: es finden sich Worte darinnen, die aus den Sprachen fast aller Völkerschaften, mit denen die *Franzosen* Umgang haben, hergenommen sind; man nimt darin eine Zeit vor die andre, die dritte Person vor die erste, einen Pluralem vor den Singularem; inzwischen ist alles vortreflich schön und gut, die Geberden, die Gegenwart einer Sache und der Gebrauch machen eine an sich selbst unverständliche Unterredung beargwöhnlich. Der *Franzose* bildet sich ein, daß er die Sprache der *Wilden* rede, und der *Wilde* glaubt französisch zu sprechen, und sie können sich auch in Absicht der Sache, wovon die Rede ist, zur Nothdurst verstehen.

Während der ersten Monate meines Aufenthaltes zu *S. Ludwig* redeten die *Wilden* mit mir solch *Kothwälsch*, und setzten zum voraus, daß, da ich ein *Franzose* wäre, ich sie ohnfehlbar verstehen müsse, weil sie ihrer Einbildung nach französisch redeten; ich begrif aber so wenig davon, daß ich, sobald ich anfing, in die Grundregeln ihrer Landessprache ein wenig heller hinein zu schauen, mich genöthiget sahe, sie zu bitten, daß sie nur ihre gewöhnliche Sprache gebrauchen möchten, weil ich ihre Gedanken darin weit eher vernemen konnte.

In dem mittägigen *America* ist eine allgemeine Sprache anzutreffen, die durchgehends gangbar ist, und aller Orten verstanden werden kan, gleich wie die *malayische* Sprache

Sprache im grossen Indien. Ausserdem hat noch jede besondere Nation ihre eigene, die von derjenigen, der andern unterschieden ist; und deren ist eine so grosse Anzahl, daß man behaupten wil, als ob bloß allein um die Gegend des Amazonenstroms mehr als siebenzig unterschiedene Sprachen angetroffen würden. Uebrigens ist anzumerken, daß fast bey allen Völkern eigentlich dreierley Sprachen befindlich sind: die eine ist dem Stylo der Rathsversamlung eigen, und so dunkel und erhaben, daß sie oft selbst nicht wissen, was sie sagen; die andere ist den Männern; die dritte aber den Weibespersonen besonders eigen.

Im mittlernächtigen America beziehen sich alle Sprachen der daselbst wohnenden Völker, wenn man die Siour und einige andere ausnimmt, die uns nicht hinlänglich bekannt sind und jenseit des Mississippi wohnen, auf zwey zeugende oder Muttersprachen; nemlich auf die algonquinsche und huronsche. Diese nun werden wieder in so viel Mundarten eingetheilet, als sich besondre Völkerschaften davon finden. Wenn ich sage, daß die algonquinsche und huronsche Sprache die zeugende oder Muttersprachen sind, so rede ich nach dem gemeinen Begriffe; denn unter so vielen Sprachen, die unter einander eine so grosse Uebereinkunft haben, würde es schwer ja wo nicht gar unmöglich seyn, die original Sprachen von den Mundarten zu unterscheiden.

Ohnerachtet nicht leichtlich mehr warhaste Algonquinen so wenig als Troquoisen angetroffen werden, indem sie die gebranten Wasser fast gänzlich vertilget; so ist indessen die algonquinsche Sprache am meisten ausgebreitet, und sie wird von dem mehresten Theile der Völkerschaften von dem Flusse S. Laurentz bis an den Mississippi geredet.

Die huronsche Sprache war ehemals sehr weit ausgebreitet. Der Pater Brebeuf zälet ohngefär dreißigtausend Seelen warhaster Huronen, die in zwanzig Dorfschaften der Nation eingetheilet sind. Ausserdem, waren auch noch zwölf stättige und zahlreiche Völker, die ihre Sprache redeten.

Der mehreste Theil dieser Völker aber bestehet nicht mehr, denn die Troquoisen haben sie ausgerottet. Die wahren Huronen sind heut zu Tage in den kleinen Missionsbezirk von Loretto eingeschränkt, der nahe bey Quebek lieget, woselbst man das Christentum nebst der Erbauung aller Franzosen blühend antrifft; ingleichen bestehet noch die Nation der Lionmontaten, die sich an der Meerenge niedergelassen; nicht weniger ein ander zahlreiches Volk, so nach Carolina geflüchtet aus ihnen. In Virginien findet sich noch ein elender Ueberbleibsel eines Volks, welches die Troquoisen, atati-onoue das ist, solche die mit ihnen eine gemeinschaftliche Sprache reden, nennen. Ich glaube, daß es dasjenige ist, welches in den alten französischen Erzählungen unter dem Namen Alimouchiquois bekannt gemacht worden. Es ist nicht lange, daß die Troquoisen erst nachgelassen, sie anzufallen, und sie durch streifende Parteyen, die sie beständig wider sie ausgesendet; zu beunruhigen.

Ich solte fast glauben, daß sich auch einige Völker von der huronschen Sprache in Nova-zembla aufhalten. Denn in der ersten Sammlung der nordischen Reisen wird gesagt: „Daß die dänischen Jahrbücher bemerken, daß drey Wilden, welche ein englischer Steuermann aus der Strasse Davids nach Coppenhagen gebracht, so geschwind gesprochen, oder vielmehr die Worte dergestalt unter einander geworfen, daß man nichts weiter als bloß die beiden Worte, oka indecha, deren Bedeutung man niemals erfahren, davon verstehen können.“ Ich glaube, daß man darin ein Eigentum der huronschen Sprache antrifft, nach welcher die Worte, aus Mangel der Lippenbuchstaben und auf eine ihnen allein eigne Endigungsart, wenig articuliret werden. Wenn auch in diesen



beiden Worten, die ich etwas verstellte anneme, eine kleine und den Ohren eben nicht sonderlich merkliche Veränderung gemacht, und an stat oka indecha, taotendecha gesetzt wird, so würde es so viel heißen, als, was ist das, was heisset das? Worte, welche ohne Zweifel oftermalen aus dem Munde dieser Wilden geflossen seyn müssen, als sie sich in ein Land gebracht gesehen, wo sie viele Dinge angetroffen, die ihren Vorwitz gereizet, und deren sie zuvor niemalen gewonet gewesen.

Die fünf iroquoisischen Nationen machen eben so viel unterschiedene Mundarten der huronschen Sprache aus, die sich beinahe eben solchergestalt von einander entfernen, als die französische, spanische und italiänische Sprache unterschieden sind; jedoch einige mehr, und andre weniger, nach ihrem Verhältnis und ihrer Lage.

Die huronsche Sprache ist edel, majestätisch und weit regelmäßiger, als die iroquoisische. Die Aussprache ist rauh, wird durch die Gurgel gesprochen, und ihr Accent ist nicht leicht zu fassen. Und dieses ist der Accent, den die Fremden schwer erlangen. Indessen hatten unsre Missionarien einen Bedienten bey den Huronen, der, da er die Sprache, ohnerachtet eines vieljährigen Aufenthalts, niemalen lernen können, sich eine gewisse Art Kauderwälsch ausgewälet, sich damit zu ergözen; welches an sich selbst zwar nichts hies, wobey aber der Accent so wohl und die Endigungen der gewöhnlichsten Worte so vollkommen nachgemacht waren, daß die Huronen selbst dadurch hintergangen wurden und sagten: Wir hören wol, daß er unsre Sprache redet, wir können nur nicht verstehen, was er sagt.

Die Sprache der onnontagischen Iroquoisen kömt der huronschen durch ihren Accent und Endigung der Wörter am nächsten; und aus eben dieser Ursache, wird sie mehr als die andern geachtet. Wenn sie selbige sprechen, so beobachten sie eine Art von Cadenz und etwas hüpfendes und springendes dabey, welches eben nicht unangenehm ist.

Die Sprache der Agnier ist weit lieblicher, und weniger durch die Gurgel gehend: sie hat nur wenig hauchendes an sich, so noch dazu nicht einmal recht merklich ist.

Die Onnesjouts scheinen ihre Sprache von den Agniern angenommen zu haben. Sie nehmen bey der Aussprache eine Art der Zärtlichkeit an. Damit sie selbige auch desto lieblicher machen mögen, so verändern sie den Buchstaben r in l, und kürzen die Hälfte der Worte ab, daß man die letzte Sylbe allemal erraten mus. Diese gekünstelte Zärtlichkeit und der Ton, den sie gebrauchen, hat aber wenig geistreiches an sich.

Die Gogogouen und Tsommontouans sprechen rauh, insbesondre die Tsommontouannen; weshalb sich auch die andern Iroquoisen über sie aufhalten, und ihnen vorwerfen, daß sie übel redeten. Die Franzosen nennen sie auch nur die Bauern, indem die Grobheit ihrer Sprache, sich auch an ihrer ganzen Person äussert. Als indessen der Pater Carheil ihre Sprache gelernet, da er zuvor die huronsche und andre iroquoisische Sprachen richtig durchgearbeitet, so hat er diese weit reicher und ausdrückender als alle die andern gefunden.

Alle diese Sprachen sind lebende Sprachen, und folglich der Veränderung unterworfen. Es werden neue Worte gemacht, andre verlieren ihre Annehmlichkeit und werden abgenuzet. Jedweder schmeichelt sich, seine Sprache wohl zu sprechen; und sie wissen sich über die, welche solche ihrer Meinung nach übel reden, spöttisch aufzuhalten. Dem ungeachtet verehren sie die Ausländer und insbesondre die Europäer, welche sie doch vor gänzlich unfähig halten, selbige zu lernen; wenn man die Missionarien davon ausnimmt, von welchen sie glauben, daß sie solche so gut als sie selbst verstehen müsten, weil diese die

Beihülfe

Beihülfe der Schrift haben, so überreden sie sich, daß alles geschrieben ist, und sie sich nur nicht befeßigen, sich nach ihrer Mundart auszudrücken.

Der mehresthe Theil von diesen abendländischen Völkern, haben ohngeachtet ihrer verschiedenen Sprachen, dennoch fast einerley Neigung, eben die Art zu denken, und einerley Wendungen, sich auszudrücken. Da aber diesen Sprachen eine grosse Menge von Redensarten ermangelt, um die Kenntniss, welche uns die Künste an Händen geben, auszudrücken, so haben sie auch noch einen grossen Mangel an solchen Ausdrücken, die mit den Begriffen, welche wir von der Religion haben, überein kommen; dergestalt, daß die Missionarien, welche ihrer Sprache die Bahne brechen müssen, genötiget worden sind, die Schwierigkeiten zu unterdrücken, die unübersteiglich geschienen, nicht nur die Dinge durch die Uebung zu lernen, welche in gemeiner Unterredung vorkommen; sondern sie mußten auch noch besondern Fleiß anwenden, aus dem Grunde dieser Sprache, gleichsam eine neue heraus zu ziehen, welche ihnen behülflich seyn konnte, den Wilden einen Begriff von göttlichen Dingen und abstracten Wahrheiten beizubringen. Und ob zwar die neue Sprache nicht in neu erdachten und eingeschalteten Worten, sondern nur in Umschreibungen und aus dem Grunde und der Wendung ihrer Sprache hergeholten Zusammensätzen, die sie leicht verstehen, bestand, so ist doch inzwischen sehr schwer gewesen, dahin zu gelangen; und diejenigen Europäer, die viele Jahre unter ihnen gelebet, und ihre Sprache von der Kindheit an, begriffen haben, bekennen aufrichtig, daß sie unvermögend wären, mit ihnen von Gott zu sprechen, und sie in göttlichen Dingen zu unterrichten, wie die Missionarien thun, ohnerachtet sie im übrigen alles, was die Missionarien sagen, verstehen können.

Biard (<sup>16</sup>) drückt sich hierüber auf eine angenehme Art aus. Daher habe ich davor gehalten, daß es dem Leser nicht zuwider seyn würde, wenn ich seine eigne Worte alhier anführe. „Als die Jesuiten, sagt er, sahen, daß zu Bekerung der Heiden ihnen ihre Sprache unentbehrlich sey, so entschlossen sie sich, sich mit allem Fleisse darauf zu legen: Man kan sich aber die ungemeinen Schwierigkeiten kaum einbilden, die sie dabey antrafen, indem es ihnen vornemlich an Dolmetschern und Lehrmeistern ermangelte. Der Herr Biencourt und einige andre, wußten zwar etwas wenig, und so viel zu dem Umsatz der Waaren nötig war, davon. Sobald aber die Rede von Gott und von Religionsangelegenheiten war, so war ihnen ein Riegel vorgeschoben, und es hies: non plus ultra. Inzwischen waren sie genötiget, die Sprache von ihnen zu erlernen. Sie erkundigten sich auch, wie die Wilden jede Sache zu nennen pflegten, und es machte auch hier eben keine sonderliche Schwierigkeiten, so lange dasjenige, was man verlangte, angerühret oder mit den Augen gezeigt werden konnte, als nemlich ein Stein, ein Fluss, ein Haus, schlagen, springen, lachen, sich niedersetzen u. s. w. So viel aber die Innerlichen und geistrigen Handlungen, die nicht in die Sinne fallen, und solche Worte anbelangte, die man abstract und allgemein nennen kan, als glauben, zweifeln, hoffen, unterreden; befürchten, ein Thier, ein Leib, ein selbstständiges Wesen, ein Geist, Tugend, Laster, Sünde, Vernunft, Gerechtigkeit u. s. w. so mußten sie stehen und viel Schweiss vergießen, denn da waren die Thüren verschlossen und die Zugänge verschüttet. Hier wußten sie sich weder zu rathen noch zu helfen. Und ob sie gleich hundert Mittel gebrauchten, so war doch keine Geberde hinlänglich, ihren Begriff hinreichend auszudrücken, wenn sie auch tausend gemacht hätten. Unterdessen machten sich unsre Herren Wilden einen angenehmen Zeitvertreib, und lachten sie herzlich aus; alle Tage fielen neue Schwänke vor, und damit

Arr 3

,,der



„der Spas desto nußbarer würde, so wäre nötig gewesen, daß man einen Tisch dabey ge-  
 „deckt und mit guten Gerichten besetzt hätte; denn bey einem solchen Dreifus lassen sich gu-  
 „te Orakel thun. Auffer diesen, würde Apollo und Mercurius gewis ausscheiden; sie  
 „ärgerten sich ebenfalls und gingen davon, wenn man sie ein wenig über die Zeit aufhalten wolte.,,

Ich füre die Stelle dieses Paters der Länge nach an, damit die bewundernswürdige  
 Versicherung des Baron de la Fontan desto merklicher werde, welcher, da er uns beim  
 Schlusse seiner Nachrichten ein huronisch Wörterbuch mitgetheilet, so ohngefär aus funf-  
 zig Worten bestehet, wovon die mehresten verstümmelt sind, nicht einen Augenblick Anstand  
 nimt, eine lange und breite Unterredung zwischen einem Huron und ihm von Religionsfachen  
 vorzugeben. Ich zweifle fast, ob er nach einem dreißigjährigen Aufenthalt unter den Huro-  
 nen vermögend gewesen seyn würde, seinem Wilden zu antworten, wenn es auch an dem  
 seyn sollte, daß der Wilde dergleichen Gedanken, die ihm beigelegt werden, in der That aber  
 von ihm allein herrühren, fähig gewesen wäre. Seine Art eines algonquinschen Wörter-  
 buchs, ohnerachtet es etwas länger ist, ist doch eben so unvollkommen; jedoch aber unter dem  
 Vortheil dieser Worte, welche ihm sonder Zweifel jemand aufschreiben lassen, hat er geglaubt,  
 daß er das Publicum überreden könne, als ob er die Sprachen und Sitten der Wilden  
 vollkommen inne hätte: da er hingegen auf der andern Seite, ein ziemliches Vertrauen hat,  
 sich einkommen zu lassen, daß ihm eben dieses Publicum glauben werde, wenn er von den  
 Priestern und Missionarien versichert, die unter den Wilden grau worden, daß sie die Be-  
 deutung eines so abgenutzten und Klipschulwortes nicht gewußt haben, welches auch sogar  
 den Kindern der canadischen Franzosen bekant gewesen.

Die Ursache der grossen Schwierigkeit, welche die Missionarien im Anfange bey Er-  
 lernung der Sprachen der Wilden gefunden, war diese, daß sie dieses Puncts halber in eben  
 dem Irrthume schwebten, als derjenige war, worin sie sich in Absicht ihrer Sitten befanden. Sie  
 wolten die Wilden nach unsern Sitten und Gebräuchen beurtheilen: da sie nun also nichts  
 von der Pollicy, die unter uns eingeführet, noch von der Religion und weltlichen Regierungs-  
 form etwas antrafen; so hielten sie davor, daß sie ohne Religion, ohne Geseze, und ohne ei-  
 nige Beherrschungsart lebten. Auf gleiche Weise wolten sie auch von ihrer Sprache nach  
 Maassgabe der Europäischen urtheilen; und da sie selbige nicht begreifen konten, so bildeten  
 sie sich ein, so wie der Pater le Jeune zu selbiger Zeit schrieb: „Daß alle Wörter, der Gottes-  
 „furcht, Andacht und Tugend, alle Redensarten, wodurch man die Glückseligkeit des zukünfti-  
 „gen Lebens ausdruct; die Sprache der Gottesgelarten, der Weltweisen, der Mathematiker,  
 „der Aerzte, mit einem Worte aller gelehrten Leute; alle Worte, die die Pollicy und das Regi-  
 „ment einer Stadt, einer Landschaft und eines Reichs betreffen; alles, was die Gerechtigkeit,  
 „Belohnung und Bestrafung angehet; die Namen einer Menge von Künsten, die sich in un-  
 „serm Europa finden; einer Menge Blumen, Bäume, Früchte und Thiere, von tausend und  
 „aber tausend Erfindungen, von tausend Schönheiten und Reichthümern: daß alles dieses, sa-  
 „ge ich, sich weder in den Gedanken, noch in dem Munde der Wilden gefunden; indem sie  
 „weder die wahre Religion, noch eine Kenntnis der Tugenden, Pollicy, Regierungsart, weder  
 „Königreiche noch Republiken, weder Wissenschaften, noch alles was ich angeführet, haben;  
 „und folglich alle ihre Worte, Redensarten, alle Benennungen, welche die Güte und Grösse  
 „dieser Welt angehen, ohnfehlbar ihren Wörterbüchern ermangeln müssen.,,

Ohnerachtet sich nun hierin verschiedene Wahrheit befindet, und die Armut auf der ei-  
 nen, und die Unwissenheit in vielen Sachen auf der andern Seite, ihre Sprachen weit trockner  
 als die unsrigen machen mus; so ist doch dieses nicht dergestalt auszudehaen, als le Jeune  
 vorgehen

vorgeben wollen; sondern die Quelle des Irrthums, die sowohl ihm, als allen denen, die eben so wie er, davon gesprochen, gemein ist, rührt aus der wenigen Kenntniß her, welche er von der Beschaffenheit der Sprache der Wilden hatte, die von den europäischen Sprachen sehr unterschieden ist.

S. Idorus von Sevilien sagt, daß Aristoteles der erste gewesen, der in der Sprache zween Redertheile, nemlich das Nomen und Verbum, unterschieden habe. Nachher habe sie Donatus in acht Theile abgetheilet; wovon sich aber die sechs letztern auf diese beiden Haupttheile als auf das Nomen und Verbum, welche die Person und die That anzeigen, gründeten, die andern aber, wären bloße Anhänge und leiteten ihren Ursprung davon ab. Denn das Pronomen kömmt her von dem Nomine, und vertritt seine Stelle, als z. E. Orator ille, dieser Redner. Das Adverbium kömmt ebenfalls von dem Nomine her, als Doctus, docte. Das Participium ist von dem Nomine und Verbo gebildet, als lego, legens. Die Conjunction, Praeposition, Interiection dienen nur dazu, die andern zu versamen, und die Rede zusammen zu fügen. Derohalben, fügt er hinzu, begreifen einige nur fünf (Partes Orationis) Theile der Rede, gleichsam als wenn die drey letztern überflüssig und unnütze wären.

Von den beiden Redertheilen des Aristoteles, haben die huronsche und iroquoisische Sprachen, wovon hier hauptsächlich die Rede ist, denn andre sind mir nicht bekannt, nichts als das Verbum, welches in der ganzen Sprache herrschet; und also kein Nomen substantivum noch adiectivum, keine Declination, keine Casus und Artikel. Man wird also hier eine Abkürzung der Sprache, so die Hälfte weit übertrifft, bemerken; und nunmehr wird uns die Verwunderung nicht befremden, worein die Missionarien gerieten, welche in den americanischen Sprachen, eine Menge von eigenthümlichen, abstracten, algemeinen, besondern, untheilbaren, abgeleiteten, verkleinernden, vermehrenden Namen, mit einem Worte, alles das, was sich in den europäischen Sprachen findet, und in die Classe der Nominum gehört, und davon abhänget, zu finden vermeinten, und hernachmals nichts von allen diesen darin antrafen.

Die Sprache ist in einem Verstande, eine bloß willkürliche Sache; und da die Redensarten, woraus sie bestehet, nichts anders als eingeführte Zeichen seyn, um die Sachen, denen sie beigelegt worden, vorzustellen, so heißen sie an und vor sich selbst nichts: das ist, sie sind an sich selbst gleichgültig, entweder eine oder die andere Sache zu bedeuten, auf eben die Art wie die Character und Figuren, welche Bilder und Zeichen der Redensarten sind, und anders keine Kraft und Gültigkeit haben, als in so ferne man mit einander übereingekommen ist, daß sie diese oder jene Bedeutung anzeigen sollen. Auf diese Art können die Sprachen so vielmale vervielfältiget seyn, als es Nationen giebt; und haben können dergestalt völlig von einander unterschieden werden, daß auch nicht ein Ausdruck, ja kein einziges Wort von einer gleichen Bedeutung, ohne einen bloßen Glücksfall, oder Gemeinschaft dieser Nationen, die einige Wörter durch den unter einander eingeführten Umgang, angenommen, weder in der einen noch in der andern Sprache angetroffen wird.

Auf der andern Seite aber, da die Sprache eingeführt ist, unsre Gedanken vorstellig zu machen, und da sie einen wesentlichen Zusammenhang mit den Wirkungen der Seele und mit den Vorwürfen hat, worauf sich unsre Gedanken richten, und entweder etwas bestätigen oder verneinen; mit einem Worte, dasjenige aussprechen oder erklären wollen, was ihnen gemäß, oder zuwider ist: so ist nöthig, zu Unterhaltung des Bandes der Societät, der Handelschaft, und zu Entdeckung unsrer Begriffe, welche fast durchgängig bey allen Menschen, und die eben dieselben Vorwürfe haben, einerley sind; es ist nöthig, sage ich, daß jedwede Sprache,



Sprache, gleich der unsrigen, Nomina von verschiedenen Arten, adiectiva, substantiva u. s. w. habe; und daß in diesen Nominibus, Numeri, Genera und Casus; Verba activa, passiva, neutra u. s. w. und in den Verbis, Tempora und Modi, der ersten, zweiten und dritten Person; endlich Adverbia, Coniunctiones, Praepositiones und andere Partikeln angetroffen werden, welche dazu dienen, die Rede zu verbinden, die Benennung zu versämen, und einen völligen Verstand zuzwege bringen. Oder es ist auch nötig, daß etwas diesen Gleichkommendes darin gefunden werde, dadurch so viel Zeichen an die Hand gegeben werden, als nötig sind, den Mangel dieser unterschiedenen Theile der Rede zu ersetzen; welche, da sie sich zwar in einer Sprache befinden, doch nicht in der andern seyn können, die ohnfehlbar mangelhaft und unnütze seyn würde, wenn sich in ihrem Grunde nichts finden solte, wodurch doch der Endzweck und die Absicht aller Sprachen erreicht werden sol, so in einer solchen Mittheilung unsrer Gedanken eines gegen des andern bestehet, daß nichts angetroffen wird, wovon wir nicht mit einander sprechen und unsre Gedanken auslassen könnten.

Die huronschen und iroquoisfchen Sprachen, haben eigentlich nichts als Verba, welche den ganzen Grund davon ausmachen, dergestalt, daß alles conjugiret, und nichts decliniret wird: in diesen Verbis aber findet sich ein ungemeines Kunststück, welches alles übrige ersetzt; und dieses ist das Kunststück, das die ganze Deconomie dieser Sprachen, die sowel als die unsrigen ihre Schönheiten haben, ausmacht. Weil aber keine Sprache in der Welt vollkommen ist, so hat sie auch nebst ihrer Ordnung noch viele Unordnungen, die sie schwer und unbehäglich machen.

Ich hätte zwar um so viel lieber einen Begriff von einigen dieser Sprachen geben wollen, damit derselben Deconomie dadurch bekannt gemacht werde, welches niemand bis jetzt gethan; indem die mehresten Reisenden sich bloß damit begnügt haben, einige unvollkommene Vocabeln anzugeben, die in einigen verstümmelten Worten, welche am meisten gebräuchet werden, bestehen; ich habe aber überlegt, daß eines theils ein abgekürzter Begriff alzu unvollkommen seyn würde, und andern theils kan ich mich über diese Sache auch nicht auslassen, ohne durch eine Menge barbarischer Benennungen beschwerlich zu fallen, die dem Leser, welchen diese fremden ungewöhnlichen Sprachen eben nicht sonderlich rühren, und woraus die Belehrten ebenfalls kein großes Licht erlangen können, ohnfehlbar verdrüsslich seyn würden: zumalen meine Untersuchungen höchstens keinen andern Zweck haben können, als bloß so viel zu zeigen, daß diese Sprachen von denen, welche wir kennen, ungemein weit entfernt sind; ferner, daß sie, ohnerachtet des ihnen beigemessenen Mangels, dennoch reich sind, und ob sie gleich in Absicht der Deconomie von der unsrigen unterschieden, dennoch ebenfalls ihre außerordentlichen Schönheiten mit sich führen.

## Beschluss.

Dieses wäre nun der wesentlichste Inhalt dessen, was ich von den Sitten der americanischen Völkern, und was mir darunter am merkwürdigsten geschienen, beibringen können. Wenn ich ja etwas, so mir ebenfalls bekannt gewesen, ausgelassen habe, so sind es doch bloß einige Umstände und Kleinigkeiten, die mir entwischt, oder der Neugierde des Lesers unwürdig sind. Indessen verlange ich nicht alles gesagt zu haben, was etwa wesentliches davon angeführt werden könnte; ja ich bekenne vielmehr, daß mir vieles von besondern Umständen annoch unbekant, welche eine Gewohnheit bezeichnen, und in den Vergleichen, die ich mit den Sitten der Alten gemacht, ein großes Licht geben könnten: dieses ist aber nicht mein Versuchen; sondern vielmehr ein Fehler dererjenigen, die, da sie unter denen verschiedenen Völkern, die ich von mir selbst nicht habe erforschen können, gelebet, entweder sich nicht bemühet haben, dasjenige, was sie gesehen, gungsam zu untersuchen, oder zu dergleichen Art von Nachforschungen unfähig gewesen. Das, was ich alhier geleistet, ist auch nur ein unvollkommener Versuch von dem, was man hierin thun können, der aber dennoch einen Plan in sich hält, worauf man auf eine der Religion und den schönen Wissenschaften nützliche Art fort arbeiten kan. Die Missionarien, welche unter verschiedenen morgen- und abendländischen Indianern zerstreuet sind, und die die Sprachen der Völker kennen, mit welchen sie umgehen, sind ohne Zweifel weit fähiger, diese Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen. Ich wünsche mit ernstlichem Verlangen, daß sie sich diese Mühe geben mögen; und versichere höchlich, daß ich denenjenigen, die meinen Gedanken über die Punkte, die ich nicht recht gefasset haben kan, und worüber ich mich etwan zerstreuet haben mag, aufhelfen, oder mir neue Beweisstücke, meine Mutmassungen zu unterstützen, oder neue zu wagen, an die Hand geben wollen, unendliche Verbindlichkeit haben werde.

Ende der ersten Abtheilung.

Allge-

Allgemeine Beschreibung  
der  
**Americanischen Lande**  
und Völker.

Zweite Abtheilung.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
500 EAST HART

CHICAGO, ILL.



## Chronologisches Verzeichniss

der

# Entdeckungen der neuen Welt †) und der von den Europäern daselbst geschehenen Niederlassungen.



1248.

Einige setzen die ersten Schiffarten nach Grönland, welches Savary Grönland. la Groenlande nennet, in dieses Jahr; sie sind aber irrig. Denn dieses grosse Land war bereits im neunten Jahrhunderte den Norwegern, und noch weit mehr, als es heut zu Tage ist, bekant.

Man kan nicht gewis sagen, in welchem Jahre die Franzosen angefangen haben, nach Guinea zu handeln; so viel aber ist zuverlässig, daß im Jahr 1364 Kaufleute aus Dieppe diese Küste entdeckt, und dahin Handlung getrieben haben. Ihr Andenken ist bey den Einwonern annoch sehr werth geachtet, die solches auf ihre Nachkommen durch eine Ueberlieferung bringen. Die gute Aufführung dieser Seefarer, und ihr von denen andern Europäern, die sie seit der Zeit kennen lernen, sehr unterschiedenes Betragen, haben Anlas gegeben, daß die Diepper sehr bedauert worden.

1363.

Guinea.

§§ 2

Dieppe

†) Vorstehendes Verzeichniss ist aus des P. Charlevoix Histoire et Description generale de la Nouvelle France genommen, und dieser zweiten Abtheilung vorgesezt worden, weil man geglaubt, dem Leser dadurch einen Gefallen erwiesen zu haben, wenn er den Erfolg der sämtlichen Entdeckungen aller Länder von 1248 an in der Kürze beisammen an-

treffen kan. Nur ist noch in Absicht des Verstandes, worin der Verfasser die neue Welt genommen, anzumerken, daß er solche Benennung nicht blos auf America einschränket, sondern alle diejenigen Länder darunter begreift, welche den Europäern vor dem vierzehnten Jahrhunderte unbekant gewesen.



Dieppe an einem Orte des Körnerstrandes, oder la Cote du Grain annoch aufbehalten.

1383. Die Diepper ließen sich gleichfalls an einem Orte eben der Küste nieder, wo gegenwärtig die Festung de la Mina lieget. Die innerlichen Kriege Frankreichs unter den Regierungen Carls VI und Carls VII nöthigten sie, solchen Ort im Jahr 1410 zu verlassen.

1401 bis

1405.  
Canarische  
inseln.

Die canarischen Inseln, welche einige, jedoch ohne hinreichende Beweistümer beizubringen, vor die im Altertum so berühmte Glückinseln ausgeben, sind den Europäern bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unbekant gewesen. Als einige genuesische und catalonische Seefarer im Jahre 1345 davon einige Kenntniß gehabt, wurde Ludewig de la Cerda, dessen Vater durch Alphonsum X, König von Castilien, seinen Eltervater, war enterbet worden, wenig Zeit hernach durch Pabst Clemens VI zum Könige der canarischen Inseln gekrönt; er nahm aber von seinem Königreiche keinen Besiß, sondern diese Lande geriethen wieder in Vergessenheit. Im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, oder gegen das Ende des vorhergehenden, schenkte sie Heinrich III, König von Castilien, Johan von Bethencourt, einem normannischen Edelmann; andere sagen, an Robert von Braquemont, der nachher Admiral von Frankreich geworden, und Johan von Bethencourt, Baron S. Martin le Gaillard, seinen Vetter, dahin gesendet. Dieser machte sich im Jahr 1401 oder 1405 Meister von den Inseln Lazarotta, Guerteventura und Ferro, und lies sich daselbst zum Könige ausrufen. Maciot von Bethencourt, sein Verwandter und Nachfolger, trat nach diesen sein Recht dem Infanten von Portugal, D. Heinrich, Herzogen von Visejo, ab, welcher Ferdinanden von Castro, Grosmeister seines Hauses, dahin sendete. Die Schriftsteller sind in Absicht der Zeit, worin die Entdeckungen der andern Inseln geschehen seyn sollen, nicht einstimmig. So viel ist aber gewis, daß, als der König von Castilien sich wegen der Abtretung des Maciot von Bethencourt, kraft der Obergewalt, die er über die canarischen Inseln verlangte, beschwerete, zwischen diesem Herrn und dem Infanten von Portugal ein Tractat errichtet worden, nach welchem diese Inseln der Krone von Castilien einverleibet wurden, welche sie auch noch heut zu Tage in Besiß hat.

1412.

Capo von Bo-  
jador.

Dieses war die erste Schiffart der Portugiesen längst der Küste von Africa. Ihre Reisen endigten sich lange Zeit an dem Capo Bojador, weil sie sich nicht getraueten weiter zu segeln.

1418.

Porto Santo.

Die Entdeckung der Insel Porto Santo ist durch Tristan Vaz und Gonzalez Zarco, Portugiesen von Geburt, geschehen. Sie legten ihr deshalb diesen Namen bey, weil sie am Tage Allerheiligen daselbst zuerst anlangeten.

1419.

Madera.

Die Entdeckung der Insel Madera ist durch eben dieselben geschehen. Jedweder legte seinen Namen derjenigen Erdspeße bey, wo er an Land stieg; und als Gonzalez beim Anlangen eine Höle antraf, worin sich die Seewölfe begaben, so nennete er diesen Ort Cambra de Lobos marinos, und nahm den Beinamen Cambra, oder gemeinlich Camara an, der auch seinem vornemen Geschlechte eigenümlich verblieben ist. Den Namen Madera bekam diese Insel um deshalb, weil sie ganz mit Holz besetzt war. Denn Madera heisset auf portugiesisch Holz, woher sonder Zweifel das französische Wort Madrier entstanden. Einige engländische Verfasser haben vorgegeben, daß Madera schon länger als sechzig Jahre vorher durch einen ihrer Nation, Namens Machin, der durch Sturm nebst seiner Frau dahin verschlagen worden, entdeckt sey. Sie

Sie setzen auch noch hinzu, daß als **Nachin** ein Witwer geworden, so habe er sich wieder auf die See begeben, und den **Castilianern** von seiner Entdeckung Nachricht ertheilet; auf diesen Unterricht nun hätten sich die spanischen und französischen Seefarer vereinbaret, und diese Gegend bekreuzet: **Madera** zwar hätten sie nicht wieder finden können, auf den canarischen Inseln aber wären sie vielfältig gelandet.

**Gil Annez**, ein Portugiese, segelte in Gesellschaft des **Antonius Gonzalez** <sup>1439.</sup> **Baldaya**, dem Vorgebirge **Bojador** vorbei. Man behauptet; daß dieses Vorgebirge eben dasselbe sey, welches man in dem **Prothomäus** unter dem Namen **Canarea** aufgezeichnet findet. Der Name **Bojador** wurde diesem Lande von den Portugiesen um deshalb beigelegt, weil man bey der Vorbeifegelung sich vom Abend ziemlich entfernt halten, hernachmals aber sich wieder gegen Morgen wenden mus. **Bojar** bedeutet im portugiesischen so viel als segeln.

**Nunno Tristan**, ein Portugiese, entdeckte **Capo Blanca**. Einige Verfasser <sup>1440.</sup> setzen auch in eben dieses Jahr die Entdeckung des grünen Vorgebirges. Jedoch ist **Capo Blanca** dieses eben nicht die allgemeinste Meinung.

**Anthon Gonzalez**, ein Portugiese, entdeckte **Rio del oro**. Im folgenden <sup>1442. 1443.</sup> Jahre entdeckte er die Inseln **Arguyn**, nahe bey **Capo Blanca**. Der Infant **D. Heinrich** lies eine Festung daselbst anlegen, wovon sich die **Holländer** im Jahre 1638 <sup>Rio del oro.</sup> **Arguyn** Meister machten.

**Gonzalez von Cintra**, ebenfalls ein Portugiese, entdeckte auf eben der Küste von <sup>1445.</sup> **Nigritien** eine grosse Bucht, woselbst er getödtet wurde. Man nennete sie nach seinem **Angra**. Namen **Angra di Cintra**, das ist, die Bucht von **Cintra**. Nachher hat man sich allmählig angewöhnet, selbige blos **Angra** zu nennen.

**Nunno Tristan**, dessen wir bereits Erwähnung gethan haben, entdeckte das grüne <sup>1446.</sup> Vorgebirge. Er segelte vor die Mündung des **Senega** vorbei, ohne es zu bemerken: denn das grüne Vorgebirge hat den **Senega** gegen Norden, und den **Gambia** gegen Mittag. Diese beiden Flüsse sind die zween hauptsächlichsten Arme des **Niger** flusses. Einige messen die Entdeckung des grünen Vorgebirges dem **Dionysius Fernan** dez bey; und vielleicht ist er des **Nunno Tristans** Reisegefährte gewesen.

**Lanzarote**, ein Portugiese, entdeckte den **Senega**, welchen die Landeseinwohner <sup>1447.</sup> **Ovedek** nanten. **Lanzarote** legt ihm den Namen **Senega** oder **Sanega** bey, so der **Senega**. Name eines vornehmen **Negers** war, den er daselbst gefangen bekam, der sich aber nachher ranzionirte. Der Portugiese hielt diesen Fluss gleich anfangs für einen Arm des **Nilstroms**. Einige verlegen diese Entdeckung auf das künftige Jahr.

**Dom Gonzalo Vello**, Befelshaber von **Almuros**, reisete in diesem Jahre von **Portugal** ab, um die **Moren** in Augenschein zu nehmen, welche wegen der vielen daselbst gefundenen Habichte also genennet wurden. Denn **Mor** heist im spanischen und portugiesischen ein Habicht. Man nennet diese Inseln auch **Terzeres**, und zwar von dem Namen der hauptsächlichsten unter allen, welche, da sie die dritte war, die man auf dem Wege von **Portugal** antraf, **Terzera** genennet wurde. Der Befelshaber nahm blos die Inseln **Fayal**, **Pico**, **St. Georg**, **Graciosa**, **Terzera**, **St. Maria** und **St. Michael** in Augenschein. Die letztere ist wegen der bekanten Seeschlacht berühmt, welche der **Marquis von Santa Cruz** im Jahr 1582 gegen **Dom Anronio**, der sich für einen König von **Portugal** ausgab, gewann. Die Inseln **Flores** und **Corvo** sind erst einige Jahre hernach bekant worden. Alle diese Inseln waren ohne Einwohner, als der portu-



giesische Befelshaber daselbst anlangete; ausser Fayal, woselbst sich einige flandrische Familien am Ufer eines Flusses niedergelassen hatten. Boterus sagt, daß die Azoren im Jahr 1439 wären entdeckt worden; es scheint aber, als ob er sich irre, und daß die Slandrer selbst noch vor dieser Zeit da gewesen. Auf den beiden Inseln Flores und Corro, welche gegen Norden und Süden liegen, haben die Portugiesen so gleich ihre erste Mittagslinie gerichtet, nachdem sie glaubten angemerkt zu haben, daß die Magnetnadel durch ihre Abweichungen sich nicht veränderte. Andre Seefarer versichern, daß diese Anmerkung falsch sey. Das gewisseste ist dieses, daß die Portugiesen nachher ihre Mittagslinie auf der azorischen Insel Pico angeleget, und daß ihnen hierin verschiedene Nationen nachgefolget sind. Der Franzosen Mittagslinie ist auf der Insel Fer, einer der canarischen Inseln. Als die Insel Corro entdeckt wurde, traf man auf selbiger eine Bildseule zu Pferde an, wovon man den Stof nicht erraten konnte. Diese hatte ein Zugestell von eben dieser Materie, auf welchem Character verzeichnet waren, die niemand ausdenken konnte. Man ist aber zu nachlässig gewesen, und hat dieses Stück abhandeln kommen zu lassen; denn die ersten Seefarer gaben auf dergleichen Denkmale nicht achtung. Der Reuter wies mit der rechten Hand nach Abend, gleichsam dadurch anzuzeigen, daß nach dieser Gegend zu noch Länder befindlich wären. Der Befelshaber Almu-ros richtete eine Colonie auf den Azoren an.

1449. In diesem Jahre ereignete sich die Entdeckung der Inseln des grünen Vorgebir-  
 Inseln des ges, durch Anton Nolli, einen Genueser, im Namen des Infanten Dom Heinz  
 grünen Vor- richs, Herzogen von Visejo. Die erste, worauf er landete, wurde die Mayinsel ge-  
 gebirges. nant, weil er am ersten Tage des Maymonats daselbst an Land stieg. Zugleich bemerkte  
 er auch zwei andere, denen er die Namen St. Jacob und St. Philip gab, welche Fest-  
 tage eben damals eingefallen waren. Die übrigen wurden nicht eher als 1460 durch die  
 Portugiesen entdeckt, welche der Zeit anfiengen, sie alle mit Volk zu besetzen. Der  
 P. Jarric ist irrig, wenn er sagt, daß die Portugiesen 1446 diese Entdeckung gema-  
 chet: ingleichen Sanut, wenn er sie Ludewigen von Cadamosto, einem venetiani-  
 schen von Adel, der, wie er sagt, von dem Infanten von Portugal ausgesendet wor-  
 den, neue Länder zu entdecken, zuschreibet; ausser wenn man sagen wolte, daß Cadamo-  
 sto das Geschwader, so im Jahr 1460 diejenigen von diesen Inseln angetroffen, die  
 Nolli nicht zu sehen bekommen. Einige Schriftsteller halten diese Inseln für die Gor-  
 gonen des Pomponius Mela, andere für die Gorgaden des Plinius, und wieder an-  
 dere für die bey den Alten so berühmte Hesperiden, endlich noch andere für die Glücksin-  
 seln; und alle diese verschiedene Meinungen haben etwas warscheinliches, dieses aber ist  
 auch alles. Ich finde mich geneigter zu glauben, daß die canarischen Inseln die Hesper-  
 iden, die Inseln des grünen Vorgebirges hingegen die Glückseln gewesen: der  
 Name Glück kömt vielmehr mit dem grünen Vorgebirge selbst, als mit dessen Inseln,  
 welche davon den Namen bekommen, überein; inmassen die Inseln keine sonderlich gesunde  
 Luft, und auch im übrigen eben nichts vorzügliches an sich haben.

1471. Johan von Santaren und Peter von Escovar, beide Portugiesen, welche  
 Inseln St. von Dom Ferdinand Gomez abgeschickt waren, entdeckten die Insel St. Thomas,  
 Thomas und des Prinzen, und das Vorgebirge St. Catharina, welches um deshalb also genennet  
 Vorgebirge ward, weil sie es am Tage dieser Heiligen zuerst erblickten. An der ganzen Küste fanden  
 St. Catharina: sie viel Goldadern, weshalb sie ihr auch den Namen die Mine beilegen.  
 die Mine.

Eben

Eben dieselben entdeckten im ersten Tage dieses darauf folgenden Jahres eine Insel, 1472.  
welche sie Anno bueno, wegen der Beschaffenheit des Tages nannten. Insgemein Insel St.  
wird sie Annobon genannt. Annobon.

Man wil behaupten, daß in diesem Jahre Johan Scalve, ein Pohle, Estoriland, 1477.  
und das Land Labrador entdeckt habe; jedoch dieses ist nicht hinlänglich erwiesen. Estoriland.  
Zum wenigsten ist gewis, daß er keine Niederlassung daselbst veranstaltet. Man zweifelt Labrador.  
auch heut zu Tage fast nicht mehr, daß Estoriland nicht ein Land der Einbildung  
seyn sollte.

Diego von Azambuja, ein Portugiese, bauete an eben dem Orte die Festung 1481.  
St. Georg de la Mina, wo hundert Jahr vorher die Franzosen eine angeleget ge- St. Georg de  
habt hatten. la Mine.

Diego Cam, ebenfalls ein Portugiese, entdeckte das Königreich Congo, welches 1484.  
der Zeit die Reiche Angola und Maramba, nebst verschiedenen andern, die nachher da- Congo, De-  
von getrennet worden, unter sich begrif. Es scheint, daß solches auf seiner Rückreise ge- nin, Priester  
schehen, wenigstens war es auf eben der Reise, als er das Königreich Benin berrät. Er Johannes.  
erhielt Nachricht, daß der König von Benin von einem mächtigern Monarchen, als er  
war, die Beleihung seines Königreichs, mittelst des königlichen Mantels und eines Sta-  
bes empfing, auf welchem ein Kreuz, gleich denen, so die Maltheserritter tragen, bese-  
stigt war; und daß die Staaten dieses grossen Monarchen zweihundert und fünfzig Meilen  
von Benin entfernt lagen. Bey seiner Rückkunft gab er dem Könige, seinem Herrn,  
Nachricht davon, welcher glaubte, es sey der Priester Johannes: und drey Jahr her-  
nach wurden Peter von Covillam und Alphonsus von Payva an diesen Fürsten abge-  
schicket, von dem man nicht mehr zweifelte, daß es nicht der Kaiser von Abyssinien seyn  
solte. Diese beiden Abgeordneten schiften sich zu Adem, einem Hafen im glückseligen  
Arabien, ein: als sie sich hernachmals getrennet hatten, so nahm Payva seinen Weg  
nach Abyssinien, starb aber unter Weges. Covillam hingegen segelte nach Indien,  
kam nach Cananor, Goa und Calicut, und wendete sich wieder nach Africa,  
trat im Königreiche Sofala ans Land, gieng von da nach Ormuz, von wannen er sich  
an den Hof des Königes von Abyssinien begab.

Bartholomäus Diaz, Peter Diaz sein Bruder, und Johan Infantez, ins- 1486.  
gesamt Portugiesen, entdeckten das Vorgebirge der guten Hofnung. Sie nannten Vorgebirge  
es anfänglich Vorgebirge der Quaal, weil sie heftige Ungewitter und Stürme daselbst der guten Hof-  
auszustehen hatten; der König von Portugal aber, als er vernam, daß ihm diese Entde- nung.  
ckung den Weg nach Indien zeigte, veränderte er desselben Namen, welchen es auch seit  
dem beständig beibehalten.

Christoph Colombo, ein Genueser, entdeckte am eilften October das erste Land 1492.  
von America, und nahm im Namen der castilianischen Krone Besiß davon. Es war Erste entde-  
eine der lucayischen Inseln, die Guanahani hies, der er aber den Namen San dung von A-  
Salvador beilegte. Hernach entdeckte er noch viele andre, darauf die Insel Cuba und merica.  
endlich die Insel Hayti, die er Hispaniola nannte. Die Franzosen heißen sie St.  
Domingo, und zwar nach der Hauptstadt der Insel.

Der Pabst Alexander VI lies die berühmte Linie Demarcation ziehen, damit er die 1493.  
Spanier und Portugiesen in Absicht ihrer Entdeckungen aus einander setzen möchte. Die Linie De-  
Sie gieng mitten durch den Raum des Meeres, das sich zwischen den Azoren und den marcation.  
Inseln



Inseln des grünen Vorgebirges befindet; hernachmals aber wurde sie auf 370 Meilen weit gegen Abend zurückgebogen.

Kleinen Antillen.

Im Monat October eben desselben Jahres entdeckte Christoph Colombo den mehresten Theil der kleinen Antillen, wovon die meisten Namen, die er ihnen der Zeit gegeben, noch heut zu Tage beibehalten werden. Hernach entdeckte er die Insel Boriken, und nennete sie die Insel St. Johannes Baptista. Nachmals hat man den Beinamen Puerto Rico hinzugefüget. Die Franzosen nennen sie Porto Rico.

Isabelle die erste Stadt in der neuen Welt.

Von da begab er sich nach der Insel Hispaniola, alwo er die erste Stadt anlegete, welche die Europäer in der neuen Welt gehabt haben, und nennete sie Isabella, zu Ehren der Königin von Castilien, die diesen Namen führte.

1494. Jamaica.

Christoph Colombo entdeckte Jamaica am 14. März, und nannte dieses Land Santpago: der Name Jamaica aber, den es führte, hat den Vorzug behalten. Er wurde auch auf eben dieser Reise vergewissert, daß Cuba eine Insel sey.

1496. Terra nova. Labrador. Estoriland.

Den 5. März gestattete Heinrich VII, König von England, Johann Cabot oder Gabato, einem Venetianer, und seinen drey Söhnen, einen Freiheitsbrief, zu Entdeckung neuer Länder auszuschiffen. Die Bedingungen bestunden darin, daß nach Abzug aller darauf verwandten Kosten dem Könige der fünfte Theil des Gewinnes zufließen sollte. Dieses erhellet aus den öffentlichen Actis des Reichs England. Das aber, so folget, ist nicht von gleicher Beschaffenheit. Man behauptet, daß die Cabote die Insel Terra nova, hernach einen Theil des festen Landes von Labrador, oder Laborador entdecket. Sie erhuben sich, sagt man, auf 55 Grad Norderbreite, und brachten vier Wilden mit nach England. Inzwischen versichern glaubwürdige Verfasser, daß sie nirgends, weder an dem festen Lande, noch an Inseln gelandet. Andere hingegen haben seitdem beständigen wollen, daß Estoriland, welches man Labrador gegen Mitternacht oder Abend verlegt, 1390 durch einige Fischer aus Friesland entdeckt worden. Anthon Jani, ein Venetianischer von Adel, sagt man, sey von den Küsten Irlands abgeseget, und durch Sturm nach Friesland getrieben worden, welches man zu einem Theil von Grönland machen wollen, und daselbst hätten sie von dieser Entdeckung Kenntnis erhalten. In ihren Erzählungen machen sie von Estoriland eine prächtige Beschreibung; es ist aber alles offenbar eine Erdichtung.

Erste reise nach Indien zur sec. Terra de Natal.

Den 8 Julii eben desselben Jahres, der auf einen Sonnabend fiel, segelte Dom Vasco von Gama von Lissabon ab, in der Absicht, nach Aethiopien und Indien über das Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen. Am Weynachtstage entdeckte er ein Land, welches er Terra de Natal, wegen der Beschaffenheit des Tages der Entdeckung, nennete.

1498. Fluss de Meir, Mozambik, Quiloa u. s. w.

Den 6 Jenner wurde er einen grossen Fluss, den er der Könige Fluss nennete, hernach Mozambik, und alsdenn die Königreiche Quiloa, Mombaza, Melinde und Sofala gewar: er nahm an vielen Orten von dem Lande im Namen der Krone Portugal Besitz. Am 20 May kam er nach Calicut. Barros sagt, daß er den 24 August von Mozambik abgereiset, und innerhalb 22 Tagen zu Calicut angelanget sey. Wenn er wahr redet, so war es der 16, nicht aber der 20, als er vor dieser Stadt Anker warf. Er ist der erste, der auf diesem Wege nach Indien gekommen.

Insel de la Trinite.

Am letzten Tage des Monats Julii eben desselben Jahres entdeckte Christoph Colombo die Dreifaltigkeitsinsel. Einige sagen, daß er ihr um deshalb diesen Namen beileget, weil sie ihm anfänglich als ein Berg mit drey Spitzen vorgekommen. Andre hingegen

gegen behaupten, daß er ein Gelübde gethan, das erste Land, so er entdecken würde, also zu nennen. Den 12. August stieg er ans Land, und wurde bald überzeuget, daß die Dreifaltigkeit eine Insel war.

Am 1ten hatte er ein ander Land erblickt, das er im Anfange ebenfalls für eine Insel hielt, und solches *Isla Santa nante*; er merkte aber gar bald, daß es das feste Land sey: und gab dieser ganzen Küste, die er erblickte, den Namen *Paria*, weil er fand, daß die Einwohner sie solchergestalt nenneten. Einige Tage hernach, als er in einer der Mündungen des *Orenoks* in große Gefahr geraten war, nennete er solchen Ort *Boca del Drago*. Von da kam er in die *Perlenbucht*, und entdeckte drey Inseln; die erste hieß er *Margaretta*, wegen der Perlen, die in dieser Bucht gefangen wurden; die andern aber hießen *Lochem* und *Cubagua*: diese, woselbst die größte Perlenfischerey war, hat diesen Namen lange Zeit geführt.

Entdeckung  
des festen Land-  
es von Ame-  
rica, *Paria*,  
*Orenok*, *Per-  
leninsel*.

Den 16 May landete *Alphonsus von Vjeda*, ein Spanischer von Adel, in Gesellschaft des *Americus Vespucius*, eines Florentiners, und *Johan de la Cosa*, eines der geschicktesten Steuerleute, die der Zeit in Spanien gelebet, auf dem festen Lande von *America*, 200 Meilen gegen Morgen von *Orenok*, an. Er durchstrich die Küste auf 200 Meilen bis an ein *Capo*, welches er *de la Vela* hieß; entdeckte die Bucht von *Maracaibo*; und nennete *Venezuela*, oder *Kleinvenedig*, einen Flecken, so er gleich einer grossen Stadt auf dem Wasser erbauet fand. Dieser Name ist nachher auf die ganze Landschaft ausgebreitet worden. Endlich entdeckte er die ganze Küste von *Cumana*. *Americus Vespucius*, der blos ein Bürgerlicher auf dem Geschwader war, das *Vjeda* führte, machte die Erzählung von dieser Entdeckung bekant, wovon er sich die mehreste Ehre zuschrieb: und damit er die Welt überreden möchte, daß er unter allen Europäern der erste gewesen, der das feste Land von *America* betreten; so unterstund er sich vorzugeben, daß seine Reise fünf und zwanzig Monate gedauert. *Vjeda* wurde zwar deshalb gerichtlich befraget, und übersführte ihn der Unwarheit; weil man aber anfänglich seinen Worten geglaubet, so hatte man sich angewöhnet, seinen Namen der neuen Welt beizulegen, daß also der Irrtum vor der Wahrheit den Vorzug erhalten.

1499.  
*Capo de la  
Vela*, *Vene-  
zuela*, *Cuma-  
na*.

Am Ende eben desselben Jahres entdeckten *Christoph Guerra* und *Peter Alonso Nünno* die Spitze von *Ayola*, welche nordwärts von der Abendseite der *Margaretteninsel* liegt, woselbst sie sehr schöne Salzquellen antrafen.

Salzquellen  
d'Ayola.

Als *Vincent Nannez Pinzon*, ein Spanier, der *Christoph Colombo* auf seiner ersten Reise begleitet hatte, im Monat *December* des abgewichenen Jahres abgereiset war; so entdeckte er den 26 Jenner eine Landspitze von *Brasilien*, welche er *Capo de Consolation* nante, und im Namen der Krone *Castilien* Besitz davon nahm. Die Portugiesen haben sie nach der Zeit *St. Augustin* genennet. *Pinzon* glaubte nach diesem, die Mündung eines grossen Flusses, den er *Maragnon* nennete, gewar zu werden; man hat aber seit der Zeit gesehen, daß es blos eine Bucht sey, an dessen Ende eine Insel liegt, die heut zu Tage den Namen *Maragnon* führt, den sie einer ganzen Landschaft in *Brasilien* mitgetheilet. Drey ziemlich schöne Flüsse laufen in diese Bucht, keizner aber führt den Namen *Maragnon*. Der *P. Christoph d'Acunna* in seiner Beschreibung des *Amazonenstroms*, behauptet, daß ein Fluss, den er *Maragnon* nennet, aus diesem grossen Flusse abgeleitet würde, und sich in die Bucht, wovon eben gedacht worden, wüf; jedoch er irret sich. Es haben einige französische *Capuciner* eine Mission

1500.  
*Brasilien*.  
*Maragnon*.



nach der Insel Maragnon gehabt, die sie nach der portugiesischen Aussprache Maragnan schreiben, anstat daß sie von den Spaniern Maragnon genant und geschrieben wird.

Am 8 März eben dieses Jahres, und nach einiger Meinung am 9ten, reiste Dom Peter Alvarez Cabral von Lissabon zu seiner andern Reise nach Indien ab. Den heiligen Abend vor Ostern wurde er, nachdem er einen entseßlichen Sturm ausgestanden, der einen Theil seiner Flotte zerstreute, auch einige Schiffe zu Grunde richtete, mit seinem Ueberbleibsel an die Küste von Brasilien geworfen, und gieng in einen Hafen, den er Porto Securo nennete. Nachher legte er dem ganzen Lande den Namen St. Cruz bey, und nahm im Namen des Königes von Portugal davon Besiz. Der Name Brasilien, oder wie man der Zeit sagte, von Brasilien, ist derjenige, den ihm die Landeseinwohner beilegte; und er hat vor St. Cruz den Vorzug behalten. Cabra trat hierauf seine Reise nach Indien an, kam den 13 September nach Calicut, von da nach Cannanor, und hernachmals nach Cochim.

Uebrigens ist nichts fabelhafter als das Gerüchte, das der Zeit in Spanien gieng, und welches diejenigen, welche des Christoph Colombo Glück beneideten, weiter herum brachten; nemlich, daß eine Caravelle, welche spanischen Wein nach England gebracht, nachdem sie lange Zeit widrigen Wind gehabt, und gezwungen werden, sich erst nach Süden, von da nach Westen zu wenden, sich endlich nahe bey einer Insel befunden, worauf sich das Schiffsvolk von den Beschwerlichkeiten des Meeres ausrasten wollen: andere sagen, daß dieses die Küste von Fernambuc gewesen; alle aber kommen darin überein, daß solches Brasilien sey. Man setzte hinzu, daß, als der andalusische, biscayische oder portugiesische Steuerman, denn hierin sind die Meinungen getheilet, nachdem er beinahe alles Schiffsvolk verlieren, wieder nach Europa zurück gewolt, auf der Insel Porto Santo, bey dem Colombo, der sich daselbst niedergelassen, gestorben, und ihm alle seine Nachrichten hinterlassen; die sich dieser, zu Entdeckung der neuen Welt, zu nuße gemacht. Es wurde dieser Handel nachher in dem Rathe von Indien untersucht, die Nachricht falsch befunden, und ihre Erfinder und Ausbreiter beschämnet. Wenn übrigens Colombo diese Nachrichten wirklich gehabt hätte, würde er die Mittagslinie leicht haben passiren können, welches er aber niemalsen gethan.

Terra nova.

Eben desselben Jahres langete Gaspar von Cortereal, ein portugiesischer Edelman, auf der Insel Terra nova in einer Bucht an, der er den Namen la Conception beilegte, den sie auch noch jezo beibehält; darauf besichtigte er die gegen Morgen gelegene Küste dieser grossen Insel. Man wil ihm noch andere Entdeckungen beimessen, die er in dem benachbarten festen Lande gemacht haben sel; wo die alten Karten ein Land Cortereal verlegen. So viel ist aber gewis, daß, da er mildere Himmelsgegend gewonet war, und seinen Kopf mit den Reichthümern Africa und Indiens angefüllet hatte, er eines Landes bald überdrüssig wurde, wo er nichts als fürchterliche und mit Schnee bedeckte Felsen, Flüsse und ein Eismeer antraf, wesselbst auch keine andere Handlung als mit Fischen getrieben werden konnte, wovon man noch nicht einmal den Werth einsah, und die allem Ansehen nach beinahe gänzlich unbekant gewesen. Er nahm also seinen Weg wieder nach Portugal, starb aber während der Reise. Champlain meint, daß Cortereal zwey Reisen nach Terra nova gethan, und auf der andern umgekommen sey, ohne daß man eigentlich wissen könne, wo oder auf was Art solches geschehen. Er sezet hinzu, daß als Michael

von

von Cortereal, sein Bruder, eben dieses Unternehmen fortsetzen wollen, er ein gleiches Schicksal gehabt.

Im Anfange des Jenner's dieses Jahres reiste Rodrich von Bastidas, ein Spanier, in Gesellschaft Johan von Cosa, wovon ich bereits geredet, von Cadix ab, in der Absicht, neue Entdeckungen zu machen: und nachdem er den Meerbusen von Maracaibo vorbey geschifft, entdeckte er mehr denn hundert Meilen lang Küsten jenseit des Capo de la Vela, welches die Grenzen von des Ojeda Entdeckung gewesen waren; gieng in den Meerbusen von Uraba, und kam bis an den Ort, wo nachher die Stadt Carthagena erbauet worden. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er, wie einige geglaubet haben, der Bucht von Carthagena den Namen gegeben, den sie heutiges Tages fñret.

1501.  
Meerbusen  
Uraba.

Zu eben der Zeit segelte Dom Juan de Nova zu seiner dritten Reise nach Indien ab, und entdeckte unterwegs zwanzig Grad Norderbreite eine Insel, die er Conception nennete. Als er nun endlich dem Vorgebirge der guten Hofnung vorbey geschifft, entdeckte er eine andre, gegen sieben bis acht Grad Süderbreite, und gab ihr seinen Namen, welchen sie noch heut zu Tage beibehalten.

Insel Juan  
de Nova.

Als Dom Juan de Nova von Indien zurück kam, entdeckte er die berühmte Insel St. Helena, welcher er diesen Namen beilegte. Einige Karten bemerken noch eine andere eben dieses Namens unter eben dem gleichlaufenden Strich, etwas weiter gegen Morgen, die, wie man sagt, seit kurzer Zeit entdeckt seyn sol: jedoch erfarnne Schiffer halten sie für fabelhaft.

1502.  
Insel St. He-  
lena.

Im Monat März eben desselben Jahres, trat D. Vasco de Gama, welcher die Meliapor. erste Reise zur See nach Indien gethan, die vierte dahin an. Als er nun nach Cochim gekommen, empfing er eine Gesandtschaft von den Christen zu Meliapor, die in den Schuß des Königes von Portugal aufgenommen zu werden verlangten.

Im August entdeckte Christoph Colombo das Vorgebirge und den Meerbusen von Honduras. Den 12 September erblickte er eine andere Landspize, die nennete er Gracias a Dios: und am andern November einen Hafen, den er Puerto bello hies; und der insgemein Portobello genennet wird. Hernach langte er in verschiedenen andern Häfen eben derselben Küste an, wovon einige nachher die Namen, die ihnen anfänglich beigelegt worden, verändert haben.

Honduras.  
Portobello.

Den 6 Jenner dieses darauf folgenden Jahres gieng er in einen Fluss, den er Bethleem, zum Gedächtnis der Anlangung der Weisen aus Morgenland zu Bethlehem ins jüdische Land, nennete. Von da kam er in den Fluss von Veragua, der nur eine Meile davon lag, woselbst er Geldadern antraf. Die Landschaft Veragua wurde nachher zum Vortheil Ludewig Colomb's, der ein Enkel Christoph Colomb's war, zu einem Herzogtum erhoben; und dieses Herzogtum ist durch die Töchter erstlich an das Haus Braganza, und leglich an das Haus Liria Barwich gefallen.

1503.  
Veragua.

In eben diesem Jahre reiseten D. Alphonsus von Albuquerque, mit dem Zunamen der Grosse; D. Franciscus von Albuquerque, sein Bruder; und D. Anthon von Saldanna, jedweder mit einem Geschwader zum viertenmale nach Indien. Auf dieser Reise entdeckte Diego Fernandez Percyra, der ein Schif von dem Geschwader des Saldanna führte, die Insel Sotocora. Alphonsus von Albuquerque selbst aber langte an der Landspize von Guardafu an; und als er nach Indien gekommen, baute er auf der Insel Cochim eine Festung, die er Sant Nago nennete.

Sotocora.  
Guardafu.



1504. Einige biscajische, normansche und bretonsche Schiffer hatten einige Zeit zu-  
 Große untiefe vor den Stockfischfang auf der grossen Untiefe bey Terra nova, und an den Küsten dieser  
 bey Terra no- Insel, des benachbarten festen Landes und des ganzen Golfo von St. Lorenz, angefan-  
 va. gen. Man weis aber nicht eigentlich, zu welcher Zeit sie den Anfang gemacht, diese Meere  
 zu besuchen, noch wenn die grosse Untiefe entdeckt worden.

1505. Als Peter von Annaya, ein Portugiese, in dem Königreiche Sofala angekom-  
 Menomotapa war, so erlangte er in diesem Jahre die erste Kenntnis von dem Reiche Monomotapa  
 ra. in Africa.

In eben demselben Jahre rüstete eine Gesellschaft Kaufleute aus Rouen einige  
 Schiffe aus, nach Ostindien zu segeln; und trug die Führung derselben Viner Paul-  
 mier von Gonnevill auf. Als dieser Hauptmann an dem Vorgebirge der guten Hof-  
 nung angelangt, trieb ihn der Strom und Sturm dieses ungestümen Meeres weit gegen den  
 Australpol. Dasselbst entdeckte er ein sehr schönes Land, dessen Einwohner ihn mit Ehr-  
 erbietung und Bewunderung aufnahmen. Nach der Erzählung dieser Reise, sind diese Völ-  
 ker liebreich, gesellig und wohlgestalt. Gonnevill brachte einen Sohn ihrer Könige  
 mit nach Frankreich, dem er versprochen hatte, ihn in zwanzig Monaten wieder zurück  
 zu führen. Der innerliche Krieg aber hinderte ihn, sein Versprechen zu erfüllen: damit  
 er aber einen Jüngling, der ihm mit so grossem Zutrauen war überliefert worden, nicht  
 im Stiche lassen möchte; so machte er ihn zu seinem Schwiegersohn und hernachmaligen  
 Erben. Der Verfasser der Reise nach den australischen Ländern, war aus der Ehe der  
 Tochter des Gonnevill mit diesem Fremdlinge entsprossen.

1506. In diesem Jahre machte Johan Dionysius von Honfleur eine Karte von den  
 Kanada. Küsten der Insel Terra nova und derselben Gegenden bekannt.

Maldivische Als in demselben Jahre D. Lorenz von Almeyda, Sohn des Viceköniges von  
 Inseln. Cey- Indien, D. Franciscus von Almeyda, Befehl bekommen, die Beschaffenheit der  
 lon. maldivischen Inseln zu erforschen; so machte er gleich anfangs die Entdeckung von Cey-  
 lon. Man giebt vor, daß er nachher die Maldiven entdeckt. Dieses ist auch war-  
 scheinlicher als dasjenige, was man hinzusetzt, daß er in eben diesem Jahre die Insel  
 Madagascar erfunden, und ihr den Namen St. Lorenz beigelegt. Denn es schei-  
 net gewis zu seyn, daß dieser junge Herr, seit der Entdeckung von Ceylon, Indien nicht  
 wieder verlassen habe.

Madagaskar. Einige Verfasser behaupten, daß die Insel Madagascar im Jahr 1505 entdeckt  
 Inseln Tri- worden; sie sagen aber nicht, durch wen solches geschehen. Dasjenige, was zuverlässig ist,  
 stans da Cun- ist dieses, daß am Ende dieses 150sten Jahres D. Tristan da Cunna, ein Portugiese,  
 77. sich auf die Erzählung des Rui Pereyra, eines seiner Schiffshauptleute, der Madagas-  
 car berühet, daß man nemlich Pfeffer daselbst angetroffen, in Person dahin begeben.  
 Marcus Paolo aus Venedig hat von Madagascar angeführet, daß es die Chineser  
 lange vor den Europäern gekant hätten. Ja man versichert so gar, daß sie Colonien  
 dahin gesendet. Viele glauben, daß diese Insel des Plinii Cerne, und des Prolo-  
 mai Nemuthias sey. Als D. Tristan da Cunna nach Madagascar kam, so  
 war er Befelshaber der fünften Flotte, welche der König von Portugal nach Indien  
 sendete: ehe er noch das Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeys segelte, erfand er die  
 Inseln, die noch jezo seinen Namen führen.

Yucatan. In eben diesem Jahre drung Johan Diaz von Solis und Vincenz Vanez  
 Pirzon in die Mitte der Bucht von Honduras, und gaben ihr den Namen Nativita.  
 Hernach

Hernach entdeckten sie einen Theil von Yucatan, wovon Christoph Colombo ebenfalls einige Kenntnis gehabt, als er die Bucht von Honduras erreichte; sie bemerkten aber solche nur in der Ferne.

D. Diego Lopez von Siqueyra entdeckte die Insel Sumatra, die man gemeinlich das alte Taprobana zu seyn glaubet. Von da gieng er nach Malacca. Man behauptet, daß er auch zu eben der Zeit die Landspitze von Guardafu erfunden; vielleicht hat er nur eine mehrere Kenntnis, als Alphonsus von Albuquerque, davon erlangt. 1508. Sumatra. Malacca.

In Frankreich sahe man in eben diesem Jahre einen Wilden aus Canada, welchen ein Seuerman aus Dieppe, Namens Thomas Aubert, mit dahin gebracht. Canada.

Johan Diaz von Solis und Vincenz Nanez Pinzon passirten die Linie, besuchten das Land Brasilien, und ließen aller Orten Kenzeichen des Eigentums für die Krone Castilien zurück. 1509. Brasilien.

Johan von Esquivel veranlassete in eben diesem Jahre auf Befehl und im Namen des Admirals von Indien, D. Diego Colombo, des ältesten Sohns und Nachfolgers Christoph Colombs, eine Niederlassung zu Jamaica.

Am 16 Februarii dieses Jahres, machte sich der große Albuquerque Meister von der Stadt Goa. Diese Stadt wurde von den Indianern zweimal wieder eingenommen, eben so vielmal aber durch die Portugiesen wieder erobert; welche endlich die Hauptstadt ihrer Eroberungen in Indien daraus gemacht. 1510. Goa.

Johan Ponce von Leon, ein Spanier, eroberte in diesem Jahre die Insel Portorico auf Befehl D. Diego Colombs.

Alphonsus von Ojeda und Diego von Nicuesa reiseten in eben diesem Jahre von der Insel Hispaniola ab, und dieser suchte sich im goldnen Castilien, jener aber in Neuandalusien nieder zu lassen. Denn beide Länder waren ihnen unter dieser Bedingung überlassen, und sie zu Befelshabern darauf ernennet worden. Neuandalusien sollte bey dem Vorgebirge de la Vela anfangen; das goldne Castilien aber sollte sich an dem Capo de Gracias a Dios endigen: der mittlere Theil des Meerbusens von Uraba sollte sowol eines als das andre unterscheiden. Ojeda bauete ebenfalls in diesem Jahre die Stadt St. Sebastian de buena vista. Nicuesa fieng eine kleine Niederlassung zu Nombre de Dios an. Einige Zeit nachher legte der Bacalureus Enciso, einer von des Ojeda Hauptleuten, den Grund zu der Stadt St. Maria die alte an dem Ufer von Darien, der sich in den Meerbusen von Uraba ergießet. Diese Stadt, welche die erste auf dem festen Lande von America gewesen, und mit dem Titel einer bischöflichen Stadt beehret worden, hat nur neun Jahr bestanden: nach der Zeit haben sich alle Einwohner nach Panama begeben, wohin denn auch der bischöfliche Sitz verlegt worden. Als nun im übrigen Ojeda und Nicuesa in ihrem Unternehmen nicht glücklich gewesen waren, so ist der Name das goldne Castilien auch mit ihnen zu Ende gegangen; und es ist ein Irrtum der Erdbeschreiber, wenn selbiger noch auf den Karten ausgedruckt wird. Der Name Neuandalusien ist zum wenigsten von einigen Erdbeschreibern gegen die Küste von Cumana verlegt worden. S. Sebastian de buena vista. St. Maria die alte.

Diego Velasquez bemächtigte sich der Insel Cuba im Namen des Admirals D. Diego Colombo, der ihn zum Gouverneur darüber erklärte. 1511. Cuba.

Im August dieses Jahres machte sich der große Albuquerque Meister von Malacca, und empfing daselbst Gesandte von dem Könige von Siam, der ihm dieser Eroberung halber Glück wünschen lies.



**Java.** **Amboine.** **Molukken.** Nach diesem Unternemen wurden **Franciscus Serrano** und **Diego von Abreu**, die mit vielen Vorzügen gedienet hatten, auf die Entdeckung der **molukischen Inseln** ausgesendet. Sie sonderten sich von einander. **Abreu** trat anfänglich an der Insel **Java** an Land; hernach entdeckte er die Insel **Amboine**, welche noch von andern kleinen Inseln umgeben ist, die man **Amboines** nennet: Nachher kam er auf die Insel **Banda**; weiter aber gieng er nicht. **Serrano** kam bis nach **Ternate**. Die **Molukken** werden in die grossen und kleinen eingetheilet, und letztere sind die eigentlich so genannten **Molukken**: die hauptsächlichsten davon sind, **Ternate**, **Tidor** oder **Tadura**, **Molir**, **Machim** und **Bachian**. Die grossen heissen **Gilolo**, oder die **Maureninsel**; die **Portugiesen** nennen sie auch **Parochine**: die kleinen **Molukken**, die nahe dabey liegen, sind auf den Karten mit dem Namen **Archipel von Maurus** bezeichnet. Die andern grossen **Molukken** sind, **Amboine**, **Banda**, **Timor** und **Celebes** oder **Macazar**, von den beiden Königreichen also genennet, die sie theilen.

**1512.** **Florida.** **Die le Martyren.** **Johan Ponce von Leon**, der Erberer von **Portorico**, suchte eine frische Quelle, wovon man ihm gesagt, daß eine dergleichen auf der Insel **Bimini**, einer der **Lucayischen Inseln** wäre; und fand sich ohngefär angesichts eines grossen Landes, daselbst stieg er ans Land, und nennete es **Florida**: einige sagen, weil es in der Palmwoche gewesen; nach andrer Meinung aber, weil er die Felder voller Blumen gefunden. Nachher entdeckte er verschiedene kleine Inseln, welche er die **Martyren** nennete. Sie liegen am Eingange des neuen Canals von **Bahama**, und begrenzen die Abendseite der Landspitze von **Florida**. Der Canal von **Bahama** ist der Abflus des **mexicanischen Meerbusens** in das Nordmeer, und bekommt seinen Namen von einer der **Lucayischen Inseln**. Es findet sich kein Flus, dessen Strom eben so stark als dieses Canals wäre. Die Insel **Bahama** bildet zween Canäle. Man gieng anfänglich auf den, der ostwärts lieget; und dieser ist der, den man den alten Canal nennet: der Strom ist nicht so stark, doch ist er wegen der Klippen gefährlich, womit er ganz angefüllet ist. Dieses ist auch die Ursache, warum man ihn aus der acht gelassen.

**1513.** **Mare del Sud.** **Meerbusen St. Michael.** **Perleninseln.** Den 25 September entdeckte **Vasco Nueñez von Balboa**; der zu **St. Maria** der Alten Befelshaber war, das **Mare del Sud**. Er nahm den 29 im Namen **Castiliens** Besiz davon, als er bis an den Gürtel hineingestiegen, und sein Schild in der einen, seinen Degen aber in der andern Hand hielt. Eben an diesem Tage gab er einem Meerbusen, den das Südmeer an diesem Orte machet, den Namen **St. Michael**, dessen Fest eben gefeiert wurde. Er entdeckte nicht weniger viele Inseln, wo Perlen gefischt wurden, und nennete sie **Perleninseln**. Einige Zeit zuver hatte er einige Kenntnis von **Peru** gehabt. Als er wieder nach **St. Maria** zurückkerete, nahm er das ganze Erdreich, das zwischen dieser Stadt und dem Südmeere lieget, in Augenschein.

**1514.** **Abyfinischer gesandter zu Lissabon.** **St. Martha.** **Carthagena.** Ein Abgesandter **David's**, Kaisers von **Abyfinien**, kam zu **Lissabon** an. In eben dem Jahre sieng **Dom Pedrarias**, oder **Peter Arias Davila**, Gouverneur der Landschaft **Darien**, Niederlassungen in den Landschaften **St. Martha** und **Carthagena** an, wovon er den mehresten Theil entdeckte.

**1515.** **Peru.** **Alonso Perez de la Rúa**, ein Spanier, machte den Anfang der Entdeckung von **Peru**.

**Chagre.** In eben diesem Jahre entdeckte **Diego von Albitez**, ebenfalls ein Spanier, den Flus **Chagre**, der ziemlich weit oberwärts von seiner Mündung schifbar ist, und seine Quelle

Quelle ohnferne des Südmeeres nimt, auch im Umherfließen den größtesten Theil des Isthmus von Panama durchläuft.

Der licentiat Espinola legte den Grund zu der Stadt Nata, in der Landschaft Veragua. Dieses ist die erste Stadt, welche die Spanier am Südmeere gehabt haben. 1516. Nata, erste Stadt der Spanier am Südmeere.

Am ersten Tage eben dieses Jahres gieng Johan Diaz von Solis, dessen ich bereits gedacht habe, in einen Fluss von Brasilien, den er Rio Genero oder Enero, Januariusfluss nennete. Die Portugiesen, die jeso Meister von diesem ganzen grossen Lande sind, nennen ihn Rio Janeiro. Darauf entdeckte Diaz einen andern noch weit größern Fluss, den er nach seinen Namen Rio de Solis nennete; der aber hernachmals Rio de la Plata geheissen wurde. Als er das Land betrat, wurde er von den Wilden getödtet. Eigentlich zu reden, ist Rio de la Plata nichts anders als eine lange Bucht, die von dem Zusammenlaufe des Parana und Uruguay gebildet wird. Der Parana empfängt zweihundert Meilen weiter hinaufwärts den Paraguay.

Am 8 Februarii gieng Franciscus Fernandez von Cordona, auf Befehl des Diego Velasquez, Gouverneurs von Cuba, zu Havana zu Schiffe. Er entdeckte die ganze Küste von Yucatan, nachher das Vorgebirge Corroche bis nach Potonchan. In diesem Zwischenraume traf er einen Flecken an, so Kimpech genennet wurde, woselbst nachher die Stadt Campeche erbauet worden ist. 1517. Yucatan. Campeche.

Im August langte Ferdinand von Andrada, ein Portugiese, in China an. Dieses ist die erste Reise, so die Portugiesen nach diesem grossen Reiche gethan, deren größter abend- und mitternächtlicher Theil ehemals den Namen Catay geführt. Cambalu, die Hauptstadt von Catay, ist eben dieselbe als Peking. Die Portugiesen kommen nach China. Catay. Cambalu.

Franciscus Fernandez von Cordona, war nach seiner Zurückkunft von Yucatan gestorben, und Johan von Grijalva wurde von Velasquez zu Fortsetzung der angefangenen Entdeckungen abgeschickt. Er entdeckte so gleich Cozumel, und nennete diese Insel Santa Cruce; hernach kam er auf den Fluss von Tabasco, und nennete ihn nach seinem Namen; darauf entdeckte er die Sacrific- oder Opferinsel, die um deshalb also genennet wurde, weil daselbst Menschen angetroffen wurden, welche ihren Gözen zum Opfer geschlachtet worden waren. Nicht allzuweit davon erfand er die Insel Ulua, die er St. Johan nennete, und noch heut zu Tage St. Johan von Ulua heisset. Sie liegt Vera Cruz gerade gegen über, dessen Hafen sie bildet. Hernachmals gieng er bis nach Panuco fort, und gab diesen sämtlichen neuen Entdeckungen den Namen Neuspanien. 1518. Neuspanien.

D. Pedrarias Davila sendete in eben diesem Jahre den licentiat Diego von Espinosa nach Panama, um daselbst eine Stadt anzulegen, oder vielmehr Einwohner und Materialien von St. Maria der Alten des Dariens dahin zu bringen. Die Stadt Panama hat nachher eine andere Stelle bekommen, und ist weiter gegen Abend verlegt worden. Ihr Bischof hat die Würde eines Primas von Terra firma, ohnerachtet er den Bischof von Lima für seinen Erzbischof erkennet; weil St. Maria die Alte, dessen Stelle Panama wieder bekommen, das erste Bischofstum des festen Landes der neuen Welt war: dieses hindert aber nicht, daß der Erzbischof von St. Domingo auf der Insel Hispaniola, dessen Sitz noch weit älter ist, nicht für den Primas vom ganzen spanischen America erkant werden sollte. Panama.

Den 10 Februarii dieses Jahres segelte Ferdinand Cortez von Havana zur fernern Entdeckung Neuspaniens ab. Er landete jenseit St. Johan von Ulua, bauete auf 1519. Vera Cruz.



auf dem festen Lande eine Stadt, die er *Villa Rica de la Vera Cruz* nennete, weil er am Charfreitage daselbst angekommen war. Diesen Ort nennet man heut zu Tage das alte *Vera Cruz*. Die neue Stadt liegt drey Meilen weiter gegen Osten, der Insel *St. Johan* von *Ulúa* gegenüber. Als er nun in eben diesem Jahre nach *Mexico* gekommen war, so sendete er *Diego von Ordas* ab, der den feuerpeienden Berg *Popocotapck*, in der Landschaft *Tlascala*, in Augenschein nehmen sollte.

1520.  
Entdeckung  
der magellani-  
schen meeren:  
ge. Terra de  
Feu.

*Serdinand von Maghaillans*, ein unter dem Namen *Magellan* noch mehr bekannter Hauptman, der bey der Belagerung von *Malaca* unter dem grossen *Albuquerque* gedienet, und sich seit dem, einiger von dem portugiesischen Hofe empfangener Beleidigungen wegen, nach Spanien gewendet hatte, brachte dem catholischen Könige die Eroberung der molukischen Inseln in Vorschlag, und der Antrag wurde auch angenommen. Man übergab ihm einige Schiffe, mit welchen er den 10 August 1519 unter Segel gieng. Im Monat *May* des folgenden Jahres entdeckte er eine Insel, welche er die Insel *de los Tuberones*, von Seehunden, nennete: ingleichen die Insel *St. Peter*, die Insel *des Cocos*; denen er den Namen der unglückseligen Inseln gegeben, weil er sie wußte und unbebauet antraf. Als er an die berühmte Meerenge, die seinen Namen fñhret, gelangete, nennete er das erste Land, so er daselbst entdeckte, das *Vorgebirge der Jungfrauen*, weil er sie am Tage der heil. *Urzel* zuerst gewahr wurde. Den 7 *November* gieng er in den Meerbusen: den 27 befand er sich auf den *Südmeere*, so er das stille Meer nennete. Der Name *Terra du Feu*, womit man das Land belegen, welches die Meerenge gegen Süden begrenzte, scheint weit neuer zu seyn. Es komt, sagt man, daher, daß die Reisenden ein Hausen Feuer daselbst gefunden. Vielleicht sind es *Blitze* gewesen; denn dieses ganze Land ist grossen Gewittern ausgesetzt, wegen der Dünste, welche die Sonne aus beiden Meeren an sich zieht, und auch sonder Zweifel wegen der Natur des Erdreichs. Es erhellet aus den Nachrichten der *Holländer*, welche diese Seite beschiffet haben, daß sie blos aus einem Hausen Inseln bestehet, zwischen welchen ein Weg vor die Schiffe befindlich ist.

Bergwerke in  
Mexico.

In eben demselben Jahre schickte *Sernand Correz* den *Gonzalo von Umbria* aus, die Mittagsseite von *Neuspanien* zu entdecken; den *Franciscus Pizarro* benebst dem *Diego von Ordas* aber, die mitternächtige Seite zu besichtigen. Zu gleicher Zeit wurden die *Minen* in diesem Lande entdeckt; und *Motezuma*, Kaiser von *Mexico*, erklärte sich für einen Vasallen des Königes von Spanien, und überschickte eine Tribut an denselben.

Florida.

Der Licentiat *Lucas Vasquez von Ayllon* unternam auch in diesem Jahre, die Entdeckung von *Florida* fortzusetzen: er entdeckte auch wirklich das *Capo* von *St. Helene* und die Landschaft *Chicora*. Dieses Vorgebirge von *St. Helene* liegt an dem Eingange eines ziemlich grossen Flusses, der nachher *Jourdain* genennet worden.

1521.  
Räuberinseln,  
Cebu, Ma-  
tan.

Hier ereignete sich die Entdeckung der Räuberinseln durch den *Magellan*. Er nennete sie auch noch *Archipel von St. Lazarus*. Man nennet sie auch heut zu Tage die *Marianeninseln*. *Magellan* erkante nachher die Insel *Cebu*, nachher die Insel *Matan*, woselbst er getödtet wurde. Nach seinem Tode wurde *Gonzalo Gomez von Espinosa* zum Befelshaber des Geschwaders ernennet. Er behielt auch von seinen Schiffen keine andre, als die *Trinität* und *Victoria*; und als er ein chinesisches Fahrzeug angetroffen, das nach den *Molukten* gieng, so bekam er einen Steuerman davon, der ihn nach *Tidor* führte, alwo er den 8 *November* eintraf. *Osorio* sagt, daß solches am

am Ende des Octobers geschehen sey. Von da gieng er mit der **Victorie** durch Indien nach Spanien zurück. Dieses ist auch das erste Schif, das die Welt umschiffet, und wird auch noch zu **Sevillen** aufbehalten.

In eben diesem Jahre machte sich **Fernand Cortez** Meister von **Mexico**, und die Mexico, Eroberung dieser Stadt machte dem **mexicanischen** Reiche ein Ende.

Ein Soldat von der Armee **Fernand Cortez**, Namens **Parillas**, entdeckte die 1522. Landschaft **Mechoacan**. Dieser Entdeckung folgten in eben diesem Jahre noch verschiede **Mechoacan**. ne andere in **Neuspanien**, und insbesondere die von **Nicaragua**: **Gil Gonzalez Da Nicaragua**. vila war einige Zeit vorher durch die Landschaft **Darien** hineingekommen, und hatte den Canton von **Nicoya** entdeckt.

In diesem Jahre wurde der Leichnam des Apostels **Thomas** zu **Meliapor** gefun- St. Thomas. gen, und auf Befehl **Eduard** von **Menesez** nach **Goa** gebracht; dem ungeachtet aber ist doch die Stadt **Meliapor** unter dem Namen **St. Thomas** wieder aufgebauet worden.

**Johan Verazani**, ein **Florentiner**, der sich in die Dienste **Franciscus I**, Kö- 1523. niges von **Frankreich**, begeben, that in diesem Jahre die erste Reise nach dem mittlern tigen **America**. Wenig Verfasser haben von diesem Unternehmen gehandelt, wovon man keine andere Kenntnis gehabt, als die man durch einen Brief erhalten, den **Verazani** von **Dieppe** den 2ten **Julii** unmittelbar an den König geschrieben; worin er annimt, daß **Se. Majestät** von dem Fortgange dieses ersten Versuchs unterrichtet wären. Dem ungeachtet konnte es doch wol seyn, daß es nicht sowol ein zu Machung neuer Entdeckungen geschehener Versuch, als vielmehr eine auf die **Spanier** abzielende Streiferey gewesen: denn es ist bekant, daß dergleichen mehr als eine vorgefallen.

**Verazani** machte sich in diesem Jahre aufs neue auf die Reise, entweder seine Ent- 1524. deckungen anzufangen oder fortzusetzen. Er langete im Monat **Merz**, Angesichts des Zweite reise. Landes **Florida** an: nachher segelte er 50 Meilen gegen Süden, und befand sich 34 Grad **Norderbreite**. Er wendete sich wieder gegen Norden, und beschifte die ganze Küste bis an eine Insel, welche die **Brerons** entdeckt hatten, und die er auf 50 Grad zu seyn vorgab. Wenn solche die Insel **Cap Breton**, oder wie sie jezo genennet wird, die **Königsinsel** seyn sollte, so irret er sich: denn es kan wohl seyn, daß er zu **Terra nova** angelandet, woselbst die **Brerons** seit vielen Jahren eine **Fischeren** angeleget gehabt.

Im Monat **November** dieses Jahres segelte **Franciscus Pizarro** von **Panama** **Peru** ab, in der Absicht, seine Entdeckung zu vollenden, und die Eroberung von **Peru** zu versuchen.

Hier ereignete sich die dritte Reise des **Verazani**. Man weis nicht, wie selbige 1525. abgelaufen, weil er auf derselben umkam. Auf was Art aber solches geschehen, ist nicht Dritte reise bekant worden. Ein neuer Schriftsteller \*) irret sich ohne Zweifel, wenn er vorgiebt, daß **Verazani** 1524 nahe bey den **canarischen** Inseln von den **Spaniern** gefangen, und als ein **Seeräuber** gehangen worden. Wenn ihm ja dieses Unglück begegnet seyn sollte, so kan es nicht eher, als 1525 bey der Zurückkunft von seiner dritten Reise, geschehen seyn.

In diesem Jahre entdeckte auch **D. Garcias** von **Loyfa**, ein **Spanier**, die In- Insel St. sel **St. Matthai**, gegen Westen der Insel **Annobon**. Man sagt, es habe sich daselbst Matthai. an

\*) **D. ANDREAS GONZALEZ de BARCIA**, *Ensayo Cronologico para la Historia de la Florida*.



an einem Baume eine Aufschrift gefunden, welche angezeigt, daß 87 Jahre vorher Portugiesen daselbst angelandet gewesen.

Insel Macazar. Anron von Britto und Garcias Henriquez, Portugiesen, welche Befelshaber auf den Moluken waren, sendeten auch in eben dem Jahre zur Entdeckung der Insel Celebes oder Macazar Schiffe ab. Als diejenigen, denen diese Commission aufgetragen, sich nach vollendeter Berrichtung wieder nach den Moluken wenden wolten, wurden sie von dem Winde auf die Seite getrieben, und befanden sich nahe bey verschiedenen Inseln, wo sie kein Land erreichen konnten, und nenneten sie die Inseln Mey.

Peru. Diego von Almagro schifte auch in eben diesem Jahre nach Panama, damit er zu dem Pizarro, seinem Gehülfsen, bey der Eroberung von Peru stossen könnte.

1526. Sebastian Gabot oder Gabaro, ein Venerianer, der die Dienste des Königes Parana. Pa von England verlassen, und sich zu dem catholischen Könige gewendet hatte, gieng in raguay. diesem Jahre auf den Rio de Solis, den er Rio de la Plata nennete, und stieg den Parana, ja selbst den Paraguay wieder hinauf. Den Namen Silberflus erhielt dieser grosse Flus daher, weil sich am Ufer des Paraguay unter den Händen der Wilden viel Silber fand: er glaubte, daß solches aus dem Lande genommen würde; die Wilden aber hatten es den Portugiesen aus Brasilien, die von der Landschaft de los Charcas, so an der Grenze von Peru lieget, zurückkamen, abgenommen. Ich habe albereit an gemerkt, daß man eigentlich blos die Bucht Rio de la Plata nennet, wo der Parana, der sich bereits mit dem Paraguay vereinbaret, annoch den grossen Flus Uruguay aufnimmt.

Mindanao. Martin Xniguez von Corquizano, ein Spanier, entdeckte auch selbigen Jahres die Insel Mindanao. Andre Spanier, die im Jahr 1521 nach den Moluken segelten, hatten bereits Fus daselbst gefasset; jedoch aber davon keine Nachricht mitgetheilet.

1527. Franciscus von Monteso, ein Spanier, der zum Gouverneur von Yucatan Yucatan. ernennet war, reisete in diesem Jahre ab, dis Land einzunehmen, und eine Colonie daselbst zu errichten. Es wurde auch alles dieses vor Ende des darauf folgenden Jahres zu Stande gebracht.

Bermudez. Entweder in diesem Jahre, oder wenige Zeit zuvor, entdeckte Johan Bermudez, ein Spanier, eine kleine Insel, der er seinen Namen beilegte. Man nennet sie insgemein Bermudez, ohnerachtet man sie oftmalen Bermudez schreibt.

Quito. In eben demselben Jahre kerete Pizarro, nachdem er die peruanische Küste beinahe auf 200 Meilen lang, von dem Hasen Santa an, bis an die Gegend von Quito entdeckt, nach Panama zurück.

Bantam. Bantam, auf der Insel Java, wurde von D. Peter Mascarenas entdeckt. Diese Insel wurde kurz hernach ihrem Könige wieder gegeben, jedoch unter der Bedingung, daß er der Krone Portugal einen jährlichen Tribut bezahlen sollte.

Meerenge de la Sonda. Gegen diese Zeit entdeckte Eduard Conil, ein Portugiese, die Inseln und die Meerenge de la Sonda. Der Hauptman stund unter dem Besel des Franciscus Sa, der dieser Entdeckung halber zu Schiffe gegangen war; dessen Schif aber durch Sturm auf die Seite getrieben wurde.

1528. In diesem Jahre ereignete sich die Berrichtung des Narvaes, eines Spaniers, Apalachen. in Florida. Den 5 Junii entdeckte er das Land der Apalachen.

Neuguinea. In eben demselben Jahre entdeckte Andreas da Vidaneta, ein Spanier, Neuguinea, zwischen Asien und America. Man weis noch nicht eigentlich, ob dieses Land eine

eine Insel oder ein festes Land ist. Inzwischen behaupten doch einige Schriftsteller, daß man vor kurzen selches Land umschiffet habe. Johan von Laet sagt, daß Neuguinea durch Alvarez von Saavedra im Jahre 1527 entdeckt sey, der durch Sturm dahin verschlagen worden, als er von den Moluken, wohin ihn Cortez geschicket, wieder zurück reisen wollen.

Alhier ereigneten sich die Entdeckungen Ambrosius Alfinger, eines Deutschen, 1529. in der Landschaft Venezuela, die durch den Kaiser Carl V den Velsern, reichen Kaufleuten zu Augspurg, war gestattet worden. Venezuela.

Franciscus Pizarro schifte sich zu Nombre de Dios ein, in der Absicht, die Eroberung von Peru fortzusetzen. 1530. Peru.

In eben diesem Jahre machte D. Nunno von Guzman verschiedene Entdeckungen in Neuspanien auf der Seite des Südmeeres. Christoph von Umnare, einer seiner Schifshauptleute, legte auf seinen Befehl den Grund zu der Stadt Guadalupe in Neugallicien, welches eine von den neuen Entdeckungen war, welche mannigmal den Namen Guadalupe und Calisco, seiner Hauptlandschaft, füret. Guzman war von Guadalupe in Castilien gebürtig. Er entdeckte auch zu gleicher Zeit die Landschaft Culucan. Neugallicien. Culucan.

Um eben diese Zeit entdeckte Diego von Ordaz, ein Spanier, die Landschaft Chiappa. Chiappa in Neuspanien.

Eben dieser Diego von Ordaz gieng wenig Zeit hernach auf den Orenok, und machte in Hinaussteigung dieses Flusses einige Entdeckungen. Diese wurden in nachfolgenden Jahren durch andere spanische Hauptleute weiter fortgesetzt. 1532. Orenok.

In demselben Jahre entdeckte Dom Nunno von Guzman die Landschaft Cinaloa. Cinaloa in Neugallicien.

Gegen diese Zeit bauete Dom Peter von Zereida, ein Spanier, die Stadt Carthagena. Carthagena. Er gab ihr wegen der Gleichheit, die sie mit der Stadt Carthagena in Spanien hatte, diesen Namen. Dieser Ort hies ehemals Calemöri. Ordaz und Nicuesa wurden durch die Indianer des Landes bebauet.

Franciscus Pizarro lies den König von Peru, Atahualpa, hinrichten, und machte dadurch dem Reiche der Incas ein Ende. 1533. Peru.

Im folgenden Jahre begab er sich nach der Landschaft Cuzco, und machte sie sich unterwürfig. 1534. Cuzco.

In eben diesem Jahre lies Hernand Cortez die ganze Küste des Südmeeres, wo der Hafen Acapulco liegt, entdecken. Acapulco.

Es geschah auch in demselben Jahre, daß als Philip von Chabot, Admiral von Frankreich, den König Franciscus I vermocht hatte, die durch den Verazani angefangne Entdeckungen zu erneuern, Jacob Cartier, einem erfahrenen Steuerman, dieserhalb Commission ertheilet wurde. Cartier stieg zu St. Malo den 20 April zu Schiffe, und langte den 10 May bey dem Vorgebirge Bonne-viste auf der Insel Terra nova, durch 48 Grad Nordbreite, an. Als er hierauf 5 Meilen nach Süd-süd-ost gesegelt, kam er in einen andern Hafen, den er St. Catharine nennete. Von da segelte er nach Süden, durchschifte den Meerbusen, und kam in eine große Bucht, wo er viel Hise auszuweisen hatte, und die er Baye des Chaleurs nante. Einige Nachrichten geben, daß einige Spanier schon vor ihm daselbst gewesen; und es ist gewis, daß man sie mannigmal Baye des Espagnols genennet hat. Er durchkreuzte hernach einen guten Theil des



Meerbusens, nahm vom ganzen Lande, das er besichtiget hatte, Besiß, und kehrte wieder nach Frankreich zurück.

1535. **Lima.** Franciscus Pizarro legte die Stadt Lima am Tage der Erscheinung Christi an, und nannte sie die Stadt los Reyes. Diesen Namen führer sie auch noch in allen öffentlichen Schriften. Lima ist der Name des Thals, worinnen sie liegt.

**Buenos Ayres.** Peter von Mendoza, ein Spanier, bauete die Stadt Buenos Ayres an dem abendseitigen Theile des Flusses la Plata. Man nennet sie auch la Trinidad. Sie ist einigemale verlassen, und erst 1582 dergestalt, wie sie noch jezo ist, wieder erbauet.

**Californien.** In diesem Jahre entdeckte Cortez, als er eben dieses Meer wieder beschiffete, Californien, welches Land er St. Philip nannte. Man hat bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts geglaubt, daß es eine Insel wäre.

**Canada.** Am 19 May reiste Jacob Cartier von St. Malo ab, in der Absicht, seine Entdeckungen fortzusetzen. Als er nun den 10 August den Meerbusen, den er Jahres-zuvor durchlaufen, erreichte, so nannte er ihn St. Laurentz, zum Andenken dieses Märtyrers, dessen Fest an diesem Tage gefeiert wurde. Dieser Name ist seitdem dem Flusse beigelegt, der sich in diesen Meerbusen ergießet. Der Name Canada, den dis Land führte, ist derjenige, den die Wilden dem ganzen Lande beilegeten.

Den 1sten entdeckte er an dem Eingang des Flusses eine sehr lange Insel, welche die Wilden Nariscotei hießen, von ihm aber Assomption genennet ward. Gemeinlich aber heißet sie Anticosty, welcher Name, wie man glaubt, von den Engländern herrührt. Cartier schifte hierauf wieder den Fluß aufwärts; und nachdem er 90 Meilen zurückgeleget hatte, so befand er sich am ersten September bey der Mündung des Saguenay eines grossen aus Norden kommenden Flusses. Nachher segelte er noch 90 Meilen auf diesem Flusse fort, und kam nach Hochelaga, einen grossen Flecken der Wilden, der auf einer Insel am Fusse eines Berges, den er Mont-royal nannte, gebauet war. Heut zu Tage nennet man diesen Ort Montreal, und dieser Name ist hernach auf die ganze Insel gekommen. Man kennet keinen Fluß, der eine solche Breite so lange Zeit beibehält, und der auch so weit durch die grössten Schiffe befahren werden kan, als dieser. Schiffe von 60 Stücken können bis nach Quebec, das auf 80 Meilen weit von dem Meere liegt, kommen, und grosse Barken können noch 60 Meilen jenseits, bis an die

1536. 1537. Insel Montreal, gelangen.

**Chili.** Diego von Almagro, einer von den Eroberern von Peru, entdeckte Chili.

**Neugranada.** Sebastian Belalcazar, ein Spanier, entdeckte die Landschaft Popayan, die einen Theil von Neugranada ausmachet, und insgemein Nuevo Reyno genennet wird. Zu gleicher Zeit entdeckte er die Quelle des grossen Flusses Magdalena, dessen ganzer Lauf einige Zeit nachher durch D. Ferdinand von Lugo, Admiral der canarischen Inseln, beobachtet wurde. Diese Entdeckung sowol, als die andern, welche eben derselbe Admiral von dem übrigen Theile von Neugranada machte, wurden erst im folgenden 1537ten Jahre zu Ende gebracht. Nicolaus Serdetman, oder Uredeman, ein Deutscher, war im vorhergehenden Jahre durch Coriana, so ein Canton von der Landschaft Venezuela ist, hineingekommen.

**Paraguay.** Johan von Ayola, ein Spanier, setzte seine Entdeckungen auf Paraguay und in den daran liegenden Ländern fort.

1539. **Elbola.** Der P. Marcus von Niza, ein spanischer Franciscaner, war in diesem Jahre von St. Michael in Culhuacan nach Neugallicien abgereiset, und entdeckte das Königreich

nigreich Cibola. Man machte zwar aus den Nachrichten dieses Geistlichen eben nicht sonderlich viel; jedoch aber gaben sie zu neuen Entdeckungen Gelegenheit.

Am 12 May dieses Jahres segelte Ferdinand von Soto aus Havana in der Ab-  
sicht ab, seine Entdeckungen von Florida zu Stande zu bringen, und dieses Land einzu-  
nehmen. Das erste von diesen beiden Vorhaben wurde wohl ausgeführt; nachdem er  
aber drey Jahr herumgeschwebet, so mußte er sterben, ohne einen Fuß breit Landes gewon-  
nen zu haben.

Als in diesem Jahre Hernand Cortez nach Spanien reisete, so schickte er Fran-  
ciscum von Tello aus, die Entdeckung von Californien vollends zu Stande zu bringen,  
welcher auch die ganze Abendseite davon bekreuzte. Nachher machte er auch noch verschie-  
dene andere Entdeckungen in dieser Gegend.

Gonzales Pizarro, Gouverneur von der Landschaft Quito, die am nördlichsten  
Theile von Peru lieget, entdeckte das Land los Quiros in dem Innersten dieser Provinz;  
nachmals diejenige, welche man la Canelle nennete. 1540. Amazonas-  
strom.

Als bey dem Verfolg dieses Unternehmens, Franciscus Orellana, Lieutenant des  
Pizarro, ausgeschiedet war, Lebensmittel ausfindig zu machen, entdeckte er einen grossen  
Fluss, der bis in das Meer hinab flos, und nannte solchen, ohne sich deshalb um seinen  
Befelshaber zu bekümmern, nach seinem Namen. Er ist auch seitdem unter der Benen-  
nung Maragnon und der Amazonen bekannt geworden.

In eben diesem Jahre wurde Franciscus Vasquez Cornero oder Cornedo, ein  
Spanier, von Don Anton von Mendoza, Vicekönig von Neuspanien, ausgesen-  
det, die Entdeckung von Californien fortzusetzen, und entdeckte die Königreiche Cibola;  
und Quivira.

Peter von Valdivia setzte die Entdeckung von Chili fort, und veranlassete ver-  
schiedene Colonien daselbst. 1541. Chili.

Johan Franciscus de la Roque, Herr von Roberval, ein Edelman aus der  
Picardie, richtete in eben demselben Jahre eine Niederlassung auf der Insel Cap Bre-  
ton, anjesho Insel Royale genant, an, und schickte einen, Namens Alphonsus, aus,  
der die nördlichen Gegenden von Canada über Labrador erforschen sollte: man hat aber  
von dessen Reise keine umständliche Nachricht erhalten. Canada.

Anton von Faria y Sousa, ein Portugiese, entdeckte in diesem Jahre die Kö-  
nigreiche Camboye und Champea, die Insel Poulocondor; die Inseln Lequios und  
Haynan, nebst verschiedenen kleinen andern, die Puertas de Liampo genennet  
werden. Camboye.  
Champen.  
Inseln Le-  
quios, Hay-  
nan.

Endlich trug sich auch in diesem Jahre die Entdeckung der Inseln Luson, wovon  
Magellan den Anfang gemacht, durch Ruy Lopez von Villalobos, einen Spanier,  
zu. Er nennete den ganzen Archipelagum Philippines, zu Ehren des Prinzen von  
Spanien, der nachher Philip II hies. Philippinen.

Den 6 May langte Franciscus Xavier zu Goa an, und zu gleicher Zeit entdeck-  
te man Japan, worin er der erste Heidenbekerer war. Diese Entdeckung ereignete sich  
in eben dem Jahre an zween unterschiedenen Orten. Fernand Mendes Pinto, Diego  
Zemotto und Christoph Borello auf der einen; Anton Mora, Franciscus Zimor-  
to und Anton Perota auf der andern Seite, insgesamt Portugiesen, langten insge-  
samt, ohne daß weder der eine noch andre Theil davon wußte, darin an: die erstern kamen  
von Macao zu der Insel Tanurima, woraus Pinto bis in das Königreich Bungo  
eindrang. 1542. Japan.



eindrang. Die letztern aber waren von der Insel Macazar abgesegelt, und wurden durch Sturm in den Hafen von Tangoruma im Königreiche Saruma geworfen. Keiner von beiden hat weder den Tag noch den Monat ihrer Begebenheit anzeimerket; aus des Pinto Erzählung aber erhellet so viel, daß er im Maymonat nach Japan gekommen. Diese Inseln sind eben dieselben, wovon Marcus Paolo aus Venedig unter dem Namen Dipangri handelt.

Neugranada. Gleichfalls ereigneten sich auch neue Entdeckungen in dem neuen Königreich Granada durch Fernand Perez von Caxada.

Paraguay. In eben diesem Jahre erbauete Alvarez Unguez Cabesa von Vaca die Stadt Buenos Ayres zum andernmale; schifte den Parana und Paraguay hinauf, und veranlaßte einige Niederlassungen in diesen Landschaften.

Vorgebirge  
Mendozino. Zu eben der Zeit machte Johan Ruys Cabrillo, ein Portugiese, der sich in Diensten Carls V befand, verschiedene Entdeckungen an den Küsten von Californien. Er kam bis an ein Vorgebirge, welches 44 Grad Norderbreite lieget, das er Mendozino, zu Ehren des D. Anton Mendoza, Viceköniges von Neuspanien, nennete. Die französischen Karten nennen es Cap Mendocce.

Tucuman. Gleichfalls ereignete sich die Entdeckung von Tucuman, durch Diego von Rojas, einen Spanier.

1543.  
Florida.  
Mißsissi. Ludwig von Nescoso von Alvarado, der Ferdinand von Soto, welcher an der Mündung des reichen Flusses an den Mißsissi starb, und dessen Körper in den Strom geworfen wurde, gefolget war, kam bis auf das Meer. Garcilasso de la Vega in seiner Geschichte der Eroberung von Florida, nennet diesen Fluss Tucagua, und die Spanier in Florida nennen ihn noch heut zu Tage Palissade.

1545.  
Potosi. Nunmehr wurden die Bergwerke von Potosi im Monat April durch Villaroel, einen Spanier, entdeckt, der auch noch in selbigem Jahre den Anfang machte, solche bearbeiten zu lassen.

1546.  
Philippinen. Michael Lopez von Lagaspi, ein Biscayer, fieng in diesem Jahre einige Niederlassung auf den Philippinen an.

1548.  
St. Cruz de la Sierra. Justo von Chavez, ein Spanier, entdeckte viele Landschaften gegen Abend des Flusses Plata und Paraguay; legte auch zu der alten Stadt Santa Cruz de la Sierra den Grund. Diese ist nachher weiter gegen Norden verlegt, und die Hauptstadt einer der vier besondern Herrschaften geworden, welche den Paraguay theilen. Die drey andern sind der Tucuman gegen Mittag, Assompcion gegen Morgen, und Rio de la Plata gegen Mittag dieses letztern.

1549.  
Tucuman. In diesem Jahre nahmen die Niederlassungen in Tucuman, und in den benachbarten Landschaften ihren Anfang.

1552.  
Neusegovien. Johan von Villagas, ein Spanier und Gouverneur von Venezuela, entdeckte das ganze Land, woselbst nachher Neusegovien erbauet wurde.

1553.  
Land Wil-  
loughby oder Wil-  
loughby. Hier ereignete sich der erste Versuch, einen Weg nach China durch Norden zu finden. Der Unternehmer war der Ritter Hugh Wiloughby, ein Engländer. Dieser Ritter wurde durch Sturm genöthiget, in einen Hafen von Lapland, Namens Arzena, zu gehen, woselbst er sowol als seine sämtliche Mannschaft vor Kälte umkam. Man hat aus seinen Tagebüchern gesehen, daß als er sich bis auf 72 Grad Norderbreite erhoben, er ein Land gesehen, welches auf einigen Karten unter seinem Namen aufgezeichnet steht. Einige nennen es das Land Willups; man hat es aber nachher vergeblich an dem Orte wieder

wieder gesucht, wo es der Anzeige nach befindlich seyn sollen: die Gegend war Nova Zembla gegen Westen, welches der Zeit noch nicht bekannt war.

Franciscus von Barra, ein Spanier, entdeckte die Minen von St. Barbe, St. Johan und verschiedene andere in Neubiscayen. Nachher veranstaltete er verschiedene Niederlassungen in den Ländern Tupia und Cinaloa, welche eben sowol als Neubiscayen zu Mengallien gehören.

1554.  
Minen von  
St. Barbe  
und St. Jo-  
han. Neu-  
biscayen.

Nicolaus Durand von Villegagnon, ein Franzose und Maltheserritter, segelte den 14 May von Havre de Grace in der Absicht ab, sich in Brasilien niederzulassen, und langte den 10 November zu Rio Janeiro, welches die Landeseinwohner Ganabara nennen, an. Er legte daselbst eine französische Colonie an, die aus lauter Zugenotten bestand; sie erhielt sich aber nicht lange, nachdem er sie selbst verlassen, und sich wieder zur römischen Kirche gewendet.

1555.  
Franzosen in  
Brasilien.

Stephan Barroug, ein Engländer, suchte einen Weg durch Norden nach China, und entdeckte die Meerenge Wacigaz, zwischen dem mittägigen Theile von Novazembla und dem Lande der Samojeden. Er glaubte, daß ein in dieser Meerenge gegen Morgen befindlicher Meerbusen, ein osnes Meer wäre, dachte also den Weg gefunden zu haben, den er suchte; jedoch der wenige Erfolg der nachherigen Unternehmungen hat gewiesen, daß er irrig gewesen.

1556.  
Wacigaz.  
Novazembla.

Johan von Ribaud, ein Franzose, reisete von Dieppe mit einer Commission des Admirals Coligni, in Florida eine Niederlassung anzulegen, ab. Er kam gleich anfangs an eine Landspitze, die er Cap Francois nennete, und gegen 30 Grad der Polushöhe belegen war. Dieses war eben derselbe Ort, woselbst Verazani bei seiner zweiten Reise an Land gestiegen. Am 1sten May kam er in einen Fluss, den er la Riviere de May oder Mayfluss nennete, und daselbst das französische Wapen aufrichtete. Nachher besichtigte er die Küste auf 60 Meilen lang, hielt sich allezeit gegen Norden, und entdeckte noch verschiedene andere Flüsse, welche er nach den mancherley Flüssen Frankreichs nannte. Als er nun endlich zu einem der letzten ankam, den er Port Royal hies, bauete er eine Festung, und legte ihr den Namen Charlesfort bey. Nicht weit davon liegt heut zu Tage die Stadt Charles-Town in Carolinien.

1562.  
Französisches  
Florida.

René von Laudonniere, ein Franzose, kam im französischen Florida an, welches ein Jahr zuvor von denen, von dem Ribaud daselbst zurückgelassenen Völkern war verlassen worden. Den 29 Junii kam er in den Mayfluss, woselbst er eine Festung, Namens Caroline, erbauete.

1564.

Michael Lopez von Lagaspi bauete auf der Insel Cebu, der ersten von dem Magellan entdeckten Philippinen, eine Stadt gleiches Namens.

1565.  
Cebu.

Den 10 Januarii 1567 reisete Alvaro von Mendagna, ein Wetter des Licentiat Castro, Gouverneurs von Peru, von Callao ab: sein oberster Steuerman war Hernandez von Gallego. Nachdem er 1800 Meilen abendwärts zurückgeleget, so entdeckte er gegen 7 Grad 30 Minuten mittägiger Breite eine sehr grosse Insel; er lief daselbst in einen Hafen ein, den er St. Isabella de la Estrella nannte. Daselbst verblieb er lange Zeit, und lies verschiedene benachbarte Inseln von mancherley Grösse, in Augenschein nehmen. Unter andern wurde er eine gewahr, die ihm außerordentlich gros vorkam, und davon er blos die nördliche Küste entdeckte. Diejenige, wo er zuerst eintraf, hies er die Insel St. Elisabeth, und schätzte sie ohngefär 95 Meilen lang; die andere aber nennete er Guadal-

1567.  
Salomonen-  
inseln.

canar.



canar. Er gab auch vielen benachbarten Inseln Namen; diese Inseln insgesamt aber wurden Salomonsinseln genant.

Man kan hiervon die Geschichte des Marquis von Canete, Viceköniges in Peru, nachsehen.

1571.

Manile.

In diesem Jahre ereignete sich die Erbauung von Manile, auf der Insel Luzon. Diese ist heut zu Tage die Hauptstadt der Philippinen.

1574.

Inseln Johan  
Fernandez

In dieser Zeit wurden die Inseln Johan Fernandez in dem Südmeere entdeckt, und empfiengen von dem Spanier, der sie erfunden, diesen Namen. Insgemein rechnet man derselben nur zween; die Landkarten aber bezeichnen noch zwe andere weiter gegen Norden, unter den Namen St. Felix und St. Ambrosius, und man begreift oftermalen unter eben den Namen die Inseln Johan Fernandez. Die erstern liegen 34 Grad der Australbreite gegen Chili über. Die Spanier nennen die, welche am meisten auf der Höhe lieget, die Insel Suera, und die andere die Insel Tierra, alle beide aber Desaventuradas, oder die unglückseligen. Johan von Laet scheint der Meinung zu seyn, daß diese beiden Inseln und die zwe andern einerley sind.

1576.

Frobishers  
meerenge.

Der Ritter Martin von Frobisher, ein Engländer, entdeckte zwischen dem nördlichen Grönland und einer grossen gegen Süden belegenen Insel eine Meerenge, die seinen Namen führt.

1577.

Frobisher machte auf der zweiten Reise in eben diesen Meeren, jenseit seiner Meerenge, noch verschiedene Entdeckungen, und legte ihnen die Namen bey, die noch auf den Karten befindlich sind.

1578.

Weestfriesen.  
Frisland.

Alhier ereignete sich des Frobishers dritte Reise. Er segelte aus England mit funfzehn Schiffen den letzten Tag des Maymonats ab. Den 20 Junii entdeckte er das land Weestfriesen, und nahm im Namen der Königin Elisabeth Besitz davon, nachdem er es das occidentalische England genennet hatte. Er behauptet, daß dieses eben das land sey, welches die beiden Brüdere Jani, Venetianer, Frisland genennet hätten.

1579.

Neualbion.  
Meerenge  
Anian.

Franciscus Drake, ein Engländer, entdeckte Neualbion gegen Norden Californiens. Die Engländer behaupten, daß es mit der Meerenge von Nesso einerley festes land ausmache: man glaubt aber heut zu Tage insgemein, daß Neualbion ein fabelhaftes land sey. Drake versicherte auch der Königin Elisabeth, daß er in eben demselben Jahre in die Meerenge Anian gekommen, und solche auf zwanzig Meilen weit durchschiffet. Man ist wegen der Lage dieser Meerenge noch nicht einig, sondern urtheilet verschiedenlich davon. Es hat aber das Ansehen, daß sie, wenn sie ja wirklich da ist, Nesso gegen Westen und von diesem grossen land nicht weit entfernt liegen müsse.

1580.

Neue versuche  
der Engländer  
durch vor  
den nach Chi  
na zu kom  
men.

Arthur Patt und Carl Jackman, beide Engländer, folgten auf Befehl der Königin Elisabeth eben dem Wege, den vier und zwanzig Jahr vorher Stephan Barrow genommen hatte; sie giengen durch die Meerenge von Warigaz, gelangten auf das Nimmer dieser Meerenge, und fanden sie dergestalt mit Eis bedeckt, daß, nachdem sie grossen Gefährlichkeiten ausgesetzt gewesen, sie sich genötiget sahen, ihren Rückweg zu nehmen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Das ungestüme Wetter verstreute sie hierauf, und man hat seitdem von dem Patt nicht das geringste weiter erfahren können.

1582.

Neuwerter.

Augustin Ruys, ein Franciscaner, und Spanier von Geburt, hatte 1580 und 1581 verschiedene Entdeckungen gegen Norden von Neuspanien gemacht, welche Anton von

von Espejo, ebenfalls ein Spanier, fortsetzte, und mehr als fünfzehn Landschaften entdeckte; diesem ganzen grossen Lande legte er den Namen Neumexico bey.

Gilbert Sumphey, ein engländischer Ritter, segelte nach Terra nova, auf Veranlassung des Staatssecretairs Walsingham: nahm im Namen der Königin Elisabeth Besitz davon, und legte den Stockfischfang daselbst an, wovon England mehr Nutzen gehabt, als wenn die Insel mit Goldadern versehen gewesen wäre. Ueberdem setzt man bey Betreibung dieses Handels keine Leute aufs Spiel, und nichts ist fähiger, tüchtige Schiffeute zu machen.

1583.  
Terra nova.

Richard Grainville, ein Engländer, richtete auf Befehl der Königin Elisabeth, in Florida, ein wenig unterwärts von St. Johan von Pinos, eine Niederlassung an. Sie hat aber nicht alzulange gedauert.

Engländer  
nach Florida.

Philip Amidas und Arthur Barlow, beide Engländer, wurden von dem Ritter Walter Raleigh abgesendet, segelten im Merz 1584 ab, und stiegen auf der Insel Roenoke ans Land. Bey ihrer Zurückkunft nach England erzählten sie so viel besonderes von diesem Lande, daß es die Königin Elisabeth Virginien hies, um dadurch das Andenken ihres unverehelichten Standes zu verewigen. In dem darauf folgenden Jahre wurde eine Niederlassung auf der Insel Roenoke veranstaltet; sie hat aber nicht lange gedauert, indem das Land nicht von der Güte war, als man anfänglich geglaubet hatte. Und der Name Virginien ist auch nicht dabey geblieben: denn die Insel Roenoke gehört zum Gouvernement vom mittlernächigen Carolinen.

1584. 1585.  
Virginien.

In eben dem 1585ten Jahre bekam Johan Davis, ein Engländer, Befehl von der Königin Elisabeth, des Ritters Martin Frobishers Entdeckungen fortzusetzen; welches er auch sowol in diesem, als in den darauf folgenden Jahren mit gutem Fortgange verrichtete.

Nach verschiedenen Entdeckungen desjenigen, so man der Zeit das Meer Estorilands nennete, gelangte er bis zu einer Landspitze, woselbst er viel Sturm und grosse Gefährlichkeiten auszustehen hatte. Diese Spitze nennete er also Capo de Desolation, oder das Vorgebirge der Verwüstung.

1586.  
Capo de Desolation.

Er entdeckte eine Meerenge, dieser gab er seinen Namen, den sie auch noch heut zu Tage führt.

1587.  
Strasse Davids.

Dom Peter von Sarmiento, ein Spanier, wurde von Dom Franciscus von Toledo, Vicekönige von Peru, wider Franciscus Draken ausgesendet, der das ganze Südmeer unsicher machte; und entdeckte bey dieser Gelegenheit die ganze Küste von 49 Grad australischer Breite bis an die magellanische Meerenge, die er bestrich. Er nahm aller Orten von dem Lande, im Namen der Kron Castilien, Besitz.

1589.  
Entdeckungen gegen die Meerenge von Magellan.

Die mehresten engländischen Verfasser setzen in dieses Jahr die Entdeckung der Strasse Davids. Diese Meerenge liegt zwischen Grönland und einer Insel, welche vom Davis ist Lumberland genennet worden.

1590.  
Strasse Davids. Cumberland.

Man wil, daß in diesem Jahre ein gewisser Däne, Namens Friederich Anshild, in Hudsons Meerbusen überwintert, und daselbst grossen Handel mit Pelzwerken getrieben habe. Er sey auch reich beladen nach Dännemark zurückgekommen; jedoch ohne eine Niederlassung bewerkstelliget zu haben.

1591.  
Hudsons Meerbusen.

Der Ritter Richard Hawkins, ein Engländer, hatte unternommen, die Welt zu umschiffen, und entdeckte gegen Südwest der magellanischen Meerenge 48 Grad mittlerer Breite, ein grosses Land, welches sich auf der einen Seite jenseit der Meerenge le

1593.  
Australische Lande.



**Maire**, und auf der andern bis dem Vorgebirge der guten Hofnung gegenüber ausbreitete. Er habe auch, sagt man ferner, angemerkt, daß die Länder, welche gegen Süden der Meerenge **Magellan** liegen, aus nichts als aus einem Häufen Inseln bestehen.

1594.  
Meerenge  
Nassau. Mo-  
ritzinsel.

Als der Graf **Noritz** von **Nassau** das von den Engländern aufgegebene Vorhaben, einen Weg durch Norden nach **China** ausfindig zu machen, wieder ergriffen, so bestimmte er dazu drey Schiffe unter der Anführung **Cornelius Cornelisz**may, der den **Schwan** von **Deeren** in **Zeeland** bestiegen: das andere Schif, Namens **Mercurius** von **Enchusen**, führte **Brandt** **Abbrandz** oder **Tergales**; und das dritte, das **Bot** von **Amsterdam** genant, hatte **Wilhelm** **Barentoz** von **Ter Schelling**, einen amsterdamer Bürger zum Hauptman. **Johan** **Luighen** von **Linschooten** war Richter auf dem **Mercurius**, und hat uns das Tagebuch von dieser Reise hinterlassen. Sie segelten den 5ten Junii aus dem **Tepel** ab. Den 24sten erblickten sie die Insel **Kildoyn**, woselbst sie Anker warfen. Diese liegt 69 Grad und ohngefär 40 Minuten nördlicher Breite. Dasselbst ordneten sie den Sammelplatz zu ihrer Rückreise an, und das **Bot** von **Amsterdam** sonderte sich in der Absicht ab, sich gegen die Seite von **Novazembla** zu wenden, welches Land bereits bekant war, und dessen Entdeckung einige Erdbeschreiber, jedoch mit Unrecht, dem **Barentsz**, der dieses Schif führte, zuschreiben. Den 21 Julii erblickten die beiden Schiffe ein Land, welches ihres Davorhaltens die Insel oder das Land **Wacigaz** seyn solte; und den 22 eine Defnung, welche sie für die Meerenge eben dieses Namens hielten. Sie giengen hinein, und nenneten sie die Meerenge von **Nassau**. Sie wurden durch das viele Eis grossen Gefährlichkeiten ausgesetzt. Als sie sich wieder herausbegaben, gelangten sie in das tartarische Meer, und fanden solches so schön, daß sie nicht ferner zweifelten, daß sie nunmehr nicht nach **China** oder **Japan** gelangen sollten. Sie segelten hierauf bis jenseit der Defnung des Flusses **Oby**, darauf kehrten sie zurück; und als sie wieder durch die Meerenge von **Nassau** gekommen waren, warfen sie den 26 August gegen Norden einer Insel, die sie die Insel **Noritz** nanten, Anker. An diesem Orte sties **Barentsz** wieder zu ihnen, als er sich bis über 78 Grad erhoben, und den größten Theil der Küste von **Novazembla** in Augenschein genommen hatte. Das Eis hatte ihn verhindert weiter zu segeln, und er suchte einen Weg gegen Süden. **Cornelius** sagte ihm, daß er dergleichen durch die Meerenge von **Nassau** gefunden zu haben glaubte. Der Insel **Noritz** gegen Norden liegt eine andere, welche die Insel von **Oranien** genennet wurde. Diese Inseln liegen gegen 69 Grad 30 Minuten. Das Land, so jenseit des Meerbusens weiter nach Osten zu lieget, wurde **Neosifriesland** genennet. Die Insel **Wacigaz** hießen sie die Insel **Enchuse**, und das ganze Land, so gegen Mittag der Meerenge von **Nassau** bis an den Fluß **Oby** lieget, **Neuholland**. Den 15 September warfen sie im **Tepel** wiederum Anker.

1595.  
Marquisen  
von Mendoza.  
Gratiosa In-  
seln St. Cruz.

**Alvaro** von **Mendanna** reisete den 11 April von **Callao** ab, um nach den **Salomonsinseln** mit 4 Schiffen zu gehen, und hatte **Peter** **Jernand** von **Quiros** als Obersteuerman bey sich. Nachdem er mehr als 1100 Meilen gegen Westen zurückgeleget, entdeckte er gegen 10 Grad der Breite viele Inseln, jedoch von geringer Erheblichkeit, welche die **Marquisen** von **Mendoza** genennet wurden: da sie nun ihren Weg gegen Westen forsetzten, trafen sie noch einige kleine Inseln an: und endlich entdeckten sie den 7ten September eine grosse, woselbst sie in eine Bucht eintrafen, und sie **Gratiosa** nanten. Während ihres Aufenthalts auf dieser Insel, durchstrichen sie die Küste. Sie schien 300

Meilen

Meilen im Umkreise zu haben. Sie beobachteten auch viele Inseln in der Nachbarschaft dieser grossen, welche sie die Inseln St. Cruz nannten.

Gleichfalls trug sich auch die Entdeckung und Verrichtung des Ritters Walter Raleigh auf Guyana zu.

Die drey im Artikel vom abgewichenen Jahre benannte Officierer, reiseten den 2 Juli vom Texel mit sieben Schiffen ab, ihre Entdeckungen fortzusetzen; jedoch sie trafen noch weit mehr Eis an, und kamen wieder nach Holland, mit weniger Hoffnung, das gesuchte finden zu können, zurück.

Wilhelm Barentsz unternam, durch Norden von Novazembla nach China zu kommen; nachdem er aber Spizberg entdeckt hatte, so er für eine Insel hielt, und welches die Engländer einen Theil von Grönland zu seyn glauben, verlor er sein Schiff im Eise, und überwinterte in Novazembla. Nachher suchte er nach Cola in Lapland zu kommen, er starb aber unter Weges, jedoch in der gewissen Versicherung, daß zwanzig Meilen gegen Norden von Novazembla weder Eis, noch sonst etwas befindlich wäre, welches verhindern könnte, nach China zu gelangen. In der That, wenn auch dasjenige, was der Verfasser einer Erzählung von dem Schiffsbruche eines holländischen Schiffes, der sich 1653 bey der Insel Quelpaerts zugetragen, anführt, wahr seyn sollte; daß man nemlich in dem Meere von Corea Walfische gesehen, welche gascognische Wurfspeisse in ihren Körpern stecken gehabt, dergleichen man sich an den Küsten Grönlandes zum Fische fange bedient: so hat man nicht Ursache zu zweifeln, daß Barentsz Mutmassungen nicht gegründet seyn sollten.

1596.  
Spizberg.

Jacob Mahu, Simon von Corde, Sebald von Wert und einige andre Holländer, wolten den Durchgang durch die magellanische Meerenge versuchen; sie wurden aber durch widrige Winde genötiget, wieder umzukehren, ohne das Südmeer erreichen zu können: dasjenige Schiff ausgenommen, worauf sich Wilhelm Adams, ein Engländer, als Obersteuerman des Geschwaders befand. Denn dieses scheiterte an der Morseküste von Japan. Sebald von Wert entdeckte beim Ausgange aus der Meerenge, den 24 Februarii drey Inseln, die seinen Namen führen. Er schätzte sie 50 Grad und 50 Minuten Südbreite. Einige Schriftsteller bringen diese Entdeckung in das Jahr 1660.

1598.  
Insel Sebald von Wert.

Der Marquis von la Roche aus Bretagne, hatte sich bey Heinrich IV, Könige in Frankreich, Commission ausgewirkt, die von Jacob Cartier angefangene Entdeckungen fortzusetzen, und entdeckte in eben demselben Jahre die Sandinsel und einen Theil der Küste von Acadien. Man giebt vor, daß Gilibert Zumphrey, wovon bereits Erwähnung geschehen, drey Schiffe an der Sandinsel im Jahre 1581 verloren haben sol.

Sandinsel.  
Acadien.

Don Johan von Onnate machte grosse Eroberungen in Neumexico; bauete die Stadt St. Johan, und entdeckte viele Bergwerke.

1599.  
Neumexico,  
St. Johan.  
1602.

Die General-Staaten vereinbarten alle die besondern Handlungsgesellschaften, und richteten die berühmte ostindische Gesellschaft an.

Peter von Guast, Herr von Monts, und Samuel von Champlain, allesamt Franzosen, beendigten die Entdeckung von Acadien, die der Marquis von la Roche angefangen hatte; nachher entdeckten sie die mittägige Küste von Canada, welche durch den französischen Meerbusen von Acadien abgesondert wird. In eben diesem Jahre richteten sie auch auf der Insel St. Cruz eine Niederlassung an. Den Winter darauf setzte Champlain diese Entdeckung jenseit Pentagoet fort.

Indianische  
gesellschaft der  
Holländer.  
1604.  
Acadien.



1605.  
Malebarische  
Landspitze.  
Coed.

Als eben dieselben ihre Entdeckungen fortsetzten, fanden sie Quinibeki oder Canibeki, einen Fluss der Canibas, einer abenauischen Nation; hernach die Landspitze Malebare, dem Vorgebirge gegenüber, so die Franzosen Cap Blanc, die Engländer aber Cap Coed nennen: bey welcher seit derselben Zeit die Stadt Boston, so die Franzosen Baston aussprechen, und heut zu Tage die Hauptstadt in Neuengland ist, gebauet worden. Champlain richtete auf der Landspitze Malebare ein Kreuz auf, und nahm im Namen des Königes, seines Herrn, Besitz davon.

1607.  
Virginien.

Johan Smitz, ein Engländer, entdeckte die Bucht von Chesapeak und den Fluss Potomac, der sich dahin ergießet. Er bauete an dem Flusse eine Festung, woraus eine Stadt, namentlich Jamestown, entstanden, die heut zu Tage die Hauptstadt in Virginien ist. Er hies auch den Fluss James, zu Ehren Jacob I, Königes von Großbritannien; jedoch ist der erste Name weit gewöhnlicher.

Die Holländer  
setzen sich in  
Indien feste.

Die Holländer jagten auch in diesem Jahre die Portugiesen aus der Insel Amboyna, so eine von den grossen Molukken ist, und richteten ihre ersten Niederlassungen in Ostindien an.

1606.  
Terra de  
Quir.

Der Hauptman Dom Peter Fernand von Quiros, ein Spanier, reisete den 21 December 1605 von Calao ab, um die australischen Lande mit zwey Schiffen zu entdecken. Er nahm seinen Weg nach Westindien, und als er sich den 26 Januarii 1606, 1000 Meilen von den Küsten von Peru 25 Grad mittägiger Breite befand, erblickte er eine Insel, die ohngefähr vier Meilen in Umkreise haben mochte. Er fuhr fort, verschiedene Inseln, und auf eine Weite von 400 Meilen, und bis auf 10 bis 11 Grad der Breite, ziemlich grosse, jedoch von einander abgefonderte und entfernte Länder zu entdecken. Es haben also einige Erdbeschreiber an diesem Orte eine Folge von ohngefähr 800 Meilen langen Küsten sehr unrichtig anmerken wollen.

Nachher richtete er seinen Lauf den 25 April nach Westen, und entdeckte ein grosses festes Land, das er Terra Australis Spiritus Sancti nennete. Er legte sich daselbst in verschiedenen Häfen vor Anker, denen er insgesamt Namen gab. Diese nennet man insgemein Terra de Quir.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß diese Länder gegen Süden an dem äussersten orientalischen Theile von Neuguinea liegen, und die östlichen Küsten von dem Lande Capenterte bilden.

1608.  
Quebec.

Den 2ten Julii dieses Jahres legte Samuel von Champlain zu der Stadt Quebec den Grund, welche die Hauptstadt von Neufrankreich ist; und an dem miternächstigen Theile des Flusses St. Laurenz, sechs und zwanzig Meilen von dem Meere, zwischen einem kleinen Flusse, der den Namen St. Carl föhret, und einem grossen Vorgebirge, welches man Diamant nennet, weil man der Zeit verschiedene Diamanten, die denen von Alençon ziemlich gleich waren, angetroffen, lieget. Die Wilden gaben diesem Orte dem Namen Quebejo oder Quelibek, welcher in der algonquinischen und abenauischen Sprache eine Verengerung bedeutet; inmassen der Fluss daselbst schmaler wird, daß er kaum noch eine Meile breit ist, anstat daß er unmittelbar unter der Insel Orleans, nemlich 10 Meilen untermwärts, wenigstens 4 bis 5 Meilen breit ist.

1609.  
Neuwerk.

Nachdem Heinrich Hudson, ein Engländer, die virginischen Küsten und Neuengland bekreuzet hatte; so fand er, daß das Vorgebirge Coed 20 Meilen weiter gegen Westen lag, als man anfänglich geglaubet hatte. Er entdeckte endlich auf 40 Grad Nordbreite eine grosse Bucht, in welche ein grosser Fluss gieng, den er nach dem Namen

der

der Wilden, die er daselbst antraf, Manhatte nennete. Dieser Hauptman war in holländischen Diensten, die dieses Land einige Zeit in Besiz gehabt haben, und es Neu-holland nanten. Eben diese baueten auch die Stadt Manhatte und die Festung Oranien, an eben demselben Flüsse. Dieses Land heisset heut zu Tage Newyork, und gehöret den Engländern, welche die Stadt Manhatte ebenfalls mit diesem Namen belegten.

Man liest in einigen Nachrichten, daß im Jahre 1609 ein von dem im Südmeere belegenen mexicanischen Hafen Acapulco abgegangenes Schif, von einem heftigen Sturm überfallen worden, und seinen Weg verloren; dieses befand sich nach Verlauf zweier Monate zu Dublin in Irland: als es sich nun von da nach Lissabon begeben, lies der König von Spanien alle Tagebücher der Steuermänner ins Feuer werfen, damit er den Ausländern den Weg, den dieses Schif genommen, verborgen halten möchte. Denn man glaubte, daß selbiges durch das nördliche Canada gekommen sey.

Endlich drungen auch in diesem Jahre Heinrich Hudson und Wilhelm Baffins sehr weit gegen Nordwest überhalb Canada, woselbst sie das Jahr darauf, dem Vorgeben der Engländer zu Folge, die Länder entdeckten, so noch jezo ihre Namen führen. Es ist aber so viel gewis, daß sie sich daselbst nicht niedergelassen; und daß Nelson, des Hudsons Steuerman, damals keinen Besiz von dem genommen, so die Engländer den Hafen Nelson, an der gegen Morgen belegenen Küste des Hudsons Meerbusen nennen.

Samuel von Champlain kam bis in das Land der Troquoisen, und entdeckte auf dem Wege eine große See, die noch jezo seinen Namen führt.

Dom Johan von Onnate, ein Spanier, entdeckte den Nordflus, den einige Rio Colorado und die See der Conibas nennen, oberhalb Neumexico.

Zu eben der Zeit entdeckte Thomas Button, ein Engländer, gegen Norden von Canada ein großes Land, so er New Wales nennete; er durchstrich nachher die ganze Bucht, die seinen Namen führt, nachher die Insel Diggs, und endlich ein ander sehr weitläufiges Land, das er Carys Swans Nest hies.

Jacob Hall, ein Engländer, entdeckte die Meerenge von Cockin gegen Norden von Canada, 65 Grad der Breite.

Einige Engländer entdeckten gegen Norden von Grönland eine Insel, die sie die Hofnunginsel nanten. Einige haben geglaubt, daß es eben dieselbe sey, die Wiloughby im Jahr 1553 entdeckt hatte; es hat aber keinen Grund.

Samuel von Champlain gieng in das Land der Huronen in Canada, und durchstrich es den Winter über.

In eben diesem Jahre geschah es, daß die Holländer anfiengen, sich an dem Flüsse Manhatte fest zu setzen, und diesem Lande den Namen Neuholland zu geben.

Wilhelm Schuten und Jacob le Maire, Holländer, reisten den 14 Junii von Texel ab, in der Absicht, einen neuen Weg im Südmeere zu suchen; und am dritten November entdeckten sie die Insel Ascension. Schuten sagt in seinem Tagebuche, daß diese Insel eine von denen des Martin Vaes sey, wovon man nicht eigentlich wissen kan, zu welcher Zeit, noch von wem sie entdeckt worden.

Den 25 Januarii befand sich Schuten und le Maire beim Eingange des Meerbusens, der dem magellanischen gegen Süden lag. Von zwey Ländern, die diesen Eingang umgaben, nanten sie dasjenige, so zur Linken Südwestsüd lag, das Land der Staaten; das zur Rechten aber gegen Westen, Land Moriz von Nassau. Sie kamen



men noch an eben demselben Tage in den Meerbusen. Den 29 entdeckten sie verschiedene kleine Inseln, die sie *Barneveldsinseln*, zu Ehren *Johan von Orden Barneveld*, Rathspensionarius von *Holland* und *Westfriesland*, nenneten. An eben dem Tage erblickten sie auch eine Landspitze, welche *Schuten Hoorns* Vorgebirge, nach dem Namen seines Vaterlandes, nannte. Den 12 Februarii waren sie wieder außer der Meerenge, welche sie den Meerbusen *le Maire* hießen, weil *Isaac le Maire*, *Jacobs Vater*, den mehrsten Antheil an der Ansrüstung hatte. Als sie durch die *Melken* nach *Europa* zurückkehrten, entdeckten sie viele Inseln, die zum Theil bewonet waren, nebst der ganzen mitternächtigen Küste von *Neuguinea*. Bey ihrer Ankunft in *Holland* fanden sie, nachdem sie die Reise um die Welt gethan, daß sie einen Tag weniger rechneten, als sich gehörte. Denn ihrer Rechnung nach war es der Montag, da sie doch wirklich im Dienstag lebten.

Insel *Edger*. In eben diesem Jahre entdeckte *Thomas Edger*, ein Engländer, gegen Norden von *Grönland* eine Insel, die er nach seinem Namen nennete.

1617.

Insel *Wiches*. Eine andre gegen Norden von *Grönland*, von einem engländischen Edelman, Namens *Wiches*, entdeckte Insel, der er ebenfalls seinen Namen beilegte.

1618.

Quellen des Nils. Der Pater *Peter Pais* oder *Paez*, ein Jesuite aus *Portugal*, war in dem Gefolge des Kaisers von *Abyssinien* in das Königreich *Gojam* gereiset, woselbst er die Quellen des *Nilstroms* entdeckte.

Neuholland.

In eben dieses Jahr verlegte man auch die Entdeckung von *Neuholland*, nahe bey den australischen Landen. Man ist noch einigermaßen zweifelhaft, ob diese Länder, benebst den Landen *Janz Tasman*, *Diamant*, *Neuzeeland*, *Carpentaria* und *Neuguinea* nicht gar daran stoßen: das erste Land von *Neuholland*, so man erblickte, wurde *Concordienland* genennet.

1619.

Neudänne-  
mark. Chri-  
stiansmeer.

*Johan Munk*, ein Däne, hatte unternommen, einen Weg nach *China* oberhalb *Canada* durch Nordwest zu suchen; daher folgte er des *Frobishers* Wege, erhob sich bis auf 64 Grad gegen Norden, woselbst er durch das Eis aufgehalten wurde. Er überwinterte in einem gekrümmten Meeruser, woselbst ein Fluß hinein trat, dem er seinen Namen beilegte. Nachher nannte er dieses Meer *Christiansmeer*, und das ganze Land, so er entdeckte, *Neudänne-mark*.

Land *Edels*.

Das Land *Edels* wurde in *Neuholland* entdeckt, und füret, allem Ansehen nach, den Namen von seinem Erfinder.

1620.

Vesso.

Der P. *Sieronymus* von *Angelis*, ein Jesuite aus *Sicilien*, gieng in das Land *Vesso*, wohin noch kein Europäer zuvor gekommen war. Er begab sich zur See dahin, und landete bey der Stadt *Matsumai* an. Er hielt auch dieses Land sogleich für ein festes Land.

Batavia.

Auch wurde in diesem Jahre der Grund zu der Stadt *Batavia*, auf der Insel *Java*, geleyet, indem selbige von den *Holländern* an dem Orte, wo die alte Stadt *Jacatra* gestanden, erbauet ward.

Neupley-  
mouth.

Einige aus dem Hafen *Pleymouth* im Monat *September* abgesegelte Engländer, legten den Grund zu *Neupleymouth*, so die erste Stadt in *Neuengland* gewesen.

1621.

Vesso.

Als der P. *Angelis* nach *Matsumay* zurückgekommen war, so glaubte er sich auf dieser zweiten Reise zu versichern, daß diese Stadt auf einer Insel läge. Die *Japaner* schienen ebenfalls dieser Meinung zu seyn.

Wilhelm

Wilhelm Bassings entdeckte, nach der gemeinsten Meinung, nicht eher als in diesem Jahre, keinesweges aber 1617, wie einige behaupten wollen, die Bucht, die seinen Namen fñret, und gegen Norden der Strasse Davids leget. 1622. Bassings-  
bucht.

Es ereignete sich auch die Entdeckung des Landes Lewins in Neuholland. Land Lewins.

Der P. Anton von Andrada, ein Jesuite aus Portugal, entdeckete die Quelle des Ganges und hernachmals Thibet. 1624. Quelle des  
Thibeten reden wollen, die sich einander berñren; man weis aber nicht, wo sie belegen Ganges.  
seyn müssen. Das grosse Thibet hat der P. Andrada entdeckt. Thibet.

In diesem Jahre ereignete sich die erste Niederlassung der Franzosen auf der Insel Cayenne. 1625. Cayenne.  
Sie sind zwar seitdem verschiedene male durch die Holländer daraus vertrieben worden; seit 1677 aber, da sie von den Grafen von Trées wieder eingenommen worden, ist sie ihnen nebst dem ganzen festen Lande, so insgemein Guyane genennet wird, verblieben.

In eben diesem Jahre landeten Franzosen und Engländer, an der Insel St. S. Christoph. Christoph an Einem Tage, an verschiedenen Theilen derselben an, ohne daß ein Theil von dem andern etwas wußte, und ließen sich daselbst nieder. Kurze Zeit hernach wurden sie von den Spaniern daraus vertrieben; sie kamen aber bald wieder zurück. Die Franzosen fiengen auch eine Niederlassung auf der Insel St. Eustachius zu eben der Zeit, und kurz hernach andere auf den benachbarten Inseln an.

Peter von Nuits, ein Holländer, entdeckte zwischen Neuholland und Neuguinea ein Land, das seinen Namen fñret. Der ganze Strich Landes ist aber noch sehr wenig bekant geworden. 1627. Land Nuits.

Der Hauptman James, ein Engländer, entdeckte verschiedene Länder im nördlichen Theile von Hudsons Meerbusen. Er nennete alles, was am Eingange der Bucht liegt, New South Wales. 1631. Neue Entde-  
ckungen im  
nördlichen Ca-  
nada.  
Nachher entdeckte er die Landspitze Henriette Marie; die Insel des Milord Wesson; die Insel des Grafen von Bristol; die Insel des Ritters Thomas Roe; die Insel des Grafen von Damby, und die Insel Charleston. Die letztere liegt in der Höhe 52 nördlicher Grade.

Cecil Calver, ein catholischer Engländer, Lord Baltimore, hatte von dem Könige von Großbritannien, Carl I, das Eigentum eines grossen Landes erhalten, welches gegen Norden des Meerbusens Chesapeak, zwischen Virginien und Carolina liegt. Dabin sendete er seinen Sohn, der in diesem Jahre eine Niederlassung daselbst veranstaltete. Dieses Land wurde zu Ehren der Maria von Frankreich, Königin von England, Mariland genennet. 1633. Mariland.

Zween Franciscaner, namentlich Dominicus von Britto und Andreas von Toledo, waren von Quito abgereiset; und als sie sich auf einen nahe dabey liegenden Fluss begeben, so ließen sie sich den Strom herunter fñren, und gelangten dadurch in den Amazonenstrom, den sie bis ins Meer herabfñren. Auf ihre Erzählung, die eben kein sonderliches Licht gab, reifete D. Peter von Texeyra, von Para, einer Landschaft in Brasilien, den 25 December eben desselben Jahres ab, diesen Fluss in Augenschein zu nehmen, wovon er auch eine weit grössere Kenntnis erhielt. 1637. 1638. 1639. Amazonen-  
strom.

Als aber die Spanier den Lauf dieses Stroms noch näher kennen lernen wollten, so vermochte der Gouverneur von Quito die P. P. Christoph d' Acunna und Andreas d' Artieda, zween Jesuiten, D. Peter Texeyra bey seiner Rückreise nach Para zu begleiten. Nachdem diese beiden Missionarien das ganze Land, welches dieser Strom bewässert, be-  
nebst



nebst denen da hinein gehenden Flüssen, genau bemerkt hatten, so gaben sie dem catholischen Könige Nachricht davon. Wir haben das Tagebuch dieser Reise durch den P. Acunna aufgezeichnet, so von Gomberville, einem Mitgliede der französischen Academie, ins Französische übersezt worden. Es ist bereits angemerkt, daß der P. Acunna sich geirret, wenn er auf seiner Karte einen Fluss oder vielmehr einen Arm bezeichnet, der unter dem Namen Maragnon aus diesem Strom abgeht, und sich in den Meerbusen Maragnon in Brasilien ergießet.

Man hatte sich bisher in Ansehung der Quelle dieses grossen Stroms, in einem Irthum befunden, wenn man selbige nahe bey Quito zu seyn geglaubt; man hielt aber einen Fluss, der sich daselbst ergießet, für eine Quelle. Der P. Samuel Fritz, ein deutscher Jesuite, entdeckte sie 1707 in Peru in einer See, die Laurichoca hies, und nahe bey der Stadt Guanico, 11 Grad südlicher Breite liegt. Dierem Missionarius zu Folge, ist der wahre Name dieses Flusses, wovon er uns eine sehr schöne Karte in der zwölften Sammlung der Lettres edifiantes et curieuses mitgetheilet, Maragnon. Bey dem Ausgange aus der Quelle läuft er 100 Meilen weit gegen Norden; nachher wendet er sich nach Osten, und ergießet sich in das Nordmeer durch 84 Mündungen, welche eine Breite von eben so viel Meilen ausmachen. Er füget noch hinzu, daß er fast bis auf 30 Meilen in das Meer hinein sein süßes Wasser behalte.

Neuschweden.

Auch ereignete sich die Anlage von Neuschweden und der Stadt Christine, zwischen Virginien und Neuport, so damals Neuholland genennet wurde, und die Holländer im Besiz hatten. Diese hatten auch in Neuschweden bey Ankunft der Schweden Colonien angeleget, und diese beiden Nationen lebten anfänglich überaus friedlich mit einander. Denn die Holländer trieben Handlung, und die Schweden baueten das Land. Nach Verlauf einiger Zeit aber wurden sie uneinig; jedoch im Jahre 1655 trat Johan Rising, der Schweden Gouverneur, dem Holländischen, Namens Peter Stuyveland, alle seine Rechte ab.

1642.

Land Diemens und Tazman.  
Madagascar.

Alhier ereignete sich die Entdeckung des Landes Diemens und Tazman, durch Abel Tazman, einen Holländer. Man behauptet, daß die mittlernächte Rüste des erstern, bereits durch einen andern Holländer, Namens Zechaen, erfunden gewesen.

In eben diesem Jahre giengen die Franzosen nach der Insel Madagascar, und ließen sich daselbst nieder. Sie nenneten diese Insel die Dauphinsinsel; sie haben sie aber nach Ablauf einiger Jahre wieder verlassen.

1643.

Strasse Brouwers.

Die Strasse Brouwers gegen Osten der Meerenge le Maire, zwischen dem Lande der Staaten und einem andern grossen Lande, wurde alhier entdeckt. Sie führt den Namen desjenigen, der sie erfunden. Man nennet sie schlechtweg die Strasse, indem man noch nicht eigentlich weis, ob es eine neue Meerenge ist, oder ob sie sich nicht in die Meerenge le Maire ergießet.

Nesso, Staateninsel.  
Land Nesso der Gesellschaft.  
Meerenge Uriez.

Martin Herissoon von Uriez, ein Holländer, bestieg in diesem Jahre den Castricoon, ein Schiff, so der indianischen Gesellschaft zugehörte, und unternam das Land Nesso zu erkundigen. Als er sich nun bis auf 45 Grad nördlicher Breite über Japan erhoben hatte, entdeckte er zwey durch eine 14 Meilen breite Meerenge von einander abgefonderte Länder, die er nach seinem Namen nennete, und welche man noch die Meerenge Uriez heisset. Von den beiden Ländern, die sie begrenzten, wurde das eine die Staateninsel, das andere aber das Land der Gesellschaft genant.

Bourbon,

**Bourdon**, ein Einwoner in Neufrankreich, wurde durch den Generalgouverneur von ganz Norden abgeschicket, und kam in Hudsons Meerbusen, wo hinein noch niemand, wie man saget, gekommen war, und nahm im Namen des allerchristlichen Königs Besitz davon. 1656. Hudsons Meerbusen.

**Carl II.**, König von Großbritannien, verstattete dem Herzoge von Albemarle, Georg Monk, und fünf andern engländischen Herren den Theil von Florida, der sich von Virginien bis an dasjenige, so Neugeorgien genennet wird, erstrecket. Sie theilten das ganze Land unter sich, und nenneten es Carolina. 1650. Carolina.

**Zacharias Chillum**, ein Engländer, hatte sich in die Baffingabucht bis auf die Höhe von 75 Graden erhoben, und stieg hernach bis auf den Grund des Hudsons bucht hinab, gelangte auf einen Fluss, der von Canada kam, und sich da hinein ergoss, den er den Rupertsfluss nante. Wenige Jahre zuvor waren einige Engländer diesen Fluss bis an die See Nemiscan hinauf gefahren. 1657. Hudsons Meerbusen.

Zwey dänische Schiffe versuchten eine Niederlassung gegen Norden des Hudsons Meerbusen, und entdeckten einen Fluss, so sie den Dänensfluss nanten. Seine Mündung liegt unter 59 Nordergrade. Sie verließen ihn aber im folgenden Jahre. 1658. Dänensfluss.

Der **P. Carl Alban**, ein Jesuite aus Frankreich, und **Dionysius von St. Simon**, ein canadischer Edelmann, wurden von dem Generalgouverneur von Neufrankreich in das nördliche Canada abgeschicket, kamen auch in Hudsons Meerbusen durch einen Weg, der bisher noch nicht bekannt gewesen war, und nahmen im Namen des allerchristlichen Königs Besitz davon. 1671. Hudsons Meerbusen.

Der **P. Peter Marquette**, ein Jesuite aus Frankreich, und Herr **Joliet**, ein Einwoner in Neufrankreich, entdeckten den Mississippi. Sie kamen durch den Fluss Ouiseconsing hinein, der sich daselbst ergießet, als sie von Canada kamen, und fuhren auf selbigem bis zu den Arkansas herab. 1673. Mississippi.

Die **P. P. Grillet** und **Bechamel**, Jesuiten aus Frankreich, kamen in das Innerste von Guyana gegen Westen der Insel Cayenne, wohin noch kein Europäer gelangen können, und machten verschiedene Entdeckungen daselbst. 1674. Guyana.

Gegen diese Zeit gieng der **P. Cyprian Baraze**, ein Jesuit aus Spanien, in das Land der Moxen, so zwischen zehen und funfzehn Grad der Australbreite, in dem Innersten von Peru belegen war. Ein Jesuite, Namens **del Castillo**, hatte vor diesen Missionarien eine Reise dahin gethan. Man versicherte dem **P. Baraze**, daß sich gegen Morgen des Landes der Moxen ein Land befände, das von kriegerischen Weibespersonen bewonet würde. Nachher kam er in das Land der Bauren, welches an das morische grenzet, und wurde daselbst im Jahre 1682 zum Märtyrer, nachdem er eine große Anzahl Missionen in diesen weirläufigen Landschaften angeordnet hatte. 1675. Moxen, Bauren.

Der Hauptmann **Johan Vood** und **Wilhelm Flavies**, Engländer, wolten dem Wege folgen, den **Barentsz** angezeigt hatte, durch Norden nach China zu kommen; sie wurden aber plötzlich durch das Eis aufgehalten. **Vood** giebt in seinem Tagebuche vor, daß zwischen **Novazembla** und **Grönland** kein Weg befindlich sey, und daß diese beiden Länder nur ein festes Land ausmachten: denn, sagt er, wenn ein Weg hindurch ginge, so würde auch ein ordentlicher Strom angetroffen werden; da sich doch nichts als ein Morast findet, der ohngefär acht Fus hoch steigt, und nach Nordsüdost gehet. 1676. Neuer Versuch durch Norden nach China zu kommen.

**Robert Cavellier** Herr von **Salle**, von Rouen gebürtig, hatte die Fortsetzung der Entdeckung des Mississippi unternommen, daher schickte er einen Canader, Namens **I. Theil.** 1680. Mississippi. Dacan,



Dacan, ab, den der P. Ludewig Hennepin begleitete, diesen Strom von dem Flusse der Illinoisen bis nach seiner Quelle hinauf zu faren. Diese beiden Reisenden kamen bis auf 46 nördliche Grade, und wurden durch einen hohen Wasserfal aufgehalten, der die ganze Breite des Stroms einnahm, und den sie den Wasserfal Antonius von Padua nannten.

Insel Barba-  
does.

In diesem und im folgenden Jahre hatte der holländische Hauptman, Sharp, einen vergeblichen Versuch gethan, durch die magellansche Meerenge, durch die Meerenge le Maire und durch des Brouwers Weg in das Südmeer zu kommen: daher suchte er einen andern Weg weiter gegen Süden; er traf aber viel mit Eis und Schnee bedeckte Inseln, ingleichen viele Walfische an. Nachdem er sich einige Zeit auf einer Insel aufgehalten, die er den Herzog von York nannte, lief er mehr denn 800 Meilen gegen Osten, nachher eben so viel gegen Westen, und entdeckte eine Insel, die er Barbadoes nannte.

1681.  
Pensylvanien.

In diesem Jahre ereignete sich die Errichtung von Pensylvanien, in dem Lande, das den Namen Neuschweden geführt hatte. Diese Colonie hat ihren Namen von ihrem Errichter dem Ritter Wilhelm Pen, einem Engländer, bekommen, dem Carl II, König von Großbritannien, dieses Land im Jahre 1680 gestattete, und der 1681 die Quaker oder Tremblurs von England, wovon er ein Oberhaupt war, dahin führte. Als er daselbst anlangte, traf er eine Menge Holländer und Schweden an. Die ersten hatten den mehresten Theil der längst dem Meerbusen belegenen Oerter inne; die letztern aber hatten sich an den Ufern des Flusses Laware festgesetzt. Es erhellet aus einem seiner Briefe, daß er mit den Holländern nicht zufrieden gewesen; von den Schweden aber führt er an, daß sie ehrliche, arbeitssame und starke Leute wären, die sich wenig um den Ueberflus bekümmerten, sondern sich blos mit dem Nothwendigen begnügen ließen.

Marianen-  
inseln.

D. Anton von Saravia, erster Gouverneur der Marianeninseln, nahm im Namen des catholischen Königes Besitz auf der Insel Guahan, welches die vornehmste darunter ist. Magellan hatte diese Inseln zuerst im Jahre 1521 entdeckt, und sie anfänglich den Archipelagus von St. Lazarus, nachher aber die Rauberinseln genennet, indem einige Insulaner, die niemals Eisen gesehen, ihm einige eiserne Instrumente stahlen. Im Jahre 1563 nahm der Admiral D. Michael Lopez von Lagaspe, im Namen des Königes von Spanien, Besitz davon; er richtete aber keine Niederlassung daselbst an. Man nennete sie der Zeit Illas de las Velas, weil allemal, so oft die Insulaner spanische Schiffe erblickten, sie sich haufenweise einfanden, und ihnen Erfrischungen überbrachten, daß das Meer mit ihren kleinen Fahrzeugen ganz bedeckt war. Im Jahr 1668 gieng der P. Diego Ludewig von St. Vitores, ein spanischer Jesuite, in Gesellschaft verschiedener anderer seines Ordens dahin, und bekehrte sehr viele Einwohner, und veranlassete dadurch, daß 1671 die vornehmsten Einwohner sich unter den Schuß des catholischen Königes begaben. Von der Zeit der Ankunft des P. San Vitores an, wurden diese Inseln Marianen, zu Ehren der Maria von Oesterreich, Königin von Spanien, genennet. Endlich empfing am 8 September 1681 D. Anton von Saravia von den Befehlshabern und vornehmsten Bedienten der Insel Guahan den Eid der Treue, und die andern folgten kurz hernach diesem Beispiele. Im Jahre 1672 besetzte der P. von San Vitores diese Insel mit seinem Blute, und bekrönte solchergestalt sein Apostelamt durch einen rühmlichen Märtyrertod.

1682.  
Louisiana.

Der Herr von la Salle stieg den Mississippi hinab bis ans Meer, nahm von allen Ländern, so dieser Fluß besuchet, im Namen des Königes von Frankreich Besitz, und

nenntete -

nennete sie insgesamt Louisiana. Diese Landschaft, die anjeho ein von Neufrankreich unabhängiges Gouvernement ausmachet, wird gegen Mitternacht durch die Mündung des Flusses der Illinois, der sich in den Mississippi ergießet, begrenzet.

In eben diesem Jahre entdeckten zween Franzosen, Einwohner von Neufrankreich, Namens Grosellier und Radisson, den Fluss Bourbon und den Fluss S. Theresia, welche sich alle beide in eine kleine Bucht der Abendseite des Hudsons Meerbusen auf 56 Grad Norderbreite ergießen. Diesen Ort nennen die Engländer den Hafen Nelson, indem sie vermeinen, daß Nelson, Heinrich Hudsons Seuerman, selbigen 1611 entdeckt, und im Namen der Kron England Besitz davon genommen hätte; welches aber nicht wahrscheinlich ist.

Ein von dem Kaiser aus Japan ausgesendetes Schif solte die Lande Nesso entdecken, und kam in den Canal, von welchem man glaubt, daß er die Insel Nartmanska: Nesso, Kamtschatka oder Maschumay von dem seiten Lande Nesso absondere. Als der Schifshauptman angemerkt, daß sich der Strom beständig gegen Norden herablies, anstat nach der Erzählung des P. Angelis derjenige, der westwärts von Nesso fließet, beständig nach Süden zu läuft, so schloß er daraus, eben wie dieser Missionarius, daß dieses Meer mit einem andern Gemeinschaft haben müsse. Seit dieser Zeit, man füret aber nicht an in welchem Jahre, wurde ein ander japanisch Schif zu eben diesem Zwecke ausgeschickt: und als derjenige, der es fürete, ein grosses festes Land erblicket hatte, näherte er sich demselben, und brachte den Winter in einem daselbst befindlichen Hafen zu. Von seiner Zukunft erzählte er, daß sich das Land weit gegen Nordost erstreckte, und mutmaste daher, daß es das feste Land von America seyn müsse.

Seit den leßtern Entdeckungen der Russen glaubt man, daß das Land Nesso der mittägige Theil von Kamtschatka ist, welches mit Siberien einerley festes Land ausmachet. Indessen verlegen doch einige Kamtschatka gegen Nordost von Nesso: welches aber mit dem, was die Russen sagen, daß nemlich der Mittagstheil dieses grossen Landes durch die Kurilskis, die ursprünglich Japaner und dem Kaiser von Japan zinsbar sind, bewonet werde, nicht übereinkömmt.

Den 28 December dieses Jahres, langten unbekante Wilden auf der Insel Samar an, welches eine von den Inseln de los Pintados ist, die zu den Philippinen gehören. Sie waren durch Sturm dahin vertrieben, und trafen daselbst zwe Weiber von ihrer Nation an, welche durch einen gleichmäßigen Zufal einige Jahre zuvor ebenfalls dahin gebracht waren; und eine von ihnen war schon genötiget worden, auf gleiche Weise auf der Insel Caragene, die in der Nachbarschaft von Mindanao lieget, Fuß zu fassen. Man vernam von ihnen, daß ihre Inseln Palcos hießen, ihrer wären 32 an der Zahl. Dabey beschreiben sie zugleich ihre Namen, Größe und Entfernung der einen von der andern. Sie liegen den Philippinen gegen Morgen, und denen Molukken gegen Nordost. Man glaubte anfänglich, daß es eine von diesen Inseln wäre, die ein spanisch Schif 1686 entdeckt, und der Hauptman, zu Ehren Carl II, Königes von Spanien, Carolina genennet hatte, und welche andere die St. Barnabasinsel geheissen, indem sie an dem Tage dieses Apostels gefunden worden wäre; der Erfolg aber hat gewiesen, daß man sich geirret gehabt. Die Sprache der Insulaner, wovon die Rede ist, war von derjenigen der alten Einwohner der Philippinen, und selbst von den Bewohnern der Marianeninseln, die die nächsten, und die Räuberinseln oder der Archipelagus von St. Lazarus sind, sehr unterschieden. Ihre Ausrede kam der arabischen gleich.



Man hat sie neue Philippinen genant: jedoch die Versuche, die man 1710 und 1711 gethan, sie völlig zu entdecken, sind fruchtlos gewesen, und haben verschiedenen Jesuiten das Leben gekostet; wovon einige auf dem Meere, andere aber bey Betretung einiger dieser Inseln umgekommen sind.

1700. Man hat verschiedene Länder, wovon man in diesem Jahre die erste Kenntnis erlan-  
Neue Inseln. get, und die 51 bis 52 Grad mittägiger Breite, ohngefär 50 bis 55 Meilen Nordnordost des Meerbusens la Maire belegen sind, die neuen Inseln genennet. Die Schiffe der indischen Gesellschaft der Maurepas und St. Ludwig segelten 1707 und 1708 von der Staateninsel ab, und erreichten den mittägigen Theil dieser Länder; St. Ludwig legte sich auch gegen Osten vor Anker, und nahm bey einem kleinen nicht weit von dem Ufer des Meeres belegenen Teiche frisch Wasser ein. Dieses Wasser war zwar ein wenig rötlich und unschmackhaft, jedoch auf den Schiffen sehr gut zu gebrauchen. Im Jahr 1711 kreuzte das Schif St. Johan der Täufer, so der Hauptman Doublet von Havre de Grace führte, sehr nahe dabey, so wie zuvor noch nicht geschehen war, und suchte in eine ziemlich große Vertiefung zu gelangen, die es in der Mitte gewahr wurde; und traf verschiedene mit dem Wasser fast gleich belegene Inseln an, wodurch es veranlaßet wurde, sich zu wenden. Diese Folge der Inseln sind eben dieselben, die Fouquet von St. Malo entdeckte, und die Inseln von Anican nach dem Namen seines Schiffes nante.

Der mitternächtige Theil dieser Länder wurde den 16 Julii 1708 durch den Hauptman Peré von St. Malo entdeckt, der das Schif Assomption führte, woher er auch dieser Küste den Namen beilegte. Er beschifte sie zweimal, damit er sie desto besser bemerken möchte, und urtheilte, daß sie 50 Meilen Ostsüdost und Westnordwest haben mochte. Man hat Ursach zu glauben, daß diese Inseln eben dieselben sind, welche der Ritter Richard Hawkins 1593 entdeckt hat. Denn da dieser Ritter sich gegen Osten an der wüsten Küste oder bey Patagons 50 Grad der Australbreite befand, wurde er durch Sturm an ein unbekantes Land getrieben, und bestrich die Küste beinahe sechzig Meilen lang.

Sebaldsin-  
seln.

Einige haben dafür gehalten, daß diese Länder und Sebaldsinseln einerley wären; und daß die drey, die diesen Namen führen, nach bloßer Willkür und aus Ermanglung einer nähern Kenntnis, also bezeichnet wären: jedoch das Schif Incarnation von St. Malo hat diese 1711 bey einem überaus schönen Wetter erblicket. Es sind wirklich drey kleine Inseln, ohngefär eine halbe Meile lang, und in einen Dreieck geordnet. Dieses Schif gieng nur drey Meilen weit, und erhielt keine Kenntnis von andern Ländern, ohngeachtet der Himmel sehr heiter war. Welches denn so viel erweist, daß sie von den neuen Inseln wenigstens sieben bis acht Meilen abgesondert sind. Beauchene legte sich 1701 an den Sebaldsinseln vor Anker, ohne von den neuen Inseln Kenntnis zu haben, deren westlicher Theil annoch unbekant ist.

1701.  
Californien.

Der P. Eusebius Franciscus Kino, ein deutscher Jesuite, war 1698 von den Missionen von Cinaloa und Sonora in Neumexico abgereiset, und wendete sich gegen Norden, längst der Küste bis an den Berg St. Clara. Da er nun sahe, daß die Küste sich von Osten bis Westen wendete, so begab er sich, anstat der Küste, so wie bisher geschehen, zu folgen, ans Land, und gieng von Südost gegen Nordwest. Im Jahr 1699 entdeckte er den blauen Fluss oder Rio azul, der, nachdem er sein Wasser von der Gila empfangen, er seines von Osten gegen Westen in den großen Nordfluss oder Rio Colorado bringet.

bringet. Er beschifte endlich diesen Fluss, und im Jahr 1701 befand er sich in Californien. Er vernam, daß 30 Meilen von dem Orte, wo er war, der Rio Colorado sich in eine breite Bucht ergos, die an der Abendseite von Californien lag. Daß also dieses Land blos durch diesen Fluss von Neumexico unterschieden ist.

In eben demselben Jahre entdeckte le Moine von IJerville, ein Edelman aus Canada, und Schiffshauptman, die Mündung von Mississippi, welche der Herr von Salle 1684 verfelet hatte. Mississipi.

Der P. Zippolytus Desideri, ein Jesuite aus Florenz, gieng in das andre Thibet. 1716. Thibet. Dieser Missionarius war den 17 August 1715 von Ladack abgereiset, wo der König des grossen Thibet, das 1624 durch den P. Andrada entdeckt worden, residiret, und kam zu Lassa, der Hauptstadt, den 18 Merz 1716 an. In der That ist auch nur ein Thebet, welches auch Toubet, Tangut, Barantola und Boutan genennet wird. Als der P. Andrada 1624 dahin kam, stund das Reich unter einem sehr mächtigen Könige, den man von dem Geschlechte des berühmten Priester Jehannis, oder wenigstens seinen Nachfolger zu seyn glaubt. Seitdem ist der grosse Lama gleichsam als ein Beherrscher von Thibet geworden, und hat seinen Sitz zu Lassa oder Lasa, einer der geheiligten Derter im ganzen Lande, wegen der grossen Pagode, die daselbst befindlich ist, und von allen Orten her besucht wird. Gegenwärtig gehöret Thibet nach China. Es wird auch oftermalen das Königreich der Luther genennet.

Hier ist eine Entdeckung anzuführen, welche das vollkommne Ansehen eines Gedichtes hat. Ein Kaufarteschiff, sagt man, so einer, Namens Perrin, fürte, sey in diesem Jahre von Rochelle abgefahren, um nach Quebek zu gehen, habe aber Schiffbruch gelitten. Einer, Namens Johan Baptista Loyssel, von Rennes aus Bretagne bürtig, habe sich auf einer unbekannten Insel gerettet, alwo er von den Einwonern überaus wohl aufgenommen und bewirtet worden; er sey auch 1732 daselbst gestorben. Ein englisch Schiff, setzt man ferner hinzu, wäre im Augustmonat 1733 nach Neugeorgien abgefahren, und eben an diese Insel durch Sturm geworfen worden. Den Hauptman, so Lewis geheissen, hätte man in eine Cabane geführt, woselbst er eine mit einem Messer eingeschnittene Denkschrift angetroffen, die ihn von des Loyssels Begebenheit unterrichtet; dessen Kleider und Grabmal ihm auch gezeigt worden. Man meldet uns nichts von der Lage dieser Insel, welcher der Hauptman Lewis seinen Namen gegeben, nachdem er Besitz davon genommen. Loyssel in seiner angeführten Denkschrift sagt, daß sie ihm zwanzig Meilen im Bezirk zu haben geschienen; er hat auch geglaubt, daß Minen daselbst angetroffen würden: ferner bringe sie vortrefliche Gewächse hervor, und das Erdrösch sey von besondrer Güte. 1718. Insel Lewis.

Zwey mit unbekannten Wilden besetzte Fahrzeuge, kamen auf der Insel Guahan, so die grössste unter den Marianen ist, an zween verschiedenen Orten, das eine den 19 und das andere den 21 Junii an. Sie waren alle von einer Insel abgefahren, die sie Sarreslop nanten, und wolten nach einer andern, so sie Ulee hießen. Nachdem man sie nun der Länge nach befraget, so erfur man, daß ihr Land ein grosser Archipelagus seyn mußte, worunter die Insel, welche im Jahr 1688 die Insel Caroline genennet worden, ingleichen die Insel St. Barnabas begriffen wäre; und daß dieser Archipelagus in fünf Landschaften eingetheilet würde. Der P. von Cantova, ein Jesuit aus Spanien, machte einen Riß davon, der sich in der 18ten Sammlung des Lettres edifiantes et curieuses des Missions de la Compagnie de Jesus findet. Er verleget alle diese Inseln 1720. Inseln Carolinen. zwischen



zwischen den 6 und 11 Grad Norderbreite, dergestalt, daß sie auf 30 Grad der Länge nach Osten des Vorgebirges zum heil. Geist laufen. Unter diesen Inseln etc. befinden sich viele Schwarze, welche man aus Neuguinea dahin gekommen zu seyn glaubt; dergleichen sind auch viele schwarzbraune und weisse daselbst. Man urtheilet, daß diese von gewissen Spaniern abstammen, welche, da sie von Neuspanien nach den Philippinen 1555 gegangen, auf eine dieser Inseln verbannt worden, weil sie sich wider ihren Befehlshaber aufgeleret gehabt. Man schickte sich 1722 auf den Marianen an, diese Inseln in noch genauern Augenschein zu nehmen, so die Carolinen genennet waren; niemand aber hat von dem Fortgange dieses Unternehmens einige Nachricht erhalten. Man giebt vor, daß sich auf einer dieser Inseln Silberadern finden sollen.

1722. Abhier ereignete sich die Niederlegung in Neugeorgien durch M. Oglethorpe, im Namen des Königes von England, zwischen Carolina und dem spanischen Florida. Dieses ganze Land war ein Stück von dem französischen Florida, welches sich gegen Norden bis nach Carls-Town in Carolina ausbreitete. Diese neue Colonie wird gegen Mitternacht durch den Fluß Savannah, und gegen Mittag durch den Alacamaha begrenzet, und ist nicht länger als 60 bis 70 engländische Meilen an der Küste, zwischen 31 und einen halben Grad, und 32. 45 Minuten der Polushöhe: jedoch sie erweitert sich allmählich, wenn man Land aufwärts steigt.

1738. 1739. Im Julo 1738 segelten zwei französische Schiffe von der indischen Gesellschaft, die Bouret führte, von den Häfen von Orient ab, um die Australländer zu entdecken; und dieser Hauptman wurde im Januario 1739 ohngefär 54 Grad mittägiger Breite, und 27 bis 28 Grad der Länge, ein sehr hohes Land gewar, das mit Schnee bedeckt und sehr umnebelt war, so er das Vorgebirge der Consolation nannte. Der Nebel und das Eis verhinderten ihn anzulanden, und gestattete auch nicht einmal, daß er nur so nahe hinkommen können, es dergestalt zu besichtigen, ob es eine Insel oder ein seltes Land sen. Er bemerkte nur so viel, daß es sich auf acht bis 10 Meilen nach Norderost erstreckte.

1739. Am Anfange des Jahrs 1740 hatte man zu Petersburg Nachricht, daß der Hauptmann Spanberg, als er gegen Norden von Japan segelte, 35 Inseln von unterschiedlicher Grösse entdeckt habe, deren Einwohner, so bald sie seiner ansichtig wurden, ihn durch sechs Schaluppen beobachten ließen. Er begab sich selbst auf einer dieser Inseln ans Land, und wurde von den Insulanern mit grossen Freudenbezeugungen empfangen. Er bemerkt in seiner Erzählung, daß diese Völker den Japanern sehr gleich kämen, und ihm eine grosse Menge Gold und Kupfer gewiesen hatten. Er schickte zu gleicher Zeit einige von ihren Münzen an die Czarin. Die eigentliche Länge dieser Inseln aber ist noch nicht bestimmt worden.





# Einleitung.

## Erstes Hauptstück, von America überhaupt.

### Inhalt.

Eingang §. 1. Eintheilung und Grenzen 2. War bey Anlangung der Europäer bevölkert 3. Hat durch Schiffsbruch bevölkert werden können 4. Beispiel von dergleichen 5. Schriftsteller, die von America scheinen gehandelt zu haben 6. Theopompus 7. Plato 8. Aristoteles 9. Diodorus Siculus 10. Seneca Tragicus 11. Aelianus 12. Eigentliche Abtheilung.



### §. 1.

Nachdem in der ersten Abtheilung in der dazu besonders gewidmeten Abhandlung von dem Ursprunge der Americaner und ersten Bevölkering dieses Welttheiles gehandelt, und alle warscheinliche Mutmassungen berecht der selben Unterstüzungen beigebracht worden; so werden nunmehr in gegenwärtiger Abtheilung vornemlich die Entdeckungen und Eroberungen dieser dazu gehörigen Länder, als eine der wichtigsten Begebenheiten der Zeiten,

so wie sie auf einander erfolget, ingleichen ihre Beschreibung, vorzunehmen seyn. Weil aber auch in ermeldeter ersten Abtheilung zugleich einige Stellen aus alten Verfassern angeführt sind, woraus einige mutmassen wollen, daß America auch bereits den Alten bekant gewesen; selbige aber gleichsam nur im Vorbeigehen berüret, einige auch übergangen worden: so hat man dienlich erachtet, diesem Abgange alhier möglichst abzuheffen, und diejenigen Schriftsteller, welche als solche, die hiervon gehandelt, angenommen werden, theils auch sämtliche dahin abzielende Stellen anzuführen; damit ein jeder selbst beurtheilen möge, wie weit die von einigen Gelehrten gemachte Deutung ihre Richtigkeit habe, und ob sie nicht vielmehr darin zu weit gegangen.

§. 2. Man nennet dasjenige weitläufige feste Land, welches von Europa durch das Nordmeer, von Africa durch das atlantische Weltmeer, und von Asien durch das Südmeer

Eingang.

Eintheilung  
und grenzen.



Südmeer abgefondert wird, America oder die neue Welt \*). America hat gegen Norden die arctischen Lande, wovon nur ein Theil erst entdeckt ist; und gegen Mittag die magellanische Meerenge, wodurch es von vielen Inseln abgefondert wird, worunter hauptsächlich das Feuerland gerechnet werden kan, so man lange Zeit als den Anfang eines neuen festen Landes betrachtet, dem der Name des Australandes füglich beigelegt werden könnte.

War bey an-  
kunft der Eu-  
ropaer bevöl-  
kert.

§. 3. Diejenigen, die dieses große Land entdeckt, haben es durch unzählige Nationen bevölkert gefunden; und die Gelehrten haben sich über die Art und Weise, wie diese Einwohner dahin gekommen, nicht wenig gestritten. Wenn die Schiffart der Alten eben die Beihülfe, wodurch die unsrige befördert wird, gehabt hätte, würde man dabey keine sonderliche Schwierigkeiten finden, und die Mutmaßungen würden weit wenigern Irrthümern unterworfen seyn; man weiß aber ohne Widerspruch, daß dieselbe sehr unvollkommen gewesen, und daß die Schiffe der Alten sich nicht alzuferne auf eine solche Reise gewaget, wo sie lange Zeit nichts wie Himmel und Wasser vor sich sahen.

Hat durch  
Schiffsbruch be-  
völkert wor-  
den kommen.

§. 4. Indessen ist gewis, daß die Alten America bevölkert haben, ob es gleich das Ansehen hat, daß dieses ohne ihren Willen geschehen, und ohne daß sie die Absicht gehabt, daselbst ihre Wohnungen aufzuschlagen, wie wol sonst mit den Colonien geschieht, die man nach bekanten und eroberten Ländern zu senden pfleget. Ihre Handlung erstreckte sich auch so weit nicht, und man hat völlig Ursache zu glauben, daß diejenigen, die es bevölkert haben, bloß deshalb da geblieben, weil sie entweder ihr Vaterland nicht wieder finden, oder keine Mittel ausfindig machen können, wieder dahin zu gelangen.

Beispiel von  
vergleichen.

§. 5. Man hat ein ziemlich neueres Beispiel von einem solchen Vorfalle, wie nemlich ein Land bevölkert worden, ohne daß es mit Verlaß, oder nach einer lange vorher gehaltenen Ueberlegung geschehen. Als 1589 eine Flotte von vier engländischen Schiffen nach Ostindien segeln wolte, wurde sie bey der Insel Madagascar vom Sturm überfallen. Drey dieser Schiffe wurden von ihrem Wege abgetrieben, vielleicht auch durch die Wellen verschlungen. Das vierte aber, so der indianische Kaufman hieß, wurde durch Wind und Wellen an ein mit Felsen besetztes Ufer getrieben. Ein jeder suchte sich so gleich in die Schaluppe zu begeben, welche gar bald mit Menschen angefüllt wurde. Die Tochter des Schiffshauptmans konte benchst ihren beiden Kammerjungfern und einer Sclavin, die eine Morin war, nicht hinein kommen. Daher mußten diese vier Frauenpersonen nebst noch einer Mansperson auf dem Schiffe zurück bleiben, dessen Untergang man alle Augenblicke entgegen sahe. Die überladene Schaluppe aber gieng zuerst zu Grunde. Diese fünf Personen ergriffen alsobald einige Bretter, welche ihnen, als das Schiff scheiterte, behülflich waren, das Ufer zu erreichen. Solches nun war eine Insel 28 Grad mittägiger Breite. Sie wurden keiner wilden Thiere, wol aber sehr viel Vögel darauf gewar, die ihnen Eier in Ueberflus lieferten. Desgleichen konten sie auch von den daselbst befindlichen Bäumen einen großen Vorrat von Früchten einsamlen. Die Mans-  
person

\*) Ob sich gleich einige Schriftsteller finden, welche die Benennung der neuen Welt in einem weitläufigen Verstande annehmen, und darunter alle diejenige Länder begreifen, die den Europäern vor dem 14ten Jahrhunderte unbekant gewesen, und von selbigen seit der Zeit entdeckt worden; worunter der P. Charlevoix insbesondere mit zu rechnen:

so ist doch die allgemeinste Meinung diese, daß der Name der neuen Welt bloß und allein auf America eingeschränket wird; welcher wir auch ebenfalls zu so gen um so will get seyn, je weniger uns die Ursachen derer von einiger Erheblichkeit zu fern scheinen, die diesem Worte eine weite und ausgedehnte Bedeutung beilegen wollen.

person war nur dreißig Jahr alt. Er sah sich als einen solchen an, der in das Gesetz der Natur versetzt worden war, und wurde von den vier Gefährtinnen seines Schiffsbruchs ein Ehemann. Diese Vereinbarung war auch nicht unfruchtbar. Die daraus entstandenen Kinder heirateten sich hernachmals wieder unter einander, so bald sie nur manbar geworden waren; und daraus entstand eine so zahlreiche Familie, daß, als 1667 ein holländisch Schiff, das jenseit des Bergebirges der guten Hoffnung seinen Lauf richtete, und durch Sturm auf diese Insel getrieben wurde, in besondere Verwunderung geriet, daselbst eilf bis zwölftausend Personen anzutreffen, die sich insgesamt zur christlichen Religion bekannten. Sie erfuhren von denen, die sie daselbst am Leben fanden, die Geschichte ihrer Vorfahren, und den Namen der Insel, die sie Pines nannten. Es ist also keinesweges unmöglich, daß America nicht auf gleiche Weise durch einige Schiffe bevölkert werden können, die durch Sturm dahin getrieben worden, und worauf sich Personen beiderley Geschlechtes befinden. Wenn aber solches geschehen, und was für Völker zuerst dahin gekommen seyn mögen, solches ist unbekant. Allem Ansehen nach sind es die Phönicier gewesen, weil solches die ältesten Schiffer waren, die uns bekant worden.

§. 6. Diejenigen, die behaupten wollen, daß America den Alten bekant gewesen, führen die Bücher wahrhaftig alter Schriftsteller, nemlich des Theopompus, des Plato, des Aristoteles, des Diodorus Siculus, des Tragödienschreibers Seneca und des Aelianus u. s. w. an. Wir wollen aber diese Gewährsmänner, ohnerachtet von den mehresten in der ersten Abtheilung gehandelt worden, hier noch etwas genauer prüfen und ihre Stellen beleuchten.

§. 7. Der erste führt in dem Buche, so die Aufschrift Thaumasia oder Wunder hat, eine Art eines, zwischen dem Midas dem Phrygier und dem Silenus gehaltenen Gesprächs auf. Dieses Buch ist zwar nicht bis auf uns gekommen: man siehet aber, daß es Strabo gelesen haben müsse, weil er es bey einer gewissen Gelegenheit Metropides des Theopompus <sup>(1)</sup> heisset; welches ein Wort ist, das für uns ein unauf lösliches Räthsel seyn würde, wenn uns nicht von dem Aelian <sup>(2)</sup> das Gespräch des Midas und des Silenus wesentlich auf behalten worden wäre. Ich werde hernach anführen, was die Gelehrten von dieser Unterredung geurtheilet. Es laufen also die Stelle des Theopompus und Aelians auf einerley Autorität hinaus.

§. 8. Des Plato Autorität würde von größerm Gewichte seyn, wenn er alle Umstände einiger Reisen, welche eine bekante Nation, als die Egypter, Phönicier oder die Griechen, nach der Insel Atlantica angestellt, und wovon er eine so prächtige und lebhaft e Abschilderung machet, als ob er selbst mit gegenwärtig gewesen, angeführt hätte. Solches aber ist keinesweges geschehen; sondern Plato läßt sich in zweien seiner Gespräche blos ein, eine Ueberlieferung, wenn es anders eine gewesen, wieder aufzuwärmen. Er sezt sie auf des Solons Rechnung, der bereits länger als zwey Jahrhunderte vor ihm verstorben war; und alles, was er von seiner Atlantica erzählt, gründet sich auf eine Unterredung, die Solon mit einem egyptischen Priester gehalten. Es ist eigentlich dieser Priester, der, da er dem Solon eine egyptische Ueberlieferung von der Atlantica mittheilet, eine solche Beschreibung und Abschilderung davon machet, welche keinem wirklich vorhandenen Lande gleicht <sup>(3)</sup>.

(1) STRABO lib. 7 p. 299. edit. Casaub.

(2) Variæ Hist. l. 3 c. 18.

(3) MAR-

TINIERE Dictionnaire géographique et critique au mot Atlantide.

1. Theil.



ge darin, welche verhindern, daß dem egyptischen Priester Glauben beigemessen werde.

**Aristoteles.** §. 9. **Aristoteles** <sup>(4)</sup>, oder der Verfasser desjenigen Buchs, so ihm insgemein zugeeignet wird, redet von einer Insel ausserhalb der Meerenge von Gibraltar. Er gedenket aber derselben nur von Hörensagen. Die Stelle lautet also: „Man sagt, daß jenseit der Herculesen die Carthaginenser eine zwar fruchtbare, aber unbewonte Insel angetroffen; auf selbiger wären Waldungen, schifbare Flüsse und Früchte in Ueberflus gewesen. Diese habe einige Tagereisen von dem festen Lande gelegen. Einige Carthaginenser, denen die Fruchtbarkeit dieses Landes ungemein wohl gefallen, wären schlüßig geworden, sich daselbst niederzulassen: man sagt aber, daß der Gouverneur von Carthago bey Lebensstrafe verboten, ferner einen Fuß dahin zu setzen; auch habe er diejenigen, die daselbst bereits wohnhaft waren, hinweggetrieben, aus der Besorgnis, daß, wenn sie sich daselbst vermehreten, so möchten sie sich mit einander vereinbaren, sich Meister von der Insel machen, und selbige der Vormäsigkeit der Carthaginenser entziehen.“ Dieses ist gewis eine spasshafte Staatsklugheit, daß die Carthaginenser, die sich diese Insel zueignen und aufbehalten wolten, ihre eigene Unterthanen behindert haben solten, sich daselbst niederzulassen; und anstat freiwillig Colonien dahin zu senden, so zerstreuen sie vielmehr die bereits angelegte Niederlassungen, und wollen diese Insel lieber aus einem sehr übel angebrachten Mißtrauen und Eifersucht, wüste und unbewohnt lassen. Man begab sich also nach der Insel, und wußte auch den Weg noch ziemlich, von dannen wieder zurück zu kommen. Sie war nur einige Tagereisen von dem festen Lande belegen. Wenn dieses alles so seyn solte, so kan es America gewis nicht seyn. Denn dahin konte man so wenig von dem festen Lande von Africa als von Europa in wenig Tagen kommen; und da der Compas annoch unbekant, so war diese Reise ganz und gar unmöglich. Ein unvermuteter Zufal kan wol den Weg dahin gewiesen haben; daß aber ein ander dergleichen Fal die Reisenden wieder zurück in ihren Hasen geführt haben solte, ist nicht wohl glaubwürdig.

**Diodorus Siculus.**

§. 10. **Diodorus Siculus** <sup>(5)</sup> erzählt eben diese Geschichte, jedoch mit mehrerer Ueberlegung. Wenigstens scheint es eben dieselbe zu seyn, welches dem Leser zu seiner eignen Beurtheilung überlassen wird. Er erzählt sie auf folgende Weise: „Nachdem wir die jenseits der Herculesen belegene Inseln durchlaufen, so wollen wir nunmehr von denselben handeln, die weiter auf dem Ocean liegen. Denn gegen Africa befindet sich eine gewisse sehr grosse Insel, mitten auf dem Meere gegen Abend, viele Tagereisen von Libyen. Das Erdreich daselbst ist fruchtbar; ein Theil erhebet sich im Gebirge, und der andere erstreckt sich in eine Ebene, und dieses ist der angenehmste Theil derselben. Die Insel ist mit verschiedenen schifbaren Flüssen versehen, die sie befeuchten; nicht weniger finden sich auch verschiedene anmutige mit mancherley Arten von Bäumen bepflanzte Gärten, ingleichen eine Menge hin und wieder mit Springbrunnen versehene Baumgärten daselbst: Landhäuser mit schönen Gebäuden trift man ebenfals daselbst an, und die Gärten sind mit prächtigen Sälen und wohl angelegten Cabineten versehen. Weil nun das Land alles, was zum Vergnügen und Annehmlichkeit gereicht, bequem darbietet, so bringt man den Sommer daselbst zu. In eben der Gegend, wo die Berge befindlich sind, trift man viele Waldungen, eine nahe bey der andern, nicht weniger verschiedene Arten tragbarer Bäume an. Gleichfals giebt es Thäler daselbst, welche durch Bäche, die von den Bergen herablaufen, erfrischet werden. Die ganze Insel ist voller Quellen süßen und reinen

(4) De mirabil. auscultat. Arist. oper. tom. I.

(5) Biblioth. Hist. l. 5 c. 19.

„reinen Wassers, welches nicht nur den Einwohnern zur Erquickung dienet, sondern auch der Gesundheit sehr zuträglich ist. Die Jagd liefert ihnen mancherley Art Wildpret in solchem Ueberflus, daß nichts ermangelt, die beste Malzeit von der Welt zu halten. Die Küsten sind ungemein fischreich. Die Luft daselbst ist vortreflich und dergestalt gemäßiget, daß die Früchte weit besser als in andern Ländern fortkommen. Mit einem Worte, es ist ein vortreflicher Aufenthalt, daß man ihn vielmehr für die Wohnung der Götter, als für die Menschen halten könnte. Ehedem war diese Insel unbekant, weil sie von dem festen Lande so weit entfernt lag; sie wurde aber doch endlich, und zwar auf folgende Art, entdeckt. Von der Zeit des entferntesten Altertums an, haben die Phönicier verschiedene Schiffarten zum Besten der Handlung unternommen. Dieses gab ihnen Gelegenheit, verschiedene Colonien in Africa und gegen Abend von Europa zu vertheilen. Wie ihnen nun alles gelang, und sie unsägliche Reichthümer erworben hatten, so giengen sie durch des Hercules Säulen, und kamen auf den Ocean. Ziemlich nahe an der Meerenge erbaueten sie eine Stadt, Namens Gades <sup>(6)</sup>, auf einer Halbinsel; und richteten daselbst zu Ehren des Hercules einen prächtigen Tempel auf, worin sie nach Art ihrer Nation einen nicht weniger feierlichen Gottesdienst anordneten. Dieser Tempel, fährt der Geschichtschreiber fort, den ich hier blos ausschreibe, hat noch bis jezo alle Ehrerbietung beibehalten, welchen die Völker ehedem vor selbigem gehabt haben; und verschiedene sowol durch ihre Geburt als grosse Thaten berühmte Römer, haben ihre Opfer dieser Gottheit gebracht; und nachden sie dasjenige, warum sie gebeten, erlanget, so haben sie auch ihre gethane Versprechungen erfüllet. Da nun also die Phönicier ihre Entdeckungen jenseit der Herculessäulen weiter getrieben; so furen sie fort, die Küsten von Africa zu bekreuzen, und wurden durch Sturm weit in den Ocean getrieben. Nach Ablauf vieler Tage besanden sie sich endlich nahe bey dieser Insel, wovon hier geredet worden; und als sie ihre Lage und Schönheit in Augenschein genommen, so gaben sie andern Nachricht davon. Die Tyrrenier, welche der Zeit eine treffliche Seeanstalt hatten, wolten eine Colonie dahin absenden; die Carthaginenser widersetzten sich aber, weil sie besorgten, daß viele ihrer Mitbürger durch diesen schönen Aufenthalt gereizet werden, sich auf diese Insel niederlassen, und ihr Vaterland solchergestalt schwächen möchten: überdem war ihnen auch daran gelegen, sie für sich als einen Ort aufzubehalten, wohin sie sich im Fal der Noth ohne Furcht einer Nachsehung, von Seiten ihrer Besieger, denen diese Gegend unbekant war, wenden könnten. Diese Beschreibung kömt aber mehr mit den canarischen Inseln, als mit America überein. Denn man weiß gewis, daß diese den Alten bekant gewesen; und man brauchte auch keinen Compas, wenn man dahin kommen, oder von dannen wieder zurück nach der Meerenge schiffen wolte. Die Art, nach welcher ihr Weg beschrieben worden, giebt zu erkennen, daß von einer Insel gegen Abend von Africa die Rede ist, welche viele Tagereisen von der Meerenge, woraus die Phönicier abgefahren, belegen gewesen.

§. 11. Seneca sagt nicht, daß man an der Seite nach America einige Entdeckungen gemacht habe. Er redet auch nicht als ein Geschichtschreiber, sondern vielmehr als ein Weissager, wenn er sagt: „Es wird eine Zeit kommen <sup>(7)</sup>, in welcher der Ocean

333 2

uns

(6) Hent in Tage Cadix.

(7) Venient annis  
Saecula seris, quibus oceanus  
Vincula rerum laxet, et ingens

Pateat tellus, Tiphysque nouos  
Detegat orbes; nec sit terris  
Ultima Thule.

Medea Aët. 3 v. 375.



„uns nicht hinderlich fallen wird, uns auszubreiten. Ein weit erstreckendes Land wird offen seyn: ein neuer Tiphys wird neue Welten entdecken: Thule wird nicht mehr das letzte Land und der äusserste Theil der bekannten Welt seyn.“ Wenn diese Insel, wovon Diodorus Siculus redet, etwas wesentliches, wenigstens dasjenige, so wir America nennen, gewesen wäre, würden denn die Römer davon niemals haben reden hören? Sie war anmutig, und nach der Erzählung dieses Geschichtschreibers ungemein bevölkert. Wenn America zu des Siculus Zeiten bekannt gewesen, so würde des Seneca Weissagung, welche einigen Gelehrten so annehmlich geschienen, ihnen ohnfehlbar lächerlich gewesen seyn: indem er dasjenige von dem Vergangenen würde gesagt haben, was er doch von dem Zukünftigen anführet; und zwar geschähe dieses zu den Zeiten des Nero, nemlich lange Jahre nach dem Diodorus Siculus, in einem Ehere, wo er sich ein Vergnügen machte, den Fortgang der Schifffart zu besingen.

Helianus.

§. 12. Es ist uns nur noch die Stelle des Helianus zu erwezen übrig, worin er nichts anders thut, als dasjenige, so er von dem Theopompus entlehnet, mitzutheilen. Es wird genug seyn, wenn wir solche nur anführen, und jedweden zu urtheilen überlassen, wie weit darauf zu bauen seyn möchte. „Theopompus (\*) erzählt eine Unterredung, so Midas, der Phrygier, und Silenus mit einander gehabt. Der letztere war ein Sohn einer Nymphe; ihr Zustand war geringer als die Beschaffenheit der Götter; jedoch übertraf sie die Menschen; und sie war daher nicht eben so, wie diese, der Sterblichkeit unterworfen. Nach verschiedenen gehaltenen Unterredungen, sagte Silenus eines Tages zu dem Midas, daß Europa, Asia und Africa Inseln wären, welche der Ocean aller Orten umschliesse; ausser dieser Welt aber sey nur ein einziges festes Land, so von einer unermesslichen Weite und ohne Grenzen wäre, und weit grössere Thiere als die, so uns bekannt, ernährete; die Menschen, die solchen Theil der Erde bewohnten, wären von einer solchen Grösse, die die unsrige noch einmal übertrefse, und die folglich auch noch einmal so lange lebten: man fände eine grosse Menge ungeheurer Städte, ganz besondere Gebräuche, und den unsrigen ganz entgegen laufende Gesetze daselbst. Es wären alda ungemein weitläufige Städte, die mit nichts verglichen werden könnten; die eine davon hies Machimus oder die kriegerische; die andere Eusebia oder die fromme; in dieser lebten rechtschaffene Leute in einem beständigen Frieden, und in einem Zuflus der Güter, die ihnen das Land mittheilte, ohne daß sie dabey weder Pflug, Ochsen noch Feldbau nöthig hätten. Sie säeten nicht, wären von Krankheiten befreiet, und brächten ihr Leben in Freude und Ergößlichkeit zu. Sie hätten nicht den geringsten Zwiespalt unter sich, und beobachteten die Billigkeit auf eine so einnehmende Art, daß sie auch von den Göttern oftmalen ihres Umgangs würdig geschätzt würden. Diejenigen aber, die die Stadt Machimus bewohnten, waren Liebhaber vom Kriege; sie giengen beständig in Waffen, und trachteten ohne Unterlas ihre Nachbarn zu unterdrücken. Und diese Stadt habe viele Völker unter ihrer Betmässigkeit. Sie selbst habe auch auf zwei Millionen Einwohner. Einige starben zwar an Krankheiten, jedoch solches geschehe selten; die meisten würden mit Steinen oder Stockschlägen ums Leben gebracht, denn durch Eisen könnten sie nicht verletzet werden. Gold und Silber besäßen sie in solchem Ueberflus, daß sie solches nicht höher als wir das Eisen achteten. Silenus sagte, daß sie ehemals getrachtet hätten, in die Insel, welche wir bewohnen, zu kommen; sie wären auch über den Ocean gegangen, und mehr als zehn Millionen Menschen bis an die Hyperboreen gekommen;

„kommen: da sie aber vernommen, daß diese Völker die glücklichsten unter uns wären, so hätten sie ihre Lebensart so geringschätzig und verächtlich gefunden, daß sie nicht rathsam erachtet, sich weiter zu begeben.“ Bis hieher gehet die Rede des Silenus, und sie scheint mir eine bloße Allegorie zu seyn, worin man einen sinreichen Gegensatz von frommen Leuten, die die Gaben der Natur genießen, und auch andere genießen lassen; nachher auch von unruhigen und ungerechten Menschen antrifft, die alles unterdrücken wollen; und vermöge ihrer Gemütsbeschaffenheit in einem beständigen Kriege mit dem ganzen menschlichen Geschlechte leben. Dasjenige, was folget, ist noch weniger historisch: „Er setzte noch, fährt Aelian fort, etwas weit wunderfamers hinzu, daß sich nemlich an diesen Orten Menschen finden sollen, die Meropes genennet werden, und viel grosse Städte inne haben: ingleichen sol an dem äußersten Theile des Landes ein Ort, Namens Anostre, oder ohne Wiederkehr, befindlich seyn, der einem Abgrunde nicht unähnlich ist; daselbst wäre weder Finsternis noch Licht, sondern eine dunkelrote Dämmerung; zween Flüsse beströmten diesen Ort, der eine sey der Fluß des Vergnügens, und der andere der Fluß der Traurigkeit; beide wären an den Ufern mit Bäumen besetzt, welche den Ahornbäumen glichen. Diejenigen, die längst den Ufern des Flusses der Traurigkeit wüchsen, brächten solche Früchte hervor, die man nicht anders genießen könnte, als so gleich in eine tiefe Schwermut zu verfallen, welche zum Weinen anreizet, und durch einen beständigen Thränenfluß den menschlichen Körper zu einer tödtlichen Entkräftung treibet. Die Bäume aber, die sich an dem Flusse des Vergnügens befänden, trügen solche Früchte, deren Wirkung den erstern ganz entgegen stehet. Jederman, der davon esse, vergesse alle andere Vorwürfe seines Verlangens. Wenn er vorher heftig geliebet habe, so erinnere er sich dieser Neigung nicht ferner. Er verjüngere sich, und gehe, so zu sagen, durch das Alter, so er bereits erreicht, wieder zurück, und gelange von einem hohen wieder in das männliche Alter, und von da wieder zur Kindheit, stirbe auch endlich auf diese Weise.“

Dieses wäre dasjenige, was uns von des Theopompus Wunder, wovon Strabo Erwähnung thut, bekant geworden. Aelian, der uns diese Fabeln in einem besondern Hauptstücke seiner verschiedenen Geschichte aufbehalten, beschliesset sie auf eine solche Art, woraus man abnehmen kan, mit was vor Augen er alle diese Chimären betrachtet. „Wenn jemand, sagt er, urtheilet, daß Theopompus glaubwürdig sey, so kan er ihm glauben; so viel mich anlanget, so halte ich ihn, sowol hieraus als aus andern Dingen, für einen Mythologieverständigen.“ Man weis zur Bräue, was die Mythologie sagen wil: ihre Kenner waren solche Leute, die sich beflissen, Religionsachen, ingleichen die Moral und Staatsklugheit, in Fabeln einzuhüllen, oder dasjenige zu erläutern, was andere bereits in diesem Geschmacke gethan. So viel hält selbst Aelianus von diesen Erzählungen, woraus doch die Gelehrten heut zu Tage gleichsam als eine Wahrheit ableiten wollen, daß die Alten von America Kenntnis gehabt. So war nun die Unwissenheit beschaffen, worin man dieserhalb bis weit in das 1ste Jahrhundert lebte, als Christoph Colombo dieses weite Land entdeckte, welches heut zu Tage den Namen eines andern föhret. Es haben einige engländische Schriftsteller behaupten wollen, daß Seefarar ihrer Nation diese Entdeckung bereits angefangen gehabt; wovon auch hernachmals mit mehrern gehandelt werden wird. Es scheint solches alles aber nach geschēhener Sache erst erfunden zu seyn: weil sie einen theils den Italiänern und Spaniern, den durch diese Entdeckung erlangten Ruhm streitig zu machen getrachtet; und andern theils einen Vorwand eines Eigentums, unter dem Titel der ältesten und ersten Entdecker, zu erlangen suchten. Wenn aber in



England Spuren von dergleichen Entdeckungen befindlich gewesen wären; würde wol Heinrich VII des Christoph Colombo Entwurf für eine Chinäre gehalten haben, der seinen Bruder Bartholomäus an ihn sendete, und ihm die Ausführung dieses Vorhabens zu seinem Vortheil antragen lies, wenn er ihn in seinem Unternehmen unterstützen würde? Ueberdem so war zwar der Gebrauch des Compasses am Ende des 15ten Jahrhunderts gemein worden: sollte er aber den Engländern schon im 12ten Jahrhundert bekannt gewesen seyn? Es haben zwar einige dafür gehalten, daß ein gewisser edler Venerianer, Namens Marcus Paolo, das Geheimnis des Compasses mit aus China, und zwar in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, gebracht haben sol, welcher unter diesen Völkern schon sehr lange zuvor bekannt gewesen. Indessen war er doch bei dem Anfange des 14ten Jahrhunderts noch so wenig bekannt geworden, daß dem Flavio von Melis, einem Nicapoltaner, in vielen Schriften der Ruhm dieser Erfindung zugeeignet wird. Es hat auch das Ansehen, daß die Franzosen die ersten gewesen, die sich dieser schönen Erfindung bedienten; und sie zur Vollkommenheit gebracht haben: die Gewonheit, die fast alle Nationen von Europa beobachten, an die Spitze der Nadel, die den Nordpol anzeigt, eine Lilie zu machen, giebt hiervon eine ziemliche Warscheinlichkeit an die Hand. Man siehet übrigens nicht das geringste alte und zuverlässige Deutmal, woraus man beweisen könnte, daß jemals ein Europäer vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Reise nach America gethan haben sollte. Und wenn man dem Christoph Colombo die Ehre, daß er der erste gewesen, der dahin geschifft, streitig machen wil, so ist es nicht hinlänglich, dunkle und nach der Zeit erst bekannt gewordene Geschichte zu erzählen, sondern es gehören solche Beweismäße dazu, die der Zeit gleich sind, und keinen Widerspruch gestatten. So lange dieses aber nicht geschiehet, so wird dem Colombo der dadurch erlangte Ruhm nicht abgesprochen werden können.

Eigentliche  
Abtheilung.

§. 13. Es ist also dieser grosse Welttheil, der die neue Welt oder Westindien genennet wird, von Christoph Colombo im Jahr 1492 entdeckt, und hernachmals 1499 von Ojeda, Americus Vesputius und vielen andern, nach und nach völlig bekannt gemacht worden. Die Erdbeschreiber theilen es in drey Theile, nemlich in das nördliche und südliche America, und in die umherliegende Inseln. Die ersten beiden Theile sind zuwo grosse Halbinseln, die durch die Erdenge von Panama oder Nombre de Dios zusammen gehalten werden, und um welche das grosse Weltmeer herum gehet; daß also America sonst nirgends an das feste Land anstößet, sondern durch das Fretum Anian von der asiatischen Tartarey, und gegen Osten durch das atlantische, und einen Theil des äthiopischen Meeres von Europa und Africa abgesondert wird. Gegen Süden hat es bereits gezeigter massen die magellanische Meerenge; gegen Westen das Mare del Zur oder Mare pacificum, wodurch es von Asien getrennet wird; und gegen Norden das grosse Eismeer. Ein grosser Theil dieser neuen Welt ist durch die Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer, Engländer, Schweden und Dänen eingenommen; jedoch sind die zuerst benannten Nationen die stärksten; absonderlich besitzen die Spanier fast den dritten Theil daselbst, und haben zween Vicekönige, den einen zu Mexico über das nördliche America, und den andern zu Lima über das Südamerica. Das Nordamerica begreift vier grosse Länder, als Alimerico oder Neuspanien, Neumerico, Florid., und Canada oder Neufrankreich in sich. Südamerica bestehet aus sieben grossen Ländern, als Terra firma, Peru, das Amazonenland, Brasilien, Chili, Parac-

**Paraguay und Magellanica.** Die americanischen Inseln begreifen blos diejenigen in sich, die an den Küsten von America liegen. Die vornemste auf dem Mare del Sur ist Californien; auf dem magellanischen Meere, die Inseln Mocha, Chilue, Madre di Dios und Feuerland; auf dem Mare del Norte die grossen und kleinen Antillen, unter welche letztere die lucayischen und canadischen und Terra nova ostermalen mit begriffen werden; eigentlich aber nur aus den caraimischen und bermudischen bestehen. Von einigen werden auch die Salomons- und ferner die Räuberinseln mit dazu gerechnet. Die azorischen Inseln aber werden von den mehresten Erdbeschreibern nach Africa gezogen, weil sie diesem Welttheile am nächsten liegen.



## Zweites Hauptstück,

# was vor den ersten Entdeckungen der neuen Welt vorher gegangen.

## Erster Abschnitt,

### Entdeckung der canarischen und azorischen Inseln.

#### Inhalt.

Die canarischen Inseln aufs neue entdeckt §. 1.  
Ludwig von la Cerda wird zum Könige der  
canarischen Inseln ernannt 2. Die canari-  
schen Inseln durch Bethencourt eingenommen 3.  
Bethencourt gehet zurück nach Europa 4.

Der Infant D. Heinrich von Portugal erkaufte  
sein Anforderungsrecht auf dieselben 5. Sein  
Unternehmen 6. Nutzen davon 7. Azorische  
Inseln entdeckt und bevölkert 8.

#### §. 1.

**D**ie canarischen Inseln sind den Alten schon bekant gewesen, und Plinius und Prolomäus haben ihrer bereits Erwennung gethan. Der erstere giebt den Namen von Canaria an die Hand, und der andere ziehet seine Mittagslinie durch dieselben Inseln. Es scheint nicht, als ob die Römer bedacht gewesen, sich solche zu Nutzen zu machen. Denn da sie beschäftigt waren, ihre Eroberungen jenseit des Rheins und der Donau in Europa entweder zu vermehren, oder wenigstens beizubehalten, oder auch die Völker des grossen Asiens, deren Waffen ihnen mannigmal genug zu schaffen machten, unter das Joch zu bringen; so hatten sie nicht viel Zeit übrig, an so entfernte Niederlassungen, wovon sie auch noch keinen Vortheil einsahen, zu gedenken. Der Fall des römischen Reichs und die Zergliederung, die die barbarischen Nationen darin veranlasseten; die Unwissenheit als eine unausbleibliche Folge des Raubens und Plünderns, und verschiedene andere Umstände waren Ursache, daß diese Inseln immer mehr und mehr aus der Acht gelassen wurden. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, oder im Anfange des 14ten aber, da der Geschmack der Schiffart durch lange Reisen wieder rege gemacht war, sah man von Zeit zu Zeit Waghalsen, die ihren Lauf bis dahin trieben. Sie begnügten sich anfänglich, sich daselbst vor den Sturm, der sie in diese Gegend getrieben, in Sicherheit zu setzen, oder frisch Wasser einzunehmen, auch andere Erfrischungen, die sie nötig hatten,

Canarische ins-  
seln aufs neue  
entdeckt.



hatten, aufzusuchen. Auf diese Art fiengen die Inseln an, aufs neue bekant zu werden, nachdem sie viele Jahrhunderte zuvor gänzlich in Vergessenheit geraten waren. Sie waren auch bewonet, und die Biscayer nahmen bey einem Einfal, den sie auf der Insel Lanzarote thaten, hundert und siebenzig Personen mit sich hinweg, und fñhrten sie nach ihrem Vaterlande.

Ludewig von la Cerda zum Könige der canarischen Inseln ernant.

§. 2. An dem französischen Hofe hielt sich ein gewisser Herr, Namens Ludewig von la Cerda, Graf von Clermont, auf, den man insgemein in Frankreich Ludewig von Spanien nannte. Er war ein Sohn Ferdinands, des ältesten Prinzens Alphonsus des Weissen, Königes von Castilien, und der Blanca von Frankreich, einer Prinzessin St. Ludewigs. Ferdinand von la Cerda, des Ludewigs Vater, war durch seinen Bruder Sanchus IV der Krone beraubet, der sie auch selbst seinem Vater Alphonsus entwendet. Ludewig hatte sich nach Frankreich unter den Schutz Philip des Schönen begeben, und wurde von diesem als Abgesandter an den Pabst Clemens IX geschicket. Als dieser Herr von dem Zustande der canarischen Inseln Nachricht erhielt; so ergrif er diese Gelegenheit, und bat sich von dem Pabste das Eigentum darüber aus. Er wendete vor, daß sie von Ungläubigen bewonet würden, und keinen rechtgläubigen Prinz zum Oberhaupte hätten; zugleich erbot er sich auch, seine Habe und Gut, ja sein eigenes Leben daran zu setzen, damit er die christliche Religion daselbst einführen möchte. Der Pabst gestattete ihm was er suchte, und ernennete ihn in einer öffentlichen geistlichen Versammlung zum Prinzen der glückseligen Inseln (denn also nennete man damals die canarischen Inseln); und gab ihm, vermöge seiner apostolischen Gewalt, die Domainen nebst aller weltlichen Oberherrschaft darüber, setzte ihm auch eine goldene Krone, zum Zeichen der Investitur, auf sein Haupt, dafür aber sollte er alle Jahr an die römische Kirche einhundert von vierhundert Goldkronen zahlen, und andere Bedingungen, die in der Bulle vom 15 November 1344 enthalten, erfüllen. Dieser Herr der glückseligen Inseln, der sich vermöge einer Deutung auf diesen Namen der Prinz des Glücks nannte, befand sich aber nicht im Stande, seine Domainen geistbar zu machen; daher blieb er in Frankreich, und diente dem Staate im Kriege wider die Engländer mit gutem Fortgange. Also hatte die Bulle der Einsetzung keine Wirkung, ohnerachtet sie mit der Einwilligung sowohl des Königes von Castilien, als auch des Königes von Portugal versehen war. Ob gleich von diesen beiden Königen darüber Beschwerde geführt wurde, daß ohne ihren Vorbewußt Güter verschenkt worden, welches jeder von ihnen als ein Eigentum seiner Krone (1) betrachtete; so verweigerten sie dennoch ihre Einwilligung nicht. Portugal gründete seine Anforderung darauf, daß diese Inseln durch Portugiesen wieder entdeckt worden; Castilien hingegen unterstützte die seinigen damit, daß die Inseln zu Africa gehörten, wovon es sich weit mehr als ein anderer Staat befugt zu seyn erachtete, eines Tages die Eroberung zu unternehmen.

Canarische Inseln durch Berthencourt entnommen.

§. 3. Man ist darin beinahe durchgängig einig, daß ein gewisser Edelman aus der Normandie, Namens Johan von Berthencourt, der erste Europäer gewesen seyn soll, der die Eroberung der canarischen Inseln unternommen und Colonien daselbst errichtet. In Ansehung der Zeit und der Art aber, wenn und wie solches geschehen, ist man nicht einerley Meinung. Einige sagen, daß 1417 eben dieser Johan von Berthencourt eine Commission und Schiffe von Spanien bekommen, und also die Reise nach den Canariensinseln angetreten; fünfse davon habe er eingenommen, die andern aber wären unter

der

(1) Rainaldi hat die deshalb ergangene Schriften zusammen getragen.

der Regierung Ferdinand V erobert, und von ihm der Krone von Castilien einverleibet worden. Andere sagen, daß er blos von seinen Anverwandten Robin von Braquemont dazu bevollmächtigt gewesen sey. Dieses habe sich, ihrer Erzählung nach, folgendergestalt zugetragen. Robert von Braquemont (2) that sich in dem Kriege zwischen Johan, Könige von Castilien, und dem Könige von Portugal, besonders auf der Flotte von Castilien hervor. Er verheiratete sich in Spanien mit Ignés von Mendoza, einer Tochter des D. Peter von Mendoza und der Alphonsa von Ajala; aus welcher Ehe die Herren von Pegnaranda entsprossen. Heinrich III, ein Sohn und Nachfolger des Johannes, kante den Robert als einen vortreflichen Seesoldaten, und wolte ihm die seinem Vater und ihm geleistete Dienste belohnen; deshalb schenkte er ihm Erlaubnis, die canarischen Inseln einzunehmen. Robert, oder Robin nach der Landessprache, ward durch Besorgung anderer Dinge daran gehindert, deshalb trat er sein Recht an Johan von Bethencourt, seinen Vetter, ab. Dieser war Freiherr von St. Martin le Gaillard, in der Grafschaft Ru, Herr von Bethencourt und von Grainville la Teinturiere, im Lande Caux; und er unternahm diese Reise auf seine Kosten, nachdem er seine Güter zu Bethencourt und Grainville an Robert von Braquemont seinen Vetter verpfändet hatte. Er bekam auch wirklich einige von diesen Inseln ein: weil er aber nicht Kräfte genug besaß, die übrigen ebenfalls zu erobern; so begab er sich nach Spanien. Der Tag dieser Gedenkzeit ist in derjenigen Geschichte bemerkt, welche Johan Verrier, sein Capellan, ingleichen Peter Bontier, ein Mönch, davon geschrieben haben. Sie melden, daß Bethencourt zu Lanzasorta im Jahr 1402 angelandet sey, und daß sie ihre Geschichte 1406 gefertigt haben. Auf der andern Seite war Robert von Braquemont zwar in der That Admiral von Frankreich, und wurde unter dieser Würde durch Carl VI, König von Frankreich, dem Könige von Castilien wider die Mauren zu Hülfe gesendet, die er in einem Seetreffen schlug. Dieses geschah aber lange nach der ersten Reise, die Bethencourt nach den canarischen Inseln gethan; denn Robert wurde nicht eher als den 22 April 1417 zum Admiral ernennet, und die Partey des Herzogs von Bourgogne brachte ihm den 3 Juni wieder um diese Ehrenstelle.

§. 4. Als Bethencourt sich nach Spanien begeben, und an Heinrich III, der Königt wieder damals König von Castilien war, gewendet hatte, so war dieser Monarche darüber besonders erfreuet, daß er Gelegenheit bekam, sein Recht auf diese Inseln, die Castilien beständig als seine Domainen angesehen, aufs neue gelibar zu machen. Heinrich lies also dem Bethencourt Lebensmittel, Mannschaft und Geld mit der Bedingung reichen, daß er ihm wegen dieses Königreichs den Eid der Treue leisten sollte: denn der Baron machte sich Rechnung, den Königstitel darüber zu überkommen, welchen er auch bereits vorläufig angenommen hatte; und Heinrich war wohl zufrieden, daß er einen König unter seine Vasallen zählen konnte. Bey dieser Zurückkunft hatte er den Bischof und Generalvicarius Mendez bey sich, der die christliche Religion in diesen Ländern einführen sollte. Nachdem er nun seine Mittel wieder erschöpft hatte, und genötiget wurde, einen neuen Beistand zu suchen: so that er eine anderweite Reise nach Europa, und lies den Menaud oder Manacior, seinen Nefen, auf den canarischen Inseln zurück. Er selbst wendete sich nach Spanien, woraus er nach einem Aufenthalte von einigen Tagen, nach seinem Vaterlande abreisete,

(2) Ein Flecken in dem Lande Caux, eine halbe Meile von Dieppe.



reisete, und daselbst in eine Krankheit versiel. Als er seine Gesundheit wieder erlangete, wurde er von seinem Landesherrn zurückgehalten, der seiner Dienste bedürftig war.

Infant Heinrich von Portugal erhandelt seine Ansprüche auf die canarischen Inseln.

§. 5. Während dieser langen Abwesenheit überwarf sich Manaciot mit dem Bischofe. Der Hof von Spanien wurde durch den Bischof von dieser Uneinigkeit benachrichtiget, und sendete den D. Peter Barba, der eine Versöhnung stiften sollte, dahin ab. Dieser traf den Manaciot in grosser Verlegenheit an, daher verschafte er ihm einige Beihilfe; weil diese aber nicht hinreichend war, so dienete solches weiter zu nichts, als ihn in noch mehrere Schulden zu stürzen. Verheirathet kam nicht wieder: seinem Reisen wurde endlich in einem Lande, worin er sich nicht länger erhalten konnte, die Zeit lang, daher setzte er nach Portugal; und Peter Barba eignete sich als ein Gläubiger das Eigentum der canarischen Inseln zu, und verglich sich wegen seiner Gerechtsamen mit Ferdinand Perraza, einem Edelmann von Sevillen, dem er seine Anforderung überlies. Auf der andern Seite aber liess sich Manaciot in Portugal mit dem Infanten D. Heinrich, Herzog von Visejo, in Tractaten ein, und überlies ihm seine Gerechtsame gegen gewisse Ländereien auf der Insel Madera, welche die Portugiesen entdeckt und bevölkert hatten. Der sich auf das erhaltene Recht gründende Infant Heinrich rüstete im Jahr 1424 eine grosse Flotte aus, womit er die Eroberung der Canarien zu Stande bringen wolte. Der König von Castilien, Johan II, ein Sohn Heinrichs III aber, der sie als einen Antheil seiner Krone ansah, nahm sie dem Perraza ab, und überlies sie dem Diego von Herrera, der mehr als jemand im Stande war, die Eroberung nicht nur auszuführen, sondern auch zu erhalten. Die Canarien wurden also den Portugiesen entzogen, und in den Friedenshandlungen, wodurch Portugal und Spanien wieder ausgesöhnet worden, mussten die Spanier ihren rechtmässigen Besitz so wohl zu erweisen, daß der Infant von Portugal, seiner Erkaufung ohngeachtet, es dabei bewenden liess, und ihnen seine Ansprüche lieber abtreten, als seine neue angefangene Entdeckungen unterbrechen wolte, die durch Fortsetzung eines so streitigen Gutes gewis würden haben ausgesetzt bleiben müssen. Woraus denn seinen Absichten, Africa gänzlich zu entdecken, grosser Nachtheil zugewachsen seyn würde.

Seit unternehmen.

§. 6. Dieser Prinz sah zwischen dem Throne seines Vaters und sich vier ältere Brüder. Das Herzogtum Visejo war seine Apanage und als Grosmeister des Ordens Christi, dessen Zweck dahin abzielte, die Ungläubigen zu bestreiten, hatte er seine Tapferkeit in Africa wider die Mauren besonders sehen lassen. Da er nun zugleich ein Herr war, der die Wissenschaften liebte, so erkundigte er sich, was vor Völker von dem Ocean begrenzt würden, und zwar so weit, als ihm diejenigen, die er darum befragte, Nachricht davon ertheilen konnten. Er legte sich auf die Kenntnis der Erde, und hatte deshalb alle darin geübte Personen, so viel er habhaft werden können, zu sich berufen. Er rüstete eine Flotte aus. Die Inseln Porto Santo und Madera wurden gefunden, und mit portugiesischen Colonien bevölkert, und der gute Fortgang seines Unternehmens munterte ihn immer mehr und mehr auf. Die ganze abendländische Küste von der Meerenge bis an das Gebirge Sierra Lionna, ingleichen die Mittagesküste von da an bis an das Vorgebirge St. Catharine bey Congo, wurden vor dem Tode dieses Prinzen, der sich 1463 ereignete, entdeckt. Es war nummehr nicht zu verwundern, daß die Portugiesen, da sie nach ihm die Entdeckungen fortgesetzt, allmählich den Weg nach Ostindien, worin ihr vornehmster Vorwurf bestand, finden konnten.

§. 7. Diese Reisen hatten mancherley Nutzen. Denn es wurde den Völkern, die in Unwissenheit und Abgötterey lebten, das Evangelium verkündigt, und sie durch die Befähigung der Missionarien zum Christenthum bewogen. Desgleichen erwuchs noch ein zeitlicher Vorthail daraus; und dieser bestund in der Kenntniss, die man von dem atlantischen Meere erhielt. Man wurde aus dem Vorurtheile gerissen, worin man viele Jahrhunderte gelebet hatte. Man machte sich allmählich mit denen Wellen bekant, welche eine grosse Unwissenheit mit erschrecklichen Ungeheuern angefüllet zu seyn geglaubet hatte. Man sah, daß es keinesweges an dem war, daß unter der Zona torrida das Meer durch eine unerträgliche Hitze ausgetrocknet sey, und blos aus einem stinkenden Moraste, der, so zu sagen, nur mit einer Haut von Wasser überzogen wäre, bestünde, das noch dazu beständig kochte, und das Feuer, womit man die Luft angefüllet zu seyn glaubte, um einen grossen Theil vermehrte. Mit einem Worte, man entledigte sich von vielen abgeschmackten Einbildungen, welche müßige Thoren ausgebreitet hatten, und bey deren Vermerung man ehemals alzu leichtgläubig gewesen.

§. 8. Die Azoren waren bereits durch Flandrer gegen das Jahr 1447 entdeckt; und einige hatten ihnen den Namen flandrische Inseln beigeleget, welchen sie auch noch jezo in einigen Schriften beibehalten. Die Portugiesen, die sie auf einer andern Seite entdeckten, fanden nichts merkwürdiges, als eine ungeheure Menge Habichte daselbst, die sie in ihrer Sprache Azores heissen: deshalb nannten sie auch diese Inseln also. Die Flandrer hatten sich zu Fayal niedergelassen. Die Portugiesen kamen 1449 unter Anführung des Gonsalvo Velho an den andern Inseln an, liessen auch Colonien zurück: und seit der Zeit sind sie in derselben Besiz verblieben. Da ihnen die dritte dieser Inseln am tüchtigsten schien, den Siz ihrer Herrschaft daselbst aufzuschlagen; so baueten sie eine Stadt am Ende einer Bucht, und machten sie zur Hauptstadt der Azoren. Nichts war schlechter als die Namen, die sie sowol der Insel als der Stadt gaben. Es war, als sie von Europa kamen, die dritte Insel; deshalb nannten sie selbige Terzera, welches so viel als die Dritte heisset. Dieser Name der Hauptstadt ist ostermalen sämtlichen Inseln beigeleget, und sie sind deshalb Terzeren genennet worden. Die Stadt war in einer Bucht, und wurde Angra geheissen, welches ein portugiesisch Wort ist, und eine Bucht überhaupt bedeutet. Die Flandrer von Fayal liessen sich, nachdem sie sich durch einige Geschlechter fortgepflanzt, in den portugiesischen Colonien gleichfals nieder.

## Zweiter Abschnitt,

## Beschreibung der canarischen Inseln.

### Inhalt.

Anzal der Inseln §. 1. Name 2. Ob sie die Glückseln sind 3. Ursprung dieses Namens 4. Sind den Römern bekant gewesen 5. Was sie hervorbringen 6. Canaria 7. Grösse und Regierungsform 8. Zucker 9. Wein, Früchte, Plantano 10. Stadt Canaria 11. 12. Andre Städte 13. Insel Teneriffa 14. Fruchtbarkeit 15. Pico de Teitche 16. 17. 18. Untermassung vom Ursprunge des Pico 19. Andre feuerwerfende Berge 20. Ausgebrochne Felsen,

Goldbergwerke 21. Bäume 22. Blumen, Pflanzen, Früchte 23. Weinberge und Wein 24. Vögel 25. Fische 26. Alterthümer 27. Stadt Laguna 28. Gegend 29. Santa Cruz 30. Hafen Oratava 31. Anzal der Einwohner 32. Insel und Stadt Gomera 33. Insel und Stadt Palma 34. Insel Tron oder Hiero 35. Insel Lanzarota 36. Insel Fuerteventura 37. Andere dazu gehörige Inseln 38. Alte Einwohner der Canarienseln 39. Ursprung und Na-



me 40. Eigenschaften 41. Guanchen 42. Nahrungsmittel 43. Kleidung 44. Waffen und Uebungen 45. Regierung und Religion 46. Ehestand 47. Begräbnisse 48. Todtenhölen 49. Kunst zu balsamiren 50. Madera erste Entdeckung 51. 52. 53. Zweifel in Absicht der Zeitrechnung 54. Lage, Name und Grösse 55.

Beschaffenheit 56. Wälder und Bäume 57. Thiere und Vögel 58. Früchte 59. Zucker 60. Wein 61. Stadt Funchal 62. Hafen 63. Andere Städte 64. Sitten der Einwohner 65. 66. Insel Puerto Santo und St. Brandon 67.

## §. 1.

Anzahl der Inseln.

Eigentlich werden nur acht Canarien gezälet, nemlich: Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma, Hiero auch Ferro, Lanzarota, Fuerteventura und Madera \*); es sind ihrer aber annoch sechs, welche rund um Lanzarota liegen, als Graciosa, Rocca, Allegranza, St. Clara, Infierno und Lobos, so auch Vecchio Marino genant wird, und zwischen Lanzarota und Fuerteventura befindlich ist. Diesen können auch annoch die zwischen Canaria und Madera gelegene Wildeninseln beigesehet werden. Weil aber selbige sowol, als die letztern sechs, von keiner Erheblichkeit, sondern lauter kleine Inseln oder Felsen, und von keinem Nutzen seyn; so haben sich die Entdecker und Erdbeschreiber damit nicht sonderlich beschäftigen wollen.

Name.

§. 2. Es behaupten einige Schriftsteller, daß von der Insel Canaria die übrigen Inseln den Namen Canarien bekommen; und diese sey von einer grossen darauf angetroffenen Anzahl Hunde also genennet worden. Den Einwohnern aber, welche man darnun befragt, ist unbekant, daß ihr Land jemalen mit so vielen Hunden besetzt gewesen seyn solte. Es befanden sich zwar dergleichen daselbst; diese aber waren nicht anders als diejenigen beschaffen, die in einigen Gegenden von America angetroffen, und von den Einwohnern anstat der zamen Thiere geschlachtet und verzeret werden. Die ersten Eroberer aber haben vielmehr angegeben, daß der Name dieser Inseln von der grossen Menge solcher Köhre, deren Stämme in viereckichter Gestalt aufschliessen, in fremder Sprache Canes heissen, und auf allen Inseln gefunden werden, hergekommen. Dergleichen Köhre wachsen verschiedene aus einer Wurzel, und geben, wenn sie gedruckt werden, einen weissen und der Milch gleichkommenden Saft, gleich der bey uns befindlichen Wolfsmilch, von sich, der ein starkes Gift seyn sol.

Ob sie die Glückseln sind?

§. 3. Diese Inseln werden von einigen Verfassern vor die Glückseln gehalten, wie auch selbst aus der Erzählung von ihrer Entdeckung erhellet, daß Ludewig von Le Cerda unter diesem Namen mit diesen Inseln von dem Pabst Clemens IX. beliehen, und ein König der glückseligen Inseln genennet worden ist. Die Meinungen sind aber hierin getheilet, und einige wollen die Inseln des grünen Vorgebirges mit diesem Namen belegt wissen. Wenn man aber der Warscheinlichkeit folgen wil, so möchte diese Benennung wohl eher den Canarien zukommen; indem von den Alten blos einer Menge von Inseln gedacht wird, welche an der westlichen Küste von Africa liegen. Es ist auch glaublich, daß ihnen die Canariensinseln eher, als die Inseln des grünen Vorgebirges bekant gewesen. Denn erstere liegen gerade auf dem Wege nach den letztern, und sind um die Helfte dem festen Lande näher. Ueberdem wird eine von den so genannten Glückseln von dem

\*) Madera wird zwar von einigen Erdbeschreibern abgefondert, und als eine besondere Insel in Betrachtung gezogen. Man wird aber alhier der Meinung der mehresten folgen, und sie unter die canarischen Eilande mit zälen. Indem man kei-

ne andere Ursache der Absonderung findet, als weil erstere der Kron Spanien, letztere aber der Krone Portugal zugehören; welches aber eben keinen wesentlichen Bewegungsgrund einer Trennung veranlassen kan.

dem Ptolomäus ausdrücklich Canaria genennet. Dazu kommt noch, daß die Araber, als Nachfolger der Griechen und Römer, sowohl in Ansehung der Herrschaft, als auch der Gelehrsamkeit, sie ebenfalls dafür gehalten haben müssen, weil sie selbige nach ihrer Mundart al Jazayr al Rhaledat oder die Glückinseln genennet haben.

§. 4. Einige halten dafür, daß ihnen dieser Name wegen der glücklichen Mischung der Luft und Fruchtbarkeit des Erdbodens gegeben worden; weshalb auch die Alten ihre elysäischen Felder in diese Glückinseln gelegt gehabt. Andere hingegen glauben, daß einige alten Seefarer, die vor Bekanntwerdung des Compasses nur die Küsten besuchten, als sie einmahl von einem unvermeidlichen Untergange gerettet worden, indem sie zu ihrem unvermuteten Glück diese Inseln angetroffen, solche die Glückinseln genennet hätten. Die Moren belegen sie insgesamt mit dem Namen Elbard von dem Pico von Teneriffa.

§. 5. Den Römern sind sie ohne allen Streit bekannt gewesen, indem Plinius Sind den Römern eigentlich gedenket; sie sind aber von ihnen entweder nicht recht in Betrachtung gezogen, oder nach dem Verfall ihres Reiches völlig verabsäumt worden: nachher gerieten sie einige Jahrhunderte bey den Europäern gar in Vergessenheit, bis sie endlich auf vorbeschriebene Art wieder aufs neue entdeckt, und völlig bekannt gemacht worden.

§. 6. Anfänglich war auf diesen Inseln weder Wein noch Getreide anzutreffen; Was sie her-  
vorbringen. ausser was von den Reisenden mit dahin überbracht wurde. Nichts als Käse, den die ersten Bewohner selbst machten, ingleichen schöne Ziegenfelle und eine Menge Talg, waren die einzigen Waaren, womit die Fremdlinge versehen werden konnten. Als aber nachher daselbst Wein gebauet und Korn gesäet wurde, fand sich der Boden dergestalt fruchtbar, daß solches nicht allein für die Einwohner hinreichete, sondern auch Ausländern davon mitgetheilet werden konnte. Nur hält sich in dem Korne ein Wurm auf, der Gorgoscho genannt wird, und die Aehren aushülset. Desgleichen bringen sie auch nummehr eine grosse Menge von Vieh, Honig, Wachs und Zucker hervor. Der Wein ist sonderlich lieblich, aber dabey sehr feurig, und wird bekanntermassen fast in alle Theile der Welt versüret. Nur das Wasser sol nicht zum besten seyn, und wird von den Einwohnern durch Sand durchseiget, und also von der darin befindlichen Unreinigkeit gesäubert. Es wächst auch daselbst die Oriselle, eine Pflanze, die den Canariensamen trägt, aber viel Wartung erfordert, da sie im Gegentheil in Europa leichter fortkömmt. Die Canarienvögel sind in Europa nicht so schön, singen auch nicht so lieblich als auf den Canariensinseln. Anjehowachsen auch Bohnen, Erbsen; ingleichen Lochen, ein Korn wie Mays oder türkischer Weizen; nicht weniger Parais, Kirschen, Guavas, grosse Kürbisse, auch besonders schöne Zwiebeln, nebst allerley Arten von Gartengewächsen, als Wurzeln, Kräutern, Sallat und Blumen, daselbst. Fische, insbesondere Mackerellen und Stöbre, finden sich im Ueberflus. Auch haben die jetzigen Einwohner keinen Mangel an Wildpret und Pferden.

§. 7. Nach dieser allgemeinen Beschreibung wollen wir uns zu den merkwürdigsten Inseln insbesondere wenden, und mit der Insel Canaria, von welcher, allem Vermuthen nach, die übrigen den Namen erhalten, den Anfang machen; selbige auch, weil von der Beschaffenheit ihrer ersten Entdeckung nichts mehr anzuführen übrig ist, nach ihrem natürlichen Zustande und neuern Einrichtung betrachten. Welches denn auch bey den nachfolgenden Inseln ebenermassen beobachtet werden wird. Die Beschreibung der auf diesen Inseln befindlich gewesenen alten Einwohner, nebst ihren Sitten und Gebräuchen, wird



nach vollendeter Naturbeschreibung und Einrichtung jedweder Insel, alsdenn, zum Beschluß dieser ganzen Abhandlung von den Canariensinseln, annoch beigelegt werden.

Größe und  
regierungs-  
form.

§. 8. Die Insel Canaria ist dreizehn bis vierzehn Meilen lang, auch fast eben so breit, hält ungefähr 40 Meilen im Umkreise, und liegt 27 Grad Norderbreite. Sie ist die vornehmste unter allen. Es ist ein Statthalter daselbst. Ausser dem sind noch drey Auditeren oder Obergerichter alda befindlich, die ein ordentliches Obergerichte ausmachen, und von andern Inseln die Appellationes annehmen.

Zucker.

§. 9. Der Zucker wächst auf folgende Art. Ein gutes Erdreich giebt in achtzehn Jahren neun Ernten. Zuerst wird ein Rohr genommen, so die Pflanze genant wird, und in eine Furche geleyet, die mit Erde bedeckt wird; so, daß das Wasser durch eine Schleuse darüber laufen kan. Die Pflanze treibt gleich einer Wurzel unterschiedliche Röhre, welche zwey Jahr lang wachsen, ehe sie geschnitten werden können. Sie werden dichte bey der Erde weggeschnitten, und die Stengel davon, wenn die Spizen und das Laub, so *Coholia* heisset, abgenommen ist, in Bündel gebunden, und nach einem Zuckerhause gebracht. Daselbst werden sie in einer Mühle gemahlen, und der Saft durch eine Renne in einen grossen Kessel geleitet, worin er so lange gekochet wird, bis er die erforderliche Dicke erhält. Alsdenn wird er in irdne Gefässe in die Form eines Zuckerhuts gethan, und in das Reinigungshaus gesetzt, woselbst er rein und weiß gemacht wird. Solches geschieht mit einer gewissen Art Ehen, den man auf die Spitze leget. Aus dem, was in dem Kessel übrig bleibt, wird eine andre Art verfertigt, so *Escumas* genennet wird; und von dem Reinigungsaste, der von dem weissen und geleuterten Zucker träufelt, wird die dritte Art zubereitet, wovon die Ueberbleibsel *Pancla* oder *Netas* genennet werden. Den Auswurf von allen diesen Reinigungen nennet man *Remiel* oder *Malasses*, und davon wird eine andere Art, namentlich *Refinado*, gemacht. Wenn nun die erste Ernte vorüber ist, so werden die Röhre von der Pflanze, die sodenn Zuckerstroh genant werden, oder das verwelte Laub von den Röhren über das ganze Feld oder Rohrstücke geleyet und angezündet, wovon die Stoppeln der in der Erde liegenden Röhren verbrant werden. Auf diese Art giebt es durch guten Ackerbau und gute Wässerung, Ausgangs der andern beiden Jahre die zweite Ernte, die sie *Zoca* nennen; die dritte heisset *tertia Zoca*, die vierte *quarta Zoca* u. s. w., bis endlich das Alter diese Röhre unbrauchbar machet, so, daß an deren stat andere gepflanzt werden müssen.

Wein, Früch-  
te, Plantane.

§. 10. Diese Insel bringet auch sehr guten Wein, vornemlich bey der Stadt *Tel-*  
*de* hervor. Ingleichen wachsen *Baratas*, Melonen, Birnen, Aepfel, Orangen, Li-  
monien, Granatäpfel, Feigen und Pfersichen, nebst vielen andern Früchten daselbst. In-  
sbesondere ist der *Plantano* berühmt. Er wächst nahe an den Bächen, hat einen sehr  
dichten Strunk und ungemein dickes Laub, das an der Spitze des Baums, nicht aber an  
den Zweigen hervorbricht. Ein Blat ist wol zwey Ellen lang, und beinahe eine halbe  
Elle breit. Jedweder Baum hat nicht mehr als höchstens zween bis drey Zweige, und  
auf selbigen wächst die Frucht, bey dreißigen und vierzigen mehr oder weniger. Sie sie-  
het einer Gurke ähnlich, und wenn sie reif geworden, ist sie ganz schwarz, und schmeckt  
überaus angenehm. Der *Plantano* trägt nur einmal Früchte, hernach wird er abgehauen,  
und alsdenn wächst ein andrer aus eben der Wurzel.

Stadt Cana-  
ria.

§. 11. *Canaria* oder die *Palinstadt* hat eine prächtige Domkirche, nebst allen da-  
mit verknüpften Würden. Desgleichen ist auch ein besonder Rathhaus daselbst, alwo sich  
zu gewissen Zeiten die Rathsherren, die in grossen Ansehen aldort stehen, versamen. Die  
Ein-

Einwohner lieben die Pracht und Ergötzlichkeiten. Der Boden ist sehr sandig, daher auch die Gassen im stärksten Regen beständig reinlich seyn. Die Luft ist gemäßiget, und weder außerordentlich heiss noch kalt. Der Weizen wird zweimal, als im Februario und Maymonat, geerntet. Dieses Getreide ist sehr gut, und giebt vortreflich Brod.

§. 12. Diese Stadt wird von einem Castel vertheidiget, vor welchem Schiffe vor Fortsetzung Anker liegen. Sie wird von etlichen Tausend streitbaren Insulanern bewonet, die zu ihrer Vertheidigung genugsam hinreichend sind. Sie ist fast eine Meile im Bezirk, hat mehrentheils gute Häuser. Der bischöfliche Hof, benebst dem Inquisitionsgerichte, und die oberste Regierung ist alhier befindlich. Der Bischof selbst aber, benebst dem Statthalter und andern vornehmen Personen, wohnen zu Teneriffa. Die Dominicaner, Franciscaner, Bernhardiner und Recollecten haben Kloster daselbst.

§. 13. Es liegen auf dieser Insel noch drey andere Städte, Namens Telde, Gald. Andere Städte der und Guia; wie auch zwölf Zuckerhäuser, Inganios genant, worin sehr guter Zucker in grosser Menge gemacht wird.

§. 14. Obgleich Teneriffa dem Range nach die zweite Insel ist; so ist sie doch in Insel Teneriffa, name und Grösse. Ansehung der Grösse, Reichthum und Handel die vornehmste. Es sol diese Insel von dem Schnee, der den Hals des Pico von Teyda gleichsam wie eine Schnur umgiebt, Nivaria genennet worden. Den Namen Teneriffa aber habe sie von den Einwohnern in Palma bekommen, bey welchen nach ihrer Sprache Tener so viel als Schnee, und Iffe ein Hügel bedeutet. Sie liegt im 27 und einem halben Grade Norderbreite, und ist zwölf Meilen nordwärts von Canaria entfernt. Ihre Länge wird unterschiedlich angegeben; einige schätzen sie 22 Meilen, einige mehr, andere hingegen weniger lang. Die Breite ist sehr ungleich, als von 3 bis 15, und der Umfang hält über 60 Meilen.

§. 15. Es wächst daselbst anjesho vielmehr Korn als in den übrigen Inseln; daher Fruchtbarkeit. sie in der Zeit einer einfallenden Theurung die Kornkammer der Canarien genennet zu werden verdienet.

§. 16. In der Mitte steht ein runder Hügel, Pico de Teitche, auch Teyde oder Pico de Teyda genant. Dieser Berg ist gerade hinauf viele, ja einige sagen so gar 15 engelländische Meilen hoch, und hat an der Spitze eine halbe Meile im Umfange. Er siehet einem Zuckerhute ähnlich, und es gehen oftermalen Flammen und Schwefelsfunken heraus. Zwo Meilen von der Spitze ist nichts als Asche und Pülsenstein, und hinter diesen zwo Meilen ist die kalte Gegend, die das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Etwas tiefer wachsen ungeheure Bäume, die Vinatico genant werden, und sehr feste sind, daher verfaulen sie auch nicht, ob sie gleich noch so lange im Wasser liegen. Es ist auch ein Wald daselbst, der Barbusano heisset, mit vielen Eichen- und Fichtenbäumen. Er ist nach der gemeinsten Meinung der höchste Berg in der bekanten Welt. Man sagt, daß er auf 60 Meilen weit in die See gesehen, auch blos im Julio und Augustmonat bestiegen werden könne: indem er, alle andre Monate über, voller Schnee lieget, obgleich anderer Orten herum dergleichen nicht zu finden. Wenn man hinauf wil, gehören drey Tagereisen dazu; und man kan von der Spitze, welche flach ist, alle die andern Canariensinseln sehen. Der meiste Schwefel wird auch von daher nach Spanien gebracht.

§. 17. Dieses grosse Gebirge von Teyda, so insgemein der Pico von Teneriffa Fortsetzung genant wird, setzet jederman, der es sowol in der Nähe als in der Ferne siehet, in Erstaunen. Es erstreckt seinen Fus bis an die Hafenstadt Garrachico. Obgleich diese Spitze von unten so spitz als ein Zuckerhut zu seyn scheint; so ist sie doch eine ungemein breite



breite Fläche. In der Mitte ist eine Kluft, aus welcher mit entsetzlichem Geräusche Flammen und Rauch hervorsteigen, und große Steine ausgeworfen werden; solche wird der Kessel genant. Den Weg hinauf kan man mit Mauleseln sieben Meilen lang reisen, der übrige Weg aber mus zu Fusse sehr mühsam zurückgelegt werden. Die Bahne hinauf gehen Meilen hoch von dem Fusse an, ist mit schönen Bäumen von allerhand Art versehen. Der Boden wird von Bächen gewässert, die aus den Quellen herabfließen, und, wenn sie sich vereinigen haben, in breiten Strömen, vornemlich wenn sie des vielen geschmolzenen Schnees wegen anlaufen, sich in die See ergießen. In der Mitte ist es unerträglich kalt, daher man nur bey Tage und an der Südseite reisen mus. Diese Gegend endiget sich innerhalb zwey Meilen von der Spitze, wo die Hitze eben so stark als unten am Fusse ist. In dieser Gegend mus man also nur bey Nacht reisen, und sich an die Nordseite halten. Wenn die Spitze gleich nach Mitternacht erreicht wird, so kan man sich einige Stunden daselbst aufhalten. Nach der Sonnen Untergang aber ist es eine Unmöglichkeit, weil kurz vorher eine solche Hitze aus Osten kömmt, die dem Boden aus einem heißen Ofen vollkommen gleicht. Es ist merkwürdig, daß von der Spitze die Sonne, nachher, wenn sie über den Horizont kömmt, viel kleiner erscheinet, als wenn sie unter demselben gesehen wird, auch sich im Mittelpunct zu drehen scheint. Der Himmel ist allezeit sehr helle und rein; und nahe bey der Spitze regnet es niemals, ist auch kein Wind alda zu verspüren. Obgleich die Insel beinahe auf 20000 spitzige rauhe Felsen hat, so lästet sie doch, von der Höhe aus, als eine Ebene, die durch Schnee abgetheilet ist; welches aber doch bloß die weissen Wolken sind, die sich unter einem jeden befinden. Der ganze oberste Theil des Pico ist wüste, und hat weder Bäume noch Buschwerk. An der Südseite gehen Ströme von Schwefel heraus, in den Hals oder die Gegend, wo der Schnee liegt, der an verschiedenen Orten mit Schwefel als mit Adern durchzogen ist. Das Feuer aus der Kluft in der Spitze bricht oftmals zur Sommerszeit aus, und wenn ein Stein hinab geworfen wird, so klingt es nicht anders als ein hohl Gefäß von Metal, so von einem schweren Gewichte angeschlagen wird. Die Spanier nennen sie zum Scherz den Teufelskessel, worin alle Speisen der Hölle gekocht würden. Die Eingebornen oder Guanachen aber halten diesen Ort für die wirkliche Hölle, wovon unten mit mehrern gehandelt werden sol. Es haben auch einige Reisende angemerkt, daß, so bald die Sonne aufgehet, der Schatten des Pico nicht nur die ganze Insel Teneriffa und die grossen Canarien, sondern auch die See bis an den Horizont bedeckt, alwo sich die Spitze des Zuckerhuts oder des Pico deutlich zu erheben geschienen, auch seinen Schatten selbst wieder in die Luft geworfen.

Fortsetzung.

§. 18. An dem Fusse des Zuckerhuts ist eine Höle ohngefär 10 Ellen tief und 15 breit, in der Gestalt eines Ofens, die auf der Spitze ein Loch, fast acht Ellen breit im Durchmesser hat. In der Mitte des Bodens dieser Höle befindet sich ein runder Wasserbrun. Das darin befindliche Wasser aber entstehet allem Vermuten nach nicht von einer Quelle, sondern von dem hineingeweheten geschmolzenen Schnee, oder der durch die Felsen tropfenden Feuchtigkeit. An den Seiten der Höle hangen Eisjacken bis auf den Schnee herab.

Mutmaßung  
von dem ur-  
sprung des  
Pico;

§. 19. Die Meinung von dem Ursprunge des Pico gehet dahin, daß die ganze Insel, welche ein schweflichtes Erdreich hat, in ehemaligen Zeiten Feuer gefasset, und auf einmal ganz oder zum Theil in die Höhe gestiegen; und daß viele Gebirge von grossen geschmolzenen und verbranten Steinen, die man auf dieser ganzen Insel, sonderlich gegen

Süd.

Südwesten siehet, damals aus dem Innersten der Erde herausgeworfen worden; ingleichen daß die große Menge vom Schwefel, so um das Mittel der Insel gelegen, den Pico zu seiner gegenwärtigen Höhe erhoben. Es sey dieses daraus abzunehmen, daß die geschmolzenen Steine drey oder vier Meilen rund um den Fuß des Pico, und in einer solchen Ordnung, einer über den andern fast bis an den Zuckerhut liegen; gleichsam als ob der ganze Grund, der von der Gewalt des Schwefels aufgeschwöllet und aufgehoben worden, plötzlich in starke Ströme geborsten, und diese Felsen mit sich hinunter geführt, die denn über die andern, vornemlich gegen Südwest, gerollet und gestürzt wären. Denn auf dieser Seite, gleich von der Spitze des Pico bis an die Küste, liegen große Haufen von diesen verbrannten Felsen einer über den andern. Dasselbst sind auch noch die Spuren von den Schwefelströmen befindlich, wie sie diesen Theil der Insel überschwemmet. Dadurch nun ist der Boden solchergestalt verdorben, daß darauf nichts als Genst wachsen kan. An der Nordseite des Pico aber wird man wenige dergleichen Steine gewar. Diejenigen, die dieser Meinung zugethan sind, halten dafür, daß zur Zeit dieses Ausbruchs Minen von mancherley Metallen aufgestoßen seyn müsten. Denn einige von diesen geschmolzenen Felsen sollen dem Eisenerze, einige dem Silber, und andere dem Kupfer gleich sehn.

§. 20. Vier oder fünf Meilen von dem Pico ostwärts giebt es auch noch verschiedene Gebirge, so Malpesses genant werden; und eines, so etwas weiter gegen Süden liegt, heist Montano de Rejada. Sie waren vormals lauter feuerpeiende Berge, doch etwas geringer als der Pico; dieses kan man aus den Felsen und kleinen nahe dabey liegenden verbrannten Steinen, so wie bey dem Pico, erkennen. Andere feuerpeiende Berge.

§. 21. Nicht weniger befinden sich verschiedene starke Felsen, etwan zwey Meilen Ausgebirge von dem Fuße des Pico. Diese sollen von der Spitze des Pico, als er gebrant, ausgeworfen seyn. Sie liegen haufenweise über 60 Ellen lang, und je weiter sie von dem Fuße des Pico entfernt sind, desto gleicher kommen sie den gemeinen Felsen. Je näher sie aber dem Pico liegen, desto dichter und schwärzer sind sie, und einige davon glänzen wie Rieselfeine. Desgleichen sol auch, nach dem Ansühn einiger Reisenden, in der Spitze de Negos ein Goldbergwerk befindlich seyn. Goldbergwerk.

§. 22. Die Nordseite hat viel Holz. Es wachsen Cedern, Cypressen und Lorberbäume, wilde Oelbäume, Mastix und Seebäume, nebst schönen Palmen und hohen Früchten daselbst. Auf dem Wege zwischen Oratava und Garrachico reiset man durch einen ganzen Wald solcher Bäume, welche die Luft mit ihrem angenehmen Geruche ganz anfüllen. Auf dieser Insel ist ein Ueberflus davon, und alle Weinfässer und übriges hölzernes Geräthe wird davon gemacht. Sie hat auch eine andere Art von Fichten, die unsterbliche Fichten genant werden, weil sie weder unter der Erde noch im Wasser verfaulen. Das Holz davon siehet fast eben so roth als Brasilienholz, und ist so hart als die andern Fichten, jedoch nicht so blüht. Einige sind so gros, daß die Spanier behaupten wollen, es sey das ganze Dach der Kirche los Remedios in Laguna, so 80 Fuß lang und 48 breit ist, aus einem einzigen solchen Baume gemacht worden.

Noch grösser aber ist der Drachenbaum, dessen Stam sehr dicke und hoch wächst. Die Borke gleicht den Drachen- oder Schlangenschuppen; woher auch vielleicht sein Name entstanden. Die Zweige, die alle aus der Spitze hervor wachsen, stehen paarweise wie die Mandragora, und sind rund und glat als ein Mansarm. Das Laub ist zwey Fuß lang. Unter der Borke hat er kein holzich Wese, sondern blos ein leichtes schwammichs Mark, woraus insgemein Bienenstöcke gemacht werden. Gegen die Zeit des



vollenmonds schmeißet er einen feinen rothen Gummi, der Sangre de Draco genant wird, auch besser und klebrichter als der ostindische ist.

Blumen,  
pflanzen,  
früchte.

§. 23. An einigen Orten wächst ein Strauch, Legnan genant, der nach England für Susholz gebracht wird. Desgleichen giebt es Apricosen, Pflirsichen und Birnbäume, die jährlich zweimal tragen; und die Pregnadalimonien, die noch eine kleine in sich halten, daher sie also genennet werden, finden sich auch alhier. Desgleichen ist auch etwas Baummolle und Coloquintida daselbst. Die Rosen blühen um Weihnachten. Auch giebt es schöne und grosse Nelken alda. Die Felsen sind mit Fenchel bedeckt, und auf dem Boden wächst Klee im Ueberflus. Nahe an der See ist eine Art Gras, mit breiteren laube, als in Europa, befindlich, so dergestalt nahrhaft ist, daß ein Pferd, wenn es zuviel davon frisset, leichtlich stirbt. Der Boden ist ungemein fruchtbar, und man hat an einem einzigen Weizenhalm achtzehn Aehren wargenommen. Das Korn von dieser Art ist durchsichtig, wie der feinste gelbe Ambra, und von einem Scheffel Samen haben wol eher, in einem guten Jahre, hundert Scheffel geerntet werden können. An Früchten werden nicht leicht irgendwo schönere Granatäpfel, Citronäpfel, Feigen, Orangen, Limonien, Mandeln und Datteln, als alhier, angetroffen. Honig, Wachs und Seide sind überaus schön; nur ermangelt es in Ansehung der letztern den Einwonern an etwas mehrerem Fleisse.

Weinberge,  
wein.

§. 24. Die Weinberge sind hauptsächlich zu Buena Vista, Dante, Oratava, Tigueste, und vornemlich zu Ramble, so den besten Wein hervorbringet. Es findet sich daselbst eine zwiefache Art, als nemlich Vidonia und Malvasia. Der erste wird aus einer langen Traube gepresset, und ist schwer; der letztere aber kömmt von einer grossen runden Traube, und ist in der ganzen Welt bekannt. Auch hat man den Canary daselbst. Und alle drey Arten werden Sect genennet. Nichts weniger wird eines grünen Weines, oder des Verdona, Erwennung gethan, der von der stärksten Art ist. Er wächst vornemlich an der Ostseite, und wird zu Santa Cruz eingeschiffet. Ueberhaupt wird von den Weinen, welche die Canarien hervorbringen, gesagt, daß sie die Spanier unter der Regierung Carls V von rheinischen Jächfern gepflanzt hätten, die anstatt des scharfen Rheinweins, da sie ein schönes Erdreich angetroffen, den süßen angenehmen Wein hervorbringen.

Vögel.

§. 25. Die Canarienvögel, die man nach Europa bringet, werden in den Barrancos oder Canälen ausgebrütet, welche aus dem von dem Gebirge herabschliessenden Wasser entstehen. Es giebt auch Wachteln, Rebhühner, die schön und gros sind, daselbst. Holztauben, Krähen und Falken kommen von der Küste der Barbarey dahin. In dem Gebirge kommen die Bienen gut fort.

Fische.

§. 26. Von Fischen finden sich die Cherna, der Mero, Delphin, Hapen, Meerkrebse, die keine grosse Scheren haben, Mies- und Stralmuscheln, auch die Clacas daselbst, so der beste Schalenfisch ist. Sie wachsen in den Felsen fünf bis sechs unter einer grossen Schale, durch deren oberste Löcher sie hinterwärts hervorragen, auf welche Art sie auch, wenn die Schale etwas mehr geöffnet worden, herausgezogen werden. Auch giebt es eine Art Fische, die dem Aale ähnlich sehn, die aber sechs bis sieben Schwänze ohngefär einer Spannen lang haben, so an einem Leibe und Kopfe von gleicher Länge befestigt sind. Ausser dem giebt es auch Meerschildkröten und Cabridos von sehr gutem Geschmack.

Altertümer.

§. 27. Nachdem wir die Naturgeschichte dieser Insel durchgegangen, und das merkwürdigste davon angeführt haben: so solten auch, ehe wir uns zur Beschreibung des gegenwärtigen

wärtigen neuern Zustandes wenden, die Ueberbleibsel der alten Einwohner, so Guanaches genennet werden, und die in merkwürdigen Todtenhölen bestehen, vorgenommen werden. Weil aber dieses bis zum Beschluß der Abhandlung von den Canariensinseln, alwo von den sämtlichen alten Einwohnern derselben Erwähnung geschehen wird, ausgesetzt bleiben sol; so wollen wir die neuere Beschaffenheit dieser Insel nunmehr vornemen, und die darinnen befindlichen Städte, derselben Lage und andere damit verknüpfte Umstände in Erwägung ziehen.

§. 28. Die Stadt Laguna liegt nahe an einer Lache drey Meilen von Santa Cruz, und viertelhalb Meilen von der See, an einem ziemlich steilen Hügel. Auf beiden Seiten ist das Land felsicht, jedoch mit einigen Flecken von grünem blühenden Korne abgewechselt. Diese schließen sich mit kleinen Weinbergen an der Seite des Gebirges, das mit vielem wüsten felsichten Lande vermengt ist, so nichts als Dildobüsch hervorbringt. Die Stadt, da sie einem Hügel zur Seite lieget, hat eine ungemein schöne Aussicht. Sie ist ziemlich gros und dichte gebauet. Obgleich die Häuser nicht einförmig sind, so geben sie doch der Stadt ein gutes Ansehen. Es giebt auch gewisser massen Palläste daselbst, worin die Vornehmen wohnen; ingleichen einige Nonnenklöster, ein Hospital, noch ein Augustiner- Dominicaner- Franciscaner- und Jacobs- oder Diegokloster: nicht weniger befinden sich zwey Pfarrkirchen mit hohen viereckichten Thürmen und einige Capellen alda. Die Strassen sind breit und ziemlich eben; und mitten in der Stadt liegt ein grosser Marktplatz, der mit guten Gebäuden versehen ist. Dieser Ort ist der Sitz des Statthalters und auch der Rathsherren, die ihre Ehrenämter von dem Könige käuflich erhalten müssen. Die meisten Einwohner darin sind Edelleute, Kauf- oder Ackerleute.

§. 29. Um die Stadt Laguna ist eine ungemein angenehme Gegend, und die Häuser dieser Stadt werden durch die nach der Kunst angelegten Gärten noch reizender, welche mit Drangen, Limonien und andern Früchten rund herum eingefasset sind. Die Lage ist also unverbesserlich: denn da dieser Ort hoch von der See lieget, und gegen Osten offen ist; so hat sie beständig schönen Wind, so daß es ihr selten an einer Erfrischung felet. Der Wind kömmt über die hinter derselben belegene Ebene, die beinahe vier Meilen lang und eine halbe Meile breit ist. Gegen Westen ist die Stadt mit Gebirgen umschlossen, aus deren Füsse eine Quelle von süßem kühlen Wasser entspringet, so über die Ebene in steinernen und auf Pfeilern ruhenden Röhren, zu einem Wasserbehälter an die Seite der Stadt geleitet wird. Nahe an der andern Seite ostwärts liegt auf einem Hügel eine kleine mit andern Hügeln umringte Lache, so eine halbe Meile im Umfange hat, und woraus das Vieh getränkt wird. Hier halten sich auch zu Winterszeit einige Arten von wilden Vögeln auf, die von den Einwohnern häufig gefangen werden. Ueberhaupt ist sie nach ihrer Lage, Aussicht, Gärten, schattichten Lauben, angenehmen Ebenen, und wegen der grünen Felder, des Teiches, der Wasserleitung und erfrischenden Lüfte eine ungemein angenehme Wohnung. Von dieser Stadt gegen Südwest kan man einen kleinen spitzigen Hügel über die andern hervorragern sehen, welches der erwente Pico ist, der von dieser Seite an, wegen der Nähe der anliegenden Gebirge, nicht von der Erheblichkeit zu seyn scheint, wie er doch wirklich ist. Den Namen Lactuna sol diese Stadt von erstgedachter dabey liegenden Lache erhalten haben.

§. 30. Santa Cruz liegt nicht über eine halbe Meile vom Ufer, in 30, 40 oder 50 Faden schwarzen sumpfsichten Grunde, und ist die beste Niederlage. Wenn sich viele Schiffe daselbst befinden, so müssen sie sich dichte neben einander legen. Das Ufer ist



durchgehends erhabenes Land, und gehet an den meisten Orten steil herunter. Zwischen dem Ufer und dem Wasserplage sind zwey kleine Schanzen, welche mit einigen längst der Küste hin und wieder aufgeworfenen Batterien die ganze Rhede bestreichen können, die auch noch durch zwey andere Schanzen, so die Stadt vertheidigen, unterstützt werden. Die vornemste Schanze hat vier Bastionen, und bestreicht die ganze Stadt. An der Südseite ist ein Castel mit runden Thürmen. Die Häuser sind ohngefär 200 an der Zahl, und mehrentheils von Stein, zwey Stockwerk hoch aufgeführt. Die besten Gebäude sind die Kirche und ein Paar Klöster.

Hafen Oratava.

§. 31. Oratava ist an der Westseite der vornemste Hafen, so wie Santa Cruz an der Südseite. Ersterer aber verdienet noch den Vorzug vor letztern, und ist der beste Hafen für die Handlung. Es halten sich die engländischen Kaufleute und ihr Consul daselbst auf. Bey westlichen Winden ist dieser Hafen aber gefährlicher, als Santa Cruz bey einigen östlichen. Das Wasser ist bey letztern besser: daher auch von Oratava verschiedentliche Ladungen davon eingenommen werden. Oratava liegt ohngefär eine Meile gegen Nordost von der Rhede, an einer kleinen sandigten Höhe, wo das Land am besten zu erreichen ist. Zur Winterszeit ist er auch der beste Hafen. Die Rheden aber, sowel die gegen Osten, als auch die andere gegen Westen, sind dergestalt frey und offen, daß die daselbst vor Anker liegende Schiffe öfters gedrückt sind in die See zu gehen, und ihre Ankerthau zu kappen oder die Anker fallen zu lassen, und nach geendigtem Sturm wieder zurück zu kommen.

Anzahl der Einwohner dieser Insel.

§. 32. Die Insel Teneriffa soll die mehresten Einwohner unter allen Canarien haben, und wird alleine eine Anzahl von zwölf bis funfzehntausend Mann angegeben, die blos die Waffen zu führen im Stande seyn sollen. Die vornemen daselbst wohnende Spanier sind gleich andern ihres gleichen freundlich und umgänglich, da hingegen unter den gemeinen Leuten ein ungemeiner Bauerstolz herrschet.

Insel Gomera und Stadt.

§. 33. Die Insel Gomera liegt sechs Meilen westwärts von Teneriffa, und im 27sten Grad Norderbreite. Sie ist übrigens sehr klein und nur acht Meilen lang, jedoch eine Grafschaft. Die Vasallen des Grafen von Gomera aber können in streitigen Fällen an die königlichen Richter, die zu Canaria wohnen, appelliren. Die Stadt daselbst heisset ebenfalls Gomera, und ist ein schöner Hafen, wo die ostrindische Flotte öftermalen Erfrischungen einnimmt. Früchte und Korn findet sich auch daselbst, so zum Unterhalte der Einwohner hinreichend genug ist; nicht weniger ein Ingenio oder Zuckerwerk, Wein und andere auf den übrigen Inseln befindliche Gewächse.

Insel Palma und Stadt.

§. 34. Die Insel Palma liegt 12 Meilen von Gomera nordwestwärts, ist rund, und hat 25 Seemeilen im Umfange. Zucker und Wein wächst im Ueberflus darauf. Die Stadt Palma ist wegen des Weinhandels berühmt. Sie hat eine schöne Kirche, auch einen Statthalter und einige Rathsherren. Ferner liegt noch eine nicht weniger angenehme Stadt Namens St. Andreas, auf selbiger. Korn hat das Land wenig, und mus daher von Teneriffa und andern Orten überbracht werden. Die besten Weinstöcke wachsen auf einem Boden, den sie Brenia nennen, woselbst eine grosse Menge Wein jährlich bereitet wird, der dem Malvasier gleich kömmt. Diese Insel hat auch einen Vorrat von Früchten, nicht weniger eine Menge von zamen Viehe. Um das Jahr 1652 brach ein feuerspeiender Berg mit einem heftigen Erdbeben hervor, daß Teneriffa davon Empfindung hatte. Die Flamme ist ganzer sechs Wochen lang daselbst gesehen, und viel Asche und Sand dahin geworfen worden.

§. 35. Die Insel Iron oder Hieron liegt von Palma westwärts zwe Seemellen Die Insel weit, ist nur sechs Meilen im Umfange, gehört dem Grafen von Gomera, und liegt Iron oder in der Breite von 27 Graden. Die vornehmsten Güter sind Ziegenfleisch und Orchel. Hiero. Es ist auch nur ein Weinberg daselbst befindlich, der von einem Engländer Namens Johan Hill angeleget worden. Sie hat kein ander frisch Wasser, als was aus den Wolken herab träufelt, welches auf eine besondere Art gesamlet wird. Mitten auf der Insel wächst ein Baum, der einem Delbaume gleich siehet. Dieser ist beständig mit Wolken bedeckt, durch deren Vermittelung ein sehr süßes und gesundes Wasser von den Blättern in ein grosses Wasserbehältnis, das darunter gebauet ist, herab träufelt. Der Baum sol nach dem Berichte derer, die ihn gesehen, so dicke als eine Eiche seyn, und eine Borke haben, die so hart als Bauholz seyn sol, das zu Balken tüchtig ist. Seine Höhe beträgt sechs bis sieben Ellen, er hat krümmte Zweige und Blätter wie ein Lorbeerbaum, und auf der untersten Seite siehet er weiß. Er trägt weder Blumen noch Früchte, steht an der Seite eines Hügels; am Tage siehet er verwelkt aus, des Nachts aber trieft er, indem alsdenn eine Wolke über ihm hänget. Die Einwohner nennen ihn Garoe, die Spanier aber Santo. Er sol für die ganze Insel, sowol für Menschen als Vieh, hinlänglich Wasser geben, ohngeachtet sich die Zahl der erstern auf 8000 belaufen, und wenigstens 10000 Stück Vieh darauf angetroffen werden. Das Wasser wird in bleiernen Rören nach einem grossen Wasserbehälter der 20000 Tonnen in sich fasset, geleitet, und doch alle Nacht gefüllt. Das wahrscheinlichste aber hiebey ist wol dasjenige, was andere ansühren, die behaupten, daß die Insel durch verschiedene dergleichen Bäume, die an unterschiedenen Orten wachsen, mit Wasser versehen werde. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch die Art und Weise dieser Wasserlieferung, sie geschehe nun von einem oder mehreren Bäumen, bewundernswürdig. Es ist auch ebenfalls auf derselben ein feuerwerksfender Berg befindlich, der 1677 fünf Tage und 1692 sechs Wochen lang mit einem Erdbeben ausgebrochen.

§. 36. Die Insel Lanzarotea liegt 18 Meilen von Groscanaria südostwärts im Insel Lanza- 26 Grade der Breite, ist 12 Meilen lang, und hält 40 in Umkreise. Sie ist eine Graf- roca. schaft. Die Vasallen darin aber sind berechtigt, an des Königes Richter nach Canaria zu appelliren. Die besten Kaufmansgüter ist Ziegenfleisch und Orchel; und es gehen wöchentlich verschiedene Boote, nach Canaria, Teneriffa und Palma damit ab. Diese Insel ward 1596 von Georg Grafen von Cumberland weggenommen, nach welcher Zeit sie besser befestiget worden ist. Es ist eine Stadt gleiches Namens darauf befindlich, in gleichen nach der ostlichen Küste zween Hasen, namentlich Puerto de Naos der Schiffs- hasen, und Puerto de Cavallos oder der Pferdehasen. Beide sind schlecht, und liegen nicht weiter als einen Canonenschus von einander. Der erste, so am tiefften ist, gehet zwischen zwe Reihen Felsen; der Canal ist felsicht und ungleich, so daß ein Schif gleich scheitern würde, wenn es anstossen solte. Nahe an den Hasen sind keine Häuser, sondern zu Cavallos eine kleine Kirche. Von da gehet man zwischen den Gebürgen nach der Stadt, die drey Meilen davon entfernt ist.

§. 37. Die Insel Forteventura liegt 50 Meilen von dem Vorgebirge Cabo de Insel Fortes- Guer, an dem festen lande von Africa, und 24 Meilen von Canaria im 27 Grade der ventura. Breite; Sie ist von Südwest nach Nordost ungefähr 25 Meilen, die Breite aber sehr ungleich: denn sie bestehet aus zwe Halbinseln, die in der Mitte durch eine Erbenge, so nicht über vier Meilen breit ist, zusammen hängen. Der Umfang ist wegen der zween Meer-



busen fast 70 Meilen. Die Insel bringt eine ziemliche Menge Weizen, Gersten und Orzbel, wie auch Kühe und Ziegen hervor. Es ist aber hier so wenig als zu Lanzarota Wein anzutreffen. Sie hat drey Städte, als Lanagla, Tarafalo und Pozzo Negro. An der Nordseite ist ein Hafen, Labraz genant, und ein andrer dergleichen an der Westseite. Zwischen dieser Insel und Lanzarota omet sich ein Sund, der ziemlich weit ist, und die grössste Flotte bey einer Zusammentunft einnehmen kan. Die Küste an der Nordseite ist sehr schlecht, und voller hervorragender Klippen. An der Nordseite liegt auch die kleine Insel Gratirosa, ungefähr eine Seemeile weit davon.

Andre dazu gehörige Inseln. §. 38. So viel die übrigen zu den Canarien gerechnete Inseln anbelanget, so sind solche von schlechter Erhebllichkeit, ausser die Insel Madera, welche noch eine besondere Beschreibung verdienet. Weil diese aber, wie oben gedacht, von einigen davon abgesondert, und als eine besondere Insel angesehen wird; so haben wir eine solche Art erwälet, nach der wir uns beiden Meinungen gefällig zu machen, verhoffen können. Wir führen selbige nemlich unter den Canariensinseln überhaupt mit auf; wödurch wir der Meinung derer, die solche darunter zälen, Beifal geben. Sie wird aber auch auf gewisse Maasse davon abgesondert, indem wir derselben, nach vollendeter Beschreibung der alten Einwohner der Canariensinseln, ihrer Sitten, Gewonheiten u. s. w. eine besondere Abhandlung widmen. Welches auch mit so mehrern Rechte geschehen kan, weil von ihren ersten Bewohnern nichts anzufinden ist; indem sie von den ersten Entdeckern unbevölkert angeroffen worden.

Alte Einwohner der Canariensinseln. §. 39. Nunmehr müssen wir unser Versprechen zu erfüllen, die bis hieher schuldig gebliebenen Nachrichten von den ersten Bewohnern der Canariensinseln, ihren Sitten und Gebräuchen, nachholen, und, so viel davon aufgefunden werden können, nach der Ordnung beibringen.

Ursprung und Name. §. 40. Ihren Ursprung anbelangend, so sollen es Vertriebene aus Africa gewesen seyn, die von den Römern dahin verbannet worden, welche ihnen, weil sie ihre Götter verlästert, die Zungen ausgeschnitten. Es mag dem nun seyn, wie ihm wolle, so ist gewis, daß sie eine besondre Sprache gehabt, die weder mit der römischen noch arabischen vermischet gewesen. Sie wurden von den Eroberern Canariet genant, und giengen in Ziegenfellen die wie weite Priesterrocke gemacht waren; auch redeten sie alle einerley Hauptsprache, und wohnten in Hölen zwischen Felsen in grosser Einigkeit. Ihre vornehmste Nahrung waren geschnittene Hunde, Ziegen und Ziegenmilch, womit sie Gerstenmehl einrührten und daraus ein Brod machten; so wie ihre Nachkommen noch bis jeßo zubereiten.

Ihre Eigenschaften. §. 41. Im Jahr 1455 wurden die vier damals von den Spaniern eroberte Inseln von Christen bewonet, die unter den Spaniern stunden. Die übrigen aber waren nach dem Aufören des Cada Mosto noch nicht von den Spaniern eingenommen worden, und auf diesen hielten sich Abgötter auf. Die alten Einwohner hatten einen Abscheu vor alles Blutvergiessen; daher schlachteten sie auch kein Vieh: und eben dieses war Ursach, daß die Spanier, die ihnen in die Hände geriethen, nichts zu besorgen hatten. Sie wurden beini leben gelassen, und blos dahin angewiesen, den Ziegen die Haut abzuziehen, und sie auszuweiden, so sie vor die niederträchtigste Verrichtung hielten. Uebrigens waren sie ein rauhes ungesittetes Volk. Niemand hatte etwas eignes, und ein jeder nahm so viel Weiber als er wolte. Ihre Kinder gaben sie den Ziegen zu säugen. Das Land baueten sie mit Ochsenhörnern. Der Gebrauch des Feuers war ihnen unbekant.

Des.

Desgleichen wußten sie auch nichts von Eisen, sondern sie gebrauchten die Feuersteine, damit zu schaben. Sie hatten auch keine Häuser, sondern wohnten in Hölen, zwischen den Felsen. Es schien inzwischen, als ob sie einen Schatten von einem zukünftigen Leben gläubten. Denn eine jede Gemeinheit hatte beständig zween Oberhäupter, nemlich einen lebendigen und einen todten. Wenn der Fürst starb, so nahmen sie den Leichnam, und stellten ihn, wenn sie ihn zuvor gewaschen, aufgerichtet in eine Höle; sie gaben ihm einen Stab in die Hand und setzten ein Gefäß mit Milch und Wein an die Seite, damit er sich auf seiner Reise erquicken möchte. Die Einwohner auf der Insel Lanzasora waren schwärzlich, sehr stark und munter, durchgehends lang, und in dem gebirgigten Lande eben so hurtig, als auf der Ebene. Daher auch die Engländer als sie 1596 dahin kamen, keinen davon einholen konnten. Wenn sie ein Feuergewehr erblickten, so fielen sie, sobald sie nur merkten, daß Feuer gegeben werden sollte, plat nieder auf die Erde; und wenn der Schuss gehört worden, richteten sie sich plötzlich wieder auf, und warfen mit grossen Steinen um sich; und dadurch, daß sie mit ihren Wurfspiessen zerstreuet, hin und wieder schossen, beschädigten sie viele von den Engländern.

§. 42. Die alten Einwohner der Insel Teneriffa hießen Guanchen. Ihr Ur. Guanchen. sprung ist nicht eigentlich bekannt. Sie waren schön von Ansehen und von guter Leibesbeschaffenheit. Es fanden sich auch einige Riesen von ungeheurer Grösse unter ihnen. Die Hirnschale von einem solchen sol annoch übrig seyn, worin 80 Zähne befindlich sind; und sein Körper, der in dem Grabe des Königes von Guymur, aus welchem Stamme er war entstanden, war 15 Fus lang. An der Südseite waren sie etwas olivenfarbig, an der Nordseite aber schön, und insbesondere die Frauenspersonen, welche helle glatte Haare hatten. Ihre angeborene Tugend und ehrliche Einfalt war gros. Sie hatten ein unverbrüchliches Gesez unter sich, so darin bestund, daß, wenn einer einer Frauensperson eine Grobheit erwies, so kostete es ihm gewis das Leben.

§. 43. Die alten Einwohner auf den Canarienseln lebten mehrentheils von gerö. Nahrungsmittel. steter Gerste, die sie mit Milch und Honig einrührten und Kuchen daraus machten, wie tel. schon oben gedacht worden; die sie beständig in Ziegenfellen auf dem Rücken mit sich führten. Die Guanchen hingegen säeten Gerste und Bohnen. Die Gerste dörreten sie am Feuer, und zerrieben sie in Handmølen, dergleichen jezo in Spanien gebräuchlich sind. Das Mehl kneteten sie mit Wasser, Milch oder Butter. Dieses nannten sie Giffio, und gebrauchten es an stat des Brodes, so ihre vornemste Speise war. Doch assen sie auch zuweilen Schaf. Ziegen, und Schweinefleisch; aber nicht ordentlich. Denn solches war nur für gewisse Tage bestimmt, die sie als Festtage feyerten. Bey diesen Zusammenkünften theilte ihr König jedesmal unter Zwanzig drey Ziegen und was Giffio aus. Nachher trat jedes Zwanzig vor den König, und liessen ihre Geschicklichkeit im Springen, laufen, Ringen, Schiessen, Tanzen und andern Uebungen sehen. Unter dieser Zeit hatten sie Freiheit, durch ihres Feindes Länder hin und wieder zu streifen; und oftmalen schmauseten die Feinde ebenfalls mit einander. Wann die Saatzeit kam, wurde jedwem von dem Könige sein Stück Land angewiesen, so mit Ziegenhörnern gepflüget und unter Aussprechung gewisser Worte besäet wurde. Alle andere Arbeit aber geschähe von den Weibern. Sie hatten eine Art von Frucht, die sie Mozan nannten, und so gros wie eine Erbse war. Zuerst ist sie grün, und so wie sie reifet, wird sie roth; hernach aber, wenn sie ganz reif ist, bekömmt sie eine schwarze Farbe, fast wie die Brombeeren, und ist von Geschmack sehr angenehm. Sie saugten blos den Saft daraus, den sie Joya heißen; sie mach-



chen auch eine Art von Honig davon, und nennen ihn *Chacertem*. Diese *Mozanen* wurden gesamlet, wenn sie ganz reif waren, und eine Woche lang in die Sonne gelegt; alsdenn in Stücken gebrochen, und in Wasser zu Syrup gekocht. Es ist auch eine vor-  
treffliche Arznei wider den Durchsal und Rückenschmerzen. Wenn sie mit diesen Beschwer-  
lichkeiten befallen worden, so ließen sie sich mit einem Feuersteine zu Ader.

**Kleidung.** S. 44. Ihre Kleidung bestand aus Ziegenfellen. Die *Guanchen* trugen einen kurzen Rock von Schaffellen ohne Falten, Halskragen und Ärmel, der mit Riemen von eben demselben Leder oder den Fellen befestiget war. Sowohl Männer als Weiber hatten diese Tracht, und nannten es ihr *Tomarce*. Die Weiber aber hatten zu Beobachtung der Ehrbarkeit noch eine andere Bedeckung darunter, die einem langen Rocke gleich war, ebenfalls aus Fellen bestand, und bis auf die Erde hing. In dieser Kleidung lebten und starben sie, wurden auch oftmals darin begraben. Von ihrer Sprache ist noch anzumerken, daß die Einwohner einer jeden Insel ihre besondere Sprache gehabt, ausser denjenigen, die ihnen allen gemein ist. Ueberhaupt machen sie nicht viel Worte, und sprechen sehr leise.

**Waffen und  
Übungen.**

S. 45. Weil sie ein munter und starkes Volk waren, so selete es ihnen auch nicht an Leibesgeschicklichkeit. Woben sie ungemeine Verwegenheit besaßen, indem sie von einem Felsen zum andern, die Berge auf folgende Art herunter sprangen. Erstlich schwingen sie ihre Lanze, die ohngefär die Dicke einer halben Pike hatte, dreimal, und zielen nach der Spitze eines Stücks von dem Felsen; indem sie nun hinab giengen, schlugen sie ihre Füße dicht an den Stab, und huben ihren Leib also in die Luft. Die Spitze von der Lanze kömmt zuerst auf den Ort und verhludert den Fal; worauf sie sachte an dem Stabe hinunter glitschten, da sie denn zuweilen zehn Faden weit, auf einen Saß sprangen. Sie berührten mit ihren Füßen die Spitzen von einem Felsen, der nicht einen halben Fuß breit war. Sie kletterten auch auf die steilsten Felsen und schrägsten Hügel, die allem Ansehen nach unersteiglich waren, mit so vieler Kunst und Geschwindigkeit, daß es fast unglaublich geschienen. Ihre Lanzen waren neun oder zehn Fuß lang mit einer Spitze, in der Form der Fangeisen, nur mit etwas breitem Spitzen, so ihnen im Auf- und Herabsteigen behülflich seyn konnten. Ihre Fertigkeit und Verwegenheit ist auch daraus abzunehmen, daß einesmals etliche Zwanzig von ihnen von der Höhe eines überaus erhabnen Castels entsprungen. Sie sollen auch so laut haben pfeifen können, daß man es etliche Meilen weit gehöret; und sogar, wenn man bey einem gestanden, der recht laut gepfeifen, einige Tage lang ganz betäubet gewesen. Sie bedieneten sich auch in ihrem Gesechte der Steine, die sie mit solcher Stärke geworfen, als eine Kugel aus einer Zinte geschossen wird. Sie warfen die Steine so eben, daß sie das Ziel, wornach sie trachteten, selten verfehlten. Gleich nach ihrer Entdeckung sind sie in dieser Übung so fertig gewesen, daß sich einer erbot, er wolle dreien Personen jedem zwölf Orangen geben, und ebenfalls so viel nehmen, und wetten, daß er mit einer jeden von den sehnigen seine Gegner treffen und ihre Würfe zugleich auspariren wolte; so daß sie von seinem Leibe nichts als die Hände berühren solten. Die Jünglinge übten sich beständig im Springen, Riemen, Steinwerfen und Tanzen. Im Jahr 1455 war jede Insel in Herrschaften abgetheilet, und auf *Teneriffa* standen neun besondere Oberhäupter. Diese führten ofters Kriege mit einander, und in der Wuth verloren sie ihre natürliche Gemüthsbeschaffenheit, nach welcher sie an allen Morden einen Abscheu hatten, und machten einander erbärmlich nieder. Sowohl Männer als Weiber bemalten sich mit dem Saße von gewissen Kräutern, grün, roth und gelb, welche Farben sie

sie am meisten liebten. Ihre Waffen waren die bereits bemerkten Lanzen, oder eine Art von Wurfspiessen, und Steine. Einige Lanzen waren mit Hörnern gespißet. Sie wußten die Kunst, sie durch Feuer als Eisen zu härten. An stat des Panzers machten sie eine Salbe von dem Saft gewisser Pflanzen, mit Talg vermischet, so sie in die Haut rieben, womit sie sich auch wider die Kälte verwareren.

§. 46. Die Insel Teneriffa hatte vor der Eroberung sieben Könige, die eben so-  
 wol als das gemeine Volk in Hölen wohnten, auf einerley Art mit ihnen lebten, auch Regierung und Religion.  
 gleich wie in Canaria mit Ziegenfellen bekleidet waren. Vorher war zwar nur Ein König, Namens Andere: da er aber bereits viele Jahre regieret hatte, und seinen Söhnen die Zeit zu lang wurde; so verschworen sie sich in seinem Alter wider ihn, und theilten das Land unter sich in so viel Theile, als ihre Zahl ausmachte. Eine jede Herrschaft scheint ihre eigne Art des Gottesdienstes gehabt zu haben; denn in Teneriffa waren vielerley Arten der Abgötterey, nach welcher einige die Sonne, andern den Mond, die Jesterne u. s. w. anbeteten. Uebrigens hatten sie einen dunkeln Begriff von einem andern Leben; und meinten, daß der auf dem Piko befindliche so genannte Kessel die Hölle sey, worin die Seelen ihrer Vorfaren, die unanständig gelebt, gequälert wurden, da sich hingegen die Guten und Tapfern in das angenehme Thal begäben, wo jezo die Stadt Laguna aufgebauet ist. Sie sollen auch ein höchstes Wesen geglaubet, und solches Achuburahan, Achubuchanar und Achguayarerax, das größte, höchste und beschützende Wesen; die Hölle aber Echeyde, und den Teufel Guajotta genennet haben. Bey dem Antritt eines neuen Oberhauptes war es gebräuchlich, daß sich einige junge Personen anboten, sich ihm zu Ehren aufzuopfern. Damit gieng es folgendergestalt zu. Der Befelshaber gab bey seinem Antritte ein grosses Fest. Dieses recht feierlich zu begehen, wurden alle diejenigen, die bereit waren, ihre Liebe durch ein Opfer zu erkennen zu geben, nach der Klippe eines besondern dazu bestimmten Felsens geführt. Nachdem sie daselbst einige Worte gemurmelt, und besondere Ceremonien verrichtet hatten; so stürzte sich der Freiwillige zum Opfer, von dem Felsen herunter, und ward in Stücken zerschmettert. Das Oberhaupt aber war verbunden, dessen Anverwandte zur Belohnung vor diese besondere ihm dadurch bewiesene Ehre, mit Gnade zu überhäufen. Bey der Geburt eines Kindes wurde demselben von einer dazu bestimmten Frau Wasser auf das Haupt gegossen, welche von der Zeit an als eine Verwandte in der Familie aufgenommen wurde, und keinem aus dem Stamme war ferner erlaubt, sie zu heiraten.

§. 47. Es war einem jeden vergönnet, so viel Weiber zu nehmen, als ihm be-  
 liebte; und bey den Verheirathungen wurden keine weitere Ceremonien beobachtet, als daß nemlich die Manespersonen um die Einwilligung der Eltern von der Braut anzuhalten pflegten. Die Ehen wurden aber auch bald wieder getrennet. Denn sobald sie einander überdrüssig geworden, konten sie ohne weitere Umstände von einander kommen, und andere Heiraten eingehen; nur mit dem Unterschiede, daß alle Kinder, die sie nach der Ehescheidung zeugeten, für unehelich gehalten wurden; welches aber auch eben so genau nicht mag beobachtet worden seyn.

§. 48. Ihre Todten begruben sie folgendergestalt: Sie brachten den Leichnam na-  
 hend zu einer grossen Höle, und stellten ihn daselbst aufgerichtet an die Wand. War er von einigem Ansehen, so gaben sie ihm einen Stab in die Hand; und setzten, wie bereits angeführt, ein Gefäß vol Milch, und eines so mit Wein angefüllet war, wenn sie dergleichen hatten, neben ihm. Die Reisenden haben die Ueberbleibsel von diesen Todtenhölen, worin  
 1 Theil. Begräbnisse.  
 E c c c sie



sie mannigmal 300 Leichname beisammen angetroffen, öftermalen mit Verwunderung betrachtet. Das Fleisch daran ist ganz zusammen getrocknet gewesen, und hat wie Pergament ausgesehen.

Todtenhö-  
len.

§. 49. Insbesondere finden sich auf der Insel Teneriffa die bemeldeten Todtenhölen verschiedentlich, welche als merkwürdige Ueberbleibsel des Alterthums etwas näher beschrieben zu werden verdienen. Zu Guimar, einer Stadt, die noch meistens von solchen Einwohnern bewonet wird, die von den alten Guanchen abstammen, sind verschiedene dergleichen Hölen anzutreffen. Die Einwohner pflegen selten einen Fremden mit dahin zu nehmen; wenn es aber ja geschieht, so mus man solches als ein Kennzeichen einer besondern Gewogenheit ansehen. Die Leichname sind in Ziegenfelle, mit Riemen von eben solchen Häuten auf eine eigene Art, insbesondere so viel die Näthe anlanget, als die besonders gerade sind, eingesehet. Die Häute werden sehr knap und dichte auf den Leichnam gepasset. Man siehet an ihnen von beiderley Geschlechtern noch die Augen, obwohl verschlossen; die Haare auf den Köpfen, die Ohren, die Nasen, die Zähne, Lippen und Bart, nur, daß der Körper eine andere Farbe bekommen, und ein wenig eingeschrumpelt ist. Einige dieser Leichen standen; andere lagen auf hölzernen Gestellen, welche durch eine ihnen bekante Kunst, die von den Spaniern *Lurax* genennet wird, dergestalt gehärtet waren, daß kein Eisen durchdringen kan. Diese Körper sind so leicht, als Stroh; und an einigen, die zerbrochen waren, konte man die Nerven und Senen, wie auch die Adern, die wie Schnüre aussahen, sehr genau bemerken. Ihre ältesten Leute sagen, daß sie über zwanzig Hölen von ihren Königen und vornehmen Personen mit ihren ganzen Familien gehabt, die aber sonst niemanden als ihnen bekant sind, und die sie auch niemals entdecken würden. In den Hölen von Grosanaria haben sich auch Körper in Säcken gefunden, die fast verzeret, und nicht so völlig als die zu Teneriffa, gewesen. Auch haben sie irdene Gefäße wie Töpfe gestalt, die sind so hart, daß sie nicht zerbrochen werden können. Von diesen werden einige in den Hölen und alten Gräbern gefunden, und von denen die sie finden, wenn es arme Leute sind, dazu gebrauchet, ihr Essen darin zu kochen.

Kunst zu bal-  
samiren.

§. 50. Es sol nach ihrem eignen Berichte nur ein einziger Stam seyn, dem das Geheimnis, die Todten dergestalt unverweslich aufzubehalten, bekant gewesen sey. Dieser hat diese Kunst vor ein Heiligtum angegeben; daher sie nicht jederman bekant werden dürfen. Insbesondere sind ihre Priester darin vornemlich geübt gewesen. Als aber die Spanier sich nachher Teneriffa bemästert, sind die meisten von ihnen ausgerottet worden, und ist folglich dieses Geheimnis verloren gegangen. Sie haben blos durch eine Ueberlieferung etwas von den Materialien aufbehalten, so hierzu gebrauchet worden. Sie nehmen nemlich Butter, die mit Bärenfett vermischt seyn sol, welches sie zu dem Ende in den Häuten aufbehalten: darin kochen sie gewisse Kräuter, als wilden Lavendel, der häufig bey ihnen auf den Felsen wächst; desgleichen ein Kraut *Lara*, von einem harzigten Wesen, so unten am Fusse der Berge gefunden wird; ferner eine Art von Erdäpfeln, die sie *Cyclamen* nennen; nicht weniger wilde Salben, und einige andere nicht sonderlich bekante Kräuter, wodurch es zu einem vollkommen Balsam wird. Wenn dieser nun zubereitet ist; so nehmen sie das Eingeweide heraus, und waschen den Körper mit einer Lauge, die aus der Rinde von Fichtenbäumen gemacht ist. Des Sommers wird er in der Sonne, des Winters aber in einem Ofen getrocknet. Und dieses geschieht verschiedene male. Hernach fangen sie ihre Salbung sowol äußerlich als innerlich an, und trocknen den Körper wie vorher gesehen. Dieses thun sie so lange, bis der Balsam durch den ganzen Leib

gedrunc

gebrungen ist, und die Muskeln in allen Theilen durch die zusammen gezogene Haut erschienen, und der Körper überaus leicht geworden. Nachher nehen sie ihn in Ziegenhäute, wie oben gedacht worden. Bey armen Leuten nehmen sie, zu Ersparung der Kosten, das Gehirn hinten heraus, und nehen sie zwar auch in Ziegenhäute, wovon aber die Haare nicht abgemachet sind. Die Reichen hingegen werden so dichte in die glat gemachte Häute eingenehet, daß sie lange Zeit ungemein geschmeidig bleiben. Es erhellet aber auch aus einigen andern Nachrichten, daß nicht blos ein gewisser Stam, dieses Geheimnis nebst den Priestern ehemals allein besessen haben müsse. Denn die alten Guanchen haben einen eignen Einbalsamirer für einen jeden Stam gehalten, dessen Amt darin bestund, einen gewissen Balsam aus dem Pulver von Genst, und einer Art rauher Steine, Fichtenrinden und verschiedenen Kräutern, die insgesamt mit geschmolzner Ziegenbutter unter einander gemischet wurden, zu verfertigen. Wenn sie nun den Leichnam gewaschen hatten; so stopften sie ihn 13 Tage lang hinter einander mit diesem Balsam vol, legten ihn in die Sonne, und fährten ihn so lange um, bis er steif und hart geworden war. Des verstorbenen Freunde begiengen diesen Tag als einen Trauertag. Wenn dieses vorbeey war, so schlugen sie den Körper in Ziegenhäute, neheten ihn mit besondrer Kunst zu, und trugen ihn in eine tiefe Höle, wo niemand hinein kommen konnte. Einige von diesen Körpern, die tausend Jahr vorher, ehe diese Insel entdeckt und von Europäern besucht wurde, in die Todtenhölen gelegt waren, waren bey derselben Uebertunft in eben der Gestalt, als sie oben beschreiben worden, vorhanden. Woraus die Liebe zu ihren todten Mithrüdern hinlänglich abzunehmen, welche bey ihren sonst wilden Sitten nicht genug bewundert werden kan.

§. 51. Ehe wir uns, unserm oben angeführten Vorsatz zu Folge, nunmehr nach vollsür- Madera erste  
ter Beschreibung der alten Einwohner der canarischen Inseln, zu der Insel Madera Entdeckung.  
wenden; so wird nötig seyn, von derselben ersten Entdeckung annoch etwas anzuführen, ehe wir dieselbe selbst betreten, und sowol die natürliche Beschaffenheit, als auch den neuern Zustand derselben, in Betrachtung ziehen. Einige schreiben zwar die erste Entdeckung Johan Gonsalvo und Tristan unter Heinrichs Infanten von Portugal Schutze zu; es sol aber damit eine andere Bewandnis haben. Es ist nemlich unter der Regierung Eduard III. wie einige sagen 1344, ein Engländer, Namens Robert Machin, oder wie ihn einige nennen, Macham, von adelicher Familie, mit einem schönen Frauenzimmer vornehmen Standes, Namens Anna d'Arset, (in die er sich verliebt gehabt, und mit der er, bey Verweigerung ihrer Eltern Einwilligung, in ein eheliches Verbündnis getreten,) mit ihrer Genemhaltung, durchgegangen. Seine Absicht war nach Frankreich gerichtet. Da er aber der Schiffart unkundig war, verfelete er den Hafen, und sahe sich den folgenden Tag, in der offenbaren See. Als sie nun dreizehn Tage lang von den Wellen hin und her getrieben worden, erblickte er bey Anbruch des Tages, etwas, so dem Lande ähnlich sahe. Sie funden auch, bey aufgehender Sonne, daß sie sich nicht geirret hatten. Sie ließen solches erkundigen, und endlich nach erhaltener guten Nachricht, stieg Machin mit seiner Liebste selbst ans Land. Als er nun viel Annehmlichkeiten daselbst angetroffen, wagte er sich weiter hinein. Ein Sturm aber von Nordost trieb drey Tage darauf das Schiff von Anker auf die Küste von Marocco, woselbst es scheiterte, und alle darauf zurück gebliebene von den Moren zu Sklaven gemacht wurden. Als sie den Verlust des Schiffes gewar wurden, betrübte sich des Machins Liebste so sehr darüber, daß sie wenig Tage darauf starb. Welcher Todesfal ihrem liebsten auch dergestalt zu Herzen gieng, daß er ihr



wenig Zeit hernach im Tode Gesellschaft leistete. Seine Gefärten, die mit ihm ans Land gestiegen waren, folgten seiner Anordnung, und legten ihn nebst seiner Liebste, in ein nahe bey dem Fusse eines Altars, den sie unter einigen schönen Bäumen aufgerichtet hatten, gemachtes Grab. Hierauf setzten sie ein grosses hölzernes Kreuz, und nicht weit davon eine Aufschrift, die *Nachin* selbst entworfen hatte, und eine kurze Nachricht von dieser Begebenheit in sich hielt. Die übrigen wolten mit der Schaluppe nach *Engeland* zurück kehren, hatten aber mit denen, die auf dem Schiffe geblieben, einerley Schicksal, und wurden ebenfalls zu *Slaven* gemacht. Unter den gefangnen Christen zu *Marocco* befand sich damals *Johan von Morales*, ein Spanier von *Servilien* gebürtig. Dieser war ein erfahrener Schifman, und erfreuete sich sehr, über die von den *Engeländern* dieses Landes halber erhaltne Nachricht.

Fortsetzung.

S. 52. Als nun *Johan I. von Portugal* 1415 *Ceuta* erobert, und in diesem Kriege die *Infanten* von *Portugal* bey sich hatte, unter denen sich *Don Heinrich*, der Grossmeister vom *Orden Christi*, besonders hervor that: so legte sich dieser Herr sonderlich auf die geographischen und astronomischen Beobachtungen, und suchte sein lange überlegtes Unternehmen ins Werk zu richten. Hierzu brauchte er besonders *Juan Gonsalvo Zarco*, einen Edelmann von seinem Hofe. Dieser diente dem Könige und den *Infanten* bey allen Unternehmungen gegen *Africa*, und wird für den ersten gehalten, der das grobe Geschüß auf die Schiffe gebracht. Im Jahr 1418 entdeckte er *Puerto Santo* von ungefähr, als er das Vorgebirge *Bojador* suchte, und 1420 schifte er durch die Engen, um auf die africanische Küste zu kommen. Als 1416 *Dom Sanchio*, der jüngste Sohn Königes *Ferdinands* von *Castilien*, verstorben, und eine grosse Summa Geldes zu Loskaufung spanischer Christensclaven ausgesetzt hatte, wurde auch *Johan de Morales* damit von der *Slaverrey* befreiet. Indem er nach *Spanien* zurück kehren wolte, wurde das Schif von den *Portugiesen*, die damals mit *Spanien* in einigen Mischelligkeiten lebten, angehalten: nachdem sie aber gesehen, daß solches blos mit losgekauften Christensclaven besetzt gewesen, wieder frey gegeben; nur daß sie den *Morales* für den Prinz *Heinrich* zurück behielten, weil sie gläubten, diesem Herrn mit solchem erfahrenen Steuerman ein angenehmes Geschenk zu machen. Als dieses *Morales* vermerkte, erbot er sich freiwillig, in des *Infanten Heinrichs* Dienste zu treten, und entdeckte dem *Gonsalvo*, der das Schif anhalten lassen, die neue Entdeckung der Insel, und bekräftigte solche mit der Begebenheit der beiden Verliebten. *Dom Heinrich* beschloß, nach dieser erhaltenen Nachricht den *Gonsalvo* und *Morales* nach *Lissabon* zu senden, und dem Könige seinem Vater die fernere Entdeckung davon in Vorschlag zu bringen. Als nun nach einigen Widersprüchen und überstiegenen Hindernissen der Vorschlag genemiget, eine kleine Flotte ausgerüstet, und die Aufsicht dem *Gonsalvo* anvertrauet wurde; war dieser so glücklich, nach einer kurzen und ruhigen Fahrt nach *Puerto Santo* zu kommen: von da sahe er denjenigen fürchterlichen Schatten, wovon er gehöret, und weshalb bisher mancherley Auslegungen gemacht wurden, den aber *Johan von Morales* beim ersten Anblicke für ein sicheres Zeichen des gesuchten Landes hielt. Weil sie aber bey dem Mondwechsel keine Veränderung daran bemerkten, so wäre das ganze Unternehmen beinahe ins Stecken geraten, wenn nicht *Morales* seine Meinung behauptet hätte, daß, der Nachricht zu Folge, die er von den gefangnen *Engeländern* erhalten, und dem Laufe, den sie genommen, gemäs, das verborgene Land nicht weit von ihnen seyn könnte. Er unterstützte seine Gedanken dadurch, daß das Land beständig durch hohe und dicke Bäume beschattet würde,

daher

baher sich notwendig Dünste erheben, und gegen den Himmel ausbreiten müssen, woraus denn die Wolken entstünden, die ihnen bisher so schreckhaft gewesen.

§. 53. Gonsalvo war herzhafter als die übrigen, daher gieng er einen Morgen früh in die See, und entdeckte sein Vorhaben niemanden als dem Morales. Damit er nun bey herannahenden Tage die Entdeckung völlig zu Stande bringen möchte; so setzte er alle Segel aus, und richtete das Vordertheil des Schifs gerade auf die dunkle Wolke. Jedoch der Nebel erschien immer höher und dicker, je weiter sie fortruckten; so, daß es zuletzt ein recht schrecklicher Anblick war. Um Mittage hörten sie das Geräusche der See, so den ganzen Horizont erfüllte. Diese neue eingebildec Gefar bewog die Schiffeute, daß sie den Gonsalvo baten, seinen Lauf zu ändern. Er ermanete sie aber durch tüchtige Gründe, und beweg sie dadurch, ihm zu folgen. Weil es windstille war, und die See heftig strich; so lies Gonsalvo das Schif durch zwe Schaluppen längst der Wolke schleppen. Das Geräusche der See dienete ihnen zum Merkmale, und nachdem es sich vermehrte oder verminderte, näherten oder entferneten sie sich davon. Nach und nach ward die Wolke kleiner, und gegen Osten schwächer; die Wellen aber rauschten beständig. Und endlich erblickten sie durch den Nebel etwas, so schwärzer war, ob sie solches gleich wegen der Weite nicht recht erkennen konnten. Dieses aber waren die am Ufer liegende Felsen. Die See fieng an heller zu scheinen, und die Wellen wurden schwächer, und endlich sahen sie das Land, ehe sie sichs vermuteten. Das erste, so sie erblickten, war eine kleine Spitze, die Gonsalvo die St. Lorenzspitze nante. Sie segelten weiter, und fanden Land, das sich südwärts erhob; die Wolke verschwand, und eröffnete ihnen eine weite Aussicht den Berg hinauf. Hierauf begab sich Morales in der Schaluppe ans Land, und kam gleich zu einer Bucht, die ihm die Engländer beschrieben hatten. Endlich fanden sie des Machins Begräbnis und alle übrige Merkmale. Als Gonsalvo hievon bey ihrer Zurückkunft Nachricht erhielt, so nahm dieser sogleich im Namen des Königes und des Infanten Besitz davon, und lies neben dem Altare der unglückseligen Verliebten noch einen andern Altar aufrichten. Sie fanden eine Menge mancherley Vögel, die sich mit den Händen fangen ließen. Bey einem Vorgebirge westwärts trafen sie einen Platz an, wo viel schöne Flüsse in die See fielen. Gonsalvo lies nachher das Land näher erkundigen, und vernam, daß solches rings umher von der See umgeben würde, und also, wie man bisher geglaubt, kein Stück von Africa, sondern eine Insel sey. Gonsalvo kam endlich 1420 glücklich wieder nach Lissabon. Er erhielt als Hauptman der Insel Befehl, wieder dahin abzugehen, welches auch 1421 im Monat May geschah. Er nahm seine Frau, Constantia Rodriguez de Sa, seinen ältesten Sohn, Juan Gonsalvo, und seine beiden Töchter, Zelenen und Beatriz, mit; kam in wenig Tagen dahin, ankerte in der Rhee, die bisher der engeländische Hafen geheissen, und nennete ihn, zu Ehren des ersten Entdeckers, Puerto de Machino, woraus nachher der heutige Name Machino oder Machico entstanden. Als er ans Land gestiegen war, bauete er nach Machins Verlangen eine Kirche, und lies die Gebeine der unglückseligen Verliebten unter das Chor legen. Dieses ist also der kurze Inhalt der Entdeckung dieser Insel, wobey sich jedoch noch ein Zweifel ereignet.

§. 54. Diese Schwierigkeit bestehet in der Zeitrechnung: denn der Erzählung zu Zweifel in ab-  
Folge, sol des Machins Gesellschaft gleich nach dessen Tode in die Sclaverey zu Ma- sicht der zeit-  
rocco gekommen seyn, und daselbst den Morales im Gefängnisse angetroffen haben. rechnung.  
Wenn also Machins Entdeckung ins Jahr 1344 gesetzt wird, so müste Morales, als  
C c c c 3 ihn



ihn Gonfalso 1416 oder 1417 angetroffen, wenigstens erst nach einer etliche siebenzigjährigen Gefangenschaft losgekauft seyn. Es müßte also wol freilich ein ander Jahr angenommen werden, in welches die erste Erfindung dieser Insel zu setzen wäre. Hierin sind aber die Geschichtschreiber nicht einig. Darin aber kommen sie beinahe insgesamt überein, daß die Entdeckung wirklich von einem Engländer, *Nachir*, auf vorbeschriebene Art geschehen seyn sol.

Lage, name  
und größe.

§. 55. *Madera* liegt im 32ten Grad nördlicher Breite, und 17 Meilen von der Insel *Teneriffa* Nordost, Südwest aber von den *Hercules*seulen. Den Namen *Madera* hat sie deshalb überkommen, weil man daselbst einen grossen Wald von allerley Bäumen, als Cedern, Cypressen, *Vinatico*, *Barbuzano*, Fichten u. s. w. angetroffen. Hiebey ist zu merken, daß einige Geschichtschreiber zwey Inseln unter dem Namen *Madera*, nemlich die eigentlich so genante Insel und *Puerto Santo*, darunter begreifen. Es ist sowol bey den Engländern, als Spaniern und Portugiesen, noch jezo gewöhnlich, die *Maderas* zu sagen. Man versteht zwar unter dieser Benennung nicht beide Inseln; indessen ist es, allem Vermuten nach, durch eine alte Gewohnheit eingeführet worden. *Madera* wird nach der Insel *Teneriffa* für die grössste Insel im atlantischen Meere gehalten.

Beschaffen-  
heit.

§. 56. Die Luft wird daselbst durchgängig gut befunden, indem sie sehr gemäßigt und selten stürmisch, der Himmel auch die mehreste Zeit aufgeheitert ist. Einige halten es für den angenehmsten Ort in der Welt. Diejenigen, die sich 1431 auf Veranlassen des Infanten *Don Heinrichs* zuerst daselbst niedergelassen, haben in der Absicht, das Land heller zu machen, die Wälder in Brand gesetzt; das Feuer aber habe so heftig gewüthet, daß verschiedene nebst ihren Familien, worunter auch ihr Befelshaber selbst, dem Feuer zu entkommen, sich auf die See begeben, und daselbst etliche Tage und Nächte in Hunger und Kummer aushalten müssen.

Wälder und  
Bäume.

§. 57. Unter denen übrig gebliebenen und dem Feuer entgangenen Wäldern, bestehen die mehresten insbesondere auch aus Cedern und *Nasso*. Die Ceder ist gros, stark und gerade, und giebt einen durchdringenden Geruch von sich. Es werden die schönsten Bretter zum Bau daraus gemacht. Das *Nassoholz* ist rosenrot, und daraus können ausser den Brettern auch Bogen und Armbrüste gemacht werden. Nicht weniger ist der Baum *Draco* und eine Art von *Guajacuin* daselbst befindlich. In den Gärten ist auch vor einiger Zeit die immerwährende Blume gepflanzt worden. Diese hat den Namen daher bekommen, weil sie, ohngeachtet sie abgepflückt worden, in vielen Jahren nicht sonderlich verwelket. Sie wächst wie Salbey, und die Blume siehet wie eine Camillenblume aus.

Thiere, vögel.

§. 58. Weil sich auf dieser Insel viele felsichte Gebirge befinden, so ermangelt es auch nicht an wilden Ziegen, ingleichen an wilden Schweinen in den Wäldern und auf den Bergen. Nicht weniger giebt es auch wilde Pfauen; Rebhühner und wilde Enten daselbst. Die ersten Bewohner sollen eine unglaubliche Menge von wilden Tauben daselbst gefangen haben, der sie mit leichter Mühe habhaft werden können, weil diesen Thieren die Arten der Nachstellungen bis dahin unbekant gewesen. Nunmehr ist auch ein ungemeiner Vorrat von zamen und Schlachtwiehe daselbst befindlich.

Früchte.

§. 59. Ohngeachtet das Land bergicht, so ist doch der Boden fruchtbar. Auch sind anjezo viel Pfirsichen, Apricosen, Pflaumen, Kirschen, Feigen und welsche Nüsse darauf befindlich. Die *Banana* oder *Bonanoe* wird daselbst sehr hoch geschätzt. Man glaubt, daß sie ihrer ungemeinen Lieblichkeit wegen die verbotene Frucht gewesen seyn müsse,

se, wovon Adam und Eva im Paradiese gegessen. Man wil auch einen Beweisgrund von ihren grossen Blättern hernemen, die hinlänglich genug sind, Schürzen daraus zu machen. Es wird fast nicht gestattet, die Frucht mit einem Messer zu zerschneiden, indem sich solchergestalt die Aenlichkeit eines Crucis zeigt, das, wie die Einwoner vorgeben, das Bild des Heilandes seyn sol. Drangen und Limonien sind im grossen Ueberflus. Auch wachsen viel Citronen daselbst, woraus die Einwoner das Confect Sucker machen, und solches jährlich nach Europa liefern. Der Zucker, den die Einwoner dazu gebrauchen, wird wegen seiner guten Eigenschaften, da er nemlich wider auszerende Krankheiten gebraucht wird, wenig oder gar nicht aus dem Lande gelassen, zumalen er auch für die Insel selbst kaum zureichend ist.

§. 60. Weil in dem Lande überall schöne Quellen und ausser denselben acht Flüsse Zucker angetroffen werden, so brachte diese grosse Menge Wasser den Infanten Heinrich zuerst auf die Gedanken, Zuckerrohr von Sicilien hinzusenden, welches auch, weil es eine wärmere Gegend fand, überaus gut fortkam.

§. 61. Der Infant Don Heinrich liess einige Malvasierpflanzen von Candien Wein dahin bringen. Der Wein geriet auch dergestalt wohl, daß, da die Asche der abgebrannten Holzungen den Boden so fruchtbar gemacht, er beinahe sechzigfältig getragen, die fruchtbaren Weinstöcke mehr Trauben als Blätter, und solche zwey bis drey Spannen lang hervorgebracht. Sie haben auch die schwarze Pergolattraupe im Ueberflus, und sollen ihre Weinlese um Ostern anfangen. Der beste Wein, so bey ihnen fortkömmt, ist überhaupt von Candia dahin gebracht. Ein gewisser Wein, der der Farbe nach dem Champagnerweine gleicht, wird nicht sonderlich geachtet; die andere Art ist etwas stärker und blas; die dritte ist kostbar und ungemein lieblich, und wird Malmsey genennet; die vierte Art siehet aus wie Alicantewein, dem Geschmacke nach aber kömmt sie ihm zuvor. Man trinkt sie nicht anders, als wenn sie mit andern Weinen vermischet sind, die sie erhalten und ihnen eine andere Farbe geben. Wenn sie gähren sollen, werden gewisse Steine zerstoßen und gebrant, die Jesh heissen. Der Wein von Madera hat die besondere Eigenschaft, daß er durch die Hitze der Sonne verbessert wird; weshalb man denn nur das Spundloch öfnet, und ihn in der freien Luft aussetzt. Die Jesuiten haben die Handlung mit dem Malmsey allein an sich gezogen, indem sich davon nur ein einiger Weinberg befindet, der in ihrem Bezirk, nemlich in ihren Garten zu Fonchial lieget. Er ist eine kräftige Herzkur, und wird stark nach Westindien, sonderlich nach Barbados, gefahren, alwo er höher als alle europäische Weine geachtet wird. Ueberhaupt sind die Weine von zweierley Farbe: einige sind bräunlich; eine Art aber ist roth, und wird Vinto tinto genant; und man glaubt, daß letzterer gefärbet werde, welches aber von den Einwohnern heftig bestritten wird.

§. 62. Die Stadt Funchal, so auch von einigen Madera genant wird, liegt in einem Thale und an dem Fusse eines Berges, von dem bey starken Ergiessungen das Wasser so häufig herunter läuft, daß derselben durch Ueberschwemmungen oftmals grosser Schaden zugesüget wird. Diese Stadt, die auch Fonchiale heisset, liegt in einer Bucht an der Südseite der Insel, hart an der See, und ist mit Mauern und Geschütze versehen. Es läuft in der Mitte der Bucht durch einen durch die Mauer gemachten Bogen frisch Wasser in die See. Das Ufer bestehet aus grossen Kieselsteinen und sonst aus Felsen. Der östliche Theil der Rhede ist mirrber Grund. Die Stadt ist etwan eine engländische Meile lang, und liegt im 32sten Grad nördlicher Breite. Sie hat drey Schanzen, und



und der portugiesische Adelantado oder Statthalter hat seinen Sitz daselbst. Sie hat auch noch andere Namen, als nemlich Tunchal oder Tonzal. Von dem daselbst in Menge wachsenden Fenchel aber sol sie den gemeinsten Namen Funchal erhalten haben. Es ist der einzige Handelsort auf der Insel. Das eine Fort liegt auf einem Felsen nicht weit vom Ufer. Hinter der Stadt erhebt sich der Grund nach und nach gegen die Berge, die sich in Gestalt eines halben Cirkels auf viele Meilen weit ausbreiten. Alles ist voller Gärten, Weinberge und Landhäuser. Von dem Berge hinter der Stadt laufen verschiedene schöne Bäche herunter, die viele Meilen geleitet werden, womit die Einwohner durch Wasserkinste, die sie auf- und zuschrauben, in ihre Gärten so viel Wasser, als sie wollen, einlassen können. Die Stadt hat fünf bis sechs Kirchen, drey Klöster und drey Nonnenklöster. Das Convent der Jesuiten ist das artigste. Die Einwohner bestehen aus Portugiesen, Negern- und Mularen, die lauter Kaufleute sind. Es haben auch die Franzosen, Engländer und Holländer verschiedene Factoreien daselbst.

Hafen.

§. 63. So angenehm aber die Stadt an sich selbst ist, so unruhig und gefährlich ist dagegen der Hafen, besonders bey West- und Südwestwinden, auf welcher Seite die Rhede offen ist. Man kan über eine halbe Meile weit vom Ufer unter 40 Faden nicht ankern, und noch dazu nirgends als am westlichen Ende. Wenn nun die See durch ihr Aufschwellen von diesen Gegenden einen Sturm ankündigt, so ist kein ander Mittel, als die Tauen los zu machen, und sich auf die See zu begeben. Das Wasser spielt so stark ans Ufer, daß man insgemein die Pipen aus Land schwimmen läßt, oder sie vom Ufer ins Wasser stößet, deswegen auch die einzige gute Zeit zum Wasser-Einnemen diejenige ist, ehe der Wind sich von der See erhebet. Es liegt zwar ein hoher Felsen daselbst, Loo genant, der eine Schanze hat, wo kleine Fahrzeuge vor diesen Westwinden sicher liegen können. Wenn sich aber der Wind wendet, und ihr Vordertheil nach dem Lande zu getrieben wird, so machet sich gleich alles nach dem Ufer, und das Schiff mag sich, so gut es kan, beim Sturme helfen. Die Wohnungen auf dem Lande sind auch nicht viel besser, als die Rhede in der See. Man mus sich auf der Erde behelfen, und von Wanzen und Flöhen heftig plägen lassen.

Andre Städte.

§. 64. Es sind außer Funchal noch zwey andere Städte auf dieser Insel, die ebenfals an der Südseite liegen, als nemlich Marasylo, ein kleiner Ort, der ebenfals eine Bucht oder Hafen hat, wo in 12, 15, 17 und 20 Faden gut zu ankern ist. Ingleichen Santa Cruz, in einer andern offenen Bucht vor Marasylo. Auch liegt noch Machico oder Machamestadt ohnfern Santa Cruz, alwo sich eine Kirche und Bernhardinerkloster befindet.

Sitten der Einwohner.

§. 65. Die vornehmen sowel als geringen Leute befeßigen sich sonderlich der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Die Armen leben insbesondere zur Zeit der Weinlese mehrtheils von reifen Trauben und Brod; durch welche Mäßigkeit sie sich auch vor den Siebern, die sonst in dieser heißen Jahreszeit häufig herum gehen, schützen. Die Trunkenheit ist bey ihnen ein großes Laster, daher auch aller Schein davon vermieden, und niemand sein Wasser auf der Gasse abschlagen wird, aus Besorgnis, für einen Befessenen angesehen zu werden. Gleichfals sind sie auch in ihrer Kleidung sitfam, und tragen aus Gefälligkeit gegen die Geistlichkeit, die in großem Ansehen unter ihnen stehen, fast alle schwarze Kleider. Ohne Degen und Dolch aber werden sie niemals ausgehen, welche auch sogar ihren

ihren Bedienten zu tragen erlaubt sind. Ihre Häuser sind mehrentheils schlecht, und haben insgemein flache Dächer. Die Fenster sind ohne Glas, und den ganzen Tag offen. Des Nachts aber werden sie mit hölzernen Fensterladen zugesetzt. Bey ihren Heiraten sind sie sehr behutsam, und bey den Heiratstractaten gehen ihre hauptsächlichsten Betrach- tungen auf das Geschlecht und Herkunft des Freiers. Denn die Vornemen pflegen die Verbindung mit den Juden und Moren, die sich in grosser Anzal daselbst befinden, ger- ne zu vermeiden, welches aber unter den armen und gemeinen Leuten eben so genau nicht beobachtet wird. Insbesondere wird den Weibespersonen sehr verübelt, wenn sie sich in eine Heirat mit dieser Art von Menschen einlassen.

§. 66. Bis hieher wäre bey ihren Sitten nichts tadelhaftes zu erinnern gewesen; Fortsetzung. wenn man aber nachfolgendes in Erwägung zieht, so wird man allerdings etwas antrif- fen, so alle übrige gute Eigenschaften hinwiederum verdunkelt. Es stehen nemlich die Mordthaten bey ihnen in einer ausserordentlichen Hochachtung; und denjenigen, der eine sol- che Unthat verübet, hält man noch dazu für einen vom vornemen Stande, und von einer besondern Herzhaftigkeit. Wenn es je eine solche Person betrifft, daß die That nicht un- gestraft bleiben kan, so braucht der Thäter nur eine Kirche oder Kloster zu erreichen. Die grössste Strafe auch, die ihm zuerkannt werden kan, ist die Verbannung oder Gefängnis- schaft, welchen aber durch Geschenke auch wieder abgeholfen werden kan. Ihr Handel wird durch Vertauschung getrieben. Die meiste Nachfrage geschiehet nach Brod, Rind- und Schweinefleisch, Heringen, Käse, Butter, Salz und Del. Nachher suchet man Klei- dung, als Hüte, Hemden, Strümpfe, Schuhe und Leinwand, besonders schwarze, welche die Portugiesen ordentlich tragen. Zuletzt wird nach Hausgeräte gefragt. Da- für nun werden Weine, Zucker, Honig, Wachs, Orangen, Citronen, Limonien, Gra- natäpfel und Leder vertauschet. Zu ihren Begräbnissen werden mehrentheils die Kirchen gebraucht. Die Leiche wird ausgeputzt, und bey dem Einscharren mit Leim und Erde vermengzet, damit der Leichnam desto eher verzeret werden und einem andern Platz machen möge. Ehedem wolten sie den Engländern und andern Protestanten keine Beerdi- gung gestatten, sondern warfen ihre Leichname in die See. Nachher aber hat diese Er- laubnis durch Geschenke erhalten werden müssen; bis sich nachher, da die Colonien ange- wachsen, und die Einwohner den Umgang mit Fremden mehr gewonet geworden, diese Schwierigkeit vielleicht gänzlich geleyet haben wird.

§. 67. Es lieget auch auf der Nordseite 3 Meilen weit die Insel Puerto Santo Insel Puerto welche von den Portugiesen 1418 entdeckt, und von dem Infanten Dom Heinrich bei Santo und völkert worden. Sie hat etwan 15 Meilen im Umfange. Sie trägt gut Korn, und so S. Brandon. viel Hafer als darauf gebrauchet wird. Auch wachsen Drachenbäume daselbst, davon der Saft zu gewissen Jahreszeiten herausgezogen wird, indem er sich in gewisse Schnitte oder Wurzeln setzet, die nicht weit vom Gipfel des Stammes das Jahr zuvor hinein gehauen werden. Diese Krienen sind vol von einer Art von Gummi, welches, wenn es gekocht und gereinigt ist, das Drachenblut der Apotheker ansimachet. Ein solcher Baum hat ei- ne wohlschmeckende runde Frucht, wie eine gelbe Kirsche. Auch findet sich viel Honig und Wachs, so sehr schön ist, daselbst. Es liegt auch ein Hafen alda, wie denn auch ehedem eine Stadt da gewesen, welche aber bey einem Ueberfal der Engländer, der sich 1595 ereignete, abgebrant wurde. Nachher ist selbige nicht wieder erbauet worden, und sind



anjeho nur einige Flecken und Bauerhütten daselbst anzutreffen. Es wird auch einer Insel St. Brandon Erwenung gethan, welche zur Rechten der Canarienseln, etwan hundert Meilen von Hiero oder Seiro ohngefär, sol seyn entdeckt worden; welche auch St. Borondon oder Boranora genennet wird. Weil aber davon nichts zuverlässiges gemeldet werden kan, so wird sie von vielen für eine erdichtete Insel gehalten.

### Dritter Abschnit, Beschreibung der azorischen Inseln.

#### Inhalt.

Azorische Inseln §. 1.

Beschlus 2.

#### §. 1.

Azorische inseln.

So viel die Azoren anlanget, so wird von diesen nichts hauptsächliches anzuführen seyn; daher wir uns begnügen wollen, derselben insgesamt, ihren Namen und algemeinen Beschaffenheit nach, noch mit wenigen zu gedenken. Den Namen Azores haben sie von der darauf befindlichen grossen Menge Habichte, wie bereits oben Erwenung geschehen, überkommen. Glandrische Inseln aber heissen sie deshalb, weil sie von den Niederländern entdeckt worden sind. Sie bestehen aus neun Inseln, die insgesamt dem Könige von Portugal zugehören, und heissen Corvo, Fayal, Flores, St. Georgio, Gratiösa, Maria, Miguel, Pico und Terzera. Diese Inseln sind von starken Winden und vielen Erdbeben häufig beschweret. Die jetzigen Einwohner haben so viel auf selbigen, als sie zu ihrer Nourdurft gebrauchen; im übrigen ist nichts sonderbares daselbst anzutreffen. Anfanglich waren sie nicht mit Menschen besetzt, sondern sie wurden von den ersten Entdeckern ledig angetroffen.

Beschlus.

§. 2. Nunmehr wollen wir, da die Einleitung geendiget, und das merkwürdigste, was sowol von America überhaupt, als auch von demjenigen, was der ersten Entdeckung desselben vorzusehen gewesen, nebst der Beschreibung der darin angeführten Canarienseln und Azoren beigebracht, uns zu der Hauptsache wenden; und die ersten Entdeckungen und Eroberungen der Inseln und Länder, und derselben Beschreibung nach Anzeige des Entwurfs selbst vornemen; und mit den ersten von den Spaniern geschenehen Entdeckungen, als denen der Ruhm hiervon auf keinerley Weise abgesprochen werden kan, den Anfang machen.



# Erstes Buch. Erste Entdeckungen und Eroberungen der Spanier.

## Erstes Hauptstück, Christoph Colombo Entdeckungen der antillischen Inseln und des festen Landes von America.

### Inhalt.

Einleitung §. 1. Wer Christoph Colombo gewesen 2. Seine Beschäftigung und Reisen 3. Seine Meinung von Indien 4. Merkinale, woraus er das Daseyn von America geschlossen 5. Will sein Vorhaben ausführen 6. Wendet sich zu den Genuesern 7. An den König von Portugal 8. An den König Ferdinand und die Königin Isabella 9. Ursprung des Colombo Meinung von Indien 10. Wird verlacht 11. Schwierigkeiten, die er bey Hofe zu überwinden gehabt 12. Findet endlich Gehör 13. Bedingungen, die ihm zugestanden worden 14. Zubereitung zu seiner Reise 15. Seine erste Reise 16. Widerspruch von Seiten der Schiffeute 17. Zweiter Aufstand 18. Siehet Land 19. Freude des Schiffsvolks 20. Insel Guanachani entdeckt 21. Durchläuft andere Inseln 22. Kommt nach der Insel Cuba 23. Kommt nach der Insel Hayti, die er Hispaniola nennet 24. Das Schiff Pinta trennet sich von ihm 25. Colombo entdeckt die Insel Tortue, und besetzt die Küste von Hispaniola 26. Leidet Schiffbruch 27. Lasset eine Colonie zu Puerto Real 8. Trifft die Pinta wieder an 29. Schifft wieder nach Spanien 30. Läuft in den Hafen zu Lissabon ein 31. Kommt wieder nach Palos 32. Tod des Martin Alphonso Pinzon 33. Ehrenbezeugungen die dem Colom-

bo erwiesen worden 34. Zweite Reise des Colombo 35. Entdeckt Dominique und andere Inseln 36. Kommt zu Hispaniola an, findet die Colonie zu Puerto Real zerstört 37. Entdeckt Jamaica 38. Ankunft seines Bruders Bartholomäus Colombo 39. Der Admiral gehet nach Spanien 40. Sammltsbeschaffenheit des Bischofs Fonseca 41. Dritte Reise des Admirals 42. Entdeckt die Dreifaltigkeitsinsel 43. Entdeckt die Margaritbeninsel 44. Die Colonie von Isabella nach St. Domingo verlegt, und dieser der Name Hispaniola gegeben 45. Erstes Unternehmen des Veda 46. Americus Vesputius hat America nicht zuerst entdeckt 47. Ungnade des Colombo 48. Dessen vierte Reise 49. Entdeckt Martinique 50. Gehet nach Jamaica und nach Honduras 51. Verfelet die Entdeckung von Mexico 52. Segelt nach Puerto Bello, und entdeckt andere Häfen in der Landesenge von Panama 53. Fahrt des Rodrigo von Bastidas und dessen Entdeckungen 54. Anderes Unternehmen des Veda 55. Des Colombo Zurückkunft nach Europa 56. Schlußrede, womit er seine Feinde beschämet 57. Sein Tod 58. Sein Sohn D. Diego folget ihm in der Wunde eines Admirals 59. Wird Generalgouverneur zu Hispaniola 60.

### §. 1.



ie Römer hatten Gelegenheit gegeben, die sämtliche Küste des festen Theils Einleitung.  
von Europa von der Meerenge bey Gibraltar an, bis an das baltische Meer kennen zu lernen. Die Eroberungen Carl des Grossen an Seiten der Elbe hatten einen Anfang zu einer Kenntnis gegeben, welche noch an dieser Meer.



Meerseite verborgen gewesen, so daß man immer weiter und weiter darin fortkommen konnte. Der Infant D. Heinrich von Portugal hatte die abendländischen Küsten von Africa bis nach Congo entdeckt. Nunmehr war nichts weiter übrig, als sich vollends gegen Abend zu wenden. Es war in der That schon viel, die Azoren gefunden zu haben, wovon ein Schritt weiter America ohnfehlbar gezeigt haben würde. Indessen hatte sich dieses noch niemand einkommen lassen, sondern die Ehre war dem Christoph Colombo, den einige auch aus einem Irrthum, den wir hiernächst umstoßen können, Colon nennen, allein vorbehalten.

Der Christoph Colombo gewesen. §. 2. Dieser Mann war ein Unterthan der Republik Genua, und vor dem Glanze, den er durch den erwünschten Fortgang seines Unternehmens erhielt, dergestalt unbekant, daß auch die Geschichtschreiber daher veranlaßet worden, hunderterley Erdichtungen von seinem Herkommen anzugeben. Einige sagen, er sey aus Savona gebürtig; andere hingegen machen einen kleinen Flecken in eben dieser Landschaft, Lugurco genant, zu seinem Geburtsorte; und wieder andere verlegen solchen nach Nervi; einige aber selbst nach Genua. Man ist nicht weniger wegen der Umstände seiner Vorfahren streitig. Einige sagen, er sey von dem niedrigsten Herkommen; andere leiten seinen Ursprung von Piacenza in der Lombardey ab, und sagen, daß er aus dem vornehmen Hause von Perestrello abstamme. Und wieder andere haben ihn von den alten Herren von Lucaro aus Montferrat abgeleitet. Dieser Streit seiner Abkunft ist selbst in dem obersten Rath von Indien verschiedentlich vorgekommen und erwogen worden. Herrera, der uns davon Nachricht giebet, machet uns aber die Entscheidung dieses Streithandels nicht bekant. D. Ferdinand Colombo, ein Sohn Christophs, dessen Leben er beschrieben, leitet selbst seine Familie aus der Stadt Piacenza ab, alwo, sagt er, man auf verschiedenen alten Grabmälern den Namen und Wappen des Geschlechtes von Colombo antrifft. Dominicus Colombo, Christophs Vater, hatte sein Vaterland, wegen der darin sich ereigneten Unruhen, verlassen, und in den genuesischen Landen eine Freistätte gesucht. Man gedenket auch eines andern Colombo mit dem Beinamen der Jüngere, der in den venetianischen und genuesischen Kriegen den Venetianern vier Galeren abnam. Selbst Colombo, als er durch ein vornehmeres Frauenzimmer befraget wurde, da man an dem spanischen Hofe beratschlagete, ob ihm zu Erleichterung seiner vorhabenden Entdeckungen die Würde eines Admirals, wie er verlangte, beigeleget werden sollte, hatte kein Bedenken, ihr folgendes zu melden: Ich bin nicht der erste Admiral aus meinem Geschlechte; im übrigen gebe man mir einen Titel, welchen man wolle. David war ein schlechter Schäfer; und eben der Gott, dem ich auch diene, erhub ihn nachher auf den Thron.

Seine Beschäftigung und Reisen. §. 3. Christoph Colombo legte sich auf die Schiffart; und da er die Erfahrung mit den Grundlehren derselben verband, so bestrich er bey allen vorfallenden Gelegenheiten das mittelländische Meer. Dieser Wissenschaft fügte er noch zwei andere bey, die ihm sehr gute Dienste thaten, nemlich die Astronomie und die Lesung der Reisebeschreibungen. Seine natürliche Neugierde fand hierin dasjenige, womit sie sich vergnügen und beschäftigen konnte. Die Nachrichten des Marco Paolo waren der Zeit sehr beliebt, und aus dessen Schriften empfing er den ersten Samen zu einem Vorhaben, das er nach der Zeit ausgeführt hat. Bartholomäus Colombo, sein Bruder, legte sich insbesondere auf ruhigere Wissenschaften, und brachte seine mehreste Zeit mit der Cosmographie zu. Also nennete man eine ziemlich unvollkommne Mischung der Astronomie, nach dem Lehrge-  
bäude

bände des Ptolomäus, und der Geographie, nach den Calculn eben dieses Schriftstellers; ingleichen von der Hydrographie, nach welchen die neuern Erfahrungen verschiedene Entdeckungen an die Hand gegeben, die der Einsicht der Alten entgangen waren. Nicht nur der Gebrauch des Compasses war gemein geworden, sondern man war auch, vermittelt astronomischer Beobachtungen dahin gelangt, seine Abänderung zu bemerken, und einen richtigen Calcul zu ziehen. Beide Brüder hatten sich alle diese Beobachtungen zu Nuße gemacht, und daher Gelegenheit genommen, sowol Seekarten als Sphären zu verfertigen, die sonderlich werth gehalten wurden. In den Schulen wurde zwar der Gebrauch des Astrolabii gelehret; zugleich aber betrachtete man es auch als ein Werkzeug; so eigentlich auf ein Observatorium gehört. Colombo war also der erste, der seinen Gebrauch auch auf die See mit richtete. Seine Schiffarten erstreckten sich nicht allein auf das mittelländische Meer, sondern er that einige Reisen nach Portugal; und da die Portugiesen damals verschiedentlich nach den Mittagsgegenden schifften, so wolte Colombo, Madera und Puerto Santo besuchen, damit er dadurch seine Kenntnis vermehren möchte. In Portugal wurde zu der Zeit fast von nichts anders, als von dem Mittel geredet, nach welchem man den Priester Johannes ausfindig machen könnte, welchen man tief in Asien wohnhaft zu seyn glaubte.

§. 4. Dadurch wurde die alte Meinung, die Colombo bey Lesung des Marco Paolo gefasset, aufs neue rege. Es fiel ihm die Insel Cipango, wovon dieser Reisebeschreiber handelt, und das Reich Japan ist, wieder ein. Weil man sich nun von America ein diesem ähnliches nicht vorstellte, so glaubte er, daß der äußerste Theil gegen Morgen, wo China lieget, blos durch den Ocean von der Abendseite, wo Portugal befindlich ist, abgesondert würde. Man legte damals dem festen Lande gegen Morgen schon eine weitere Ausdehnung bey; und Ptolomäus, der 180 Grad der Länge annimmt, kömmt noch nicht bis an den äußersten Theil, der ihm unbekant geblieben war. In der That war dieses ein Irrthum, man wußte es aber der Zeit nicht besser, und die Beobachtungen, welche uns von dem Irrthum befreiet, sind erst lange nach dieser Gedenkzeit entstanden. Colombo bildete sich demnach ein, daß man vermittelt einer Standhaftigkeit dieses Meer durchstreichen, und nach der Insel Cipango durch die Abendseite kommen könnte; da unter dessen die Portugiesen durch die Mittagsgegend nach Indien schifften.

Seine Meinung von Indien.

§. 5. Auf seinen ofters wiederholten Reisen nach Madera und Puerto Santo verheiratete er sich auf der letztern Insel, mit Dona Philippa Nuniz von Perestrello, einer Tochter des Gouverneurs von Puerto Santo. Und dieses ist vielleicht dasjenige, was durch eine Verwechselung der Namen Gelegenheit gegeben, zu sagen, daß er aus dem Hause Perestrello in Italien entsprossen sey. Auf diesen Reisen bemerkte er auch, daß von der Abendseite gewisse Winde kamen, welche einige Tage durch eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er schloß, daß selbige von gewissen dafelbst liegenden Ländern herkommen müssen. Eine neuere Beobachtung aber, die auf den Azoren, zu Madera und auf den Canarien angestellt worden, befestigte ihn noch mehr in seiner Meinung. Man hatte nemlich angemerket, daß nach starken Abendwinden an die Küsten dieser Inseln verschiedene Stücke unbekantes Holz, ja selbst menschliche Körper hingetrieben worden, welche letztere weder den Europäern noch den Africanern glichen, und die die Wellen ans Ufer geworfen. Auf diese Weise wurde Colombo in seiner Meinung immer mehr bestättiget, bis er endlich keinen Zweifel weiter übrig behielt. Er stellte zu dem Ende verschiedene Reisen an, und suchte näher auf die Spur zu kommen; und wie er in

Merkmale, woraus er das Dafelbst von America geschlossen.



einer Nachricht meldet, so segelte er im Jahr 1477 im Monat Februartius hundert Meilen jenseit der Insel Tyle oder Thule, deren mitägiger Theil nach seiner Rechnung 73 Grad der Linie lieget: ob gleich ein Irrtum wenigstens von zehn Graden dieser Breite mit unter gelaufen; denn weder des Ptolomäus Thule, noch Island, vielweniger die Insel Griesland liegen so weit gegen Norden.

Er wil sein  
Vorhaben  
ausführen.

§. 6. Er war weder durch seine Schiffarten noch Heirat reich geworden; sondern er sowol als sein Bruder führten in sehr eingeschränkten Glücksumständen ein arbeitsam und mühsames Leben. Indessen bekam er durch seine Reisen immer mehrere Erfahrung, und er wurde auch dadurch angewöhnet, das Meer, so er sich zu erforschen vorgenommen, nebst allen darauf zu besorgenden Gefährlichkeiten herzhast zu verachten. Endlich wurde er schlüssig, sein Vorhaben, es komme auch wie es wolle, auszuführen. Hierzu hatte er aber einen grössern Nachdruck nötig, als er selbst seinem Unternemen geben konnte; und überdem konnte er auch seine vorhabende Entdeckung sich nicht anders zu Nütze machen, als bis er von einem grossen Monarchen unterstützt würde, der ihm das dazu erforderliche Ansehen gebe, und die nötige Beihülfe von Menschen, Lebensmittel und Schiffe zukommen liesse.

Wendet sich  
zu den Genuesen.

§. 7. Da er nun ein geborner Genueser war, so hielt er es vor seine Schuldigkeit, seinem Vaterlande die ersten Anerbietungen seines Entwurfs zu thun. Er wurde aber abgewiesen, ehe man noch seine Vorschläge angehört hatte, und noch dazu als ein Träumer versporiet.

An den König  
von Portugal.

§. 8. In Portugal regierte damals Johan der II. Da nun Colombo, der durch seine Heirat mit einer Portugiesin einen Sohn Namens Diego gezeugt, auf gewisse Maasse ein Unterthan von diesem Königreiche geworden war; so wendete er sich zu ihm: der dann den D. Diego von Ortiz, Bischof von Ceuta, und zwey Juden, die sich in der Cosmographie vor erfahren erachteten, zu Commissarien ernennete, seine Vorschläge anzuhören und zu prüfen. Diese verlangten einen Aufsatz von ihm, er handigte ihnen auch dergleichen ein; und unterdessen, da sie ihn aufhielten, sendeten sie eine Caravelle aus, deren Steuerman Befehl erhalten, demjenigen, so in dieser Nachricht enthalten, zu folgen. Die Portugiesen, die davon nicht so als Colombo überzeugt waren, und deren Mannschaft eben nicht die beste Gesinnung hatte, kamen nicht gar zu weit; sondern kehrten gar bald wieder in den Hafen zurück, und sagten, daß die Ausföhrung dieses Vorhabens unmöglich wäre. Während der Zeit starb des Colombo Frau. Als er nun die Betrügerey vermerkte, womit er hintergangen worden war, so wurde er verdrüsslich: und da er nunmehr weiter keine Ursache hatte, sich der Krone Portugal verbindlich zu machen, entschlos er sich dieses Reich zu verlassen. Solches geschah auch, in aller Geschwindigkeit; denn er wußte, daß der König von der angegebenen Unmöglichkeit noch nicht überzeugt war, sondern daß er die Zurückkunft der Caravelle der Ungeschicklichkeit ihrer Führer zuschrieb. Daher man leicht auf den Einsatz geraten möchte, ohngeachtet das erste Unternemen fruchtlos gewesen, eine andere Fahrt zu veranlassen. Deshalb eilte Colombo, das Beginnen eines Hofes fruchtlos zu machen, der sich blos seine Nachrichten auf eine solche Art zu Nütze zu machen gesucht, wodurch ihm die Ehre und der Nutzen seines Entwurfs entzogen werden sollte.

An den König  
Ferdinand  
und an die Königin  
Isabella.

§. 9. Er verlies also gegen das Ende des Jahres 1484 Lissabon, und begab sich nach Palos, einen Hafen in Andalusien: daselbst lies er seinen einzigen Sohn in einem Kloster, er selbst aber wendete sich nach Cordua, wo sich der Hof befand. Ohnerachtet er nun, so viel seine Person betraf, ein ziemlich gutes Ansehen hatte, so war doch sein  
Aufzug

Aufzug dergestalt beschaffen, daß er sich durch selbigen keinen sonderlichen Zutritt versprechen konnte. Ferdinand V. und Isabella regierten damals, und zwar ersterer in Aragonien und letztere in Castilien. Die Vermählung, die sie vereinigte, ohnerachtet sie ihre Kronen selbst nicht vereinbaret hatten, unterlies dennoch nicht, ihre Vortheile mit einander zu verknüpfen; daher regierten sie in besonderer Einträchtigkeit. Colombo machte sich also an den König Ferdinand. Das Wort Majestät war damals noch nicht in Spanien üblich; sondern es ist erst, nachdem Carl V. das Kaisertum erlangt, eingeführt worden. Seine Handschrift war, ihrem wesentlichen Inhalte nach, ohngefähr folgendergestalt eingerichtet. Nach einer Ansürung, daß er von seiner Jugend an, und beinahe seit vierzig Jahren, die Meere durchstrichen, so setzte er hinzu: Diese habe ich sorgfältig geprüft, und bin mit einer ziemlichen Anzahl vernünftiger Leute, von allerley Stande, Nationen, und Religionen umgegangen. Während meiner Schifffahrt habe ich in der Astronomie und Geometrie einige Kenntnis erlangt; dergestalt, daß ich mich im Stande befinde, beinahe von allen Städten, Flüssen und Bergen, Rechenschaft zu geben, und jedwedes dahin zu verlegen, wo es auf der Karte ausgedruckt seyn sol. Ich habe alle von der Cosmographie, Geschichte und Weltweisheit handelnde Bücher gelesen. Und anizo finde ich in mir einen Trieb, die Entdeckung von Indien zu unternehmen. Derohalben wende ich mich zu Ew. Hoheit, um Dieselben zu bitten, mein Vorhaben mit Gnaden anzusehen. Ich weis zwar wohl, daß verschiedenen mein Entwurf lächerlich vorkommen wird: wenn aber Ew. Hoheit mir Mittel an die Hand zu geben geruhen, solchen auszuführen, so gros auch die Hindernisse seyn möchten; so verhoffe ich ihn dennoch nach Wunsch bewerkstelligen zu können.

§. 10. Colombo redete weiter von nichts, als von Indien, und war versichert, Ursprung des solches ohnsehlbar zu finden, und dieser Irrtum war auf des Prolomäus Mappa mundi gegründet. Dieser Erdbeschreiber verlegt gegen Morgen von China nichts weiter als einen grossen Meerbusen, davon er die drey Seiten anzeigt. Das Land, so ihn an der Morgenseite begrenzt, ist in der Mappa mundi der Alten nicht bestimmt, als welche den äußersten Abendtheil nicht kanten, weil dieses ganze Land blos in der Einbildung bey ihnen beruhete. Colombo aber, der nach einem so alten Bezeugnis dessen wirkliches Daseyn voraus setzte, verlängerte nach eignem Wohlgefallen dieses Land gegen Morgen, und hielt es unmittelbar durch das Meer begrenzt zu seyn, welches die abendseitigen Küsten von Europa und Africa bewässerte. Die Weite dieses vorgegebenen Landes ist in der Einbildung der Alten dergestalt beschaffen, daß sich von einem Meere zu dem andern kein Weg findet: also schloß Colombo, daß unterdessen, da die Portugiesen gegen Morgen die abendländischen Küsten dieser unermesslichen Länder suchen würden, er durch die Abendseite die morgenländischen Küsten erreichen könnte. Dieses Lehrgebäude, so falsch es auch ist, war doch, so zu sagen, die Seele aller seiner Hoffnung und Unternehmungen. Er starb auch in diesem Vorurtheile, dessen Unrichtigkeit nicht eher, als durch die Schiffarten, welche die Spanier nach dem Südmeere angestellt, sich veroffenbaret hat; und dieses Meer ist erst neun Jahr nach seinem Tode entdeckt worden. Auf diese Weise urtheilte er doch klüglich, ohnerachtet er auf einen unrichtigen Grund gebauet hatte.

§. 11. Des Colombo Vorstellung wurde auch dergestalt aufgenommen, wie er es sich vorher vorgestellt; nemlich er wurde damit verlacht. Die Höfe sind schon gewont, beflissene Geister um sich zu sehen, die in der Absicht, sich aus der Dunkelheit oder Mangel

ColomboMei-  
nung von In-  
dien.

Wird ver-  
lacht.



Mangel zu reissen, Entwürfe schnieden, und die Minister mit Tausend neuen Vorschlägen quälten. Die Unnützlichkeit der mehresten verursachet, daß die gegründeten auch mit verachtet und unter einer Menge einbilderischer Begriffe ersücket werden. D. Alphonsus Quintaniglia, Grossschatzmeister von Castilien, war der einzige, der ein vernünftiger Urtheil von dem Colombo fällere. Er gab ihm Gehör, nahm ihn in Schutz, und verschafte ihm auch die Gewogenheit andrer Personen des Hofes. Er begnügte sich auch nicht blos damit, ihm seinen Lebensunterhalt, während der Zeit seines Aufenthalts zu erleichtern, sondern er bewog auch die Königin Isabella, Commissionen zu Untersuchung seines Entwurfs zu ernennen. Der P. Ferdinand von Talavera von dem Orden des Hieronymus, der Königin Beichtvater, wurde demnach hierzu ernennet. Dieser versamlere auch alle Cosmographen, die im Reiche zu erforschen waren. Jedoch ihre Unwissenheit und Vorurtheil vor die Meinungen der Alten behinderten sie, den Vorschlägen dieses Genuesers Gehör zu geben; der sich ohnedem, da er durch die Portugiesen bereits war hintergangen worden, nur mit halben Worten ausdrückte. Die Einwürfe, so ihm gemacht wurden, bewegten ihn zwar zum Mitleiden, dem ungeachtet aber verzögerten sie doch die gute Absicht der Königin. Auf diese Weise verstrichen fünf ganze Jahre, ohne daß er den Entschlus des Hofes erfahren konnte; und alles lief da hinaus, daß da die Königlichen Personen anjehö mit dem Kriege in Granada alzufehr beschäftigt wären, so könnten sie sich vor der Hand in kein neues Unternehmen einlassen; wenn er aber bis zu Beendigung des Krieges Geduld haben wolte, so würde man seine Vorschläge vielleicht mit mehrerer Musse in Erwegung ziehen können.

**S. 12.** Er nahm eine solche Antwort, die ihn auf ein ungewisses Ziel hinaus zu verweisen schien, vor eine abschlägliche an, und wurde darüber sehr empfindlich; und be-  
 Schwierigkei-  
 ten, die er bey  
 Hofe zu über-  
 winden ge-  
 habt.  
 gab sich nach Sevillien. Der Herzog von Medina Sidonia, an den er sich gewendet, und ihm die Entdeckung zu seinem Vortheil angetragen, wolte ihn nicht einmal anhören. Der Herzog von Medina Celi aber, nahm zwar sein Anerbieten an; er konte aber ohne Einwilligung des Hofes, die er nicht zu erhalten vermochte, nichts hierin vornemen. Als der P. Johan Perez von Marchena ein Barsüßer, den Colombo entschlossen sahe, seine Dienste den Höfen zu Frankreich und Engeland anzubieten; so hielt er ihm davon ab, und lies seinen Entwurf durch geschickte Personen untersuchen, die ihm ihren Beifal auch nicht versagen konten; deshalb gab er der Königin Isabella, die sich im Lager vor Granada befand, davon Nachricht. Nunmehr wurde man auf des Genuesers Vorschläge aufmerkfamer: der Barsüßer empfing Befehl, zu der Königin zu kommen, und er vermochte sie, seinem Freunde Gehör zu geben, dessen Entwurf überaus vernünftig zu seyn schien, ohnerachtet sein Verlangen etwas Abschreckendes mit sich fürere. Er begehrte, beständiger und erblicher Admiral und Unterkönig von den Ländern und Meeren zu seyn, die er entdecken würde. Und dieses hielt man für einen Ausländer vor alzu viel. Was würde man aber endlich dabey verloren haben? Leere Titel, die zu keiner Folge gereichten, wenn das Werk nicht gelingen solte; oder solche Würden, die man ihm ohne eine Undankbarkeit zu begehren, nicht abschlagen können, wenn der Fortgang mit seinem Versprechen übereintreffen würde. Endlich wurde Colombo so vieler Schwierigkeiten und Einwendungen überdrüssig, und war in Begriff Spanien zu verlassen. Quintaniglia und S. Angel, Oberempfänger der geistlichen Einkünfte des Reichs Arragonien aber, thaten nochmalen ihr äufferstes, und vermochten den Cardinal von Mendoza, Erzbischof vom Toledo, mit dem Colombo zu sprechen; denn sie waren versichert, daß er seinen Vorschlägen Beifal

Weisal geben würde. Mendoza war auch wirklich sowol mit dem Entwurfe, als auch mit der Gemüthsbeschaffenheit des Gemüesers zufrieden; dieses aber war auch alles. Um allem Vorwand abzuhefeln, erbot sich Colombo endlich, den achten Theil der Kosten her zu schieffen, und den Gewinnst blos nach dem Verhältniß zu theilen. Er begab sich wieder nach dem Lager vor Granada, reisete aber auch im Januario 1492, sehr misvergnügt über den schlechten Fortgang, wieder ab. Er nahm seinen Weg nach Cordua und Palos, in der Absicht, seine Familie abzuholen, und sich nach Frankreich zu wenden.

J. 13. Als sich aber die Belagerung von Granada durch die Eroberung dieser findet end- Stadt, im Anfange eben dieses Jahres glücklich geendigt hatte, so machte sich Sant lich Gehör. Angel die Freude des Hofes zu Nuße, und ergriff diese Gelegenheit an die Königin zu schreiben. Sein Brief ist lebhaft, und voller Bewegungsgründe. Er malet ihr des Co- lombos Klugheit, die Wichtigkeit seines Entwurfs, den Nutzen und die Ehre, die der Re- gierung der Isabella dadurch zuwachsen würde, auf das lebhafteste ab; er benachrichtigte sie, daß Colombo bereits unter Wegens wäre, seine vortheilhaften Vorschläge anderer Orten zu thun; und reizete dadurch ihre Eifersucht: mit einem Worte, die Königin fing nunmehr an, aufmerksamer zu werden. Weil sie nun durch des Quintaniglia Bewe- gungsgründe albereits erschüttert worden war, so lies sie sich endlich diesen Entwurf so wohl gefallen, daß sie, bey Ermangelung anderer Mittel, indem die Casse durch den gra- nadischen Krieg gänzlich erschöpft worden, sich entschlossen hatte, ihren Schmuck zu verpfänden, und dagegen eine zu Unterstützung dieses Vorhabens hinreichende Summe Geldes aufzunehmen; damit selbiges nur nicht länger aufgeschoben werden möchte. Sant Angel aber erbot sich, die Kosten aus seinen eignen Mitteln dazu her zu schießen. Nun- mehr wurde hinter den bereits auf dem Wege nach Frankreich begriffnen Genueser auf das eilfertigste hergeschickt: einer von des Hofes Bedienten holte ihn auch ein, und brachte ihn wieder mit nach Granada zurück; woselbst er dergestalt gnädig empfangen wurde, daß er den bisher ganzer acht Jahr lang erduldeten Verdrus gar leicht vergessen konnte.

S. 14. Man lies sich auch sogleich mit ihm in Handlung ein. Die Capitulation wurde den 17 April unterschrieben, und bestund in fünf Artikeln. „Nemlich: erstlich, daß die catholischen Könige als unumschränkte Herren des Oceans, den Christoph Colombo von nun an, zu ihrem Admiral und immerwährenden Unterkönig, sämtlicher Meere, Inseln und festen Länder, so er entdecken würde, ernannten: daß er auf seine Lebenszeit dieser Würden, mit eben den Vorrechten genießen sollte, als dem Admiranten von Castilien in seinem ganzen Bezirk zu thun gestattet würde: eben so sollte es auch mit der Würde eines Unterköniges gehalten werden, und beide Ehrenstellen seiner Nachkommenschaft erblich verbleiben. Zweitens: In Ansehung der Gouverneurstellen jedwednen Ortes, jeder Insel oder Königreichs sollten die catholischen Könige jedesmal einen von den dreien Personen erwählen, die er dazu in Vorschlag bringen würde. Drittens: Von allen Handelsgütern und Reichtümern, von was für Art sie auch wären, die aus den neuen Eroberungen zurück gebracht würden, sollte nach Abzug der darauf verwandten Kosten, der Admiral, Unterkönig den Zehnten von dem Rechte des Landesherrn empfangen. Viertens: Alle Zwistigkeiten, die in dem Bezirk der neuen Admiratschaft in Absicht der Handlung und besagter Güter und Reichtümer entstehen möchten, sollten entweder von dem Admiral, oder von seinen Lieutenants in seinem Namen, geschlichtet werden; so wie es in Ansehung des Admiranten von Castilien in dergleichen Fällen auch

i Theil.  
E e e  
„gehal-



„gehalten wurde. **Fünftens:** Es sollte auch dem Admiral erlaubt seyn, sich bey allen „Schiffen, die der Handlung wegen, zu diesen neuen Entdeckungen ausgerüstet werden, „auf den achten Theil mit einzulassen.“ Auf solche Art war die Capitulation zwischen den Königen von Spanien und einer Privatperson abgefaßt: welche, da sie auf der einen Seite durch einen einzigen Zug der Feder einen armen Ausländer, einen schlechten Steuerman, zu zwey der wichtigsten Würden des Staats erhob; so vereinbarte sie auf der andern, alle die Reiche und Länder, wozu ihnen eben dieser Fremdling einen so glücklichen Weg bahnete, mit dem Königreiche Castilien. Der Ausfertigungsbrief dieser seiner beiden Würden ist deshalb merkwürdig, indem man darin die Entdeckungen vor bereits geschehen angenommen, ohngeachtet er schon den 30 April, nemlich noch vor der ersten Abreise des Admirals ausgefertigt worden. Ferdinand und Isabella haben ihn unterschrieben, ob er gleich blos von der einzigen Krone von Castilien ertheilt worden. Denn die Krone von Arragonien hatte nichts damit zu thun. Colombo erhielt geheimen Befehl, sich der Küste von Guinea nicht zu nähern, und die von dem Königreich Portugal in Besitz genommene Länder auf hundert Meilen weit, zu vermeiden. Und von dieser Vorsichtigkeit wird man hiernächst den Nutzen sehen.

Zubereitung  
zu seiner Reise.  
f.

§. 15. Der Admiral, also werden wir in dem Verfolg unsrer Erzählungen den Colombo nennen, begab sich im Monat May nach Palos, woselbst er, als er von Portugal gekommen, an Land gestiegen war. Dieser Hafen wurde damals für denjenigen gehalten, der die besten Schiffeleute in ganz Spanien haben sollte; und daselbst veranstaltete er die ihm zugestandne Ausrüstung. Der P. Marchena, dessen wir schon gedacht, vermochte verschiedene erfahrene Seeleute, mit ihm Gemeinschaft zu machen. Dieser wichtige Diebst war aber nicht ohne Schwierigkeit, und die mehresten fanden bedenklich, einem Ausländer auf einem unbekannten Meere Gesellschaft zu leisten. Drey Gebrüdere, Namens Pinzon, so die reichsten Einwohner und erfahrensten Seeleute zu Palos waren, wurden endlich schlüssig, sowol ihre Personen, als auch einen Theil ihres Vermögens dieser Ausrüstung anzuvertrauen. Die Stadt Palos war gehalten, alle Jahr zwey Caravellen, drey Monat lang zum Dienst des Königes auf der See zu halten: Daher bekam sie Befehl, solche dem Colombo zu überlassen. Diesen wurde noch ein klein Schiff, die Gallega genannt, beigelegt. Der Admiral, der es selbst besteigen wolte, änderte den Namen, und nennete es S. Maria. Die beiden andern waren die Pinta, welches Martin Alphonfus Pinzon führte; und die Nina, worauf Vincent Xanez Pinzon Hauptman war. Franciscus Martin Pinzon, der jüngste unter den dreien Brüdern, verwaltete die Stelle eines Steuermannes auf der Pinta. Auf diesen dreien Caravellen befanden sich hundert und zwanzig Mann überhaupt, sowohl an Seelenten als Freiwilligen; und sie waren mit lebensmitteln auf ein Jahr lang versehen. Mit dieser geringen Zurüstung wurde der Anfang der Eroberung von America gemacht.

1492.  
Seine erste  
Reise.

§. 16. Der Admiral segelte also mit dieser kleinen Flotte den dritten August, der ein Freitag war, 1492, eine halbe Stunde vor Aufgang der Sonnen von Palos ab. Den 11 erblickte er die Insel Canaria, woselbst er an der Pinta einige Ausbesserung vornehmen lies. Colombo lies auf dem Schiffe Nina runde Segel aufspannen; nachher erreichte er nach vier Tagen die Insel Gomera, woselbst er frische lebensmittel, Wasser und Holz einnahm. Er erhielt Nachricht, daß drey portugiesische Caravellen ihn in der Absicht aufsuchten, daß sie ihn aufheben möchten; derothalben eilte er was er konnte, gieng den 6 September wieder unter Segel, und richtete seinen Lauf nach Südwesten.

Den

Den 11 glaubte der Admiral, 150 Meilen von der Insel Ferro zu seyn, und traf den Mast von einem Schiffe an, welcher durch den Strom dahin gerissen zu seyn schien. Etwas weiter bemerkte er, daß der Strom stark gegen Norden zugin; und den 14 gegen Abend beobachtete er, daß die Nadel des Compasses einen Grad gegen Nordwest abgewichen war. Den folgenden Morgen hatte diese Abweichung auf einen halben Grad zugenommen, in den nachkommenden Tagen aber wechselte sie vielfältig ab. Dieses war für sämtliche Reisende etwas neues, daher man sich ihre Verwunderung leicht vorstellen kan. Die Entdeckung eines kleinen Vogels und einer Menge Kräuter, womit das Meer bedeckt war, und erst frisch von der Erde abgerissen zu seyn schien, veranlassete sie zu glauben, daß sie nicht weit von einem Lande entfernt seyn müßten, ohnerachtet sie sich ihres Erachtens nur erst 400 Meilen von den Canarieninseln befanden. Derohalben hielten sie nunmehr das Senkbley beständig in der Hand. Der Befelshaber der Pinta glaubte eines Tages funfzehn Meilen gegen Norden, Land erblickt zu haben, derohalben wolte er sich nach dieser Gegend wenden; Colombo aber versicherte ihm, daß dasjenige, so er vor Land hielt, eine bloße Wolke sey; und der Erfolg besträtigte auch seine Meinung, indem sich die Wolke zertheilte. In den folgenden Tagen ließen sich viele Vögel von verschiedenen Arten sehen, und die Hoffnung, bald das Ziel einer so neuen Reise zu erreichen, richtete die Castilianer, welche allmählich anfangen verdrüsslich zu werden, wieder auf. In diesem Stande der Ungeduld verstrichen drey Wochen. Sie hatten einen Wind, der sie nach Westen trieb; endlich aber, wurden sie furchtsam. Denn je weiter sie segelten, je mehr entfernten sie sich von ihrem Vaterlande. Eben dieser Wind, so vorthellhaft er ihnen auch war, verdoppelte ihre Bekümmernis; denn sie besorgten, daß er ihnen, wenn sie wieder umkehren müßten, gänzlich entgegen seyn möchte.

§. 17. Sie sahen sich auf einem ungeheuren Meere; das weder Grund noch Grenzen hatte, und mußten alle Tage besorgen, in den Wellen zu versinken. Nunmehr glaubten sie genug gethan zu haben, und fingen allmählich von der Rückreise an zu sprechen. Der Hof, sagten sie, hat Ursach mit uns zufrieden zu seyn, denn niemand ist wol jemalen so weit gekommen. Warum sollen wir uns dem Eigensin eines Landstreichers aufopfern, der auf der Welt nichts zu verlieren hat, und sich folglich unser Verderben wenig zu Herzen gehen lassen wird. Colombo hatte alle seine Herzhaftigkeit nöthig, dieses glimmende Feuer zu ersticken. Einige hatten so gar in Vorschlag gebracht, ihn in die See zu werfen. Wir können uns gar leicht dieserhalben entschuldigen, sagten sie, wenn wir vorgeben, er sey ohngefär vom Bord herabgestürzt. Sie verbargen auch ihren Unwillen nicht länger, sondern sagten öffentlich, daß sie auch wider seinen Willen umkehren würden. Er versparte keinen Fleis, dieses Ungewitter zu beschwören, und gebrauchte allen Glimpf, erneuerte ihre Hoffnung, und stellte denen, bey welchen er eine Ehrbegierde anzutreffen glaubte, den Ruhm eines so besondern Unternehmens vor; und mit seinem schmeichelnden und überredenden Wesen, so ihm natürlich war, wußte er auch die Gemüther jedes nach seiner Beschaffenheit, dergestalt wieder zu gewinnen, daß er sie insgesamt beruhigte und dieses erstes Murren stillete.

§. 18. Den 1 October war er 700 Meilen von den Canarieninseln, er nahm sich aber wohl in Acht, solches bekant zu machen, damit er zu keinem Schrecken dadurch Anlas geben möchte; und zu seinem Glück, glaubten die beiden Caravelen lange noch nicht, so weit davon entfernt zu seyn. Nach Ablauf einiger Tage aber gieng das Murren



von neuen an; das Schifvolk wolte fast verzweifeln, und die Meuterey wurde so allgemein, daß auch diejenigen, die bisher auf seiner Seite geblieben, ihm den Rücken zukehrten. Er suchte sie zwar nochmalen zu besänftigen: als er aber sahe, daß alles vergeblich war, und die Verschwörung mehr zu- als abnahm; so wagte er einen Antrag, der auch die ganze Wuth auf einige Zeit besänftigte. Er erklärte sich nemlich, daß wenn sie in drey Tagen kein Land sehen würden, so wolte er sich ihrer Willkür völlig überlassen. Die Pinzons, welche die Anführer der Meuterey waren, beruhigten sich alsbald; sein Versprechen wurde angenommen, und man gab ihm zu verstehen, daß, wenn diese drey Tage fruchtlos verstrichen seyn würden, sie ihren Rückweg alsdenn, ohne weitere Umstände antreten wolten. Man versichert, daß er darin nichts verloren, eine so kurze Zeit gesehet zu haben; indem er durch gewisse Anzeigen vermerket, daß man nicht weit von einem Lande seyn müste; denn man habe schon einige Zeit mit dem Senkbley Grund gefunden, und aus der Beschaffenheit des Sandes, oder der Zäfern, die heraus gebracht worden, sey abzunehmen gewesen, daß sich gar bald ein Land entdecken würde. Am andern Tage ereigneten sich Merkmale, wodurch auch die allerfurchtsamsten wieder einen Muth bekamen; diese waren, Stücke von gehauemem Holze, frisch abgeschnittene Röhre, ein Dornstrauch mit seiner Blüte: überdem merkte man, insbesondere des Morgens, eine erfrischendere Luft. Dasjenige aber, so mehr als alles übrige einen Eindruck bey dem Admiral machte, war dieses, daß sich die Winde des Nachts ofters veränderten: Er zweifelte daher nicht, daß dieses nicht ein Windstreit, zwischen dem Winde der von dem Lande käme, und dem, der insgemein die Breite bewehete, seyn sollte. Am Abend eben desselben Tages den 11 October als an einem Freitage, sagte er, daß er noch in dieser Nacht Land zu erblicken verhoffte; man solle also auf der Hut seyn, und um Mitternacht alle drey Schiffe ihre Segel dämpfen, und blos den niedern Besaansegel beibehalten; damit ein unvermuteter Windstos die Schiffe nicht trennen möchte. Endlich fügte er noch hinzu, daß er, ausser den 10000 Maravedis Einkünften, welche der catholische König demjenigen versprochen, der zuerst Land erblicken würde, annoch aus seinen eignen Mitteln einen schönen Samtpelz hinzufügen wolle.

Siehet Land.

§. 19. Gegen zehn Uhr des Abends, als er sich auf dem Hintertheile des Schiffs befand, rief er Peter Gutierrez, einen Kammerdiener der Königin, (andere sagen, einen Edelman, Namens Escovado,) insgeheim zu sich, und zeigte ihm ein Licht, so er bemerket hatte. Sie beide riefen hernachmals Roderich Sanchez, der die Stelle eines Kriegescontrolleurs verwaltete, und wiesen ihm eben diesen Schimmer. Einen Augenblick nachher wies er ihnen deutlich Land, und es geschah auch, nach ihrem abgelegten Zeugnis, daß Colombo die versprochene jährliche Belohnung erhielt, die ihm auch bis an seinen Tod ausgezahlt wurde. Colombo machte sich eine besondere Ehre daraus, daß er das Land zuerst gesehen; es ist aber seiner Armut beizumessen, daß er die jährliche Befoldung beibehalten, welche sonst vor einen Admiral eine Kleinigkeit ist, und solche nicht vielmehr einem armseligen Botsknecht überlassen, der sich einbildete, als ob er das Land zuerst erblicket habe. Denn dieser hielt sich eine Zeitlang oben in dem Mastkorbe auf, und fing gegen zwey Uhr aus vollem Halse, an zu schreien, Lichte! Lichte! Land! Land! Es wurde ihm aber sogleich angedeutet, daß der Admiral solches schon Abends vorher gesehen. Dieser arme Mensch wurde so voller Unwillen, daß er einer Belohnung verlustig gehen sollte, die er doch gewis verdienet zu haben glaubte, daß er gleich nach seiner Zurückkunft nach Spanien, nach Africa überging, und den Mahometanischen Glauben annam.

§. 20. Bey

§. 20. Bey Anbruch des Tages zeigte sich das Land, das ohngefär noch zwey Meilen entfernt war, völlig. Auf allen Schiffen wurde das Te Deum angestimmt; das sämliche Schiffvolk auf dem Hauptschiffe warf sich dem Colombo zum Fusse, und schritt also von einer Ausschweifung zu der andern. Dieser abentheurliche Ritter, der wenig Stunden zuvor mit der äussersten Verachtung angesehen wurde, den man in die See werfen wollen, war nun ein übernatürlicher Mensch: man konnte nicht erhabne Ausdrücke genug finden, seinen Heldenmuth und Geschicklichkeit zu rühmen. Er wurde um Verzeihung gebeten, und nunmehr bewies man ihm, nebst lebhaften Merkmalen der Reue, über die ihm zugefügte Beleidigung, die tiefste Ehrerbietung. Er wurde in der Würde eines Admirals und Unterköniges begrüßet, und sahe nun weiter nichts als den Thron über sich.

§. 21. Dasjenige Land, so sie sahen, war die Insel Guanahani, eine der Lucayen; und der Admiral nennete sie auf der Stelle San-Salvador, der ihr aber nicht verblieben ist. Er sprang zuerst ans Land, hielt in der einen Hand den entblösten Degen, und in der andern die königliche Standarte. Die Führer der beiden Caravellen folgten ihm; desgleichen waren auch die Schiffeute von allen drey Schiffen gar bald auf der Insel. Colombo nahm in Gegenwart einer grossen Menge Insulaner Besitz davon, welche diese Ceremonie ganz gelassen mit ansahen. Auf dem Ufer wurde ein Kreuz aufgerichtet, und an selbiges das Wappen von Castilien befestiget. Als die Eingebornen der Insel gemerket, daß die Castilianer von Baumwolle und Papogeien viel zu machen schienen, so brachten sie ihnen so viel davon, daß sie alle drey Schiffe damit anfüllen konnten, und empfingen dafür Schellen und andere Kleinigkeiten, darüber sie vor Freuden ganz ausser sich gerieten. Sie hatten ganze goldene Matten in den Nasenlöchern hangen. Man erkundigte sich bey ihnen durch Zeichen, woher sie dieses Metal hätten, und sie wiesen gegen Mittag. Dadurch entschlossen sie sich, nach dieser Gegend zu schiffen.

§. 22. Den 14ten furen sie an der Küste der Insel hin. Den 15ten näherten sie sich einer andern, die sieben Meilen von der ersten lag, und der Admiral nennete sie die Insel Conception, ohne sich daselbst aufzuhalten. Den 17ten warf er bey einer dritten Anker, und nahm frisch Wasser daselbst ein. Die Einwohner schienen etwas gesitteter, als zu San Salvador zu seyn; und die Frauenspersonen waren von dem Gürtel bis an die Knie bedeckt, einige mit Baumwolle, andere aber mit Baumblättern. Diese Insel wurde Ferdinande genant. Sie kamen auch zu einer vierten Insel, die von den Bewohnern Saomoto genennet ward. Der Admiral stieg daselbst ans Land, und nahm mit eben den Ceremonien Besitz davon, und hies sie Isabella. Einige von den Insulanern folgten ihm.

§. 23. Den 28sten war er nahe bey einer grossen Insel, so sie Cuba hießen. Er nennete sie Juana: man wolte sie zwar auch Fernandine nennen, der alte Name aber ist ihr geblieben. Dem Admiral war noch unbekant, ob es eine Insel oder ein festes Land sey. Der Hafen, wo er einlief, wird heut zu Tage Barracoa genennet. Weil nun sein Schiff eine Ausbesserung nötig hatte, so machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, und lies unterdessen das Land durchsuchen. Hierzu ernante er zwey beflissene Leute, die, nachdem sie zwanzig Meilen herum gewesen waren, ihm erzählten, daß sie eine grosse Menge Dörfer und Hütten angetroffen; von den Bewohnern wären sie als Leute angesehen, die vom Himmel herabgestiegen wären. Da sie nun viel Gold bey ihnen gesehen, und sich erkundiget, wo sie solches herbekämen; so hatten sie nach Morgen gewiesen, und Bohio dabey gesagt. Dieses Wort, so sie zwar von einem besondern Lande verstanden, wil



doch nach der Sprache der Insulaner nur so viel als ein Land überhaupt sagen, darin viel Dörfer und Häuser befindlich sind. Einige hätten sich auch erbotten, sie nach Bohio zu bringen. Er war über diese Nachricht ungemein vergnügt, und verhoffte diesen Insulanern etwas spanisch beibringen zu lassen, welches in der Folge von gutem Nutzen seyn würde.

Kemt nach  
der Insel Hay-  
ti, die er Hi-  
spaniola nen-  
net.

§. 24. Als er den Hafen von Barracoa verlies, wurde er durch widrigen Wind genötiget, in einen andern einzulaufen, den er den Prinzenhafen nannte; und nachher mußte er einen dritten suchen, dem er den Namen St. Catharine beilegte, weil dieser Tag eben auf den 25 November einfiel. Er traf daselbst Einwohner desjenigen Landes an, so ihm durch das Wort Bohio war angezeigt worden: diese machten ihm die wahre Benennung bekannt, welche Hayti war, und sagten ihm, daß das Gold sich in dem Canton von Cibao im grossen Ueberflus fände. Da er nun von seinen alten Vornurtheilen noch gänzlich eingenommen war, so glaubte er unter diesem Namen des Marco Paolo, Cipango angetroffen zu haben. Er beschleunigte seine Abreise; und da er einige von den Insulanern, die ihm eine so angenehme Zeitung hinterbracht, mit in sein Schiff genommen, so befand er sich den 5 December an der Morgenspiße von Cuba. Er gieng in 24 Stunden durch eine Meerenge von 18 Meilen, welche diese Insel von Hayti absondert, stieg den Osten bey einem grossen Vorgebirge ans Land, und legte sich in einem benachbarten Hafen, dem er den Namen St. Niclaus beilegte, welchen er auch noch heut zu Tage führt.

Das Schiff  
Pinta trennet  
sich von ihm.

§. 25. Er geriet aber auf einmal in grosse Besorgnis. Denn am 21 November hatte sich die Pinta von ihm getrennet, und war ihm des folgenden Tages gänzlich aus den Augen gekommen. Dis Schiff war ungemein gut besetzt, und Martin Alonso Pinzon, der es führte, wolte sich den Vorthell zu Nake machen, und suchte an dieses, mit Golde im Ueberflus bereichertes Land, zuerst auszusteigen, und seine Sachen vor Ankunft des Admirals in Richtigkeit zu bringen. Da diesem nun der Bewegungsgrund dieser Trennung unbekant war, so wußte er nicht, was er davon denken sollte. Colombo hätte sich gerne in dem Hafen St. Niclaus länger aufgehalten, um sein Schiffvolk zu erfrischen, auch von dem Lande Erkundigung einzuziehen; seine Wegweiser aber gaben ihm zu verstehen, daß er sich weiter gegen Morgen wenden müsse, wenn er die Aeren von Cibao finden wolte: und überdem war er wegen der Pinta in grosser Besorgnis.

Entdeckt die  
Insel Tortue,  
und beschift  
die Küste von  
Hispaniola.

§. 26. Er richtete demnach seinen Lauf nach dem nördlichen Theile der Insel, bey welcher er war, und fand eine kleine Insel, die von ferne einer Schildkröte ähnlich sahe, daher hies er sie auch Tortue. Ein eingefallenes ungesümmes Wetter aber nötigte ihn, einen Schutz zu suchen; diesen fand er auch den Gren in einem Hafen, den er Conception nannte. Die Franzosen nennen ihn Port de l'Ecu. Da aber die See nicht aufhörte gefährlich zu seyn, so sendete er sechs Castilianer aus, das Land zu erkundigen. Diese giengen einen ganzen Tag, trafen aber niemand an, und erzählten bey ihrer Zurückkunft, daß das Land unvergleichlich und der Boden vortreflich sey. Der Gesang eines Vogels, welchen sie für eine Art einer Nachtigal hielten; der Rache, der daselbst gefangen wurde, nebst andern Fischen, die denen gleich kämen, die man auf den spanischen Küsten antraf; alles dieses waren Bewegungsgründe, nach welcher dieser Insel der Name der Insel Hispaniola, oder schlechtweg Espagnola beigelegt wurde. Ein Wort, welches nach dem neuern Lateine das wunderliche Verringerungswort Hispaniola veranlaßt hat. Die Einwohner, welche die Schiffe ankomen gesehen, waren davon gegangen: auch selbst

diejenigen, die man zu Cuba angetroffen und mit gegangen waren, hatten sich unsicher gemacht. Sie machten daher Feuer an, und warneten dadurch ihre Gefärten, auf ihrer Hut zu stehen. Verschiedene hatten sich in die Wälder begeben, und man traf einige selbst an, die sich aber so gleich aus dem Staube machten, bis auf eine Frauensperson, die angehalten wurde. Der Admiral begegnete ihr sehr liebevoll, lies sie kleiden, und sie durch drey Castilianer und eben so viel wilde Lincaper, welche man nach gerade verstehen zu lernen angefangen, und die ebenfalls der Sprache dieser Weibesperson kundig waren, wieder zu den Ihrigen zurück führen. Eine anderweite Kundschaft, die aus neun andern Castilianern, die von einem Wilden aus San Salvador begleitet wurden, bestund, besänftigten das Volk, und bewogen sie, zu dem Admiral zu kommen. Er war voller Verlangen, selbst nach der Gegend Cibao zu gelangen, und dasjenige mit eigenen Augen zu sehen, was ihm davon war erzählt worden. So bald auch das ungestüme Wetter nachgelassen, reiste er ab, und kam in einen Hafen, den er Valparayso hies; und dieses ist heut zu Tage (le Port de la Paix) der Friedenshafen. Den züften kam er in einen andern, den er den St. Thomashafen nannte; die Franzosen heißen ihn l'Acul. Die guten Insulaner waren über das freundschaftliche Betragen der Castilianer, und über die Kleinigkeiten, die sie von ihnen empfingen, ungemein vergnügt, und überließen ihnen ihr ganzliches Eigentum.

§. 27. Vier Meilen weiter gegen Morgen ist der Hafen, der heut zu Tage Cap Colombo schiff Francois genennet wird, woselbst einer von den Königen der Insel wonete. Sie nannten leidet schiff ihn Goacanarik, und er war Tacike oder König von Marien. Er bat den Colombo, ihn zu besuchen. Dieser machte sich auch wirklich auf den Weg: auf der Helfte der Reise aber sties sein Schiff auf eine Sandbank, und bekam eine Defnung. Man argwonte, daß dieser Streich solchergestalt eronnen wäre, damit man einen Vorwand haben können, Mannschaft auf der Insel zu lassen. Die ganze Sache aber bestund darin, daß der Admiral, der müde und voller Schlaf war, sich auf sein Bette geleeget, und die Führung des Schiffs seinem Steuermann überlassen. Dieser hatte ebenfalls der Ruhe nötig, daher vertraute er das Steuerruder einem jungen Menschen an, der das Schiff auf die Sandbank firete. Zum Glück befand man sich bey dem Eingange eines Hafens, den die Spanier nachher Puerto Real nannten. Heut zu Tage ist es die Bucht von Caracole. Des Vincent Pinzons Caravelle, die den Admiral nicht verlies, half die Mannschaft retten; und als der Tacike Goacanarik von diesem Unglücke Nachricht erhielt, kam er mit seinen Unterthanen gleichfals herbey, welche alles dasjenige retteten, was das Seewasser nicht ganz und gar verdorben gehabt hatte. Die Goldadern zu Cibao lagen dem Colombo beständig am Herzen. Der Tacike erbot sich auch, seine Unterthanen auszuschicken, daß sie ihm Gold überbringen solten. Das Volk folgte der Willfährigkeit des Tacikens, und gab alles Gold, was es vorräthig hatte, gegen rothe Mützen, Schellen, Nadeln, gläserne Rosenkränze und andere dergleichen geringschätzige Dinge her. Alles war, so gar die zerbrochenen Topfschörbel und zerstoßene Gläser, damals feil; und die guten Leute glaubten einen solchen schönen Kauf gethan zu haben, daß sie, nachdem sie alles Gold abgeliefert, mit ihren Nichtswürdigkeiten eiligst davon liefen, indem sie besorgt waren, es möchte den Castilianern der Handel gereuen, und etwan ihre vertauschte Waaren wieder fordern.

§. 28. Durch diesen Schiffsbruch wurde dem Colombo der Verlust der Pinta lästet eine noch weit merklicher, dessen Gefellschaft ihm anjesho nöthiger als jemalen gewesen. Er lies sie auffuchen, und da sie sich nicht finden wolte, so hielt er dafür, daß Pinzon den Rück- tonie zu Puerto-Real.



1493.

weg nach Castilien genommen, die neuen Entdeckungen daselbst bekant machen, und sich die Ehre davon zueignen würde. Er wurde schlußig, von den Stücken seines gescheiterten Schiffes eine Festung zu Puerto-Real erbauen zu lassen: daselbst lies er dreißig Freiwillige, und trat mit der andern Caravalle den 4 Januarii 1493 seine Rückreise nach Spanien an. Als er die mitternächtige Küste von dieser Insel bestrich, so nennete er sie unter Weges Monte Christo, und als er den Fluss Naque erreicht, der seinen Ursprung aus den Goldadern von Cibao ableitet, und geldene Lahnstücke mit sich fñret, so nennete er ihn Rio del Oro. - Die Franzosen aber heißen ihn den Fluss Monte Christo.

Trifft die Pin-  
ta wieder an.

§. 29. Am 6sten, der auf einen Sontag fiel, fand er endlich die Pinta wieder, dessen Befelshaber allerhand Entschuldigungen vorbrachte, die ihres Ungrundes ohngeachtet doch angenommen wurden. Er hatte eben so als der Admiral die Küste bekreuzet, und alles, was er nur gewolt, gegen Gold umgesezt, wovon er die eine Hälfte vor sich behaltten, die andere aber dem Schiffvolke überlassen. Obgleich des Colombo Rechte hierin auf eine gedoppelte Art verleset worden waren, so sagte er doch nichts dazu, sondern lies es gut seyn, und war nur froh, die Pinta wieder angetroffen zu haben. Sie liefen zusammen in einen Hafen ein, der Puerto di Gracia dieserhalb genennet wurde, weil er entweder dem Pinzon daselbst versiehet, oder ihn angehalten, drey bis vier Indianer, die er mit Gewalt zu Schiffe gebracht, wieder in Freiheit zu sezen. Sie setzten ihren Lauf fort, bekreuzten beständig die Küsten, und machten unter Weges noch mancherley Entdeckungen.

Schiffet wie-  
der nach Spa-  
nien.

§. 30. Den 16 Januarii aber richtete er endlich seinen Lauf nach Nordost, und am 14 Februarii mußte er durch ein starkes und lang anhaltendes Ungewitter einen Schiffsbruch besorgen; das Meer wurde aber wieder ruhig, und den 18ten befand sich der Admiral an dem Boden der Insel St. Maria, einer der Azoren. Der Gouverneur hatte Befehl ihn anzuhalten, er merkte es aber, und reisete den 24sten weiter. Er hatte diese zwölf Tage über auf die Pinta gewartet, die gleich beim Anfange des Sturms von ihm war getrennet worden: man schätzte sie auch für verloren. Als nun Colombo nicht mehr als 100 Meilen bis zu den Küsten von Spanien zurück zu legen hatte, wurde er durch einen neuen Sturm befallen, der ihn an die Küsten von Portugal trieb.

Läuft in den  
Hafen zu Lis-  
sabon ein.

§. 31. Der Wind wurde wieder ziemlich gut, die See war aber so dicke, daß er vor Lissabon kam. Daselbst fertigte er einen Courier an den spanischen Hof ab, sendete auch zugleich an den König von Portugal, und lies um Erlaubnis bitten, sich in den Hafen dieser Hauptstadt vor Anker zu legen. Dieser war nun eben der Johan II, dem er seine Dienste angetragen. Es wurde ihm die gebetene Erlaubnis gestattet: jedoch man begerete zugleich, er solte seine Erklärung thun; so er aber als Admiral von Spanien zu thun verweigerte, seine Bestallung zeigte, und auch auf diesen Zus gehalten wurde. Weinake wäre ihm eine mit dem Könige gehaltene Unterredung theuer zu stehen gekommen: denn er sprach mit diesem Monarchen sitzend und mit bedecktem Haupte, und beßlis sich, das von ihm entdeckte Land ungemein herauszustreichen, damit seine Neue noch grösser werden möchte, die er ohne Zweifel darüber bey sich empfunden, daß er sein Anerbieten nicht besser zu gebrauchen gewußt. Es erbieten sich so gleich einige, ihn aus dem Wege zu räumen, und sich seiner Nachrichten zu bemächtigen. Man sagt aber auch, daß der König diesen Vorschlag verabscheuet, und ihn mit Ehre und Gnade überhäuft zurück gesendet habe.

§. 32. Colombo reisete also den 13-Merz von Lissabon ab, und langete in Rom wieder zween Tagen vor Palos an, woselbst er, nachdem er sieben Monat und zwölf Tage abwesend gewesen, glücklich in den Hafen einlief.

§. 33. Die Geschichtschreiber kommen in demjenigen, was sich mit Pinzon und der Tod Martin Pinta, die er führte, zugetragen, nicht überein. Einige sagen, er sey zu Bayonne in Gallicien Alphonso aus Land gestiegen, von da habe er sich nach Barcellona begeben, woselbst sich der Kö. Pinzon befunden. Dieser aber habe ihm das gebetene Gehör versaget; solches hätte er sich dergestalt zu Gemüte gezogen, daß er wenig Tage nach seiner Heimkunft verstorben. Anderer Meinung nach sey er gerade nach Palos gegangen, und an eben demselben Tage, als der Admiral, daselbst eingelaufen; diese unerwartete Begegnung, benebst des Admirals wegen seines Austrits gefürter Beschwerde, wodurch er behindert worden, die Goldadern zu Libao zu besichtigen, woraus er so viel Gold, als er gewolt, mit nach Spanien bringen können, hätten ihm viel Bekümmernis verursacht. Da er nun besorgt gewesen, in Verhaft genommen zu werden, so habe er sich von Palos wegbegeben, sey auch nicht eher, als nach des Admirals Abreise, wieder dahin gekommen. Seine Zurückkunft aber wäre in solchem fränklichen Zustande geschehen, daß er wenig Zeit darauf sterben müssen.

§. 34. Colombo wurde in der Stadt unter Läutung aller Glocken empfangen; die Kramläden waren geschlossen, und man bewies ihm eben die Ehre, die dem Könige und der Königin angethan wurde. Beide hohe Personen befanden sich eben zu Barcellona, und er erhielt Befehl, sich zu ihnen zu begeben. Er gieng durch Sevillen, woselbst er alles zu Fortsetzung der Entdeckungen anordnete. Er wurde mit allen Kennzeichen eines besondern und schmeichelnden Vorzuges bey Hofe empfangen. Seine Reise war ein beständiger Triumph: der König lies sich niemalen in der Stadt sehen, daß er nicht seinen Prinz zur Rechten und den Colombo zur Linken gehabt hätte. Bey den Grossen wurde dem Admiral eben dieselbe Ehre, als dem Könige selbst, erwiesen. Der Ehrentitel Don wurde ihm zugestanden, und seiner ganzen Familie ein prächtiges Wappen verstatet; im ersten Fache war Castilien, im andern Leon; und im dritten eine blaue mit silbernen Inseln bestreute See, davon die Helfte des Umfangs vom festen Lande umgeben, und aller Orten mit Goldkörnern bestreuet, die Länder und Inseln aber mit grünen Bäumen bedeckt waren; das vierte bestand aus einem blauen Schilde mit vier goldenen Ankern: drüber war das Wappen der alten Colombo von Piaccenza; und anstat der Helmzierde führte es eine Weltkugel, worauf ein Kreuz stand, mit der Ueberschrift:

Por Castilla, y por Leon

Nuevo mundo halló Colon. †)

Es wurden auch durch ein neues Patent am 28sten May 1493 dem Colombo alle seine Privilegia bestärket.

Man war damals durchgängig der Meinung zugethan, daß es dem Grule zu Rom zukäme, Länder, die noch keinem christlichen Fürsten zustunden, auszutheilen. Aber in der VI,

†) Welches so viel heist: Für Castilien und für Leon hat Colombo eine neue Welt gefunden. Diejenigen, die daraus so gern wollen, daß sein wahrer Name Colon nicht aber Colombo gewesen, wissen allem Ansehen nach nicht, daß sich die Aussprache der Spanier niemalen mit einem m endet, ja auch selbst, wenn sie Latein reden,

sie allemal das letztere m in ein n verwandeln. Dieses ist allgemein. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der spanische Hof den Namen eines Ausländers nach seiner Landesart eingerichtet, den er sich auf gewisse Masse zugeignet, und ihn solchergestalt naturalisirt hat.



der VI, ein Spanier von Geburt, das der Zeit auf dem päpstlichen Stule. Deshalb wendete sich der König und die Königin an ihn, und da sie ihm die Entdeckungen bekannt machten, so baten sie ihn, diese Länder der Krone Castilien als ein Eigentum einzuverleihen. Auf der andern Seite aber verlangten die Portugiesen, daß diese neue Entdeckungen ihren Gerechtsamen zustünden. Damit nun Alexander VI beide Herren vereinbaren möchte, so befahl er, daß auf der Weltkugel von einem Pol zu dem andern eine Linie gezogen werden, und daß selbige 36 Grad an der Abendseite von Lissabon gehen sollte. Diese Linie, welche die Linie de Marcation genennet ward, sollte eine Grenze der portugiesischen Eroberungen ausmachen. Dieser Linie gegen Abend sollte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugiesen Antheil seyn. Als aber beide Nationen nachher befunden, daß diese auf einer ziemlich unrichtigen Weltkugel gezogene Linie, allerhand nicht vorausgesehene Ungelegenheiten verursachte; so beredeten sie sich mit einander, hierin einige Aenderungen zu treffen, und diese Veränderungen hat man die Linie de Demarcation genant.

Zweite reise  
des Colombo.

§. 35. Die andere Ausrüstung geschah mit siebenzehnen, sowol mit Geschüß, als auch Krieges- und Mundvorrat, wohl versehenen Schiffen. Es wurden viel Pferde aus Andalusien mit eingeschiffet: mehr als funfzehnhundert Freiwillige, zum Theil Edelleute, thaten diese Reise entweder auf ihre eigene oder auf der Königin Kosten. Es wurde vielerley Samen, Bäume, Getreide, mit einem Worte alles, was zu Errichtung einer dauerhaften Niederlassung erforderlich war, mitgenommen.

Entdeckt die  
Insel Dominique  
und andre  
Inseln.

§. 36. Diese Flotte lief den 25 September aus dem Hafen von Cadix aus, hielt sich zweien Tage bey der Insel Gomera auf, und befand sich nach einer glücklichen Fahrt, an einem Sontage den 2ten November Angesichts einer Insel, die Dominique genennet ward. Einige Geschichtschreiber erzählen, daß man zuvor schon eine andere erblicket, der man den Namen Desfiada oder die Verlangte beigeleget. Noch eine dritte ward Marigalante, nach dem Namen des Schiffs genant, worauf sich der Admiral befand, welcher Befehl davon nehmen lies. Eine vierte hieß Guadalupe, zum Andenken der Kirche von Catalonien. Montserrat bekam diesen Namen von Unser Lieben Frauen zu Montserrat, nahe bey Barcelona; und Antigua empfing den ihrigen von Unser Lieben Frauen der Alten zu Sevilien. Die Insel St. Christophel ward nach dem Taufnamen des Admirals also genennet; die Insel Boriken hieß man die Insel St. Johannes des Täufers: man fügte endlich noch Puerto Rico hinzu, und die Franzosen sagen Portoric. Endlich kamen sie den 22 November in der Bucht von Samana in Hispaniola an.

König nach  
Hispaniola,  
findet die co-  
lonie von Pu-  
erto Real zer-  
stört.

Den 27sten legte sich die Flotte zu Puerto-Real vor Anker. Von der Colonie war nichts übrig geblieben: denn alle daselbst Zurückgelassene waren todt. Goacanaric rechtfertigte sich bey dem Colombo so gut er konnte, und gab ihm zu vernemen, daß nach seiner Abreise die Castilianer uneinig mit einander geworden, und sich auf der Insel zerstreuet hätten. Durch ihre auf derselben ausgeübte Gewaltthätigkeiten wären auch die Einwohner auffrisig geworden, und sie hätten dadurch Anlaß zu ihrem Verderben gegeben. Der Admiral wendete sich mit seiner Flotte wieder nach Morgen, um sich den Goldadern zu nähern, gieng zwey Meilen gegen Osten von Monte Christo in einen Fluß, und baute daselbst eine Stadt, die er nach der Königin Isabella nannte. Er schickte den Ojeda, einen Edelmann, mit 15 Soldaten aus, die Minen aufzusuchen, und nach seinem abgestat-

ten

teten Bericht begab er sich selbst dahin. Damit er sich nun deren Besitz desto sicherer zu eignen möchte, bauete er die Festung St. Thomas daselbst.

S. 38. Er hatte seinen jüngsten Bruder, D. Diego Colombo, zum Gouverneur der Stadt Isabella ernennet. Und als der Admiral den 29 März wieder dahin gekommen war, um einige neue Anordnungen zu machen, so segelte er den 24 April mit einem Schiffe und zwö Caravellen wieder ab, um noch weitere Entdeckungen zu machen. Er umschifte beinahe Cuba, und ward versichert, daß es eine Insel sey; entdeckte auch eine andere, die er Sant Lago hies, und anjeho Jamaica ist. Entdeckt Jamaica. 1494.

S. 39. Endlich kam er nach Mona, eine kleine zwischen Hispaniola und Puerto Rico belegene Insel; daselbst ward er krank, und lies sich nach Isabella bringen, woselbst er seinen Bruder Bartholomäus antraf. Sie hatten sich in dreizehn Jahren einander nicht gesehen. Dieser Bruder war noch vor Christophen von Italien nach Portugal gegangen, und als er sich nach England begeben wollen, ward er von den Seeräubern gefangen. Er wurde ihren Händen zwar wieder entrisen, man weis aber nicht, auf was Weise solches geschehen; und erwarb seinen Lebensunterhalt durch einen Handel mit Karten und Weltkugeln, die er auf eine vortrefliche Art, nach der damaligen Zeit, zu verfertigen wußte. Er wendete sich nach London, woselbst er Heinrich VIII wegen seines Bruders Christophs Entwurf vergeblich antrat: da er nun nichts ausrichten konnte, und das fernere Vorstellen überdrüssig wurde; so verlies er ihn, und wolte versuchen, ob er etwan in Frankreich glücklicher seyn möchte. Als er durch Paris gieng, begab er sich zu Carl dem VIII, von dem er die Entdeckung der neuen Welt ersur, auch so viel Vorschub von ihm erhielt, daß er eine Reise nach Spanien damit antreten konnte. Er glaubte seinen Bruder annoch daselbst anzutreffen: weil aber der Admiral schon wieder nach Indien gereiset war, so folgte ihm Bartholomäus mit drey Schiffen, die ihm übergeben wurden, und kam eben zu rechter Zeit an, der Hungersnoth, womit die Colonie zu Isabella bedrohet wurde, abzuhelfen. D. Peter Margarit, der Befelshaber der Soldaten, hatte während der Abwesenheit des Admirals die Einwohner geplündert, und ihre Gemüther dadurch abgelenket. Er bedienete sich also der Zurückkunft der Schiffe, sich wieder nach Spanien zu begeben, und dadurch der Bestrafung, die er von des Colombo Strenge besorgte, zu entgehen. Ihn begleitete ein Aufwiegler, Namens P. Boyl, ein Benedictiner, ein unruhiger Kopf, der alle Stunden bereit war, sich an die Spitze der Widriggefinnten zu stellen. Diese beiden Personen suchten sich auf Unkosten der drey Gebrüdere Colombo an dem spanischen Hofe zu rechtfertigen. Der Admiral hatte sich solches im voraus vorgestellt, und er sahe auch im folgenden Jahre einen Commissarium ankommen, der anstat sich mit der Beschaffenheit eines Untersuchers zu begnügen, sich vielmehr das Ansehen eines Unterköniges geben wolte. Ankunft seines bruders Bartholomäus Colombo. 1495.

S. 40. Colombo überlies das Gouvernement der Insel seinen beiden Brüdern, und gieng mit dem Commissarius nach Spanien zurück, alwo der Hof nicht ratsam erachtete, ihm die Beschwerden, die Margarit und der P. Boyl wider ihn angebracht, vorzulegen. Er wurde überaus wohl empfangen, und man überlegte die Maasregeln mit ihm, welche zu Befestigung der Colonie abzielen könnten. Er verlangte sechs Schiffe, wovon drey Vorrat nach Hispaniola bringen, die drey andern aber unter seinem Befehl bleiben solten, die Entdeckungen weiter auszubreiten. Der Admiral geht nach Spanien. 1496.

S. 41. Es ist unbekant, wodurch er sich mit dem Bischof D. Johan Roderich von Fonseca überworfen haben mus, der beständig die Ausrüstungen der Flotten zu besorgen Fonseca. Gemißtheilhaftigkeit des bischofs von Fonseca.



gen gehabt. Er empfand aber den Anfang des Hasses dieses Prälaten durch die Langsamkeit, womit die Ausrüstung seines Geschwaders vor sich gieng. Fonseca war ein unruhiger Kopf, dessen Ehrgeiz ihn antrieb, daß er das Bistum zu Badajoz abtrat, um das zu Cordua zu erlangen, welches er wieder verlies, und das Bistum Palencia übernahm, dieses aber hinwiederum gegen das zu Burgos faren lies. Dieser Prälat, der ein größerer Staatsman als Christe war, und einen unversöhnlichen Has faßete, erklärte sich zum Beschützer aller derer, die durch des Admirals Erhebung schwierig geworden waren: ja er fand so gar Mittel, des Ferdinands, Königes von Arragonien, Herz von ihm abzulenkten. Dieser Herr war ein Slave seines Eigennuzes, und vermögend, allem Verdachte, der ihm nur beigebracht wurde, mehr als zu viel Raum zu verstatten, bey dem auch die ungleichen Begriffe nicht leicht erlöschet werden konten. Zu der Gebrüdere Colombo Unglück besas dieser Prälat auch der Isabella Vertrauen; und man kan sagen, daß sein Ansehen bey dieser Prinzessin Ursache gewesen, daß ihre Bearbeitungen mit der allerschandbarsten Undankbarkeit vergolten wurden, und Spanien den Fortgang in America einige Jahre aufgehalten sehen mußte.

1498. S. 42. Der Admiral wurde nicht eher, als den 30 May, 1498 in Stand gesetzt, abzureisen. Er segelte nach St. Lucar, langte den 7ten Junii bey der Insel Puerto-Santo, den 10ten bey Madera, und den 19ten bey Gomera an. Als er nun bey der Insel Ferro war, schickte er drey seiner Schiffe gerade nach Hispaniola; mit den drey andern aber nahm er einen grossen Umweg nach den Inseln des grünen Vorgebirges, alwo er sein Ziel der Reise bestimmte. Ein heftiger auf eine grosse Stille erfolgter Sturm aber brachte seine drey Schiffe in grosse Gefahr.

Entdeckt die  
Dreifaltig-  
keitsinsel.

S. 43. Den 31 Julii sahe man Land. Als er nun bey der Landspitze vorbey segelte, und einen Berg mit drey Spitzen zu erblicken glaubte, so legte er ihr den Namen Dreifaltigkeit (Trinidad) bey, welchen die Insel auch noch jezo föhret. Er umschifte sie beinahe gänzlich, und wurde versichert, daß es wirklich eine Insel war. Dieses nun konnte nicht geschehen, daß nicht das feste Land wäre wahrgenommen worden. Er sahe es auch in der That, hielt es anfänglich ebenfalls für eine Insel, und nannte es Isla Santa. Einige Tage nachher aber wurde er aus dem Irrthume gerissen, und nannte die Küste Paria; auf welche Art sie auch noch jezo auf den Karten ausgedruckt wird. Die Mühe, die er hatte, mit seinen drey Schiffen aus dem Canale zu kommen, welcher die Dreifaltigkeitsinsel von dem festen Lande absendert, war Ursache, daß er diesen Ausgang Boca del Drago, oder Drachenschlund hies. Das süsse Wasser, so er ziemlich weit in die See hinein antraf, war der Urenot.

Entdeckt die  
Margarer-  
theninsel.

S. 44. Er richtete sich nach Norden, um in den Meerbusen zu gelangen, wovon man ihm gesagt, daß Perlen darin gefischt würden, und legte der Insel denjenigen Namen bey, den sie noch beibehält, und dieser ist Margaretha. Von da entdeckte er die Inseln Cochem und Cubagua. Den 22 August kam er nach Hispaniola.

Die Colonie  
von Isabella  
nach St. Do-  
mingo ver-  
legt, und dieser  
der name Hi-  
spaniola gege-  
ben.

S. 45. Die Stadt, alwo er seine Brüder gelassen, war nicht mehr die Hauptstadt. Die Colonie war an den Ort verlegt worden, wo die Stadt St. Domingo lieget; ein Name, welchen sie zu Ehren des Vaters der drey Colombos, der Dominicus, nach spanischer Mundart Domingo, geheissen, erhielt, den hernachmals die ganze Insel überkommen. Die Franzosen nennen sie wenigstens niemalen anders. Dasselbst nun traf er eine betrübte Spaltung an. Franciscus Roldan Jimenez, den er zum Ober-Alcaide oder obersten Landvoigt der Colonie ernennet hatte, der zwar viel Verstand, dabey aber ungemein

ungemein viel Ehrgeiz besas, unruhig und dreuste bis auf die Verwegenheit war, hatte die Fahne zum Aufstande erhoben, und sich einen grossen Anhang von allen Misvergnügten gemacht, die über das Ansehen der drey Gebrüdere eifersüchtig geworden waren. Colombo suchte zwar ihn mit Stimpf wieder an sich zu ziehen, sein Bemühen war aber vergebens. Daher schrieb er diesen Unfal nach Hofe, und Roldan that desgleichen. Die Colonie stand durch diese Trennung auf der Spitze ihres Untergangs; es wurde auch der fernere Lauf der Entdeckungen dadurch gehemmet, und alle Vortheile, die von den bereits angelegten Niederlassungen zu hoffen waren, zernichtet. Indessen war der Bischof Fonseca so ungerecht, daß er alle Schuld auf den Admiral schob, und die Unruhigen unterstützte. Ferdinand sieng an, die dem Colombo zugestandene Ehrenbezeugungen zu bereuen: und da dieser Ausländer die auf seiner Seite gemachte Hoffnung erfüllet hatte, so war der König von Arragonien eben nicht unzufrieden, daß er einen Vorwand finden konnte, die grossen Vorzüge, die mit den Würden, so Colombo bekleidete, versehen waren, zu verringern. Ob er selbige gleich durch seine Dienste gnugsam verdienet hatte; so wurde er doch, da er ein Ausländer war, derselben unwerth geachtet.

1499.

§. 46. *Vjeda*, der spanische Edelman, dessen sich Colombo zu Entdeckung der Goldadern zu *Cibao* in *Hispaniola* bedienet hatte, war nach *Spanien* gegangen, und hatte sich eben zu der Zeit nach Hofe begeben, als die Nachrichten von den Entdeckungen, die Colombo auf der dritten Reise gemacht, ebenfalls eingelaufen waren. Da er nun bey dem Bischof *Fonseca*, der Minister und von seiner Verbitterung wider den Admiral völlig unterrichtet war, sehr willkommen gehalten wurde; so erhielt er die Mittheilung dieser Nachrichten, und machte nach denselben einen Entwurf, diese Entdeckung nicht nur darnach fortzusetzen, sondern sich auch die Ehre davon zuzueignen. Der Prälat genemigte sein Vorhaben, und half ihm solches auszuführen. Jedoch unterstund er sich nicht, die Bestätigung, die er ihm schriftlich gab, zu unterzeichnen. Da sich *Vjeda* so wohl unterstützet sahe, gieng er nach *Sevilien*, machte einen Vorschus ausfündig, und rüstete eine Flotte aus. Er bewog den *Johan von la Cosa*, einen der geschicktesten Steuermänner, die der Zeit in *Europa* lebten, diese Reise mit ihm zu thun. *Americus Vespucius*, ein reicher Kaufman aus *Florenz*, geübter Schifman und Astronomus, nahm gleichfalls Theil daran. *Vjeda* war Befelshaber der Flotte, der Kaufman aber nur ein blosser Reisegefährte, oder höchstens ein Mitinteressente. Sie reiseten den 20 May 1499 ab. Das erste Land, so sie erreichten, war, wie *Americus Vespucius* in seiner Erzählung, wie- wol fälschlich, angiebt, zweihundert Meilen gegen Morgen des *Orenoks*. Sie giengen durch den Drachenschlund, wendeten sich gegen Westen bis an das Vorgebirge *la Vela*, welches *Vjeda* also nante. Auf diesem Lauf entdeckten sie den Meerbusen von *Venezuela* oder *Kleinvenedig*: also nanten sie ein auf kleinen Inseln erbautes Dorf, welches durch Brücken mit einander Gemeinschaft hatte. Von dem Vorgebirge *la Vela* kamen sie nach *Margaretha* zurück, und die Schiffe schöpften aller Orten Wasser; *Vjeda* lies die Schiffe im Flache an der Küste von *Cumana* ausbessern. Endlich kamen sie nach der Insel *Hispaniola* den 2ten September, und fasseten im Hafen *Naquimo* Land. Sie kamen auch erst im nachfolgenden Jahre, als nemlich gegen das Ende des Februarii 1500 zu Stande, die Schiffe wieder auslaufen zu lassen. Von da richteten sie ihren Weg nach *Castilien*.

Erstes unter-  
nehmen des *Vjeda*.

500.

*Americus Vespucius* war, wie angeführet worden, weder Admiral noch Befelshaber der Flotte; dem ungeachtet aber lies er sich doch einkommen, sich die Ehre dieser Reise zuzueignen.

*Americus Vespucius* hat *America* nicht  
zueignen. zuerst entdeckt.



zuzueignen. Er räumte sich ohne Grund, daß man ihm die Entdeckung des festen Landes zu danken habe; ohnerachtet Colombo solches vor ihm berraten hatte. Er streuete eine Erzählung aus, worin er die Unbescheidenheit begehet, solche Vorfälle anzuführen, welche durch öffentliche Zeugnisse völlig umgestossen werden. Seine Erzählungen sind dergestalt handgreiflich falsch, daß man sie entweder gar nicht für seine Arbeit, oder ihn, im Fal dem so wäre, für einen betrügerischen und unwissenden Menschen halten mus.

Ungnade des  
Colombo.

§. 48. Des Ojeda: Beginnen, dem Unterkönige und Admiral von Spanien, selbst an dem Orte seines Sitzes und selbst auf den Meeren, dessen Abtheilung ihm die Königin unterworfen, Hohn gesprochen zu haben, und dieses ohne die geringste Commission, sondern nur eine schlechte Erlaubnis von dem Bischof zu erhalten, die noch dazu nicht einmal von diesem Minister unterschrieben war, konnte nach einer wahren Gerechtigkeit nicht anders, als ein verletztes Recht der Majestät angesehen werden. Indessen wurde Colombo, der sich abwesend befand, und den der Bischof verfolgte, verurtheilet. Die Königin entsehte ihn seiner Würde als Unterkönig, und Bovadilla wurde mit der Würde als Generalgouverneur dahin gesendet, ihn aufzuheben. Dieser Mann, der Commandeur des Ordens von Calatrava war, schien bey seiner Ankunft zu Domingo blos des halb angekommen zu seyn, die Meuterey zu unterstützen, und den Colombo zu beschimpfen, den er in Ketten legen und nach Spanien bringen lies. Der Prälat hatte die Königin dergestalt eingenommen, daß Colombo, ohnerachtet er sich in einem ihm verstateten Gehör vollkommen rechtfertigte, und sie nicht in Abrede seyn konnte, daß Bovadilla die Schranken seiner Commission dadurch überschritten, daß er ihm so schimpflich begegnen lassen; so war doch ihre Gefälligkeit für den König Ferdinand und für den Fonseca so gros, daß sie nicht vermögend war, dem unterdrückten Admiral eine völlige Genugthuung zu verschaffen. An allen Orten ereigneten sich lauter Ungerechtigkeiten, die den Colombo angriffen, und ihm seine Ehrenämter, sein Vermögen, ja selbst die Ehre der Entdeckungen entziehen wolten. Americus Vespucius raubte ihm, wie schon angeführt worden, auf eine unrechtmäßige Weise diejenige Ehre, das feste Land der neuen Welt entdeckt zu haben; und dieser Marktschreier machte seine Dinge so verschlagen, daß man ihm Glauben beimas, und diesen ganzen weitläufigen Bezirk, welchen Colombo bekant zu machen, angefangen, nach seinem Namen nannte. Ja man war so gar beflissen, ihm sein Verdienst der Erfindung zu entziehen, indem man annam, daß er sich blos gewisse Nachrichten, die eben so erfonnen, als der Schifbruch des Ausländers, und die Niederlassung des Colombo zu Madera oder auf den Azoren war, zu Nuße zu machen gewußt: denn diejenigen, die diese Fabel ausgebreitet haben, wissen nicht, wo sie den Schauplatz aufschlagen sollen. Seine ihm entzogene Würde eines Unterköniges wurde ihm niemalen wieder gestattet; und die Ehrenstelle eines Admirals, so er behielt, ward ihm nur blos zu dem Ende gelassen, damit er noch fernere Entdeckungen machen möchte. Da er aber die Beihülfe, die er zu Hispaniola finden sollen, nicht antraf, so konnte er auch den Fortgang nicht erreichen, den er gewis erlanget haben würde, wenn er ferner solchergestalt Herr darüber geblieben wäre, als es die Gerechtigkeit erforderte. Jedemnoch gestattete man ihm, seine zu Hispaniola zurückgelassene Güter nach Spanien kommen zu lassen, und Bovadilla wurde zurück berufen.

1502. §. 49. Colombo segelte mit vier Schiffen den 9ten May 1502, nebst seinem Dessen vierte Bruder B. Bartholomäus und D. Ferdinand seinem zweiten Sohne ab: denn Colombo hatte sich wieder verheirathet.

§. 50.

§. 50. Den 13ten Junii kam er an die Insel Marínino, heut zu Tage Marti- Entdeckt  
nique, und hielt sich drey Tage lang daselbst auf. Eine Nothwendigkeit veranlassete ihn, Martinique.  
St. Domingo zu berühren, alwo er aber nicht eingelassen wurde. Daselbst traf er eine  
Flotte an, die bereit war nach Spanien abzufegeln, und der Generalhauptman Torres  
war Befelshaber davon. Bovadilla, eben derjenige, der den Admiral in Fesseln legen  
lassen; eben derselbe Roldán, der ihm durch sein unruhiges und aufrührisches Gemüth so  
viel Widerwärtigkeiten veranlasst; unsägliche Reichthümer an Golde, so die Früchte der  
Raubereien und Ungerechtigkeiten dieser Leute waren; benebst des Colombo Gütern, die  
nach Europa gesendet wurden, alles dieses war auf 32 Schiffen befindlich. Der Admi-  
ral lies ihnen Nachricht wissen, daß er untrügliche Merkmale eines bevorstehenden Sturms  
gewar würde; seine Warnung aber ward verachtet. Indessen nahm der vorherverkündigte  
Sturm seinen Anfang; ein und zwanzig Schiffe giengen zu Grunde, ohne daß ein einziger  
Mensch am Leben blieb. Blos die eils Schiffe, worauf sich seine Güter befanden, kamen  
ganz allein glücklich durch. Der Admiral wurde selbst durch diesen Sturm heftig mitge-  
nommen.

§. 51. Da er nun nicht in Domingo einlaufen konnte, bestrich er die Küste, gieng Gehet nach  
nach Jamaica, und nach verschiedenen ausgehaltenen widrigen Winden kam er endlich an Jamaica und  
die Insel Guanaja, bey dem Eingange des Meerbusens von Hondurás, und nannte sie nach Hondur-  
die Insel des Pins, weil sein Bruder Bartholomäus, der daselbst ans Land stieg, ei- ras.  
ne grosse Menge Fichtenbäume antraf. Er wurde ein Canot gewar, nahm es weg, und  
schickte alle, die darauf befindlich waren, mit Geschenken beladen wieder zurück. Ausser  
einen Alten, der ihm vernünftig zu seyn schien, behielt er bey sich; und dieser war Ursa-  
che, daß ihm die Entdeckung von Mexico mislunge. Man zeigte ihm Gold, und er  
wendete sich gegen Morgen, und machte ein Zeichen, daß daselbst viel dergleichen vorhan-  
den wäre. Dem Ansehen nach wies er nach Peru, man konnte ihn aber nicht recht verste-  
hen. Colombo schickte diesen Alten zurück, bezalte ihm vor seine gegebene Nachricht,  
und richtete seinen Lauf nach Morgen.

§. 52. Er war nur dreißig Meilen von Yucatan entfernt; und wenn er seinen Verfehlet die  
Weg gegen Westen gerichtet, so würde er Mexico ohnfehlbar erreicht haben. Er segelte entdeckung  
den 12ten September dem Vorgebirge Gracias a Dios vorbey, welches er aus der Ur- von Mexico.  
sache also hies, weil eben die Winde, die ihm so sehr zuwider gewesen, ihm nunmehr  
günstig zu werden anfiengen.

§. 53. Er näherte sich, da er beständig an der Küste fortschifte, einem Hafen, den Segelt nach  
er so schön befand, daß er ihn Puerto bello nannte; welchen Namen er auch noch jezo Puerto bello,  
beibehält. Er gieng den 2ten November hinein, und verlies ihn den 9ten wieder. Vier und entdeckt  
bis fünf Meilen weiter sahe er einen andern, den er di Bastimentos hies, weil die Ge- andre Hafen in  
gend herum bebauet war: daselbst hielt er sich bis den 23ten auf, und lies seine Schiffe der landesen-  
ausbessern, welche, da sie alt und geborsten waren, dergleichen öfters nöthig hatten. Den ge von Pana-  
26ten kam er in einen dritten Hafen, den er el Retreto nannte. Er bemerkte, daß seine ma.  
Schiffe auf allen Seiten Wasser schöpften, daher war er bedacht, Hispaniola so bald  
möglich wieder zu erreichen; zuvor aber wolte er eine Colonie anlegen. Er machte auch  
mit einer, unter dem Befelen seines Bruders Bartholomäus, den Anfang: jedech er  
fand von Seiten der Einwohner viele Hindernisse, daher begaben sie sich wieder an Bord,  
und verliessen den Fluß von Veragua, an dessen Ufer diese Bewonung angetroffen ward.  
Eines der Schiffe war im Flusse gestrandet: man zog es nebst den andern nach Puerto  
bello,



bello, woselbst das zweite gleichfals strandete. Die beiden übrigen Schiffe waren kaum hinlänglich nach Jamaica zu kommen, woselbst diesem Haufen durch Hunger, noch mehr aber durch die entstandene Mishelligkeiten, sehr übele Umstände begegneten.

1501.

Fahrt des  
Rodrigo von  
Bastidas und  
dessen entde-  
ckungen.

§. 54. Unterdessen da Colombo mit seinem widrigen Schicksal kämpfen mußte, war Rodrigo von Bastidas, ein rechtschaffner, reicher und geschickter Seeman, mit Johan von la Cosa, einem berühmten Steuerman, der bereit die See mit dem Oseda bestreichen, in Gesellschaft getreten. Er hatte von dem König eine Commiſſion aus- gewirkt, und zwey Schiffe zu Cadix ausgerüstet. Er nahm eben den Weg, als der Admiral auf der dritten Reise gethan, und trieb die Erforschungen jenseit der Entdeckungen des Oseda hundert Meilen weiter; und gab dem Hafen, der Carthagena heißet, den Na- men, woselbst man seitdem eine Stadt von gleicher Benennung erbauet hat. Er kam an den Ort, der nachmals Nombre de Dios genennet worden. Und da seine Schiffe auf der See nicht länger aushalten konten, so erreichte er mit vieler Mühe den Meerbusen von Faragua, gegen Abend der Insel Hispaniola, wo er genöthiget wurde zu stranden, und sich zu Lande nach St. Domingo zu begeben.

Anderes un-  
ternemen des  
Oseda.

§. 55. Oseda hatte fast eben zu der Zeit, als Bastidas, eine neue Reise angetre- ten; weil er aber nicht wußte, auf welche Seite er sich gewendet hatte, so that er nichts anders, als ihm zu folgen. Er hatte auch den Americus Vespucius nochmals bey sich; sie wurden aber wegen der Lebensmittel unethig. Oseda wolte seiner schonen: als nun das Schiffsolk sahe, daß Vespucius andrer Meinung war, verbanden sie sich mit ihm, und legten den Oseda in Eisen. Dadurch wurde der Entwurf ihrer Entdeckungen vernichtet.

Des Colom-  
bo zurückkunft  
nach Europa.

§. 56. Nachdem Colombo über ein Jahr zu Jamaica zubringen müssen, wurde er endlich von dem Orando, der zu Hispaniola Befelshaber war, abgehohlet. Er wurde nach St. Domingo gebracht, und gieng von da wieder nach Spanien, alwo er zu San-Lucar gegen das Ende eben desselben Jahres ankam. Er verfügte sich nach Se- vilien, und erfur den Tod der Königin Isabella daselbst, der sich den 9ten November 1504 ereignet hatte. Er sahe sich nunmehr der Gleichgültigkeit, die Ferdinand gegen ihn blicken lassen, ja wo nicht noch mehrern Unfällen, völlig ausgesetzt. Die Leichtigkeit, womit man nach America kommen konte, war auch selbst ein Vorwand, daß die Belos- nungen, die ihm auf das feierlichste versprochen waren, als viel zu wichtig angesehen wer- den wolten.

Echufrede,  
womit er seine  
feinde beschä-  
met.

§. 57. Es war auch einmahl jemand so unverschämt, in einer grossen Gesellschaft bey der Tafel ihm unter die Augen zu sagen, daß er das Wunderbare seiner Unternemungen noch nicht recht einzusehen vermöchte; ein wenig Verwegenheit und ein besonders Glück wären die einzigen Dinge, dem es zugeschrieben werden müßte. Dieser Vorwurf fand mehr Beifal, als er verdienete. Colombo aber lies sich, ohne darauf zu antworten, ein Ey bringen, und fragte die Anwesenden, ob jemand unter ihnen solches auf der Spitze ste- hend machen könnte. Er wurde aber deshalb selbstien aufgefordert; hierauf sties er das Ey etwas hart auf den Tisch, daß die Spitze einknickte, und das Ey folglich gerade stehen blieb. Da riefen sie alle, daß sie dieses auch hätten thun wollen. Ich zweifle nicht daran, antwortete er ihnen; es hat sich aber dergleichen niemand vorher unterstanden: und auf diese Art ist Indien von mir entdeckt worden. Ich habe mir zuerst einkommen lassen, nach diese Weltgegend zu schiffen, anjeto aber kan der elendeste Schiffer den Weg dahin finden. Viele Dinge scheinen leicht zu seyn, nachdem

nachdem der Erfolg gewiesen ist; die man zuvor, ehe sie angefangen wurden, für unmöglich gehalten. Sie werden sich der hönischen Worte erinnern, womit ich mit meinem Entwurfe, ehe er ausgeführt worden, durchgezogen bin. Damals war es eine Chimäre, ja eine Narheit; nunmehr aber, da ich den Weg gefunden und gewiesen habe, wird nichts leichter als dieses geachtet. Dem Könige wurde des Colombo Antwort erzählt, worüber er herzlich lachte, und ihn bey dieser Gelegenheit öffentlich lobte. Einige Zeit hernach lies er ihm Vorschläge thun; sie waren aber so unbillig, daß der Admiral vor Verdrus ganz außer sich geriet.

1505.

§. 58. Wie dieses vorgieng, vernam man, daß der Erzherrzog Philip, des Königes Schwiegersohn, ankommen würde. Denn der Isabella Ableben brachte ihm die Krone von Castilien zuwege. Colombo wurde von seiner Schwachheit zurück gehalten, daherhalb schickte er seinen Bruder Bartholomäus an Philippen, der auch sein Wort gab, daß der Admiral zu Frieden gestellt werden sollte. Es ist aber ungewis, ob ihn sein Bruder in dem Zustande angetroffen, daß er sich über die angenehme Nachricht erfreuen können. Christoph Colombo starb zu Valladolid den 20 May 1505 im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters.\* Sein Leichnam wurde sogleich in der Cartheuserkirche zu Sevilien beigesetzt, und nachher nach S. Domingo, wie er in seinem Testament geordnet hatte, überbracht. Er hatte auch verlangt, daß die Fesseln mit in sein Grab ge-  
 \* Sein Tod.

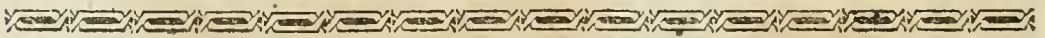
§. 59. Sein Sohn D. Diego erbte zwar alle seine Rechte in Absicht des Admirals und Unterköniges, aber auch zugleich die ungerechte Ungnade des Königes Ferdinand, benehzt des Bischofs Fonseca Verfolgungen. Er setzte seine Anforderung mit besonderer Lebhaftigkeit fort, und traf auf seinem Wege allezeit eben dieselben Schwierigkeiten an, die sein verstorbener Vater übersteigen müssen. Er lies sich aber dadurch nicht abschrecken. Da er nun des König Ferdinands angenommene Langsamkeit, der ihn beständig mit leeren Worten abpeisete, und ihn müde zu machen suchte, lange genug erduldet hatte; so richtete er seinen Antrag endlich da hin, daß ihm erlaubt werden möchte, den Fortgang und die Entscheidung seiner Sache den Richtern zu überlassen: dieses wurde ihm auch zugestanden. Er überreichte daher dem Rathe einen Aufsatz, der alles in sich faßte, was seinem Vater sowel vor als nach der Entdeckung zugebilliget war. Er gewann auch seinen Rechtshandel; jedoch aber selete es Ferdinanden nicht an Mitteln, die Vollstreckung des Urtheils wendig zu machen. D. Diego heiratete Marien von Toledo, eine Tochter Ferdinands von Toledo, Oberbefehlshaber von Leon und Oberjägermeister von Castilien, des Herzogs von Alba Bruder und des Königes Vetter, von dem der Herzog von Alba, seit der Dienste, die er ihm im neapolitanischen Kriege gethan, ein Liebling geworden war. Beide Brüder bemüheten sich gemeinschaftlich zum Vortheil des Colombo, als der des einen Nese und des andern Schwiegersohn geworden war. Der König wolte sie zwar, seiner gewöhnlichen Art nach, mit Vertröstungen aufhalten; sie ließen sich aber an Worten nicht begnügen, und fiengen aus einem solchen Tone an zu reden, daß sie einen Theil von dem erhielten, warum sie gebeten hatten.

§. 60. Ovando, Generalgouverneur von Hispaniola, wurde zurück berufen, und an dessen Stelle D. Diego ernennet. Die Würde eines Unterköniges aber ward eingegeben; und er erhielt weder dasselbe Ansehen, noch dieselben Vorrechte und Bestallung, als seine beiden Vorfahren gehabt hatten. Jedoch findet sich, daß er mannigmal Vicekönig genennet worden, und seine Gemalin Donna Maria von Toledo ist mehrentheils mit der Wür-

Wird Gene-  
 ralgouverneur  
 von Hispanio-  
 la.



1508. de als Vicekönigin bezeuget gewesen. Es waren aber bloße Ehrentitel, die ihnen einzelne Personen gaben, die keine Folgerungen nach sich zogen. Er begab sich gegen Ende des Jahres 1508 nach Sevilla, beschleunigte die Ausrüstungen seiner Flotte, und gieng den 9 Junii des darauf folgenden Jahres, mit seiner Gemalin, seinem Bruder D. Fernand, seines Vatern Brüdern D. Bartholomäus und D. Diego, benebst einer Menge Edelleuten, vielen Officirern und einer guten Anzahl Frauenzimmer, die sich in dem Gefolge der Vicekönigin befanden, unter Segel. Ihre Ankunft gab der Insel Hispaniola einen solchen Glanz, dergleichen sie nie gehabt hatte. Das Frauenzimmer verheiratete sich daselbst, und trug viel bey, die Sitten der Einwohner, die ganz verwildert geworden waren, zu verbessern. Des D. Diego Ansehen und Gewalt war durch andere Befehlshaber eingeschränkt, welche selbiges mit ihm theilten, und ihm das Gleichgewichte hielten. Noch mehr aber wurde es durch die Königl. Audienz geschwächt, an welche man von allen in Indien abgefassten Urtheilen gleichsam als an das oberste Tribunal appelliren konnte.



## Zweites Hauptstück,

# Verfolg der Entdeckungen und Niederlassungen der Spanier auf den Inseln und dem festen Lande von America.

### Inhalt.

Einnemung der Insel Porto Ricco durch Ponce von Leon 1. Niederlassung auf der Perleninsel 2. Neucadir erbauet und verlassen 3. Dritte Ausrüstung des Ojeda nach dem festen Lande 4. Diego von Nicuesa unternimmt eben dergleichen 5. Der Hof macht eine Theilung dieses Landes 6. D. Diego Colombo läßt Jamaica einnehmen 7. Sie trennen sich. Des Ojeda Lauf 8. Seine von den Wilden erlittene Niederlage. Tod des La Cosa 9. Nicuesa rächet den Ojeda 10. Sie trennen sich aufs neue 11. Anlegung von S. Sebastian 12. Ankunft des Talavera zu S. Sebastian 13. Ojeda ernennet Franciscum Pizarre zum Gouverneur dieses Ortes 14. Ojeda scheitert an der Insel Cuba. Sein Unglück und Tod 15. Die Colonie von S. Sebastian verläßt den

Ort 16. Wird zurück geführt. Neue Unglücksfälle 17. Begebenheit des Balboa 18. Anlage von S. Maria der Alten in Darien 19. Versehen des Enciso 20. Die Stadt wird eine Republik 21. Lauf und Fortgang des Nicuesa 22. Seine Widerwärtigkeiten 23. Er läßt Mannschaft an dem Flusse Verbleben zurück 24. Nennet einen Hafen Nombre de Dios 25. Colmenarez sucht ihn auf 26. Verursacht selbst seinen Untergang 27. Sein Tod 28. Eroberung der Insel Cuba durch Velasquez 29. Ponce von Leon segelt nach den Brunnen der Jugend 30. Entdeckt Florida und einige Inseln 31. Mission der Dominicaner nach Cumana 32. Verrätherie eines Armateurs 33. Verursacht die Ermordung zweier Missionarien 34.

### §. 1.

Einnemung der Insel Porto Ricco durch Ponce von Leon.

**E**in Krieg, den Ovando, ein Vorgänger des D. Diego Colombo, mit den Einwohnern des Mergentheils von Hispaniola geführt, gab Gelegenheit, die Insel Boriken, die nahe dabey liegt, zu entdecken. Der große Colombo hatte sie die Insel S. Johan genennet, im übrigen aber, war sie noch nicht besucht worden.

Ponce

Ponce von Leon, der die Soldaten von Domingo wider die Einwohner des Morgenthells angeführt, traf Insulaner von Boriken an, die ihm anzeigten, daß bey ihnen Gold befindlich sey. Er begab sich also dahin, kam zu einem Taciken, der ihn überaus liebreich aufnahm, und ihm alles Gold, das in seinem Vermögen war, anbot. Er besichtigte die Goldadern, nahm Proben davon mit, überbrachte sie dem Ovando; und alsobald wurde die Einnemung der Insel beschlossen. Ponce von Leon wurde zu diesem Ende dahin abgeschickt, und er begab sich wieder zu seinen daselbst zurückgelassenen Leuten, traf sie alle gesund, und mit dem Bezeigen der Insulaner überaus zufrieden an. Da dieses alles vorgieng, wurde Ovando zurück berufen. D. Diego Colombo traf ein, und hatte Christoval von Sotto Mayor bey sich, welcher von dem Hofe mit dem Gouvernement der Insel S. Johan versehen war. Dieser Streit trieb den Admiral an, die beiden Mitwerber aus einander zu setzen; indem er eigenmächtig Michael Cerron zum Gouverneur und Michael Diaz zu seinem Lieutenant ernante. Er schickte sie auch wirklich dahin; als aber Ovando nach Hofe gekommen war, so hat er für den Ponce von Leon um das Gouvernement, und erhielt es auch. Dieser begab sich noch in eben dem Jahre dahin, nahm Besitz davon, fing mit Cerron und Diaz einen Streit an, und schickte sie als Gefangne nach Spanien. Als er die Einwohner unter das Joch bringen wolte, traf er mehr Schwierigkeiten an, als er geglaubt hatte. Endlich aber unterwarfen sie sich, und die Bearbeitung der Bergwerke verursachte, daß fast alle Insulaner starben.

1509.

S. 2. Nach des D. Diego Instruction sollte er zu Cubagua, einer nahe bey Niederlassung Margaretha belegenen kleinen Insel, eine Niederlassung veranstalten. Denn eigentlich auf der Perleninsel wurden bey Cubagua Perlen gefischt. Zu dieser Colonie suchte man diejenigen aus, welche von den Lucayen gebürtige Sklaven waren, weil diese länger unter dem Wasser zu bleiben gewonet waren. Die Niederlassung wurde zu Stande gebracht, und man hat seit verschiedenen Jahren durch die Perlenfischerey unsägliche Reichthümer erworben. Man sagt, daß der fünfte Theil des Königes sich allein jährlich auf 15000 Ducaten belaufe. Die Taucher wurden aber nicht genugsam geschonet, daher sie es auch nicht lange aushalten konnten, sondern bald nach einander verstarben. Dieses war eine wohlverdiente Bestrafung eines Geizes, der so viele Menschen seiner Unerfätlichkeit aufopferte.

S. 3. Die Insel hat einen vortreflichen Hafen, woselbst man eine artige Stadt Neucadir erbauete, und sie mit dem Namen Neucadir belegete. Es ist ein Brunnen daselbst, des kühnen und starken starkriechendes und medicinisches Wasser über das Seewasser wegfließet. Da aber der einzige Gegenstand dieser Niederlassung der Perlenfang war, so wurde selbige, da es damit zu Ende gieng, wieder verlassen. Die Einwohner wendeten sich nach Margaretha, woselbst sie sich einige Zeit erhielten, und ihre Nachkommenschaft treibt noch einen kleinen Tobackshandel mit den Holländern von Curacao.

S. 4. Bis hieher war noch keine Colonie weder auf dem festen Lande noch zu Jamaica angeleger. Indessen wurde doch in Spanien darüber beratschlaget. Die Nachrichten des Colombo schienen zu wünschen, daß man sich seine Entdeckungen zu Nutzen machen möchte; und der König urtheilte, daß Ojeda, dessen Verdienste von dem Bischof Fonseca angepriesen wurden, dazu tüchtig seyn könnte. Ojeda war damals zu S. Domingo, woselbst er sich seit seiner mit dem Americus Vespacius gehaltenen unglücklichen Reise aufgehalten. Reichthümer hatte er nicht erworben; folglich war er nicht im Stande, die zu einer Ausrüstung erforderlichen Kosten vorzuschießen. Johan von la Cosa, eben derselbe Steuerman, wovon bereits gedacht worden, war in Spanien und allezeit



sein aufrichtiger Freund geblieben. Als dieser vernommen, daß des Ojeda Armut ihn an Ausführung des ihm aufzutragenden Unternehmens behinderte; so erbot er sich, die Befehle und Anweisungen des Hofes selbst zu überbringen, und ihm mit seinem Vermögen behülflich zu seyn, und den Vorschus, womit der König nichts zu thun haben wolte, zu bestreiten; er versprach auch noch überdem, ihn zu begleiten. Worauf man ihn bey seinem Worte hielt.

Diego von Nicuesa unternimmt eben dergleichen.

§. 5. Unterdessen, da sich dieses ereignete, kam Diego von Nicuesa, ein reicher von Adel, der vor einen klugen und herzhaften Mann gehalten wurde, einiger Angelegenheiten halber, die ihm der Admiral aufgetragen, bey Hofe an. Als dieser hörte, was mit dem Ojeda vorgehen sollte, so stellte er vor, daß ein einzelner Mensch nicht hinlänglich wäre, so weitläufiges Land einzunehmen. Er fand Gehör, und brachte in Vorschlag, daß diese Erlaubnis in zween Theile getheilet werden möchte; und war Bürge vor den guten Erfolg der neuen Einrichtung desjenigen Theils, so ihm untergeben werden würde: sein Entwurf fand auch Beifal.

Der Hof macht eine Theilung dieses Landes.

§. 6. Es wurden also aus diesem Theile des festen Landes, das bevölkert werden sollte, zwey Gouvernements gemacht, die Grenzen gezogen, und die Bestallungsbriefe für beide Gouverneurs unterschrieben. Ojeda bekam den Theil von dem Vorgebirge, so er selbst la Vela genant hatte, bis an die Helfste des Meerbusens von Uraba, heut zu Tage Darien; und das ganze Land ward Neuandalusien genennet. Des Nicuesa Antheil gieng von eben dem Meerbusen an bis an das Vorgebirge Gracias a Dios; und dieser Strich Landes empfing den Namen das güldne Capilien. Der Hof überlies Jamaica beiden Gouverneuren gemeinschaftlich, damit sie Lebensmittel und andere Notwendigkeiten daraus nehmen konten. Johan von la Cosa wurde Obristwachmeister und des Ojeda Lieutenant. Und in allen diesen Bestallungsbriefen wurde des Admirals mit keinem Worte gedacht; ohnerachtet ihm alle die Dertter, die sein Vater entdeckt hatte, nach Ausweisung so vieler wiederholter Gnadenbriefe, untergeordnet seyn solten.

D. Diego Columbus läßt Jamaica einnehmen.

§. 7. La Cosa konte nicht mehr als ein Schiff und zwey Brigantinen dingen, und diese besetzte er mit zweihundert Mann. Nicuesa hingegen rüstete vier grosse Schiffe und zwey Brigantinen aus, welche er mit einer erstaunlichen Menge Vorrat versah. Sie kamen fast zu gleicher Zeit nach S. Domingo; ob gleich Nicuesa später abgereiset und sich auf der Insel S. Cruz aufgehalten hatte, woselbst er hundert Cariben weggenommen, die er hernach als Sklaven verkaufte. Diese beiden Gouverneur ermangelten nicht, sich gar bald zu überwerfen; denn ein jeder wolte, daß der ganze Meerbusen von Darien unter seinem Bezirk begriffen seyn sollte. Johan von la Cosa beredete sie, daß sie den Fluss Darien selbst zur Unterscheidungslinie annamen, der diesen Namen daher bekommen. Jamaica, woselbst beide einen Vorzug verlangten, war ein anderer Zankapfel. Der Admiral aber setzte sie aus einander, und ernante einen Gouverneur daselbst, Namens Johan von Esquibel, der die Insel einnam, und sich aller Drohungen des Ojeda ohngeachtet darauf erhielt. Denn letzterer sagte öffentlich, daß wenn er ihn daselbst antreffe, so wolte er ihm den Kopf herunter schlagen lassen.

Sie trennen sich. Lauf des Ojeda.

§. 8. Ojeda gieng den 10 November mit 300 Mann, zwey Schiffen und zwey Brigantinen unter Segel. Er fassete sogleich in dem Hafen, den Roderich Bastidas im Jahr 1501 entdeckt und Carthagena genant hatte, Land. Es war noch keine Niederlassung daselbst angeleget; seitdem aber hatten Bastidas, Christoph Guerra und andere Spanier nach ihm diese Küste berührt, und viele Feindseligkeiten, um Sklaven

zu entföhren, daselbst ausgeübet. Ojeda wußte von diesem allen nichts, und er hatte Befehl, diese Völker durch Sanftmut zu bezähmen, und bloß im Fal eines hartnäckigen Widerstandes gegen sie Gewalt zu gebrauchen; daher machte er damit den Anfang, daß er den Wilden allerhand Liebkosungen erwies. Sein freundschaftliches Betragen wurde aber übel aufgenommen, und er konnte bald einsehen, daß es nicht möglich sey, ohne einen Krieg eine Colonie zu errichten. La Cosa wolte, daß man nach den Meerbusen von Darien zurück kehren möchte, weil das Volk daselbst weit süssamer wäre. Ojeda hingegen, der zwar herzhast, aber nicht klug genug war, mußte die Schande erleben, fast ganz nackenden Leuten die Wahlstadt zu überlassen. Er griff sie an, erlegte viel, und machte auf sechzig Gefangne, die er auf seine Schiffe bringen lies; und als er seinen Sieg fortsetzte, kam er an ein Dorf, das er ledig antraf. Da nun die Castilianer keine Feinde weiter sahen, so glaubten sie, daß sie aus Furcht davon gegangen, und nunmehr weiter nichts vor sie zu besorgen wäre; daher verließen sie ihre Ordnung, und fingen an zu plündern.

§. 9. Dieses hatten die Wilden vorher gesehen, und sich in einen Hinterhalt an alle die Verter geleyet, wodurch die Europäer sich zurück begeben konnten. Als sie nun sahen, daß sie sich hin und her auf dem Felde zerstreuet hatten, griffen sie selbige an, und machten alles todt; der einzige Ojeda erreichte durch seine Hurtigkeit den Wald, und mußte seinen getreuen Johan von la Cosa, nebst siebenzig Castilianern todt auf dem Platze zurück lassen.

Seize von den Wilden erlittene Niederlage. Tod des la Cosa.

§. 10. Als einige Tage verstrichen waren, und die auf den Schiffen Zurückgebliebene nichts hörten noch sahen, schickten sie die Schaluppe ans Land. Daselbst trafen sie den Ojeda im Gebüsche an, woselbst er sich verkrochen hatte; dieser hielt seinen entblößten Degen in der Hand, und auf seiner Achsel war sein mit mehr als dreihundert Pfeilen durchschossenes Schild; er selbst aber war vor Hunger und Beschwerlichkeiten bereits halb todt. Sie zündeten ein Feuer an, und gaben ihm zu essen; als er sich nun wieder erholet hatte, erzählte er den ganzen Unfal. Unterdessen da er noch mit ihnen sprach, wurde er in der Ferne Schiffe gewar. Dieses nun war Nicuesa. Er näherte sich, und als er seines Mitwerbers Unglück erfuhr, so lies er ihm sagen, daß jeso nicht ferner Zeit sey, an ihre vorige Mißheiligkeiten zu gedenken; sondern er solte nur melden, wie ihm zu helfen sey, er und alle seine Mannschaft stünden ihm zu Dienste, das Blut der Spanier zu rächen. Ein so edles Betragen konnte dem Ojeda nicht anders als erfreulich seyn. Es wurden also von beiden Geschwadern 400 Mann an Land gesehet. Man gieng auf das Dorf los, wohin sich die Indianer begeben hatten. Alles, was nicht die Flucht ergriff, wurde in Stücken zerhauen oder erschossen; das Dorf ward angezündet, und diejenigen, die sich nicht verbrennen lassen wolten, wurden von den Spaniern entweder erschossen oder erstochen. Gefangne aber wurden diesesmal nicht gemacht. Die Beute war groß, und Nicuesa bekam allein zu seinem Antheil den Werth von sieben tausend Castilianen.

§. 11. Nicuesa nahm hernachmals den Weg nach Vernaga, und Ojeda segelte nach den Meerbusen von Darien. Der letztere ruhete an einigen Orten, wo er Gold antraf, und führte einige Einwohner mit sich fort.

Sie trennen sich aufs neue.

§. 12. Als er den Fluß Darien verselet hatte, hielt er bey einigen Höhen, die der Anlegung von Morgenseite des Meerbusens von Uraba gerade gegen über lagen, stille, und legte daselbst den Grund zu einer Stadt, die er S. Sebastian nannte. Er verhoffte, daß, da er sie dem Schutze dieses Heiligen übergab, sie ihn vor die vergifteten Pfeile der Wilden sicher stellen würde.

S. Sebastian.



Ankunft des  
Talavera zu  
S. Sebastian.

§. 13. Das Volk in dieser Gegend bestand aus grausamen Canibalen. Da nun Ojeda nicht so viel Mannschaft bey sich hatte, daß er im Fal eines Angriffs Widerstand thun können, so sendete er den Enciso, einen seiner Hauptleute, nach Spanien, welcher ihm so viel Mannschaft, Waffen und Lebensmittel, als er bekommen könnte, überbringen sollte; und unterdessen, da er seine Zurückkunft erwartete, lies er tüchtige Verschanzungen aufwerfen. Die Lebensmittel huben an, alle zu werden, daher mußte er im Lande dergleichen aufsuchen. Die Barbaren vertheidigten in grosser Anzahl den Boden, und machten vermittelst ihrer vergifteten Pfeile mit den ohnedem bereits ausgehungerten Spaniern vollends das Caraus. Es waren bereits viele umgekommen, und diejenigen, die noch von der Colonie übrig geblieben waren, sahen einem unvermeidlichen Tode ebenfalls betrübt entgegen, als ein von der Insel Hispaniola abgegangnes Schif, an dem Flusse von S. Sebastian Anker warf. Es wurde von Bernardin von Talavera geführt, welcher, da er dem Nachsage der Gerechtigkeit entwichen war, und sich bey dem Vorgebirge von Tiburon eines angetroffenen und den Genuefern zugehörigen Schiffs mit Beihülfe eines Haufens anderer nichtswürdigen Menschen seines Gelichters, bemächtigt hatte; so war er mit ihnen zu Schiffe und unter Segel gegangen, ohne eigentlich zu wissen, wohin er seinen Lauf richten wolte. Ojeda erhandelte seine Ladung; und Talavera, der erfreuet war, eine Freistätte zu finden, begab sich nebst aller seiner Mannschaft zu ihm.

Ojeda erneuet  
Franciscum Pizarre  
zum Gouverneur  
dieses  
Ortes.

§. 14. Dieser Verrat aber war auch von keiner ewigen Dauer. Die Wilden fingen an, immer beschwerlicher zu werden, und Enciso kam nicht wieder. Des Ojeda sämtliche Mannschaft verlangte nach Domingo zurück gebracht zu seyn. Ojeda erbot sich, selbst hin zu reisen, und die von da her erwartete Beihülfe zu befördern zu suchen; und fügte hinzu, daß wenn er innerhalb funfzig Tagen nicht wieder zurück käme, so sollte ihnen frey stehen zu thun, was sie wolten. Damit waren sie zufrieden. Er hinterlies den Franciscus Pizarre als Gouverneur zu S. Sebastian, der hernächst in dieser Geschichte eine Hauptperson vorstellen wird. Ojeda gieng mit des Talavera Schiffe ab, der ihn begleitete, und unter dessen Befehl das Schifsvolk stand. Sobald er die See erreichte, wolte er sich als ein Befelshaber aufführen; Talavera aber lies ihn in Eisen legen. Dieses war also des Ojeda Schicksal, daß er fast keine Reise thun konnte, ohne von seinen Untern mit Fesseln beschweret zu werden. Es entstand aber ein so starker Sturm, daß man seines Raths bedurfte, und ihm daher die Ketten wieder abnam.

Ojeda scheitert  
an der Insel  
Cuba: sein Un-  
glück und Tod.

§. 15. Er kämpfte vergeblich wider Sturm und Wellen, mit einem Schiffe, daß auf allen Seiten Defnungen hatte, und gerades Weges nach der Küste von Cuba zu eilte, um daselbst zu scheitern. Es war natürlich, daß er von da, hätte nach Hispaniola zu kommen suchen sollen; weil solche Insel, nur einen kurzen Weg davon lieget. Er hielt aber, aus unbekannten Ursachen, ratsamer zu seyn, Jamaica zu erreichen. Er legte mehr denn hundert Meilen längst der Küste mit solcher Mühe, die alle Vorstellung übertrifft, zurück, und traf endlich bey einigen Caciken ein, die ihm mancherley Erleichterung verschafften. Er wendete sich an den Esquibel, dem er ehemals den Tod geschworen hatte; der aber noch Grossmuth genug besas, ihn aus seinem Elende zu reißen. Ojeda gieng nach S. Domingo, wovon der Hauptman Enciso seit einiger Zeit abgereiset war, und Verstärkung nach S. Sebastian bringen wolte. Weil nun Ojeda nichts von ihm erfahren, so hielt er ihn vor todt, und sein Gouvernement gänzlich für verloren. Jederman kehrte ihm den Rücken zu. Er starb auch kurze Zeit hernach für Bekümmernis und Elend, in der erbärmlichsten Armut. Talavera war zwar so klug, daß er ihm nicht folgte; so ge-  
scheut

scheut aber war er doch nicht, daß er sich je eher je lieber nach Jamaica hätte wenden sollen. Der Admiral erfuhr also, wer er war, lies ihn einziehen, und wenig Zeit hernach aufhaken.

S. 16. Die funfzig Tage waren bereits verstrichen, ehe Ojeda nach Hispaniola kam. Pizarre, der Gouverneur während seiner Abwesenheit, war sogleich darauf bedacht gewesen, einen Ort zu verlassen, wo er keine Hoffnung zu einer dauerhaften Festsetzung vor sich sah. Ohngeachtet ihrer aber nur sechzig Personen waren, als er sich zu Schiffe begab, so befanden sich doch die beiden Brigantinen viel zu klein. Man beschloß also, so lange zu warten, bis die Anzahl noch mehr vermindert seyn würde; sie hatten auch nicht Ursache, lange darauf zu hoffen. Pizarre nahm eine Brigantine, und machte über die andere einen Glandrer von Valenciennes zum Anführer. Sie waren nicht allzuweit in See gegangen, als sich ein heftiger Sturm erhob, und des Glandrers Brigantine einen solchen starken Stos empfing, daß sie Angesichts des Pizarre borsie, welcher aber niemanden von dem Volke retten konnte. Dieser widrige Wind nötigte den Pizarre, nach der Seite des Hafens von Carthagena umzuwenden, woselbst er bey der Annäherung ein Schiff und eine Brigantine gewar wurde. Dieses nun war Enciso, der einen grossen Vorrat von Pferden, Schweinen, Waffen und fünf hundert auserlesene Mannschaft nach S. Sebastian führte.

Die Colonie von S. Sebastian verlässt den Ort.

S. 17. Dieser nahm den Pizarre wieder mit nach S. Sebastian, woselbst er des Ojeda Zurückkunft ebenfalls erwartete. Denn ihm war unbekant, daß er sich nach seiner Abreise, nach Hispaniola begeben gehabt. Als er in den Meerbusen gieng, sties das Schiff, worauf sich Enciso befand, hart auf eine Bank, und scheiterte. Kaum konnte die darauf befindliche Mannschaft, nebst einem kleinen Vorrat Mehl, Zwieback und Käse noch gerettet werden. Alles Vieh mußte ersaufen, und die Colonie fand sich in wenig Tagen in den Zustand versetzt, daß sie die Rinde von den Palmenbäumen essen mußte. Die Stadt S. Sebastian war unterdessen von den Wilden angezündet worden, und nichts als die mit Asche bedeckte Stelle, worauf sie gestanden, übrig geblieben. Enciso, der gezwungen war, seinem Volke durch Krieg Unterhalt zu verschaffen, wurde bey einer Gelegenheit selbst verwundet; und ihm an der Spitze von hundert Mann, von drey Wilden Hohn gesprochen, die sich auf eine vermogene Art näherten, alle ihre Pfeile abschossen, und sich wie der Blitz wieder aus dem Staube machten. Die ganze Colonie war also in der größtesten Verzweiflung, als ihnen Balboa einen solchen Rath erteilte, dem sie willig Folge leisteten.

Wird zurückgeführt: Neue Unglücksfälle.

S. 18. Vasco Nunez von Balboa war, da er noch sehr jung gewesen, nach Indien gegangen, und hatte sich auf der Insel Hispaniola sehr gut eingerichtet; nachher aber ward er genötiget, selbige zu verlassen. Nachdem sich zu S. Domingo ein Gerücht ausgebreitet, als ob viele Schuldner dem Enciso folgen und sich dadurch ihren Gläubigern entziehen wolten; so hatten diese von dem Admiral ein ausgerüstet Schiff erhalten, welches Befehl bekommen, den Enciso so lange zu beobachten, bis er sich weit von dem Hafen entfernt haben würde. Dieser letztere hatte nicht sobald die See erreicht, als Balboa, der sich in einem Fasse auf sein Schiff bringen lassen, heraus kroch, und sich öffentlich sehen lies. Enciso, dem dieses vorher nicht bekant gemacht worden, geriet darüber in einen so heftigen Zorn, daß er drohete, ihn an der ersten wüsten Insel auszusetzen. Balboa bat ihn aber inständig, man legte auch eine Vorbitte vor denselben ein, und der Hauptman ward besänftiget. Er war ein Mann von fünf und dreißig Jahren, ver-

Begebenheiten des Vasco.



vermogen, unermüdet, und unerschrocken, hatte auch beständig lauter Entwürfe in seinem Kopfe: dabey selete es ihn auch nicht an Geschicklichkeit, solche auszuführen; wie aus der Folge zu ersehen seyn wird.

Anlage von  
S. Maria der  
Alten in Da-  
rien.

§. 19. Als er nun bemerkte, daß jederman den Muth sinken lassen, so sagte er, daß als er ehemals mit dem Bastidas in diesen Seestrichen gewesen, so wären sie bis ans Ende eben dieses Meerbusens, wo sie sich anjeho befänden, gedrungen: und als sie den Fuß ans Land gesetzt, hätten sie gegen Abend einen schönen und breiten Fluß, und einen unter einem klaren Himmel und auf einem fruchtbaren Boden belegenen Flecken angetroffen; die Einwohner dieses Ortes wären auch in dem Rufe, daß sie ihre Pfeile nicht vergifteten. Bey dieser Erzählung schien jederman gleichsam wieder lebendig zu werden; und alle, die nur in der Brigantine Platz haben konten, giengen in den Meerbusen, und fanden alles, wie es ihnen Balboa beschriebener hatte. Da sie aber das Land betraten, mußten sie mit fünf hundert mutigen Indianern streiten. In dieser äußersten Noth thaten sie zu der S. Maria der Alten von Sevillien ein Gelübde, eine Pilgrimschaft in ihrem Namen benebst einem ansehnlichen Geschenk von Golde und Gelde dahin zu senden, auch die erste Stadt, die sie erbauen würden, nach dem Namen dieser berühmten Kirche zu benennen. Die Indianer nahmen nach der ersten Salve die Flucht: die Castilianer giengen gerade auf den Flecken los, und machten reiche Beute, sowol an Baumwolle, als Golde. Damit sie sich nun auch ihres Gelübdes entledigen möchten, so entwarfen sie den Grundris einer Stadt, die sie S. Maria die Alte von Darien nentten, weil sie an dem abendseitigen Ufer des Flusses dieses Namens, der sich in den Meerbusen von Uraba und von Darien ergießet, angeleget war. Sie hat die Ehre gehabt, die erste Stadt und der erste bischöfliche Sitz des festen Landes von America gewesen zu seyn: Sie bestand aber nicht gar zu lange, wie bald zu ersehen seyn wird.

Berschen des  
Enciso.

§. 20. Enciso, der sein Ansehen von dem Vjeda erhalten, begieng darin ein großes Berschen, daß er die Stadt nicht an dem morgenseitigen Ufer des Stroms anlegete; denn der Boden, den er dazu erwälete, gehörte zu des Ticuessa Abtheilung; und seine Gewalt hörte in einer Stadt auf, die nicht zu der Landschaft desjenigen gerechnet werden konnte, von dem er seine Commission bekommen. Er begieng noch einen andern Fehler, wodurch er seinen Untergang beförderte. Er wolte nemlich sein Ablager und Ausfure vertheidigen. Balboa, der vielleicht seine Absicht gehabt, daß er angeraten, die Colonie an diesem Ort zu errichten, sahe nicht sobald den Handel ohne Hofnung verloren; als er so gleich vorstellte, daß dieses Enciso Gerichtsbarkeit beendiger wäre, indem man sich nicht mehr in dem ihm zugehörigen Lande befände. Man kündigte ihm solches an, und in Erwartung, daß der Hof deshalb Berschung thun würde, wurden zween Magistratspersonen unter dem Titel Macaiden ernennet, welche die Justizpflege verwalten solten; und diese waren Vasco Nunnes von Balboa und Johan von Samudio; auch ward ein Rigidor für die Policcy bestellet, welche Bedienung dem Franciscus Valdivia beigeleget wurde.

Die Stadt  
wird eine Re-  
publik.

§. 21. Diese neue Republik war in drey Parteien zertheilet. Die eine wolte den Enciso so lange vor den Befelshaber erkant wissen, bis der Hof einen andern würde ernennet haben. Die andere war der Meinung, daß man solche Stelle dem Ticuessa übertragen solte, weil sie sich auf seinem Grund und Boden befänden. Die dritte endlich verlangte, daß man so fortfaren solte, als wie man den Anfang gemacht habe; und wenn ja ein Befelshaber unumgänglich nötig seyn solte, so schicke sich niemand besser als Balboa dazu,

dazu, der sie aus dem Elend gerissen, wo hinein sie Enciso so unüberlegt gestürzt hatte. Gegen die Mitte des Novembers hörte man in dem Meerbusen zween Canonenschüsse; und sie wurden beantwortet. Dieses waren zwey Schiffe mit siebenzig Mann, und Mundvorrat für den Nicuessa beladen. Rodrig Enriquez Colmenarez brachte ihm diese Verstärkung. Er bearbeitete sich, die Partey zu vergrößern, die ihn zurück rufen wolte; und damit er zum Vortheil seines Freundes die mehresten Stimmen erlangen möchte, so entschlug er sich des grösssten Theils seiner Provision. Er wußte auch seine Sachen so wohl zu machen, daß ihm aufgetragen wurde, ihn aufzusuchen; und zu diesem Ende war er unter Segel gegangen.

§. 22. Nicuessa befand sich in erbarmenswürdigen Umständen. Kaum hatte er Lauf und Fortgang des Nicuessa. sich von dem Ojeda getrennet, als ein heftiger Sturm seine ganze Flotte zerstreute, die aus vier grossen Schiffen, zwey Brigantinen und einem Fahrzeuge bestand. Lope von Olano, sein Lieutenant, verlies ihn während der Nacht, unter dem Vorwand, als ob er das Meer nicht länger aushalten konte; und sties zu den versammelten Schiffen, die sich zu Chagre, einem Hasen in Panama, befanden, lies sich zum Befelshaber erwählen, indem er vergab, daß Nicuessa ohnfehlbar umkommen müssen. Nachher gieng er in das Land Veragua, in der Absicht, eine Niederlassung daselbst zu errichten; sein Vorhaben aber mislunge ihm, aus Mangel der Lebensmittel, und durch andere Unglücksfälle. Denn er verlor einen Theil seines Volks, das daselbst vor Elend und Mangel umkommen mußte. Von da kam er in den Fluss Bethlehem, woselbst er eine andere Niederlassung versuchen wolte; weil er aber daselbst nicht glücklicher war, so suchte er eben Hispaniola wieder zu erreichen, als ihm eine Schaluppe, worin sich vier Mann befanden, von dem Nicuessa Nachricht überbrachten.

§. 23. Dieser Unglückselige war durch Sturm auf eine unbekante Küste verschlagen worden, alwo er seine Caravelle verlor, und gezwungen ward, Veragua, den allgemeinen Sammelplatz, zu Fusse zu suchen, weshalb er einen gefährlichen und beschwerlichen Weg antreten mußte. Die Anzahl der Spanier war durch das ausgestandene Elend und die Pfeile der Wilden schon ziemlich verringert worden. Einige verliessen ihn auch, ob sie gleich nicht wußten, wo sie sich hinwenden solten. Als die vier Botsknechte dem Olano hinterbracht, daß Nicuessa zu Fusse in einem betrübten Zustande ankäme; so glaubte der Lieutenant, daß dieses eine erwünschte Gelegenheit seyn würde, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Er schickte auch sogleich eine Brigantine aus, die auch nicht nötig hatte alzuweit zu gehen, sondern ihn gar bald antraf. Denn dem Nicuessa wurde durch diese Hülfe sonder Zweifel das Leben gerettet; indessen änderte er seinen Entschlus nicht, nach welchem er sich vorgenommen, einen Verräther mit der Lebensstrafe zu belegen, der ihm einen Verlust von vierhundert Mann verursacht, und sein ganzes Unternehmen rückgängig gemacht hatte. Inzwischen lies er ihm Gnade widerfahren, und schenkte ihm das Leben: jedoch lies er ihn schliessen, und bestund auf seinem Vorsatze, ihn nach Spanien zu senden.

§. 24. Die Freude über die Vereinbarung war aber von keiner langen Dauer. Er läßt man- schaft an dem flusse Bethle- hem zurück. Denn die mehresten Schiffe wurden an die Küste geworfen, und die Lebensmittel fiengen an zu mangeln. Es wurde einem jeden erlaubt, sich damit so gut zu versorgen, als er konte. Es kam daher mit einem zahlreichen, mistrauischen und bewafneten Volke zum Handgemenge. Diese Feindseligkeiten aber dienten nur dazu, das Elend noch zu vergrößern. Aus Mangel der Schiffe wurde ein Theil der Mannschaft bey dem Flusse Bethlehem; unter Anführung des Alphonso Nunnes zurückgelassen; und Nicuessa gieng



unter Anleitung eines Botsknechts, der unter Christoph Colombo die Reise gethan hatte, benebst den andern nach Puerto bello.

Menet einen  
hasen Nom-  
bre de Dios.

§. 25. Diese Colonie sahe sich eben sowol, als diejenige zu Bethlehem, dem Mangel und Elende ausgesetzt; denn der grössste Theil davon wurde durch Hunger und Krankheiten hinweggerissen: daher sendete der Gouverneur eine Caravelle nach St. Domingo, die Hülfe erbitten sollte.

Colmenarez,  
sucht ihn auf.

§. 26. Kaum war sie abgereiset, so kam Colmenarez an, und fand seinen Freund benebst sechzig Personen barfus, mit Lumpen bedeckt und ganz abgehungert, so daß er sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte. Er machte ihm die Ursache seiner Reise bekannt; und vermeldete ihm die Errichtung einer Colonie, die er verlangte; und fürete unter andern die Reichthümer mit an, die sich in Darien gefunden.

Verursacht  
selbst seinen  
Untergang.

§. 27. Der ganze Haufe hörte diese Erzählung mit außerordentlicher Freude an. Bloß der einzige Nicuessa, der durch die lang angehaltene Widerwärtigkeiten ganz verdußt worden war, beging die Unbedachtsamkeit, in Gegenwart derer, die mit seinem Freunde angekommen waren, zu sagen, daß, da diese Stadt auf seinem Grund und Boden erbauet sey, so verdienten ihre Anleger bestraft zu werden; und wenn er erst an Ort und Stelle seyn würde, so wolte er überlegen, wie er sich in Betrachtung ihrer aufzuführen hätte. Durch eine andere begangene Unbesonnenheit, die der erstern den letzten Nachdruck gab, schickte er eine Caravelle voraus, und hielt sich ohne Noth mit Besichtigung verschiedener Inseln auf, und trachtete Gold zu bekommen. Die Caravelle machte der Colonie nicht nur seine Ankunft, sondern auch seine Gesinnung bekannt; und als er sich nun wenig Tage darauf sehen lies, zeigte sich Balboa am Ufer, und rief ihm zu, daß er nur wieder nach Nombre de Dios zurückkeren möchte. Denn man würde nicht gestatten, daß er an einem Orte in Darien ans Land stiege. Er mußte also die Nacht auf seinem Schiffe zubringen. Des andern Tages gestattete man ihm zwar, ans Land zu kommen; er merkte aber, daß man sich seiner bemächtigen wolte: daher machte er sich davon, und begab sich in den Wald. Balboa aber verhinderte, daß ihm nicht nachgesehen wurde. Samudio war am meisten wider ihn aufgebracht: und Balboa, der eine besondere Neigung zu dem Gouverneur hatte, suchte ihm zu dienen, und lies ihm wissen, daß er sich in seine Brigantine begeben, und selbige nicht verlassen sollte, es möchte ihm auch dazu rathen, wer da wolte; es wäre denn, daß er ihn selbst dazu vermögen würde. Nicuessa war aber nicht klug genug, ihm Folge zu leisten.

Sein tod.

§. 28. Drey Mann lockten ihn unter dem Vorwand der Freundschaft herbey, und brachten ihm zu dem Samudio, der ihn auf eine elende Brigantine mit siebenzehn Mann bringen, und ihm befelen lies, ohnverzüglich abzureisen, und nach Castilien zu gehen, ohne sich an irgend einem Orte unter Weges aufzuhalten. Dieser unglückselige Gouverneur rief den Himmel über die ihm bewiesene Ungerechtigkeit zum Rächer an, und forderte seine Feinde vor Gottes Gerichte. Er mochte aber sagen was er wolte, genug er mußte abreisen, und seitdem hat man nichts weiter von ihm vernommen. Herrera hält das, was einige davon geschrieben, für eine Erdichtung, daß man nemlich auf der Insel Cuba an einem Baume folgende Aufschrift gefunden haben solle: Alhier hat der unglückselige Nicuessa sein Unglück und Leben geendiget.

1511.  
Eroberung  
der Insel Cuba  
durch den Be-  
lasquez.

§. 29. Als der Admiral D. Diego Colombo sahe, daß seines Vaters Entdeckungen einem jeden, der nur vom Hofe um Erlaubnis bat, sich solche zuueignen, überlassen wurden; und daher besorgte, daß auch ein Gouverneur zu Einnemung der Insel Cuba, die doch,

so

so zu sagen, in seinem Bezirk lag, bestellet werden möchte: so eilte er, nun diesem vorzubeugen, diese Insel vor sich selbst einnehmen zu lassen. Damit er nun einen Lieutenant bekommen möchte; auf dessen Treue er sich verlassen könnte, so fiel seine Wahl auf **D. Diego Velasquez**. Dieser war einer von den ersten Bewohnern auf Hispaniola, woselbst er seine ersten Aemter verwaltet, welchen er auch jederzeit mit vielem Glück und Redlichkeit vorgestanden. Mehr denn dreihundert Freiwillige folgten ihm auf dieser Fahrt, die ordentliche Mannschaft ungerechnet, die ihm von dem Admiral gegeben wurde. Ein Cacike widersetzte sich zwar bey seiner Anlandung, er wurde aber geschlagen: die andern unterwarfen sich; und Velasquez machte sich gar bald zum unumschränkten Meister darüber. Diese Eroberung war dem spanischen Hofe um so viel angenehmer: denn ohnerachtet die Insel fast gar kein Gold hervorbrachte, so war sie doch anstat dessen mit andern Vortheilen versehen, und hatte unter andern vortrefliche Häfen. Sie ist auch heut zu Tage eine der reichbarsten Colonien, welche Spanien in der neuen Welt im Besiz hat.

§. 30. **Cerron** und **Diaz**, welche **Ponce von Leon** nach Spanien abgeschicket hatte, wurden durch die Commissionen und des Admirals Freunde unterstützt, und fanden Gelegenheit, daß ihnen Recht wiederfur, daher kereten sie nach **Puerto Ricco** wieder zurück. Als nun **Ponce von Leon** dahin gebracht wurde, ihnen das Gouvernement wieder zu überliefern, so lebte er als eine Privatperson zwar ohne Bedienung, jedoch wegen seiner die Zeit über, da er diese Stelle bekleidet, erworbenen Reichtümer, mit grossen Vorzügen daselbst. Es war auf den Antillen seit einiger Zeit ein Gerüchte entstanden, als ob auf einer der lucayischen Inseln, Namens **Vimini**, ein Brunnen befindlich sey, dessen Wasser die Kraft hätte, die alten Leute, so bald sie sich darin badeten, wieder jung zu machen. Die Insulaner von **Cuba**, die von dieser Erzählung ganz eingenommen waren, hatten viel vergebliche Mühe angewendet, diesen Brunnen ausfindig zu machen. Einige Spanier nahmen sich vor, ihn aufzusuchen, von denen aber verschiedene nicht wieder kamen. Dieser Umstand aber, anstat andere davon zurück zu halten, dienete vielmehr dazu, solche Erdichtung noch beliebt zu machen: man glaubte, daß diejenigen, die so glücklich gewesen, ihn zu finden, viel zu klug wären, daß sie sich von einem so vortreflichen Orte wieder wegbegeben solten. **Ponce von Leon** fiel gleichfals auf diese Thorheit, und beschlos nichts zu verabsäumen, diesen Jugendbrunnen zu finden. Er segelte daher an einem Dienstage den 1sten May 1512 aus dem Hafen **St. Germain** auf der Insel **Puerto Ricco** mit zwey auf seine Kosten ausgerüsteten Schiffen ab; und nachdem er die ganze mitternächtige Küste von Hispaniola beschiffet, befand er sich mitten unter den **Lucayen**.

§. 31. Aller Orten erkundigte er sich nach diesem Wunderbrunnen, kostete alle Wasser, auch selbst aus den stinkendsten Morästen; und wie er nun immer gerade vor sich hin segelte, so erblickte er an einem Tage in der Marterwoche ein festes Land. Da er nun solches betrat, traf er es mit lauter Blumen bewachsen an, und nennete es deshalb **Florida**. Diese Entdeckung, so er sich nicht vermuten gewesen, hielt ihn einiger massen schadlos, den gesuchten Brunnen nicht gefunden zu haben. An welchem Orte er ausstieg, weis man eigentlich nicht: so viel aber ist bekant, daß er einen grossen Theil der Abendküste der Halbinsel entdeckte, und den **Martynen** und **Torrüen** diejeuigen Namen beilegte, die sie noch heut zu Tage führen; ingleichen, daß er aller Orten, wo er aussteigen wollen, Wilde in grosser Menge angetroffen, die allesamt entschlossen zu seyn schienen, ihm die Festsetzung bey ihnen streitig zu machen; nicht weniger, daß er eine sehr genaue Kenntnis von dem Canale von **Bahama** überkommen, durch welchen einige Jahre nachher, die Schiffe ih-

**Ponce von Leon** segelte nach dem brunnen der Jugend.

1512.

Entdeckt Florida und einige Inseln.



ren Rückweg nach Europa zu nehmen anfangen: welches denn Gelegenheit gab, den Hafen Havana anzulegen, der nicht weiter als zwei kleine Tagereisen von dem Canale entfernt liegt. Ponce von Leon war also genöthiget, sich mit seiner Entdeckung zu begnügen. Er lief zwar noch einige Zeit seinen Chimären nach, kam aber endlich wieder nach Portorico in ziemlich unordentlichen Umständen zurück. Man hatte seinen Scherz mit ihm darüber, daß er weit älter zurück gekommen, als er abgefahren wäre. Er gieng hierauf nach Spanien, und wurde von Ferdinand sehr gnädig aufgenommen; der ihm auch erlaubte, in Florida Festungen zu erbauen und Colonien anzurichten. Eine Erlaubnis, womit er sich aber eben nicht übereilte, indem er zwei Jahr nachher noch in Spanien war, und gegen Ende des Jahres 1514 von dem Könige, die Cariben zu bekriegen abgeschicket wurde, welche Portorico verwüsteten. Er begab sich also dahin, und hielt sich auch noch im Jahr 1521 daselbst auf.

Mission der  
Dominicaner  
nach Cuma-  
na.

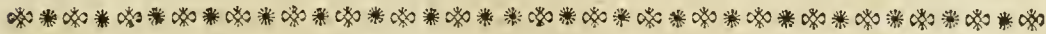
§. 32. Einige Dominicaner sahen wohl ein, daß die grausame Knechtschaft, worin die Einwohner von St. Domingo die Indianer unter sich, gleich dem Viehe gefangen hielten, und ihrer im geringsten nicht schoneten, dasjenige war, so dieses arme Volk wider das Evangelium aufstößig machte. Sie glaubten daher, bey denen Ainericanern, bey welchen sie allein seyn würden, größern Nutzen hierin schaffen zu können. Es wendeten sich also drey Patres von St. Domingo nach Cumana. Einer von ihnen wurde zu Portorico krank, die beiden andern aber setzten ihren Weg fort, und stiegen ziemlich nahe an dem Orte, wo die Stadt Coro erbauet ist, an Land. Dieses war damals eben derselbe Flecken, den Ojeda und Vesputius wargenommen, und Venezuela oder Kleinvenedig genennet hatten.

Verrätheren  
eines arma-  
teurs.

§. 33. Sie machten sich die gute Gesinnung der Einwohner zu Nutze, und versuchten, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Sie fanden auch Gehör, und man hatte sich einen guten Fortgang zu versprechen, als eben zum Unglück ein spanisches Schif, und zwar eines von denen anlangete, die einen schimpflichen Handel mit gestohlenen Menschen trieben. Die armen Indianer, welche durch die Anwesenheit der Geistlichen ganz gesichert zu seyn glaubten, sahen das Unglück, so ihnen bevor stand, nicht voraus; vielmehr, da sie merkten, daß die Geistlichen über diese Ankunft ungemein vergnügt waren, so freueten sie sich mit ihnen. Als sie nun der Schiffshauptman so umgänglich sahe, so bat er den Taciken auf sein Schif, der sich auch mit seiner Frau und siebenzehn Indianern dahin verfügte: kaum aber hatten sie solches betreten, so nahm das Schif seinen Lauf nach Hispaniola. Die Wehmut der Indianer war bey Erblickung einer solchen Verrätheren unbeschreiblich. Es selete auch wenig, daß sie die beiden Geistlichen, deren Leben in grosser Gefar schwebte, nicht auf der Stelle umbrachten; als eben ein ander Schif anlangete, dessen Hauptman, da er ans Land gestiegen, diese Verstorung mit ansah, und die Briefe der Geistlichen zu bestellen übernahm, worin sie die Zurückgabe der Indianer verlangten, und zugleich mit meldeten, daß, wenn solches nicht geschehe, sie nicht allein in Lebensgefahr schwebten, sondern auch in diesem Lande für die Verkündigung des Evangelii kein Gehör weiter zu erwarten stünde. Sie versprachen auch, daß in Zeit von vier Monaten, ihr Tacike nebst seinem Gefolge, gewis zurück kommen würden; geschähe dieses alsdenn nicht, so wolten sie sich ihrer Willkür gänzlich überlassen. Sie zweifelten auch nicht, daß die königliche Audienz ihren Vorstellungen nicht Gehör geben sollte.

§. 34. Indessen traf das Schiff, so die Briefe eingenommen, die Indianer bereits verkauft an; wobey das schlimmste darin bestund, daß sie Bedienten von der königlichen Audienz selbst in die Hände gefallen waren, worüber der Admiral fast gar nichts zu gebieten hatte. Diese Magistratspersonen, ob sie gleich über des Königes Befehl, nach welchem der Menschenhandel bey schwerer Strafe verboten worden, halten solten, verstopften ihre Ohren, und alles, was ihnen deshalb vorgeschlagen werden mochte, war fruchtlos; kurz, sie behielten die armen Indianer. Als nun die andern nach Ablauf der zugestandenen Zeit die Entführten nicht zurückkommen sahen, so schlugen sie die beiden Missionarien, einen in Anwesenheit des andern, auf der Stelle todt. Diese ehrlichen Leute hießen Franciscus von Cordua und Johan Garcez; und mußten die Bosheit und den Eigennuß ihrer Landesleute solchergestalt mit ihrem Leben büßen.

Verursacht die Ermordung zweier Missionarien.



### Drittes Hauptstück,

## Fortsetzung der Entdeckung und Eroberung des güldnen Castiliens von Darien bis nach Panama.

### Inhalt.

Vom güldnen Castilien. Verfolg der Geschichte des Balboa §. 1. Macht dem Enciso den Proceß 2. Sendet den Valdivia nach Hispaniola, und den Jamudio nach Spanien 3. Lauf des Balboa 4. Zweite Reise des Valdivia 5. Fortgang des Balboa 6. Erste Kenntnis von Peru 7. Des Valdivia Schiffbruch und Tod 8. Balboa erhält Verstärkung 9. Empfängt widrige Nachricht von dem spanischen Hofe 10. Sein Unternehmen nach dem Südmeere 11. Entdeckt es 12. Nimt Besitz davon 13. Sendet eine Beschreibung und große

Reichtümer nach Cuba 14. Pedrarias komt an des Balboa Stelle 15. Bringt den ersten Bischof nach America mit sich 16. Komt nach St. Maria 17. Lasset den Balboa zur Haft bringen, und ihm eine große Geldbusse zuerkennen 18. Sendet falsche Nachrichten nach Hofe 19. Vortheilhafte Briefe für den Balboa 20. Pedrarias lasset ihn hinrichten 21. Diese That wird getadelt 22. Entfernet sich von St. Maria 23. Gehet nach Panama, sich daselbst niederzulassen 24.

### §. 1.

**W**ir haben im vorhergehenden Hauptstücke Gelegenheit gehabt, einer Republik Erwähnung zu thun, die am Ufer von Darien unter der Anführung des Vasco Nunez von Balboa errichtet worden. Die Anhänger des Nicuesa konnten es nicht dahin bringen, sie zu verändern. Selbst Enciso, unter dessen Aufsicht sie doch erbauet worden war, wurde von der Aufsicht darüber ausgeschlossen: und ohnerachtet er vielleicht dem Balboa das Leben gerettet, indem er ihm Gelegenheit verschafte, sich von St. Domingo zu entfernen; so hatte er doch diese Wohlthat durch sein übles Bezeigen, womit er darin gewilliget, wieder verdorben; und Balboa konnte den Schrecken niemals vergessen, den seine Drohungen bey ihm verursacht, als er aus seinem Fasse hervor gefrochen war.

§. 2. Enciso wendete zwar seine äußersten Kräfte an, sich in seiner entzogenen Würde zu erhalten; Balboa aber, der unvermerkt das gänzliche Ansehen an sich gezogen, ließ dem Enciso den proceß machen.



lies ihn ins Gefängnis werfen, und klagte ihn an, als ob er eine solche Ehrenstelle bloß auf die Ernennung einer schlechten Privatperson, die niemals das geringste Ansehen im Lande gehabt, und auch schon verstorben wäre, an sich reißen wolte, die doch der König einzig und allein zu vergeben hätte. Er zog alle seine Güter und Vermögen ein, und schenkte ihm, bloß auf Vorbitte der ansehnlichsten Einwohner, Freiheit und Leben, jedoch unter der Bedingung, daß er mit dem ersten Schiffe, das von St. Maria absegeln würde, entweder nach Castilien oder nach Hispaniola abreisen sollte.

Sendet den  
Valdivia nach  
Hispaniola,  
und den Zamudio nach  
Spanien.

§. 3. Hernachmals war er darauf bedacht, wie er einige Hülfe bekommen möchte, welche der Colonie sehr nötig that: und als er in dem Rathe beschließen lassen, daß von dem Admiral D. Diego Colombo Mannschaft und Munition erbeten werden sollte, so wurde auf seinen Vorschlag Valdivia, sein alter Freund, dazu ausersehen. Hierauf stellte er ferner vor, daß es dienlich seyn würde, dem Hof von dem gegenwärtigen Zustande der Landschaft Darien, und von den grossen Reichthümern, die man daselbst zu finden verhobte, Nachricht zu erteilen; und er überredete auch den Zamudio, seinen Gehülfsen, selbst nach Castilien dieserhalb zu gehen. Sieben hatte er eine zwiefache Absicht. Die erste bestund darin: die sämtliche Gewalt und Ansehen allein zu überkommen; und denn, bey Hofe jemanden zu haben, dem so viel als ihm selbst daran gelegen wäre, den König und seine Minister für alles das einzunehmen, was etwan unrechtmäßiges, in Absicht des Nicuessa und Enciso, vorgegangen. Dieser aber versprach sich, wegen der an ihm bewiesenen Ungerechtigkeit Rechenschaft zu verlangen, und schickte sich an, sich das Schiff, so den Valdivia und Zamudio nach Domingo bringen sollte, zu Nutze zu machen, und eine Colonie zu verlassen, worin sein Feind den Meister spielte. Balboa wurde von der Gefahr benachrichtiget, worin ihn des Enciso Abreise setzte. Er überlegte auch solche, und glaubte diesem Uebel dadurch abzuhelpen, wenn er dem Valdivia ein kostbares Geschenk für den Oberschatzmeister Passamonte zu St. Domingo mitgeben würde, als von dem ihm bekant war, daß er bey dem Könige und vornehmsten Staatsbedienten sehr viel galt.

Lauf des Valboea.

§. 4. Während der Abwesenheit des Valdivia, wolte Balboa seine Zeit nicht in einem seiner Gemüthsbeschaffenheit so wenig gemässen Müßiggang zubringen, daher stellte er sich an die Spitze von hundert und dreißig auserlesener Mannschaft, unter denen sich Rodrigo Henriquez von Colmenarez, (derjenige Freund des Nicuessa, von dem Erwennung geschehen,) ingleichen Franciscus Pizarre und Diego von Almagro, befanden. Mit diesen durchstrich er das ganze Land bis an Nombre de Dios, und setzte durch seinen Namen aller Orten, wo er hinkam, alles in Schrecken, schenkte auch seine Freundschaft niemanden anders, als wenn sie durch Gold war erkaufte worden. Er kaum auch dergestalt beladen wieder nach St. Maria, daß der fünfte Theil des Königes, womit Valdivia beladen wurde, solchen dem königlichen Schatzmeister zu St. Domingo zu überbringen, sich auf 300 Mark Goldes, welche funfzehntausend Pezos ausmachten, be'ief.

Zweite reise  
des Valdivia.

§. 5. Valdivia war wieder nach Terra firma zurück gekommen, nachdem seine Reise sechs Monat gedauert hatte; und seine Verrichtung hatte allen erwünschten Fortgang gehabt. Er brachte Mannschaft und Lebensmittel mit sich, und händigte dem Balboa Briefe von dem Admiral ein, darin er ihn mit dem größtesten Nachdruck zu unterstützen versprach, so bald er nur selbst die erwartete Verstärkung aus Spanien erhalten haben würde. Diese Antwort und der Fortgang seiner Verrichtung, konten seine Hoffnung nicht anders,

andere, als vergrößern: er hatte aber noch mehr in seinem Kopfe, denn ein gewisser Umstand, der sich bey seinem Laufe ereignet, hatte ihn gänzlich eingenommen.

§. 6. Eines Tages, da der Sohn des mit ihm im Bündnis stehenden Caciken, Fortgang des dem Balboa und Colmenarez eine grosse Menge Gold überbrachte, und man mit der Balboa. Eintheilung beschäftigt war, entstand ein heftiger Streit, in Absicht der Theilung unter ihnen, und sie waren so gar im Begriff, handgemein zu werden. Der junge Cacike, der bey diesem Handel gegenwärtig war, stieg, und ärgerte sich zugleich darüber. Als er sich nun der Wageschale, womit sie das Gold einander zuwägen wolten, genähert hatte, sties er solche um, daß alles Gold auf die Erde fiel, und sagte: Weil ihr euch um eine solche Kleinigkeit zanket, und ohne Zweifel dieses Metals wegen euer Vaterland verlassen, so viele Beschwerlichkeiten ausgestanden habt, so vielen Gefährlichkeiten entgegen gelaufen, und manchen Völkern, die vor eurer Ankunft in einem ruhigen Frieden lebten, beschwerlich gefallen seyd; so wil ich euch ein Land zeigen, woselbst eure Begierde gesättiget werden kan. Wenn ihr aber dahin wollet, müßet ihr anders beschaffen seyn, als ihr jeto seyd. Denn ihr werdet mit zahlreichen Völkern und mächtigen Königen zu streiten haben, denen es weder an Muth, noch sonst an etwas ermangelt, womit sie sich vertheidigen können.

§. 7. Man erkundigte sich bey ihnen, wo denn dieses reiche Land läge: und er gab zur Antwort, daß, wenn sie sechs Tage von dem Orte, wo sie sich anjeto befänden, unter Weges gewesen seyn, und sich beständig nach Mittag gewender haben würden; so gelangten sie zu einem Caciken, der sehr reich an Golde wäre, und jenseit würden sie ein Meer von erstaunender Weite antreffen, auf welchem zwey Schiffe giengen, die den spanischen an Grösse nichts nachgäben; wenn sie endlich auf diesem Meere eben derjenigen Windgegend folgten, so würden sie in ein Königreich gelangen, woselbst das Gold so gemein sey, daß man sich dessen zu dem allergeeinsten Gebrauche bedienete. Diese Nachricht setzte die Castilianer in eine ungemeine Freude, und behinderte sie, die Beschämung wahrzunehmen, die bey ihnen durch das Beginnen und den Vorwurf des jungen Indianers von Rechts wegen hätte entstehen sollen. Balboa nahm wenig Zeit hernach wieder den Weg nach St. Maria, und war fest entschlossen, nichts zu verabsäumen, wodurch er dasjenige, so er vernommen, zu seinem Vortheil gebrauchen könnte.

§. 8. Dieses geschah eben zu der Zeit, als Valdivia von seiner ersten Reise ebenfals daselbst eingelaufen war. Diesen schickte er so gleich wieder zurück, damit er dem Admiral eine so erwünschte Zeitung hinterbringen, und ihn zu vermögen suchen sollte, die ihm versprochene Verstärkung zu beschleunigen. Dieses Schiff litte aber zu allem Unglück bey den Caimans, kleinen Inseln gegen Nordwest von Jamaica, Schiffbruch; und als das Schiffvolk Terra firma an der Seite von Yucatan zu erreichen suchte, so gerieten sie den Barbaren in die Hände, die sie ihren Götzen opferten und verzereeten.

§. 9. Nachdem sich Balboa seiner Seits die Zeit mit allerhand Eroberungen vertrieben hatte, so wurde er des längern Wartens überdrüssig, und entschlos sich daher, selbst nach St. Domingo und von da nach Castilien zu gehen, woselbst er wohl einsah, daß er mit seinem Golde alle Hindernisse übersteigen würde. Jedoch die Colonie widersetzte sich dieser Reise; daher mußte er seine Einwilligung geben, daß solche jemanden anders aufgetragen wurde. Er tröstete sich wieder bey der Ankunft zweier Schiffe, so ihm der Admiral zur Verstärkung übersandte. Diese waren mit Munition beladen, und brachten 150 neu angeworbene Mannschaft mit. Auf eben dem Wege empfing er auch eine Provision von

Erste Kenntniß von Peru.

Schiffbruch und tod des Valdivia.

1512.

Balboa erhält Verstärkung.

1513.



von dem Generalhauptman Passamonte unterschrieben, der vorgab, von dem Könige volle Macht und Gewalt überkommen zu haben, dergleichen Provisionen vollenziehen zu können.

Empfängt wi-  
drige nachricht  
vom spani-  
schen hofe.

§. 10. Zu eben der Zeit aber, erhielt er auch von Hofe sehr unangenehme Nachrichten. Denn Januadio, sein Gehülfe, meldete ihm, daß der König ungemein auf ihn erbittert sey; und daß ihm Enciso sehr widrige Dienste bey Hofe leistete: dieser wolte ihm einen guten Theil der Gewaltthätigkeiten beimessen, die an dem Nicuesa verübet worden; und man habe Befehl erhalten, ihm den Proceß zu machen. Es ward ihm auch wirklich durch einen Civilrechtspruch auferleget, den Enciso, in Ansehung seines sämlichen erlittenen Schadens und ihm verursachten Kosten, schadlos zu halten; so viel aber die peinliche Anklage anbelange, so wolte Ferdinand kein Urtheil darin eher abgefaßt wissen, bis der Angeklagte nicht zuvor sey gehöret worden. Eine spashafte Zärtlichkeit dieses Königes! gleichsam als ob ihm frey gestanden, einen nach den bürgerlichen Rechten angefangnen Proceß, ohne sowol des Balboa und der ganzen Colonie Vertheidigung, gehöret zu haben, als die ihn unterstützet gehabt, zu entscheiden. Es ist ein betrübtes Schicksal der Könige, wenn sie blos Antheil an einer Person nehmen, die sie vor sich sehen und anhören, und oftmalen einen Mann von Verdiensten unrechtmäßiger Weise verurtheilen, der ihnen vielleicht eben zu der Zeit, da seine Feinde an seinem Untergange zu arbeiten sich bemühen, die wichtigsten Dienste leistet.

Sein unter-  
nehmen nach  
dem südmeere.

§. 11. Als Balboa diese Nachrichten vernahm, so begriff er gar leicht, daß er ohnfehlbar verloren seyn würde, wenn der Fortgang seines Unternehmens, so er im Schilde führte, ihm nicht eine Erlassung des vorgegangenen zuwege brächte. Er entschlos sich also nicht länger zu warten, sondern als er hundert und fünfzig Mann, auf welche er sich verlassen zu können glaubte, ausgesucht hatte, so bearbeitete er sich ohne Aufhören, einen Vorrat von Lebensmitteln beisammen zu haben, auch alles in der Colonie auf die Zeit seiner Abwesenheit anzuordnen; und endlich bestieg er im September 1513 eine Brigantine, die ihn in das Land eines Taciken, Namens Tareta, brachte, mit dem er in Freundschaft lebte. Von da nahm er seinen Weg, mit Beihülfe der ihm von dem Taciken zugegebenen Wegweiser, über die Gebirge.

Entdeckt es.

§. 12. Auf dem ganzen Wege mußte er beständig mit zahlreichen Kriegesheeren der Barbaren streiten, die ihn tapfer genug angriffen: jedoch aber nach einigen zu rechter Zeit geschehenen Flintenschüssen, so gleich, nachdem sie ihre Pfeile abgedrückt, die Flucht ergriffen. Und als ihn den 25 eben dieses Monats seine Wegweiser benachrichtigten, daß man das Meer auf einem Berge, den sie ihm zugleich zeigten, sehen konte, so stieg er ganz allein hinauf, und entdeckte es auch wirklich. Das erste Zeichen, so er desfalls gab, bestund darin, daß er auf die Knie niederfiel, seine Hände gen Himmel erhob, und Gott für eine seinem Vaterlande so erspriesliche, ihm aber so rümlische Begebenheit, Dank abstattete. Dieses wiederholte er; und bey dem zweitemale thaten seine Begleiter eben dasselbe: nachher hatten sie insgesamt die Erlaubnis, zu ihm herauf zu steigen, und dasjenige Meer ebenfalls in Augenschein zu nehmen, wovon man ihnen versichert hatte, daß sie große Reichthümer daselbst antreffen würden.

Nimt best  
davon.

§. 13. Balboa unterlies nicht, es sie bemerken zu lassen, daß nunmehr in die Erzählung des jungen Taciken kein Zweifel weiter zu setzen sey, da alies bishero so wohl zugetroffen: und fügte hinzu, daß der Gott, der sie bisher in allen ihren Unternehmungen so glücklich geführt, sie in dieser auch nicht verlassen würde. Balboa war beredt, und das,

das, was seinen Worten den meisten Nachdruck gab, war dieses, daß er sich angelegen seyn lies, den einzigen Unterschied darin zu suchen, die beschwerlichsten Bearbeitungen selbst zu übernehmen, und den grösssten Gefährlichkeiten entgegen zu gehen. Er hatte auch ebenfals bey dieser Gelegenheit das Vergnügen, zu erfahren, daß ihm seine Mannschaft, so wie bey allen übrigen geschehen, aller Orten, wohin er sie nur fürete, willig folgte. Er machte sich diese Willfährigkeit auch wohl zu Nütze; zugleich aber hielt er nicht vor rathsam, mit seiner Hand vol Volk sich vor diesesmal zu weit zu wagen. Er fand insbesondere nötig, sich sofort der Freundschaft aller Taciken der Gegenden, wo er durch mußte, zu versichern. Deshalb begnügte er sich anseht blos damit, Besitz von dem Meere zu nehmen, das er entdeckte, und von dem Lande, worin er sich befand; er begieng auch diese Feierlichkeit den 29 September. Er setzte sich in ein indianisch Fahrzeug, und nahm einige kleine Inseln in Augenschein, hielt auch einen glücklichen Perlenzug, und gab ihr davon den Namen. Er wendete sich hierauf wieder nach S. Maria, alwo er den 14 Januarii 1514 ankam, nachdem er seiner Gewonheit nach, verschiedene Herumschweifungen in den Gebieten verschiedener Taciken vorgenommen, von denen er einige gewan, andere aber überwältigte.

1514.

§. 14. Er brachte von dieser Berrichtung auch grosse Reichthümer, sowol an Golde als Perlen, mit zurück; und lies seine erste Sorgfalt dahin gerichtet seyn, nachdem er sich ein wenig ausgeruhet, den König und seine Staatsbedienten von der Wichtigkeit der neuen Entdeckung, von ihren vortheilhaften Folgerungen und von der Nothwendigkeit der Beschleunigung zu benachrichtigen. Seine Briefe vertraute er einem gewissen, Namens Peter von Arbolanchos an, und begleitete selbige mit einer grossen Menge Gold und den schönsten Perlen, die er hatte, sowol für des Königes Güntheil, als auch für diejenigen zum Geschenke, die er am meisten auf seine Seite zu bringen trachten mußte. Arbolanchos segelte im Anfange des Märzmonats ab, und setzte bey seiner Ankunft den ganzen Hof in unbeschreibliche Verwunderung. Der Bischof Fonseca und der Commandeur Lope von Conchillos regierten damals alle Angelegenheiten der neuen Welt, indem der Rath von Indien noch nicht errichtet war; und diese hatten eine beinahe königliche Gewalt. Diese beiden Herren, die dem Balboa den tödtlichen Streich versetzet, waren ungemein vergnügt über die überschickten Geschenke, empfingen seinen Abgeordneten überaus wohl, und verlangten, daß er dem Könige dasjenige, so ihm dieserhalb zugestellet worden, im Namen der Colonie selbst überreichen solte. Ferdinand nahm ihn gnädig auf, und that unterschiedliche Fragen an ihn, welche er insgesamt auf eine dem Balboa sehr vortheilhafte Art beantwortete; daher der König dem Bischöfe Befehl gab, Sorgen zu tragen, daß diese wichtige Dienste des Commendanten nicht unvergolten bleiben möchten.

Er sendet eine erzählung und grosse reichthümer nach Cuba.

§. 15. Jedoch Arbolanchos war zween Monat zu spät nach Spanien gekommen; das Unglück war schon geschmiedet. Der König, dem man vorstellig gemacht, daß die Colonie zu Darien ein Hauptwerk werden könnte, hatte beschlossen, derselben ein solch Oberhaupt vorzusetzen, dessen Beschaffenheit und hohe Geburt das königliche Ansehen verehrungswürdig machen möchte: und unter diesem Vorwande folgte man der ungerechten Staatsregel, einen zu Vollendung seines Werks notwendigen Eroberer, seines Amtes zu entsetzen; und an stat dessen einen von den Grossen dahin zu senden, die oftermalen keine andere Verdienste als ihre Geburt, einen euseflichen Hochmut und ein eifriges Verlangen haben, sich die Bearbeitung eines andern zu Nütze zu machen.

Pedrarlas kömt an des Balboa Stelle.



Für dergleichen Art Menschen hat so wol Colombo, Balboa und Cortez, der sich bey der Entdeckung von Mexico berümt gemacht, arbeiten müssen. D. Peter Arias von Avila, ein Hofbedienter von vornemen Geschlechte, der sich im Ringelrennen und andern Ritterspielen hervorgethan, auch in dem Kuse stand, als ob er tapfer sey, wurde dem Könige zum Gouverneur der Landschaft Darien durch den Bischof Fonseca vorgeschlagen, und durch sein Ansehen vielen andern Mitwerbern vorgezogen.

Bringt den  
ersten Bischof  
nach America  
mit sich.

§. 16. Er reisete diesemnach den 12 April 1514 wenig Tage vor des Arbolan-  
chos Ankunft ab. Seine Flotte bestand aus funfzehn Segeln. Er nahm Johan von Quevedo, einen Barsüßer, der zum Bischof von Darien war eingeweiht worden, eine grosse Anzal Missionarien seines Ordens, auch vtele andere Geistliche, und beinahe auf zwey tausend Personen, sowol Soldaten als Einwohner mit sich. Der König hatte ihm den Johan von Ayora zum Lieutenant, und D. Johan von Espinosa zum Oberalcaide mit gegeben, der hernachmals Präsident von der königlichen Audienz zu S. Domingo und Gouverneur der Insel Hispaniola geworden; ingleichen wurde Enciso, des Balboa Todfeind, zum Oberalguazil ernennet. Ausserdem hatte er noch vier königliche Bediente bey sich, mit denen sowol, als mit dem Bischofe, der Gouverneur, nach des Königes Ordre, alle Angelegenheiten überlegen sollte. Einer von diesen viereu war Gonzalez Fernandez von Oviedo, der eine Geschichte der neuen Welt geschrieben. Sein Amt bestand darin, daß er bey den Goldbergwerken die Rechnung führen sollte.

Kommt nach  
S. Maria.

§. 17. Diese Flotte kam gegen das Ende des Julii im Meerbusen von Uraba an, und legte sich anderthalb Meilen von S. Maria vor Anker, alwo Peter Arias, oder wie ihn die Geschichtschreiber nennen, Pedrarias, sogleich seine Ankunft bekant machen lies. Derjenige, dem dieses aufgetragen wurde, verlangte, sebalb er in die Stadt gekommen war, mit dem Befelshaber zu sprechen. Als er vor ihn gebracht wurde, stufte er, einen so berühmten Mann, in einem blossen Camisele von Rattun oder Kanefas über dem Hemde und mit schlechtem Zuswerk, vor sich zu sehen; der auch in einer elenden mit Blättern bedeckten Hütte wohnete, die ihm an stat des Schlosses und Pallasts diente. So war die Einsalt beschaffen, in welcher dieser Mann lebte, der blos zum Besten seines Königes arbeitete. Dadurch hatte er auch die Herzen der Colonie, die aus 450 Personen bestand, dergestalt gewonnen, daß Pedrarias der neue Gouverneur nimmermehr seinen Zweck erreicht haben würde, wenn er sich mit seinen getreuen Colonisten ihm hätte widersetzen wollen. Jedoch der Commendant zog blos seine Schuldigkeit hiebey zu rathe. Er nahm den Pedrarias mit Ehrerbietung auf, gleng ihm mit seiner Manschaft, welche er das Gewehr ablegen lassen, unbewafnet entgegen, und zog gleich wie ein Präsident an der Spitze seines Raths auf. Er setzte ihm eine mäßige Malzeit vor, wobei er ihm an stat des Trunks das Wasser aus einem Bache reichen lies.

Läffet den  
Balboa in  
verhaft neh-  
men, und eine  
grosse geld-  
busse zuerken-  
nen.

§. 18. Des andern Tages untersuchte der Gouverneur, ob alles dasjenige, was dem Könige von des Balboa grossen Unternehmungen und Entdeckungen vermeldet worden, auch mit der Wahrheit überein käme; und fand nichts, was derselben widersprechen können. Ja er vernam sogar dasjenige, was in Europa zur Zeit seiner Abreise noch nicht einmal war bekant worden, daß nemlich das Südmeer entdeckt sey, und alle Landschaften bis an dieses Meer unter das Joch gebracht wären. Die Leute, die ihm in der Absicht nach America gefolget waren, sich daselbst nieder zu lassen, hatten sich vorge stellt, als ob das Gold auf der Gasse läge, oder auf den Bäumen wüchse, und man solches nur aufheben oder abpflücken dürfte. Sie waren daher von ihrer Rechnung weit ent-  
fernet,

fernet, als sie vernamen, wie sauer es den alten Colonisten geworden, etwas zu erweitern. Wenig Tage hernach liess der Gouverneur den erhaltenen Befehl bekannt machen, des Balboa Proceß zu beendigen; daher trug er dem Oberalcade auf, sein Amt dabei zu beobachten. Dieser machte den Anfang damit, daß er sich des Balboa Person bemächtigte, und nachdem er die in dem Aufsatze des Enciso befindliche Beschwerden untersucht hatte, so verurtheilte er seinen Gefangnen in eine grosse Geldbusse, und liess ihn wieder auf freien Fuß stellen.

§. 19. Als dieser Rechtsandel solchergestalt entschieden war, machte sich Pedrarias des Balboa Entwurf zu Nutze, und veranstaltete die Bevölkerung an den Orten, die er darin bemerkt hatte. Unterdessen aber, da er mit ihm in einer solchen Einigkeit zu leben schien, die jederman zum besondern Vergnügen gereichte, so schrieb er an den König, daß die Colonie zu Darien lange noch nicht in dem Stande wäre, als dem Könige sey berichtet worden. Hierin stach nun ein grosser Verzug. Er hatte die Colonie in dem blühendsten Zustande angetroffen; jederman war zufrieden, man sah nichts als Lustbarkeiten, man hörte nichts als Freudengeschrey, unter dem Schalle allerley musicalischer Instrumente. Das Land war bestellt, und hub an, für die Bewohner hinlängliche Lebensmittel hervor zu bringen. Die benachbarten Taciken waren nicht nur theils gedämptet, sondern die mehresten lebten auch mit den Spaniern in besonderem Verständnis, daß diese ganz allein, ohne die geringste Nachstellung zu besorgen, sicher von einem Meere zum andern gehen konnten.

§. 20. Dieses alles war auch in den andern Briefen, die zu gleicher Zeit mit abgingen, sorgfältig angeführt worden. Darunter befanden sich noch dazu einige, worin die alten Colonisten wider einige Officiere, die mit dem neuen Gouverneur angekommen waren, bittere Klagen führten. Der König entwickelte auch die Wahrheit durch die Befehle, womit sie verdunkelt werden wollen, und schrieb im nachfolgenden Jahre an den Pedrarias: Daß er des Vasco Nunez von Balboa ihm bewiesene wichtigen Dienste belohnet wissen wolte; deshalb ernenne er ihn zum Adelantade über das Südmeer, die Landschaften Panama und Coyba: er befehle auch hierdurch, daß ihm in diesen Gegenden eben also, als ihm selbst, Gehorsam geleistet werden sollte; und er wolle auch, daß die Achtung, womit er seine Verdienste begnadigte, jederman bekannt würde: und ob er gleich endlich dem Generalgouvernement untergeordnet seyn sollte, so wäre doch sein Verlangen dieses, daß er in solchen Fällen, wo es auf das Beste des Staats ankäme, nicht eingeschränkt würde. Er setzte auch noch hinzu, er wolle aus dem Bezeigen des Pedrarias, so er gegen den Balboa beobachten würde, abnehmen, wie hoch er seine Gnade schätzte, indem er gerne sehen würde, daß er sich in allen Stücken seines Raths bediene.

§. 21. Für den Balboa kente nun nichts schmeichelnder als diese Briefe seines Königes seyn; jedoch das Schreiben, so seine Sicherheit befestigen sollte, beschleunigte seinen Untergang. Der Gouverneur war heftig, und es ermangelte gar viel, daß er mit eben der Gelindigkeit als der Adelantade geherschet haben sollte. Oviedo blieb nicht mit Verfolgungen verschonet; er liess ihn ins Gefängnis werfen und übel halten. Dieser gieng das folgende Jahr heimlich nach Castilien, woselbst er über des Pedrarias Aufsührung heftige Beschwerden führte. Balboa schrieb nicht weniger an den König einen Brief den 16 October eben desselben Jahres, worin er sich über den Gouverneur gar sehr beklagte. Der Bischof Quevedo versuchte zwar eine Versöhnung zwischen ihnen zu stiften,

Sendet falsche nachrichten nach Hofe.

Vorteilhafte Briefe für den Balboa.

Pedrarias läßt ihn hinrichten.



1586. ten, sie war aber von keiner langen Dauer; denn einige Zeit nachher veranlassete Pedrarias einen heimlichen Proceß wider den Balboa. Des Nicuesa Tod wurde ihm, nebenst den an dem Enciso ausgeübten Gewaltthätigkeiten, aufs neue zur Last gelegt; ja er ward so gar einer Felonie beschuldigt, welche darin bestanden haben sol, daß er, wie man vorgab, sich der königlichen Domainen unrechtmäßiger Weise anmassen wollen. Er mochte wider dergleichen Beimeßungen, wovon einige offenbar falsch und erdichtet waren, andere aber nicht mehr stat haben konten, indem solche durch den Oberalcaide bereits abgethan, einwenden was er wolte; so wurde ihm dem ohngeachtet zu S. Maria zum grossen Leidwesen der Colonie der Kopf abgeschlagen. Er war nur 42 Jahr alt, und Spanien verlor an ihm seinen getreuesten Unterthanen, den es in Indien gehabt hat. Dasjenige, was er die wenigen Jahre über, da er im güldnen Castilien Befelshaber gewesen, gethan, lässet keine Ursach zu zweifeln übrig, daß er nicht bald Peru entdeckt und eingenommen haben würde, wenn ihm nicht zu eben der Zeit ein Vorgesetzter in den Weg getreten wäre, da er sich zu diesem grossen Unternehmen anschickte.
- 1517.

Diese that  
wird getadelt.

§. 22. Als die Nachricht von dieser Hinrichtung nach Hispaniola zu den P. P. des S. Hieronymus, welche damalen der königlichen Audienz vorstuden, und deren Gewalt sich über alle Gouverneure in Indien erstreckte, gelangte: so bewiesen sie ihren Unwillen darüber, und schrieben an den Pedrarias in solchen Ausdrücken, die ihm den Abscheu, den man wegen seiner Grausamkeit habe, genugsam merklich machen konten. Sie setzten auch noch hinzu, daß bereits verschiedene andere Klagen über seine Aufführung eingelaufen wären; zugleich gaben sie ihm eine Anweisung fürs Zukünftige. Ihre Mühe war aber vergebens: denn Pedrarias war nicht ein solcher Mann, der einer Besserung Raum gab. Ein spanischer Bischof, den Gott recht zur Vertheidigung der armen Indianer erwecket hatte, die dem Geiße ihrer Ueberwinder aufgeopfert wurden, und dessen Ausdrücke die Bitterkeit, womit sein Gemüte bey dem Anblicke so vieler Ungerechtigkeiten, womit sie unterdrückt wurden, eingenommen war, hinalänglich zu erkennen geben, mit einem Worte, las Casas, hat uns eine abscheuliche Abschilderung von dem Pedrarias hinterlassen. Er nennet ihn zwar nicht, jedoch giebt er solche deutliche Kenzeichen davon an die Hand, daß man ihn nicht leicht verkennen kan. Er stellet ihn als ein unsinniges Thier vor, das von Gott im Zorn losgelassen, ein Volk auszurotten, dessen Sünden sonder Zweifel auf das Höchste gestiegen seyn müssen, um alles dasjenige verdienen zu haben, was dieser Gouverneur selbige erdulden lassen. Mit einem Worte, Pedrarias verwüstete und verherete, von Dartien bis an die See von Nicaraga auf 500 Meilen weit, ein sehr volkreiches und vortrefliches Land, wie man nur immer antreffen mögen; und übte ohne Unterschied an Bundesgenossen und Feinden alle nur erdenkliche Grausamkeiten aus.

Entfernt sich  
von S. Maria.

1518.

§. 23. Ein Mann von seiner Gemütsbeschaffenheit siehet ohne Zweifel die Abhänglichkeit von so vielen Obern mit grösserster Ungeduld an. Daher bewog ihn auf der einen Seite die Begierde, ein ihm so beschwerliches Joch abzuschütteln; auf der andern Seite, aber das Vergnügen, eine Stadt zu zerstören, so ein Werk desjenigen war, den er seinem Hasse aufgeopfert, sich an dem Südmeere niederzulassen. Er glaubte, daß die Entfernung ihn leichtlich von der Gewalt der königlichen Audienz befreien könnte, der er unterworfen seyn müssen. Er schickte also im Jahre 1518 den Oberalcaide Diego von Espinosa nach Panama, mit Befehl, eine Stadt daselbst zu erbauen.

§. 24.

§. 24. Zugleich schrieb er auch an den König, daß er das Land, wo S. Maria belegen gewesen, zu einer grossen Niederlassung nicht rüchrig genug befände; es würde daher dem Vortheile der Colonie zuträglich seyn, wenn der bischöfliche Sitz nach Panama verlegt werden möchte. Er erhielt das Jahr darauf eine erwünschte Antwort, und sendete sogleich Befehl an den Oviedo, der in Darien in der Würde seines Lieutenants, Befelshaber war, alles, was noch an Einwohnern zu S. Maria übrig wäre, auch so gar das Vieh nicht davon ausgenommen, nach Panama zu überbringen.

1519.



## Viertes Hauptstück, Beschreibung der Antillen.

### Erster Abschnitt, von den Antillen überhaupt.

#### Inhalt.

Einleitung §. 1.    Name der Antillen 2.    Eintheilung 3.    Abhandlung 4.

#### §. 1.

Nachdem in den vorhergehenden Hauptstücken, die ersten Entdeckungen der Antillen und des ersten festen Landes, so die Spanier in America gemacht, welches daher mit dem algemeinen Namen Terra firma beleget ist, in ihrer Ordnung und gehörigem Zusammenhange abgehandelt worden: so wird nunmehr, der gemachten Einrichtung zu Folge, die Beschreibung ermeldeter Inseln, und des so genannten festen Landes, weil diese die besondern Vorwürfe dieser Erzählungen sind, vorzunehmen seyn. Wobey wir aber zuvörderst noch dreierley voraus setzen, und eine Nachricht von dem Namen der Antillen, von derselben Eintheilung, und endlich von der Art, der man sich bey derselben Beschreibung bedienet, mittheilen wollen.

§. 2. Es werden alle diejenigen Inseln, die auf dem mexicanischen Meerbusen belegen sind, wenn man von Europa oder Africa dahin zu reisen gedenket, und die von den Spaniern zuerst entdeckt worden, in einem algemeinen Verstande die Antillen genennet. Die Ursache dieses Namens ist sonder Zweifel darin zu suchen, weil sie gleichsam eine Vormauer von America selbst ausmachen; daher sie denn auch billig Antiles, Vorinseln, nicht aber, wie insgemein geschieht, Antilles geschrieben werden müssen. Jedoch die Gewonheit hat hierin ein anderes geordnet, daher es bey der letztern gemein geworden Schreibart wol sein Bewenden behalten wird.

§. 3. So viel die Eintheilung anbelanget, so sind hierin die Erdbeschreiber einerley Meinung. Denn einige rechnen, sämtliche vor dem festen Lande liegende Inseln; einige die vier grossen Inseln, als Hispaniola, Jamaica, Cuba und Puertorico dazu; andere hingegen wollen blos die so genannten caraimischen Inseln darunter begriffen wissen. Dem sey aber wie ihm wolle, so werden sie von den mehresten neuern Schrift-



stellern in zwei Classen, als nemlich in die grossen und in die kleinen Antillen gesetzt. Zu der ersten gehören die vier Inseln, S. Domingo oder Hispaniola, Jamaica, Cuba und Puertorico. Zu der andern Classe oder unter die so genannten kleinen Antillen aber, werden alle die übrigen auf gedachtem mexicanischen Meerbusen belegene kleinere Inseln, als die lucayischen, carabischen, canadischen und bermudischen, gezälet. Obwol die lucayischen und carabischen wohl von einander zu unterscheiden seyn: indem erstere gegen Norden liegen, und daher zu dem mitternächtigen America zu rechnen; da hingegen die carabischen, weil sie gegen Mittag liegen, auch zu dem mittägigen America gerechnet werden müssen.

Abhandlung.

§. 4. Da wir uns nun überhaupt vorgenommen, America nicht nach der gewöhnlichen geographischen Eintheilung, sondern nach denen auf einander erfolgten Entdeckungen, abzuhandeln; so werden wir uns auch an diese Eintheilung der Antillen so genau nicht binden, sondern eine unserer erwänten Absicht gemässe Absonderung Stat finden lassen. Zu dem Ende nehmen diejenigen Inseln alhier Platz, die von den Spaniern nicht nur zuerst entdeckt, sondern dieser Nation auch bis jezo gänzlich eigenthümlich verblieben: worunter die Inseln, Cuba und Puertorico unter die grossen; unter die kleinen Antillen aber, die lucayischen zu zählen sind. So viel die übrigen, als S. Domingo oder Hispaniola, Jamaica, nebst den carabischen, canadischen und bermudischen Inseln anbetrifft; so haben selbige theils vielerley Veränderungen erfahren, theils sind auch verschiedene dazu gehörige, erst nachher von andern europäischen Nationen bevölkert worden. Indem Hispaniola zwischen den Spaniern und Franzosen beinahe getheilet, und Jamaica 1665 den Spaniern von den Engländern abgenommen ist: die carabischen Inseln auch nicht nur von Spaniern, sondern auch von Franzosen, Holländern, Engländern und Dänen; die canadischen von Franzosen und Engländern, und endlich die bermudischen allein von Engländern bewonet werden. Daher wir also auch die Mittheilung der Merkwürdigkeiten, so von letztern beigebracht werden können, an diejenigen Orter verwiesen, alwo der Entdeckungen anderer ermeldeter europäischer Nationen und ihrer Eroberungen Erwenung geschiehet.

## Zweiter Abschnit, Die Insel Cuba.

### Inhalt.

|                                                                                                                                |                                                                                                               |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Namen und Grösse §. 1. Berge, Wälder und<br>Wäume 2. Flüsse 3. Gewächse 4. Thiere 5.<br>Alte Einwohner 6. Sitten 7. Neuere Be- | schaffenheit der Insel 8. S. Jago 9. An-<br>dere Städte 10. Havana 11. Hafen Man-<br>senille 12. Matanzas 13. |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

### §. 1.

Namen und  
grösse.

Die Insel Cuba ward von Christoph Colombo, der sie zuerst entdeckete, Johanna genennet. Nachher bekam sie den Namen Fernandina und Alscomega, und letzters Cuba, unter welcher Benennung sie noch bis jezo bekannt ist. Ihre Länge erstreckt sich von dem westlichen Vorgebürge Anchen, bis an das östliche Maiji, auf zweihundert und dreizehn Meilen; und ihre stärkste Breite zwischen dem Vorgebürge Jardines und Lukana:, auf fünf und sechzig Meilen.

§. 2.

§. 2. Es liegen auf derselben viel hohe Berge und Wälder, worin viel Cedern Berge, wäts wachsen, die ungemein hoch sind, so, daß man aus manchen Bäumen ein Fahrzeug vor der und. bänzfünzig bis sechzig Mann bauen kan. Sobald auch die Sonne aufgehet, wird von den me. Sterapbäumen, wovon die Einwohner das Holz die Nacht über zu brennen pflegen, ein ungemein lieblicher Geruch verspüret.

§. 3. Aus den Bergen entspringen unterschiedliche fischreiche Flüsse, welche sich Flüsse. theils gegen Mitternacht, oder gegen Mittag in die See ergießen: diejenigen, welche nach den Hafen Ragua zulaufen, führen besser Gold, als die anderen mit sich. Die vornehmsten Flüsse sind Arimaö, Luna, Mares; und der grössste unter allen ist Cauto, der südwärts in die See schießet.

§. 4. Die Weinstöcke wachsen daselbst in Ueberflus, und werden so dicke, als ein Gewächse. Mann im Leibe ist; die Trauben aber, weil sie auf wilden Stämmen wachsen, sind von empfindlicher Säure. Desgleichen findet sich in den Wäldern viele Baumwolle, woraus sehr gute Tücher gemachet werden. Weil die Luft überall sehr gemäßiget und das Erdreich ungemein fruchtbar ist; so finden sich sonderlich viel Kaffestöckeln, Ingber, Mastix, Aloe, Zimmet und Zuckerröhre daselbst. In der Gegend Camaguei liegt ein Thal, so drey Meilen gros ist, woselbst viel Mühlsteine von sich selbst entstehen; diese sind so rund gewachsen, daß sie durch Kunst nicht geförmter gemachet werden können. Das Gold, so in den Bergwerken und Flüssen gefunden wird, ist eben nicht zum reinsten; das Kupfer hingegen ist von solcher Güte, daß es die höchste Probe ausstehen kan.

§. 5. Es selet den Einwohnern auch nicht an Vögeln, als Rebhünern, wilden Tauben, Papagayen und anderen mehr. Die Kraniche ziehen auch bey der See bey tausenden. Thiere. Wenn diese jung seyn, so haben sie schneeweiße Federn, mit den Jahren aber verändern sie sich. Die Papagayen werden folgendergestalt gefangen. Ein Junge, der seinen Kopf mit Grasse verummelt hat, steigt auf einen Baum; und zupft einen Papagay so lange bey dem Kopfe, bis er schreiet: alsdenn kommen andere herzu geflogen, und suchen ihm zu helfen. Diesen wirft der Junge alsbald eine an einem Stocke fest gemachte Schlinge um den Hals, und ziehet einen nach dem andern zu sich.

In allen dazigen Flüssen halten sich sehr viel Crocodille auf, die unter Menschen und Vieh viel Schaden anrichten.

Die vierfüßigen Schlangen, welche die Einwohner Inganas nanten, und den Eyderen sehr gleich kommen, dienen ihnen zur Speise: desgleichen assen sie auch die Schildkröten, wovon etliche 130 Pfund wägen, und sehr gut von Geschmack sind. Mit ihrem Fette wurde der Aussatz vertrieben.

Die so genannten cubischen Schlangen, sind von eigener Gestalt. Sie haben die Grösse eines Hasens; sehen aus wie ein Fuchs; haben Füße als die Kaninchen, einen Wieselkopf, einen Fuchschwanz, und Haare wie die Dächse: daher sie auch eher unter die vierfüßigen als kriechenden Thiere gerechnet zu werden verdienen. Sie fressen kleine Thiere, welche die Einwohner Guabinikmazes nennen, und sind selbst von gutem Geschmack.

§. 6. Vor Zeiten wurde die Insel Cuba durch verschiedene Landesfürsten, welche Alte einwo- die Americaner Taciken nennen, beherrscht, wovon jeder eine besondere Landschaft inne ner. hatte. Die vornehmsten Landschaften waren Maizi, Bajamo, Luciba, Camaguei, Ragua, Havana und Ulima. Etliche sind eben, andere hingegen bergicht, und also nach Beschaffenheit ihrer Länge mehr oder weniger fruchtbar. Diese Insel war vor Kunst



kunst der Spanier ungemein bevölkert; nach der Zeit aber ist sie so ledig geworden, daß kaum etliche wenige von den Alten übrig geblieben. Die Ursach dieser Entvölkerung ist auch leicht zu begreifen, wenn man die entsetzliche Tyranny, so die Spanier an den Einwohnern ausübten, in Erwägung ziehet. Denn viele Tausend wurden zu Sklaven gemacht, und in andere spanische Colonien vertheilet; viele Tausend hingegen erbärmlich ums Leben gebracht. Wodurch auch die Landes Einwohner einen ungemeinen Abscheu wider die spanische Nation faßten; wovon nachfolgendes, welches der Bischof las Casas anführt, zum Beispiel dienen kan. Es flohe nemlich einer von den Taciken aus Hispaniola vor den Spaniern, als sie sich seinem Bezirk näherten, nach Cuba; hatte aber das Unglück, ihnen daselbst in die Hände zu geraten. Er wurde verurtheilet, mit grünem Holze lebendig verbrant zu werden. Als er an den Pfal gebunden war, hielt ihm ein Geistlicher das Crucifix vor, und wolte ihn in der römischen Religion unterrichten: versicherte ihm auch zugleich, daß er, im Fal er sich dazu bekennen würde, ohnfehlbar in den Himmel gelangen werde; anderergestalt aber müsse er zur Hölle faren. Der Tacike, der Satuei hies, fragte hierauf den Mönch: ob es auch Spanier im Himmel gäbe? und als dieser die Frage mit Ja beantwortete, rief Satuei mit lauter Stimme; So wil ich denn lieber unter den Teufeln in der Hölle wohnen, als unter den Spaniern im Himmel leben; indem ihre Grausamkeit so gros ist, daß niemand schlimmer als sie seyn kan.

Sitten.

§. 7. Die alten Einwohner giengen ehedem ganz nackend. Die Männer verließen ihre Weiber um die geringste Kleinigkeit, und konten sich anderweit verheiraten, die Weiber aber blieben allezeit gebunden. Ein Bräutigam wohnete seiner Braut die erste Hochzeitzeit niemals ehelich bey, sondern überlies solches einem seiner guten Freunde.

Neuere beschaffenheit der Insel.

§. 8. Als Christoph Colombo von Hispaniola absegelte, und Cuba entdeckte, so haben die Spanier diese Insel unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Wobey es ihnen viel Blut gekostet. Denn die Einwohner fñreten mit den Cariben beständige Kriege; derothalben waren sie herzhast und kriegerisch geworden. Der spanische Hauptman Valdivia kam alhier ums Leben, und sein Schiff wurde in Stücken zerschlagen. Einige Jahr nachher segelte Velasquez ebenfalls dahin, und bauete die erste Stadt S. Jago daselbst.

S. Jago.

§. 9. S. Jago liegt an einem Meerbusen nach der Mittagegegend, der voller kleiner Inseln und sehr fischreich ist; alwo die Schiffe bey dem stärksten Sturme sicher seyn können. Daher nahm auch diese Festung in kurzer Zeit dergestalt zu, daß sie etliche tausend Einwohner zählen könte, und eine Hauptkirche, ein Kloster und einen Bischof erhielt, der unter dem Bischof von Domingo stand. Drey Meilen von der Stadt ist ein Bergwerk angeleget worden, alwo aus fünf Scheffeln Bergerde, zween Scheffel reines Kupfer gemacht werden kan. Diese Stadt hat aber, seitdem sie von den Engländern heimgesucht worden, ziemlich abgenommen.

Andere Städte.

§. 10. Velasquez bauete auch noch die kleine Stadt Brakon, an der östlichen Seite der Insel, bey dem Flusse Marce, der zwischen zween Bergen und einem flachen Vorgebirge sich in das Nordmeer ergießet, woselbst er einen schönen Hafen bildet. Dergleichen legte er die Stadt S. Salvador bey dem Flusse Basamo, als an dem gesündesten Orte der Insel, nicht weniger Trinidad an: weil aber der Hafen sehr unsicher war, und die Festung durch Sturm eingerissen wurde, so wurde die Stadt wieder verlassen; jedoch befindet sich noch eine Colonie daselbst.

§. 11.

§. 11. Die vornemste Festung, welche die Spanier beinahe in ihrem ganzen Havana. americanischen Theile besitzen, ist Christoval von Havana. Diese Stadt stand erst auf dem südlichen Theile der Insel; nachher aber ward sie nach Mitternacht zu gegen Florida über verlegt. Ihr Hafen ist gros und sicher. Der Eingang ist so lang, als eine Canone schiesset; jedoch aber zwischen einer Landecke und einem viereckichten Wasserschlosse so enge, daß keine zwey Schiffe zugleich hineingehen können. Seine Tiefe ist wenigstens auf sechs Klafter. Bey dem äussersten Ende der Mündung liegt auf jeder Seite eine längliche viereckichte Festung, nemlich auf der einen nach der Stadt Havana zu, Mesa de Maria; und auf der andern Morro, am Fusse zweener Berge, deren Höhen mit Geschützen besetzt sind, die herumliegenden Gegenden zu bestreichen. Zwischen Morro und Mesa de Maria steht ein runder, dicker und hoher Thurm. Oben ist er mit einer gespaltenen Kugel bedeckt, worauf beständig eine Wache befindlich ist; welche allezeit so viel Fahnen ausstecken mus, als sich Schiffe in der See zeigen, um dadurch die Stadt, die eine Meile landwärts lieget, zu warnen. Vor Havana selbst lieget noch eine dritte Festung. Sie sind insgesamt mit Gräben und starken Besatzungen besetzt: auch kan der Hafen mit einer Kette ganz zugeschlössen werden, damit er wider alle feindliche Anfälle desto gesicherter seyn möge, indem die reich beladene Silberflotte, und andere aus Westindien kommende Schiffe sich daselbst versamlen, und von da zugleich nach Spanien absegeln. Die Stadt selbst ist längst den Hafen hin angeleget, und hat einige Kirchen mit spitzen Thürmen. Die Häuser sind auf spanische Art erbauet. Die Festung, welche die Stadt beschirmet, ist mit zwölf Karttaunen und einem Graben, darin das Wasser aus dem Hafen läuft, versehen.

§. 12. Ferner ist auch der Hafen Mansenille bekannt, der durch eine davor liegende Insel beschirmt wird. Der Hafen Laguna ist einer von den besten, so irgendwo gefunden werden kan. Seine Deffnung ist so weit, als ein abgedruckter Pfeil gehen kan. Inwendig breitet er sich auf zehn Meilen aus, und wird durch drey Inseln sowol, als durch das Gebirge, so längst dem Strande lieget, beschirmt. Hafen Mansenille, Laguna.

§. 13. Ebenfalls ist der Seebusen Matanka, nicht allein des runden Berges wegen, der sich selbst aus einem niedrigen Grunde erhebet, sondern auch wegen des Unternehmens des berühmten Admirals, Peter Zeins, bekannt, welcher die spanische Silberflotte daselbst weggenommen.

## Dritter Abschnitt, Die Insel Puerto Ricco.

### Inhalt.

|                                                                                                                               |                                                                        |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------|
| Namen, Grösse und Beschaffenheit §. 1. Gebirge Loquillo. Flüsse 2. Bäume und Gewächse 3. Thiere 4. Alte Einwohner 5. Fest der | selben 6. Neuere Einrichtung 7. Stadt Puerto Ricco. Morro Espinado. 8. |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------|

### §. 1.

Diese Insel hies ehemals bey ihren alten Einwohnern Boriken, Christoph Colombo Namen, groß aber nennete sie, da er sie zu allererst entdeckte, Johannes Baptista. Die gegenwärtige Benennung aber hat sie von der darauf belegenen Hauptstadt Puerto Ricco oder Trichterhafen erhalten. Sie lieget unter einem gemäßigten Luststrich, und erstreckt sich

1. Theil. K k k Ramen, grösse und beschaffenheit.



sich nach dem Morgen und Abend zu auf fünf und vierzig Meilen in die Länge, und zwanzig bis dreißig in die Breite. Die Insel selbst ist nach Mitternacht zu nicht so fruchtbar, als gegen Mittag. Es fließen viel Bäche in derselben. Ausser dem Golde ist auch Silber, Zin, Bley, Quecksilber und Asul darauf anzutreffen. Der Regen fällt mehrentheils zwischen dem Monat Julius und Anfange des Herbstes. So bald der Herbst eingetreten, oder auch wol kurz zuvor, entstehen da herum die entseßlichen Höllensstürme, welche dergezalt toben, daß kein Fahrzeug auf der See dauern kan. Wenn der Wind aus Mitternacht kömt, geschiehet sonderlich auf den Feldern unglaublicher Schade.

Gebirge Lo-  
quillo. Flüsse.

§. 2. Zehen Meilen nach Südost erhebt sich das Gebirge del Loquillo, wovon eine lange Reihe Berge durch die ganze Insel hindurch, sowohl nach Morgen als Abend bis an das Weltmeer, fortgehen. Es ergießen sich auch auf drey und zwanzig Flüsse in dieses Meer, worunter Cairabon der vornehmste ist.

Bäume und  
gewächse.

§. 3. Die Berge und Thäler sind mit verschiedenen Arten von Bäumen bewachsen, worunter der so genannte Tabuniko am merkwürdigsten ist. Daraus quillet ein klebrichtes und zu Heilung der Wunden dienliches Harz: welches auch gleichfals zu Auspichung der Schiffe gebraucht wird. Weil es sehr bitter ist, so bewaret es das Holz für den Wurmstich. Der Baum Maza hat ein unverwesliches Holz, und eine Blüte, die fast wie eine Rose aussiehet. Die Blätter des Baums Sigillo Pintado geben einen Saft, der fast alle Fleischwunden heilet. In dem kleinen Marienbaume findet sich auch eben dergleichen Kraft; ingleichen noch in einem andern, den die Spanier Balsamo nennen. Der Baum Zeila hat einen solchen dicken Stam, daß er kaum von funfzehn Männern umklammert werden kan. Das Franzosenholz, Kasselssteln oder Schwarzjimmert, wachsen auch im Ueberflus daselbst. Am Ufer stehen etliche Aepfelbäume, die einen starken Gift mit sich führen. Denn wer unter ihren Schatten einschläft, wird an seinen Gliedern gelämet. So bald ein Fisch von diesen Aepfeln frisset, so bekommt er schwarze Zähne; ein Mensch hingegen mus augenblicklich davon sterben, oder wenigstens alle Haare verlieren. Das stehende Kraut, Cunbei, so weisse Blumen hat, die etwas länger als Violett sind, ist ebenfals sehr schädlich. Der Baum Guajaba aber ist am allergefährlichsten, weil er sich ungemein ausbreitet, ja zuweilen ganze Berge einnimmt, dadurch das Gras erstickt wird und gänzlich ausgehet. Dieser Baum hat braune Aepfel, die inwendig voller Kerne sind, woraus, wenn sie von dem Vieh gefressen, und durch den Unflat wieder von sich gegeben werden, lauter solche Bäume entstehen. Daher das Land an den Orten, wo selbige wachsen, gänzlich verwildert. Der Stam dieses Baums ist glat und blas: die Blätter hart und glänzend, stehen paarweise über einander. Die Blüten haben fünf zusammen gerollte Blätter, in deren Mitte man eine kleine Krone antrifft, so den Pfaukronen nicht unähnlich siehet. Die Aepfel, welche rauch und etwas länger als die europäischen sind, haben inwendig ein rothes Fleisch, und sind voller Kerne, so den Nüsseln gleich sehen. Wenn sie reif geworden, schmecken sie zwar lieblich, verursachen aber den Durchfat.

Thiere.

§. 4. Unbelangend die Thiere auf dieser Insel, so finden sich wundersame Geschöpfe darunter, als Javaris, Opassum und Tataru. Javaris ist eine Art von wilden Schweinen. Es hat kurze Ohren, wenig Speck, und den Nabel auf dem Rücken, auch fast gar keinen Schwanz. Etliche sehen schwarz aus, andere hingegen sind weiß gesprenkelt. Dieses Wildpret ist von sehr angenehmen Geschmack; aber etwas schwer zu fangen: Denn, da es durch ein Lustloch oben auf dem Rücken beständig Athem holet; so wird es nicht

nicht müde, ob es gleich noch so stark läuft. Wenn es von den Hunden angefallen wird, so stellt es sich heftig zur Wehre, und zerreißet alles, was ihm im Wege steht.

Opassum ist so gros als eine Kaze, und hat eine sehr spitze Schnauze. Der Obertheil des Maults gehet weit über den untersten hervor. Es hat lange, breite und gerade Ohren, und einen sonderlich langen Schwanz, der am Ende ganz fahl und unten zu gekrümmet ist. Auf dem Rücken hat es schwarze Haare mit grauen Flecken; unter dem Bauche aber, wie auch am Halse, ist es fahl. Es hat spitzige und scharfe Klauen, womit es geschwinde die höchsten Spitzen der Bäume erreichen kan. Es frisset Vögel, Hühner und allerhand Erdgewächse. Unter dem Bauche hat es einen wundersamen Beutel, der von innen weichere Haare als von aussen hat, dieser dienet den Jungen zum Lager. Das Männchen hat keine Zihen, jedoch aber eben einen solchen Beutel, worin es die Jungen auch bisweilen zu tragen pfleget.

Das Thier Tatau hat harte Schuppen, und eine Schnauze, gleich einem Schweinerüssel, und an jeder Pfote fünf scharfe Klauen. Wenn es schlafen wil, oder verfolgt wird, so rollet es den Kopf, die Beine und den Schwanz unter die Schuppen wie einen Bal zusammen; und alsdenn kan es durch kein Gewehr noch Bis verletzet werden.

§. 5. Die alten Einwohner dieser Insel, führten eben sowol als die auf Cuba mit den Cariben ehemals blutige Kriege, die alle Jahre einen Besuch bey ihnen abstarteten. Die Ueberwundenen oder Gefangenen mußten sowol diesen als jenen zur Speise dienen. Alte Einwohner.

§. 6. Sie feierten auch vor Ankunft der Spanier ein jährliches Fest folgendergestalt. Der Landesherr befahl nemlich allen seinen Unterthanen, auf eine gewisse Zeit im Gößenhause zu erscheinen. Dasselbst waren die Priester beschäftigt, ihren Gößen auszuschnücken. Neben diesem setzte sich alsdenn der Befehlshaber nieder. So bald er seine Trommel rürte, begab sich jederman hinein. Die Manspersonen waren mit vielerley Farbe bestrichen, und hatten auf den Häuptern einen Schmuck von vielfarbichten Federn; der Hals, Arme und Beine waren mit Seemuscheln und Schnecken behangen. Die verhehlchten Weiber hatten ihre Blöße bedeckt; die Jungfrauen aber giengen ganz nackend. Nachher stiegen sie allerhand gaukelhafte Tänze an, und sangen zu Ehren ihres Gößen vielerley Lieder. Dabey neigten sie sich zu Zeiten gegen ihren Landesherrn, der beständig auf der Trommel schlug. Alsdenn steckten sie kleine Hölzer in den Hals, und gaben alles, was sie bey sich hatten, von sich; damit sie ja keine Unreinigkeit mehr bey sich behalten möchten. Endlich setzten sie sich mit creuzweis zusammen geschlagenen Beinen nieder, und stiegen aufs neue, wiewol auf eine traurige Weise, an zu singen. Die nachfolgenden Lieder hatten die Hochachtung für ihren Landesherrn zum Vorwurfe. Unterdessen trugen erliche Weiber ausgeschmückte Körbe, mit einer Art von Brodte, rund um die Singenden herum; dabey thaten sie einige Gebeter, welche von einigen aus den Häufen beantwortet wurden. Das Brod wurde von den Priestern gesegnet, und einem jeden davon ein Stück gegeben; worauf sie sich vergnügt nach Hause begaben. Fest derselben.

§. 7. Als Colombo diese Insel betrat, traf er ein grosses Haus an, um welches zwölf andere kleinere stunden; die Einwohner aber hatten sich aus dem Straube gemacht. Die ganze Insel wurde der Zeit von einem Caciken beherrscht. Anfänglich machten sich die Spanier wenig aus dieser Entdeckung, weil sie auf Hispaniola genug zu verrichten hatten, also sie das Gold im größern Ueberflus als alhier antrafen. Nachher aber, als sich auch Goldadern blicken ließen, suchten die Spanier sich daselbst niederzulassen. Zuvor aber ließen sie auf 60000 Einwohner erbärmlich niedermachen. Neuerer Einrichtung.



bringen konnte, mußte das Leben lassen. Deshalb forderte auch der damalige Landesherr, Namens *Satveti*, als er der Spanier Tyranny vernahm, von seinen Unterthanen einen Eid: daß sie nicht sagen sollten, wo Gold verborgen läge, wenn sie gleich deswegen sterben müßten. Denn, sagte er, das Gold ist ihr Gott, deshalb richten sie auch so viel Unheil allenthalben an. Werfe demnach das Gold ins Meer; so werden die Spanier, wenn ihr Gott versunken ist, den Muth ebenfalls fallen lassen, und aufhören, euch des Goldes wegen, so nicht mehr bey euch zu finden ist, ferner zu quälen. Welches denn auch von den Einwohnern treulich bewerkstelliget wurde.

Stadt Puerto Rico.  
Morro Empinado.

§. 8. Die vornehmste Stadt ist anjeho *Puerto Rico*, welche vorwärts bey dem nördlichen Ufer nach Morgen zu, auf einer kleinen Insel, die an der großen durch die Erdenge *Puente d' Aguilar* anschliesset, liegt. Bey der Mündung des Hafens befindet sich auch auf einer Höhe die Festung *Morro Empinado*, welche rund herum mit der See umgeben, und daher fast unüberwindlich ist, sonderlich nach der Zeit, da sie *Johan von Texela* und *Antonelli* dreieckigt gebauet, und mit vierzig groben Geschützen versehen haben. *Puerto Rico* hat einen Gouverneur, ingleichen einen Bischof, die ihren Sitz in der Hauptstadt haben.

## Vierter Abschnitt, Die lucayischen Inseln.

### Inhalt.

Lage und Anzahl §. 1. Namen 2. Tauben 3. Frucht *Jaruma* 4. Alte Einwohner 5. Ihre Sitten 6. Ihr Schmuck 7.

#### §. 1.

Lage und Anzahl.

Die lucayischen Inseln sind durch die Meerenge bey *Bahama* von der nördlichen Landschaft *Florida* abgesondert. Mehr als vierhundert dergleichen Inseln liegen alhier beisammen, wenn man nemlich alles, was aus dem Meere hervorraget, ob es gleich nur Klippen sind, für Inseln rechnen wil. Es sind aber nicht mehr als zwanzig darunter, welche die Spanier besetzt haben.

Namen.

§. 2. Ihre Namen, die ihnen theils von den Eingebornen, theils von den Spaniern beigeleget worden, sind folgende. Die Insel *Lucayanoko* ist die vornehmste, und von derselben haben die übrigen den algemeinen Namen erhalten. *Bahama* ist wegen des gefährlichen Canals berümt, wodurch die Silberflotte unumgänglich durch mus. *Guanahani* war die erste, die *Christoph Colombo* entdeckte: weil er dadurch sein Leben rettete, gab er ihr den Namen *St. Salvador*, pflanzte ein Kreuz darauf, und nahm im Namen des catholischen Königes Besitz von *America*. *Bemini* ist fruchtbar. *America* wird auch *Isabella* genant. Die übrigen sind *Abacoa*, *Anguilla*, *St. Augustin*, *Baracoa*, *Curatea*, *Cotomero*, *Cicatero* oder *Liquato*, *Caicos*, *Zinagua*, *Rokes*, *Samana*, *Triangulo* und *Torunga*. Die Insel *Providencia* oder *St. Catharina* wird auch von einigen dazu gerechnet, ob sie gleich abwärts unter *Jamaica*, der Landschaft *Honduras* gegen über liegt.

Tauben,

§. 3. Es halten sich eine erstaunende Menge wilde Tauben daselbst auf. Diese hecken

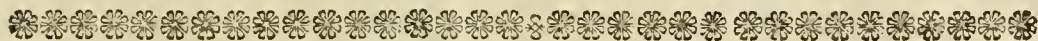
hecken in Bäumen, welche den Granatbäumen nicht ungleich sehen, deren Rinde nach Ingwer und Zimmet schmecket, und die einen Nesselgeruch von sich geben.

§. 4. Die Frucht *Jaruma* sieht einer grossen Feige gleich, wächst an Bäumen, Frucht *Jaruma* die dem Hollunder ähnlich sind, und dessen Blätter eine Kraft haben, allerley Wunden zu heilen. Die Frucht selbst ist sehr schmackhaft, und dabey ungemein gesund.

§. 5. Die Einwohner waren überaus wohl gebildet, zumal die Frauenspersonen. Alte Einwohner. Die Jungfrauen giengen so lange, bis sie ihre Monatszeit bekamen, ganz nackt. Nachher ward ein grosses Gastgebot angestellt, wobey sie sich mit einem Stück baumwollenen Tuche, so wie ein Netz gewürket, und mit Blättern besteckt war, bedeckten. Die Männer waren ebenfalls, ausser bey Festtagen oder Feldzügen, unbekleider. Denn bey solchen Verfällen schlugen sie ein mit vielfärbichten Federn durchflochtenes baumwollenes Tuch um den Leib, und setzten grosse Federsträusse auf den Kopf.

§. 6. Ihrem Landesherrn waren sie ungemein gehorsam, und thaten alles, was er von ihnen verlangte. Sie wolten lieber sterben, als den Namen der Ungehorsamen verdienen. Inzwischen misbrauchten auch ihre Obern ihre Gewalt nicht leichtlich: sie massen sich selten einer mehrern Gewalt an, als daß sie einem jedweden befohlen, wie er sich im Säen, Pflanzen, Ernten, Fischen und Jagen zu verhalten habe. Was sie von dem Lande, Wäldern und Seen erhielten, wurde in Gruben unter der Erde aufbehalten, damit es nicht verderben möchte; und zu gewissen Zeiten, wenn es nötig war, nach des Landesherrn Gutfinden ausgeheilet.

§. 7. Ihr hauptsächlichster Schmuck bestund in rothen Steinen, in Seemuscheln, oder aus den kleinen Steinen, die unter dem Gehirne der grossen Schnecke *Cohobo* verborgen liegen, und *Cohici* genennet werden. Desgleichen trugen sie glänzende und vielfarbige Corallen, die sich am Ufer einiger stehenden Wasser befinden, und an Schnüren zusammen gezogen waren, um den Hals, Armen und Beinen. Gegenwärtig sind diese Inseln von ihren Eingebornen ziemlich entblösset, indem sie von den Spaniern gleichfalls nach fremde Colonien als Sklaven verschickt, oder durch unerträgliche Arbeit zu Grunde gerichtet worden. Ihr schmuck.



## Fünftes Hauptstück, Beschreibung von Terra Firma.

### Inhalt.

Seite und Grösse §. 1. Namen und Beschaffenheit 2. Eintheilung 3. Panama 4. Stadt Panama 5. 6. Hafen Pericos 7. Puerto bello 8. Nombre de Dios 9. Darien 10. St. Sebastian 11. Panamische Inseln. Verleninsel 12. Panamische Gegend 13. Alte Einwohner 14. Carthagena 15. Stadt Carthagena 16. Alte Einwohner 17. St. Martha 18. Kostbarkeiten 19. Stadt St. Martha 20. Kleinere Städte 21. Alte Einwohner

22. Venezuela 23. Städte 24. Neugranada 25. Neugranada 26. St. Fe 27. Tokaima 28. Landschaft Canapoïs 29. Stadt Palma. Trinidad 30. Landschaft und Stadt Tunia 31. Andere Städte 32. Alte Einwohner 33. Popayan 34. Stadt Popayan 35. Antiochien 36. Landschaft Caramanta. Caratana 37. Stadt Anzerma 38. Andere Städte 39. Alte Einwohner 40. Flüsse 41. Gebirge 42. Beschluß 43.



## §. 1.

Lage und  
grösse.

**D**ie Lage dieses, mit dem allgemeinen Namen *Terra firma* belegten Landes, ist folgendergestalt beschaffen. Es nimt nemlich von der panamischen Erdenze seinen Anfang, und gehet bis an die Mittagslinie. Auf der einen Seite wird es von dem Südmeere, auf der andern aber von dem Nordmeere begrenzet. Die Grösse von Westen gegen Osten beträgt ohngefär 360, von Süden gegen Norden aber nur 180 Meilen.

Name und  
beschaffenheit

§. 2. Nachdem die Antillen von den Spaniern zum Theil eingenommen waren, so war dieses, wie aus vorstehenden Erzählungen der Entdeckungen erhellet, das erste feste Land, so sie von America betraten. Davon es denn auch den Namen *Terra firma* überkommen. Weil nun die Entdecker mehrentheils aus Castiliancn bestunden, und auch ein ziemlicher Vorrat von Golde daselbst angetroffen ward; so hießen sie es anfanglich *Castilia d' Ora*, oder das goldene Castilien, welche Benennung aber gänzlich erloschen ist, und bey Bezeichnung dieses Landes nicht ferner gebraucht wird. Es ist ein sehr warmes Land, noch grösser aber würde die Hitze seyn, wenn die Luft nicht durch die beständigen Nordwinde und lang anhaltende Landregen abgekület würde.

Einteilung.

§. 3. Weil dieser Strich Landes von verschiedenen Taciken beherrschet, und folglich aus mancherley Arten von Völkern bestund; so wird nötig seyn, wenn wir anders in dessen Beschreibung eine Ordnung beobachten wollen, selches nach seiner Abtheilung zuörderst vorzunehmen, und eine jede insbesondere nach ihrer innerlichen Beschaffenheit abzuhandeln. Es wird also in folgende Landschaften eingetheilet. Als in den Bezirk Panama, Carthagena, St. Martha, Venezuela, Neuandalusien, Neugranada und Popayan.

Panama.

§. 4. So viel Panama anbelanget, so ist dieses dasjenige schmale Land, zwischen dem Südmeere und dem mexicanischen Meerbusen, welches auch die panamische Erdenze genennet wird. An manchen Orten ist es nur 12 bis 15 Meilen breit. Dieses Land gehörte den Spaniern. Es ist aber ein Fluss, eine Bucht und eine Landschaft daselbst, die insgesamt den Namen Darien führen, welche von den Spaniern niemalen besetzt worden. Die Schottländer kamen deshalb 1699, und errichteten eine Stadt, Neu-Donburg genant. Die Engländer und Spanier aber stunden damalen im Bündnis, deshalb wurden die Schotten von dem Könige Wilhelm III gezwungen, diese Gegend wieder zu verlassen. Inzwischen hat dieses Unternehmen auf Darien Anlas gegeben, daß Engeland und Schottland bald darauf mit einander vereinbaret wurden. Die in Panama befindliche angelegte Städte sind folgende.

Stadt Pa-  
nama.

§. 5. Die Stadt Panama, wovon die ganze Landschaft ihren Namen erhalten, liegt am Südmeere, und ist hinten durch eine Meerenge umgeben, woraus beständig ungefunde Dünste aufsteigen. Die Strassen, die nach dem Morgen und Abend zu angeleget sind, haben gegen die brennende Sonne keinen Schatten, daher sie auch bey Sonnenschein nicht zu betreten sind. Die ersten Anleger wäleten um deshalb einen so unbequemen Boden, weil längst dem Ufer eine grosse Menge Seeschncken, die *Chuca* hießen, und von gutem Geschmack waren, gefunden wurden. In der Stadt sind dreihundert und fünfzig hölzerne Häuser, und etwan 5000 Einwohner. Alles Gold, Silber und andere Waaren, wird aus Peru anjesho dahin gebracht, und von da nach Porto bello weiter abgeführt: weshalb denn auch eine königliche Rechenkammer und Canzlen daselbst angeleget worden. Der Ort ist einigermaßen befestiget, und hat eine steinerne Schanze. Der Hafen trägt

nur

nur kleine Schiffe. Zwen Meilen davon aber liegt der Hafen Perica, der desto grössere Schiffe halten kan. Es wachsen auch in der Gegend viel Cocosbäume. Wenn die Waaren von Panama nach Portobello geliefert werden, so geschiehet solches auf Maul- eseln, die zu diesem Behuf daselbst in grosser Anzahl unterhalten werden müssen.

§. 6. Gegen Morgen von Panama liegen auf einem Steinfelsen an der See sie- Fortsetzung. ben königliche Schlösser, woselbst Gerichte gehalten zu werden pfleget. Rund um diese Gebäude liegt eine hölzerne Schanze, und seitwärts ein steinern Schios, so unter den Erzbischof zu Lima gehöret.

§. 7. Zwo Meilen abendwärts liegt der vortrefliche Hafen Pericos oder Perica. Hafen Peri- an dem Südmeere, und ist mit drey kleinen doch ziemlich hohen Inseln verschlossen. Da- cos. selbst pfleget die Silberflotte einzulaufen, ehe sie nach Panama kömt. Das Land ist mei- stentheils bergicht, und voller ungesunden Dünste. Jedennoch aber finden sich hin und wieder grasreiche Wiesen daselbst.

§. 8. Puerto bello oder Puerto velo, hat seinen Namen von Christoph Co- Puerto bello. lombo wegen der schönen Lage, keinesweges aber wegen der Luft erhalten, die alhier eben- falls sehr ungesund ist. Der Ort ist eine der besten Festungen in ganz America. Der Ha- sen ist sicher, und wird durch drey Schanzen vertheidiget. Alhier werden die europäi- schen und peruanischen Waaren gegen einander vertauschet. Ben Anlangung der Sil- berflotte finden sich wenigstens 5000 Menschen darauf, welche den Ort, der an sich selbst eben nicht sonderlich gros ist, dergestalt anfüllen, daß der geringste Kramladen mit schwe- rem Gelde bezalet werden mus. Nicht weniger sind auch alsdenn die Lebensmittel unge- wöhnlich theuer. Zu eben der Zeit kommen täglich etliche hundert Maulesel von Panama, die lauter Geld- und Silberwaaren dahin bringen. Darauf nimt der Handel seinen An- fang; dieser geschiehet im Ganzen, auch nicht mit Gelde, sondern mit Silberstangen: da- her man mit Recht sagen kan, daß an keinem Orte in der Welt eine grössere Messe als zu Puerto bello gehalten werde. Dieser Verkehr dauert aber theils wegen der ungemeinen Theuerung der Lebensmittel, als auch wegen der ungesunden Luft, nicht über vierzehn Ta- ge. Indem fast keine Messe vorbei gehet, in welcher nicht etliche hundert Menschen an der Nothenruhr sterben solten. So oft zwischen den Spaniern und Engländern Krieg entsteht, so wird von letztern dieser Ort allemal in besondere Betrachtung gezogen, und der Spanier Handel, wie verschiedentlich geschehen, nicht wenig beunruhiget.

§. 9. Nombre de Dios ward 1512 erbauet, und erhielt den Namen bey nachfol- Nombre de gender Begebenheit. Als der spanische Admiral Diego Viguena, da er aus dem Ha- Dios. sen von Cartagena nach Veragua zu aufgelaufen war, Schifbruch gelitten, und 70 Tage in der Irre herum geschwebet, kam er an diesem Orte ans Land, und sagte: Saltia- mo in tierra ad nombre de Dios; Lasset uns im Namen Gottes ans Land stei- gen. Da ihm nun die Einwohner Zeit ließen, eine Schanze aufzuwerfen, so nannte er sel- bige Nombre de Dios. Hieraus machte Peter Varias nachher eine schöne Stadt und Niederlage für die europäische und peruanischen Waaren. Sie lag morgen- und abendwärts längst dem Nordmeere, mitten in einem grossen Busche, auf einem wässerich- ten mit Morästen umgebenen Grunde, unter einer sehr ungesunden Luft. Daher hatte die daselbst angerichtete Niederlage auch keinen Bestand, sondern sie wurde nach Puerto bel- lo verleget, so sechs Meilen davon entfernt ist. Kurz darauf zündete der engländische Admiral Drake diesen Ort an, und nach der Zeit ist er nicht wieder bebauet worden.



Darien.

§. 10. Die Landschaft Darien wird nach dem schmalen Flusse Darien genennet, und von einigen Erdbeschreibern als ein besonderer Theil von Terra firma angesehen; von den mehresten aber unter Panama mit gerechnet. Sie ist ungemein fruchtbar: hat viel Beschwerlichkeiten von Löwen, wilden Katzen, Crocodillen, Schlangen und Fledermäusen auszustehen; von deren Bissen die Menschen so gleich todt bleiben, es wäre denn, daß die Wunde alsbald mit Seewasser gewaschen, oder mit heißer Asche gerieben würde. Nicht weniger ist die Luft daselbst schädlich, die vom stinkenden Dampf aus schlammichten Sümpfen verunreiniget wird.

S. Sebastian.

§. 11. Ojeda stiftete alhier die Stadt St. Sebastian: sie ward aber nicht länger bewonet, als bis der Ritter Enciso, Maria Antigna aufbaute, und zu einem bischöflichen Sitz erhub; welcher nachher, als das Südmeer von Balboa war entdeckt worden, von dem Pedrarias nach Panama verlegt wurde.

Panamische  
inseln. Per-  
leninseln.

§. 12. Die hauptsächlichsten Inseln längst der mitternächtigen Küste der Stadt Panama, sind Cattivä und Comagre, die mit vielen Bäumen bewachsen, und niedrig liegen. Auf dem Südmeere findet man Taboga mit den zwei grossen Inseln, welche von den Perlen ihren Namen bekommen, und mit noch fünf und zwanzig andern kleinern umringet sind. Die Einwohner fuhren mit ihren Canoten bey stillem Wetter sehr weit in die See, tauchten zuweilen zehn Klaster tief unter das Wasser, und rissen die Perlenmuscheln, die an einander gewachsen waren, vom Grunde los. Die Spanier aber haben sie ebenfalls hingerichtet, daß also nach der Zeit blos einige Morenselaven daselbst gemonet, die ihrer Herren Vieh hüten müssen.

Panamische  
gegenden.

§. 13. Es gehören auch zu Panama noch verschiedene kleine Gegenden, als Rarera, Akla, Comagre, Chiame, Chini, Mata, Tobre, Trota, Kusia, Buzika und Escoria, da das Wasser des Südmeeres, welches bey der Fluth durch die Wellen in niedrige Ebenen getrieben ward, durch die Sonne gehärtet und in Salz verwandelt worden. Diese Namen aber, welche von gewissen kleinen Unterherren, die bey Ankunft der Spanier daselbst woneten, hergenommen waren, sind mehrentheils almählich erloschen.

Alte einwo-  
ner.

§. 14. Die alten Einwohner dieses Landstriches sahen so heftlich und ungestalt aus, als wenn sie die Gelbesucht hätten; weshalb sie auch selten ein hohes Alter erreichten. Sie giengen ebenfalls nackend, ausser daß die Manspersonen ihre Blöße in einem Schneckenhorne, oder unter einer baumwollenen Decke verbargen. Die Weiber trugen Schürzen, welche von dem Gürtel bis an die Knie herab hiengen; den vornehmen Weibern aber giengen sie bis an die Füße.

Cartagena.

§. 15. Nach der Morgenseite von Panama liegt die Landschaft Cartagena, welche diesen Namen von ihrer Hauptstadt überkommen. Sie ist voller Hügel, Thäler und Bäume, daraus verschiedene nutzbare Harze triesen. Es wird auch daselbst ein langer Pfeffer gefunden, welcher viel beissender als der ostindische ist. Nicht weniger findet sich an manchen Orten etwas Gold, jedoch eben nicht alzuhäufig. Die sich in dieser Gegend aufhaltende Lieger und Schlangen sind den Einwohnern sehr gefährlich. Uebrigens ist dieser Bezirk fruchtbar an Balsam, Pfeffer, Gummi, Harz, Drachenblut und andern seltenen Farben.

Stadt Car-  
tagena.

§. 16. Cartagena ist die Hauptstadt. Sie lieget an der Küste, und hat einen schönen Hafen, der von einer kleinen Insel, Namens Carex, bedeckt wird. Die Lage dieses Ortes hat mit dem Hafen Cartagena in Spanien einige Gleichheit, daher sie sowol  
als

als der ganze Landstrich diesen Namen bekommen. Es wonen auf 40000 Spanier, und noch mehr Indianer darin. Die Festung bestehet in hohen Mauern, starken Thürmen, festen Bolwerken, tiefen Gräben, und wohl angelegten Hornwerken. Es sind zwey Schanzen dabey, und der Hafen kan mit einer Kette verschlossen werden. Die Stadt ist viereckicht, hat steinerne Häuser und breite Strassen. Der bischöfliche und des Gouverneurs Palläste sind vortrefliche Gebäude; ingleichen geben die daselbst befindlichen Klöster der Stadt keine geringe Zierde. Alle Flotten, die aus Europa nach Puertobello gehen, halten alhier ihre Versammlung. Auf dem Magdalenenflusse werden auch viel kostbare Waaren dahin gebracht.

§. 17. Die Spanier trafen diese Gegend sehr volkreich an. Die Männer und Weiber trugen baumwollene Tücher zu Bedeckung ihrer Blöße, und schmückten das Gesicht, Arme und Beine mit geschlagenem Golde, Perlenschnuren und Schmaragden. Beide Geschlechter zogen zugleich in den Krieg, und schossen mit vergifteten Pfeilen sehr gewis. Oben an den Fanen hingen die Gebeine der berühmten Kriegeshelden, die Streikenden dadurch aufzumuntern. Ihre Waffen bestunden in vergifteten Pfeilen, steinernen Schwertern, und Spiessen aus Palmholze. So ofte sie zu Felde zogen, führten sie ihren Götzen, Chiappen, mit sich, dem sie zu Anfang eines Krieges ihre Kinder opferten, solche verzereeten, und mit dem Blute das Götzenbild bestrichen. Wenn sie glücklich gewesen waren, stellten sie grosse Schmausfeste an. Dabey wurde getanzt, gesungen, die Gefangnen geschlachtet, und mit ihrem Blute und Gehirne der Götze abermals bestrichen. Litten sie aber eine Niederlage, so brachten sie dem Götzen ein neues Opfer, und suchten ihn dadurch wieder zu versöhnen. Denn sie glaubten, daß ihr Verlust blos aus seiner Ungnade hergerühret sey.

§. 18. Die Landschaft S. Martha ist drey und sechzig Meilen lang, auch fast Sant Marteen so breit, grenzet gegen Abend an Cartagena, und faßet die kleinen Gegenden, Pozzueña, Beroma, Buritaka, Chimila ingleichen Tairona in sich, dessen Einwohner beständig mit den Spaniern handgemein gewesen, und welche am Fusse des hohen Gebirges Nevadas liegen. Dessen beständig mit Schnee bedeckte Spitzen sind so hoch, daß sie auf dreißig Meilen in die See gesehen werden können, und sich mit einer beständig an einander hängenden Reihe Berge durch Peru und Chili bis an die magellanische Meerenge ausbreiten. Um das Ufer herum brent die Sonne auf eine fast unerträgliche Weise; im Lande aber verursachen die Schneeberge eine grosse Kälte. Im Herbst fallen starke Plazregen. Sonsten aber ist mehrentheils eine trockne Witterung, und es wehen insbesondere ost- oder nordöstliche Winde daselbst. Vom Gebirge, so steinicht und unfruchtbar ist, schießen etliche Bäche und Flüsse herunter. Wenn ein harter Sturm einfällt, verderret das Gras, nebst der Saat auf dem Felde. Pomeranzen, Limonien, Granaten und Weintrauben geraten ziemlich wohl. Tauben, Rebhühner, Kaninchen, auch Fische sind überflüssig anzutreffen. Letztere siehet man zwanzig Ellen unter dem Wasser bey tausenden schwimmen, insbesondere bey dem Hasen S. Martha, weshalb sich auch in der dasigen Gegend viel Fischer aufhalten. Löwen, Zieger und Bäre machen auch diese Gegend ebenfalls sehr unsicher.

§. 19. Der Bezirk Buritaka: giebt schönes Gold: Tairona heilsame blutstill-Kosbarkeiten. lende Steine, ingleichen Marmor, Jaspis, Porphyry, und ebenfalls Gold: Das Thal Tunia giebt Schmaragden von besonderer Grösse.



Stadt S.  
Martha.

§. 20. Die Hauptstadt S. Martha, wovon das Land den Namen erhalten, liegt an dem Nordmeere, welches einen guten und sichern Hafen bildet; indem dieser durch hohe Berge und zwei Inseln, vor allerhand Winden und Stürmen gesichert ist. Die Stadt hat einen bischöflichen Sitz und eine Hauptkirche. Die Häuser sind aus Rohr geflochten, und mit Palmen, sehr wenige aber mit Ziegeln gedeckt. Eine Festung hat dieser Ort nicht, weil blos mit den Indianern ein Umfuss von baumwollenen Tüchern gegen Löpferwerk und andere Kleinigkeiten getrieben wird. Es kömmt auch selten ein spanisch Schif dahin, daher der Ort fast ganz und gar verfallen ist.

Kleinere Städte.

§. 21. Die kleinern zu diesem Bezirk gehörigen Städte sind Teneriffe, bey dem Magdalenenflusse und Tamalamete, so auch sonst Villa de las Palmas genannt wird. Letztere liegt auf einem hohen steinichten Boden. Nicht weniger sind noch Okanna wegen des Hafens; und Kamada, so man vor diesen Neusalamanca zu nennen pflegte, und viel Kupfer hat; desgleichen Ciudad de los Reyes, so im Thal Upari, längst dem Ufer des grossen Flusses Guatopori lieget, anzumerken. Es ist auch Rio della Hacha noch wegen der Perlenfischeren, welche die besten von der americanischen Art sind, merkwürdig.

Alte Einwohner.

§. 22. Die alten Einwohner waren grössentheils streitbar, und in allerhand VBerarbeitungen geschickt. Sie wußten sonderlich baumwollene Tücher, mit Bildern von Ziegern, Löwen und Adlern überaus künstlich zu verfertigen. Ihre Hütten waren an den Wänden mit vielerley Farben bestrichen, und der Boden mit künstlich geflochtenen Matten belegt. Sie lebten nicht allein von Fischen, Wild und Menschenfleisch, sondern auch von Nays, Pataten, und andern Wurzeln und Früchten, die ihnen das Land darreichte.

Venezuela.

§. 23. Venezuela heisset so viel als Klein Venedig. Der Länge nach erstreckt sie sich längst dem Nordmeere zwischen Maracabana und dem Berggebirge Vela auf zwey hundert Meilen, mit der Breite aber landwärts bis nach neu Granada auf achtzig Meilen. Als die Spanier diese Gegend einnahmen, schickten sie viele Millionen Einwohner in die andere Welt. Carl V. hatte von den reichen Welfern in Augsburg grosse Geldsummen aufgenommen, und dieser Familie dieses Land dafür eigentümlich überlassen, die es auch 1528 durch Ambrosius Dalfinger in Besitz nehmen ließen. Nachher aber, und da sie es etliche zwanzig Jahr besaßen, wurde es ihnen von den Spaniern wieder abgenommen.

Städte.

§. 24. Unter den Städten ist Venezuela merkwürdig, die auf kleinen Inseln und Pfälen erbauet, und daher der Stadt Venedig ähnlich siehet. Das beste dabey sind die Salzquellen. S. Jago von Leon ist eine kleine Stadt, und der Sitz des spanischen Gouverneurs. Truxillo und Verine sind kleine Dörter, und letzterer ist sonderlich wegen des guten Tobacks, Baumwolle, Thierhäute und Bezorrs bekannt.

Neuandalusien.

§. 25. Neuandalusien ist von Martin von Villagarcias mit vielem Blute erobert. Die merkwürdigsten Städte darin sind S. Thomas am Flusse Orenok, so der Sitz des spanischen Gouverneurs ist. Tocojo wird auch von den Spaniern S. Margareta genant, und ist die Hauptstadt. Comana oder Neucordua ist von den Spaniern erbauet. Diese ließen es meistens bey der Küste bewenden, die sie Costa de la Perlas nanten. In das Land aber sind sie nicht weit hinein gekommen. In diesem Bezirk wird auch viel Salz gesotten,

§. 26. Neugranada lieget ziemlich hoch, eben, und ist sehr volkreich, und von Neugranada den so genannten Panchern rund herum umgeben. Es nimt an der Mittagsseite des Gebirges Opon seinen Anfang, und erstreckt sich in der Länge auf hundert und siebenzig Meilen; die Breite aber beträgt an manchen Orten etliche zwanzig, zuweilen auch weniger Meilen. Die Luft ist daselbst sehr gemäßiget, daß man zwischen Sommer und Winter wenig Unterschied antrifft. Es findet sich nicht allein Kupfer und Stahl, sondern auch Gold darin, welches letztere sehr fein und gut ist; auch auf den fruchtbaren Aekern allerley Arten Gewächse. Der Mais wächst daselbst in Ueberflus. Nicht weniger ist eine grosse Menge Wild, Vögel und Fische daselbst anzutreffen. Die Spitzen des Gebirges sind beständig mit Schnee bedeckt; dem ungeachtet fliegen zuweilen starke Flammen heraus, wovon die Asche viele Meilen weit herum geworfen wird. In den Wäldern finden sich Nusbäume, Cedern, Franzosenholz, Guajak und der wunderfame Baum Jerba, dessen Blätter alle zwölf Stunden abfallen und wieder wachsen. In den Thälern sind auch Salzquellen, deren Wasser, wenn es auf Kräuter fället, zu einem Harze wird, womit die Schiffe verpicht zu werden pflegen.

Dieser Landstreich ist von Gonzalvo Ximenes von Quesada zuerst entdeckt worden; weil nun derselbe aus Granada gebürtig war, so nennete er dieses Land Neugranada.

§. 27. Die Hauptstadt hierin ist Santa Fe, welche ebenfalls von dem Entdecker dieses Landes angeleget worden ist. Sie lieget am Fusse des Berges Bagora, und zälet beinahe auf sechs hundert Einwohner. Es ist auch ein königlich Gericht daselbst. Das Schmelzhaus der Metalle, so Casa de fondition genennet wird, die grosse Kirche, worunter die Bischöfe von Carthagena, Santa Marta und Popayan gehören, ein Dominicaner und noch einige andere Klöster, verschaffen der Stadt keine geringe Zierde. Die sich um die Stadt noch aufhaltende Indianer bezalen jährlich eine grosse Schatzung an dieselbe. Das Meer Guatavita liegt nahe dabey.

§. 28. Vierzehn Meilen Abendwärts von Santa Fe liegt die Stadt Tokaima am Ufer des grossen Flusses Pati, der sich in den Magellan ergiesset. Diese Stadt hat eine sehr gesunde Luft. Auf einen kühlen Morgen, folgt gemeiniglich ein heisser Tag. In der Gegend herum wird aus verschiedenen Bergwerken, Gold, Silber, Kupfer und Blei gegraben. Daselbst geraten auch sowol die Landesgewächse, als auch die aus Spanien überbracht worden, sehr gut. Schafe wollen zwar nicht fort, hingegen vermehren sich die Ochsen, Kühe, Ziegen und Schweine ungemein; wiewol sie von den Löwen, Tigern und Bären viel auszustehen haben.

§. 29. In diesen Bezirk werden auch die Landschaften Nusos und Colimas mit gerechnet, und beide unter dem Namen Canapeis ausgedruckt. Sie sind bergicht, volstehender Wasser, und hin und wieder mit Flüssen versehen. Man sol daselbst in einem Jahre zween Sommer und eben so viel Winter haben. Der eine Sommer sol sich im November, der andere aber im Julio, und der erste Winter im März, der andere aber im October anfangen. Dieser Unterschied der Jahreszeiten aber sol weder mehr, noch weniger Kälte oder Wärme veranlassen; sondern es sol währenden Sommers eine trockne Luft, und des Winters über grausame Stürme, verspüret werden, die von Mitternacht nach Mittag zu entstehen, und mit solchen heftigen Gewittern begleitet werden, daß es scheint, als ob die Welt zu Grunde gehen solte. Cedern und Mandelbäume sind daselbst in Ueberflus. Desgleichen wächst Franzosenholz und Agua, dessen weisser Saft



Saft schwarz färbet, nicht weniger Zeigen, die keiner Pomeranze an Grösse etwas nachgeben, daselbst; Zuckerrohr ist auch häufig zu finden. An Thieren sind Hirsche und Schweine vorrätig. Aus etlichen Quellen kömmt ein salzigtes Wasser; aus andern hingegen unterscheidet sich das wirkliche Salz mitten unter dem süßen Wasser.

Stadt Palma  
und Trinidad.

§. 30. Die Spanier bewonen alhier zwei Städte, nemlich Palma und Trinidad, welche letztere man von dem grossen Flusse Zarbi, der zwischen zween hohen Bergen Suratena fließet, verlegt. An dem Ufer dieses Flusses lag ehemals die Stadt Tudela. Die Einwohner aber, weil sie mit den Indianern beständig zu streiten hatten, zogen wieder hinweg. Dem ungeachtet aber ist die verlassene Stadt aufs neue angebauet, und Trinidad genennet. Sie wurde aber zum andern male verlassen, und dahin, wo sie jetzt befindlich ist, verlegt. Jetzt liegt sie auf einem guten Boden, an der Morgenseite des hohen und kalten Gebirges Paramo. Rund umher finden sich verschiedene Bergwerke, vol Schmaragden, und viereckichter Crystallen, vol Marmor und Borillen, sonderlich auf den Bergen Trofo und Abibi.

Landschaft  
und Stadt Tunia.

§. 31. Die Landschaft Tunia grenzet gegen Mitternacht an Bagota, und hat den Namen von der auf einem hohen Hügel angelegten Stadt erhalten. Diese Stadt ist mit einer Kirche, und etlichen Klöstern versehen; und der Verkehr ist daselbst gemein stark.

Andre Städte.

§. 32. Dieses Reich besizet auch noch andre kleine Städte, als Pampelona; Merida und Beles, welche letztere durch einen brennenden Berg viel auszustehen hat. Ingleichen Marekita, so sonst auch S. Sebastian del Oro genennet wurde. Tagut, alwo die Dominicaner ein schönes Kloster besizen. La Victoria de los Remedios hat Silber- und Juan de los Llanos Goldbergwerke.

Alle einwohner.

§. 33. Die Landes Einwohner, welche Moxen genennet werden, bewohneten zwei Landschaften, nemlich Bagota und Tunia. Eine jede derselben, hatte vor der Spanier Ankunft ihren besondern Oberherrn. Die Mannspersonen waren wohl gebildet, und die Weiber feiner von Gesicht, auch nicht so gelb, als die andern Völker, in diesen Gegenden. Sie trugen weisse, schwarze und vielfarbige baumwollene Mäntel; einige auch edelichte Mützen von Baumwolle, mit Blumen durchwirket. Sie sind insgemein lüghaft und der Wollust ergeben; dabey aber auch von gutem Verstande und scharfsinnig genug, nunmehr Handwerker und Künste zu fassen, und Handel mit Salze auf Rio Grande zu treiben.

Die Panther bewohneten ebenfalls diese Gegend, und besaßen auch noch rund herum ein lustiges Land. Es ist übrigens ein fleischliches Volk. Diejenigen, die mit Tunia grenzen, müssen sich armselig behelfen, und Ameisen zu ihrer Speise gebrauchen. Wovon vielerley Arten daselbst angetroffen werden. Sie seyn im übrigen noch ziemlich wohl gebildet, doch haben sie ganz kurze und flache Stirnen. Ihre Zähne färben sie mit gewissen Blättern, die sie kauen, schwarz. Sie bedecken ihre Blöße mit einem baumwollenen Tuche, übrigens aber gehen sie nackend. Im Laufen sind sie ungemein geschwind. Ehedem aßen sie auch Menschenfleisch, welches ihnen aber von den Spaniern abgewönet ist.

Popayan.

§. 34. Die Landschaft Popayan grenzet gegen Abend an Neugranada, und wird von dem Südmeere bewässert. Sie ist bergicht, und voller feuchter Thäler, buchtiger Flüsse, und reichen Goldadern. Etliche Gipfel der darin belegenen Berge brennen und werfen grosse Steine, auch wol heis Wasser, das zum Salzsieden dieneth, aus.

§. 35. Die Hauptstadt **Popayan**, welche der ganzen Landschaft den Namen giebt, Stadt Popayan. wird nach einem Landesherren, der von den Spaniern vertrieben worden, also genant. Sie liegt auf einer hohen Fläche, und hatte eine Kirche und ein Kloster. Gegen Mitternacht sind gute Weiden, und auf den Feldern wächst der **Mays** in Ueberflus. Ueber die-  
ser Stadt nimt der **Magdalenenflus** im Thale **Kali**, da unterschiedliche Bäche, welche vom Gebürge **Andes** herunter schiessen, zusammen fließen, seinen Anfang.

§. 36. Hierauf folget nach Nordost zu, **Santa Antiochia**, die im Thale **Nore**, Stadt Antiochien. zwischen den Flüssen **Magdalena** und **Darien** lieget. Dieses Thal wird mit vielerley Bächen, an fruchtbaren Ufern durchwässert. Auf den Wiesen sind schöne Weiden, in den Flüssen viel Fische, und auf dem Gebirge viel Goldadern, sonderlich auf dem Gebirge **Buritika**.

§. 37. Unter den Bezirk von **Paraya** wird die Landschaft **Caramanta** mit gerechnet. Diese hat eine weite Ebene, und ist mit dem Gebirge **Simia** rund umgeben, und wird durch den Flus **Kauka** bewässert. An der andern Seite des Gebirges nach **Mer-**  
Landschaft Caramanta.

§. 38. Die Stadt **Anzerma** ist deswegen also genennet worden, weil die **India-**  
Stadt Anzerma. ner das Salz in ihrer Sprach **Anzer** nennen. Sie ist rund herum mit Dörfern und Bäumen umgeben, und liegt auf einer erhabnen Ebne, zwischen zween Flüssen. Die Luft ist sehr heis, daher entstehen auch viele Gewitter daselbst.

§. 39. Noch ferner sind an Städten in **Paraya**, **Cartago** anzumerken, die auf **Andre** städte.  
einer anmutigen Ebne zwischen zween Flüssen lieget. Eine Meile davon befindet sich der Flus **Consoza**, bey welchem ein Meer lieget, woraus Salz gemacht wird. Desgleichen die Stadt **Cali**, worin der spanische Stadthalter, und Schatzmeister ihren Sitz haben; sie liegt in einer heißen Gegend, in einem flachen Thale, an einem Flusse, der aus dem Gebirge entspringet, und sich in den **Magdalenen Flus** ergießet. Der Hafen **Bo-naventura** liegt in einem tiefen Meerbusen, und die Stadt **Pasto** auf dem flachen Boden des Thals **Attris** in einer gesunden Luft. Dieses Thal bewässern unterschiedliche Quellen, mit dem Flusse **Angasmajo**, der **Peru** von andern Landschaften absondert. Die **Spanier** haben alhier verschiedene Zuckermühlen anlegen lassen.

§. 40. Die Einwohner sind etwas weißer von Farbe als die übrigen Völker dasiger Gegend, auch wohl gebildet, und aufrichtiger als die andern. Sie schlafen des Nachts unter dem freien Himmel, und ihre Hütten stehen weit von der Heerstrasse ab. Sie sind übrigens stark von Gliedmassen und überaus freitbar, gehen auch mehrentheils nackt. Ehedem moneten in der Gegend der Stadt **Cartago** unterschiedliche Völker; nemlich die **Gorroner**, welche um deshalb also genennet worden, weil sie einen Fisch **Gorron** ge-  
Alte eintöner. heißen. Ferner die **Concor** oder **Choncos**, welche Riesen gewesen, und lange Gesichter und breite Stirnen gehabt. Ingleichen die **Barbacoer**, **Aqualer** und **Timber**, die sich zwischen einem wüsten Gebirge nieder gelassen. Diese alle aber, sind theils durch die **Spanier**, theils durch beständige unter einander gefürte Kriege, vertilget worden. Von gleicher Beschaffenheit sind auch die **Rinconer** gewesen, von welchen ebenfals wenige übrig geblieben. So viel nun die Lebensart aller derer in **Terra Firma** wohnhaft gewesen, auch noch daselbst zum Theil befindlichen gebornen **Indianer** anbetrifft, so beziehet man sich deshalb auf Dasjenige, so im ersten Theile davon beigebracht worden. Denn sowol ihre Nahrungsmittel, als auch übrige Religions-Regierungs- und Krieges-Veranstaltungen, haben mit demjenigen, was darin abgehandelt worden, mehrentheils eine völlige Gleichheit.



Flüsse.

§. 41. Es würde zwar unserm Entwurfe gemässer gewesen seyn, wenn wir die in Terra Firma vorhandenen Flüsse und Gebirge, gleich anfänglich, vor angezogener Eintheilung dieses Theiles der neuen Welt, angeführt hätten. Weil wir aber dienlich erachtet, diese Abtheilungen und ihre erhaltene Namen zuvörderst selbst bekannt zu machen, damit man sich von der Lage und Gegenden der Flüsse und Gebirge einen desto deutlichern Begriff machen möge; so ist man vor diesesmal von der vorgelegten Ordnung abgegangen, und hat zu dem Ende die Beschreibung derselben bis zum Schluß der Merkwürdigkeiten von Terra Firma ausgesetzt seyn lassen.

Man hat wol nicht leicht eine Gegend angetroffen, aus welcher so viele Flüsse entsprungen seyn. Ueber Popayan unter Mopox stürzt der Strom Cauca in den Magdalenen Flus. Der Flus Zena theilt seinen Namen dem Bezirke mit, worin er entspringet, und bildet mit seiner Mündung einen guten Hafen, worin viel Salz gefunden wird. Darien läuft zwischen Panama und Cartagena in den Meerbusen von Uraba, und giebt der Gegend seinen Namen. Derjenige Flus, der seiner Grösse wegen Rio grande oder auch der Magdalenenflus genennet wird, weil er am Magdalenen; Tage entdeckt worden, ergießet sich zwanzig Meilen auf der Spitze von Cartagena, dermassen in das Nordmeer, daß sein Strom etliche Meilen in der Breite und noch weiter in die Länge hinschiesset, und dabey allezeit sein süßes Wasser behält. Die Schiffe sind alda, wegen der vielen Wasserwinbel, in grosser Gefahr. In der Mündung dieses Flusses liegt eine Insel, die ihn in zween Arme vertheilet. Das weiteste Mundloch, welches am meisten befahren wird, fließet nach S. Martha. Der Flus Palomino, der von einem spanischen Hauptmanne, welcher mit seinem Pferde darin ertrunken, den Namen bekommen, ergießet sich aus dem Gebirge Navades. Dasselbst entspringet auch der Flus Guatapori, werein unterschiedliche andere Flüsse als Cesar und Badillo fallen, die insgesamt fischreich seyn.

Gebirge.

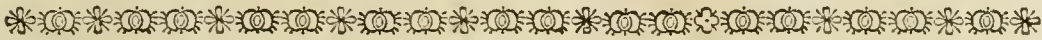
§. 42. An die Landschaft Uraba, die zu dem Bezirk von Cartagena gerechnet wird, stößet das Gebirge Abibe, dessen Länge nach den Abend noch niemand recht erforschen können. Die Breite hält ohngefär zwanzig Meilen; wiewol es auch an manchen Orten breiter, an manchen aber schmaler ist. Die Wege darüber sind sehr beschwerlich, und können dabey keine Pferde, sondern Maulesel gebraucht werden. Die Berge sind auch von den alten Einwonern selten bewonet worden, es müste denn im Fal der Noth oder bey einer Jagd geschehen seyn. In Thälern aber, die gros und weit, auch in ziemlicher Menge vorhanden sind, haben sich jederzeit viele Bewoner gefunden. Diese hatten Gold in Ueberflus, welches sie aus den Bächen, die von den hohen Bergen abendswärts zu, niedergeschossen kamen, aufgesamlet. Es regnet um diese Gegend des Jahres über, so gewaltig, daß es unmöglich fortzukommen seyn würde, wenn nicht aller Orten das weiche und trockne Holz ebensals in Ueberflus vorhanden wäre, und von den Reisenden zum Trocknen gebraucht werden könnte. An dem Fusse dieses Gebirges lieget nach dem Mittage zu die Gegend Tarabe, da sich ehemals streitbare Völker, nemlich die Guakas und Zenus, aufgehalten; wohin man von allen Enden die Leiden zusammen gebracht, und sie prächtig begraben hat. Aus diesen Gräbern haben nachher die Spanier solche überaus kostbare Schätze und in solcher Menge bekommen, daß sie vor unschätzbar gehalten worden.

Schluß.

§. 43. Vorstehendes würde also dasjenige seyn, was man sowol von der Entdeckung, als auch von der natürlichen und gegenwärtigen Beschaffenheit desjenigen Theiles von

von America, der insgemein Terra Firma genennet zu werden pfleget, nach dem gefassten Vorhaben, nemlich nach einem kurzen Inbegriff, anzuführen vermögend gewesen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß noch manches hinzugefüget werden können: weil aber solches theils unsrer Absicht entgegen gelaufen seyn würde, theils auch das zurück gebliebene eben keine sonderliche Aufmerksamkeit zu verdienen geschienen; so hat man sich hiebey in diejenigen Grenzen eingeschlossen, die man sich dieserhalben gesetzt gehabt. Nur ist noch mit wenigen anzumerken, daß sich auf unsern Landkarten auch in eben derselben Abtheilung an noch eine Landschaft befindet, die Guyana genennet wird. Diese aber ist alhier um des willen nicht mit berüret, weil sie theils von den Spaniern nicht entdeckt, theils ihnen auch nicht zugehörig ist, sondern erst nachher von den Franzosen die völlige Besetzung derselben bewerkstelliget worden: daher findet die Abhandlung von dieser Gegend alsdenn erst ihren Platz, wenn die von ermeldeter Nation geschehene Entdeckungen in ihrer gehörigen Ordnung aufgeführt werden.

Alles, was übrigens hier etwan zu kurz scheinen möchte, wird in den nachfolgenden Abhandlungen, da die Rede von Mexico und Peru ist, um ein grosses verlängert werden. Denn es eröffnet sich nunmehr ein Schauplatz, auf welchem sich viele besondere, und von den Americanern vielleicht nicht erwartete Merkwürdigkeiten vorstellen; wobey man auch mehrere Gelegenheit gefunden, eine ausführlichere und anmerkungswürdigere Beschreibung, als von den vorhergehenden Landestheilen geschehen können, mitzutheilen, die sonder Zweifel desto angenehmer seyn wird, je unbekanter die darin aufgeführten Umstände manchen bis anhero gewesen seyn mögen.



## Zweites Buch.

# Fernere Entdeckungen und Eroberungen der Spanier.

---

### Erstes Hauptstück, von Mexico. Erster Abschnitt, von der Entdeckung und Eroberung von Mexico.

#### Inhalt.

- |                                                                                                                                                                                                                       |                                                                                                                                                                                                                                          |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Einleitung §. 1. Erstes Unternemen auf Mexico<br>2. Unterneming Franciscus Ferdinandez<br>von Cordoua, 1517 3. Entdeckung von Qu-<br>catan 4. Der Meerbusen Campeche 5.<br>Scharmügel bey Potonchen 6. Tod des Ferdi- | nandez von Cordoua 7. Grijalva Unterne-<br>men 1518 8. Entdeckt Neuspanien 9. Nimt<br>im Angesicht der Indianer Besitz davon 10.<br>Dessen Vorschläge an die Indianer 11. Klug-<br>ge Brantwortung derselben 12. Grijalva setzt<br>seine |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|



seine Entdeckungen fort 13. Entdeckt die Opferinsel 14. Folgen, welche des Velasquez Unterfagung aller Niederlassung gehabt 15. Grijalva kömmt bis an die Landschaft Panuco 16. Erreicht die Landschaft Diasecala 17. Velasquez begegnet ihm übel, weil er seinem Befehl gehorcht 18. Wälet hierauf den Cortez zum General des neuen Unternehmens 19. Historische Abschilderung des Ferdinand Cortez 20. Des Velasquez Intriguen am spanischen Hofe 21. Cortez Zubereitung 22. Velasquez wil ihn in Verhaft nehmen lassen, sein Befehl wird aber nicht vollzogen 23. Cortez segelt ab 24. Beschreibung der Flotte 25. Ankunft auf der Insel Cozumel 26. Musterung der Armee 27. Gefangene Spanier in Yucatan, welche Cortez befreien wil 28. Er bekommt einen Dolmetscher 29. Lange in den Grijalva Fluss an, hält eine blutige Schlacht, worauf der Friede erfolgt 30. Bekommt einige indianische Frauenzimmer geschenkt 31. Setzt seine Reise weiter fort 32. Erreicht ans Land, und lässt sich zu S. Johan d'Ulva nieder 33. Von welchem der Gouverneur und General ihn besuchen 34. Gesinnung des Motezuma, Kaisers von Mexico. Mexicanische Maler 36. Plötzlich erbaute und bewehrte Flecken 37. Cortez Anhalten um eine Audienz 38. Schrecken des Kaisers 39. Versagt ihm das verlangte Gehör 40. Meuterey unter des Cortez Armee 41. Der Cacike von Temponla verbindet sich mit dem Cortez 42. Cortez unterwirft sein Generalat einer Nachversammlung aus der Armee 43. Neue Meuterey 44. Cortez gehet nach Temponla 45. Er lässt des Motezuma Abgeordnete durch die Caciken in Verhaft nehmen 46. Verget den Grund zu Vera Cruz 47. Ein Schiff von Cuba stößt zum General 48. Cortez sendet ein Schiff nach Spanien 49. Neue Zusammenschwörung 50. Er lässt seine Flotte Fremden, damit denen Meutereymachern alle Gelegenheit zu entfliehen, genommen werden möchte 51. Garay Unternehmen auf die Küste Panuco 52. Die Armee gehet nach Coecolan. Falschricke, so ihm geleyet werden 53. Republik von Tlascala 54. Liefert derselben drey Schlachten, nach welchen der Friede erfolgt 55. Motezuma sucht ihm daran hinderlich zu fallen 56. Deshalb erbietet er sich, unter gewissen Bedingungen einen Tribut zu bezalen 57. Des Cortez Ankunft zu Tlascala 58. Wil durch Chalcala gehen 59. Woselbst die Mexicaner sein Verderben zu befördern suchen 60. Entgethet einem neuen Falschricke 61. Kömmt nach

Chalco. Verirrus und letzter Entschluss des Motezuma 62. Des Motezuma Messe kömmt ihm entgegen und fñret ihn nach Tezeuco 63. Welchem Motezuma selbst selget 64. Des Cortez Misstrauen 65. Er bemächtigt sich des Motezuma Person 66. Quaspepera wird hingerichtet 67. Verschwörung wider den Cortez wird von dem Motezuma bestrafet 68. Motezuma erkläret sich für einen Vasallen des Königes in Spanien 69. Eine Flotte kömmt nach Neuspanien 70. Umstände des Velasquez 71. Derselben angewendete Bemühung zu des Cortez Nachtheil 72. Die königliche Audienz zu Domingo widersehet sich 73. Narvaez gehet nach Neuspanien 74. Bezeugen des Priesters Grevarra 75. Standhaftigkeit des Sandavala 76. Des Cortez Verlegenheit 77. Derselben Klugheit 78. Narvaez Unbesonnenheit 79. Cortez sucht dem Motezuma seine Bekümmernis zu verbergen 80. Reiset von Mexico und lässt Petern Alvarado zurück 81. Narvaez wird gefangen genommen 82. Cortez wird wegen eines Aufstands in Mexico dahin gerufen 83. Seine Zurückkunft nach der Hauptstadt 84. Der Aufstand vermehret sich 85. Ursprung dieser Ruch 86. Die Spanier werden samt dem Kaiser in ihrem Pallast belagert 87. Motezuma wil die Rebellen befänftigen 88. Derselbe wird verwundet und stirbt 89. Des Cortez Vorschläge an die Rebellen 90. Des Motezuma Leichenbegängnis 91. Cortez wird aufs neue angegriffen 92. Man sucht ihn einzuschläfern 93. Er entschließt sich zur Abreise 94. Derselben beschwerlicher Zurückzug 95. Der Spanier Verlust 96. Schlacht bey Otumba 97. Cortez langer zu Tlascala an 98. Verschafft sich neue Verstärkung 99. Lässt zu Vera Cruz Brigantianen bauen 100. Seine Armee wird aufs neue verstärkt 101. Sendet einen abermaligen Bericht an den spanischen Hof 102. Berichtigung seiner ersten Abgeordneten am spanischen Hof 103. Er selicitirt bey der Audienz zu S. Domingo um einen baldigen Succurs 104. Verfolg des Unternehmens auf Mexico 105. Zustand der Armee des Cortez 106. Er schickte den König von Tezeuco ein 107. Ankunft Julians von Alderete 108. Glückliches Unternehmen des Cortez. Verschwörung wider ihn 109. Belagert Mexico 110. Der neue Kaiser wird gefangen 111. Er macht sich Meister von der Stadt und belonet seine Bundesgenossen 112. Des Alderete Misvergnügen 113. Derselben Grausamkeit gegen Guatimozin 114. Cortez

Cortez befreiet den Guatimozin aus den Händen der Henkersknechte 115. Verlust des Schatzes 116. Es langen Missionarien zu Mexico an 117. Entdeckung und Eroberung des Königreichs Mexhoacan 118. Verfolg der Unterhandlung der Abgeordneten des Cortez an dem

spanischen Hof 119. Des Bischof von Sonseca Aufführung wird gemisbilliget 120. Lobsprüche, die Carl V dem Cortez beigelegt 121. Velasquez neue Bemühung 122. Des Alde-  
rete und Priesters Leon Verrätherey 123.

§. 1.

**D**ie Geschichte von Spanien bezeugen, in welche Verlegenheit dieses Reich nach dem Einleitung. Ableben des catholischen Königes Ferdinands, durch innerliche Verwirrungen gesetzt worden, die bis auf die Zeiten Carls I, welcher hernachmals als römischer Kaiser den Namen Carl V geführt, gedauret; und ebenfals in die kurz zuvor entdeckten americanischen Inseln und Lande, einen nicht geringen Einfluss hatten. Als aber Carl V die Regierung im Jahr 1516 angetreten; so stillte seine Ankunft alle Bewegungen, und verursachte almählich eine erwünschte Stille. Nachdem nun die allgemeine Ruhe in Spanien selbst grössten Theils wieder hergestellt worden; so breitete sich selbige endlich auch auf die entdeckten Theile der neuen Welt aus. Sein Name hatte daselbst fast eben die Wirkung, als seine Gegenwart in Spanien gehabt. Nunmehr war man auf nichts eifriger, als auf fernere Entdeckungen und Eroberungen bedacht: Und die Vorsehung hatte die Bekanntwerdung des Reichs Mexico oder Neuspaniens der Regierung dieses grossen Monarchen auf behalten.

§. 2. Diego Velasquez war der Zeit Gouverneur auf der Insel Cuba. Er hatte sich unter Dom Diego Colombo als Lieutenant nach Westindien begeben, und war von diesem nach Cuba gesendet worden, die Insel für ihn einzunehmen; wobey er das Glück gehabt, daß die Eroberung dieser Insel als ein Werk seiner Hände, und die daselbst angelegte Colonien als eine Frucht seines Fleisses angesehen wurde. Als nun die Insel Cuba solchergestalt durch das geschickte Betragen des Velasquez in einen blühenden Zustand gesetzt worden, und alles, was auf den Antillen von Wichtigkeit anzutreffen gewesen, sich daselbst niedergelassen hatte; so war Dom Diego Colombo durch die königliche Audienz seiner Seits alzufehr eingeschränkt, daß er auf der Insel Hispaniola nicht eben dergleichen Gutes stiften konnte. Da nun Velasquez dieses vermerkte, suchte er sich seiner Subordination zu entziehen. Hierzu war ihm auch der Oberschatzmeister von Hispaniola, Passamonte, möglichst behülflich, und bemühte sich, ihm bey Hofe schriftliche Versicherung deshalb auszuwirken. Dom Diego aber war eben damals in Spanien, und brachte es durch seine erworbene Verdienste und Freunde dahin, daß Velasquez, ob er gleich in seinem wichtigen Posten bestätigt wurde, sich dennoch der Unterwürfigkeit dieses Admirals nicht zu entziehen vermochte.

Erstes unternehmen auf Mexico.

1516.

§. 3. Weil Velasquez aber sein Absehen auf eine gänzliche Unabhängigkeit einmal gerichtet hatte; so suchte er durch mehrere Eroberungen seine Verdienste zu vergrößern, und dadurch mit der Zeit seinen Zweck dennoch zu erreichen. Er war also bedacht, seine Beherrschung zu erweitern, und seine unterhabende Insel mit Sklaven zu bereichern, die den Einwohnern zu Bauung des Erdreichs behülflich seyn konnten. Raum hatte er seine Absicht merken lassen, wie er nemlich gesonnen sey, deshalb ein klein Geschwader in See zu schicken; als sich sogleich viele Personen, sowol Botknechte als Soldaten, meldeten, und ihre Dienste anboten. Einer der wichtigsten Einwohner in Cuba, Namens Franciscus Fernandez von Cordoua, machte sich auch anheischig, einen guten Theil der Kosten, zu Bestreitung des nötigen Aufwandes aufzubringen, wenn ihm die Föhrung dieses

Unternehmung Franciscus Fernandez von Cordoua.

1517.

1. Theil.

M m m

Unter.



Unternehmens anvertrauet würde. Velasquez nahm sein Anerbieten an, und lies zu St. Nago, als der Hauptstadt der Insel Cuba, zwey Schiffe und eine Brigantine ausrüsten, und mit 110 Soldaten besetzen. Als nun Fernandez unter Segel gegangen; so wendete er sich nach Havana, dem andern Hafen dieser Insel, seine Equipage vollends zu Stande zu bringen, und verlies diesen nachher den 8ten Febr. 1517. So bald er nun die Spitze von St. Antonius, so an der Abendseite der Insel lieget, vorbey gesegelt, brachte sein Steuerman Anton Alaminos in Vorschlag, gerade nach Westen zu segeln; und führte zur Ursache an, daß der alte Admiral, unter dem er in seiner Jugend gedienet, beständig ein grosses Verlangen blicken lassen, diese Gegend zu beschiffen. Dieses war auch hinreichend, den Fernandez, der wegen seines Laufs noch keinen festen Entschlus gefasset hatte, zu bewegen, diesem Vorschlage zu folgen; und nach Verlauf von drey Wochen erblickte man Land. Dieses war Yucatan, dem der grosse Colombo ehemals sehr nahe gewesen, sich aber durch falsche Nachrichten wieder davon entfernt hatte.

Entdeckung  
von Yucatan.

§. 4. Als Fernandez sich diesem Lande ziemlich genähert hatte, so entdeckte er einen grossen Flecken, der dem Ansehen nach etliche Meilen vom Ufer lag: die ganze Küste war auch sehr volkreich, und das Ufer augenblicklich mit einer Menge Indianer besetzt, die über die Ankunft der Spanier überaus verzückt zu seyn schienen. Dadurch liessen sich die Castilianer betriegen, und stiegen ans Land: sie wurden aber sehr übel empfangen, und mußten sich mit funfzehn Verwundeten schleunig zurück begeben. Dieses Volk war keinesweges nackend, als wie diejenigen, die zeither entdeckt worden; und überdem noch ziemlich gut bewafnet. Ihre Waffen bestunden in Schildern, und einer Art von Panzern mit Baumwolle gefuttert. Sie führten auch Bogen und Pfeile, und eine Art von steinernen Degen oder vielmehr Messern, Schleudern, nebst kurzen Lanzen; und hielten eine sehr gute Ordnung. Nahe bey dem Orte, wo dieser Scharmügel vorsiel, befanden sich einige von Mauerwerk aufgeführte Gebäude, und unter andern Tempel, worinnen man eine Menge Gößenbilder von gebrannter Erde, insgesamt von ungeheurer Gestalt, antraf. Dieser Ort wurde die Spitze oder das Vorgebirge von Tutoche genant. • Die Spanier konnten niemand anders als zweyen Knaben gefangen bekommen, die hernachmals in der catholischen Religion unterrichtet und getauft wurden; wovon der eine den Namen Julius, und der andere Melchior bekam.

Meerbusen  
Campeche.

§. 5. Fernandez berief seine Mannschaft wieder zu Schiffe, segelte an dem Ufer fort, und erblickte endlich einen abermaligen grossen Flecken, der von den Einwonern Kimpesch genennet ward, woselbst man nachher die Stadt Campeche erbauet hat. Was ihn am meisten befremdete, war dieses, daß an einer so grossen Küste kein einziger Fluß angetroffen wurde. Ohnerachtet die Karten einige zwischen Tutoche und Campeche bemerken; so ist doch gewis, daß kein Land weniger als dieses befeuchtet ist, wo man insgemein blos Quellwasser trinket, das von ungemein schönem Geschmack ist. Die Spanier luden hieselbst frisch Wasser; und als sie wieder zu Schiffe gehen wolten, näherte sich ihnen ein Haufen von ohngefär funfzig Indianern: diese erkundigten sich bey ihnen, ob sie nicht von Morgen herkämen, und baten sie, mit nach ihren Flecken zu kommen. Es kam ihnen aber diese Einladung verdächtig vor; daher begnügten sie sich blos damit, daß sie einige Tempel besahen, in welchen sie hin und wieder blurige Merkmale, und an den Wänden gemalte Kreuze erblickten. So bald sie die Tempel betreten hatten, wurden sie augenblicklich von einer grossen Menge Menschen, von allerhand Geschlechte und Alter, umringet, welche insgesamt über ihre Gestalt sich zu verwundern schienen. Wenig Augenblicke hernach

hernach erschienen. Wenig Augenblicke hernach erschienen zween starke Haufen, die in guter Ordnung auf sie zurückten, und eben so, wie die Einwohner zu Cotoche, bewafnet waren. Als bald traten ohngefär zehen mit langen weissen Röcken bekleidete Priester aus dem einen Tempel: jeder von diesen trug ein irdenes Feuerbecken mit glühenden Kolen, darauf warfen sie ein gewisses Baumharz, lieffen den Rauch auf die Spanier zu gehen, und sagten zu ihnen, sich hinweg zu begeben, weil sie besorgt wären, daß sie umgebracht werden möchten.

§. 6. Diese Ceremonie war nicht so bald geendiget, so lieffen sich schon verschiede- Scharmügel bey Potonchan. ne Feldinstrumente hören, die das Zeichen zum Angriff gaben. Da nun die Spanier sich zu schwach befanden, sich mit dieser grossen Menge in ein ordentlich Handgemenge einzulassen; so zogen sie sich zurück, erreichten unter beständiger Gegenwehr das Meer, und stiegen ohne Verlust zu Schiffe. Als sie sich nun sechs Tage lang, nach Süden zu, gehalten, woken sie in einer Bucht, welche die Einwohner Potonchan nanten, frisch Wasser einnehmen. Dasselbst aber wurden sie so heftig angefallen, daß 40 Spanier auf der Stelle blieben, die übrigen aber insgesamt, einen einzigen ausgenommen, verwundet waren. Fernandez selbst bekam zwölf Pfeilschüsse. Die Verwundeten erreichten zwar endlich ihre Schaluppen; jedoch es war fast keiner im Stande, die erforderliche Handarbeit dabey zu verrichten.

§. 7. Fernandez bemühet sich zwar, Cuba zu erreichen, der Wind und Strom aber führten ihn nach Florida, welches den vierten Tag nachher gesehen wurde. Er stieg Tod des Fernandez de Cordoua. nebst dem Steuermanne und zwey und zwanzig seiner Mannschaft, die am leichtesten verwundet waren, ans Land. Der Steuerman erkannte es für eben dasselbe, wo er mit Ponce von Leon ehemals gewesen, und rieth, daß man auf seiner Hut seyn möchte. Fernandez hatte frisch Wasser nötig, daher lies er an alle Zugänge des Waldes Schildwachen ausstellen. Diesem ohnerachtet aber fiel eine ungeheure Menge von Wilden die Spanier an. Alaminos wurde am Halse verwundet, und derjenige Soldat, so der einzige war, welcher in dem Scharmügel bey Potonchan nicht verleset worden, und auf dem entferntesten Posten stand, wurde unsichtbar. Die übrigen wurden insgesamt bis an die Schiffe verfolgt, welche sogleich unter Segel giengen. In vier und zwanzig Stunden langten sie bey den Martyren an. Eins von den beiden Schiffen scheiterte daselbst; mit dem andern aber erreichte Fernandez den Hafen von Havana. Von da begab er sich nach der Stadt zum S. Geist. Er schrieb an dem Velasquez, daß er, so bald es sein Zustand litte, ihm von seiner Reise Nachricht ablegen wolte; jedoch er mußte nach Verlauf einiger Tage seinen Geist aufgeben.

§. 8. Ohnerachtet diese Verrichtung wenig Vortheil gestiftet, sondern vielmehr Grijalva unternemen. al- 1518. len denen, die daran Theil genommen, nachtheilig gewesen; so war doch Velasquez ganz wohl damit zufrieden, und faßete den Entschlus, es nicht dabey bewenden zu lassen. Daher rüstete er mit möglichster Sorgfalt drey Schiffe und eine Brigantine aus, und besetzte sie mit 250 Spaniern, nebst einigen Insulanern von Cuba. Diese drey Schiffe hatten dem Peter von Alvarado, Franciscus von Montejo und Alphonsus von Avila zu Befelshabern. Der Oberansführer der ganzen Unternehmung aber war Johan Grijalva, des Velasquez Landsman; und dieser hatte ausdrücklichen Befehl von ihm bekommen, keine Niederlassung auf dem festen Lande zu veranlassen. Dieses Geschwader segelte also von Cuba den 8ten April 1518 ab, und befand sich in Zeit von acht Tagen nahe bey einer Insel, welche die Einwohner Cozumel nenneten: Grijalva wolte ihr zwar wegen des Festes

M m m m 2

der



der Erfindung des heiligen Creuzes, den Namen zum heiligen Creuz beilegen, der alte Name aber hat jedennoch den Vorzug behalten. Endlich erreichte er das feste Land, und kam in Zeit von acht Tagen nach Poronchan, alwo er die Einwohner in der Verfassung antraf, ihm die Anlandung zu verwehren. Dem ungeachtet aber stieg er an Land, nachdem er drey Tödtte und auf sechzig Verwundete bekommen hatte: weil er sich nun selbst der Gefahr alzu sehr bloß stellte, wurde er ebenfals bey diesem Schammüßel verwundet. Er rückte auf einen Flecken an, den er aber ledig fand, und ob er schon den Einwohnern vorthailpacte Vorschläge thun lies, so konnte er sie doch nicht zur Zurückkunft bewegen. Als er nun keine Möglichkeit sahe, sich mit ihnen in Handel einzulassen, begab er sich wieder zu Schiffe.

Entdeckt  
Neuspanien.

§. 9. Je weiter er fortsegelte, je volkreicher und anmutiger schien ihm das Land zu fern; die Einwohner kamen ihm je länger je geströhter, und die Gedäude erdentlichter und schöner vor. Als nun einem Soldaten ohngefär eingefallen war, zu sagen: es dünke ihm, als ob er sich in einem neuen Spanien befände; so gieng dieser Ausdruck von einem zum andern, und gefiel ihnen insgesamt so wohl, daß sie einhellig beschloffen, diese Landtschaft Neuspanien zu nennen, welchen Namen sie noch bis jezo föhren. Orizaba verlangte sehr nach einem Flusse, worin er sich einige Zeit aufhalten, und durch dieses Mittel eine nähere Kenntnis von der innern Beschaffenheit des Landes erhalten förete. Endlich entdeckte er einen, der sich zwischen zwey Mündungen dahinein warf, so nachher der mericanische Meerbusen genennet worden. Als er sich aber dem einen Arme, der ihm am schiffbarsten vorkam, genähert hatte, so fand er nicht Wasser genug darinnen, daß er mit seinen beiden größtesten Schiffen eingehen konnte. Er lies also die Equipage der beiden andern vorfärten, und war entschlossen, diesen Flus so hoch, als möglich, hinauf zu steigen. Es kostete ihm aber viel Mühe, den Strom zu bestreiten; und kaum hatte er sich damit abgegeben, so wurde er nahe bey sich eine große Menge Canote gewar, die mit bewaffneten Indianern angefüllet waren, welche insgesamt entschlossen zu fern schienen, ihm die Anlandung zu verwehren. Die Spanier ließen sich aber weder durch ihr Geschrey, noch durch ihre Drohungen irre machen, sondern sie rückten so lange fort, bis sie Schutrecht waren. Der General hatte ihnen überhaupt verboten, alles feindselige Bezeigen einzustellen. Die Wilden wurden ihrer Seits über die Gestalt dieser Fremdlinge, und über die gute Ordnung, womit sie sich näherten, nicht weniger über ihre Unerschrockenheit, die sie, ihrer geringen Anzal ohnerachtet, blicken ließen, wie auch über ihre Waffen und Beschaffenheit ihrer Schiffe dergestalt gerührt, daß die Verwunderung ihren Zorn, den sie anfänglich blicken lassen, gänzlich unterdrückte, und sie gleichsam unbeweglich machte. Ihrem ungeheuren Geschrey, das sie einige Minuten zuvor hören ließen, und wovon sowol Ufer als Felder erschütterten, folgte eine allgemeine Stille.

Er nimt an-  
geichts der  
Gründung der  
Städte davon.

§. 10. Der Befelshaber machte sich eine so glückliche Beschaffenheit der Zeit zu Nuße, ans Land zu steigen. Alle die, so bey ihm waren, thaten eben dergleichen; die übrigen aber folgten ihm. So wie sie ans Land stiegen, wurden sie in Schlechtereordnung gestellt. Er lies die königliche Fahne wehen; und als er bemerkte, daß dieses Beginnen die Verwunderung der Indianer verdoppelte, so nahm er in ihrer Gegenwart alle die Ceremonien vor, die man bey Einnehmung eines, ohne vielen Widerbruch zugehenden Ortes, zu beobachten pfleget. Nachher sendete er seine zwey Dolmetscher, Julian und Melchior, die beiden Neophyten von Aucasan, welche Fernandez von Cordona nach Cuba gebracht, und deren Sprache in einem großen Theile Neuspaniens verstanden wurde,

wurde, ab. Er trug ihnen auf, den Indianern bekant zu machen, daß er aus keiner bösen Absicht zu ihnen gekommen, sondern daß sein Vorhaben nichts als Friede mit sich führe; und daß er wünschte, mit ihnen in ein Bündnis zu treten.

§. 11. Nach dieser gegebenen Versicherung sonderten sich dreißig der vornehmsten von denen übrigen ab, und näherten sich ihm zwar mit einem Zutrauen, so aber doch mit einigem Argwon vermischt zu seyn schiene. Grijalva überhäufte sie mit Freundschaftserweisungen, machte ihnen auch einige Geschenke, wodurch sie ihr Mistrauen ziemlich schwinden ließen. Nunmehr glaubte er ihnen erlösen zu können, daß er der Lieutenant eines grossen Königes sey, dem eine unzählige Menge Völker zu Gebote stünden; und daß er sie einladen wolle, ihn ebenfals für ihren Gebieter zu erkennen. Da auch dieser Monarch nichts mehr als die Wohlfart derer, die sich seinen Befehlen unterwürfen, zu Herzen nähme; so verhoßte er, daß ihnen ihre Unterwürfigkeit nicht gereuen würde.

§. 12. Nach Endigung dieser Worte, stieg denen Indianern der Zorn ins Gesicht. Der Vornehmste unter ihnen gab ein Zeichen mit der Hand, wodurch er sie zum Stillschweigen veranlaßte, wendete sich zum Grijalva, und gab ihm folgende Antwort: Du bierst uns keinesweges den Frieden, sondern den Krieg an. Denn wer hat wol jemals einen Friedensantrag gehört, dessen hauptsächlichste Bedingung darin bestanden, eine solche Unterwürfigkeit zu verlangen, die man blos von gänzlich überwundenen Völkern fordern kan? Ehe du also deinen Monarchen uns zum Beherrscher in Vorschlag gebracht, hättest du dich zuvor erkundigen sollen, ob wir Ursach hätten, über den unsrigen misvergnügt zu seyn. Indessen da ich keine hinlängliche Volmacht habe, dir eine entscheidende Antwort zu geben, so wil ich meinen Obern von deinem Antrage Nachricht ertheilen; ich werde dir auch ihren Entschlus, so bald als möglich, bekant machen. Nach Endigung dieser Worte begab er sich zurück, und setzte die Spanier in einige Verlegenheit; indem diese nunmehr wohl merkten, daß sie mit solchen Leuten zu thun hätten, die viel zu klug wären, als daß sie sich von ihnen ins Garn locken lassen sollten. Ihre Unruhe aber legte sich gar bald, als sie eben diesen Indianer, der mit ihnen so nachdrücklich gesprochen, wieder zurück kommen sahen. Er hatte ein starkes Gefolge hinter sich, und brachte ihnen allerhand Lebensmittel von Seiten der Taciken, der in der Nähe liegenden Orter mit, sagte auch zu ihnen: Hier ist das Unterpfand, daß wir den uns angetragenen Frieden annehmen. Meine Befelshaber befürchten zwar keinesweges den Krieg; dem ungeachtet aber halten sie doch dafür, daß der Friede allemal einem aufs glücklichste geführten Kriege vorzuziehen sey. Diese Erklärung verursachte eine allgemeine Freude, und die beiden Völkerschaften huben nunmehr an, vertraut mit einander umzugehen; als der Tacike des Ortes mit einem eben nicht zahlreichen und noch dazu unbewafneten Gefolge erschien. Er beobachtete eine befelshaberische Stellung, die er auch in seinen Reden nicht verbarg. Als er nun einige Seltenheiten des Landes, die er dem General zum Geschenk reichen lassen wolte, ausgekramet, worunter sich verschiedene Goldverarbeitungen befanden, so sagte er, ohne eine Dankagung abzuwarten: Ich liebe den Frieden, und damit solcher unter uns erhalten werde, so bitte ich dich, diese Geschenke anzunehmen; dich aber auch sogleich von diesem Orte zu entfernen damit nicht etwan unter meinen Unterthanen und den deinigen eine Mishelligkeit entstehen möge. Grijalva antwortete ihm, daß seine Absicht niemals gewesen sey, ihm einiges Misvergnügen zu verursachen, daher



er nicht unterlassen würde, seine Abreise zu beschleunigen. Auf diese gegebene Versicherung verlies ihn der Cacike, und die Spanier begaben sich noch desselben Tages wieder zu Schiffe. Der Fluss, worauf sie sich befanden, hies Tabasco; die Spanier aber haben ihn den Grijalvasfluss genennet, den Namen Tabasco aber bey Benennung dieser Landschaft beibehalten. Man erkundigte sich bey den Indianern, woher das Gold käme, und sie wiesen gegen Abend, und sprachen vielfältig das Wort Culica aus. Viele brachten eine Niederlassung an diesem Orte in Vorschlag; der General aber setzte ihnen des Velasquez gegebenen Befehl entgegen.

Grijalva setzt seine entdeckungen fort.

§. 13. Als Grijalva den Fluss verlassen, wendete er sich gegen Westen, und segelte an den Küsten so lange fort, bis er einen andern Fluss erreichte, den er Rio de Banderas und zwar um deshalb nennete, weil er Amerikaner erblickte, die auf eine Art von Pfilen, Banderolen festgemacht, und das Ansehen hatten, als ob sie sie nöthigen wolten, zu ihnen ans Land zu kommen. Montezó bekam Befehl, mit zwey bewaffneten Fahrzeugen diesen Fluss in nähern Augenschein zu nehmen. Sie wurden wohl aufgenommen, und handelten auf fünfzehntausend Pezos an Golde gegen die elendesten Waaren. Grijalva nahm auch mit allen gewöhnlichen Feierlichkeiten von diesem Orte Besitz; und das merkwürdigste dabey bestund darin, daß alles in des Velasquez Namen geschähe. Da nun diese Rhede für den Nordwind nicht gesichert war; so unterstund sich der General nicht, länger daselbst zu verbleiben.

Orterinsel.

§. 14. Er fand zwey bis drey Inseln von schlechter Wichtigkeit; endlich bemerkte er eine, die ihm ziemlich volkreich zu seyn schien, und gieng mit einiger Mannschaft dahin ab. Daselbst traf er etliche mittelmäßige Gebäude, vornemlich aber einen Tempel von besonderer Bauart an. Er war auf allen Seiten offen, und in der Mitte befand sich eine Stufe, worauf man zu einem Altar hinauf stieg, auf welchem Bildseulen von ungeheurer Gestalt angetroffen wurden. Grijalva wolte selchen in der Nähe besehen, und traf fünf bis sechs Todtenkörper darinnen an, so die vorige Nacht erst geopfert zu seyn schienen. Er nennete deshalb diese Insel die Opferinsel; die Franzosen aber nennen sie la Caye du Sacrifice. In einer andern nicht weit davon belegenen Insel wurde er eben dergleichen gewar; diese Insel nannten die Insulaner Culica, und er hielt sie für das goldreiche Land, welches ihm von den Indianern war bezeichnet worden. Er fand auch wirklich viel Gold auf selbiger, und legte ihr deshalb den Namen St. Johan d' Ulu: bey. Sie liegt Vera Cruz gegen Norden, dessen Hafen sie formiret.

Folgen, welche des Velasquez untersagung aller niederlassung gehabt.

§. 15. Grijalva würde ein besonder Vergnügen gehabt haben, wenn er sich dieser schönen Länder auf andre Weise, als durch bloße Ceremonien, bemächtigern können, wovon er jedoch durch des Velasquez Verbot zurück gehalten wurde; der doch, ohnerachtet er ihm solches untersaget, sehr zufrieden gewesen seyn würde, wenn er ihm hierin nicht gehorsamer, sondern die Niederlassung, ohne zuvor seine Genehmigung einzuholen, bewerkstelliget hätte. Denn da dieser genöthiget war, sowel in Absicht des Admirals, als der Audienz von Domingo, wovon seine Befelshaberstelle abhing, alle Behutsamkeit zu gebrauchen; so unterstund er sich nicht, die Erlaubnis dazu zu ertheilen, ja er hatte vielmehr, im Fal eines übeln Erfolgs, sich derselben zu bedienen, ausdrücklich verboten: dabey aber setzte er zum voraus, daß seinem Befehle eben nicht so genau nachgelebet werden, sondern daß man seine Worte nach dem Befinden der vorkommenden Umstände auslegen würde. Zu seinem Unglück aber mußte er dieses Unternehmen einem solchen Manne anvertrauen, der in Beobachtung seiner Befehle alzugewissenhaft war. Als nun

der

der General, ohnerachtet ihn alles zu einer Festsetzung anreizete, dennoch solches ohne Erlaubnis zu thun sich nicht unterstehen wolte; so sendete er **Petern von Alvarado** ab, und belude sein Schif mit allem Golde und Seltenheiten, so er bis anhero zusammen gebracht: zugleich schickte er auch die Kranken mit zurück, die sich ausser Stande befanden, ferner Dienste zu thun, und ersuchte den **Velasquez**, ihm nähern Befehl zu ertheilen. **Velasquez** war seiner Seits wegen dieses Geschwaders in grossen Sorgen, und schickte **Christoph von Ulid** mit einem Schiffe ab, Nachricht von demselben einzuziehen. Dieser wurde an der Küste von **Yucatan** durch widrige Winde und starken Sturm sehr beunruhiget, und dadurch genöthiget, sich nach **Cuba** zurück zu begeben, woselbst er denn mit dem **Alvarado** zu gleicher Zeit anlangerte. So sehr nun die Nachricht der gemachten Entdeckung erfreulich war, so heftig war des **Velasquez** Zorn, daß man keinen Anfang zu einer Niederlassung an ermeldeten Orten gemacht. **Alvarado**, der dem General solches zu thun angeraten, entschuldigte ihn sehr übel. Hierauf entschlos sich der Befelshaber von **Cuba**, so gleich ein ander Geschwader auszurüsten, und jemand anders zum Befelshaber darüber zu ernennen.

§. 16. Unterdessen nun, da dem **Grijalva** ein so unbilliger Proces gemacht wurde, dessen Versehen einzig und allein darin bestanden, daß er dem **Velasquez** alzu gehorsam gewesen, fuhr dieser General fort, ihm mit ausserordentlicher Beflissenheit ferner zu dienen, und setzte seine Entdeckung längst des mexicanischen Meerbusens fort. Er hatte sich gleich nach des **Alvarado** Abreise wieder in die See begeben; und nachdem er die hohen Gebirge von **Tuspa** erblickte, befand er sich in der Landschaft **Panuco**. Als er nun einen Fluss antraf, wandte er sich mit seinen Schiffen dahinein; kaum aber hatte er seine Anker fallen lassen, so wurde des **Alphonsus von Avila** Schif, das sich etwas näher als die andern gewaget, durch eine Flotte indianischer Canote angefallen, welche auch sehr übel damit umgegangen seyn würden, wenn **Grijalva** nicht mit aller seiner Macht demselben zu Hülfe gekommen wäre. Denn dieser General grif diese Barbaren auf einmal so heftig an, daß er einen grossen Haufen in Grund schos, und denen übrigen fast keine Zeit lies, auf ihre Flucht bedacht zu seyn. Dieser Vorfal brachte diesem Flusse den Namen Fluss der Canore zuwege.

§. 17. Als **Grijalva** solchen wieder verlassen hatte, so beschifte er die Landschaft **Tlascala**, und näherte sich endlich einer Spitze, woselbst der Strom so stark und ihm dergestalt entgegen war, daß sein Steuerman **Alaminos** nach vieler vergeblich angewendeter Bemühung sich endlich verlauten lies, daß er bey fernerm Widerstehen die grössste Gefahr besorgte. Nunmehr thaten die angesehensten Personen des Geschwaders einen neuen Versuch, den General zu einer Festsetzung zu vermögen, und man vermeinet, daß er damals nicht sonderlich abgeneigt dazu gewesen; als aber **Franciscus von Montejo** das Gegentheil behauptete, so kam er wieder auf seinen ersten Vorsatz, und richtete seinen Lauf nach der Insel **Cuba**, woselbst er auch im Monat **October** anlandete.

Ungefähr ersur er zu **Matanca**, die grosse Zuriistung des **Velasquez** zu einem neuen Unternehmen; und weil ihm des Befelshabers Gesinnung in Ansehung seiner unbekant war, so schmeichelte er sich damit, daß ihm auch die Aufsicht darüber anvertrauet werden würde. Er wurde auch nicht ehender aus seinem Irthum gezogen, als bis er anstat der Freundschaftserweisungen und Dankbarkeit, die er gewis zu erlangen verhoffte, öffentlich mit den allerempfindlichsten Vorwürfen des **Velasquez** beleget ward, und die härteste Begegnung erfahren mußte. Er rechtfertigte sich mit nichts, als mit dem erhaltenen Befehle.

**Grijalva** kömt bis an die Landschaft **Panuco**.

Erreicht die Landschaft **Tlascala**.

**Velasquez** bezeugnet ihm übel, daß er seinem Befehle gefolget

Der



Der Befelshaber erkannte solchen zwar für den seinigen, dem ungeachtet aber warf er einen tödlichen Has auf ihn, daß er selchem nachzelebet.

Wälet Cortez  
zum general  
des neuen un-  
ternemens.

§. 19. Velasquez sendete alsobald Johan von Salcedo nach Hispaniola, die Genehmigung zu einem anderweitigen Unternemen, so auf des Grijalva Nachrichten gegründet war, daselbst auszuwirken. Als nun die Frage von einem Anführer dieser Flotte entstand, geriet er in ziemliche Verlegenheit. Es fanden sich zwar Personen genug dazu an; einige aber spanneten die Saiten zu hoch, andere hingegen besaßen nicht hinreichende Geschicklichkeit, die zu einem dergleichen wichtigen Unternemen erfordert wurde. Ueberdem waren die Bedingungen, die er von einem General erforderte, nicht so leicht in einer Person beisammen anzutreffen. Er verlangte nemlich einen Mann, der alle Eigenschaften eines Eroberers und Helden haben sollte, ohne jedoch die damit unzertrenlich verknüpfte Begierde zum Ehrgeize dabey zu besitzen; einen Mann, der fähig wäre, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, der aber dennoch dabey so uneigennützig seyn sollte, ihm und seiner eigenen Ehre alle seine Bemühung aufzuopfern. Er sahe ungerne, daß diese Eigenschaften in der Person des Grijalva angetroffen wurden. Und sein auf ihn geworfener Has kam ihm theuer genug zu stehen, wie aus der Folge mit mehrern erhellen wird. Während der Zeit nun, da er über die Wahl eines andern Generals der Flotte bey sich zu Rathe gieng, machte sich Amador von Lariz, königlicher Schatzmeister, und Andreas Duero, Secretarius des Gouverneurs, seine Unschlüssigkeit zu Nuge; und verursachten, daß die Wahl auf ihren gemeinschaftlichen Freund, zugleich aber auf den allerehrgeizigsten Mann fiel, der am wenigsten fähig war, an der Spitze einer Armee eine Abhänglichkeit zu erdulden. Und dieses war der berühmte Ferdinand Cortez, derjenige unter den Eroberern der neuen Welt, von welchem wol das meiste Gute, zugleich aber auch das meiste Böse gesprochen worden.

Historische ab-  
schilderung  
des Ferdinand  
Cortez.

§. 20. Ehe nun diese wichtige Begebenheit in der Ordnung vorgestellet wird, so wird nötig seyn, den Held zunächst kennen zu lernen, der die Seele derselben ist, und durch seinen Heldenumut und kluges Betragen ein so großes und weitläufiges Reich mit einer Handvol Spanier erobert hat. Ferdinand Cortez war zu Medellin, einer Stadt im spanischen Estremadura, im Jahr 1483 geboren, und von einer adelichen Familie entsprossen. Sein Vater hies Martin Cortez von Monroy, und seine Mutter Catharina Pizarro Altamirano. Bis in sein vierzehendes Jahr war er überaus kränklich, daher ihm in seinen jüngern Jahren kein langes Leben prophezeihet wurde. Als sich aber nach der Zeit seine Natur gesetzt hatte, wurde er nach Salamanca geschickt, seine angefangene Wissenschaften vollends zu Stande zu bringen. Sein Vater wolte einen Rechtsgelehrten aus ihm haben; weil aber diese Wissenschaft eben nicht nach seinem Geschmacke war, so wurde er derselben bald überdrüssig, kam wieder nach Hause, und entschloß sich, unter dem berühmten Gonsalvo von Cordoua in Italien zu dienen. Er wurde aber durch eine Krankheit von diesem Vorhaben abgehalten. Als er nun wieder völlig besser geworden, so gieng er im Jahr 1504 nach Indien, und sein Vater empfahl ihn dem Ovando, Generalgouverneur von Hispaniola, der sein Verwandter war. Ovando nahm ihn sehr wohl auf, und gab ihm in der Stadt Azua de Compostelle eine Bedienung. Er war wohl gewachsen, und seine Gestalt, benchst seinen Manieren, hatte etwas liebenswürdiges an sich. Dabey war er großmüthig, klug, verschwiegen, redete von niemanden übel, und hatte einen überaus angenehmen Umgang. Wenn er jemanden einen Gefallen erwies, so geschah es auf eine liebevolle Art, dabey wolte er auch durchaus keine Dank.

Dankbarkeit dafür annehmen, noch weniger aber gestatten, daß solcher bekannt gemacht werden sollte: jedoch er wußte sich dieser Freigebigkeit und Bescheidenheit überaus wohl zu Erreichung seines Zwecks zu bedienen, der darin bestund, sich Freunde zu erwerben, die ihn zu seiner Erhebung beförderlich seyn konnten, oder doch wenigstens ihn deshalb nicht beneiden möchten. Drey Jahr nach der Zurückberufung seines Vaters, nemlich 1511, gieng er mit dem Velasquez nach der Insel Cuba, und wurde dessen Secretarius. Im nachfolgenden Jahre wolten einige Mißvergnügte über den Gouverneur bey der königlichen Audienz zu St. Domingo Beschwerde führen, und sahen sich daher nach einer Person um, welche die Dreistigkeit hätte, solches Gewerbe über sich zu nehmen; deshalb wendeten sie sich zu dem Cortez, der ihr Anerbieten annahm, und sich auf einem Canot nach Hispaniola zu schiffen wagen wolte. Velasquez aber erhielt bey Zeiten Nachricht davon, daher lies er ihn in Verhaft nehmen, und ihm den Strang zuerkennen. Einige Personen von Ansehen stellten dem Befelshaber vor, daß er sich durch dieses Beginnen ohnfehlbar die königliche Audienz auf den Hals laden würde, und daß diese durch ihr Ansehen, so weit grösser als das seinige wäre, ihm deshalb schwer fallen dürfte. Mit einem Worte, sie wirkten für den Cortez Gnade aus, der auch die Geschicklichkeit besas, sich hernachmals mit dem Velasquez wieder auszusöhnen, welcher ihm auch im Herzen gewogen war, und seine vortreflichen Gaben hoch schätzte. Er erwarb grosse Reichthümer, und hatte die Ehrenstelle eines Alcaide in der Hauptstadt Cuba zu verwalten; hatte sich auch weit mehr, als alle andere Personen, des Velasquez Gewogenheit zu der Zeit zu erfreuen, als ihn seine Freunde zum Befelsaber der Flotte in Vorschlag brachten. Seine Wahl wurde durchgängig gebilliget; diejenigen aber, denen des Cortez Gemüthsbeschaffenheit, nebst des Velasquez Eigennuß bekannt war, urtheilten ganz klüglich, daß diese Ernennung letzterm sehr nachtheilig seyn würde. Auch so gar einer von denen Narren, die im Scherzen die Wahrheit sagen, hatte dieser Sache wegen ganz richtige Gedanken. Denn als er einmals den Velasquez mit dem Cortez spazieren gehen sahe, rief er mit lauter Stimme: Der Gouverneur habe seine Sache wohl gemacher, es würde auch nicht lange währen, so müßte er noch eine andre Flotte ausrüsten, und damit hinter dem Cortez herlaufen. Velasquez fragte den Cortez, ob er wol verstünde, was dieser Mensch sagen wolte? Dieser erwiderte aber: es sey ein Narr. Inzwischen ist die Prophezeiung mehr als zu wohl erfüllet worden.

§. 21. Dasjenige, wodurch Velasquez wegen der bedenklichen Folgerungen, so diese Wahl haben möchte, sicher gemacht wurde, bestund in seinem an dem spanischen Hofe genommenen Maasregeln. Denn so bald ihm Peter von Alvarado die erste Nachricht von der Entdeckung Neuspaniens überbrachte, sendete er so gleich seinen Capellan, Benedict Martin, nach Spanien, der dem Könige von dem vorgegangenen Rechen-schaft geben, und ihm zugleich einen Vor-schmack von seinem fernern Entwurfe beibringen sollte. Diesem hatte er zugleich alle die Kostbarkeiten mit gegeben, die von dem festen Lande waren zurückgebracht worden. Den Capellan begleitete Gonzalez von Guzman; und Velasquez hatte allen beiden ernstlich aufgetragen, mit Pamphil von Narvaez ein-stimmig zu handeln, der sich bereits seit einiger Zeit bey Hofe aufhielt, und dem Velasquez verschiedene wichtige Dienste geleistet hatte. Fonseca fand an dem Velasquez eine solche Person, die fähig war, dem Admiral Tort genug zu thun: daher ergriff er diese Gelegenheit mit beiden Händen. Er lies von dem Könige den 13ten November ein Concordat unterzeichnen, kraft dessen der König den Velasquez zum Adelantaden erklärte,

1. Theil.

N n n

und

Des Velasquez intriguen am spanischen Hofe.

1518.



und ihn zu seinem Generallieutenant auf der Insel Cuba sowol, als auch an allen Orten, welche bereits entdeckt worden, oder durch seine Bemühung und Veranlassung annoch entdeckt werden könnten, ernennete. Er gab ihm auch sogar die Erlaubnis, zu dem Ende aller Orten, wo er wolte, auch sogar Hispaniola nicht davon ausgeschlossen, so viel Mannschaft als er dienlich erachtete, anzuwerben; und ordnete, auf eine ihm überaus zuträgliche Weise, die Vortheile an, welche aus seinen Unternehmungen auf das feste Land erwachsen würden. Jedoch diese Gnadenbezeugungen kamen dem Velasquez zu spät, und er genos selbige nicht gar zu lange. Er hatte zu Ausrüstung der Flotte unsäglich Kosten angewendet, und versprach sich auch sehr viel Gutes davon; seine getroffene Wahl aber warf alles üben Haufen. Damit er nun sein Unglück beschleunigte, so sieng ihm seine Wahl an zu reuen, und er lies sein Mißtrauen zu einer Zeit merken, da es albereit zu spät war.

Cortez zube-  
reitung.

§. 22. Cortez gieng den 8ten November 1518 unter Segel, verlies St. Xago, und langte eiligst in dem Hafen von Trinidad an, woselbst er viele Freunde hatte, die ihm sowol mit ihrem Gelde als Personen zu dienen, bereit waren. Aus der Stadt Spirito Santo, welche von der Stadt Trinidad nicht alzuweit entfernt lag, erhielt er auch eine ansehnliche Verstärkung. Unterdessen aber, da sich in beiden Städten alles zum Vortheil des Generals anlies, so wich der Gouverneur endlich allen verzögernden Sorgen, und entschlos sich alles zu wagen, damit er ihm die Führung dieses Unternehmens wieder entziehen möchte.

Velasquez  
wül ihn in  
verhaft neh-  
men lassen,  
sein Befehl wird  
aber nicht be-  
folgt.

Er sendete daher dem Franciscus Verdugo, seinem Schwager, der Oberalcaide zu Trinidad war, Befehl zu, ihn seines Ehrenamtes, rechtlicher Art nach, zu entsetzen. Cortez konte sich auf die, so unter seiner Anführung stunden, völlig verlassen, und Verdugo unterstund sich nicht seine Autorität aufs Spiel zu setzen. Ueberdem war er durch des Cortez Art sich auszudrücken besonders eingenommen, und wolte also erst einen andern Befehl von dem Gouverneur erwarten, ehe er eine so kühnliche Sache zu unternehmen wagete. Die mehresten Officier von der Flotte schrieben zum Vortheil des Generals an den Gouverneur. Cortez lies auch selbst ein Schreiben an ihn ab, das überaus gemäßigt war; und, ohne die Subordination zu überschreiten, eine edle Art zu denken, die Velasquez noch nicht in der Maasse an ihm bemerkt hatte, benebst etwas von der Empfindlichkeit in sich fassete, welche einer verlästerten Tugend nicht unanständig ist. Als nun die Brieffschaften abgegangen waren, eilte Cortez, la Trinidad, benebst der ganzen Insel, so bald möglich, zu verlassen. Den größesten Theil seiner Soldaten sendete er unter der Anführung des Peter von Alvarado zu Lande nach Havana. Er selbst aber begab sich zu Schiffe dahin, wäre aber beinahe unter Weges verunglückt. Zu Havana bekam er eine neue Verstärkung von Freiwilligen; und da sich der ganze Adel, der zu ihm sties, aufs beste in Equipage gesetzt hatte, so war nicht leicht etwas prächtigers als seine See-armee anzusehen. Unterdessen aber, als er die letzte Zubereitung mit solchem Fleisse und Klugheit, wodurch er sich von Tage zu Tage mehrere Achtung erwarb, zu beschleunigen suchte, langte Gaspar von Garnica zu Sant Xago an, der von dem Velasquez an den Commendanten zu Havana, Peter Barba, Briefe überbrachte. Diesem war befohlen, den Cortez in Verhaft zu nehmen, und ihn als einen Gefangnen nach der Hauptstadt zu liefern. Zugleich empfahl der Gouverneur dem Diego von Orda; und Johan Velasquez von Leon, dem Barba mit bewaffneter Hand Hülfe zu leisten. Jedoch dieser zweite Versuch gelang nicht besser als der erste, und wurde auch von jederman geradelt:

da

da sich auch Cortez unterstützet sahe, nahm er die Masque ab, und stellte nummehr alle Behutsamkeit gegen einen öffentlichen Feind bey Seite.

§. 24. Einige Zeit hernach vernam man, daß Velasquez, als er keinen Officier antreffen konnte, welcher den Cortez in Verhaft zu bringen auf sich nehmen wolte, sich selbst nach Havana auf den Weg gemacht. Cortez erwartete aber seine Ankunft nicht, sondern segelte den 10ten Februar. 1519 ab, nachdem er zuvor sein Unternehmen dem Schutze des Fürsten der Apostel aufs feierlichste empfohlen, und auf seine Hauptflagge ein Creuz mahlen, und die Worte, welche Kaiser Constantin dem Grossen in der Luft erschienen, in hoc signo vinces, dabey setzen lassen.

Cortez segelt ab.  
1519.

§. 25. Seine Mannschaft hatte er in eils Compagnien und auf eben so viel Schiffe vertheilet; und jedweder Hauptman erhielt eine gleichmäßige Autorität sowol zu Wasser als zu Lande. Cortez übernahm das Commando der ersten Compagnie. Die übrigen Hauptleute aber waren Johan Velasquez von Leon, Alphonso Ferdinand von Portocarrero, Franciscus von Montejo, Christoph von Olid, Johan von Escalante, Franciscus von Morla, Peter von Alvarado, Franciscus Saucedo, Alphonsus von Avila, und Ginez von Norrez, welcher die Brigantine inne hatte. Franciscus von Orezco, der in den italiänischen Kriegen mit vielem Ruhme gedienet, führte die Aufsicht über das grobe Geschütze; und eben derselbe Antron Alaminos, der den Fernandez und Grijalva begleitet, wurde zum Obersteuerman ernennet. Dieses war also die Seerüstung, worüber Cortez die Anführung beizubehalten gewußt. Er befahl dem Peter von Alvarado voraus zu segeln, sich nach der Nordseite zu wenden, und den Ordaz zu Guacanico aufzusuchen; hernachmals aber die Flotte bey dem Capo St. Antonius zu erwarten. Die Insel Cozumel wurde im Fal einer Trennung zum Sammelplatze angesehen. Diese Vorsichtigkeit war auch nicht ohne Nutzen: denn ein heftiger Sturm bezunruhigte sie auf der Fahrt; Alvarado wurde dadurch weit tiefer in den Meerbusen hinein geworfen, als er zu kommen verlangte. Als dieser nun das Vorgebirge St. Antron nicht wieder erreichen konnte, so wolte er sich lieber gerade nach Cozumel hinwenden, woselbst er auch in der Absicht an Land stieg, sich in einem Flecken aufzuhalten, welchen sowol er selbst, als auch einige Soldaten auf des Grijalva Fahrt wargenommen hatten. Sie trafen selbigen aber bey ihrer Ankunft ledig an, indem die Indianer bey Annäherung der Spanier mit ihrer Gerätschaft hinweg geflüchtet waren.

Beschreibung der flotte.

§. 26. Alvarado war jung, voller Feuer, und glaubte, daß es seiner Ehre nachtheilich seyn würde, wenn er anjeho müßig verbleiben solte. Deshalb machte er sich mit seiner Mannschaft auf, die Gegend in Augenschein zu nehmen. Eine Meile weiter trafen sie ein ander verlassenes Dorf an, woselbst aber die Indianer Lebensmittel zurück gelassen hatten, welche sich seine Soldaten zueigneten. In einem Tempel fanden sie bey einem Gözenbilde einige Edelgesteine, nebst andern Dingen, die sie ebenfalls mit sich nahmen. Hernach begaben sie sich wieder nach ihren Posten, und Cortez langete des folgenden Tages mit der Flotte an. Diesem hatte geahndet, daß Alvarado sein Vorhaben nicht würde zu Werke richten können, wie es denn auch eingetroffen war; deshalb lies er dem Diego von Ordaz durch eine andere Gelegenheit Nachricht geben. Ohnerachtet er nun sehr erfreuet war, des Alvarado Schif glücklich angelanget zu sehen; so lies er doch den Steuerman in Verhaft nehmen, dem Hauptman aber gab er einen derben Verweis, und zwar öffentlich, damit er desto nützlicher werden möchte. Alvarado hatte zweyen Indianer und eine Indianerin aufgefangen; diese lies Cortez vor sich bringen. Sein Dol-

Ankunft auf der insel Cozumel.



metischer war Melchior, einer von den beiden Indianern, die in des Fernandez Unternemen erwischet, und hernachmals getauft worden waren. Julian war bereits gestorben. Er lies denen gefangnen Indianern zu verstehen geben, es sey ihm sehr misfällig, daß die Soldaten ihnen Schaden zugefüget hätten, befahl auch, daß ihnen das Geraubte wieder zugestellet werden solte: als er ihnen noch überdem einige Geschenke reichen lassen, schickte er sie wieder zurück, und gab ihnen einige Kleinigkeiten für ihren Taciken mit.

Musterung  
der armee.

§. 27. Die Armee hatte sich am Ufer des Meeres gelagert, und ruhte daselbst drey Tage lang, ohne das geringste zu unternehmen, wodurch die Indianer beunruhiget werden konnten. Daselbst hielt der General die Musterung über alle seine Völker, und fand fünfhundert und acht Soldaten, siebenzehnen Pferde, und neunhundert: sowol an Steuerleuten als Vorknechten; zweyen Capelläne, wovon der eine der Licentiar Johan Diaz, und der andere der P. Bartholomäus von Olmedo war. Alle beide begleiteten auch den Cortez bis ans Ende der Eroberung. Hier hielt der General eine Rede an seine Soldaten, worin er, ohne die Gefährlichkeiten zu verringern, oder wol gar zu verbergen, die sie zu erwarten haben würden, ihnen sein besondres Zutrauen zu ihnen zu erkennen gab; sie zur Ehrbegierde aufmunterte, und ihnen den Ruhm nebst allen Vortheilen vorstellig machte, welche der unselbare Preis ihrer Einigkeit und Arbeit seyn würde. Unterdeß da dieses vorgieng, näherten sich die Indianer, bey denen die Zurücksendung der Gefangenen eine gute Wirkung gethan, in verschiedenen kleinen Haufen. Es wurden zwar alle Feindseligkeiten ernstlich verboten, dem ungeachtet aber nahm man alle mögliche Maasregeln, nicht überrumpelt zu werden. Ihre Insel hatte einen Tempel, welchen Ausländer von allen Enden und Orten besuchten, daher waren sie schon gewonet, Menschen von allerley Gattung zu sehen. Ihr Tacike kam selbst zu dem Cortez, von dem er wohl empfangen wurde. Einer von seinem Gefolge nennete den Namen Castillien. Cortez suchte darüber, und wolte wissen, woher dieses Wort unter den Indianern gebräuchlich geworden.

Gefangene  
Spanier in  
Yucatan, wel-  
che Cortez be-  
freien wil.

§. 28. Cortez vernam also, daß sich in der Landschaft Yucatan Gefangene aufhielten, die aus einem Lande wären, das sie Castillien nenneten, und ihm und seiner Armee vollkommen glichen. Diese befanden sich in der Gewalt einiger Indianer, die ehngefähr zwey Tagereisen land-einwärts wuneten. Er faßte hierauf so gleich den Entschlus, sie durch Gewalt zu befreien. Der Tacike aber gab ihm den vernünftigen Rath, sie lieber durch Geschenke auszulösen, indem anderergestalt, und wenn er mit gewasener Hand erschiene, die Indianer ihre Gefangene gewis umbringen würden. Er bot auch acht seiner Unterthanen zu Ausrichtung dieses Gewerbes an. Diese reiseten also mit dem Ordaz ab, der sie nach Yucatan über fürete, und Befehl hatte, acht Tage auf sie zu warten. Cortez bediente sich dieses Aufschubs dazu, das Volk und den Taciken im Christentum zu unterrichten. Jedoch zu einem so wichtigen Unternemen, als die Befreyung eines Volks war, wurde weit mehrere Zeit erfordert. Ihre Götzenbilder wurden umgerissen. Diese erwarteten nun zwar, daß ihre Götzen deshalb Rache ausüben würden; da solches aber nicht geschähe, so glaubten sie, daß der Gott, den ihnen die Spanier verkündigten, doch mächtiger als alle die Götter seyn müste, die sie anbeteten: und schienen auch geneigt zu seyn, sich demselben zu unterwerfen. Inzwischen blieben die acht Indianer aus, und Cortez argwunete, daß er hinters Licht geführt sey, damit sie sich die zu Befreyung der Spanier ausgehändigte Geschenke zu Nuße machen möchten. Als nun Ordaz ganzer acht Tage auf ihre Zurückkunft vergeblich gewartet hatte, so sties er wieder zu der Flotte, und

und Cortez begab sich, ohne den geringsten Verdacht blicken zu lassen, wieder unter Segel, in der Absicht, dem Wege zu folgen, den Grijalva genommen hatte. Die Flotte hatte guten Wind, und man versprach sich einen glücklichen Lauf, als man einen Sturmschuss hörte. Das Schiff von Escalante konnte ihr nicht folgen, daher nahm es seinen Lauf wieder nach Cozumel. Cortez kam auch mit seiner Flotte wieder dahin. Und das Schiff langte noch zu rechter Zeit zu seiner Rettung daselbst an; denn wenn es noch einen Augenblick versäumt hätte, würde es ohnfehlbar zu Grunde gegangen seyn. Man half ihm so gut man konnte, und während dieser Beschäftigung entdeckte man von ferne ein Canot mit Indianern. Und diese waren eben diejenigen, welche zu Austösung der gefangnen Spanier abgeschickt worden.

§. 29. Diese brachten einen Spanier, Namens Hieronymus Aguilar von Ec-Cortez bekömte  
ja gebürtig, mit sich zurück. Er war durch den Schiffsbruch einer Caravelle, die den einen Dolmet-  
Flus Darien bey S. Domingo passirte, an diese Küste geworfen worden. Er und scher.  
zwanzig seiner Gefärten waren von den Indianern aufgehoben und die mehresten von ihnen zu den Caraiben gebracht worden, die sie zuvor gemästet und hernachmals ihren Götzen geopfert hatten; er allein entran ihren Händen gleichsam durch ein Wunder, und traf ein ander Volk an, das nicht so grausam war, worunter ihn der Tacite zum Sklaven annahm. Als er nun in Zeit von acht Jahren dieses Volks Sprache begriffen, so hielt ihn sein Herr sehr wohl; und des Cortez Geschenke bewogen ihn vollends, ihm die Freiheit wieder zu geben. Er sagte ferner, daß sich in diesem Bezirk noch ein Spanier aufhielt, der sich aber diese Gelegenheit nicht zu Nuzen machen wollen, weil er eine Frau genommen und vier Kinder mit ihr gezeugt; sich auch übrigens völlig nach den Sitten der Wilden eingerichtet hatte. Cortez glaubte zwar anfänglich, daß er blos ein Werk der Barmherzigkeit gethan; der Ausgang aber hat gewiesen, daß er einen solchen Menschen dadurch erhalten, der ihm ganz unentberlich war, und ohne dessen Beihülfe er nicht allzuweit würde haben kommen können.

§. 30. Er verfügte sich hierauf wieder aufs Meer, und als er den Flus Grijalva Er kömte in  
erreichte, begab er sich hinein. Die Völker aber, die dem Grijalva freundschaftlich be- den Grijalva-  
gegnet hatten, waren nicht mehr von dieser Gesinnung. Es kam daher zu einer Schlacht, flus. Bluti-  
worin die ungeheure Menge der Indianer die spanische Armee in grosse Gefahr setzete. ge schlacht, wo-  
Die gute Anführung des Cortez aber, benebst dem geschickten Gebrauche seiner wenigen de erfolg-  
Reuterey brachten ihm den Sieg zu wege. Nunmehr sah er erst den Vortheil ein, der ihm durch die Ueberkommung des Hieronymus Aguilar zugewachsen war; indem Melchior die Flucht genommen hatte, von welchen man weiter nichts als seine Kleidung gewar worden, die an einem Baume hienge. Hernachmals erfur man, daß die Indianer übel auf ihn zu sprechen gewesen, weshalb sie ihn ihren Götzen geopfert und verzert hätten. Dieser Krieg war zwar von keiner langen Dauer, jedennoch aber sehr blutig, indem die Menge der Indianer unerschöpflich zu seyn schien. Die Spanier verloren dem ungeachtet nicht mehr als zween Mann, und bekamen siebenzig Verwundete. Der Flecken Tabasco wurde eingenommen. Unter den gemachten Gefangnen befanden sich einige Befelshaber, die eben die Grausamkeit an sich zu erfahren besorgten, die sie gegen ihre gefangnen Feinde ausüben gewonet waren. Der General aber redete ihnen freundlich zu, und setzete sie wieder in Freiheit. Wenig Stunden hernach, kamen einige Indianer mit Lebensmitteln an, und baten im Namen ihres Tacitken um Friede. Aguilar merkte, daß dieses Personen von dem niedrigsten Pöbel wären, und gab dem General



Nachricht davon. Dieser war sehr ungehalten darüber, weil der Wohlstand erforderte, Personen von besserem Stande zu Friedensboten zu ernennen; daher sendete er sie zurück, ohne sich mit selbigen einzulassen. Es stellten sich also andre ein, mit denen er einen Frieden schloß, ihnen allerhand Kleinigkeiten, die ihnen aber besonders angenehm waren, verehrte, und sie solchergestalt wieder nach Hause gehen lies.

**Bekommt einige indianische Frauenzimmer geschenkt.** §. 31. Endlich stellte sich der **Lacike** persönlich ein, und schenkte dem General zwanzig Indianerinnen, deren Geschicklichkeit in Zubereitung des **Maysbreds** und anderer Gerichte, er sonderlich anzupreisen wuste. Unter diesen befand sich eine Person von vornehmen Herkommen, von welchen in der Folge dieser Erzählung weiter Erwähnung geschehen wird. Cortez trug dem **Laciken** an, daß er den König von Spanien vor seinen Oberherrn erkennen, und den christlichen Glauben annehmen möchte, wovon er ihn einige Ceremonien sehen lies. In Ansehung des erstern Antrags wurden nicht sonderliche Schwierigkeiten gemacht. Der letztere aber erforderte eine Unterweisung, und dazu war die Zeit zu kurz. Man begnügte sich also, damit für das Zukünftige etwas mehreres hoffen zu können.

**Cortez setzt seine Reise fort.** §. 32. Als nun die Spanier den Palmsonntag an diesem Orte gefeiert hatten, so setzten sie ihren Lauf beständig Abendwärts fort. Sie entdeckten, jedoch ohne sich aufzuhalten, die Landschaft **Guazacoalco**, **Rio de Banderas** und die **Opferinsel**; mit einem Worte, sie nahmen eben den Weg, den **Criyalva** bestrichen hatte, und langten am stillen Freitage gegen Mittag zu **S. Johan von Ulua** an. Kaum hatten sie Anker geworfen, so sahen sie von weitem zween grosse Canote, von der Art, die man **Pirogen** nennet, heran kommen. Als diese sich genähert hatten, war man nicht wenig in Sorgen, da **Aguilar** ihre Sprache nicht verstund. Zum Glück redete die Indianerin, wovon oben gedacht worden, ihre Sprache, und diente also bey dieser Gelegenheit zum Dolmetscher. Als nun Cortez sahe, wie nötig sie ihm war, so räumte er ihr besondre Vorzüge ein; und sie ihrer Seits verabsäumete auch nichts, wodurch sie sich bey ihm beliebt machen konnte: sie wurde auch in der christlichen Religion unterrichtet, und empfing die Taufe, auch zugleich den Namen **Marina**. Weil sie nun von vornehmen Herkommen war, so nenneten sie die Spanier nicht anders als **Donna Marina**. Sie war eine Tochter des **Laciken** von **Guazacoalco**, einer dem Reiche **Mexico** unterworfenen Landschaft, die nahe bey **Tabasco** lag; und in ihrer Kindheit entführt worden, ohne daß man erfahren können, wie solches zugegangen; und nach verschiedenen Vorfällen wurde sie dem **Laciken** von **Tabasco** verkauft, der sie dem Cortez als ein Geschenk überlies. Sie begrif die **castilianische** Sprache mit ungemeiner Leichtigkeit, da sie nun zugleich die Sprache der **Mexicaner** verstund, so diente sie ihm zum Dolmetscher. Der General machte sich durch das Band der Liebe näher mit ihr bekannt, und zeugete einen Sohn mit ihr, der **Martin Cortez** genennet und Ritter des **S. Jacobsordens** wurde.

Die in den **Pirogen** befindliche Wilden waren von dem **Pilpatoe** und **Tentile** abgeschickt. Ersterer war Gouverneur der Landschaft, der andre aber Oberfeldherr des **Moteczuma**, Kaisers von **Mexico**. Es war ihnen aufgetragen worden, sich zu erkundigen, warum Cortez sich ihrem Ufer genähert, und ihm zugleich ihre Beihülfe in allem, was zu Fortsetzung seiner Fahrt dienlich seyn könnte, anzubieten. Der General erzeigte ihnen viel Liebkosungen, und reichte ihnen einige Geschenke. Sie wurden auch mit allerhand Confect und spanischem Weine versorget: und als sie aus der gehaltenen Unterredung die nöthige Kenntniss von dem, was sie wissen wolten, erhalten, so schickte er sie zurück, und sagte,

te, daß er als ein Freund angekommen sey, und mit ihrem Fürsten wichtige Dinge zu behandeln habe; er würde auch deshalb Gelegenheit nehmen, sowol mit dem Gouverneur als Feldherrn sich zu unterreden, und verhoffte von ihnen eben so geneigt angesehen zu werden, als im abgewichenen Jahre einigen seiner Nation widerfahren sey.

S. 33. Des Tages darauf begab er sich ans Land. Pferde und Geschütze alles wurde ausgeschifft, und eine Verschanzung aufgeworfen. Verschiedene Indianer halfen Holz hauen, Umpfaltungen zu machen, und einige Häuser nach ihrer Art aufzurichten. Es wurde auch sogar eine Capelle von eben der Bauart aufgebauet, und vor solche ein Kreuz gepflanzt. Man bemühet sich, vor allen Anfällen gesichert zu seyn; und man erwartete hernachmals, daß alle genossene Höflichkeiten und bewiesene Bereitwilligkeit eine Wirkung der Furcht und des Schreckens gewesen, welche der erhaltene Sieg in Tabasco ausgebreitet gehabt.

S. 34. Endlich langte der Gouverneur benebst dem Feldherrn an, und wolten unter dem Vorwand eines Besuchs diese Fremdlinge selbst in Augenschein nehmen, damit sie dem Kaiser zuverlässige Nachricht von ihnen überbringen könnten. Cortez sagte, daß er von dem Monarchen von Orient, dem Könige Carlin abgesendet worden, mit dem Kaiser Motezuma Sachen von äußerster Wichtigkeit abzuhandeln, welche nicht nur des Kaisers eigne Person, sondern auch sein ganzes Reich, insbesondre aber seine sämtliche Untertanen angien. Er könne auch sein Gewerbe niemanden als dem Kaiser selbst eröffnen; folglich sehe er sich genöthiget, um Audienz zu bitten. Bey Vernemung dieser Worte, konnte so wenig der Gouverneur als der Feldherr ihren Verdrus verbergen. Sie ließen dreißig mit Geschenken beladene Indianer hinein treten: und als sie ihm solche darboten, so vergrößerten sie die Schwierigkeiten, die sich ohnfehlbar ereignen würden, den Kaiser selbst zu sprechen; und suchten ihn also von einem Vorsatz abzulenken, wovon sie wußten, daß der Kaiser sich keinesweges geneigt dazu finden lassen würde.

S. 35. Dieser Herr war bereits seit einiger Zeit, von der Unerforschlichkeit und Absichten der Spanier benachrichtiget worden. Es sey nun, daß ihn eine natürliche Staatsklugheit, oder eine geheime Ahndung der ihm bevorstehenden Unglücksfälle, sorgsam gemachet; genug, er hatte aller Orten befohlen, sie als Freunde aufzunehmen, und ihnen mit allen Nothwendigkeiten an Händen zu gehen, zugleich aber alles mögliche anzuwenden, daß sie sich je eher je lieber von seinen Landen entfernen möchten. Und dieses war ebenfals die Ursache aller der Höflichkeiten, die dem Grimalva erwiesen worden. Der Gouverneur benebst dem Feldherrn der Landschaft redeten auch aus eben dem Tone. Cortez aber antwortete ihnen auf eine stolze Art, daß man dem Gesandten eines großen Königes kein Gehör zu versagen pflegte: er wolte ihnen demnach Zeit geben, sich nach des Kaisers Gesinnung zu erkundigen, ihm aber auch zugleich bekant zu machen, daß der General der fremden Völker fest entschlossen sey, selbst mit ihm zu sprechen, und nicht eher von dannen reisen würde, bis er die verlangte Audienz erhalten habe.

S. 36. Und dieses wurde mit einem solchen Ton ausgesprochen, daß des Kaisers Bediente sich nicht unterstund, etwas dagegen einzuwenden; sondern sie baten nur auf eine demüthige Art, daß vor eingelaufener Antwort von Hofe, nichts weiter vorgenommen werden möchte. Sie hatten in ihrem Gefolge Maler, welche auf baumwollenen Tüchern mit grosser Geschicklichkeit Bilder zeichneten, welche die Kleidung und Schiffe der Spanier vorstellten: diesen Gemälden fügten sie noch einige besondre Character bey, die ihre Anzahl ausdrückten; welche eine Art Hieroglyphen sind, deren sich diese Nation bey Er-

Er steigt ans  
land und läßt  
sich zu S. So-  
han d'Alua  
nieder.

Der gouver-  
neur und ge-  
neral finden  
sich ein.

Gesinnung  
des Motezuma  
kaisers von  
Mexico.

Mexicanische  
Maler.

mang-



manglung der Schreibekunst bedienet. Cortez bemerkte sie und bewunderte ihre Geschicklichkeit. Damit er ihnen nun noch mehr Gelegenheit verschaffen möchte, ihre Pinsel zu üben, so mußte seine Armee die Waffen ergreifen; einige Reuter hielten ein Ringelrennen, die Fußvölker machten ihre Handgriffe, und stellten eine Art von Treffen vor; und nach einigen kriegerischen Uebungen wurde aus den Stücken und sämtlichem kleinen Gewehr eine Salve gegeben. Ohngeachtet Cortez denen Indianern versicherte, daß solches nur ein blosses Spiel und eine Ehrbezeugung für vornehme Personen wäre, so erschrocken sie nichts desto weniger darüber. Hernachmals lies er ihnen einige Geschenke reichen, und gab ihnen dergleichen von Wichtigkeit an den Motezuma mit. Dabey aber bestund er auf eine Audienz, und lies sie von sich.

Möglichst er-  
bauerter und  
bewohnter groß-  
ser Flecken.

S. 37. Der Gouverneur und Feldherr blieben nicht weit von der Spanier Lager stehen, und es schien, als ob sie über die Art und Weise zu Rathe giengen, wie sie sich hiebey verhalten sollten: denn nach dieser Unterredung verblieb Pilpatoe an diesem Orte, und das Erdreich wurde in einem Augenblicke geheilet; auch sahe man Indianer Baraken aufrichten, und wenig Stunden hernach wurde aus diesem zuvor ebenen Felde ein grosser volkreicher Flecken. Pilpatoe glaubte, des Cortez Mißtrauen dadurch einzuschläfern, daß er ihm sagen lies: es sey das Dorf nur zu dem Ende aufgerichtet worden, damit man im Stande wäre, ihm mit den erforderlichen Lebensmitteln desto ehender zu staten zu kommen. Er stellte sich auch, als glaubte er ihrem Vorgeben. Inzwischen wurden Lebensmittel in Ueberflus herbey gebracht.

Cortez anhal-  
ten um audi-  
enz.

S. 38. Des Motezuma Antwort kam nach acht Tagen zurück, und Teutile brachte sie ins spanische Lager. Sie wurde mit verschiedenen Geschenken begleitet, die der General insgesamt mit besonderer Ehrerbietung annahm. So viel aber die Antwort anlangete, welche die Unmöglichkeit der Audienz zu erkennen gab; so erklärte sich Cortez ausdrücklich, daß er ohne die Ehre seines Landesherrn zu verletzen, sich nicht eher zurück begeben könnte, bis er den Kaiser gesehen; und er verhoffte, daß man ihn nicht nötigen würde, deshalb unangenehme Mittel zu ergreifen. Er stellte den Mexicanern ein ander Geschenk für ihren Kaiser zu, bat sie, ihre Bemühung zu verdoppeln; und setzte hinzu, daß er die Antwort an eben diesem Orte erwarten wolte; und wenn sie etwan zu lange aussen bliebe, so wolte er selbige in der Nähe zu befördern suchen. Der Ort, wo sie sich befanden, war ein unbequemer und auf heißem Sande belegener Platz, wodurch die Soldaten sowol, als auch von den Mosquiten, einer Art schlimmer Mücken, viel Beschwerlichkeit auszustehen hatten. Indem nun Cortez des Motezuma Entschlus erwartete, so sendete er den Montefo mit zwey Schiffen ab, und befal ihm, des Grizatva genommenen Weg, so weit immer möglich wäre, zu beschiffen, und nach Ablauf einer Zeit von zehn Tagen wieder zurück zu kommen. Er hatte ihm auch einige Soldaten mit gegeben, welche die große Macht des Reiches Mexico erschreckt hatte.

Schrecken des  
Kaisers.

S. 39. Motezuma wurde seiner Seits durch die Hartnäckigkeit der Fremdlinge sehr beunruhiget. Er hatte ein grosses weitaufstiges Reich unter sich, so er durch Verwegenheit und Grausamkeit unter das Joch gebracht: daher es voller Misvergnügten war, welche seine Tyranny aufstüßig gemacht, und von welchen er also täglich besorgen mußte, daß sie ein Joch abzuschütteln suchen würden, welches sie mit dem grösssten Widerwillen bis anhero ertragen müssen. Viele öffentliche und traurige Vorbedeutungen schienen ihm seinen Untergang anzukündigen. Seine erste Gemütsbewegung war also der Zorn; daher wolte er diese Fremdlinge mit Gewalt vertilgen; er geriet aber von dem Zorn in eine grosse

grosse Betrübnis und Bangigkeit, und verdoppelte seine Wünsche und Opfer, die er seinen Götzen gebracht hatte. Endlich faßte er seinen Entschlus; schickte neue Geschenke an den Cortez, und befahl ihm zugleich, sich von seinen Staaten zu entfernen.

§. 40. Unterdeß da sich der Hof der grausamsten Beängstigung überlies, suchte Cortez das Land zu erforschen, sich bey den Americanern beliebt zu machen, und seinen Soldaten einen Muth und Vertrauen einzuflossen. Teutile überbrachte ihm nebst den Geschenken auch die letzte Antwort des Hofes. Cortez sprach nach seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit von Niederreißung der Götzenbilder. Kaum aber hatte er etwas davon erwenet, so stund Teutile plötzlich auf, lies in seinem Gesichte eine mit Verdrus vermischte Ungeduld blicken, und sagte zu dem Cortez: Daß ihn bis anher der grosse Motezuma als seinen Gast gehalten, und ihm alle Höflichkeit erwiesen habe; wenn er aber ferner auf seinem Sinne bestehen wolte, und beständig einerley Antwort geben würde, so möchte er sich selbst beimessen, wenn man ihm hinfüro feindselig begegnete. Hierauf gieng er so gleich ohne Erwartung einer Antwort, mit starken Schritten hinweg, und Pilpatoc nebst denen übrigen Indianern folgten ihm. Anfangs stuzte Cortez über ein so leichtsinniges Bezeugen, welches er sich nicht versehen hatte. Hernach aber faßte er sich wieder, und machte gegen die Seinigen einen Scherz daraus, welchen er zu erkennen gab, daß, zur Unzeit gebrachte kostbare Geschenke, vielmehr ein Kennzeichen der Furcht, als einer wirklichen Freigebigkeit wären.

§. 41. Des andern Morgens war kein Mensch mehr in dem Flecken anzutreffen, welcher doch nebst der ganzen Gegend Abends zuvor ungemein volkreich gewesen; die Herbeibringung der Lebensmittel wurde auch auf einmal eingestellt. Nunmehr fiengen die Soldaten an zu murren. Diejenigen, die eine Neigung zu dem Velasquez hatten, sagten frey heraus: Daß Cortez sie seinem Ehrgeize aufopfere; denn es sey eine Verwegenheit, einem so mächtigen Kaiser, mit einer Hand vol Volks, Hohn zu sprechen: sie müßten sich demnach insgesammt vereinbaren, die Rückreise nach der Insel Cuba zu verlangen, damit sowol die Flotte als Armee verstärkt, und ein weit dauerhafterer Grund zu einem Unternehmen geleyet werden könnte. Cortez erhielt Nachricht von dieser Meuterey; und zu seinem Glück waren die Herzhaftesten und die größte Anzahl auf seiner Seite. Als er nun durch die Gewisheit, die er davon hatte, aufgerichtet war, erlaubte er denen Misvergnügten, ihre Beschwerden anzubringen. Diego von Ordaz fürete das Wort, und trug ihm die Rückkehr nach Cuba an, nachdem er auf eine misvergnügte Art, und ohne sonderliche Bescheidenheit zu gebrauchen, die Ursachen der Beschweris eröffnet hatte. Cortez hörte ihn mit ungemeiner Gelassenheit an, antwortete ihm auf eine edle Art, durch eine Abschilderung des bis anhero gehaltenen glücklichen Fortganges; und gab ihm unter der Hand zu verstehen, daß, wenn er ja genötiget werden solte, sich wieder nach Cuba zu begeben, so geschehe solches vielmehr auf Anraten seiner Freunde, als aus Neigung der Soldaten und andrer gemeiner Mannschaft seiner Flotte. Einige Stunden nachher lies er öffentlich bekant machen, daß jederman des andern Morgens bereit seyn solte, zu Schiffe zu gehen, und nach Cuba zurück zu segeln. Die durch seine Vertraute angeführte Armee aber setzte sich dagegen, und verlangte von ihm da zu bleiben, und keinesweges den Feler des Grijalva zu begehen. Er lies sich aber lange genug bitten, ehe er ihnen dasjenige eingestund, was er doch selbst so sehnlich gewünschet hatte.

Versaget ihm  
das verlangte  
gehört.

Meuterey un-  
ter des Cortez  
Armee.



Der Cacife  
von Zempoala  
verbindet  
sich mit dem  
Cortez.

§. 42. **Montejo** war von seiner Fahrt zurück gekommen, und hatte in einer fruchtbaren Gegend einen Flecken der Indianer entdeckt: das Meer bildete daselbst eine Art eines Hafens, hinter einer Anzal hoher und steiler Felsen. Dieser Ort, der ohngefähr zwölf Meilen von **S. Johan d'Alva** liegt, schien tüchtig zu seyn, eine vortheilhafte Niederlassung daselbst zu veranstalten. Während dieses Vorfals langten fünf Indianer als Abgeordnete von dem **Caciken** von Zempoala, der benachbarten Landschaft, an. Dieser Fürst war mit des **Motezuma** Aufführung übel zufrieden, indem er von ihm mit Gewalt zu Erkennung seiner Oberherrschaft angehalten worden, und suchte mit dem **Cortez** ein Bündnis zu schließen; denn er hatte sich durch dessen glücklichen Fortgang in **Tabasco** Hoffnung gemacht, daß jedweder an ihm eine Stütze finden könnte, der sich unter dessen Schutz begeben würde. Des **Cortez** Absichten fiengen nunmehr an, einen wesentlichen Fortgang zu gewinnen. Dieses Volk war nicht allein misvergnügt, und er konnte durch eine kluge Diversion, der mexicanischen Macht das Gleichgewichte zu halten, verhoffen. Ehe er sich aber weiter in etwas einlies, so wolte er sich zuvor eines gänzlichen Gehorsams von seiner Armee versichern; denn er wuste wohl, daß ein Theil derselben seinen Absichten gewis entgegen seyn würde. Es fiel seinen Widersachern nicht schwer, ihm sein Ansehen streitig zu machen; daher wolte er sie auf eine solche Weise fassen, daß seine Autorität keine Erschütterung weiter zu besorgen hätte. Er fieng also seine Einrichtung auf solche Maasse an, daß er seiner Colonie eine gehörige Gestalt geben wolte. Dieses Vorhaben entdeckte er seinen Officierern, und durch deren Beihülfe der ganzen Armee; und sein Vorschlag wurde auch sehr wohl aufgenommen. Es wurden zween **Alcalden**, nemlich **Portocarrero** und **Montejo**; vier **Regidor** oder Rätke, als **D. Avila**, die beiden **Alvarado** und **Sandoval**; ingleichen ein **Algazil**, **Johan von Escalante**; und ein **General Procurator**, **Franciscus Alvarez Chico**, ernennet. Diese Rathversammlung nahm den Namen des Rathes der Stadt **Vera Cruz** an: also hies man im voraus die Stadt, welche zum Andenken des stillen Freitages angeleget werden solte, als an welchem Tage auf dem festen Lande **Posto** gefasset war.

Cortez unter-  
wirft sein ge-  
nerales einer  
rathversammlung  
aus der  
armee.

§. 43. Als sich nun dieser Rath des andern Tages versamlet hatte, so bat **Cortez**, (der in seinen letzten Verwaltungen seines Amtes blos das Ansehen eines der geringsten **Colonisten** angenommen, ohnerachtet nichts ohne seine oder seiner Freunde Veranlassung vorgenommen wurde,) um Erlaubnis, dieser Versammlung beizuwonen; die ihm auch so gleich zugestanden ward. Man bat ihn, den obersten Platz darinnen einzunehmen; er begnügte sich aber damit, daß er sich neben den obersten Rath niederlies, und legte ihnen den Titel, gnädige Herren, mit einer wohl ausgedachten Ehrerbietung bey; zugleich hielt er eine Rede an die Versammlung, und stellte ihr vor, daß er sich als ein Oberhaupt bey einer Armee befände, bey welcher es ihm an hinlänglicher Autorität ermangele, indem die ihm von dem **Velasquez** ertheilte Commission durch eben diesen **Gouverneur** widerrufen worden: Er habe also nur bis anhero die Stelle eines Generals durch eine freiwillige Achtung dererjenigen verwaltet, die ihn gleich Anfangs als ihren Befelshaber erkant: Er sähe sich also genöthiget, dergestalt, als er jezo thue, zu handeln; inmassen die Armee nicht die gehörige Gewalt habe, sich einen andern General zu erwälen: Er wolte also den Rath ersuchen, sich seines Rechtes zu bedienen, und bey einer so wichtigen Wahl hauptsächlich auf die Ehre seiner Nation und unverwerfliche Verdienste Absicht zu nehmen. Als er nun seine Anrede geendiget, legte er sein von dem **Velasquez** erhaltenes Patent auf den Tisch, und verlies die Versammlung. Der Rath brauchte keiner langweiligen Beratschlagung, son-

sondern jedes Stimme gieng dahin, zwar seine Erlassung, jedoch unter der Bedingung, geschehen zu lassen, daß er sich gefallen lassen müste, eine neue Commission und das Generalat ferner zu übernehmen, weshalb ihm der Rath die erforderlichen Bestätigungsbriefe ausfertigen lassen wolte.

S. 44. Diese Begebenheit ward durch einen öffentlichen Ausrufers bekant gemacht. Neue meutes. Jederman freute sich darüber: selbst diejenigen, die am wenigsten damit zufrieden waren, <sup>rey.</sup> stellten sich doch wenigstens, als ob sie ebenfalls an der allgemeinen Freude Antheil nähmen. Jedoch des Velasquez Anhänger ließen ihre wahre Gesinnung gar bald merken, und hielten an allerhand Cabalie zu schmieden. Cortez sahe wohl ein, daß ein plötzlicher Durchgriff bloß den Aufstand hintertreiben könnte; daher fuhr er zu, und lies den Diego von Orda, Pedro Escudero und Johan Velasquez von Leon in Eisen legen. Dieses Unternehmen hatte auch den erwünschten Fortgang: Die übrigen Unterbediente, die mit diesen Gefangnen gleiche Gedanken gehabt, gerieten in ein Schrecken, welches Cortez dadurch noch vermehrte, als er sagte: daß er ihnen gleich andern Aufrührern und Störern der öffentlichen Ruhe den Proces machen lassen wolte, und sie sollten ihrer Widerspenstigkeit halber, mit ihren Köpfen bezahlen. Er lies sie auch einige Tage in diesen Sorgen, und stellte sich ungemein strenge gegen sie, befahl auch, daß niemand zu ihnen gelassen werden sollte. Dem ungeachtet aber besuchten sie doch einige, gleichsam als aus einer ungemeinen Nachsicht; doch diese waren des Cortez Vertraute, welche ihre Gemüther auch dergestalt zu lenken wußten, daß sie nach erlangter Verzeihung dem Cortez fast mehr als seine bisherigen Freunde zugethan waren.

S. 45. Weil den General nunmehr an diesem Orte nichts aufhielt, so lies er seine Armee nach der Landschaft Tempoala fortrücken, woselbst der Cacike, welcher ihn <sup>nach Tempoala.</sup> durch seine Abgeordnete einladen lassen, seiner erwartete. Daselbst fand er ein Volk, welches das Joch, so Motezuma von Tage zu Tage schwerer machte, mit großem Willen trug. Er wurde als ein Beschützer mit besonderm Zutrauen und mit einer solchen Zuneigung aufgenommen, wovon er fast stündlich neue Beweismüner erhielt. Die benachbarten Caciken, die gleich dem von Tempoala gesinnet waren, kamen ebenfalls zu ihm; und er vernam aus ihren Beschwerden so viel, daß ein so übel befestigtes Reich, als das mexicanische, nicht so unüberwindlich seyn würde, als man anfänglich geglaubt hätte. Ehe er sich desfalls weiter heraus lies, so erkundigte er sich zuvor nach ihrer Stärke, und versicherte sie hernachmals seines Beistandes. Alsdenn rückte er vor Quibablan, und wurde ohne Widerstand eingelassen. Der Cacike kam nebst dem von Tempoala zu ihm, und unterdessen, da sie sich mit einander unterredeten, langten von dem Motezuma Abgeordnete an, welche auf eine befelshaberische Art die beiden Caciken nach Hofe beriefen, und von ihnen zwanzig Mann als eine außerordentliche Schatzung verlangten, welche wegen des denen Spaniern von ihnen verstatteten Aufenthalts, hingerichtet werden sollten.

S. 46. Cortez befahl aber denen Caciken, die Abgeordneten in Verhaft zu nehmen, Er läßt des und ihnen nach ihrer Landesart Fesseln anzulegen, und sagte, daß er es auf sich nehme, sie wider des Kaisers Ungnade zu schützen. Seine Absicht gieng dabey dahin, sie gegen Motezuma <sup>abgeordnete</sup> ihren gemeinschaftlichen Feind noch unversöhnlicher zu machen; daher bürdete er ihnen auch <sup>durch die Caciken in ver-</sup> das unangenehmste in diesem Unternehmen auf: zugleich aber wolte er dem Motezuma noch <sup>hast nehmen.</sup> einen Weg zur gütlichen Unterhandlung offen lassen, mit welchen er doch nicht ohne eine offenbare Verwegenheit, gänglich brechen konnte. Er hemmete die Verbitterung der



Caciken dadurch, daß er zwey von den Gefangnen des Nachts in aller Stille zu sich bringen lies, und ihnen zu verstehen gab, daß er sie wieder in Freiheit setzen, auch ihre Gefärten aus dem Gefängnis zu befreien trachten wolte, welches sie dem Kaiser versichern könnten; er würde auch durch seine Ehrerbietung alle die Achtung, die ein Gesandter eines grossen Königes verdienete, zu erlangen befüßen seyn. Als bald lies er sie in eine Schaluppe steigen, und sie durch Spanier aus dem Gebiete der beiden Caciken führen. Des andern Morgens wurde ihm gemeldet, daß zweyen Abgeordnete unsichtbar geworden wären. Dieses dienete ihm also zum Vorwande, sich der übrigen Vier zu bemächtigen, und sie auf seine Schiffe bringen zu lassen, weil sie daselbst, seinem Vorgeben nach, besser verwaret werden könnten.

Leget den  
grund zu Vera  
Cruz.

S. 47. Als sich nun der Ruf der Spanier ausgebreitet hatte, fanden sich die Caciken von den Gebirgen ebenfalls bey ihm ein, und boten ihre Mannschaft, die nicht geringe war, zu seinen Diensten an. Wie nun der General sahe, daß ihm jeder Tag neue Bundesgenossen verschafte, so war er endlich auf die Erbauung einer Stadt bedacht. Und diese war Vera Cruz, die auf einer zwischen dem Meere und Quiabistan belegenen Ebene, eine halbe Meile von diesem Flecken angeleget wurde. Die Zurückkunft der beiden Abgeordneten an des Motezuma Hofe, benebst der vortheilhaften Beschreibung von des Cortez, in Ansehung ihrer, bewiesenen Aufführung, vermochten diesen Herrn, die Kriegeszurüstung einzustellen. Er sendete eine ordentliche Gesandtschaft nebst Geschenken an ihn, und trug seinen Ministern auf, ihn von seinem ersten Vorsatze möglichst abzulenkten zu suchen. Als diese nach Vera Cruz, so eben fertig geworden, kamen, wurden sie mit besondrer Ehrenbezeugung empfangen; da sie aber in ihrer Anrede davon Erwennung thaten, daß Motezuma seine baldige Abreise wünschte, damit er seine aufrührische Unterthanen wieder unter den Gehorsam bringen könnte; so antwortete der General, daß vielmehr des Kaisers Vortheil seine längere Anwesenheit erforderte, damit er selbige desto besser im Zaum halten möchte. Er schickte sie nachher benebst den vier übrigen bisher gefangen gehaltenen Abgeordneten zurück, welche letztere auf den Schiffen, wo sie aufbehalten wurden, alle ersüßliche Freundschaft und Güte genossen hatten.

Ein schif von  
Cuba stößt  
zum general.

S. 48. Einige Zeit nachher sahe man zu Vera Cruz ein klein spanisch Schif ankommen, welches Franciscus von Saucedo anführte. Ludwig Marin, der sich hernachmals in der mexicanischen Eroberung hervor gethan, begleitete ihn; sie brachten sechs Soldaten, ein Pferd und eine Stute mit, welches eine ansehnliche Verstärkung bey ihren damaligen Umständen war. Man vernam von ihnen, daß Diego Velasquez, Gouverneur von Cuba, von dem Hofe mit der Ehrenstelle des Adelantade dieser Insel versehen sey, und anderweite Erlaubnis bekommen habe, neue Entdeckungen und Bevölkерungen zu veranlassen: da er nuamehro noch eine grössere Gewalt in Händen habe, und ganz unerbitlich sey, so lies er sich des Cortez Untergang öffentlich verlauten.

Cortez sendet  
ein schif nach  
Spanien.

S. 49. Der General verbarg seine Unruhe, welche ihm diese Nachricht verursachte, und trug dem Rathe zu Vera Cruz an, eine Deputation an den Hof nach Spanien im Namen der Colonie abzuschicken, und alle Reichthümer mit zu übersenden, welche sowol von den Caciken als auch selbst von Motezuma waren geschenkt worden; nicht weniger eine genaue Erzählung von allen dem, so bisher zum Dienst des Königes geschehen sey, beizufügen. Der Rath lobte in ihrem Briefe die kluge Aufführung des Cortez nebst der Tapferkeit der Spanier, und fürete zugleich die ungerechten Zundrigungen des Gouverneurs von Cuba weisläufig mit an. Dieses Schreiben endigte sich endlich

lich mit einer allerunterthänigsten Bitte, sowol von Seiten der Stadt, als auch der Armee, daß der König den Cortez zum Oberbefehlshaber dieses Unternehmens zu ernennen, und selbigen nicht unter dem Velasquez stehen zu lassen geruhen möchte. Die beiden Alcaiden, Alphonsus Fernandez Porto-Carrero und Franciscus von Monteso, wurden hierzu ausersehen; Anton Alaminos aber sollte sie mit dem besten Schiffe des Geschwaders an Ort und Stelle führen. Ihre Abreise gieng im Monat Julio vor sich. Monteso, der ein Gut bey Havana hatte, war so unbedachtsam, sich daselbst aufzuhalten, um zu sehen, in welchem Stande es sich befände. Velasquez aber, dessen Mißtrauen nichts entzwischen konnte, ersur seine Anwesenheit, und wolte ihn aufheben lassen: daß ihm solches aber mislunge, und das Schif von zwey andern Schiffen aus Cuba, die ihm nachzufolgen Befehl hatten, nicht eingeholet werden konnte, daran war des Alaminos Geschicklichkeit Ursache, als welcher die Herzhastigkeit hatte, sich dem Strome des Canals von Bahama zu überlassen. Endlich langten sie im Monat October zu Sevillen an.

§. 50. Dieses war aber nicht die einzige Gefährlichkeit, welche dieses Schif betraf. Neue zusammenverschwö-  
Denn schon zu der Zeit, da es zu diesem Behuf ausgerüstet wurde, machten einige Soldaten und Bootsknechte ein Verständniß mit einander, sich eines andern Schiffes zu bemächtigen, nach der Insel Cuba zu segeln, und dem Velasquez von der Abordnung nach Spanien Nachricht zu geben, damit er sich der Abgeordneten sowol als auch der Geschenke des Cortez bemächtigen könne. Einer der Verschwornen aber empfand in eben der Nacht, da sie ihr Verhaben ausführen wolten, eine Reue darüber. Die Entdeckung der Verschwörung, derselben Gefangennemung und Bestrafung, alles dieses geschah in sehr kurzer Zeit: zweyen Soldaten wurden zum Tode verurtheilet, zweyen andere gepeitschet; und dem Steuerman, der sie führen sollte, wurde ein Fuß abgehauen: die übrigen aber erhielten Gnade; denn man glaubte, daß sie von den andern wären verführt worden; und überdem wolte man auch nicht auf einmal so viel nöthige Mannschaft verlieren.

§. 51. Diese Verschwörung gab dem General zu erkennen, daß er ein für allemal Er läßt seine Flotte strand-  
ein hinreichendes Mittel gebrauchen müsse, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Er entdeckte sich desfalls einigen seiner Vertrauten; und durch ihren Vorschub, ingleichen durch die zu rechter Zeit ausgetheilten Geschenke, machte er seine Sachen so wohl, daß die Bootsknechte alle einstimmig bekant machten, daß die Schiffe durch den langwierigen Aufenthalt in einem Hafen, dessen Wasser nichts taugte, geborsten wären, und ohnfehlbar zu Grunde gehen würden. Auf diese gegebene Nachricht wurden die Segel, Tauwerke und andere Zubehörungen so fort ans Land gebracht; und Cortez befahl, daß alle groſſe Schiffe auf die Küste gebracht werden sollten, blos die Schaluppen ausgenommen, weil selbige zur Fische- den, damit denen meutere- machern alle Gelegenheit zu entstehen be- nommen werden möchte.  
ren unentbehrlich wären. Nunmehr wurde weiter von nichts, als von einer Stärkung gegen Mexico gesprochen.

§. 52. Kaum hatte er sich auf den Marsch begeben, als Escalante, so zu Vera Cruz zurück gelassen worden, ihn benachrichtigte, daß er auf der Rhede einige Schiffe erblickte. Hierauf kehrte er alsobald wieder um. Es kamen von einem dieser Schiffe vier Mann ans Land, und meldeten ihm, daß Franciscus von Garay, spanischer Gouverneur von Jamaica, Vollmacht erhalten, Entdeckungen und Bevölkerungen anzulegen; und deshalb drey Schiffe mit zweihundert und sechzig Spaniern unter dem Hauptman Alphonso von Pineda ausgerüstet, und an der Seite von Panuco von diesem Lande Besitz genommen habe: wie er nun bereit sey, eine Colonie zu Taotlan, zwölf Meilen gegen Osten von Vera Cruz, anzulegen; so lies er ihm hiermit unter-sagen, seine Erober-



runge auf dieser Seite fortzusetzen. Cortez antwortete weiter nichts, als daß ihm dergleichen Erlaubnis und Anweisung unbekant wäre; wenn aber der Hauptmann sich zu ihm begeben würde, so könnten sie vielleicht die ganze Sache in Güte beilegen. Damit aber waren die vier Mann nicht zufrieden, sondern sie wolten ihm so gar auch eine förmliche Andeutung hinterlassen, und der Schreiber selbst setzte die schuldige Achtung aus den Augen: daher lies er sie in Verhaft nehmen, und ihre Kleider, welche die Soldaten so gleich anzogen, dienten ihnen dazu, noch drey andere Mann, die sich in die Felle locken ließen, zu entführen.

Die armee ge-  
het nach Zo-  
cotlan. Bal-  
stricke, so ihm  
geleget wer-  
den.

§. 53. Die Armee begab sich auf den Weg, und betrat die Landschaft Zocotlan. Der Cacike empfing sie auf eine solche Art, die wenig Zuneigung zu Ausländern zu erkennen gab: und als über den Weg, sich der Hauptstadt des Reiches zu nähern, berathschlaget wurde, so rieth der Cacike, durch die reiche und volkreiche Landschaft Cholula zu gehen, indem ihre Einwohner mehr zur Handlung als zum Kriege geneigt wären, und ihnen daher einen bequemen Durchzug verschaffen würden; hauptsächlich aber sollten sie die Landschaft Tlascala meiden, weil deren Völker blutgierige und wilde Sitten hätten. Zum Glück aber benachrichtigten den Cortez die Indianer von seiner Armee, daß dieser Rath ein Falschrick sey, indem die Einwohner von Cholula Verräter und Vöswichter wären, auch des Motezuma Armee mehrentheils ihr Quartier daselbst hätte; da im Gegentheil die Einwohner von Tlascala mit den Temoalern und Totonagern, als Freunden des Cortez, im Bündnis stünden.

Republik von  
Tlascala.

§. 54. Tlascala wurde als eine Republik regieret, daher schickte Cortez an den Rath, und lies um einen Durchzug Ansuchung thun. Mahiscatzin, der älteste und ehrwürdigste unter den Rathsgliedern, war seinem Verlangen nicht entgegen. Er redete von einer alten Ueberlieferung, welche verhies, daß die Menschen, welche gleichsam vom Himmel zu kommen schienen, und von der Morgenseite anlangten, eines Tages bey ihnen eintreffen würden. Er deutete solches auf die Spanier, und rieth, ein Bündnis mit ihnen einzugehen. Ticotencal, ein junger Krieger aber, behielt die Oberhand. Daher schickte man sich auf beiden Seiten zum Kriege an.

Cortez schenkt  
ihnen nach  
drey erhalte-  
nen siegen den  
frieden.

§. 55. Als nun Cortez anlangte, sahe er sich genötiget, ihnen zwey blutige Schlachten zu liefern, und auch den dritten Anfall mitten in der Nacht auszuhalten. Diese drey erschrockene Siege brachten den Spaniern einen neuen Glanz zunege, und bewegten das Volk in Tlascala, den Frieden von ihm zu erbitten. Unterdeffen da die Bedingungen verabredet wurden, wurde Motezuma von des Cortez abermals erschrockenen Vertheilungen benachrichtiget, und besorgte, daß, wenn er sich mit den Tlascaltefern verbände, er mit gemeinschaftlicher Macht angefallen werden möchte; daher schickte er eine Gesandtschaft an den Cortez, die diese Friedensunterhandlung zerstören sollte.

Motezuma  
sucht ihm dar-  
an hinderlich  
zu fallen.

§. 56. Diese Gesandten trieben ihren Scherz über diese Handlung, und über diejenigen, die den Frieden verlangten. Sie trachteten die Tlascaltefer dadurch verdächtig zu machen, daß sie solche Leute, die weder Treue noch Glauben hielten, blos die Spanier einzuschläfern, und sie zu dem Ende an sich zu locken suchten, damit sie ihren Untergang desto sicherer befördern möchten. Als sie aber vermerkten, daß Cortez ihrem Vergeben nicht beipflichten wolte, so baten sie sich acht Tage Zeit aus, jemanden ihres Mittels an den Kaiser zu senden. Jedoch dieser Aufschub, der ihnen als eine bloße Gefälligkeit zugestanden ward, diente weiter zu nichts, als daß die Einwohner von Tlascala noch mehr angetrieben wurden, mit diesen Fremdlingen, von denen sie eine so grosse Meinung gefas-

set

set hatten, einen baldigen Friedensschluss zu befördern. Die Abgesandten kamen binnen der gesetzten Zeit wieder zurück, und wurden vor den Cortez gelassen.

§. 57. Der Kaiser Motezuma hatte nicht nur bisher ansehnliche Geschenke übersandt, sondern er erbot sich auch, noch über dieses dem Monarchen, dessen Abgesandter Cortez zu seyn vorgab, einen jährlichen Tribut zu zahlen, und ihn als einen Sohn der Sonne und Eigentümer des mexicanischen Reichs zu verehren. Jedoch er fügte diesem Anerbieten zwei Bedingungen bey, wovon die eine darin bestand: daß sich die Spanier nicht mit den Tlascalteckern einlassen, und denn nicht ferner verlangen sollte, nach Hofe zu kommen. Hierin bestand der Zweck der kaiserlichen Gesandtschaft. Cortez gab ihnen keine ausdrückliche Antwort hierauf, sondern er begnügte sich blos damit, ihnen zu vernemen zu geben, daß er vor der Hand einiger Ruhe bedürftig sey, er wolle sie auch nächster Tagen wieder abfertigen. Er besorgte, daß, wenn er ihnen seine gewöhnliche Antwort wiederholen würde, man sich seinen Aufenthalt in der Landschaft Tlascala zu Ruhe machen, und ihm durch zahlreiche Armeen den Weg verlegen möchte. Der tlascalteckische Senat wiederholte sein Ansuchen, den Cortez an sich zu ziehen. Sie schickten Abgeordnete an ihn, denen er auch die verlangte Gefälligkeit nicht abschlagen konnte. Er versprach, sich zu ihnen zu begeben, hielt auch sein Wort. Zugleich nahm er die Mexicaner mit sich, denen er einen Muth einsprach, weil sie sich ihren Feinden nicht anvertrauen wolten.

§. 58. Endlich langte er in Tlascala an, und dieses war weder eine Reise noch ein Einzug, sondern ein wirklicher Triumph. Die Einwohner nebst allen Nachbarn gaben ihre Ehrerbietung für die Spanier öffentlich zu erkennen, in welchem sie die Erretter des mexicanischen Reichs, so von des Motezuma Tyrannen bisher gedrückt worden, anzutreffen glaubten. Eine von den guten Wirkungen seiner Ankunft war die Befreiung vieler unglückseligen Indianer, welche zu Opfern für ihre Götter bestimmt gewesen. Er wolte auch ihre Götzen niederreißen lassen, der P. Olmedo aber, dessen Religionseifer sich auf mehrere Klugheit gründete, gab ihm zu vernemen, daß die Niederreißung ihrer Abgötter von keinem erwünschten Erfolg seyn würde, indem sie doch ihre Götzen im Herzen behielten: man müste vielmehr zuvörderst den Anfang damit machen, daß das Volk unterrichtet würde, ohne sie mit dergleichen Feindseligkeiten zu belästigen, weil man dadurch ihre Gemüther mehr verbittern, als ihren Verstand aufklären würde. Als sich nun Cortez einige Tage zu Tlascala aufgehalten, so schickte er seine Mexicaner wieder zurück. Es war ihm ungemein angenehm, daß sie mit angesehen hatten, mit wie viel Ehrfurcht und Submission er von einem Volke aufgenommen worden, welches das ganze Reich Mexico für unbeugsam angesehen hatte. Er gab auch den Gesandten zu verstehen, daß, da er bereit sey, ihrem Herrn in allen zu dienen, er auch dazu behülflich seyn wolle, solches ihm völlig unterwürfig zu machen. Endlich war Cortez, da er beinahe drey Wochen stille gelegen, auf die Fortsetzung seiner Reise nach der Hauptstadt Mexico, oder wie sie sonst von den Einwohnern genennet wurde, Temiztitan, bedacht.

§. 59. Er war gewillet durch Cholula, einen grossen und stark bevölkerten Flecken zu gehen, woselbst die alten Kriegesvölker des Motezuma mehrentheils ihr Quartier hatten. Man suchte ihn, so viel möglich, davon abzuhalten; und er war auch noch ganz unschlüssig, als neue Abgesandten von dem Kaiser bey ihm anlangeten. Diese überbrachten ihm endlich dessen Einwilligung, sich nach Hofe zu begeben, und machten ihm zugleich bekannt, daß eine Wohnung für ihn zu Cholula bereitet sey.

Motezuma  
erbietet sich  
unter gewissen  
Bedingungen  
einen tribut zu  
bezahlen.

Ankunft zu  
Tlascala.

Er wil durch  
Cholula ge-  
hen.



Die Mexica-  
ner suchen sein  
verderben da-  
seist zu beför-  
dern.

§. 60. Die Indianer, des Cortez Freunde, konnten sich nicht verstellen, daß hierunter nicht eine Hinterlist verborgen seyn sollte; sie rieten ihm dannenhero, einen andern Weg zu nehmen: und als sie ihn dergestalt hartnäckig sahen, daß er kein Misstrauen bezeigen, sondern nach Cholula gehen wolte; so versammelten sie ihre Mannschaft, ihm im Nothfall zu Hülfe zu kommen, indem ein Flecken nicht über vier Meilen von dem andern entfernt lag. Die Armee brach mit den Gesandten, begebenst einigen Indianern aus Tempoala, welche dem Cortez nicht von der Seite kamen, und einigen tausend Tlascaltekern zugleich auf, die ihn bis dahin begleiteten, und ausserhalb der Stadt ihr Lager aufschlugen. Auf der andern Seite erschienen zwanzigtausend Mexicaner, das Verhaben desto besser zu unterstützen, welches in der That blos zu seinem Untergange gefasset war. Er erhielt zu seinem grossen Glück den Abend vorher, da dieser Entwurf ausgeföhret werden sollte, Nachricht davon, richtete unter den Mexicanern ein greuliches Meßeln an, und begnadigte endlich diejenigen, die sich gutwillig ergaben. Es gaben sich zwar neue Abgesandten aus Mexico alle Mühe, dem General allen Argwon zu benemen, und schoben diesen Aufrüst auf die Unbesonnenheit des Pöbels, dankten ihm auch, daß er solchen nach Verdienst bestrafet hätte. Man wird aber bald bemerken, daß diese Gesandtschaft eine neue Betrügerey im Schilde führte.

Entgeht ei-  
nem neuen  
falsche.

§. 61. Nach Verlauf vierzehn Tage brach er von Cholula auf, und kam zu einem Taciken von Guacocingo, welcher nach geführter heftiger Beschwerde über den Kaiser Motezuma den General warnete, sich den Mexicanern nicht anzuvertrauen, indem sie ihm bey dem Herabsteigen der Berge eine Falle bereitet hätten. Denn der gewöhnliche Weg sey durch Steine und abgehauene Bäume zugeworfen; ein anderer aber, der zu den gefährlichsten Abgründen führete, im Anfange eben gemacht werden. Als er nun die Spitze des Berges unter vieler Beschwerlichkeit wegen des häufig darauf liegenden Schnees endlich erreicht hatte, so sah er zween Wege vor sich, davon ihm der eine leicht, der andere aber höckericht und unwegsam zu seyn schien. Hier erkannte er offenbar die Verrätherey, und ob er gleich darüber sehr empfindlich wurde, so verbarg er doch seinen Verdruß, und fragte die Gesandten ganz kalsinnig, warum denn der eine Weg so gebahnet, der andere aber so unwegsam sey? Diese antworteten, daß sie den sichersten eben machen, den gefährlichsten aber verschütten lassen. Ihr kennet also die Spanier noch nicht, sagte Cortez hierauf zu ihnen, unsere Neigung ist allezeit auf dasjenige gerichtet, was am meisten Schwierigkeit macht, und uns hat noch nie keine Gefahr erschreckt. Als bald befahl er, den Weg gebahnt zu machen, und die Armee erreichte die Ebene ohne die geringste Gefahr. Dasselbst traf sie einen Flecken an, worin sie die Nacht mit aller möglichen Bereitschaft zubrachte, welche Cortez niemals an den Orten zu verabsäumen pflegte, wo er einige Ueberrumpelung zu besorgen hatte.

Er kömt nach  
Chalco. Ver-  
druß und leß-  
ter entschlus  
des Motezuma.

§. 62. Als nun Motezuma sah, daß seine letzte Kriegeslist ebenfalls fruchtlos gewesen, und die Armee in die Landschaft Chalco gerückt, auch so zu sagen vor den Thoren seiner Hauptstadt stand, geriet er in äußerste Verzweiflung. Er nahm also seine letzte Zuflucht zu den Zauberern, welche auch alles, was ihre nichts taugende Kunst an Händen gab, anwendeten: jedoch alles war vergeblich. Sie mußten ihr Unvermögen selbst eingestehen: und der durch tausend Vorbedeutungen erschrockene Motezuma, welche ihm insgesamt vielerley unvermeidliche Unglücksfälle ankündigten, wußte nicht mehr, zu wem er sich wenden sollte; und sieng nunmehr an zu überlegen, auf was Art die nahe stehenden Spanier zu empfangen seyn würden. Unterdessen, da er sich seiner stündlich anwachsenden

Unruhe

Unruhe überlies, stellte sich der vornehmste Cacike von Chalco, nebst noch einigen dieser Landschaft, bey dem Cortez ein. Da ihm diese nun Lebensmittel und allerley Geschenke anzubieten, schienen sie durch die Anwesenheit der kaiserlichen Gesandtschaft schwächern gemacht zu seyn. Cortez unterredete sich derothalben allein mit ihnen, und vermochte sie, ihm alle Beschwerden, so sie wider den Motezuma wegen seiner Tyranney zu führen genöthiget waren, frey zu entdecken. Sie wandten sich also, gleich einer Gottheit, zu ihm, die zu ihrer Hülfe herbey gekommen wäre. Cortez fand nicht rathsam, sie vor der Hand aus ihrem Jetum zu reißen: und glaubte, es wäre hinlänglich, daß er keinen Theil daran nehme, und Vorhabens sey, ihnen eine Kenntniss von dem wahren Gott beizubringen, so bald er sich nur im Stande befinden würde, mit einem wirklichen Fortgange an ihrer Beförderung arbeiten zu lassen. Er bemühet sich also, ihre Hoffnung zu unterhalten, und gab ihnen zu verstehen, daß er im Nothfal gewis ihr Beistand seyn würde. Des folgenden Tages gieng die Armee durch ein überaus angenehmes Land, und legte vier Meilen zurück; die Luft darinnen war lieblich und gemäßiget; die Schönheit der Bäume und Nettigkeit der Gärten machte einen solchen Anblick, wobey Natur und Kunst um den Vorzug zu streiten schienen. Er bezog einen ziemlich bevölkerten Flecken, der Amameca genennet wurde, und an der See lag, worauf die Stadt Mexico war erbauet worden.

S. 63. Als des kommenden Morgens die Armee weiter fortzurücken im Begriff stand, meldete man dem General die Ankunft des Prinzen Tacumatzin, der Cacike von Tezeuco, einer benachbarten grossen Stadt, und des Motezuma Nese war. Dieser wolte den letzten Versuch thnn, den Cortez zu bewegen, daß er die Hauptstadt nicht betreten möchte. Nach gewechselten ersten Höflichkeiten machte dieser eine weitläufige Beschreibung von dem Mangel, den eine grosse Hungersnoth im ganzen Lande verursacher hatte; und fügte hinzu, daß die Spanier sehr schlechte Bewirtung an einem Orte antreffen würden, wo es den Einwohnern selbst an den grössesten Notwendigkeiten, zu Unterhaltung ihres Lebens, ermangelte. Cortez schien über die ihm beniefene Gürtigkeit sehr zufriednen zu seyn, und sagte, daß man der Spanier halber aussen Sorgen seyn möchte, indem diese gewonet wären, alle Arbeit und Beschwerlichkeiten, welche andern Menschen unübersteiglich vorkämen, zu verachten. Ein Geschenk von einigen Edelgesteinen und buntem Glase gab seiner Antwort noch mehrern Nachdruck; und der Prinz begleitete ihn bis nach Tezeuco, eine Stadt, wovon er Befelshaber war, eine der grösssten in ganz Mexico, und die nach dem Anführen der Geschichtschreiber zweimal grösser als Sevilien seyn sol. Nachher setzten sie ihren Zug über einen Dam fort, und kamen nach Quilzavaca, einen Flecken von zweitausend Häusern, dessen Cacike sein Misvergnügen über den Motezuma gegen den Cortez nicht verbergen konnte. Von da begaben sie sich des andern Tages nach Itacpalapa, einer drey Meilen von Tezeuco, und auf eben derselben See belegenen Stadt; und endlich trafen sie den Tag darauf, als den 8 November 1519, in der Hauptstadt des ganzen Reichs ein.

S. 64. Motezuma kam selbst der spanischen Armee entgegen, und wurde von zwey Prinzen, seinem Nesen und einem prächtigen Gefolge begleitet. Cortez wurde in einen der kaiserlichen Palläste geführt, der vortreflich ausgeschmücket, und gros genug war, seine kleine Armee in sich zu fassen. Dieser hatte beinahe das Ansehen einer kleinen Festung, und die Spanier wußten sich denselben auch hiernächst wohl zu Nuße zu machen. Motezuma, der vor Unruhe über seinen Nachbar, dessen Ankunft er nicht verhindern können, ganz aussen sich war, stattete den ersten Besuch bey ihm ab, und gab ihm des Ta-

Des Motezuma nese kömt ihm entgegen, und führt ihn nach Tezeuco.

Motezuma kömt den Spaniern selbst entgegen.



ges darauf in seinem Pallaste Audienz. Hernachmals machte er sich ein Vergnügen daraus, seine Tempel und Palläste dem General und dessen Hauptleuten, die ihn niemalen verließen, zu zeigen. Endlich wurde er ihren Umgang gewonet, und seine Furcht fieng an almäßig nachzulassen. Jeder Tag wurde durch neue Liebfosungen oder solche Lustbarkeiten unterschieden, wodurch er zeitlher sowol die Großen als den Pöbel eingeschläfert hatte, damit sie ihre Knechtschaft nicht in ihrer völligen Schwere empfinden möchten.

Cortez mis-  
trauen,

§. 65. Unterdessen da die Armee sich an den Ergögligkeiten belustigte, die *Moteczuma* anordnen lies, so wurde die Freude durch die Ankunft einiger tlascaltekischer, in mexicanischer Kleidung eingehüllter Soldaten, gestört. Diese brachten die Nachricht mit, daß die *Tontonoker*, die auf dem Berge woneten, und der Spanier Bundesgenossen waren, da sie ihre Ländereien durch den *Qualpopoca*, einen mexicanischen Hauptman, dessen Manschaft sich in der Gegend *Tempoala* ausgebreitet hatte, verwüsten sehen müßten, sich an den *Escalante*, Gouverneur von *Vera Cruz*, gewendet hätten, der ihnen auch zu Hülfe gekommen wäre; dieser sey nebst sieben Soldaten tödtlich verwundet, und einer unter diesen, Namens *Johan von Arguello*, entführt worden: dem ungeachtet aber hätten die Spanier den Sieg erhalten. Diese Zeitung setzte den Cortez in grosse Verlegenheit, welche durch andere Umstände noch vermehret wurde. Inzwischen setzte man die Lustbarkeiten fort, die Vornemen aber wurden ernsthaft, und nahmen eine geheimnisvolle Stellung an. Einige entfahrene Worte, als z. E. daß es leicht sey, den *Damm* zu durchstechen; benebst der Nachricht, die der General erhielt, daß einige *Indianer* sagen hören, es habe der Kaiser *Moteczuma* einen Kopf erhalten, den er mit besonderer Verwunderung betrachtet, zugleich auch befohlen, daß er sorgfältig verborgen gehalten werden solte; benebst andern Anmerkungen, gaben zu einem Argwon Anlas, daß *Moteczuma* eine neue Verrätherey wider die Spanier im Sinne habe, und daß *Qualpopoca* alles auf sein Geheiß unternommen. Cortez sah die Gefar wohl ein, und berathschlagete mit seinen Hauptleuten, was bey solchen Umständen anzufangen wäre: und da er ihnen die Gefar, worin sie schwebten, lebhaft vorgestellet; so erwog er die nachtheiligen Folgerungen, sowol von einem längern Aufenthalte, mitten unter einer zahlreichen Nation, als auch von einem Zurückzuge, welcher, ausser, daß er ohnedem nicht mit erforderlicher Sicherheit geschehen könnte, noch dazu das Ansehen einer Flucht haben, und sie bey ihren Bundesgenossen verächtlich machen würde: weil nun ihr rühmlich gewordener Name dadurch gänzlich verloren gehen möchte; so brachte er ein halb verzweifelndes Unternehmen in Vorschlag, dessen Schwierigkeit aber durch die Art der Ausführung vermindert wurde.

Cortez be-  
mächtigt sich  
des *Moteczuma* person.

§. 66. Er stattete dem Kaiser gewöhnlicher massen seinen Besuch ab, lies alle seine Manschaft ins Gewehr treten, und befahl, daß alle Zugänge des Pallasts besetzt werden solten; er selbst aber, von *Peter von Alvarado*, *Gonzalez von Sandoval*, *Johan Velasquez von Leon*, *Franciscus von Lugo*, *Alphonsus von Avila*, und dreißig von den herzhafteften seiner Soldaten begleitet, gieng zu dem *Moteczuma*, stellte ihm des *Qualpopoca* That vor, und jagte ihm eine solche Wangigkeit ein, daß er ihn nötigte, mit den Spaniern nach ihrem Pallaste zu gehen, auch seinen Leuten dabey sagte, daß er solches freiwillig thum, und sich mit den Spaniern, als seinen Freunden, ergögen wolte. Also wurde der Kaiser aus seinem Pallast geführt, und als ein Gefangener in einen andern gebracht, woselbst ihm die Spanier, die Freiheit ausgenommen, sonsten alle erfindliche Ehre anthaten. Sie hatten einen Befehl von ihm erpresset, den *Qualpopoca* in Verhaft

Verhaft zu nehmen; damit er dadurch zu erkennen geben möchte, daß er an dieses Hauptmans Verbrechen keinen Antheil habe. Da er nun außer Stande lebte, etwas abzuschlagen; so hatte er den verlangten Befehl abgehen lassen, und zweien Tage darauf wurde dieser unglückselige Officier gefänglich eingebracht.

§. 67. Cortez lies ihn zu dem Kaiser führen, dieser aber schickte ihn wieder zurück, und stellte dem Cortez frey, mit ihm zu handeln, wie es ihn gut dünkte. Er wurde demnach gleich auf die Tortur gebracht, und er gab anfänglich die ausgeübte That für seine eigene aus; als er aber sahe, daß ihm der Proceß gemacht werden sollte, so rechtfertigte er sich, und schob alle Schuld auf den Moteczuma, dessen Willen er blos hierunter befolget hätte. Cortez wolte alle Gelegenheit vermeiden, mit dem Kaiser zu brechen; daher legte er diesem Officier aufs neue zur Last, daß er den Ruhm seines Landesherren durch eine falsche Beschuldigung verdunkeln wolte, und beschlos seine Hinrichtung. Er verlangte auch, daß diese öffentlich geschehen sollte; damit nun selbige desto ungehinderter vor sich gehen möchte, so lies er dem Moteczuma die Fesseln anlegen. Dieser unglückselige Monarche wurde durch diese Beschimpfung dergestalt betroffen, daß er nicht den geringsten Widerstand thun konnte. So bald die Execution war vollstreckt worden, kam Cortez wieder zu dem Kaiser, nahm ihm die Fesseln ab, und erwies ihm alle schuldige Ehrenbezeugung; ja er erbot sich auch, ihn wieder in seinen Pallast zurück zu führen. Der Kaiser aber, der dieses vielleicht für einen Falstrick halten mochte, antwortete, daß er bey ihm bleiben wolte: Denn wenn ich, sagte er, in meinem Pallaste wäre, so möchten mir meine Unterthanen so lange zusehen, bis ich mich an ihre Spitze stellte, und sie wider euch anführte; es erfordert also eure Sicherheit, daß ich ferner bey euch bleibe. Alle die, so ihn bisher bewachen mußten, wurden zurück genommen; dem ungeachtet aber hatte man doch ein wachsames Auge auf ihn. Es stund ihm frey, hin zu gehen wohin es ihm beliebte: und weil er nun ein freiwilliger Gefangener war, so kam er allezeit in der Spanier Pallast zurück. Man erhielt auch von ihm, daß er keine Menschenopfer an den Festtagen mehr brachte; und es war bereits einige Zeit verstrichen, worin man sich keines Menschenfleisches auf seiner Tafel bedienet hatte. Cortez, der täglich mit ihm sprach, erkundigte sich nach der Beschaffenheit des Landes; und seine Neubegierde über viele Seltenheiten dieses weitläufigen Reiches und der dazu gehörigen Landschaften, wurde auch hinreichend vergnügt: ja es fanden sich auch einige Spanier, die einen Theil desselben unter dem Schutze des Kaisers durchstreichen.

§. 68. Es wurde eine von dem Taciken zu Tezeuco, Tacumazin, einem Neffen des Kaisers, gemachte Verschwörung entdeckt, und durch die Absetzung des Oberhauptes von seinen Ehrenämtern bestraft. Ja der Kaiser gab ihm so gar zu vernemen, daß er ihm blos auf Vorschlag des Cortez das Leben schenkte. Unterdessen aber, da der General täglich neue Freundschaftsbezeugungen von dem Moteczuma erhielt; so wurde er wegen gewisser Maasregeln, die der letztere nahm, in ziemliche Verlegenheit gesetzt.

Verschwörung wider den Cortez wird von dem Moteczuma bestraft.

1520.

§. 69. Er versamlete nemlich die Reichsstände, und hielt in ihrer Gegenwart eine Rede, darinnen er ihnen mit wenig Worten den Ursprung des Reichs Mexico, und die ungemeinen Thaten des ersten Kaisers des Quezalcoal, benebst der Prophezeiung, die er ihnen zu der Zeit hinterlassen, als er zu Eroberung der gegen Morgen belegenen Länder aufgebrochen, vorhielt, vermöge welcher seine Abkömmlinge eines Tages wieder kommen, und Mexico beherrschen würden. Diesem fügte er hinzu, daß der König von Spanien, Beherrscher der Morgenländer, ein rechtmäßiger Nachfolger des Quezalcoal wäre; daher

Moteczuma erklärt sich für einen Vassallen des Königs in Spanien.



sie insgesamt in der Person dieses Prinzen das unstreitige Erbsolgerrecht erkennen sollten: und wenn er, anstat daß er einen Gesandten geschickt, selbst erschienen wäre; so würde er, der jezo mit ihnen redete, nicht ermangelt haben, ihm so fort Thron und Reich abzutreten. Er wäre daher schlußig worden, diesem Monarchen Gehorsam zu leisten, und ihm das beste Kleinod seines Schazes zu übersenden; zugleich wolle er seine Landstände hierdurch ermanet haben, seinem Beispiele zu folgen. Cortez, der gegenwärtig war, vermerkte, wie viel Gewalt sich der Kaiser anthat, als er sich für einen Vasallen erklärte; daher verlangte er zu reden, und sagte: daß die Absicht seines Königes keinesweges dahin abziele, den Kaiser seiner Würde zu entsezen, noch etwas in dem Reiche zu ändern, sondern er würde sich blos damit begnügen lassen, daß man seine gerechten Ansprüche erkenne; und daß der vorher verkündigte Fal sich erst nach einiger Zeit zutragen würde, indem sein Monarch sich anjezo mit Eroberung anderer Länder bereits beschäftigte. Durch diese Versicherung bekam Motezuma wieder einen Muth. Die versamleten Landstände unterwarfen sich seinem Willen; der König von Spanien wurde noch desselben Tages als erblicher Nachfolger des mericanischen Reichs, durch eine feierliche Acte erklärt, und Motezuma legte nach der mericanischen Landesart die Huldigung und den Eid der Treue ab. Die Geschenke wurden angeschaffet und dem Cortez zugestellt, welchem der Kaiser zu verstehen gab, daß seine Gesandtschaft nunmehr geendiget wäre, und es also Zeit seyn würde, auf seine Rückreise bedacht zu seyn. Der General, der über diese Bitte ziemlich bestrizt wurde, erwälete den klügsten Weg, und sagte, daß er bereit wäre zu gehorsamen; die größte Schwierigkeit aber bestünde darin, daß er keine Schiffe habe, indem die seini- gen nicht mehr vorhanden wären. Als bald lies ihm der Kaiser so viel Arbeitsleute zusitren, als er nötig hatte, und Cortez trug einem Zimmerman von seiner Mannschaft öffentlich auf, die Erbauung einer neuen Flotte anzufangen; insgeheim aber befal er ihm, sich nicht zu übereilen, damit er einen Vorwand haben konte, seine Abreise zu verzögern. Er schmeichelte sich damit, daß während dieses Aufschubs die beiden Hauptleute, Porto-Carrero und Montejo, vielleicht aus Europa zurückkommen, und ihm Verstärkung mitbringen würden; oder, daß sich wol etwan ein unvermuteter Vorfal ereignen könnte, der ihm einige Ursachen, seine Reise zu verzögern, an die Hand geben möchte.

Eine flotte  
kommt nach  
Neuspanien.

§. 70. Da nun an Aufbaung einer neuen Flotte dergestalt gearbeitet wurde, so lies Motezuma den Cortez einsmals zu sich bitten, und zeigte ihm ein Gemälde, so er eben erhalten. Dieses bildete eine Flotte von achtzehn fremden Schiffen ab, die sich an der Küste von Ulua sehen lassen. Zugleich sagte er, daß, da nunmehr Schiffe von seiner Nation angelanger wären, es der Erbauung neuer nicht bedürfe. Cortez antwortete: wenn es spanische Schiffe seyn solten, so würde er gar bald Nachricht davon erhalten. Er erfur auch wirklich durch Briefe von Vera Cruz bald hernach, daß diese Flotte auf des Velasquez Befel ausgelaufen sey; und achthundert Spanier am Bord, und Befel habe, seinen Eroberungen Einhalt zu thun.

Umstände des  
Velasquez.

§. 71. Wegen das Ende des 15ten Jahres hatte Velasquez Briefe von seinem Capellan erhalten, der beständig dem Hofe folgte; worin ihm war benachrichtiget worden, daß das Patent als Adelantado ausgefertigt sey: und seine Gewalt erstreckte sich kraft dieses Amts nicht nur über die ganze Insel Cuba, sondern auch über alle durch seine Veran- staltung und unter seiner Aufsicht annoch zu entdeckende und zu erobernde Lande; ins- besondere aber könne er sich des Schuzes des Bischofes Fonseca getrüsten. Zugleich  
aber

aber, war mit angefühet, daß Portocarrero und Monteso bey Hofe angelanget wären, welche viel Gold und angenehme Nachrichten aus Mexico mitgebracht, und dem Könige dadurch eine besondere Freude verursacht hätten: der Bischof thate zwar sein möglichstes, den Cortez vor einen Rebellen auszugeben, der gestraft zu werden verdienete; er könne aber nicht gut dafür seyn, ob er dem Könige die guten Meinungen, die er aus der Hoffnung einer so nughbaren Eroberung zum Vortheil des Generals gefasset, würde benemen, und die Neigungen aller Stände des Königreichs überwiegen können, welche insgesamt den Muth und die kluge Aufführung eines Mannes bis an den Himmel erhoben, der viel zu glücklich wäre, als daß er vor straffällig angesehen werden sollte.

§. 72. Die Nachrichten erregten in des Velasquez Gemüte ganz widrige Wirkungen, die aber alle dahin ausliefen, ihn zu dem Entschlusse zu bewegen, alles mögliche anzuwenden, daß er von einem Undankbaren Genugthuung erhalten möchte, welcher, da er ihm alles, was er sey, zu danken habe, im Begriff stünde, ihm allen Ruhm und alle Früchte des größesten Unternehmens, welches bisher in der neuen Welt war versucht worden, zu entziehen, wenn er ihn nicht in Zeiten daran verhinderte. Von diesen Gedanken gänzlich eingenommen, durchstrich er die ganze Insel Cuba, und suchte sowol dem Adel, als dem gemeinen Volke seine Meinungen gleichfalls beizubringen; oder doch wenigstens ein Verlangen bey ihnen zu erwecken, mit des Cortez Armee die Schätze von Neuspanien, benebst der Ehre, zu theilen, und eine so schöne Krone denen übrigen, womit ihr Monarch bereits geschmücket war, beizufügen. Velasquez ward gelieber, und das, was er in Vorschlag brachte, hatte nichts unmögliches in sich; überdem schonete er weder Ansehen noch Geschenke. Er kam also mit seinem Vorhaben zu Stande, brachte in kurzer Zeit eine der ansehnlichsten Armeen zusammen; und konte die zahlreichste Flotte ausrüsten, dergleichen noch nie aus einem Hafen Indiens ausgelaufen war. Anfänglich hatte Velasquez sich vorgenommen, sie selbst zu föhren; hernachmals aber änderte er seinen Vorsatz, und wählte den Pamphil von Narvaez, welcher seit Kurzen aus Spanien zurück gekommen, zum General. Dieses war ein alter Kriegesman, der sich in Indien einen grossen Namen erworben, und dessen Zuneigung zu dem Gouverneur hinlänglich bekant war. Er ernennete ihn zu seinem lieutenant; und empfal ihn insbesondere, nichts zu verabsäumen, wodurch er sich des Cortez Person bemächtigen könnte, diesen unter einer starken Bewachung zu ihm zu senden, das Commando beider Armeen sodann zu übernehmen, die bereits angefangnen Eroberungen fortzusetzen, und daselbst benebst der Oberherrschaft des Königes auch die Gerechtsame des Adelantaden von Cuba zu befestigen.

§. 73. Die königliche Audiencz zu S. Domingo erhielt gar bald von des Velasquez Zubereitungen Nachricht; daher ordnete sie so gleich den Auditor oder Richter der Audiencz, Lucas Vasquez von Allion ab, der ihn vermögen sollte, seine Zwißigkeit zur Entscheidung der königlichen Audiencz zu überlassen: zugleich war ihm Befehl ertheilet worden, weder gute Worte noch Drohungen zu sparen, damit er ihn von einem Unternehmen abhalten möchte, welches, es falle auch aus, wie es wolle, ihm ohnfelbar des Königes Ungnade zuwege bringen würde; ihm auch seinen unvermeidlichen Untergang und die Schande vorzuhalten, die er auf sich laden würde, wenn er zu Sättigung seiner Begierden in Indien ein Feuer anzündete, welches vielleicht alle spanische Colonien verzehren könnte: und wenn alle diese Vorhaltungen keinen Eingang finden sollten, ihm bey Strafe des Ungehorsams, und als ein Aufrihrer angesehen zu werden, die Einstellung seines Vorhabens anzubefehlen. Vasquez richtete seinen erhaltenen Befehl pünctlich aus; er konte

Seine angerathene Bemühung zu des Cortez nachtheil.

Die königliche Audiencz wird derselben sich.



aber bey einem Manne nichts ausrichten, der Kraft seiner neuen Würde als Adelantado keinen Oberherrn in der neuen Welt erkennen wolte. Die Flotte gieng also im Monat April 1520 unter Segel. Der Auditor stieg mit zu Schiffe in der Absicht, daß wenn er es blos mit dem Narvaez zu thun haben würde, er mit diesem bald fertig zu werden vermeinte. Dieses war nun eben die Flotte, dessen Ankunft dem Motezuma hinterbracht worden, und davon die Nachricht dem Cortez so viel Sorge und Bekümmernis verursachte.

Narvaez ge-  
het nach Neu-  
spanien.

§. 74. Narvaez langete in wenig Tagen auf der Rhede bey Ulua an, und schickte einige Soldaten ans Land, welche die Gegend erforschen solten. Diese trafen einige Spanier an, welche sie mit sich führten. Nach demjenigen, was er aus ihnen bringen können, wolte er mit Sandoval, der dem Escalante in der Befelshaberstelle von Vera Cruz gefolget, Handlung pflegen; und schickte zu dem Ende einen Priester, Namens Johan Ruiz von Guevara, einen zwar verschlagenen, dabey aber hitzigen und groben Mann, an ihn ab. Ein Notarius und drey Soldaten, die als Zeugen dienen solten, begleiteten ihn, damit, im Fal Sandoval sich weigern solte, den Platz an den Narvaez abzutreten, die Sache rechtlicher Art nach tractiret werden könnte.

Betragen des  
Priesters  
Guevara.

§. 75. Guevara wies zuerst seinen Beglaubigungsbrief, und redete bey Ausrichtung seines Geschäftes sehr anzüglich von dem Cortez. Sandoval, der mit genauer Noth seine Empfindlichkeit verbergen konnte, antwortete ihm ganz vernünftig, daß Narvaez sein Freund und ein so getreuer Unterthan des Königes sey, daß alle seine Absichten zu nichts anders, als zum Vortheil ihres Monarchen, abzielen könnten: da nun die jetzigen Umstände der Eroberung erforderten, daß Narvaez seine Armee mit Cortez Manschaft vereinigte, und diesen glücklichen Anfang vollends erwünscht beendigen hülfe; so würde er hierunter seine Pflicht von selbst zu beobachten wissen: solte aber Narvaez aus Eigennuß oder aus Nachbegierde eines andern, etwas wider den Cortez unternehmen; so würde er, der mit ihm rede, nebst der ganzen Besatzung dieses Places viel lieber das Leben verlieren, als eine so schandbare That, wozu ihn Guevara verleiten wolte, begehen.

Standhaftig-  
keit des San-  
dovals.

§. 76. Der Priester stuchte bey dieser Antwort, stieß wider den Cortez sehr beleidigende Worte aus, und befal dem Notario, seine Andeutung zu thun. Es wurde ihm aber schlechter Gehorsam geleistet. Denn Sandoval sagte dem Notario gerade unter die Augen, daß er ihn augenblicklich aufhängen lassen würde, wosfern er sich unterstünde, ihm eine andre als königliche Ordre zu eröffnen. Er lies sie auch zugleich in'sgesamt in Verhaft nehmen, und übersendete sie nebst einem Briefe unter einer Bedeckung an den Cortez. Narvaez stieg mit seiner Armee ans Land, und rückte auf die Anleitung einiger Spanier, die entweder aus Furcht, oder aus übler Gesinnung gegen ihren General, ihm die Einwohner angezeigt, die Cortez auf seine Seite zu bringen gewußt, gerade vor Tempoala.

Cortez verlez-  
genheit.

§. 77. Da unterdessen Cortez von allen diesen Umständen Nachricht erhalten, so geriet er in eine desto grössere Verlegenheit, weil er nötig crachtete, dem Motezuma die wahrhaften Absichten der neuen Ankömmlinge zu verbergen, auf der andern Seite aber seiner eigenen Manschaft wider einen weit stärkern Feind einen Muth einzufößen; webey er die mehresten Schwierigkeiten antraf, sie durch überzeugende Bewegungsgründe auf seiner Seite getreu zu behalten. Er lies dem Kaiser wissen, daß es ohne Zweifel eine neue Gesandtschaft wäre, die seinen bereits beschehenen Antrag unterstützen solten; weil aber seine Unterhandlung beendiget worden, so wolte er ihnen davon Nachricht geben, und mit

mit selbigen wieder absegeln. Zu seinen Soldaten aber sagte er, daß Narvaez sein Freund sey, und daß der Himmel ihnen durch diesen eine neue Verstärkung zugesüret hätte. Denn er zweifelte nicht, daß die, so dem Ansehen nach als Feinde anlangten, gar bald ihre Cameraden werden würden.

§. 78. Während der Zeit, da er sich auf den Beistand seiner Bundesgenossen Recht, Seine Flug-  
nung machte, die er ersucht hatte, ihm einige Völker zu einem gewissen Unternehmen, das er ihnen vor der Hand noch verschwieg, zu überlassen, langten die Gefangnen an. Cortez lies diesen sogleich die Fesseln abnehmen, liebkosete den Guevara, beschenkte ihn, und lies ihn bey den Freundschaftserweisungen, womit er von dem Motezuma beehrt wurde, und von der Hochachtung, die die Mexicaner vor ihm hegeten, einen Zeugen seyn. Die Spanier wurden ebenfalls mit vieler Höflichkeit überhäufet, und Cortez gab ihnen zu vernemen, daß ihm des Narvaez Ankunft überaus angenehm sey, weil er sich aus ihrer alten Freundschaft viel gutes versprache: und als er sie nun durch vernünftige Gründe überredet und durch Geschenke gewonnen hatte, sendete er sie nach Ablauf einiger Tage wieder zurück, und war versichert, daß seine an ihnen bewiesene Freundschaft nicht vergeblich angewendet seyn würde. Er gab ihnen auch Briefe an den Narvaez mit, darin er ihm seine erlangten Vortheile beschrieb; und ihm zugleich ermeldete, daß alles genis wieder verloren gehen würde, wenn die Mexicaner, als ein schlaues und kriegerisches Volk, eine Mißthelligkeit unter den Spaniern vermerken solten. Der Schlus war endlich dieser, daß es zu Vermeidung aller Zwistigkeiten dienlich seyn würde, daß ihm Narvaez seine Ordre wies: denn wenn er selbige unmittelbar von dem Könige bekommen, so wäre er bereit, ihm vollkommen Gehorsam zu leisten, und ihm den Commandostab und seine unter sich habende Völker sogleich zu überlassen: sollte der Befehl aber blos vom Velasquez herrühren, so läge ihnen beiderseits ob, wohl zu überlegen, wie viel sie Gefar laufen würden, indem der Vortheil des Landesherrn allemal vor den Eigennuß eines Unterthanen den Vorzug behalten müste. Seine Absicht wäre, dem Velasquez alle Kosten, die er zu seiner ersten Reise vorgeschossen, nicht nur wieder zu erstatten, sondern auch alle Reichthümer und Ehre dieser Eroberung mit ihm zu theilen. Damit aber seine letzten Worte nicht etwan als eine Wirkung der Furcht angesehen werden möchten, so fügte er einige lebhaftere Ausdrücke hinzu: und schlos damit, daß er anführte, die Ursache, warum er sich vernünftiger Bewegungsgründe bediene, sey nicht etwan diese, als ob es ihm an Mitteln ermangle, einen nachdrücklichen Widerstand zu thun; denn er könne versichern, daß, wenn er gezwungen würde, sein Recht durch Gewalt zu behaupten, er sich im Stande befände, solches nachdrücklich zu bewerkstelligen; sondern er wolle nur allen widrigen Folgerungen, so viel an ihm läge, vorbeugen.

§. 79. Narvaez war zu Zempoala von dem Caciken empfangen worden, der Narvaez un-  
aus Ermangelung eines Dolmetschers glaubte, daß er eine Verstärkung für den Cortez besonnenheit.  
seinen Freund überbrächte; jedoch, sowol er als seine Unterthanen empfanden den Unterscheid gar bald. Narvaez war nebst seiner Manschaft eine Art von Streiferey gewonet, die man zu Hispaniola und Cuba an denen zu Sclaven gemachten Indianern ausübete; daher glaubten sie, auch in Neuspanien ein gleichmäßiges Recht zu haben. Als nun Guevara wieder bey dem Narvaez anlangete, so erhub er die Günstbezeugungen, Grosmuth und das liebeiche Betragen dieses Generals bis an den Himmel, dadurch aber machte er sich bey dem Narvaez so misfällig, daß er ihn von sich sties. Der Priester schwieg dem ungeachtet nicht; er fand häufige Zuhörer, und die Beschreibung, welche er



von des Cortez Verdiensten gemachet, hatten bey denen Soldaten einen solchen Eindruck, der verschiedene Folgerungen nach sich zog. Endlich langte auch der Pater Olmedo, der von dem Cortez abgesendet war, an. Narvaez wurde über die Vorschläge, die ihm dieser that, noch mehr aufgebracht, und besal dem Ausrufer, den Krieg mit Feuer und Schwerdt wider den Cortez bekant zu machen. Der Auditor Vasquez, welcher ihn bis jezo noch nicht verlassen hatte, legte diesem Ausrufer aber ein Stillschweigen auf, sprach nunmehr im Namen der königlichen Audienz mit dem Narvaez, und deutete ihm an, sich bey Lebensstrafe nicht von Tempooala wegzubegeben, auch die Waffen nicht anders als mit Genuehmhaltung der Armee zu führen. Hier übte Narvaez einen unbesonnenen Streich aus, der ihm aber sehr zum Nachtheil gereichte; er lies nemlich den Vasquez in Verhaft nehmen, ihn auf ein Schif bringen, und war entschlossen, ihn nach Cuba zurück zu senden. Vasquez aber wußte den Hauptman der Caravelle so geschickt zu überreden, daß er ihn nach S. Domingo fürete, woselbst die königliche Audienz über dieses Verfahren theils bestürzt, theils heftig erbittert wurde.

Cortez wil  
dem Motezu-  
ma seine be-  
kümmernis  
verbergen.

§. 80. Als nun der Pater Olmedo wieder zurück nach Mexico kam, so legte er von seiner Berrichtung Rechenschaft ab. Der General hielt nunmehr vor dienlich abzureisen, zuvor aber wolte er dem Motezuma durch einige sinreiche Ursachen die wahre Beschaffenheit verbergen. Er wunderte sich aber nicht wenig, als er ihn von allem, was bisher zwischen ihm und dem Narvaez vorgefallen, bey nahe völlig unterrichtet fand. Deshalb entschlos er sich kurz, und sagte zum Kaiser, daß der neu angekomme, der Lieutenant eines übel benachrichtigten Gouverneurs sey, der, weil er sich in einer vom Hofe entfernten Landschaft aufhielt, die wahren Entschliessungen des Landesherrn nicht wissen können, sich eingebildet, daß die Verwaltung der Stelle eines Abgesandten ihm gebüre; diese vorgefaßte Meinung aber solte sich gar bald legen, wenn er dem Lieutenant seine Vollmacht zeigte, nach welcher er befugt wäre, allen Hauptleuten und Soldaten, die diese Küste betreten würden, Befehle zu ertheilen: Er wolte also, ehe dieser Officier sich weiter auslassen möchte, zu Tempooala selbst mit ihm sprechen, und seiner Mannschaft anzeigen, das Kaisertum Mexico zu verschonen, indem es sich unter dem Schutze des Königes, seines Herren, befände. Motezuma, dem die Unordnungen, so diese Völker zu Tempooala angerichtet, nicht unbekant waren, freute sich sehr, den Cortez geneigt zu sehen, dergleichen Gäste zurück zu halten. Er war auch erbötig, ihm Völker mit zu geben, welche die Ankömmlinge, deren feindseliges Beginnen ihm bekant geworden, vertreiben helfen sollten. Dieser Herr hatte bereits die Spanier lieb gewonnen. Er lies ihnen alle Rechte und Ehre des Throns widerfahren: und da er nicht zweifeln durfte, unter seinen eignen Unterthanen viel Feinde zu haben, so fürchtete er sich zu der Zeit, da die Spanier auf seiner Seite waren, desto weniger vor ihnen. Als er auch nach abgelegter Huldigung dem Cortez angeraten, sich nunmehr wieder nach Hause zu wenden, und sahe, daß der General eine völlige Neigung, ihm zu gehorsamen, blicken lies; so sagte er zu ihm, daß er mit seiner Bereitwilligkeit zufrieden wäre, daher brauchte er seine Abreise nicht zu übereilen.

Reiset von  
Mexico und  
läßt Petern  
von Alvarado  
zurück.

§. 81. Als Cortez Mexico verlies, lies er achtzig Spanier unter dem Commando Peters von Alvarado zurück, welcher bey dem Kaiser in besondern Gnaden stand. Er empfahl diesem Hauptmanne, dem Kaiser die Art der Freiheit zu lassen, die ihn verhinderte zu glauben, daß er ein Gefangner sey; nur solte er so viel beobachten, daß er mit seinen Unterthanen keinen Complot machen möchte. Zugleich lies er auch den Schatz des Köni-

Königes von Spanien und alle Güter der Privatpersonen in seiner Verwahrung; er befahl auch den Soldaten, ihrem Hauptmanne zu gehorsamen, und vor dem Kaiser mehr Respect und Ehrfurcht als jemals zu haben. Zu eben der Zeit lies er auch den Sandoval wissen, Vera Cruz, woselbst er in Besatzung lag, den Indianern zu überlassen, und mit aller seiner Mannschaft an einem gewissen Orte, welchen er ihm bezeichnete, zu ihm zu stoßen. Nunmehr machte er sich auf den Weg nach Tempoala, und vereinigte sich mit dem Sandoval. Er bedienete sich zwar noch der Unterhandlung; er hatte aber mit einem Manne zu thun, der von dem Vorzuge, den er durch des Gouverneurs von Cuba Befehle und durch eine Ueberlegenheit erhalten zu haben glaubte, sehr eingenommen war. Daher sie endlich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen ins Handgemenge gerieten.

§. 82. Narvaez wurde gefangen genommen, und Cortez lies ihn nach Vera Cruz bringen, machte sich auch die Armee seines Feindes zu Nutze, welche, wie er vorher gesagt hatte, sich unter seine Fahnen stellte. Er lies Masten, Segel und Tauwerke der Flotte, die Narvaez geführt hatte, nach Tempoala bringen; nachher schickte er seine Bundesgenossen, die ihm zu Hülfe gekommen waren, wieder nach Hause. Alle benachbarten Taciken stellten sich ein, und wünschten ihm Glück zum Siege, den er über solche Leute erfochten, deren üble Aufführung die ganze Nachbarschaft aufstößig gemacht.

Des Alvarado Schicksal, den er zu Mexico gelassen, beunruhigte ihn; daher hatte er ein heftiges Verlangen, dahin zurück zu kehren. Auf der andern Seite gestattete die Klugheit nicht, sich mit der ganzen Armee dahin zu begeben; denn dadurch würden die Mexicaner schwierig geworden seyn. Er wolte also Johan Velasquez von Leon mit zwey hundert Mann nach Panuco senden, sich dieser Landschaft zu bemächtigen; und Ordaz sollte mit einer gleichmäßigen Anzahl in der Landschaft Guazacoalco festen Fuß fassen; er selbst aber behielt nur sechs hundert Spanier vor sich, welche Anzahl ihm hinlänglich genug zu seyn schien.

§. 83. Diese Anordnung aber wurde durch einen eingelaufenen Brief geändert. Cortez wird Alvarado benachrichtigte ihn in selbigem, daß die Mexicaner wider des Motezuma Willen, als der nicht aus seinem Pallast käme, die Waffen ergriffen hätten. Der Spanier, der diesen Brief überbrachte, war von einem Gesandten des Kaisers, an den Cortez begleitet, der ihm versichern mußte, daß er an der Meuterey seiner Unterthanen keinen Theil nähme, und den Alvarado nicht verlassen würde. Er bat also den General, sich je eher je lieber einzufinden, und die seinigen aus der Gefahr zu erretten.

§. 84. Cortez setzte den Roderig Rangel zu Vera Cruz zu des Sandovals Lieutenant, dessen Klugheit ihn wegen der Gefangenen sicher stellte. Der Gouverneur Sandoval aber folgte ihm. Er lies die nöthige Besatzung und einige Soldaten zu Verwahrung der Schiffe zurück, hielt über die übrige Mannschaft die Musterung, und befand selbige auf tausend Mann Fußvolk und hundert Reuter stark. Diese mußten verschiedene Wege nehmen, damit sie die Bundesgenossen, bey denen sie durch mußten, nicht alzu sehr beschweren möchten, sie stießen aber den 17 Junii bey Tlascala wieder zusammen. Diese Republik, die ein vor allemal das mexicanische Joch abschütteln wolte, war entschlossen, ihm mit aller möglichst aufzubringenden Mannschaft folgen zu lassen. Er nahm aber nur zwey tausend auserlesene Leute davon zu sich, die er zu den Temporalen that, welche ihn begleiteten, und eilte nunmehr nach Mexico, woselbst ihn die Aufrührer ohne Schwierigkeit einließen; indem sie glaubten, daß wenn sie sämtliche Spanier in der Stadt erst beyammen haben würden, sie desto leichter mit ihnen fertig werden könnten.



Sie giengen ohne Widerstand über die Dämme, und kamen am Tage S. Jacobi in das spanische Quartier, woselbst sie Alvarado an der Thüre empfing. Die Freude von beiden Seiten, sich einander wieder zu sehen, war unbeschreiblich. Motezuma kam selbst bis in den ersten Hof, mit einer solchen Zufriedenheit, die über seine Majestät den Vorzug erhielt. Er merkte wol, daß seine Unterthanen ungehorsam geworden waren: und da sie sich durch allerley Vorgesetzte, die sich der obersten Gewalt unvermerkt angemasset, lenken lassen, und daher seinen Befehlen keine Folge mehr geleistet wurde; so sahe er des Generals Zurückkunft und seine mitgebrachte Verstärkung als ein erwünschtes Mittel an, das ihm zu rechter Zeit zu Dämpfung des Aufrurs dargeboten ward.

Der aufstand  
wird fortgefüh-  
ret.

S. 85. Cortez wolte einen Versuch thun, ob er sie mit Güte wieder zurück bringen könnte. Seine Bemühungen aber waren vergeblich, er mußte also zum Gewehr greifen. Er wurde auch in kurzer Zeit in seinem Pallaste durch eine unzählige Menge der Feinde belagert. Alle Tage geschahen Ausfälle, und fast in allen Strassen mußte eine Schlacht geliefert werden. Ohngeachtet des unbeschreiblichen Miegels, fanden sie sich dennoch allezeit zu tausenden wieder ein. Und ihre Wuth war eine Folge der Unbesonnenheit, die Alvarado bewiesen hatte.

Ursprung die-  
ser Wuth.

S. 86. Es waren nemlich die Mexicaner gewont, fast täglich Lustbarkeiten und Tänze zu halten, wobey eine ungemeine Ausschweifung herrschete. Einige Borneme redeten unter sich ab, sich die Zeit dieser Feste zu Nuzen zu machen, um ihre spanischen Gäste los zu werden, während der Zeit dieselben auf diese Schwärmereien aufmerksam seyn würden. Dieser Entwurf wurde kurz nach des Cortez Abreise gemacht. Alvarado, der Befehl bekommen, mit den Mexicanern behutsam umzugehen, vermerkte ein kaltsinniges und unruhiges Betragen an ihnen, so er bisher nicht gewonet gewesen; und etwas geheimnisvolles und verrätherisches, so ihnen aus den Augen sahe, erregte bey ihm einen starken Verdacht. Er erkur, daß Zusammenkünfte gehalten wurden, und entdeckte endlich alle Umstände der ganzen Verschwörung. Als nun die Verschwornen einen gewissen Tag zu Ausführung ihres Vorhabens fest gesetzt hatten, wurde ihm solches des Morgens angezeigt, und dabey gemeldet, daß sie die Nacht zuvor ihre Waffen nahe bey einem Tempel verborgen hätten. Er nahm also seine Maasregeln dergestalt, daß er die Zusammenverschworne beim Anfange des Dags angriff, ohne ihnen Zeit zu lassen, sich nach ihrem Gewehr umzusehen. Es wurden dabey viele getödtet und verwundet. Was aber den Spaniern den meisten Tord that, war dieses, daß die Soldaten alzu emsig waren, die Gerödeten zu plündern, und ihnen ihren goldnen Schmuck, womit sie sich des Festes halber gepußet hatten, abzunehmen. Ihre und des Alvarado Feinde gaben also dieses, vor eine blos der Plünderung halber unternommene That aus. Die Klugheit erforderte, daß Alvarado sich einiger der Bornemsten bemächtigte, und die versteckten Waffen zu sich nahm, die Strafbaren aber wohl verwarete, damit sie entweder von dem Motezuma bestraft werden, oder bis zu des Cortez Zurückkunft als Geißel zu seiner Sicherheit dienen möchten. Inzwischen war der Fehler begangen, und dieser Uebersal hatte den Adel, oder besser zu sagen das ganze Reich, und zwar auf eine solche Weise aufgewiegelt, daß man keine Hoffnung zu einem Hülfsmittel übrig behielt.

Die Spanier  
werden samt  
dem Kaiser in  
ihrem Pallast  
belagert.

S. 87. Das spanische Quartier wurde von allen Seiten heftig angegriffen. Motezuma beobachtete bey dieser Gelegenheit die Pflichten eines Freundes, und verabsäumte nichts, diesen Aufstand zu stillen. Cortez that verschiedene Ausfälle, wobey auch verschiedene Treffen geliefert werden mußten; denn in jedweder Strasse fanden sich neue Feinde,

Feinde, die insgesamt Stand hielten, und durch Verschanzungen den Spaniern den Rückweg schwer machten. Es waren nun nicht mehr diejenigen Mexicaner, die sich vor den castilianischen Waffen fürchteten; sondern es war ein solcher Muth, Blutbegierde und Wuth nunmehr bey ihnen eingerissen, welchem Cortez nicht alzu lange würde haben widerstehen können. Moteczuma hatte sein Ansehen verloren. Als er nun die zu Wiederherstellung der Ruhe dienliche Mittel reiflich erwogen, so fand er kein anderes, als des Cortez und der Spanier Abreise, und entdeckte ihnen seine Meinung. Cortez aber antwortete, daß er nicht eher von dannen weichen würde, bis die Aufrührer die Waffen nieder gelegt, und er nicht ferner besorgen dürfte, daß sie den ihrem Kaiser schuldigen Respect aus den Augen setzen würden. Geschähe dieses nun, so wäre er erbbüßig, ohne den geringsten Verzug aufzubrechen. Moteczuma war über diese Antwort ungemein erschreckt; als sie nun eben davon sprachen, gieng der Term im ganzen Quartiere aufs neue an. Cortez eilte an den Ort, wo Gefar vorhanden zu seyn schien, und traf die Soldaten in Begriff an, einen Sturm zurück zu treiben, der an allen Ecken des Pallastes zugleich vorgenommen wurde. Er hatte hier alle seine Klugheit und die Tapferkeit seiner Soldaten am nötigsten, damit er theils sich an den Orten, wo es nötig war, befinden, theils auch die rasende Menge der Anfallenden, hemmen möchte, welche ihr Leben nicht achteten, wenn sie nur zugleich die Spanier zu Grunde richteten.

§. 88. Moteczuma lies dem Cortez wissen, daß sowol nach dem Ansehen der Umstände, als auch nach dem, was sie mit einander verabredet hatten, es gut seyn würde, daß er sich seinen Unterthanen oberwärts der Mauer zeigte, damit er denen unruhigsten nach Hause zu gehen, denen Vornehmen aber die Waffen abzulegen, und zu ihm zu kommen befelen könnte, auf daß beiderseitige Anforderungen angebracht und glücklich abgethan werden möchten. Cortez billigte diesen Vorschlag, und verhoffte, daß diese Anrede die Tolheit der Anfallenden in etwas hemmen und den Spaniern einige Ruhe verschaffen würde. Der Kaiser legte also seinen ganzen kaiserlichen Schmuck an, wie er sonst nur bey den solenneften Tagen zu thun pflegte. Mit dieser Pracht stieg er unter Begleitung des mexicanischen Adels, der ihm getreu verblieben war, auf einen erhabnen Ort, dem Hauptzugange gerade gegen über. Einer seiner Officier kündigte seine Ankunft an. Bey Nennung des kaiserlichen Namens ereignete sich eine allgemeine Stille. Der Kaiser erschien; einige der Aufrührer fielen auf die Knie, andre warfen sich gar der Länge nach auf die Erde. Moteczuma kehrte sich auf die Seite des Adels, rief einige bey Namen, und befahl ihnen, sich zu nähern. Hierauf hielt er eine Rede an sie, und stellte sich, als ob er die Ergreifung der Waffen blos ihrem Eifer vor seine Person zuschriebe; und sagte, daß sie ohne Zweifel ihm einen Dienst dadurch zu thun, und ihn aus der Gewalt der Spanier zu befreien suchen wolten, bey denen er sich doch freiwillig aufhielt. Darauf kündigte er ihnen dieser Fremdlinge Abreise an, bat sie, die Waffen nieder zu legen, und versprach ihnen, sodenn eine allgemeine Amnestie.

§. 89. Dieses waren für sie lauter fremde Redensarten. Denn dieser Herr war gewont, durch unwidersprechliche Befehle auf eine stolze Art mit ihnen zu reden, ohne sich die Mühe zu geben, seine Bewegungsgründe zu rechtfertigen. Einige von ihnen schämten sich, andre aber wurden durch ein Mitleiden gerührt: doch alle diese beiden Leidenenschaften machten der Raserey gar bald aufs neue Platz. Der Aufstand wurde weit stärker als zuvor, und es befanden sich Personen unter ihnen, die sich angelegen seyn ließen, daß Feuer immer mehr und mehr anzublasen. Die Wahl eines andern Kaisers

Moteczuma wil die Rebellen besänftigen.

Der aufstand vermehret sich und Moteczuma wird verwundet.



war bereits geschehen, und seit einigen Tagen merkte man in ihrer Art zu streiten eine gewisse Ordnung, woraus man mutmassen konnte, daß sie einen Anführer haben müßten. Das Geschrey und die Scheltworte wider den *Moteczuma* ließen sich aller Orten hören. Er mochte nun mit den Augen oder Händen winken, stille zu seyn, und ihn anzuhören, alles war vergeblich; vielmehr kam ein grausamer Pfeilhagel über die Erhöhung, wo er stand. Zween spanische Soldaten bedeckten ihn zwar mit ihren Schildern, sie konnten aber doch nicht verhindern, daß er nicht von einem getroffen und verwundet worden wäre; insbesondre aber traf ihn ein Stein an den Kopf dergestalt, daß er rückwärts hinfiel. Bey diesem Anblick verschwanden die *Mexicaner* mit einem verwirrten Schrecken, und man sah nunmehr nichts weiter, als eine fürchterliche Einsamkeit. *Cortez* wolte über einen Zufal fast verzweifeln, der ihm alle Gelegenheit zu einem Friedensmittel benam, wovon er sich viel versprochen hatte. Als der Kaiser zurück gebracht worden, und sich aus seiner Ohnmacht erholte hatte, verwarf er alle Hülfsmittel, und wolte durchaus seinen Tod beschleunigen. *Cortez*, dem die ernstlichen Folgerungen dieser Verwundung bekant gemacht waren, trachtete, ihn zum wenigsten dahin zu bewegen, daß er der Abgötterey entsagen möchte. Er konnte aber nichts von ihm erhalten, sondern *Moteczuma* starb als ein Götzendiener und Verzweifelter.

*Cortez* vor-  
schläge an die  
Rebellen.

§. 90. Die erste Sorge des Generals war nunmehr diese, alle Bediente des Kaisers zu versamlen. Unter diesen suchte er sechs der vornehmsten aus, worunter sich auch einige Opferpriester befanden, welche in den vorhergehenden Scharmüßeln waren eingebracht worden, und befahl ihnen, den Leichnam ihres Kaisers nach der Stadt zu bringen; zugleich legte er ihnen auf, denen Aufrührern von Seiten seiner zu sagen: Daß er ihnen den Leichnam ihres von ihnen selbst umgebrachten Kaisers hiermit übersende, und daß die Abscheulichkeit dieses Verbrechens seinen Waffen ein neues Recht gebe; indem dieser Prinz vor seinem Ende ihn verschiedentlich ersuchet, die Rache wegen dieses Königsmordes und die Bestrafung einer so entsetzlichen Verschwörung auf sich zu nehmen: weil er aber dieses Unglück als eine Wirkung einer viehischen Unbesonnenheit des gemeinen Pöbels ansehe, welches Vernünftige unter ihnen nicht billigen würden, so wolte er ihnen hierdurch den Frieden nochmals antragen: Sie möchten also Abgeordnete an ihn senden, mit welchen er des Schlusses halber Abrede nehmen könnte; im Fal sie aber sein Anerbieten ausschlugen, so würde er auf nichts als Rache und auf Zerstörung ihrer Stadt bedacht seyn: bis hieher habe die Ehrfurcht vor den Kaiser die Spanier in den Schranken der Vertheidigung gehalten, alsdenn aber würden sie einen wirklichen Krieg mit allen dessen schrecklichen Folgerungen zu erwarten haben. Sie hatten aber ihren Entschlus bereits gefasset, und einen andern Kaiser gewählt.

Des *Moteczuma* Leichenbegängnis.

§. 91. Inzwischen kündigten die Seufzer und Thränen das Begängnis ihres Kaisers, dessen Leichnam ihnen war ausgeantwortet worden, an. Sie trugen selbigen den folgenden Tag bey Aufgang der Sonnen auf den Berg *Chapultepecke* mit grossem Pomp. Dieses war der Ort, wo sie die Feierlichkeiten der Beerdigung ihrer Landesherren begingen, und ihre Leichname aufhuben. Zween Söhne des *Moteczuma* blieben bey dem *Cortez* zurück, und verloren nachmals bey seinem Rückzuge ihr Leben. Ein anderer wurde ein Christe, und *D. Pedro* von *Moteczuma* genennet. Die Königin, seine Frau Mutter, folgte seinem Belspiele und bekam den Namen *Donna Maria Niagua* Suchtil.

*D. Pe,*

**D. Pedro** ward von dem Könige in Spanien sehr gnädig aufgenommen, der ihm schöne Güter schenkte, und die Würde eines Grafen von **Moteczuma** beilegte. Zwo bis drey Töchter dieses Monarchen nahmen den christlichen Glauben an, und wurden an Spanier verheirathet. Die drey Tage über, welche zwischen des **Moteczuma** Verwundung und Tod verfloßen, machten die Mexicaner eben keine sonderliche Bewegung; des folgenden Tages aber nach seiner Beerdigung, erschienen sie mit grösserer Macht und Ordnung, als zuvor. Sie hatten den **Querlavaca**, **Caciken** von **Izacpelaja** und zweiten Wahlfürsten, gekrönt. Er regierete aber nur wenige Tage, und bekam den Prinz **Guatimozin**, einen kriegerischen Herrn, zum Nachfolger.

**§. 92.** Der Aufgang der Sonne entdeckte den Spaniern alle Strassen um ihr Quartier mit einer fast unzähligen Menge bewaffneter Indianer besetzt, welche den Thurm eines Tempels inne hatten, der ihnen so nahe lag, daß sie mit ihren Pfeilen und Schleudern einen Theil dieses Quartiers erreichen konnten. Man mußte auf den erhöhten Grund dieses Tempels auf hundert Stufen hinauf steigen, der einige ziemlich geräumliche Thürme in sich faßte, worin fünfhundert der besten, und aus dem mexicanischen Adel ausgesuchte Soldaten Fus gefaßt hatten, und solchen Platz zu behaupten fest entschlossen waren; zu welchem Ende sie sich auch auf viele Tage mit Gewehr und Mundvorrat versehen. **Cortez** konnte sich dieses Ortes aus Mangel der Mannschaft, welche er nicht zu theilen vermochte, nicht bemächtigen. Inzwischen da er merkte, daß die Mexicaner dessen Wichtigkeit einsahen, und solchen aus der Ursache eingenommen hatten; so war er genöthigt, selbige, es koste auch was es wolle, daraus zu vertreiben. Er erstieg ihn also mit stürmender Hand, und bewies dabey ganz erstaunende Tapferkeit. Der Adel und die Opferpriester, die als Rasende fochten, wurden erbärmlich niedergemacht, und der große Vorrat von Lebensmitteln nach der Spanier Quartier gebracht. Ein Ausfal in die Stadt schaffte ihm Gelegenheit, dem **Duero**, des **Velasquez** Secretario, der den **Cortez** zum General vorgeschlagen, und hernachmals nebst dem **Narvaez** sich zu seinem alten Freunde gewendet hatte, das Leben zu retten. Dieser Ausfal war der zweite Sieg, den man über die Mexicaner erfochte.

**Cortez** wird aufs neue angegriffen.

**§. 93.** Den Tag darauf verlangte der Feind eine Zusammenkunft, damit die Friedenspuncte in Erwägung gezogen werden möchten. Seine Absicht aber gieng dahin, die Indianer aufzuhalten, damit sie die wenigen Lebensmittel, die sie noch vorrätig hatten, aufzereuten, und durch Hunger aufgerieben würden, alsdenn sie mit selbigen desto ehender fertig zu werden verhofften. Zu dem Ende wurden alle Zugänge versperrt, damit sie keine Zufuhr erhalten, noch entweichen konnten. Sie überlegten zwar, daß sich verschiedene vornehme Mexicaner bey den Spaniern befänden; weil aber der Kaiser gestattet hatte, daß seine Kinder, wovon der älteste ein junger, und des Throns vollkommen würdiger Prinz war, dem Staate oder vielmehr seiner Staatsklugheit zum Opfer dienen solten; so machten sie sich auch deshalb weiter keine Sorge, sondern ihr Mitleiden berraf blos den obersten Opferpriester, den sie als die zweite Person im Reiche verehrten. Noch desselben Abends stellten sich die Abgeordneten bey der Unterredung ein, und gaben zu verstehen, wie es gut seyn würde, daß einige von den gefangenen Mexicanern von dem General völligen Unterricht erhielten, und an die Staatsbediente des Kaisers gesendet würden; zugleich gaben sie zu verstehen, daß der alte Greis, der oberste Opferpriester, tüchtiger, als alle die an-

Man sucht einzuschläfern.



dern dazu seyn würde, inmassen dieser, in Absicht seines Ranges, alle Schwierigkeiten niedertreten könnte. Man lies sich auch wirklich fangen; dieser Alte wurde unterrichtet, abgeordnet, und er kam auch nicht wieder.

Cortez ent-  
schliesst sich zur  
abreise.

§. 94. Cortez erfuhr, daß die Feinde anfiengen, die Dämme zu durchgraben, die Brücken abzubrechen, und an verschiedenen Orten Verschanzungen aufzuwerfen. Er entschlos sich daher, noch dieselbe Nacht aufzubrechen, ehe die Feinde die Wege vollends unbrauchbar machten. Daher lies er eine Brücke von dicken Balken und starken Brettern machen, welche die Canonen tragen konten, damit er auf solche Art über die von den Feinden gemachte Graben kommen möchte. Diese Brücke konten vierzig Personen heben und führen. Zweihundert Tlascalteker benebst zwanzig Reutern unter der Anführung Christophel von Sandoval, Franciscus von Azevedo, Diego von Ordez, Franciscus von Lugo, und Andreas von Tapia machten die Vorvölker aus. Die Schlussvölker aber übergab er dem Peter von Alvarado, Johan Velasquez von Leon und andern Hauptleuten, die mit dem Narvaez angelanget waren, und deren Corpo sich weit stärker als das erstere befand. Der mittlere Zug bestand aus den übrigen Völkern der Armee, der die Gefangenen, das grobe Geschütze und die Bagage führte. Cortez hatte noch ein ander Corpo für sich behalten, womit er an den Orten, wo es nötig seyn möchte, Hülfe leisten wolte; dieses bestand aus hundert auserlesenen Soldaten, unter der Anführung der Hauptleute, Alphonsus von Avila, Christoph von Olid und Bernhard Vasquez von Tapia. Den Schatz lies er in ein Zimmer bringen, und nahm den fünften Theil des Königes davon, und solcher wurde auf Pferde geladen; der Ueberrest aber, der sich auf siebenmal hunderttausend Thaler belief, wurde zurück gelassen. Denn Cortez sagte, daß es jetzo nicht Zeit davon wäre, sich mit dieser Last zu beschweren, sondern sie müßten freie Hände behalten, ihre Reputation und Leben zu vertheidigen. Als er nun vermerkte, daß die Soldaten eine solche schöne Beute sehr ungerne verliessen; so fügte er hinzu, daß dieser Rückzug nicht als eine gänzliche Verlassung dieser Reichthümer angesehen werden müßte, und als ob man von dem Vorhaben, dieses Reich zu erobern, völlig abstände; sondern man müsse ihn als eine Reise betrachten, die er zu dem Ende anstellte, damit er eine stärkere Armee zusammen bringen, und desto ungehinderter wieder zurück kommen könnte. Jedoch, es entfuren ihm einige Worte, womit er das ganze Spiel verdarb. Denn er lies sich aus Gefälligkeit für die Soldaten vermerken, daß er eben niemanden verwehren wolte, so viel mit sich zu nehmen, als ohne Beschwerung fortgebracht werden könnte. Hier nun war der Geiz die Maasse ihrer Freiheit, und viele beluden sich mit mehrern, als die Klugheit bey damaligen Umständen gestattete.

Beschwerlich-  
cher zurück-  
zug.

§. 95. Es war beinahe Mitternacht, als der Ausbruch vor sich gieng. Dunkelheit und das eben zu der Zeit eingefallene Regenwetter, schien zwar ihrem Vorhaben beförderlich zu seyn. Dem ungeachtet traf man bey jedwedem Schritte neue Schwierigkeiten an. Sie mußten sich oftermalen durch eine Menge bewaffneter Mexicaner den Weg banen. Die beiden Seiten des Dammes waren mit einer unzähligen Menge Canote angefüllt. Die Brücke konte auch nicht alzuweit gehen, denn sie verwirrte sich in Steinen, wodurch sie aufgehalten wurde; das grobe Geschütze mußte ins Wasser geworfen werden; die Schlussvölker wurden von den Mexicanern abgeschnitten; viele Spanier, die sich alzu-  
viel

viel mit Golde beladen hatten, konnten nicht mit derjenigen Geschwindigkeit fortkommen, als wenn sie blos ihr Gewehr geführt hätten, und wurden also niedergemacht. Cortez versammelte alles, was er von den Ueberbleibseln der Schlusvölker zusammen bringen konnte, und Alvarado sties zu ihm, der sein Pferd verloren, und sein äusserstes angewendet, um nicht von der Menge überwältigt zu werden.

§. 96. Die Armee hielt sich zu Tacupa am Ufer der See etwas auf, damit sie alle mögliche Mannschaft zusammen ziehen konnte, und begab sich endlich auf den Weg. Der Spanier verliert. Bey der Musterung vermisste man zweihundert Spanier, mehr denn tausend Tlascalteker, und sechs und vierzig Pferde; ingleichen alle gefangene Mexicaner, die in der Dunkelheit der Nacht umgebracht worden waren. Die vornehmlichsten Spanier, die man vermisste, waren, Amador von Lares, Franciscus von Morla, Franciscus von Salcedo, und Johan Velasquez von Leon. Als die Mexicaner, so bald es Tag wurde, die Todten betrachteten, erkannten sie unter selbigen des Motezuma Prinzen, und eilten mit ihren Leichnamen, ein ihrer Geburt gemässes Gepränge vorzunehmen. Dadurch nun wurden sie abgehalten, die spanische Armee zu verfolgen. Sie schickten verschiedene Haufen der nahe an der See liegenden Städte ab, die sie so lange aufhalten sollten, bis die gesamte Macht des Reichs sich wider sie vereinigen konnte.

§. 97. Nach verschiedenen Scharmüßeln, wodurch die Spanier unter Weges Schlacht bey Otumba. beunruhiget wurden, trafen sie eine unzählige Armee von Mexicanern an, so das Thal bey Otumba eingenommen, und ihnen den Weg verlegt hatte. Sie schlugen sich aber glücklich durch, und erhielten den Sieg durch des Cortez Klugheit. Dieser erinnerte sich nemlich eben zu rechter Zeit, von dem Motezuma gehört zu haben, daß die kaiserliche Standarte von diesen Barbaren als ein geheiligtes Unterpfand eines glücklichen Erfolgs angesehen würde. Daher nahm er einige der Beherzten zu sich, drang auf dieser Seite durch die Haufen, und lies die Standarte wegnemen. So bald sich diese nun in der Spanier Händen befand, hielten sich ihre Feinde für verloren, und wurden es auch in der That.

§. 98. Cortez war dieses Sieges ungemein benöthiget, damit er den Eifer der Republik Tlascala aufs neue zu seinem Vortheil anfrischen könnte. Zu seinem Glück war Aguilar und Marine noch daselbst verblieben. Der General wurde von diesem Volke Cortez langet zu Tlascala an. als ein Ueberwinder der Mexicaner angesehen, und man feierte seine Zurückkunft durch öffentliche Ehrenbezeugungen.

Er vernam, daß acht Spanier zu Vera Cruz durch die Einwohner der Landschaft Tlaxcala, die sich durch die Mexicaner auswiegeln lassen, hinweggeführt worden. Derohalben gieng er in ihr Gebiete, lieferte ihnen eine Schlacht, nahm ihre Stadt ein, und legte daselbst eine Festung an, welche er Segura de la frontera nannte, weil sie wirklich die Grenze sicher stellen mußte. Er sendete auch verschiedene Hauptleute aus, die einige andere Städte, welche sich gleichfalls empöret hatten, wieder in Ordnung bringen sollten; er selbst aber begab sich mit dreihundert Spaniern, zwölf bis dreizehn Reutern, und mehr als dreißigtausend Tlascalteken nach Guacachula, woselbst sich alles seiner Botmäßigkeit unterwarf. Machtet sich die landschaft Tlaxcala und Guacachula unterwürfig.



Verschaft sich  
neue verstär-  
kung.

§. 99. Dieser glückliche Ausgang brachte ihm die Ehrfurcht der Taciken zuwege, die ihm ihre Völker reißend anboten, und erfreuet waren, solche unter seinen Befehlen anführen zu können. Diese Umstände ließen ihn hoffen, daß er bald im Stande seyn würde, mit hinreichender Macht nach Mexico zurück zu keren. Sein gutes Glück verschafte ihm über dieses noch neue Verstärkungen, die er sich nicht einmal vermutet hatte. Ein Schif von mitler Gröſſe kam in die Rihede von St. Johan Ulua. Dieses führte Peter Barba, Gouverneur von Havana, der eben derselbe war, der ausgeschlagen hatte, den Cortez, den er liebte, daselbst in Verhaft zu nehmen. Velasquez verwunderte sich, daß er von dem Narvaez keine Nachricht erhielt, sendete ihn daher nebst dreizehn Soldaten, zwey Pferden und einiger Kriegsmunition und Proviant, ab, sich nach selbigem zu erkundigen. Peter Cavallero, den Cortez zum Hauptman der Küste ernennet hatte, verfügte sich sogleich in einer Schaluppe zu ihm, sein Verlangen zu erfahren. Diese Abentheurer erkundigten sich nach dem Narvaez. Er antwortete ihnen, daß sich dieser bey gutem Wohlseyn befände, und seine Sachen auf einem bewundernswürdigen Fus stünden; das ganze Land sey ihm unterthan: Cortez hingegen irrete mit einer Handvol Menschen, die er übrig behalten, in den Wäldern herum. Hierauf führte er den Barba, nebst seinen Leuten, nach Vera Cruz, woselbst sie auf des Cortez Befehl in Verhaft genommen wurden. Barba war wegen dieses Hintergangs auf den Cavallero nicht übel zu sprechen, inmassen er dadurch Gelegenheit bekam, sich seinem alten Freunde zu nähern. Sie wurden nach Segura geführt, woselbst sich Cortez aufhielt, und sich über eine so gute Begebenheit ungemein erfreuete. Acht Tage hernach langte ein neues Schif mit Hülfsvölkern für den Narvaez an. Cavallero bediente sich eben derselben Kriegeslist, und verschafte dadurch seinem General sechs spanische Soldaten und ein Mutterpferd, benebst einem ansehnlichen Vorrathe von Krieges- und Mundprovision. Dieses Schif wurde von dem Hauptman Rodrigo Moreion von Lobera geführt. Sie nahmen eben denselben Weg, und thaten unter dem Cortez sowol als die andern Dienste.

Läſſet zu Vera  
Cruz Bri-  
gantinen bau-  
en.

§. 100. Cortez versprach sich zwar täglich immer mehr von der Eroberung von Mexico, ohnerachtet er die dabey befindlichen Schwierigkeiten wohl einsah. Die Dämme wurden durch die Menge bewaffneter Canote, womit die See gar leicht bedeckt werden konnte, gefährlich. Er wußte aus der Erfahrung, daß sie Grund genug zu einigen Brigantinen hielt. Er hatte bereits drey auf der See bey seiner ersten Reise bauen lassen, und dem Motezuma eine Probe von der europäischen Schiffart gewiesen. Bey seiner Zurückkunft von seinem Unternemen wider den Narvaez, traf er selbige zerbrochen und von den Rebellen halb verbrant an. Er entschloß sich also, zwölf bis dreizehn zu Vera Cruz zu bauen, welche er Stück vor Stück durch die Tamener, eine Art Menschen, welche die Gerätschaft der Armee fortbringen, tragen, und sie an dem Ufer der See, so bald man daselbst eingetroffen, versamlen lassen wolte. Ordaiz hatte einen feuerspeienden Berg in Augenschein genommen, und darin viel Schwefel bemerket; hiervon zog man zween Vortheile: es diene nemlich diese Dreistigkeit dazu, den Begriff, den die Indianer von den Spaniern hatten, zu vergrößern; und denn aus dem gefundenen Schwefel Pulver zu machen, woran sie Mangel zu leiden anfiengen.

Neue verstär-  
kung für des  
Cortez armee.

§. 101. Unterdeſſen, da man sich zu einem neuen Vorhaben solchergestalt anschickte, war Garay, der auf der Küste von Panuco zu eben der Zeit, da die Armee zu Zempoala

poala wider den Narvaez zu Felde lag, einen Versuch thun wollen,) durch den Widerstand der Mexicaner, welchen die Landschaft Panuco zugehörte, zurückgetrieben worden. Eine andere dahin gesendete Flotte war nicht glücklicher. Seine Leute, die gezwungen waren, sich wieder zu Schiffe zu begeben, und in See zu gehen, ohne zu wissen, wo sie anlanden sollten, kamen in die Gewässer von Vera Cruz, woselbst sie sich des Cortez Armee einverleiben ließen. Das erste von diesen Schiffen, so der Hauptman Comargo führte, hatte sechzig spanische Soldaten; das andere fünfzig nebst sieben Pferden, unter dem Hauptman Michael Diaz von Nur, einem aragonischen Edelman, eingenommen. Mit diesem Anwachs der Verstärkung glaubte Cortez im Stande zu seyn, einiger Soldaten des Narvaez überhoben seyn zu können, die ein heftiges Verlangen blicken ließen, nach Cuba zurück zu kehren. Dieses war der Ueberrest dererjenigen, die bey dem Auszuge aus Mexico die Schlusvölker ausgemachet. Bey diesen hatte er angemerket, daß es Laugenichte waren, welche die Beschwerlichkeiten nicht ertragen konnten, und keinesweges auf Erwerbung einiger Ehre, wol aber auf Beutemachen ihr Absehen richteten. Der mehreste Theil machte sich seiner gegebenen Erlaubnis, nach Cuba umzukeren, zu Nuße. Einige aber ließen sich doch durch die Ehrbegierde bewegen, bey ihm auszuhalten. Ducro, des Velasquez Secretarius, dem Cortez in einer Gasse zu Mexico das Leben erhalten, befand sich unter denen, die ihn verließen; und was das schlimmste noch dabey war, so gieng er nach Spanien, woselbst der Undankbare den General in übeln Credit zu bringen suchte, und auch so gar keine Verleumdungen sparete, wodurch er ihn bey dem Landesherrn in Ungnade zu stürzen vermeinte.

§. 102. Cortez stattete seiner Seits einen langen Bericht von dem ab, was er bis anher gethan, wiederholte auch in selbigem den Inhalt des vorigen, den er im abgewichenen Jahre mit dem Porto-Carrero und Montejo abgesendet hatte. Er beschwerte sich insbesondere darinnen über die Hindernisse, die ihm Velasquez in den Weg zu legen gesucht, und über das unbillige Betragen des Garay, der sich einen Theil von Mexico zueignen wolte. Diese Brieffschaften vertraute er den Hauptleuten Alphonsus von Mendoza und Diego von Ordaz an. Zugleich gab er ihnen auch auf, seinen Vater, Martin Cortez, zu besuchen, der annoch lebte, und mit dem Porto-Carrero und Montejo gemeinschaftlich zu handeln. Unterdessen nun, da er sich mit seinen Zubereitungen beschäftiget, wollen wir sehen, wie es seinen Abgeordneten ergangen.

§. 103. Wir haben angemerket, daß ohnerachtet des Montejo Versehens und des Velasquez Hasses, gedachte Abgeordnete im Monat October 1519 zu Sevillien glücklich angekommen waren. Dasselbst trafen sie Martin Benedict, des Velasquez Capellan, an, der auf Gelegenheit wartete, sich wieder nach Cuba zu begeben. Dieser war den Ministern schon bekant. Er lies also das Schiff nebst der Ladung sogleich, als wenn es dem Velasquez zugehörte, in Beschlag nehmen. Seine Beschützer ließen seine angeführte Ursachen, die er durch Geschenke unterstützte, sofort gelten. Des Cortez Abgeordneten aber wurde nachgelassen, davon an den König zu appelliren. Sie vermeinten den König zu Barcelona anzutreffen; er war aber eben bey ihrer Ankunft nach Corogne abgereiset. Hierauf wendeten sich nach Medelin zu des Generals Vater, dem Martin Cortez, damit er sie dem Könige vorstellen, und ihr Gesuch, wegen Freilassung des Schiffs, unterstützen möchte. Dieser ehrwürdige Alte war um so mehr erfreuet sie zu sehen, da er

1. Theil.

N r r r

seinen



seinen Sohn bereits vor todt gehalten, ihn auch schon deshalb betrauret hatte. Er wußte, daß der Kaiser (also nennete man den König von Spanien Carl den Ersten, als er von dem Römischen Reiche zum Kaiser war erwälet worden) nach Tordesillas zur Königin Johanna, seiner Frau Mutter, reisen würde. Sie begaben sich dannenhero dahin, seine Ankunft zu erwarten, wurden auch sehr gnädig aufgenommen. Seitdem sich nun die Cammer zu Sevillen des Schiffs bemächtiget, so hatte sie sich noch nicht unterstanden, dem Kaiser das Geschenk zu übersenden; solches bewerkstelligte sie aber endlich, und solches wurde dem Kaiser eben zu der Zeit zugestellt, als der alte Cortez, nebenst den beiden Hauptleuten und dem Steuermann Alaminos des Generals Bestes zu bewirken suchten. Carl dankte Gott für diesen glücklichen Fortgang, und lies sich von allen ausführliche Nachricht ertheilen. Da er aber durch die häufigen Klagen, welche von Seiten der misvergnügten Städte einliefen, mehr als zu sehr überhäuft war; so übergab er den Handel wegen des Schiffs und des Cortez Gesuch einer Rathsversammlung, die aus dem Cardinal Adrian Florenz, welcher sein Lehrmeister gewesen, und hernachmals unter dem Namen Adrian VI. Pabst wurde, und aus andern Prälaten und Ministern bestund, die den Cardinal während der Abwesenheit des Kaisers unterstützen sollten. Diese mußten nun deshalb von dem Rathe von Indien Nachricht einziehen: zum Unglück aber hatte dieser Rath den Bischof von Fonseca zum Präsident, und dieser Prälat schien ein geborner Verfolger aller grossen Männer zu seyn, welche der spanischen Monarchie die nützlichsten Dienste geleistet hatten. Dieser geschworne Feind des Colombo, war es auch von dem Cortez. Er vernichtete alle gute Absichten, die man für den General hatte; und verlassete zu des Velasquez Vortheil, der ihn durch Geschenke gewonnen, so viel Unschlüssigkeit in dem Rathe, daß diese Sache sich bis zur Ankunft der andern Abgeordneten, ja bis auf die Zurückkunft des Kaisers verzögerte. Alles, was der alte Cortez und die Abgeordneten erhalten konnten, war eine Provision vor ihre Unkosten wegen der zu Sevillen weggenommenen Güter. Durch diese Hülfe brachten sie zwey Jahr am Hofe zu, und folgten den Tribunalen als verunglückte Prätendenten: eine traurige Folge der Unruhe des Prälatens, der durch diesen persönlichen Haß die schönste Erbeutung, die Spanien jemals machen können, so viel an ihm lag, hemmete. Nunmehr wollen wir uns wieder zu dem Cortez wenden.

**Cortez solliet:** S. 104. Zu eben der Zeit, da er seinen Bericht nach Spanien erstattete, sendete tirtet bey der er ein ander Schif nach S. Domingo ab, welches die Hauptleute Alphonfus von Audienz zu Avila und Franciscus Alvarez Chico überbringen mußte, die er an die P. P. S. S. Domingo. Hieronymus, Präsidenten der königlichen Audienz, als das damals einzige Tribunal im dasigen ganzen Lande, abordnete. Er bat um einen baldigen Succurs, gab ihnen von allem, was er zeither gethan, Nachricht, und beklagte sich sowol über des Velasquez Verfolgungen, als über des Garay Anforderungen. Die Insel S. Domingo war aber nicht im Stande, sich von der wenigen Macht, die ihr übrig geblieben, zu entblößen. Daher versprach man ihm, seinetwegen nach Hofe zu berichten, und sein Gesuch zu unterstützen; unterdessen aber bemüheten sie sich, die beiden Mitwerber durch dringende und nachdrückliche Befehle in Ordnung zu erhalten. Ob nun gleich diese Reise dem Cortez nicht alle die Vortheile verschafte, die er davon verhohete, so war ihm doch solche durch die guten Dienste, welche ihm die Patres in Europa erwiesen, nicht unnützlich.

§. 105. Bey dem Ausgange des Jahres 1520 faßte Cortez den Entschlus, zum <sup>Verfolg des</sup> dritten male mit aller bey sich habenden Macht in Mexico einzudringen. Er erhielt noch <sup>unternehmens</sup> eine neue Verstärkung. Denn ein Schif hatte bey Vera Cruz Anker geworfen, das <sup>auf Mexico.</sup> von den canarischen Inseln kam, woselbst es eine Menge Flinten, Pulver und ander Kriegergeräte, benebst drey Pferden und einigen Reisenden eingenommen, die ihre Waaren denen mit Eroberungen beschäftigten Spaniern verhandelt hatten. Der gestiegne Preis lockte die europäischen Kaufleute herbey. Der General, der von diesem Vorfal Nachricht bekam, sendete Gold und Silber in Platten ab, und der Commissarius machte seine Sachen so wohl, daß er die ganze Ladung erhandelte, und von dem Uncernemen einen so vortheilhaften Begriff machte, daß er den Hauptman und Schifspatron überredete, unter dem Cortez nebst dreizehen Soldaten, die ihr Glück zu machen suchten, zu dienen.

§. 106. Cortez hielt über seine Armee die Musterung, und befand sie 540 Fuß- <sup>Zustand der</sup> völker, 40 Reuter und neun Stücke stark. Die Republic Tlascala hatte ihm zwar <sup>armee des</sup> eine zahlreiche Armee bestimmt, er verlangte aber nur zehen tausend Mann; die übrigen <sup>Cortez.</sup> wurden dazu gebraucht, die Brigantinen zu tragen. Die Völker von Cholula und Guacocingo stießen ebenfalls zu ihm, dergestalt, daß seine Armee sechzig tausend streitbare Manschaft ausmachte.

§. 107. Er brach den 28 December auf, und nach einer ziemlich glücklichen Reise <sup>Er setzt den</sup> se langte er zu Tezeuco am Ufer der See an. Tacumazin, des Moteczuma Neffe, <sup>könig von Te-</sup> hatte sich daselbst fest gesetzt, und dem Cortez eine Falle gelegt; er hatte aber nicht das <sup>zeuco ein.</sup> Herz, sein Vorhaben zu Ende zu bringen, sondern er entflohe über die See. Er hatte ehemals diesen Platz von seinem ältesten Bruder gewaltsamer Weise eingenommen, dessen Sohn dem Cortez vorgestellt wurde. Dieser machte sich ein Vergnügen daraus, ihn wieder einzusetzen: und die Einwohner nahmen ihren rechtmäßigen Herrn mit allen Freuden an, der ein Christ geworden war, und mit seiner ganzen Macht sich zu des Cortez Diensten widmete. Unterdessen, da man am Ufer der See die Brigantinen bestieg, sendete Cortez einige Haufen ab, die Gegend auszukundschaften, und einige Städte einzunehmen. Dieses geschah nicht ohne Scharmügel, wobey die Mexicaner jederzeit viel Manschaft verloren, und des Cortez Bundesgenossen sich mehr und mehr in die Kriegesordnung schicken lerneten, die ihnen von ihm vorgeschrieben war. Zu dieser Zeit ereignete sich eine überaus erfreuliche Begebenheit.

1521.

§. 108. Ein Schif von ziemlicher Grösse kam zu Vera Cruz an. Auf selbigem <sup>Ankunft Zu-</sup> befand sich Julian von Alderete, der von Tordeyllas gebürtig war, und das Amt ei- <sup>lians von Al-</sup> nes kaiserlichen Schatzmeisters verwaltet hatte; ingleichen der Pater Peter Melgareco <sup>derete.</sup> von Utrera, ein Franciscaner von Sevilien; Anton von Calvajal, Hieronymus Ruiz von Mora, Alphonsus Diaz von Reguera, und andere Soldaten von Wichtigkeit, nebst einem Vorrat von Waffen und Mundvorrat. Diese begaben sich sogleich nach Tlascala mit ihrem Vorrat, den die Zempoaler trugen. Ihnen wurde sogleich eine Bedeckung gegeben, die sie nach Tezeuco führte, wohin sie sowohl die Hülfsvölker, als die Nachricht von ihrer Ankunft, selbst überbrachten. Dieses Schif kam von S. Domingo.



Glücklicher  
fortgang des  
generals und  
verschwörung  
wider ihn.

§. 109. Ein Unternehmen, welches Cortez an der Spitze eines Haufens selbst anführte, und wovon er mit Lorbern überhäufet wieder zurück kam, veranlassete, während seiner Abwesenheit eine Verschwörung wider sein Leben. Er empfing hiervon zwar in Zeiten Nachricht, er wußte aber klüglich zu verbergen, daß er die Liste der Verschwornen gesehen; und begnügte sich blos damit, einen Soldaten Namens Villafagna, der der Aufwiegler gewesen, zum Tode zu verurtheilen. Es gieng ihm aber sehr nahe, daß er auf der Liste auch solche Personen antraf, auf deren Treue er sich hauptsächlich verlassen zu können, geglaubt hatte.

Er belagert  
Mexico.

§. 110. Als die Brigantinen ins Wasser gelassen worden, nahm die Belagerung der Hauptstadt den Anfang, welche drey Monate und eilf Tage dauerte, unter welcher Zeit die Mexicaner alles versuchten, was die grosse Menge Volks und die durch Eigennuß angetriebene Beßlossenheit möglich machen konnte, sowol ihren eignen als auch des ganzen Reiches Verlust zu entfernen. Die Spanier mußten das Land Fus vor Fus, durch durchstochne Dämme und durch alles das gewinnen, was ein verschlagenes und kriegerisches Volk zu ersinnen vermag.

Der neue Kai-  
ser wird ge-  
fangen.

§. 111. Guatimozin wurde auf seiner Flucht gefangen genommen, und diese Erbeutung versicherte dem Cortez die Ehre, ein so weiträufiges Reich erobert zu haben, das bey jedem Schritte ihm unzählige Armeen entgegen stellte, welche er alle zuvor übern Haufen werfen mußte, ehe sein Absehen seinen Fortgang erreichte. Diese wichtige Begebenheit trug sich den 13 August im Jahre 1521 zu. Während dieser drey Monate, da diese Belagerung dauerte, ereigneten sich mehr denn sechzig blutige Schlachten, welche denen Mexicanern beinahe hundert tausend Mann kosteten. Sobald der Kaiser in des Cortez Gewalt war, so befahl er seinem Volke, die Waffen nieder zu legen, und es wurde ihm auch Gehorsam geleistet: als er sich nun des Mitleidens, so Cortez gegen ihn blicken lies, zu Nuzen machte, so bat er ihn, das Megeln einzustellen, und zu verhindern, daß seinen Unterthanen ferner nichts Leidens widersüre, versicherte auch zugleich ihre Unterwürfigkeit. Sein Verlangen ward erfüllet, und Cortez verbot seinen Völkern, nunmehr den Ueberwundnen ferner kein Leid anzuthun.

Er macht sich  
meister von  
der Stadt und  
belonet seine  
Bundesgenos-  
sen.

§. 112. Die erste Sorge des Generals bestund darin, sich aller Posten zu versichern. Er lies die grossen Höfe reinigen, woselbst die Leichen des Adels während der Belagerung so lange hingebraucht waren, bis man Gelegenheit haben können, sie in ihre Begräbnisse zu bringen. Diese Körper hatten die Luft verunreiniget: in allen Gassen lies er Freudenfeuer anzünden, die auch zu Reinigung der Luft zugleich mit beförderlich waren. Unter der vorhandenen Beute nahmen die Castilianer Gold, Silber und Federn zu sich; ihre Bundesgenossen aber bekamen die Kleider und andre Stücke, welche in der That für sie herrliche Güter waren. Die grössste Brigantine übergab er benebst achtzig Castilianern Johan Rodriguez von Villa Guerta: und als er die ersten vier Tage auf diese Sorgfalt verwendet hatte, führte er die Armee nach Cuyoacan anderthalb Meile von Mexico, an das Ende eines Dammes, auf dem festen Lande; dankte den Hülfsvölkern, die ihm so treulich beygestanden hatten; und nachdem er ihnen versprochen, sie bey ihrer Freiheit zu schützen, und sie im Fal eines fernern Krieges wieder an sich zu ziehen, so beurlaubte er sie. Diese machten sich voller Freuden über die erlangte Ehre und reiche Beute wieder nach Hause.

§. 113. Die Spanier, die dem Cortez gefolget, waren am schwersten zu ersättigen. Sie hatten von des Motezuma Schätzen reden hören, fanden aber nichts von allen. Daher verlangten sie, daß der General diese Reichtümer auffuchen lassen sollte, wodurch sie sich mehr, als durch die Ehre und Liebe zum Vaterlande, bewegen lassen, seiner Person überall zu folgen. Sie giengen gar so weit, daß sie ihn beschuldigten, als habe er solche sich alleine angemasset. Den mehresten Theil aber machte Julian Alderete, der in Absicht seines Amtes als königlicher Schatzmeister im Namen des Königes an zu reden fing, und verlangte, daß ihm die unsäglichen Schätze ausgeantwortet würden, davon er dem Könige seinen Theil zuwenden müßte. Er war des Bischofs Fonseca Nese und folglich ein Mann, der durch das Ansehen seines Verwandten viel Unfug stiften konnte. Die übrigen aber droheten mit einer Empörung. Cortez mußte bey diesen gefährlichen Umständen gestatten, daß der Kaiser und sein Schatzmeister peinlich befraget wurden, wo des Motezuma Reichtümer geblieben wären.

Des Alderete  
misvergnü-  
gen.

§. 114. Alderete lies also den unglückseligen Guatimozin und seinen lieblich auf glühende Kohlen legen, damit sie durch diese entsetzliche Marter gezwungen werden möchten, des Motezuma Schätze zu entdecken. Der Schatzmeister winselte erbärmlich, und sahe seinen Herrn mit betrübnen Augen an; dieser aber antwortete ihm mit einer heldenmäßigen Standhaftigkeit: Meinest du denn, daß ich auf Rosen liege? Hierdurch wurde der lieblich ganz wieder aufgemuntert, und gab durch sein Stillschweigen seine Ehrfurcht vor seinen Herrn zu erkennen, die er auch bis in den Tod beibehalten wolte.

Seine grau-  
samkeit gegen  
Guatimozin.

§. 115. Als Cortez von dieser Grausamkeit Nachricht erhielt, so trat er hinein, und redete als ein Befehlshaber, lies augenblicklich den Guatimozin von der Marterbank los binden, und sagte, daß es eine unerhörte Unmenschlichkeit sey, einen König solcher Ursachen wegen, dergestalt zu mishandeln. Er brachte auch die ganze Armee auf dieses unglückseligen Herrn Seite, welchen Alderete, wenn er ihn länger in seiner Gewalt behalten, nicht so wolfeil würde haben davon kommen lassen. Die Armee tadelte durchgängig seine Grausamkeit nebst der Nachlässigkeit der Obern, daß sie nicht vielmehr mit Auffuchung des Schatzes den Anfang gemachet.

Cortez befreiet  
ihn aus den  
händen seiner  
herrscherknecht.

§. 116. Es gieng das Gerüchte, als ob Guatimozin zehn Tage vor seiner Gefangennemung von seinen Göttern eine Offenbarung gehabt, worin ihm sein Unglück vorher verkündigt worden, daher habe er alle Reichtümer in die See werfen lassen. Es wurde zwar aller Orten nachgesuchet, man konnte aber nichts davon finden. Man mutmaßte endlich, daß sie vielleicht in den Gräbern versteckt seyn möchten; diese wurden zu dem Ende geöffnet, darinnen aber nichts weiter als etwas wenig Gold angetroffen, das sogleich vertheilt ward.

Verlust des  
Schatzes.

§. 117. Die Patres des Hieronymiterordens, die der königlichen Audienz zu Domingo vorgesezt waren, vernamen sowol durch die Ankunft des Duero als auch anderer, die den Cortez verlassen hatten, daß der Weg nach Mexico nunmehr den Predigern des Evangelii offen stünde, und daß auch albereits von den Bundesgenossen verschiedene angesehenene Personen bekehret worden. Daher schickten sie drey Geistliche von dem Orden des Franciscus dahin, die bey dem Volke in Tlascala einen Versuch

Es langen  
Missionarii zu  
Mexico an.



ihrer Missionen thun sollten. Diese ehrlichen Barsüßer fiengen auf öffentlichen Marktplätzen und auf den Strassen mit einem bewundernswürdigen Eifer an zu predigen; da sie aber die Sprache nicht wußten, und folglich von den Tlascaltlern nicht verstanden werden konnten, so hatte ihre Beflißtheit den verhofften Fortgang nicht. Die Indianer, welche nichts als lebhaftre und starke Bewegungen an ihnen sahen, und die Thränen beobachteten, welche die Missionarien bey Erblickung einer so ungeheuren Menge Gözendiener vergossen, wußten nicht, was sie von ihnen halten sollten. Kurze Zeit nach Eroberung der Stadt Mexico aber langten zwölf andre Geistliche eben desselben Ordens dasselbst an. Die Indianer verwunderten sich, als sie sahen, daß ihnen von dem Cortez und andern Spaniern eine so besondre Ehrerbietung erwiesen wurde, daher fasseten sie ebenfals eine solche Hochachtung vor sie: als nun dieses mit ihrem bey sich habenden Dolmetscher vereinbaret wurde, so erleichterte solches alles den Fortgang der christlichen Religion nicht wenig, die nachher bey allen diesen Völkern almählich Wurzel fassete.

1522. **§. 118.** Cortez befließ sich nunmehr, die Landschaften dieses weitläufigen Reiches näher kennen zu lernen, wovon ihm noch viele bisher unbekant geblieben waren. Ein ohngefärer Zufal fürete einen seiner Soldaten nach dem Königreich Mechoacan: Entdeckung dieser machte seine Landesleute dafelbst beliebt, und nach seiner Zurückkunft wurde Montano nebst einiger Mannschaft dahin abgeschicket, welche Tazuzin, König von Mechoacan, ziemlich wohl aufnam; er hatte aber die Absicht, sie seinen Gözen zu opfern. Jedoch er wurde von seinen angesehensten Staatsbedienten davon abgehalten, daher sendete er sie nebst einigen an den Cortez abgeschickten Gesandten wieder zurück; hernachmals sendete er seinen Bruder ab, und stellte sich endlich gar selbst persönlich bey ihm ein. Cortez bedienete sich seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, einige Niederlassungen in diesem Königreiche, welches heutiges Tages einen Theil Neuspaniens ausmachet, zu veranstalten.

**§. 119.** In eben diesem Jahre wurde endlich der wichtige Proces zwischen dem Velasquez und dem Cortez geschlichtet. Mendoza und Ordaz waren beseliget, bey ihrer Ankunft in Spanien nicht bekant zu machen, daß sie von dem Cortez abgeordnet wären, noch daß sie seiner Angelegenheiten halber anlangeten, ehe sie nicht von seinem Vater erfahren, in welchen Umständen die Sache stünde. Diese Vorsichtigkeit rettete ihnen auch die Freiheit. Denn es war zu Sevillien befohlen worden, alles was von Neuspanien ankäme, in Verhaft zu nehmen. Diesem zu Folge wurde ihr Schif nebst völliger Ladung in Beschlagnahme genommen. Sie selbst aber hatten Gelegenheit, sich in Sicherheit zu setzen, und zum Glück die Brieffschaften, welche sie mit sich brachten, zu retten; das übrige ließen sie insgesamt der Willkür des Bischofs Fonseca, als dessen Befehle hierunter nachgelebet wurde. Sie entwichen von Sevillien, und begaben sich zu Martin Cortez, der sich nebst denen andern beiden Abgeordneten, nemlich dem Portocarrero und Montejo, wieder nach Medellin gewendet hatte, und dafelbst eine günstigere Gelegenheit erwartete. Man war damals durch die innerlichen Unruhen des Reichs, welche den Cardinal Adrian ganz allein beschäftigten, alzu sehr verlegen. Die Nachrichten aber von des Kaisers bevorstehender Zurückkunft, verschafften dem Lande almählich wieder einige Beruhigung. Martin Cortez ergrif diese Gelegenheit, sich nebst den vier Abgeordneten seines Sohnes dem Cardinal vorzustellen. Diesem händigten sie die Briefe aus Mexico ein, und zeigten den Befehl an, der nach Sevillien gesendet worden, nach welchem

Verfolg der  
anteriorer  
handlung der  
abgeordneten  
des Cortez  
an dem  
spanischen  
hofe.

dem sowol sie, als alles, was aus Mexico käme, in Verhaft genommen werden sollte. Zugleich meldeten sie, daß alles Gold und Silber, was das für den Kaiser bestimmte Geschenk ausmacht, gleichfalls zurück gehalten sey.

§. 120. Der Cardinal ward sehr ungehalten, als er vernam, daß sich der Bischof Fonseca angemasset, dergleichen Befehle ohne seinen Vorbewußt zu urtheilen. Er gestattete ihnen daher, diesen Prälaten verwerflich zu machen, und versprach, sie gehörig zu unterstützen. Sie machten ihn auch in Absicht ihres Rechts Handels wirklich verwerflich. Und es wurden ihm, nach dem Gutachten des Staatsraths und des Cardinals Entscheidung, alle fernere Verfügungen in des Velasquez und Cortez Processache untersaget, und seine angelegten Arreste aufgehoben. Nunmehr hingen die redlich-gefinneten Richter, da sie nicht weiter durch des Bischofs Leidenschaften zurück gehalten wurden, an Gerechtigkeit zu handhaben. Des Cortez Verdienste kamen nach so langer Unterdrückung völlig zum Vorschein. Als aber der Rath die sämtlichen Acten nachsehen wolte, fanden sie selbige durch des Bischofs Kunstfleis dergestalt verwirret, daß es ihnen unmöglich fiel, die Wahrheit aus einer Menge untergemischter Chicanen, heraus zu forschen. Der kürzeste Weg war also dieser, beider Theile Anwälde vor zu fordern, und selbige über dasjenige zu vernemen, worauf sie ihre Anforderungen zu gründen vermeineten. Nach beschehener kurzen Untersuchung wurde die abgefassere Entscheidung an den Kaiser gesendet, der sie auch bestätigte, und das Urtheil sogleich zu eröffnen befahl. Diesem zu Folge, wurde Cortez vor einen getreuen Bedienten und Vasallen des Königes erklärt. Desgleichen wurden die Hauptleute und Soldaten, die ihn begleitet hatten, vor eben solche Personen gehalten; dem Velasquez aber wegen Eroberung Neuspaniens ein ewiges Stillschweigen auferleget, und ihm bey Strafe der Absetzung verboten, weder durch sich selbst, noch durch andre ihm zugethane Personen, ferner einige Hinderung in dem Weg zu legen; zugleich aber wurden ihm seine Gerechtsame, so viel die Kosten anbetraf, die er auf die Ausrüstung der Flotte verwendet, vorbehalten, wenn er solche von dem königlichen Antheile absondern und gehörig bescheinigen würde. Die Gnade, womit Cortez beehret werden sollte, benebst des Velasquez Weisung, wurden nebst andern Befehlen, welche die Versammlung entworfen hatte, von dem Kaiser eigenhändig vollenzogen, und nach America gesendet; dem Garay aber zugleich anbefohlen, sein Absehen auf Mexico sofort einzustellen, auch ihm sein bisheriges Betragen, daß er sich solches angemasset, ernstlich verwiesen.

§. 121. In Betracht des Cortez so ernennete diesen der Kaiser ausser den grossen Lobsprüchen und algemeinen Genemigung seines Betragens, annoch zum Gouverneur und Oberfeldherrn des ganzen Reichs Mexico; und versicherte ihn seiner Gnade, indem er ihm die Befehle bekant machte, die ihn vor den Has seiner Widersacher sicher stellten. Die übrigen Briefe waren an den Velasquez und an die königliche Audienz zu Domingo gerichtet, der ernstlich aufgegeben wurde, den Cortez nach ihrem besten Vermögen zu beschützen, und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die seinem Vorhaben entgegen gesetzt werden möchten. Sämtliche Briefe waren vom 22 October 1522 datirt, und zween von den Abgeordneten zugestellt. Die übrigen beiden aber blieben zurück, die Hülfe, so der Kaiser für den Cortez bestimmt hatte, zu befördern zu suchen. Diese sollte sowol in Waffen als Pferden bestehen; und man schickte noch einige Geistliche mit, welche an der Befehrung, theils der Bundesgenossen, theils der wirklich unterwürfig gemachten Völker mit arbeiten helfen sollten.

Lobesprüche  
die ihm Carl  
der V. beige-  
leget.



Velasquez  
neue bemü-  
hung.

S. 122. Inzwischen hatte Cortez noch verschiedene andre Landschaften unter seine Botmäßigkeit gebracht, daß er also mit dem ganzen mexicanischen Reiche beinahe zu Stande gekommen war; als Christoph Tapia zu Vera Cruz anlangte, und Befehl hatte, die Armee wider den Cortez aufzuwiegeln, und des Velasquez Gerchisame geltbar zu machen. Er konnte aber nichts anrichten, und mußte wieder unverrichteter Sachen nach Hispaniola zurück reisen, woselbst ihn die königliche Audienz dieses Beginns halber sehr unfreundlich ansah. Kaum war er abgereiset, als Johan Bono von Quero mit Briefen von dem Bischof Fonseca unterzeichnet eintraf, die des Tapia Vorhaben bestätigten solten. Cortez aber wurde durch seine eigne Klugheit und durch den Eifer seiner Freunde von dem üblen Streich, den ihm dieser Prälat zugebracht, befreiet.

Des Alderete  
und priesters  
Leon verräthe-  
rey.

S. 123. Der einzige Julian Alderete hatte sich vorgenommen, ihn unter der Zeit, da er der Messe kniend beiwohnen würde, zu ermorden. Er gestand endlich dieses Verbrechen, und bat um Verzeihung. Ein Priester Namens Leon unternahm, ihn in die Luft zu sprengen, indem er ein Fas Pulver, so unter seinem Schlafzimmer stand, anzünden wolte. Kaum war also eine Gefährlichkeit überstanden, so mußte er schon wieder eine neue besorgen. Endlich langten die Briefe aus Spanien an, und setzten den Cortez aus aller Verlegenheit. Dieses war also die Art und Weise, nach welcher das mächtige und weite Reich Mexico der spanischen Monarchie einverleibet wurde.

1523.

### Druckfehler.

Ves Seite 7. Zeile 31. Menschenwerk. S. 14. Z. 7. Christoph. S. 14. Z. 25. sehr problematisch. S. 15. Z. 6. richteten. S. 15. Z. 41. Caraißen. S. 17. Z. 35. armenischen. S. 22. Z. 4. und sie ließen. S. 27. Z. 43. Joliet. S. 28. Z. 8. gegangen, Handlung. S. 35. Z. 37. Sarpedo. S. 39. Z. 10. und am ansehnlichsten. S. 39. Z. 19. Palus. S. 41. Z. 33. den Persern. S. 45. Z. 19. ausstierben würde. S. 47. Z. 32. Sarpocrates. S. 55. Z. 1. in gegenwärtiges. S. 56. Not. Z. 3. aber mehr. S. 60. Z. 25. Pachacamac. S. 62. Z. 28. stellt es uns. S. 65. N. Z. 3. bendidium. S. 68. Z. 13. pantheischen. S. 69. Z. 20. Was aber von. S. 73. Z. 1. und sie haben. S. 74. Z. 2. wo er. S. 74. Z. 3. solchen. S. 75. Z. 18. mehresten. S. 76. Z. 1. derselben. S. 77. Z. 10. ebenfalls einige Figuren. S. 77. Z. 11. Feuer, durch die Figur aber, eine vesalische. S. 80. Z. 35. Vesta rund erbauet, deren Gestalt. S. 81. Z. 12. Bulinger. S. 81. Z. 13. Gebeule. S. 81. Z. 19. Tempel. S. 81. Z. 25. die. S. 83. Z. 35. Hochelaga. S. 86. Z. 14. in den sabinischen. S. 88. Z. 33. wober sich mit der Zeit so viele ibid. Dinge mit eingemischet. S. 93. Z. 13. wohl verstandene Religion. S. 94. Z. 6. Sebadius. S. 94. Z. 12. meiner Einsicht nach, eben wie durch den Cecrops, unsern ersten Vater Adam zu verstehen hat, so mus man auch den Bacchus Sabazius seinen Enkel nennen, and dieser ein Vorbild. S. 95. Z. 27. Hymni. S. 97. Z. 10. *Χειρονομία*. S. 102. Z. 42. ihr der Dohse. S. 106. Z. 11. süßamer. S. 108. Z. 14. einfließen. S. 108. Z. 37. den Dionysium Mänelesem. S. 111. Z. 14. Töchter des Cecrops. S. 114. Z. 7. Eustathius. S. 115. Z. 32. Abendmal. S. 116. Z. 8. denen der Gebrauch. S. 117. N. Z. 2. Cranaus. S. 118. Z. 6. Sobn. S. 137. Z. 1. Deutung. S. 142. Z. 24. der Insel Sayenne. S. 142. Z. 28. Gyanoisen. S. 151. Z. 24. Chör der Himmel. S. 158. Z. 39. Gaouinnon. S. 159. Z. 24. Wenn von. S. 163. Z. 21. schumrige. S. 164. Z. 30. Eucharistie. S. 173. Z. 21. Sehen. S. 244. Z. 22. *Ανδρεία*. S. 251. Z. 33. aber als ein. S. 253. Z. 35. Jescha. S. 253. Z. 37. Jescha. S. 262. Z. 1. Boethus. S. 268. Z. 30. Jungen. S. 277. Z. 6. befinden. S. 277. Z. 20. begeben. S. 290. Z. 14. Penelope. S. 296. Z. 21. den Arcas, Sobn. S. 313. Z. 24. celtischen. S. 318. Z. 37. backen lies. S. 336. Z. 12. aus Palmfrüchten. S. 351. Z. 39. Seine. S. 354. Z. 7. denen unter ihren. ibid. Z. 10. zeigt uns dasjenige, was. S. 377. Z. 11. einsetzet. S. 393. Z. 6. Partey ans. S. 396. Z. 4. Haut von dem. ibid. Z. 5. über der Stirne. S. 410. Z. 18. Philaterus. S. 470. Z. 1. wohl aber. S. 472. Z. 8. sich deshalb Geseße. S. 482. Z. 21. gekleider. S. 499. Z. 28. zur Erbauung. S. 576. Z. 40. Beerrüknen.



















SPECIAL

93-B

9432

v.1



